

# Die Grenzboten











**(RECAP)**

0902

.407

Jehrs. 57

pt. 1

1898

1898

# Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1898. Erstes Vierteljahr

## Politik, Heerwesen, Volkswirtschaft

- Das Wesen des Staats. S. 1.  
Reichsländische Zeitfragen. Von Emil Kühn.  
1. Die Reichstagsanträge. S. 7. — 2. Elfaß-Lothringen den Elfaß-Lothringern. S. 117. —  
3. Ein neuer Minister. S. 241. — 4. Volksüberschätzung und Volksschmeichelei. S. 632.  
Was wird aus China werden? S. 34.  
Der Krieg von 1866 und seine Folgen. S. 173.  
Der Zusammenschluß der Deutschen in Österreich. S. 285.  
Agrarpolitische Ausichten. S. 289.  
Wie soll der Kampf um die Ostmark geführt werden? S. 348, 419.  
Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. S. 362.  
Der rechte Mann. S. 378.  
Vor fünfzig Jahren. S. 565.  
Ernst August von Hannover und das Jahr 1848. S. 621.  
Die Einführung der Deportation in das deutsche Strafrecht. S. 669.  
Das Recht der schleswig-holsteinischen Erhebung. S. 680.  
Wieviel Rekruten stellt die Landwirtschaft? Von Karl Hoffmann. S. 201.  
Die Flottenfrage in England 1882 bis 1889 und in Deutschland 1897 bis 1898. S. 57.  
Die Kaufleute im Kaiserhof. S. 96.  
Zentrum und Flotte. S. 211.  
Sozialdemokratie und Flotte. S. 341.  
Budgetrecht und Flottengesetz. Von H. von Kufferow. S. 366.  
Marineerfahrungen aus dem Sezessionskriege 1861 bis 1865. S. 397, 453.  
Huxley gegen Rousseau u. Henry George. S. 13.  
Die Offizierspostämter in Preußen. S. 123.  
Zur Reform des Postpaketportos. S. 186, 251.  
Öffentliche Fernsprechstellen und Telephonkioske. S. 466.  
Sozialauslese. S. 408, 472, 515.  
Ein sozialpolitischer Rückblick in die deutsche Geschichte. S. 509, 577.  
Doktrinarismus in der Sozialpolitik. S. 568.  
Eine Frauenfrage. S. 229.

## Litteratur und Kunst

- Sagenbildung und Sagenentwicklung. Von Georg Holz. S. 81, 135.  
Zur neuesten Litteraturgeschichte. S. 309.  
Zeitgenössische Memoiren. S. 317.  
Bellamys Gleichheit. Von Theodor Duimshen. S. 356, 428.  
Eubermanns biblische Tragödie Johannes. S. 528.

- Hundert Jahre Allgemeine Zeitung. S. 686.  
Von der deutschen Volksseele. S. 693.

- Vom guten Geschmack und vom gefunden Menschenverstand. S. 20.  
Die Kunst für das Volk. S. 262.  
Kunstaustellungen und Künstlervereine. Von Adolf Rosenberg. S. 482.

## Verschiedenes

- Das deutsche Dorfwirtshaus. Eine Wanderstudie. S. 28, 88, 143, 298.  
Zur Geschichte des Rheinbundes. S. 72.  
Der Auszug der deutschen Professoren aus Freiburg in der Schweiz. S. 128.  
Friedrich Nagels Völkerkunde und Politische Geographie. S. 193.  
Das Wirtshausleben in Italien. S. 435, 543.  
Am Ende des Jahrhunderts. S. 538.  
Leo Taxil und der Kongreß von Trient im Jahre 1896. Von E. von der Brüggen. S. 584.  
Die Bibel. S. 597, 650, 699.  
Ärztliche Plaudereien. Eine Erwiderung von einem Arzte. S. 641.  
Mablene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Löffler. S. 39, 103, 155, 215, 233, 270, 323, 383, 441, 492, 553, 607.

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

- Freisinnige Königsfreundlichkeit. S. 50. — Franz Sandvoß wider den deutschen Sprachverein. Von Oskar Streicher. S. 52. — Stillstand der Sozialreformen. S. 109. — Der Handel folgt der Flagge. S. 113. — Sozialdemokraten und werththätiges Volk. S. 113. — Schwarzes Bret. S. 116. — Kundgebungen für die Flotte. S. 162. — Die christliche Mission in China. S. 166. — Soziologisches. S. 168. — Die preussische Staatsbahnverwaltung. S. 221. — Majestätsbeleidigungen. S. 277. — Die Zeitschrift der Strafprofessoren. S. 280. — Erwin Rohde. S. 330. — Achilleus und Kerberos. S. 330. — Vom Parlamentarismus. S. 389. — Die Deckung des Flottenaufwands. S. 447. — Offne Erklärung. S. 449. — Die Eisenbahn- und Polizeiquerelen in Preußen. S. 499. — Zur Polenfrage. S. 502. — Die Landwirte im Industriestaat und im Agrarstaat. S. 560. — Zur Reform des Militärstrafprozesses. S. 613. — Verkehrte Unterstüßungsgrundsätze. S. 615. — Eine Stimme aus Dänemark. S. 618. — Die Diskreditirung des Namalandes. S. 656. — Zur



Veränderung der Rangklassen in Preußen. S. 661. — Seemannslatein. S. 663. — Fehlerberichtigung. S. 664. — Zolaistisches. S. 709. — Die Entschädigung unschuldig Verurteilter. Von Bruno Marwig. S. 711. — Der Reichstagsabgeordnete Bebel über Elsaß-Lothringen. S. 714. — Ein neuer Beitrag zur Literaturkenntnis der Ultramontanen. S. 715. — Deutsche oder lateinische Schrift? S. 716.

### Besprochne Bücher

Heinrich von Treitschke, Politik. S. 3.  
Thomas H. Suxley, Soziale Essays. S. 13.  
Heinrich von Treitschke, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. S. 56.  
Albert Pfister, Im Lager des Rheinbunds. Aus dem Lager der Verbündeten. S. 72.  
Herbert Spencer, Einleitung in das Studium der Soziologie. S. 168.  
Enrico Ferri, Sozialismus und moderne Wissenschaft. S. 169.  
Benjamin Kidd, Soziale Evolutionen. S. 169.  
K. von Rantkeuffel, Sozialaristokratische Ideen. S. 170.  
Charles Secrétan, Soziale Schriften. S. 117.  
Brandt, Ferdinand Lassalles sozialökonomische Anschauungen. S. 171.  
G. von Renker, Der Anarchismus. S. 171.  
Richard Schmidt, Die Aufgaben der Strafrechtspflege. S. 172.  
Th. von Bernhardt, Tagebuchblätter, Band VII. S. 173.  
Rapel, Völkerkunde und Politische Geographie. S. 193.  
Richard Müller-Fulda, Kann die Marinevorlage vom Reichstag angenommen werden? S. 211.  
Alfred Bierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. S. 223.  
Ferdinand Hüppe, Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen. S. 223.  
Paul Jäger, Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. S. 225.  
Ed. Heyd, Die Medizäer. S. 227.  
Erich Marks, Königin Elisabeth von England. S. 227.  
Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. S. 264. — Deutsche Königstädte. S. 266. — Hamburg. S. 266. — Die Wiedererweckung der Medaille. S. 266. — Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. S. 266. — Blumentultus. S. 269.  
Julius Wolf, Zeitschrift für Sozialwissenschaft. S. 280.  
Giovanni Gamerra, Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa. S. 283.  
Graf Rindowström-Korklad, Doktor Buchenbergers Agrarpolitik. S. 289.  
Adolf Bartels, Gerhart Hauptmann. S. 309.  
Freiherr v. Grotthuis, Probleme und Charakterköpfe. S. 310.

Paul Heyse, Neue Gedichte und Jugendlieder. S. 315.  
Rudolf Genée, Zeiten und Erlebnisse. S. 317.  
Asta Heiberg, Erinnerungen aus meinem Leben. S. 320.  
Hermann Fischer, Erinnerungen an J. G. Fischer. S. 322.  
John Rae, Der Achtenstundenarbeitstag. S. 333.  
Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. S. 336.  
Hohenlohe-Ingelfingen, Aus meinem Leben. S. 339.  
Barvoss, Marineforderungen, Kolonialpolitik und Arbeiterinteressen. S. 341.  
Bellamy, Gleichheit. S. 356.  
Gustav Meinede, Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. S. 363.  
Kannenberg, Kleinasien's Naturshätze. S. 382.  
Dffermann, Parlamentarismus contra Staat. S. 389.  
Sie gut Württemberg allewege! S. 392.  
Ahrendts, Übersicht der theol. Ethik. S. 393.  
Weber, Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands. S. 394.  
Herjisch, Европа. S. 395.  
Haacke, Die Schöpfung des Menschen. S. 395.  
Adolf Wagner, Grundprobleme der Naturwissenschaft. S. 396.  
Ammon, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. S. 408.  
Reichsmarineamt, Die Ausgaben für Flotte und Landheer. S. 445.  
Almanach für die Kaiserliche und Königliche Kriegsmarine. S. 505.  
Wislicenus, Kernpunkte der Flottenfrage. S. 508.  
Altes und Neues zur Flottenfrage. S. 508.  
Sudermann, Johannes. S. 528.  
Büchner, Blicke eines freien Denkers. S. 538.  
Zeitschrift des kgl. Säch. statistischen Büreaus. XIII, 2. S. 560.  
Rieks, Leo XIII. und der Satanskult. S. 587.  
Heims, Seemannslatein. S. 663.  
H. von Poschinger, Fürst Bismarck und der Bundesrat. S. 664.  
Baumgarten, Staatsminister Jolly. S. 665.  
Conrad, Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 666.  
Rein, Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. S. 666.  
Meißner, Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen. S. 668.  
Wessl-Fels, Oberitalien und die Riviera. S. 668.  
Friedrich Felix Brud, Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reiche. S. 670. — Neudeutschland u. seine Pioniere. S. 670.  
Sir Edmund Du Cane, Punishment and Prevention of Crime. S. 674.  
Ed. Heyd, Die Allgemeine Zeitung 1798 bis 1898. S. 680.  
Clard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde. S. 693.  
Mar May, Wie der Arbeiter lebt. S. 719.  
Georg Biedenapp, Denkdummheiten. S. 720.





hundert abermals eine starke Reaktion der Persönlichkeit, des Individualismus hervor, die im Staat eine zwar unentbehrliche, aber leidige Zwangsanstalt sah und die möglichste Freiheit des Einzelnen nicht sowohl im Staat als vom Staat verfocht, in der ungehinderten Ausgestaltung der Persönlichkeit das eigentliche Ziel des menschlichen Daseins sah. Diese naturrechtliche Anschauung lebt im Grunde noch heute im Liberalismus fort. Er sieht im Staat am liebsten auch nur eine Anstalt zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit und will ihn von der Einwirkung auf das wirtschaftliche und geistige Leben möglichst fernhalten, und das Ziel aller Staatsthätigkeit ist für ihn das möglichste Maß von Wohlbefinden jedes Einzelnen. Er betrachtet also den Staat wieder nur von unten, vom Standpunkte der Regierten, vom sozialen Standpunkte aus, und die Sozialdemokratie zieht aus diesem Standpunkte die äußersten Folgerungen.

Dem entspricht nun ein eigentümlicher Gegensatz der geschichtlichen Auffassung. Von ihrem kleinbürgerlichen Liberalismus aus sahen Geschichtschreiber wie Schloffer und Gerwinus die Geschichte schlechterdings nur als Regierte, also von unten, in den Leitern der Staaten meist eine Gruppe von Gewaltmenschen, Schuften oder Dummköpfen, in der Weltgeschichte eine Kette von gelungenen oder mißlungenen Schurkenstreichern. Erst Ranke lehrte die Geschichte wieder vom Standpunkte der Regierenden aus betrachten, die Politik aus der Lage der Staaten und aus ihren Beziehungen unter einander begreifen, ohne sich anzumaßen, sie als Moralist mit dem Katechismus in der Hand zu meistern. Natürlich, daß ihm da die leitenden Persönlichkeiten, in deren Beweggründe und Handlungsweise er tief hineinblickte, im Vordergrund des Interesses und der Schilderung standen, die Massen, bei denen das viel schwerer, oft ganz unmöglich ist, zurücktraten. Dieser unzweifelhaften Einseitigkeit stellt sich seit einiger Zeit eine andre nicht minder einseitige Richtung entgegen. Sie sieht in den wirtschaftlichen und geistigen Massenbewegungen den Hauptgegenstand aller Forschung und Darstellung, faßt die „Helden“ zwar nicht gerade als bloße Erzeugnisse dieser Massenbewegungen auf, schränkt aber die Selbstständigkeit, also die Bedeutung der großen Persönlichkeiten sehr ein und erblickt im Staate nur etwas von der allgemeinen Kulturentwicklung bedingtes, kehrt daher das bisherige Verhältnis zwischen Staats- und Kulturgeschichte zu Gunsten der zweiten geradezu um. Sie steht also auf sozialem, nicht auf politischem Standpunkte und sieht den Staat schlechterdings nur von unten.

Bei der stark ausgeprägten Neigung des Deutschen zu individueller Selbstständigkeit und absprechender Kritik über alles, was eine Regierung thut oder nicht thut, bei unserm verrannten Doktrinarismus und unsrer aus alledem hervorgehenden geringen politischen Befähigung, bei der Macht, die eben deshalb gerade bei uns die Sozialdemokratie auf die Massen ausübt, ist das Auftreten dieser ziemlich anspruchsvoll sich gebärdenden Geschichtsauffassung und



das Fortwirken jener einseitig sozialen Ansicht des Staats, wie sie besonders im Bürgertum noch herrscht, das sich überhaupt gern als die Nation schlechtweg und seine Standesinteressen schlechthin als nationale ansieht, keineswegs unbedenklich. Wenn ein Volk der Ehrfurcht vor dem Staate, dem nationalen Staate, bedarf, so sind das wir Deutschen mit unserm schwachen Nationalgefühl. Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß als letztes Vermächtnis H. von Treitschkes seine „Politik“ nach seinen Vorlesungen herausgegeben worden ist. \*) Der Text beruht auf genauen stenographischen Niederschriften namentlich aus den Wintersemestern 1891/92 und 1892/93, und man sieht es ihm in der That auf den ersten Blick an, daß er den Vortrag des Redners so gut wie wörtlich wiedergibt; so charakteristisch ist die Ausdrucksweise, und doch wieder wesentlich verschieden von der Art, wie er schrieb. Wer Treitschke aus seinen historischen Werken und seinen politischen Aufsätzen kennt, wird sachlich kaum etwas Neues finden. Aber diese Anschauungen nun im logischen Zusammenhange und doch ohne die dürre Schablone eines Lehrbuchs kennen zu lernen und in jedem Zuge das alte vertraute Bild des unvergeßlichen Lehrers wieder zu finden gewährt einen ganz besondern Genuß. Es ist, als wenn man ihn reden hörte, ihn vor sich sähe, und das Ganze wirkt oft wie ein politisches Erbauungsbuch. Und doch ist keine Spur von dem Pathos darin wie in seinen andern Werken. Aber mit männlicher Offenheit sucht er, unbeirrt durch Vorurteile und Phrasen, die Wahrheit und spricht sie furchtlos aus, wie sie ihm erscheint. Bescheiden giebt er zu, daß jede politische Theorie dem Leben des Staats gegenüber mangelhaft bleiben muß, daß das Rätsel der Persönlichkeit, die fortwährend und unberechenbar eingreift (denn „Männer machen die Geschichte,“ und „die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht“), den Politiker hindert, irgend ein für alle Zeiten geltendes exaktes System aufzustellen, und daß er nur einzelne sittliche Entwicklungsgesetze erkennen kann, daß es bei der „radikalen Sündhaftigkeit“ des Menschengeschlechts eine Thorheit ist, einen absoluten sittlichen Maßstab an politische Handlungen anzulegen, und an einen unbedingten Fortschritt der Menschheit zu glauben, und daß alle geschichtliche Betrachtung zum müßigen Spiele wird ohne die Voraussetzung einer sittlichen Weltordnung und eines lebendigen Gottes. So weit entfernt ist er von jedem Doktrinarismus, denn er urteilt nicht als Jurist, sondern als Historiker.

Da es unmöglich ist, im Rahmen eines Artikels von dem ganzen reichen Inhalte des Bandes eine Vorstellung zu geben, so beschränken wir uns hier auf die Leitsätze des ersten für das ganze Werk grundlegenden Buches: „Das Wesen des Staates.“ „Der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinte Volk.“ Ihn schlechthin als „Organismus“ zu bezeichnen, ist unstatthaft,

\*) Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Erster Band. Leipzig, Hirzel, 1897.

weil das sein Wesen nicht erschöpft. Denn da er eine Gesamtpersönlichkeit ist, so macht der Wille sein Wesen aus, und er ist, wie der Mensch, nur denkbar als einer unter vielen, denn nur unter dieser Voraussetzung kann sich seine eigentümliche, ihn von andern Staaten unterscheidende Persönlichkeit entfalten. Durch ein Weltreich „diesen Wettstreit aufheben zu wollen ist Unvernunft,“ umso mehr, je schärfer sich mit den Fortschritten der Kultur die Völkerpersönlichkeiten ausbilden. Um seinen Willen durchzusetzen, muß der Staat Macht sein; daher bestimmen ihn nicht die Ideen, sondern der Charakter. Als souveräne Macht, die keine menschliche Gewalt über sich anerkennt, setzt er die Schranken seiner Macht sich selbst, übt das Recht der Waffen und muß die Kraft haben, sich als souveräne Macht gegen andre Staaten zu behaupten. Diese Kraft, sich selbst zu genügen (Autarkie), ist aber nicht auf allen Kulturstufen dieselbe. Im klassischen Altertum und im späitalienischen Mittelalter hatten sie Stadtstaaten, wie Athen und Sparta, Florenz und Venedig, seit dem siebenjährigen Kriege in Europa haben sie nur die fünf oder sechs Großmächte, im nächsten Jahrhundert werden sie nur die Weltmächte haben, d. h. die Großstaaten, die auch in fremden Erdteilen herrschen. Im allgemeinen ist der Großstaat, trotz mancher Schattenseiten (wie Schablonisierung), dem Kleinstaat weit überlegen durch die Stärke des Waffenschutzes, die allseitige Rechtsentwicklung, die wirtschaftliche Sicherheit, den starken Nationalstolz, den weitblickenden Weltjinn, die Entstehung großer Hauptstädte als mächtiger Kulturmittelpunkte. Daher sind alle großen Werke der Kunst und Dichtung nur auf dem Boden großer Nationalitäten entstanden, und die deutsche klassische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts ist nicht durch die Kleinstaaterei, sondern trotz der Kleinstaaterei geschaffen worden.

Staat und Gesellschaft können sich nur theoretisch decken, denn die Gesellschaft lebt rascher als der Staat; dieser kann mit seinen Bestimmungen wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen nur folgen, nicht vorangehen. Er muß dabei über den Parteien der Gesellschaft stehen, denn diese müssen sich beständig bekämpfen, weil sie den miteinander ringenden Interessen entspringen, die fortwährend die Gesellschaft zerreißen, sie würden also, sich selbst überlassen, die Gesellschaft selbst auflösen; die Voraussetzung von der natürlichen Harmonie aller berechtigten Interessen ist falsch. Am besten wird der Staat der natürlichen gesellschaftlichen Gliederung dann entsprechen, wenn er monarchisch oder aristokratisch geordnet ist, denn jede Gesellschaft ist eine natürliche Aristokratie, weil jede Kultur nicht nur dienende Elemente fordert, sondern überhaupt nur dann erhalten werden kann, wenn die ungeheure Mehrheit der Menschen körperlich arbeitet und so die groben Bedürfnisse sicher befriedigt, und diese natürliche Ordnung ist auch gerecht, denn das Glück des Menschen beruht gar nicht auf der geistigen (intellektuellen) Bildung, sondern auf den Gütern des Gemüts, und diese sind auch dem Ärmsten zugänglich. Daher enthält schon der Name der Sozial-

demokratie einen Widerspruch, und ihr Streben geht wider die menschliche Natur. Der Staat kann also die Arbeit der Gesellschaft nur ordnen und schützen, er kann und soll gar nicht alles leiten, aber er ist die Voraussetzung für die Dauer der Völker. Die „Volksseele“ (als ein wollendes, also wirkendes Wesen) ist „eine modisch gewordne Gelehrtenverirrung,“ denn die Volksseele kann gar nichts wollen, wollen kann sie nur durch den Staat und im Staate. Daher ist auch alle Geschichte zuerst politische Geschichte; Gelehrte und Künstler gehören auch in die Geschichte, aber das geschichtliche Leben geht in ihrem Schaffen nicht auf, und rein kulturgeschichtliche Werke, die vom Staat und von der Welt der That absehen, haben immer etwas Lüdenhaftes. Im übrigen „ist es eine wunderliche Eitelkeit unsers Jahrhunderts, zu meinen, daß diese Geschichte der Kultur in Geschichtswerken etwas neues sei“; schon Herodot hat zur vollen Hälfte Kulturgeschichte. Aber sie kann allenfalls auch fehlen, die Politik dagegen niemals. Ein Geschichtsschreiber ohne politischen Sinn wird also niemals in den Kern der Dinge eindringen.

Als Zweck des Staats läßt sich kein Maximum seiner Leistungen bestimmen, da er sich kraft seiner Souveränität selbst die Grenzen seines Wirkens setzt, sondern nur ein Minimum, und dies besteht auch bei den unvollkommensten Staaten im Waffenschutz nach außen, im Rechtsschutz nach innen. Also ergibt sich der Krieg aus dem Wesen des Staats, und er kann zwar seltner werden, aber nie aufhören, solange es Staaten giebt; der „ewige Friede“ ist schon ein logischer Unsinn. So erscheinen Heerwesen, Rechtspflege und Finanzwirtschaft als die nächsten Aufgaben des Staats. Aber seine Thätigkeit erweitert sich mit der Entwicklung der Kultur, nur daß sie zugleich immer indirekter wird, und da der Staat seinem Wesen nach eine sittliche Gesamtpersönlichkeit ist, so hat er das Volk zu einem wirklichen Gesamtcharakter auszubilden.

Als sittliche Gesamtpersönlichkeit steht der Staat unter dem allgemeinen Sittengesetz und darf sich nur sittliche Zwecke setzen, wenn er sich nicht selbst aufheben will; die bloße Zweckmäßigkeit als oberstes Gesetz für staatliche Handlungen, wie es Machiavelli aufgestellt hat, ist deshalb unhaltbar. Wenn Politik und Moral in Gegensatz geraten, so ist das ein Gegensatz entweder zwischen zwei Pflichten, wie er auch im Privatleben tausendfach vorkommt, oder zwischen politischem Handeln und positivem Recht. Diesen muß der Staatsmann lösen nach dem Wesen des Staats, und das macht es dem Staate zur obersten aller Pflichten, seine Macht, d. h. sich selbst zu behaupten, weil es etwas Höheres über ihm gar nicht giebt. Der Einzelne kann und muß sich dem Ganzen opfern, ein Ganzes, dem sich der Staat, einer, der es wirklich ist, opfern könnte, giebt es nicht. Daß ein Staatsmann nicht ohne tragische Schuld aus solchen Konflikten hervorgeht, folgt aus der allgemeinen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts.

Der Staat, uranfänglich und notwendig, wie er ist, ist nicht entstanden aus irgendwelchem Beschluß oder Vertrag des souveränen Volks, sondern aus einer Erweiterung der Familie, später durch Unterwerfung schwächerer Gemeinschaften durch eine stärkere, und der Krieg ist immer die wichtigste unter den staatenbildenden Kräften geblieben, hinter der alle andern weit zurückstehen. Daher ist auch der Bestand der Staaten in fortwährender Veränderung begriffen, sie erweitern ihr Gebiet durch Eroberung, Kolonisation usw., und sie verlieren wieder Teile davon. Auch die innern Verhältnisse wandeln sich beständig, entweder durch friedliche Reformen oder durch Revolutionen. Die Revolution ist kein Prinzip, sondern ein gewaltsamer Bruch des positiven Rechts von oben oder von unten her und insofern immer mit einem Unrecht verknüpft, aber dann notwendig, wenn es kein andres Mittel giebt, einen im Wesen des Staats liegenden wichtigen Zweck zu erreichen, und gerechtfertigt, wenn er dauernd erreicht wird.

Der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten liegt in der Natur des Staats, daher auch der Unterschied in der Anschauung vom Staate. Die der Regierten kommt in der sogenannten öffentlichen Meinung zum Ausdruck, doch kann diese auch gröblich irren und ist selten einheitlich, sondern setzt sich aus den Ansichten der einzelnen Parteien zusammen. Diese selbst entstehen und vergehen mit den Interessen, denen sie dienen; rein prinzipielle Parteien giebt es gar nicht, denn nicht das idem sentire, sondern das idem velle macht die Partei. Wenn die Regierten „Freiheit“ fordern, so ist das zunächst ein negativer Begriff; einen positiven Inhalt giebt ihm erst der Staat, und zwar nach zwei Richtungen. Die politische Freiheit besteht erstens in der Teilnahme an der Verwaltung, die notwendig zu einer aristokratischen, nicht zu einer demokratischen Ordnung führt und eine um so kräftigere Staatsgesinnung erzeugt, je größere Kreise sie mit den Anschauungen der Regierenden erfüllt, sodann in einer Reihe von persönlichen Rechten (Sicherung des physischen Daseins, der persönlichen Freiheit, des Erwerbs, der Meinungsäußerung, der Religionsübung, Gleichheit vor dem Richter usw.); doch sind keine davon etwa „angeboren,“ und der Staat kann sie je nach seinem Bedürfnis erweitern oder einschränken. Die Gleichheit kann er vernünftigerweise nur da gewähren, wo sie der Natur entspricht; daher ist das allgemeine gleiche Stimmrecht unvernünftig. Gar nicht anerkennen kann er ein Recht des Widerstandes gegen seine eignen ungesetzlichen oder unsittlichen Befehle, denn damit würde er jedem Unterthanen eine Entscheidung über sich selbst zuerkennen, also prinzipiell seine Souveränität aufheben. Gleichwohl kann der Widerstand sittlich gerechtfertigt sein, und auf die Dauer wird kein Staat der sittlichen Zustimmung seines Volkes entbehren können, denn der Satz *Salus civium suprema lex* gilt unbedingt.

Wie Dahmanns Politik 1832 die Erfahrungen der ersten Zeiten des



konstitutionellen Lebens in Deutschland zusammenfaßte, so ist Treitschkes Politik der theoretische Niederschlag der Kämpfe um unsre nationale Staatsordnung und ihre Ausbildung. Keiner war mehr berufen als er, diese ebenso schöne als schwierige Aufgabe zu lösen. Wenn seinem Buche eine ähnliche Einwirkung auf die politische Anschauung unsers Volkes beschieden ist, wie dem seines Vorgängers, so wird das ein Glück für uns sein. \*



## Reichsländische Zeitfragen

Von Emil Kühn

### 1. Die Reichstagsanträge



er Reichstag ist gleich nach seiner Eröffnung von den elsäß-lothringischen Separatisten mit Anträgen bestürmt worden. Es soll erstens der Diktaturparagraph aufgehoben, zweitens das Reichspressgesetz auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt, und drittens für den Landesauschuß ein neues Wahlgesetz eingeführt werden.

Wenn diese Anträge wirklich beraten werden sollten, so werden die Abgeordneten aus dem Reichslande nicht fehlen; auch zu der Abstimmung über die Marinevorlage werden sich wenigstens die Gegner aus dem Reichsland in Berlin einstellen. Sonst wird von unsern Abgeordneten in dieser Tagung so wenig wie in den bisherigen etwas zu sehen oder zu hören sein, denn sie entziehen sich ihrer Pflicht noch allgemeiner und beharrlicher als die Abgeordneten aus den andern Teilen Deutschlands. Nur einer, der in Berlin wohnende Prinz Hohenlohe, ein Sohn des Reichskanzlers, macht eine Ausnahme und gehört zu den fleißigen Besuchern des Reichstages; die andern fehlen beständig, und zwar die freundlichgesinnten nicht weniger als etwa die Herren Winterer, Gerber und Spieß. Nur reichsländische Angelegenheiten sind für sie von Interesse; auf jeden Monat der Tagungen zwei Sitzungen wird das Höchste sein, worauf sie es durchschnittlich bringen. Es liegt System darin. Nun giebt es ja kein Mittel, die Herren zum Erscheinen zu zwingen, aber würde das Reichstagspräsidium nicht seine Pflicht thun, wenn es Vergeltung übte? wenn es der Gruppe der schlechtesten Besucher dadurch antwortete, daß es ihre Anträge gar nicht oder erst hinter allen übrigen auf die Tagesordnung setzte? Es wäre das immerhin eine mittelbare Einwirkung auf fleißigern Besuch, und ein Recht, sich zu beklagen, hätten die

Säumigen nicht. Es ist doch einleuchtend, daß das Reichstagspräsidium, nach dessen pflichtmäßigem Ermessen die Initiativanträge an die Reihe kommen, dabei die beschränkte Zeit des Reichstags in Erwägung zu ziehen hat; wer durch Abwesenheit „obstruiert,“ beschränkt die verfügbare Zeit noch mehr und bringt sich selber um den Anspruch, von dem geringen Rest noch einen Teil eingeräumt zu erhalten.

Dem Reichstagspräsidium sollte jedes Mittel gegen die Pflichtwidrigkeit der Reichstagsabgeordneten willkommen sein, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß von diesem Mittel Gebrauch gemacht werden wird, denn es widerspricht dem Herkommen, und das Herkommen, oder richtiger gesagt das, was sich unter diesem Namen „fortschleppt,“ ist auch in der Parlamentsleitung mächtig, nicht weniger als in der Berufsbürokratie. Im vorliegenden Falle wäre die Anwendung vielleicht gar nicht zu wünschen, denn alle drei Anträge geben der Regierung Gelegenheit, auf den entsprechenden Gebieten des öffentlichen Lebens zum Angriff überzugehen und sich von der Unschlüssigkeit aufzuraffen, die im Reich wie in unserm Lande gleich lähmend wirkt.

Daß der Diktaturparagraph in Elsaß-Lothringen nicht aufgegeben werden wird, darf als sicher angesehen werden, mag auch der Reichstag den Antrag, der darauf gerichtet ist, zum drittenmal annehmen. Unsere Landesregierung, die das Machtmittel nicht entbehren kann, sich aber nicht gern unpopulär macht, kann sich also ihrerseits auch diesmal damit begnügen, das Schreckgespenst durch ihren Bundesratskommissar verteidigen zu lassen, *temporum et locorum ratione habita*. Anders steht es mit der Reichsregierung, nicht sowohl deswegen, weil sie es ist, die schließlich zu entscheiden hat, als darum, weil sie keinen bessern Anhalt hat, ein festes Ordnungsprogramm aufzustellen. Gegen die revolutionären Bestrebungen, unter denen die der Sozialdemokratie nur obenanstehen, reicht ja die Übertragung des Diktaturparagraphen auf Reich und Einzelstaaten nicht mehr allein aus, weil der Wust von Zündstoff, der sich allenthalben aufgesammelt hat, nur durch Spezialvollmachten weggeeggt werden kann; aber als dauernde Klausel eines sonst zeitlich begrenzten Gesetzes gegen den Umsturz würde der Diktaturparagraph kräftig nachwirken und eine neue Ansammlung von Zündstoff verhüten. Seine allgemeinen Vollmachten sind einerseits sehr umfassend, andererseits liegen sie in der Hand der Zentralleitung, sodaß er zwar mit großem Nachdruck angewendet werden kann, aber ein häufiger und kleinlicher Gebrauch ausgeschlossen ist. Er thut nur denen weh, die selbst weh thun wollen, und schüchtert nur die ein, die andre einschüchtern möchten. Er ist in der That eine Schutzwehr geordneter Freiheit. Als solche gehört diese vielgeschmähte, aber wenig bekannte gesetzliche Formulierung des Staatsnotrechts in jede Staatsverfassung, also auch in die Verfassung des Reichs; es ist die höchste Zeit, daß die Reichsregierung das bestimmt ausspricht und an die Spitze ihres Ordnungsprogramms stellt, wenn

sie sich nicht von den Ereignissen überholen lassen will. Es ist ja zweifellos, daß schließlich die Sache der Ordnung siegen muß und siegen wird, aber die Opfer an Freiheit, Gut und Blut werden unermesslich und unerseßlich sein, wenn das Staatsnotrecht in dem Augenblick, wo seine Anwendung zur unabweislichen Pflicht werden wird, keine vorausbestimmten, allgemein anerkannten Bahnen vorfindet; der Weg wird dann durch den Drang des Augenblicks, durch rücksichtslose Gewalt und Leidenschaft bestimmt werden. Staatsmännische Verantwortung hat dem vorzubeugen, die schlechteste Veräterin aber ist die jetzt grassirende Furcht vor den Wahlen.

Solche Erwägungen sind es, die dem Diktaturparagraphen über sein Geltungsgebiet hinaus politischen Wert verleihen und eine Reichstagsverhandlung über seine Fortgeltung erwünscht machen. Für eine kräftige Offensive werden die günstigen Erfahrungen, die wir mit ihm im Reichsland gemacht haben, die besten Dienste thun, während sie, wenn nur die matte Verteidigung fortgesetzt wird, fast vollständig versagen, weil der Eindruck, daß die Regierung um eine halb aufgegebne Stellung kämpfe, stärker ist als alle Gründe. Trotzdem möchte ich auch für diesen Fall auf eine Waffe aufmerksam machen, gegen die unsre Französlinge gleich schwach sind, mögen sie ihre *question de dignité* mit ungeschickten Kolbenstößen, elegischen Flötentönen oder demokratischen Phrasen vertreten. Das ist nämlich die Thatsache, daß Frankreich in seinen *mesures de haute police* oder *actes de gouvernement* etwas unserm Diktaturparagraphen sehr ähnliches hat; was nachdrückliche Macht angeht, so fallen diese Maßregeln damit vollständig zusammen, und ihre Anwendung ist noch weniger gehemmt. Das galt schon vor 1870, sodaß die Elsaß-Lothringer durch den Diktaturparagraphen in ihrer *dignité* gar nicht schlechter gefahren sind. Das ist ja, wenn man will, nur ein *argumentum ad hominem*, aber gegen den französisch gefärbten Separatismus unsrer Abgeordneten ist es schlagend; das allgemeine Totschweigen dieser unliebamen Thatsache beweist es. Die deutschen Freiheitsdoktrinäre dagegen möchte ich daran erinnern, daß ein anständiger Mann weder persönlich noch als Staatsbürger durch Fesseln, die nur auf Unruhstifter berechnet sind, in seiner Würde und Freiheit Abbruch erleiden kann; eine solche Auffassung wird streng, aber wirklich würdig durch die Schillerschen Worte zurückgewiesen: Des Gesetzes strenge Fessel bindet nur den Sklavensinn, der es verschmäh't.

Zum Verständnis des Wahlgesetzantrages sind einige Vorbemerkungen über die jetzt geltenden Bestimmungen erforderlich. Der Landesausschuß zählt achtundfünfzig Abgeordnete. Davon werden gewählt: vierunddreißig von den Bezirkstagen, den Sondervertretungen von Oberelsaß, Unterelsaß und Lothringen, dann je einer von den zwanzig Landkreisen, genauer ausgedrückt, von den durch Wahlmänner vertretenen Gemeinderäten der Orte, die in den Kreisen liegen, endlich je einer unmittelbar von den Gemeinderäten der Städte

Strasburg, Mülhausen, Metz und Kolmar. Die Bezirkstage und Gemeinderäte gehen aus dem allgemeinen gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht hervor. Nach dem Antrag nun soll der Landesausschuß in Zukunft durch dieses Wahlrecht unmittelbar zusammengesetzt werden, ohne die erwähnten Zwischenstufen oder Zwischenwahlen, in Wahlkreisen, die zahlenmäßig gebildet werden.

Man sieht, vom Standpunkt der „Freiheit“ ist der Unterschied nicht groß, denn schon jetzt fließt bei uns das demokratische Öl sehr reichlich; es sollen jedoch noch ein paar Kannen zugegossen werden. Praktisch freilich liegt die Sache anders, weil jede Form der Zwischenwahlen den Kreis der Kandidaten zum Landesausschuß verengert, rechtlich oder wenigstens thatsächlich; um beliebte Kunstausdrücke zu gebrauchen: die Ausschweifungen des ultrademokratischen aktiven Wahlrechts werden durch Beschränkungen des passiven „korrigirt.“

Soweit als die städtischen Wahlen und die in den Landkreisen in Betracht kommen, ist das auch kein Schaden, weil da die Ausschließung zugleich als Auslese wirkt. In den Angelegenheiten der Gemeinden nimmt unsere Bevölkerung im ganzen Lande regen Anteil, während die der Bezirkstage und die der auch vorhandenen Kreistage den meisten fremd bleiben. Das Interesse, das sich diesen umfassendern Selbstverwaltungskörpern zuwendet, ist höchstens vorübergehender Art, das für die Gemeinde dagegen dauernd; dieses erneuert sich immer wieder. Auch das Verständnis für Gemeindefachen ist allgemeiner; auf dem Lande z. B. kontrollieren alle Haushalter den Teil von ihnen, der im Gemeinderat sitzt, sehr genau. Dadurch wird die auch im Gemeindeleben nicht fehlende Selbstsucht immer wieder eingedämmt, und gegen sie ist doch auch an vielen Orten wirklicher Gemein Sinn an der Arbeit. In Gemeindeangelegenheiten wird in der Regel sehr reiflich überlegt, unter Berücksichtigung aller „Faktoren“; so findet das kirchliche Bedürfnis, dessen Befriedigung bei uns in hohem Maße auf die politische Gemeinde angewiesen ist, außer dem Herrn Pfarrer auf die Dauer immer so viel Anhänger, daß es, ohne vorzuherrschen, doch schließlich zu entsprechender Anerkennung gelangt. Deshalb ist die Zugehörigkeit zum Gemeinderat bei uns die einzige wirklich volksmäßige Wahlstellung, das Gemeindeleben die Hauptschule des öffentlichen Lebens für Nichtbeamte, für andre Wahlen der Gemeinderat die natürliche Zwischenstufe. Die Gemeinderäte sind keine Idealwahlkörper, und es sind auch keine Idealwahlmänner, die aus ihnen hervorgehen, aber sie sind doch mit vielen Eigenschaften ausgestattet, jedenfalls besser als die sich sonst einschleibende Demagogie von schwarzer, roter oder sonstiger Farbe. Wenn bei dieser Wahlart das politische Talent wenig Aussicht hat, in die Volksvertretung zu kommen, auf dem Lande wenigstens, so wird doch nur mißbräuchlicherweise unser Landesausschuß als eine Stätte für Fragen der „hohen“ Politik angesehen, denn dafür ist der Reichstag da. Der Landesausschuß hat seinerseits engere und weniger glänzende, aber ebenfalls nützliche Aufgaben, für deren Erfüllung diese Durchsiebung, wenn man die Sache so nennen will, die rechten Männer nicht ausschließt, sondern heraus-



hebt. Daß dabei der Einfluß der Kreisdirectionen allmächtig sei, wird behauptet, ist aber nicht richtig, man wollte denn mit denen, die mit der Behauptung nur den Wunsch maskiren, ihren eignen Einfluß konkurrenzfrei zu machen, Besonnenheit und verständige Rücksicht auf die Staatslenkung als Abhängigkeit und Servilismus verschreien. Wie die Verhältnisse in unserm Lande liegen, ist diese Form von Zwischenwahlen die einzige, die das Wahlergebnis, in Bausch und Bogen genommen, vor den Gefahren des allgemeinen Wahlrechts bewahrt, dieses erträglich macht, ohne Koteriewesen zu begünstigen.

In den Bezirkstagen dagegen steht das Koteriewesen in üppiger Blüte. Es kann auch gar nicht anders sein, denn sie zählen nicht ganz dreimal soviel Mitglieder, als sie aus ihrer Mitte an Abgeordneten in den Landesausschuß zu wählen haben. Wie soll bei so geringer Auswahl rechte und freie Wahl möglich sein? Bei uns kommt noch die schleichende Macht des Notabelnwezens hinzu. Das haben wir gehegt und noch mächtiger gemacht, ohne uns irgend welche Gegenleistungen zu sichern, und es stützt sich gerade auf die Bezirke als die Erben der französischen Departements. Es sind ja den Bezirken manche Amtsbefugnisse abgenommen und auf die Kreise übertragen worden, aber der Abzug wurde bald durch parlamentarische Stärkung der Bezirkstage ersetzt. Überhaupt greift alles, was mit den Bezirken zusammenhängt, in den Gang der Dinge viel tiefer ein, als man gewöhnlich meint. Wir sprechen von Elsaß-Lothringen oder vom Reichsland nur als von einer Einheit, in Wirklichkeit jedoch stehen sich schon Oberelsaß und Unterelsaß sehr fern, und Lothringen vollends ist eine ganz andre Welt; des Trennenden giebt es viel mehr als dessen, was innerlich einigt. Das, worin sich politisch in allen drei Bezirken die Bevölkerung eins fühlt, ist nur die französische Tradition als Gegensatz und vermeintlicher Vorzug, und dann, als positive Ergänzung, der Wunsch, sich von jeder Gestalt deutscher Einflüsse freizumachen; wie ich es schon früher bezeichnet habe: das Band, das die drei Bezirke innerlich und auch parlamentarisch zusammenhält, ist ein französisch gefärbter Separatismus. Sonst streben die Bezirke à la Schweizer Kantönli aus einander; wenn je der Separatismus siegen sollte, so wäre sofort der Bezirkszwist da. Einstweilen bilden die Bezirkstage den Mittelpunkt für alles, was notabel ist, notabel wiederum ist in neunzehn von zwanzig Fällen deutschfeindlich, nur im Unterelsaß ist die Verhältniszahl günstiger, und so sind es die Herde der gegen uns gerichteten Bestrebungen, die mehr als die Hälfte des Landesausschusses besetzen.

Das Wahlgesetz für den Landesausschuß ist also in der That verbesserungsbedürftig, sogar dringend und in hohem Maße, aber in einer ganz andern Richtung als nach dem Antrag, der dem Reichstag vorliegt. Das Wahlgesetz ist vielmehr so zu verbessern, daß das Wahlrecht der Bezirkstage beseitigt wird, und ihre Abgeordneten, der Gesamtzahl nach vielleicht etwas heruntergesetzt, auf die Städte und Landkreise verteilt werden, je nach Bedeutung und Bevölkerung. Dieses Ziel sollte die Regierung angriffsweise durch

einen eignen Gesetzentwurf verfolgen und so den Gegenstand im Reichstag zur Verhandlung bringen. Sie wird daraus auch gegen die innern Schwierigkeiten Kraft schöpfen. Aber freilich, die parlamentarische Vertretung eines solchen Gesetzentwurfs setzt voraus, daß mit der gern gesehenen Zufriedenheitslegende gebrochen wird.

Dieselbe Offenheit würde zur Bekämpfung des dritten Antrags, das Reichspressgesetz auf Elsaß-Lothringen auszudehnen, nötig sein; da wird überdies kräftige Offensive der Regierung im Reichstag und in der Volksstimmung aufstärken und allgemeinem Widerspruch stoßen als bei der Parirung des Wahlgesetzesantrags durch den richtigen Gesetzentwurf. Denn die Schrankenlosigkeit des Wahlrechts, womit Elsaß-Lothringen für seine Landesvertretung bedacht werden soll, hat ihren Nimbus schon lange verloren, möchte sie doch ein guter Teil des Reichstags und der liberalen Volksschichten auch im Reich gründlich beschneiden; die Überschätzung alles dessen dagegen, was sich für Pressefreiheit ausgiebt, ist noch nicht zur Besinnung gekommen. Trotz dieser ungünstigen Stimmung wird es der Regierung, wenn sie eine Sammlung von Ausschnitten aus unsern Preßzeugnissen zum besten giebt, leicht sein, die Unwahrheit zu widerlegen, daß die Presse im Reichsland über Mangel an Freiheit zu klagen habe; im Gegenteil, die öffentliche Ordnung, der friedliche Bürger und das deutsche Interesse haben über eine fast unglaubliche Zügellosigkeit und Gehässigkeit zu klagen, und die Regierung hat sich Vorwürfe zu machen, daß sie nicht streng einschreitet. Durch solche Feststellung des wirklichen Sachverhalts würde sich die Regierung auch für die Hervorhebung des zweiten Kernpunkts der Sache Gehör verschaffen, nämlich dafür, daß die wesentlichen Beschränkungen die geschäftliche Seite der Presse, das Zeitungsunternehmen, treffen, und daß außerdem von dem, was für wichtig gehalten wird, nur das Recht, über politische Prozesse zu berichten, versagt ist. Das sind zwei Beschränkungen, die dem allgemeinen Interesse nicht weh thun und in einem Lande unentbehrlich sind, das von der Verschmelzung mit uns noch so weit entfernt ist. Alle sonstigen Bestimmungen sind Kleinigkeiten, und wenn sie auch nicht zusammengefaßt, sondern in zahlreichen Gesetzen und Verordnungen neuen und teilweise recht alten Datums verstreut sind, so giebt es doch gute Zusammenstellungen, und die Bestimmungen selbst sind von den Geschäftsführern leicht zu beobachten. Dann hat zwar in Preßsachen das Argument, daß die von unsern Gegnern angefochtenen Bestimmungen aus französischer Zeit stammten, keine rechte Zugkraft, weil Frankreich im Jahre 1881 ein neues Preßgesetz erlassen hat, aber dieses gewährt mit einem Nachtrag von 1895 eine andre, noch schlagendere Waffe gegen die Bewunderer französischer Freiheit, mögen sie im Reichsland oder im übrigen Deutschland zu Hause sein. Diese Frucht der Republik gestattet nämlich, alle ausländischen Preßzeugnisse und die inländischen Zeitungen (journaux), die in einer andern als der Landessprache erscheinen, kurzer Hand zu verbieten (interdire), ohne gerichtliches Verfahren, durch Beschluß des

Ministerrats. In der reichsländischen Preßgesetzgebung fehlt diese zweckmäßige Bestimmung; wir sollten sie unsern vielbewunderten Nachbarn entlehnen, sie ist mehr wert als der „gallische Sprung,“ an dem wir uns seit siebenundzwanzig Jahren abmühen. Die Regierung sollte den Versuch machen, eine so wirksame Ergänzung bei der Reichsgesetzgebung durchzuführen. Denn, um es zu wiederholen, nur dadurch, daß wir zum Angriff übergehen, können wir der durch unsre Schwäche geschaffnen ungünstigen Lage wieder Herr werden; in jedem spätern Abschnitt dieser Erörterungen wird darauf zurückzukommen sein. Noch nie ist ein mit den Waffen erobertes Land mit größerer Rücksicht behandelt, mit mehr Wohlthaten und Bevorzugungen bedacht worden, noch nie haben sich verhätschelte Kinder undankbarer erwiesen. Jetzt fangen gar, wie der Engasserische Fall in Kolmar gezeigt hat, die Chassepots an, von selber loszugehen. Es ist die höchste Zeit, mit einem System zu brechen, das im Namen der Freiheit unsre Feinde bewehrt.



## Huxley gegen Rousseau und Henry George



Alexander Tille hat (bei Emil Felber in Weimar, 1897) von sieben Sozialen Essays des am 29. Juni 1895 verstorbenen Naturforschers Thomas H. Huxley eine „berechtigte deutsche Ausgabe“ veröffentlicht. In der Einleitung schreibt er u. a.: „Allerdings hat Huxley zur Biologie und Paläologie hochbedeutungsvolle Beiträge geliefert und auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und der Physiologie die Ergebnisse der modernen Forschung in mustergiltiger Weise zusammengefaßt; allerdings dankt ihm der höhere naturwissenschaftliche Unterricht Großbritanniens seine Organisation und der niedere fast sein Dasein; allerdings lebt seine Lehrthätigkeit in tausenden von Ärzten, Naturwissenschaftlern und Lehrern dauernd fort; aber sein eigentlicher Ruhmestitel gründet sich doch auf die neun Kleinoktavbände in rotbraunem Leinwandband, die den bescheidenen Titel tragen: *Collected Essays by T. H. Huxley.*“ Durch diese habe er die Naturwissenschaft in darwinischer Auffassung und eine gesunde Weltanschauung im englischen Volke verbreitet. Wir kennen das Geistesleben der Engländer nicht genau genug, um beurteilen zu können, ob Huxley darin wirklich den Rang einnimmt, den ihm Tille anweist. Wir wollen es glauben und erkennen auch an, daß die vorliegenden Essays reich an originellen und beachtenswerten Gedanken sind, und daß aus ihnen ein ehrlicher, klarer, durchdringender Geist und ein edles Gemüt sprechen. Aber die ersten drei, die gegen Rousseau und Henry George gerichtet sind, beweisen zugleich, daß auch ein hervorragender

Gelehrter imstande ist, über Dinge zu sprechen, von denen er nichts versteht, und wenn Tille dem deutschen Publikum Ansichten, die ein leidlich intelligenter deutscher Arbeiter zu widerlegen imstande sein würde, als neue und erhabne Weisheit darzubieten wagt, so verdient das eine Zurückweisung.

Im Eingange des zweiten Aufsatzes bemerkt Huxley, ein Kritiker des ersten: Über die natürliche Ungleichheit der Menschen, habe geäußert, „er sei ja ganz nett, aber zu welchem Zwecke hätte ich mir die Mühe genommen, etwas Totes noch einmal totzuschlagen?“ Wir sind ganz der Ansicht dieses Kritikers und dehnen sein Urteil auch auf den zweiten Aufsatz: Natürliche und politische Rechte aus. Jedermann weiß heute, daß sich unter den Höhlen oder Hütten der Urmenschen weder eine Notariatsstube noch ein Rathaus befunden hat, wo Verträge hätten geschlossen werden können. Aber, schreibt Stolzmann in dem kürzlich besprochenen Buche: Die soziale Kategorie: „Es ist wohlfeil, die Geister des vorigen Jahrhunderts zu belächeln, wenn sie meinen, daß ihre Typen, wie etwa der *Contrat social*, geschichtliche Zustände der frühern Entwicklung der menschlichen Gesellschaft darstellen. Ein Typus braucht nicht geschichtlich zu sein und kann doch für die Erkenntnis der Gesetze der bestehenden Volkswirtschaft und ihrer künftigen Entwicklung von unentbehrlichem Werte sein.“ Ja Huxley selbst gesteht auf S. 177 ein: „Vielleicht sind alle sozialen Organisationspläne, die bis jetzt ausgeheckt worden sind, unpraktische Thorheiten. Aber wenn dem so wäre, so bewiese das doch nicht, daß der ihnen zu Grunde liegende Gedanke wertlos sei, sondern nur, daß sich die Sozialwissenschaft noch in einem sehr unvollkommenen Zustande befände.“ Und S. 171 lesen wir sogar: „So oft die Annahme eines sozialen Vertrages auch lächerlich gemacht worden ist, so ist es doch wohl genügend klar, daß sich alle soziale Organisation auf etwas gründet, was in seinem Kerne ein Vertrag zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft ist, mag er nun ausgesprochen oder stillschweigend sein.“ In der That beruht jede zivilisierte Gesellschaft auf einem stillschweigenden Vertrag; jeder ihrer Angehörigen, mag ihm auch das Wort Vertrag oder der entsprechende Begriff gar nicht in den Sinn kommen, erwartet doch, daß seinen Leistungen Gegenleistungen der andern, der Gesellschaft entsprechen werden, und wenn einer überzeugt wäre, daß die Gesellschaft ihre Pflichten gegen ihn nicht erfülle, so würde auch er sich zu nichts mehr verpflichtet fühlen, und was er dann noch leistete, das würde er nur leisten, weil und so weit er sich dazu gezwungen sähe. Abgesehen ferner davon, daß wir einen reinen Naturzustand gar nicht kennen, wissen wir heute zu viel von den sogenannten Naturvölkern, als daß wir sie mit Rousseau glücklich preisen könnten. Aber wir wissen auch, daß wir die Befreiung von den aus einer übermächtigen Natur und aus Unwissenheit entspringenden Übeln, die die Naturvölker bedrängen, mit andern Übeln erkauft haben, die ein verwickelter Gesellschaftszustand erzeugt, und es war keineswegs überflüssig, wenn Rousseau auf diese Übel nachdrücklich hinwies.



Und wenn Huxley den Gleichheitsaposteln die Thatsache entgegenhält, daß schon die Kinder einer und derselben Familie die auffälligste Ungleichheit in Beziehung auf Begabung, Temperament und Charakter zu offenbaren pflegen, so war es ja eben das, was jene Gleichheitsapostel im Grunde genommen gemeint haben. Sich mit der Thatsache der natürlichen Ungleichheit zu beschäftigen hatten sie gar keine Veranlassung. Wogegen sie sich wendeten, das war die gesellschaftliche und gesetzliche Ungleichheit, die es mit sich brachte, daß der in der Höhe geborne ohne Rücksicht auf seine Begabung oben, und der in der Tiefe geborne ebenfalls ohne Rücksicht auf seine Begabung zeitlebens unten blieb.

Endlich hat ja Huxley vollkommen Recht, wenn er in witzigen Ausführungen die Rechtsgleichheit lächerlich macht, die ungesügten hilflosen Fleischklümpchen zugeschrieben wird; in der That, wenn die Neugeborenen in irgend etwas gleich sind, so ist es ihre Hilflosigkeit, ihre Unfreiheit und ihre Rechtslosigkeit. Aber den Begriff des Naturrechts mißversteht er doch gründlich. Er sieht es in dem Rechte der Tiger, Menschen zu fressen, und in dem Rechte des Menschen, sich der Tiger mit jedem ihm zu Gebote stehenden Mittel zu erwehren. Er findet ganz richtig, daß dieses Naturrecht mit der Gewalt zusammenfalle und den Kampf aller gegen alle, den Kampf ums Dasein, sonst nichts, erzeuge. Er meint — und das wollen wir uns gegen Tille und seine Auslese-theorie merken —, diesem Naturrecht, diesem Kampfe aller gegen alle mache eben die Zivilisation, die Gesellschaft, ein Ende und setze an dessen Stelle „ein sittliches und bürgerliches Recht.“ Ganz richtig! Nur daß das sittliche und das bürgerliche Recht keineswegs zusammenfallen, und daß das, was die Männer der ältern idealistischen Weltanschauung unter Naturrecht verstehen, nicht das Recht der Tiger ist — der vernunftlosen Natur gehört die Idee des Rechtes eben nicht an —, sondern das sittliche Recht im Unterschiede vom bürgerlichen. Das bürgerliche Notrecht ist weiter nichts als der juristische Ausdruck von Machtverhältnissen und ein Mittel, die rohesten Formen des Kampfes ums Dasein, soweit dieser unter Menschen tobt, zu beseitigen, die feineren Formen aber, die es bestehen läßt, zu regeln; es ist also im Grunde genommen weiter nichts als eine höhere Stufe jenes Naturrechts, das Huxley so nennt. Wir glauben nun aber, daß dem Menschen von Gott die Idee der Gerechtigkeit eingepflanzt sei — des Anstoßes der äußern Umstände bedarf sie zu ihrer Entfaltung so gut wie alle übrigen Ideen —, die da fordert, daß jedem vergolten werde nach seinem Verdienst oder Mißverdienst, nach seinen Leistungen oder Unterlassungen, und daß jedem gelassen oder zugewendet werde, was er sich auf rechtmäßige Weise als Eigentum erworben hat. Rechtsansprüche können natürlich erst in der Gesellschaft hervortreten und müssen erworben werden, aber sobald sie hervortreten, sind sie ihrem Wesen nach für alle gleich, das heißt: jeder hat Anspruch auf das Seine und

auf das, was er verdient. Die natürliche Rechtsgleichheit bedeutet nicht, daß alle gleich viel Vermögen oder Einkommen oder dieselbe soziale Stellung oder dasselbe Amt im Staate haben sollen, was alles Unsinn wäre und gar nicht widerlegt zu werden brauchte, sondern sie bedeutet, daß jeder das Vermögen, das Einkommen, die Stellung und das Amt haben soll, das ihm zukommt. Die Idee des Rechts verurteilt es nicht, daß der eine 1000 und der andre 100000 Mark Einkommen hat, sie verurteilt es bloß, wenn einer, der nur 1000 Mark verdienen würde, 100000 hat, ein anderer dagegen, der 100000 verdiente, nur 1000. Ob dieser Fall vorkommt, und ob, wenn er vorkommen sollte, die Gesellschaft Mittel hätte, der Ungerechtigkeit abzuhelpen, darüber kann gestritten werden, über die Sache selbst aber besteht unter den Anhängern der Idee des Naturrechts oder der natürlichen Gerechtigkeit kein Zweifel. Das bürgerliche Recht nun erfüllt sich mit einem sittlichen Inhalt in dem Maße, als es die Staatseinrichtungen den Forderungen der natürlichen Gerechtigkeit anzupassen bestrebt ist; soweit es das nicht thut, muß man ihm vorwerfen, daß es das natürliche Recht oder die Rechtsgleichheit im oben angegebenen Sinne verlege.

Hugley wendet nun seine Widerlegung der natürlichen Rechtsgleichheit in der Polemik gegen Henry George an und sucht zu beweisen, daß es weder ein Recht auf Arbeit noch ein allgemeines gleiches Recht auf Boden gebe; der Beweis ist von seinen Voraussetzungen aus sehr leicht: da es überhaupt keine angeborenen natürlichen Rechte gibt, so gibt es auch diese beiden nicht. Besitzlose Menschen suchen Arbeit bei einem Landwirt. „Ich bin außer stande, irgend welche apriorischen Rechte auf Arbeit zu entdecken, kraft deren diese Leute darauf bestehen könnten, in Arbeit genommen zu werden, wenn man ihrer nicht bedarf.“ Gewiß, von diesem bestimmten Landwirt genommen zu werden, haben sie kein Recht. Auch vom Staate Arbeit zu fordern, haben sie vielleicht kein Recht, aber das Recht, sich in diesem Falle zu entleiben, kann ihnen niemand streitig machen. Bei Naturvölkern werden Kinder, von denen man glaubt, daß es schwer fallen werde, sie zu ernähren, grundsätzlich getötet, und der römische Vater hatte das Recht, die Annahme des Kindes zu verweigern, das er zu erhalten keine Lust hatte, in welchem Falle es ausgejagt wurde. Der moderne Staat bestraft, teils von christlichen Ideen, teils von politischen Rücksichten geleitet, den Kindesmord, die Kinderaussetzung und schon die Vernichtung eines keimenden Lebens als Verbrechen; d. h. er zwingt jeden Menschenkeim, ein wirklicher Mensch zu werden. Dieser Mensch mag seinen Nebenmenschen gegenüber völlig rechtlos dastehen. Aber das eine Recht hat er ganz gewiß, wenn diese seine Nebenmenschen keine Verwendung für ihn haben, sich aus diesem Leben, in das er nicht freiwillig, sondern gezwungen eingetreten ist, wieder zu entfernen. Ob er dieses Recht Gott gegenüber hat, ist eine andre Frage, die Menschen haben ihm nichts vor-

zuwerfen. Ob er aber nicht wenigstens an den Staat, der ihn zum Eintritt gezwungen hat, Ansprüche hat, das mögen die Juristen entscheiden. Von einem Wurf Hunde pflegt der Besitzer nur einen aufzuziehen, die übrigen, falls sich kein Käufer dafür findet, zu ersäufen. Wenn nun ein Mann statt dessen die Hündchen von ihrer Mutter großäugen und dann verhungern ließe, so hätte er freilich kein Hunderecht verletzt — Hunde haben ganz gewiß keine Rechte —, aber jedermann würde den Menschen einen unanständigen Kerl nennen; es giebt eben auch Pflichten, denen keine Rechte gegenüberstehen. Henry George sah, daß es in seinem Vaterlande Land im Überfluß gebe, und dabei ein paar Millionen Menschen, die bei schlecht bezahlter Arbeit oder ohne alle Arbeit die bitterste Not litten, er überlegte, daß es nicht lauter Dummheit und Faulheit sein könne, was diese Not erzeugte, denn er wußte, daß, so lange Land frei gewesen war, fast alle Einwanderer sich dem Landbau gewidmet und dabei ihr gutes Auskommen gefunden hatten, er schrieb daher die Not dem Umstande zu, daß der Staat durch große Landverschenkungen und durch große Landverkäufe an Kapitalisten den freien Boden verschleudert habe, und dagegen wandte er sich mit seinen Reformideen. Er mag diesen Ideen eine sehr ungeschickte Begründung und einen sehr unvollkommenen Ausdruck gegeben haben, und das Radikalumittel der Single tax, das er vorschlägt, verwerfen wir ausdrücklich, aber die Berechtigung seiner Ideen haben seitdem die Regierungen mehr als eines Staates durch Heimstättenetze, innere und äußere Kolonisation und Einwandererverbote anerkannt; die Regierungen sind sich offenbar ihrer Verpflichtung bewußt, für die noch Ungeborenen entweder Land oder als Ersatz dafür Arbeitsgelegenheit bereit zu halten, und Henry George, den Huxley als einen Wirtkopf hinstellt, hat nicht vergebens gelebt.

Ganz besonders glaubt sich Huxley über Georges Behauptung lustig machen zu dürfen, daß alles Kapital durch Arbeit geschaffen werde, daß der Arbeitslohn aus der Arbeit und nicht aus dem Kapital fließe, daß die Arbeit allein den Waren Wert verleihe, und daß sie allein wirkliches Eigentumsrecht begründe: alles Wahrheiten, die die Welt schon Jahrtausende vor George gewußt hat. Huxley aber schreibt dagegen seinen Essay: Kapital die Mutter der Arbeit. Er beginnt mit dem ersten Atemzuge des Kindes, von dem er nachweist, daß er eine Arbeitsleistung sei, die nur durch das von der Mutter angesammelte Lebenskapital ermöglicht werde. Huxley, oder, da er nicht mehr lebt, sein deutscher Herausgeber, soll doch einmal deutsche Arbeiter examiniren, die den Vorwärts regelmäßig lesen: die werden ihm alle sagen können, daß alles organische Leben auf Erden den durch die Sonnenwärme in Bewegung gesetzten Stoffen, namentlich Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff verdankt werde, und kein einziger wird leugnen, daß es ohne dieses Naturkapital weder einen Menschen noch eine menschliche Arbeitsleistung geben könne; ja da die Deutschen meistens Gläubige des naturalistischen Evangeliums

sind, daß die Herren Engländer offenbart haben, so werden sie auch den Geist und alle geistigen Leistungen für Produkte dieses Naturkapitals erklären. Aber diese selben Deutschen werden ihn zugleich darüber belehren, daß es eine Lächerlichkeit ist, dieses Naturkapital in die volkswirtschaftlichen Erörterungen hinein-zuziehen. Kapital im volkswirtschaftlichen Sinne entsteht erst durch die Arbeit. Und auch darüber besteht kein Streit, ob dieses durch Menschenarbeit entstandne Kapital notwendig sei; niemand außerhalb der Narrenhäuser leugnet es. Nur darüber wird gestritten, ob der landwirtschaftliche Boden, die Werkzeuge und Maschinen Privatbesitzern oder der Gemeinschaft gehören sollen, ob es zweckmäßiger sei, die Eisenbahnen zu verstaatlichen, als sie Privatgesellschaften zu überlassen, ob es möglich sei, alle Gewerbe ebenso zu verstaatlichen, wie man bei uns die Eisenbahnen verstaatlicht hat, und ob, wenn es möglich wäre, die Lage des Volkes dadurch verbessert oder verschlechtert werden würde. Daß das Naturkapital aller Arbeit vorhergehen muß, bezweifelt kein Mensch. Über die Priorität von Kapital im wirtschaftlichen Sinne und Arbeit innerhalb der Kulturgemeinschaft zu streiten, das hätte so wenig Sinn, wie der Streit über die Priorität von Henne und Ei, weil beide stets gleichzeitig und in Wechselwirkung mit einander vorhanden sind, die Arbeit ohne Unterlaß Kapital erzeugt, jedes Kapital als Arbeitswerkzeug benutzt wird. Gehen wir aber auf den Anfang des wirtschaftlichen Prozesses zurück, so finden wir zweifellos die Arbeit als das erste, denn der Stecken zum Früchte abschlagen, der das erste Stück Kapital gewesen sein mag, mußte allermindestens abgebrochen und durch diese kleine Arbeit aus einem bloßen Naturprodukt in ein wirtschaftliches Gut verwandelt werden. Denken wir uns einen Rittergutsbesitzer, dessen Rittergut eine Insel bildet; denken wir uns, daß er auch noch eine Zuckerfabrik, eine Spiritusbrennerei, ein Schiff und einen Sack voll Goldstücke besitzt. Denken wir uns ferner, daß dem Manne eine Pest sämtliche Leute wegrafft, daß er selbst zu jeder körperlichen Arbeit unfähig ist, und daß zufällig ein ganzes Jahr hindurch kein fremdes Schiff seine Insel berührt, so wird er nicht allein das elendeste Leben führen, sondern vielleicht verhungern; denn es ist die Frage, ob er aus den vorhandnen Vorräten, z. B. Getreidekörnern und lebenden Kälbern, eine Speise zuzubereiten vermöchte, die sein Gaumen und sein Magen vertragen, ob er Früchte von den Bäumen zu holen und seine Kühe zu melken imstande wäre. Werden dagegen zwanzig Bauern und Handwerker nackt auf eine Insel versetzt, die ihnen das erforderliche Naturkapital bietet: wilde Rinder, fruchttragende Bäume und körnertragende Gräser, so werden sie in unendlich mühseliger Arbeit mit der Zeit Werkzeuge, Häuser, Äcker und Werkstätten, d. h. gesellschaftliches Kapital schaffen. Ganz ohne Kapital sind sie freilich nicht gekommen, denn sie haben die in der Gesellschaft erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten mitgebracht; aber dieses Kapital bewirkt nicht, daß sie überhaupt arbeiten und weiteres Kapital schaffen können, sondern nur, daß es



damit rascher geht, als es in einem vorausgesetzten kulturlosen Urzustande gegangen sein könnte.

Huxley will den Arbeitslohn aus dem Kapital und nicht aus der Arbeit entspringen lassen, weil Beeren und Vogeleier Naturkapital sind, ehe sie der Mensch einsammelt. Aber das Naturkapital wird eben in allen Fällen als selbstverständlich vorausgesetzt und ist gar keine volkswirtschaftliche Kategorie. Arbeitslohn des Sammlers sind diese Gegenstände nicht an sich, sondern eben nur, wenn er sie sammelt; dadurch, durch die Arbeit des Sammelns, verwandeln sie sich in Arbeitslohn. George hatte gesagt: nichts, was die Natur dem Menschen ohne seine Arbeit bietet, ist eine Ware. Huxley wendet dagegen ein: „Nach meiner Meinung sind gediegne Metalle, Kohle und Ziegellehm Bergbauerzeugnisse, und ich bin ganz überzeugt, daß man sie mit Recht Waren nennt. Wenn nun aber ein Kohlenlager an der Oberfläche zu Tage tritt und also für das bloße Aufheben Kohlenstücke zu haben sind; oder wenn gediegenes Kupfer in massiven Stücken herumliegt; oder wenn Ziegellehm eine Oberflächenschicht bildet, so scheinen mir diese Dinge dem Menschen doch ohne seine Arbeit geboten, ja ihm geradezu aufgedrängt zu sein. Nach Georges Begriffsbestimmung sind sie darum keine Ware, nach dieser Aufzählung aber sind sie es. Ein hübsches Beispiel für einen Widerspruch im Ausdruck.“ Sollte man es für möglich halten, daß ein großer Gelehrter solches Zeug zusammenschreiben könne? Wenn es irgend ein Beispiel giebt, an dem sich überzeugend darthun läßt, daß es Arbeit allein ist, was einem Naturdinge gesellschaftlichen Wert verleiht und es zur Ware macht, so ist es das von der Kohle. Kohle, die eine Stunde weit von Herrn Huxleys Ofen auf der Erde herumliegt, ist für diesen so wenig vorhanden, wie wenn sie tausend Meter unter der Erde oder im Monde steckte. Denn es ist in England so wenig wie bei uns Sitte, daß ein Mann von Huxleys Stellung einen Sack und einen Schiefarren nimmt, aufs Feld hinausfährt und Kohlenstücke einsammelt. Auch sein Dienstmädchen wird es nicht thun mögen, er muß einen Tagelöhner dingen. Wenn nun der ortsübliche Tagelohn zwei Mark, der ortsübliche Arbeitstag zwölf Stunden beträgt, und der Tagelöhner drei Stunden braucht, um einen zentnerschweren Sack voll Kohlen zu liefern, so kostet dieser Sack Kohlen fünfzig Pfennige. Diese fünfzig Pfennige sind der gesellschaftliche Wert eines Zentners Kohlen. Und da der Tagelöhner die Kohlen auch aus freien Stücken holen und Herrn Huxley zum Kauf anbieten konnte, so sind sie Ware. Beides, den Wert und den Warencharakter, haben sie allein durch die Arbeit erhalten.\*)

\*) Selbstverständlich ist es in Kulturstaaten nicht dem ersten Besten erlaubt, herumliegende Kohlenstücke aufzuklauben, man muß sich vom Eigentümer des Feldes die Erlaubnis erbitten oder erkaufen. Im zweiten Falle kommt zum Arbeitslohne noch die Grundrente und erhöht den Warenpreis. Dieser Wert- oder Preiszuschlag entsteht nicht aus irgend welchem Kapital, sei es Natur- oder Gesellschaftskapital, sondern ganz allein aus einem Rechtsverhältnis.

So kann man ein großer Biologe sein, ohne vom Recht und von der Volkswirtschaft etwas zu verstehen, und so hat sich denn der Übersetzer dieser drei Essays eine recht überflüssige Mühe gemacht. Auf die übrigen vier, die wirklich wertvolle Gedanken enthalten, kommen wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit zurück.



## Vom guten Geschmack und vom gesunden Menschenverstand



U n der von Kapitän Lemuel Gulliver entdeckten und von Seiner Ehrwürden dem Dechanten Jonathan Swift zuerst beschriebenen gelehrten Landschaft Laputa lebte in neuern Zeiten ein weiser Meister, einer von denen, die uns täglich den inneren Sinn befreien, während ihnen selbst „erträglich der Leib gedeiht,“ und zu dessen Lehrstuhl die Zünger von nah und fern strömten. Der Meister lehrte vor allen Dingen eine Wissenschaft, die er die „Analytis der unendlichen Perfektibilität“ nannte, und in der er den klaren Beweis führte, daß nicht nur alles Menschliche in einem fortwährenden Fortschritt begriffen sei, sondern auch die steigende Vergeistigung des Menschen nach und nach eine gute Zahl grober und roher Glieder und Werkzeuge des Menschenleibs vollständig entbehrlich machen würde. Und da es gewiß sei, daß der Zukunftsmensch den Weltraum im Fluge durchschneiden, keiner Beine bedürfen werde, da bei der künftigen Ernährung durch wundersame Elixire und kostbare Tropfen die Zähne, die ohnehin eine fatale Erinnerung an die Verwandtschaft mit dem Affen und dem Raubtier sind, für überflüssig gelten würden, da es nicht ausgeschlossen sei, daß sich der Mensch der Unsterblichkeit um so viel nähere, als er unbrauchbare Leiblichkeit los werden könne, so eröffneten sich für das kommende Jahrhundert gleichsam neue Himmel. Diese Verheißungen vernahmen die Schüler mit immer wachsendem Wohlgefallen, sie sahen von der Höhe ihres Selbstbewußtseins verächtlich auf die Zweifler herab, lächelten täglich geheimnisvoller, behielten aber hübsch ihre Beine wie ihre Zähne. Nur einer von ihnen, ein enthusiastischer Bursche, wurde von dem Gefühl überwältigt, daß zur Verwirklichung so idealer Zukunftsaussichten einmal ein Anfang gemacht werden müßte, ging hin, ließ sich die Beine amputiren und die Zähne sanft ausziehen. Als er nach langem Krankenlager mit schönpolirten Stelzfüßen und einem verlmutterglänzenden Gebiß vor dem Meister und seinen Gesellen wieder

erschien, empfing ihn schallendes Hohngelächter, bitterer Tadel und bedauerndes Achselzucken. Als er sich aber auf des Meisters Lehren berief und entrüstet erklärte, daß immer und überall einer mit dem großen Neuen vorangehen müsse, daß er für seine Kühnheit Lob und nicht Spott erwartet habe, sagte der Meister: Weißt du nicht, du Tropf, daß der Kluge die Probe auf seine Behauptungen immer andern zuschiebt und den Erfolg abwartet? Und begreifst du nicht, daß alle bindende und lösende Kraft der Welt nur in Worten liegt? Der Mensch wird in Zukunft keiner Beine und Zähne bedürfen, gewiß und wahrhaftig, denn wir werden die Dinger, auf denen er steht, und die Knochen, mit denen er kaut, anders benennen.

Wie der Schüler nach dieser Offenbarung die Weisheit von Laputa angesehen hat, ist uns leider nicht mit überliefert. Aber an die Geschichte erinnert uns jeder Tag, und je öfter, leidenschaftlicher und bestimmter wir in den Kunstkämpfen der Gegenwart die Versicherung vernehmen, daß der sogenannte gute Geschmack und der gesunde Menschenverstand nicht nur unzulänglich, sondern überflüssig, hemmend und hindernd sei, um so lebendiger sehen wir den Schüler vor uns, der sich, weil doch geflogen werden soll, die Beine amputiren läßt, und weil man sich des rohen Essens entwöhnen wird, die Zähne ausziehen läßt, um so deutlicher den Meister, der recht wohl weiß, daß, auch wenn die Flügel schon erfunden wären, der Mensch die Beine unter andern auch zum Sitzen braucht, und daß, wenn selbst alle Nahrung in einem Löffel Lebenselixier bestünde, die Zähne beim Sprechen nicht gut zu entbehren sind. Das Verhältnis zwischen Meistern und Jüngern auf ästhetischem Gebiet ist ungefähr dasselbe wie in unsrer Fabel: die erstern lehren mit großem Nachdruck Dinge, von denen sie wissen, daß sie falsch, irreführend und bestenfalls die alten Einsichten sind, die, um des Scheins der Neuheit und eines geistigen Fortschritts willen, einfach umgetauft wurden, die Jünger aber verkündigen mit dem seit Jahrhunderten beliebten Geschrei, daß jetzt der Weisheit letzter Schluß gewonnen worden sei.

Wenn einzelne wirkliche und ernsthaft zu nehmende Ästhetiker nachgewiesen haben, daß das, was eine gewisse Durchschnittsbildung gewöhnlich den „guten Geschmack“ nennt, die schlechteste Bürgschaft für Erkenntnis und Beurteilung neuer Kunst, neuer poetischer Schöpfungen sei, so hätten sie getrost das Beiwort neu weglassen und sagen können: die schlechteste Bürgschaft für Kunstgenuß und Kunstseinsicht überhaupt. Daß die mühsame Einprägung der äußerlichen Eigenschaften anerkannter Kunstwerke und der nachfolgende Vergleich neuer Schöpfungen mit dem so gewonnenen Vorbilde, die Anlegung von Maßstäben, die eklektisch aus einer Reihe vorhandner Werke konstruirt werden, und der Gebrauch von rein negativen Regeln, kurz alles, was Goethe treffend und erschöpfend „Geschmackspfüllerwesen“ nennt, kläglich unfruchtbar bleibt, ist wenigstens keine neue Wahrheit. Ebenso kann ohne weiteres zugegeben werden,

daß die Mangelhaftigkeit und das Schwankende des Wortgebrauchs in unsrer ästhetischen Sprache mit dem Begriff des guten Geschmacks bald dürre Schulmeisterei, bald eine ganz äußerliche Sauberkeitsforderung verbunden hat, die beide nichts fördern. Und endlich räumen wir ein, daß es eine Abart auch des wahren guten Geschmacks — das heißt der Fähigkeit, zwischen lebensvollen und hohlen, zwischen meisterhaften und stümperhaften Leistungen zu unterscheiden — giebt, die nur innerhalb eines bestimmten Kreises wirkt und sich gegenüber neuen Lebens- und neuen Kunstregungen unzulänglich zeigt. Wird jedoch, wie das die lärmende, nach allen Seiten hin zerstörende und auflösende, nirgends im Interesse der Kunst, sondern höchstens zu Nutz und Frommen einzelner Künstlerkliquen und revolutionärer Talente arbeitende modische Kritik vielfach thut, aus diesen Vordersätzen die Folgerung gezogen, aller gute Geschmack überhaupt sei nutzlos, ja hemmend, so haben wir wieder die amputirten Beine des Mannes aus Laputa. Natürlich ist das bezeichnete Unterscheidungsvermögen, auf das im Grunde aller gute Geschmack hinausläuft, und dessen Mangel bei allem schlechten Geschmack bemerkbar wird, nur die Vorbedingung und der erste Anfang aller tiefen Kunstempfindung und Kunsteinsicht, aber gerade so unentbehrlich wie die Glieder, die man selbst dann noch brauchen wird, wenn das Fliegen Gemeingut geworden sein wird. Sind die stärksten und feinsten Eindrücke dichterischer und künstlerischer Schöpfungen an die Vertiefung in die Absichten und Ausführungen des Dichters oder Künstlers gebunden, so kann doch diese Vertiefung nicht schlechtthin für jede Hervorbringung gefordert werden. Es muß eine Fähigkeit geben, die den kunstgenießenden Menschen darüber ins Klare setzt, ob es künstlerische Leistungen wert sind oder nicht, sich in sie zu vertiefen. Kein Zweifel, daß diese Fähigkeit bei zahllosen Menschen schlecht ausgebildet ist oder falsch und flüchtig angewandt wird. Dennoch ist sie vorhanden, muß vorhanden sein und wird ihrem Besitzer zwar niemals den innersten Kern und das feinste Geäder eines Kunstwerks erschließen, ihm aber ersparen, solchen Kern und lebenerfüllte Adern in hohlen Machwerken und leblosen Fragen zu suchen. Ob man diese Fähigkeit, die angeboren oder durch Bildung erworben oder aus der Wechselwirkung ursprünglichen Gefühls und künstlerischer Erfahrungen hervorgegangen sein kann, anders nennen will als Geschmack, wäre am Ende gleichgiltig. Doch sowie man ihre Wertlosigkeit zu erweisen versucht und aus der gelegentlichen, immer nur relativen Unsicherheit ihrer Urteile ihre volle Entbehrlichkeit folgert, haben wir nichts als eine Lebensäußerung der geistigen Anarchie vor uns, die unbewußt und bewußt (meist aber bewußt zu leicht durchschaubaren Zwecken) jede Unterscheidung als die zwischen alt und neu niederzuwerfen strebt.

Den Hauptbeweis für das angebliche Unheil, was alle Geschmacksbildung anrichtet, führen die Heißsporne der Geschmacksverwilderung mit der soeben zugestandnen Thatsache, daß es ein Zerrbild wirklichen Geschmacks, eine urteils-



lose Gewöhnung an gewisse künstlerische Stileigenschaften giebt, mit der man freilich keinen Hund vom Ofen locken kann. Sie machen geltend, daß die fortschreitende Entwicklung der Kunst, die mit der fortschreitenden Entwicklung des Lebens in innigster Wechselwirkung stehe, jeder Verkümmernng oder Einschränkung durch die Enge eines ausgeprägten Geschmacks widerstrebe. Sie leugnen, daß es einen der Natur selbst unmittelbar entstammenden Wertmesser poetischer und künstlerischer Schöpfungen gebe, der unter allen Wandlungen der Kultur, der Bildung und der Mode in Kraft bleibe, und leiten aus der beständigen Veränderung der Sitten, der Zustände und der geistigen Richtungen eine beständige, lediglich an das Fortschreiten der Zeit gebundene Bervollkommnung aller menschlichen, also auch der künstlerischen Leistungen ab. Geschmack schließt nach ihrer Annahme eine Gewöhnung an gewisse Überlieferungen in sich, hindert also das, worauf es ihnen vor allem ankommt: das Neueste auch jederzeit für das Beste zu erkennen. Alle vermeinten Unterschiede zwischen gehaltvoll und hohl, zwischen tief und flach lassen sich nach ihrer Meinung auf den Unterschied zwischen veraltet und aktuell zurückführen, an Stelle des Geschmacks hat der Instinkt für das unmittelbar Wirksame zu treten, das, wie es auch geartet sei, jedenfalls in irgend einer Richtung das Vergangne übertreffen müsse. Eine andre Gruppe zeitgemäßer Ästhetiker will zwar einräumen, daß es Unterschiede auch anderer Art als die zwischen alt und neu gebe, und daß solche Unterschiede empfunden und gesehen werden könnten, behauptet jedoch, daß dazu ein geistiges, weit über die Geschmacksbildung hinausragendes Vermögen gehöre, ein Vermögen, das mit dem Gefühl für das tiefere innere Bedürfnis jeder einzelnen Periode zusammenfalle.

Wenden wir dieses in kritischen Artikeln und Zeitungsfeuilletons bis zum Ekel breitgetretne Gerede auf einen bestimmten in der Vergangenheit liegenden Fall an, so stellt sich die Sache folgendermaßen dar. Die Bekenner der Überzeugung, daß das Neueste jederzeit das Beste sei, hätten im Jahre 1798, ein Vierteljahrhundert nach Goethes „Werther,“ das Meisterwerk der siebziger Jahre, für eine vollkommen veraltete und abgestandne Schöpfung erklären und aus der Gewißheit, daß Vulpinus „Rinaldo Rinaldini“ „gedruckt in diesem Jahr“ war, den romantischen Räuberroman für einen unendlichen Fortschritt über die sentimentale Geschichte betrachten, somit den jüngern der beiden Schwäger Goethe und Vulpinus als den vortrefflicheren Schriftsteller rühmen müssen. Sie wären, da in demselben Jahre auch „Franz Sternbalds Wanderungen“ von Ludwig Tieck erschienen, genötigt gewesen, zuzugestehen, daß das letztgenannte Buch sich zwar wesentlich vom „Rinaldo Rinaldini“ unterscheide, aber kein höheres Recht habe, sondern eben nur von einer andern Strömung der Zeit und des Tages getragen werde. Die Anhänger der Lehre, daß zwar Unterschiede vorhanden seien, aber immer nur das Gegenwärtige mit dem Gegenwärtigen verglichen werden dürfe, würden zugestanden haben, daß der „Steru-

bald“ das poetisch höherstehende und wertvollere Buch, Vulpius vielberufener Räuberroman eine zu äußerliche Befriedigung des tiefen Zeitbedürfnisses nach der Romantik sei, aber es hätte ihnen festgestanden, daß der „Sternbald“ so hoch über dem Werther stehe, als die Entwicklung von 1798 über der von 1774. Ein paar „Geschmackspaffen,“ die zur Zeit des Erscheinens von „Werthers Leiden“ den Goethischen Roman mit bösem oder schielendem Auge betrachtet hätten, würden ihn um 1798 als das mustergiltige Werk gegenüber den ohnmächtigen Bestrebungen der Gegenwart angepriesen und den „Sternbald“ samt dem „Rinaldini“ verworfen haben. Die Menschen von wirklich gutem Geschmack, das heißt von frischer Empfänglichkeit, durchgebildetem Urteil und der Fähigkeit, Natur und Leben in den Werken der Kunst zu erkennen, das Ursprüngliche und Starke vom Nachgeahmten und Schwächlichen zu unterscheiden, die Kraft und den Wert der hinter den Werken stehenden Persönlichkeit abzuschätzen, würden ruhig geurteilt haben, daß „Werther“ ein vollendetes Kunstwerk sei, in dem die dauernden Elemente die vergänglichen schwärmerischer Sentimentalität weit überwögen, daß „Franz Sternbald,“ obschon aus poetischem Geiste geboren und nicht ohne eine Fülle warm empfundner Einzelheiten und gewinnender Schilderungen, doch zu wenig von dem ewigen Gepräge echter Natur und zu viel von dem wechselnden geistiger Mode und flüchtiger Zeitstimmung trage, um mit der ältern Schöpfung als gleichwertig gelten zu können, daß „Rinaldo Rinaldini“ dagegen ein naturloses wie poesieloses Nachwerk sei, von dürstiger Einbildungskraft für dürstige Einbildungskraft hervorgebracht. Sie würden gewußt haben, daß sie über den poetischen Gehalt, die Einwirkungen des Lebens und gewisser geistiger Richtungen, über hundert Fragen der Kunst und des Stils noch hundert Aufschlüsse und Belehrungen aller Art empfangen könnten, aber daß kein Aufschluß und keine Belehrung den bezeichneten Gesamteindruck der genannten dichterischen Werke aufzuheben vermöge. Und sie hätten zu der Forderung, die sichern Wertmesser ihres guten Geschmacks, ihres Gefühls für Leben und poetische Wahrheit mit Wertmessern zu vertauschen, die den Jahreszahlen entlehnt sind, einfach gelacht.

Warum lachen die Menschen von gutem Geschmack heute nicht ebenso, wenn man ihnen mit keinem bessern Grund als mit den Jahreszahlen 1896, 1897, 1898 beweisen will, daß Fragen von heute mehr bedeuteten als Gesichter, hölzerne Latten mehr als Gestalten, Kohlstrünke mehr als Bäume, daß das Niedrige und das Widrige, wenn es von gestern ist, das Erhabene und Anmutige von vor zehn Jahren selbstverständlich überragen müsse, warum lassen sie sich von dem geistigen Schwunge imponiren, der zwar noch immer nicht zu fliegen vermag, aber es eines Tages vermögen wird und vor der Hand wenigstens die überflüssigen Beine los ist? Warum mühen sie sich ab, den willkürlichen Umtausch ihres eigensten Besizes zu folgen, warum setzen sie der Anarchie des Augenblicks nicht das feste Bewußtsein entgegen, daß, wie

hoch die Kunstanschauung der Gegenwart immer ihre Begriffe sublimiren möge, es ohne den Unterschied zwischen meisterhaft und stümperhaft, lebensvoll und leblos, geistvoll und albern nie abgehen wird und es darum immer geraten bleiben wird, für den Hausgebrauch etwas vom guten Geschmack zu behalten, der diese trotz ihrer Vorläufigkeit doch nicht unwichtigen Unterschiede erkennen lehrt?

In derselben Verdammnis wie der gute Geschmack befindet sich bei einer Gruppe der jüngsten Ästhetiker der gesunde Menschenverstand. In den erhabnen Weltanschauungen des Tages ist er eines der verächtlichsten Elemente geistigen Lebens, und jede Berufung auf ihn in Kunstingen ein untrügliches Kennzeichen hoffnungsloser Trivialität. Seit es sogar Mode geworden ist, die geile Üppigkeit und rohe Grausamkeit der gelehrten Poeten der zweiten schlesischen Schule als Blüte der Phantasiekunst zu preisen, erscheint selbst das Verdienst, das sich die verständige, klare Nüchternheit von Chr. Weize bis Gellert, ja bis Lessing um die Anfänge unsrer neuen poetischen Litteratur erworben hat, in Frage gestellt. Niemand wird die Tage zurückwünschen, wo man Spiele des Verstandes und Witzes für Poesie hielt, aber für das Lob, keinen Funken gesunden Menschenverstandes zu besitzen, würden Goethe und Schiller, auch noch Fr. Hebbel und Gottfr. Keller doch bestens gedankt haben. Der gewaltigste Berg, der die Züge der Wolken überragt, ruht mit seinem Fuß auf dem platten, gemeinen Erdboden, und die schöpferische Kraft, die uns die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur offenbart, die erkennt, was die Welt im Innersten zusammenhält, muß irgendwo an das anknüpfen, was alle zu begreifen und auch die Augen zu erkennen vermögen, die nur das Nächste sehen. Jede Einbildung und jeder falsche Anspruch des gesunden Menschenverstandes kann zurückgewiesen werden, außer der einen, daß er überall dabei sein müsse, und dem andern, daß er keinen Stellvertreter habe. Die Kunst bedarf höherer geistiger Kräfte als des schlichten Verstandes, aber sie kann diese niedern nicht entbehren. Wenn nun eine gewisse Strömung der neuern Kritik ganzen Reihen von Romanen, von Dramen, von Erzählungen gegenüber nicht nur auf jedes Recht des Verstandes verzichtet, sondern in dem Mangel gesunden Menschenverstandes einen besondern Vorzug erblickt, so muß man es noch für ein Glück halten, daß dies offen herausgesagt wird. Dann pflegt wenigstens ein Teil der Leser zu stutzen und sich sogar die Frage vorzulegen, inwiefern Oberleder ohne Sohlen gute Schuhe abgeben könne? Schlimmer stehts, wenn die eigentliche Meinung hinter dunkeln Redensarten versteckt, mit anscheinend vornehmen Kunstworten gestempelt wird, sodaß der Laienverstand nur halb erraten kann, wovon eigentlich die Rede ist. Die Frage, um die es sich hier handelt, wird von der modischen Ästhetik und Kritik meist falsch gestellt. Sie kann, wenige nüchterne Rechthaber ausgenommen, jederzeit nur dahin lauten: ob ein dichterisches Werk, seiner höhern Vorzüge unbeschadet, dem gesunden

Menschenverstand nicht ins Gesicht schlage oder seiner spotte? Sie wird jedoch den Fragenden im Munde verdreht und zu der Frage umgewandelt, ob ein Kunstwerk dem sogenannten gesunden Menschenverstande, den Gewöhnungen der Platten und geistig Armen genug thue? Sie wird mit der Beschuldigung verknüpft, daß der gesunde Menschenverstand der Todfeind aller tiefen Weisheit, aller Welterkenntnis, aller schaffenden Einbildungs- und Stimmungskraft, alles geistigen Schwunges sei, während er einfach deren Grundlage ist, wie die Erdoberfläche der Untergrund der Berge. In wunderlicher Verkennung des Credo quia absurdum est gefällt sich ein Teil der neuern Kunstlehrer darin, überall da Größe, Tiefe, „Eigenart,“ schöpferisches Vermögen zu sehen, wo einfach Widersinn, Dunkelheit und gekünstelte Unnatur walten. Man gesteht zu, daß gewisse Leistungen freilich dem platten Verstand nicht einleuchten können, aber in eben dem Maße für bewundernswürdig gelten müßten, als sie dieses inferioren Verstandes bar seien. Und es sind nicht etwa nur die Verfasser philosophischer Untersuchungen, die Erforscher der letzten Gründe und Abgründe des poetischen und künstlerischen Schaffens, die diese Sprache führen. Nein, die kläglichsten Gesellen, die unfähig sind, überhaupt eine Individualität von der andern zu unterscheiden, die nie über die Natur einer künstlerischen Aufgabe nachgedacht haben, lassen sich in hunderten von Zeitungen mit der Geringschätzung des gesunden Menschenverstandes vernehmen, von dem ihnen selbst freilich ein so geringes Maß verliehen worden ist, daß es nicht der Mühe lohnt, Wert auf den Besitz zu legen. Das Publikum läßt sich auch hier von einigen mit Sicherheit vorgebrachten und täglich wiederholten Redensarten imponiren. Zu Hilfe kommt dem kritischen und ästhetischen Wirrwarr die verbreitetste Feigheit, die unzähligen Irrlehren und Sektenbildungen förderlich geworden ist, die Verleugnung der eignen Überzeugung, sobald diese Überzeugung von irgend einer Seite her beschimpft oder verdächtigt wird. Im Grunde sind unter tausend Menschen keine zehn, die wirklich glauben, daß der gesunde Menschenverstand ein Hemmnis für die Aufnahme und das Verständnis poetischer Werke und beim Schaffen solcher völlig entbehrlich sei. Doch unter den neunhundertundneunzig, die vom Gegenteil überzeugt sind, finden sich freilich keine fünfzig, die sich von einem mit paziger Miene vorgebrachten geringschätzigen Wort nicht einschüchtern lassen.

Darüber, daß der gesunde Menschenverstand allein kein Kunstwerk hervorbringen kann und in einsamer Dürftigkeit auch keines Kunstwerks bedarf, ist ja längst kein Streit mehr. Aber daraus zu folgern, daß er auf ein verschwindendes Teil reduziert oder aus dem Gebiete der Kunst hinausgeödet werden müsse, ist eine der zahllosen „modernen“ Willkürlichkeiten, die mit der Selbstverstümmelung des jungen Philosophen von Laputa auf einer Linie stehen. Auch in diesen Dingen giebt es ein Maß, unter das nicht hinabgegangen werden kann. Wie sagt Prinz Heinz, als er Falstaffs Rechnung



aus der Schenke zum Wilden Schweinstopf durchsieht? „O ungeheuer! Nur für einen halben Pfennig Brot zu dieser unbilligen Menge Sekt.“ Ein gleich schreiendes Mißverhältnis herrscht zwischen den Fluten von Stimmung und subjektiver Weltverachtung und den Brosamen von Lebenswahrheit und gesundem Menschenverstand, die wir in endlosen Folgen neuester Romane und Schauspiele gegeneinander zu halten haben. Die Kritik, die sich den Vergleich schenkt, möchte das immerhin thun, sie sollte sich aber die Versäumnis des Notwendigsten nicht als besondere Auszeichnung anrechnen. Daß einer mit viel gesundem Menschenverstand ein armselig geistloser Gesell sein kann, erleben wir alle Tage, daß aber der Mangel an gesundem Menschenverstand geistvolle Anschauung und schärferes Urtheil verbürge, soll erst noch bewiesen werden.

Vor allem der Tageskritik, die sich ohne tiefern Anteil an irgend welchen Kunsterscheinungen, ohne feineres Verständnis der individuellen Besonderheiten poetischer und künstlerischer Naturen die Lobsprüche gewisser Koterien und die Betrachtungsweisen litterarischer Sonderlinge zu eigen macht, muß die Mahnung gelten, dem gesunden Menschenverstand sein unverlierbares Recht zu wahren. Für sie vor allem erklingt noch heute das Distichon der Goethe-Schillerschen „Kenien“:

Aber widrigers kenn ich auch nichts, als wenn sich durch Bande  
 Zarter geistiger Lieb Grobes mit Grobem vermählt.  
 Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen  
 In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt!

Wenn man statt der „Moral“ die Philosophie und die Ästhetik der Dämonen, statt der Menschlichkeit den gesunden Menschenverstand setzt, so trifft der Pfeil ins Schwarze. Es ist Zeit, höchste Zeit, daß in der Kunst- und Litteraturkritik der Tagesblätter wieder etwas vom guten Geschmack und etwas vom gesunden Menschenverstand zu Tage tritt. Die Maßstäbe beider sind unzulänglich, gewiß! Aber das ebenso zuversichtliche als stümperhafte Hantiren mit falsch verstandnen Phrasen, mit Aussprüchen und Offenbarungen tieferer Geister, die nur von tiefern Geistern begriffen und in Zusammenhang gebracht werden können, ist nachgerade unerträglich geworden, und das hausbackenste Urtheil, das wirklich auf einem Eindruck und einer Vergleichung mit der Natur beruht, ist hochklingenden Redensarten vorzuziehen. Bis die Herren wirklich fliegen können, mögen sie doch allerseits ihre Beine, die geraden wie die krummen, und bis sie thatsächlich nicht mehr zu lauen brauchen, in Gottes Namen auch ihre Zähne behalten.





dient namentlich wegen des günstigen Einflusses auf die Küche gelobt zu werden. Der Gefahr eines allzu offenen Wortes setzt sich der Wirt dabei freilich aus, ebenso wie der Gast der einer etwas peinlichen Lage, wie ich sie vor einigen Jahren einmal in Saalfeld erlebte. Dort sagte ich zum Wirt, der gerade so aussah wie die andern Geschäftsreisenden, die da herum saßen: Finden Sie es nicht eigentlich geschmacklos, ein Mittagessen aus fettem Rindfleisch, Schweinsknochen und Gänsebraten zusammenzusetzen? Antwort: Ich bin der Wirt. Mir ist's ganz recht, wenn Sie einen Gang überschlagen, denn andre essen für zwei. Unsern ländlichen Anschauungen entspricht es vielleicht mehr, daß sich die Wirtin, wo sie überhaupt noch selbst kocht, in frischer weißer Schürze und mit kühngerötetem Antlitz nach dem Appetit ihrer Gäste erkundigt und freundliche Mienen und Worte gewissermaßen als letzten Gang bietet. Dazu gehört freilich das gute Gewissen der „perfekten“ Köchin!

In der deutschen „Trinkeminate“ schwebt uns ein Ideal von gemütlicher Geselligkeit vor, wie es im deutschen Mannesherzen lebt, und der Speisesaal eines englischen Inn von gutem altem Schlag kommt dem feinen Behagen des englischen Innenlebens so nahe wie möglich. Es kann und soll ja nicht anders sein, als daß das beste Wirtshaus noch tief unter einem guten „Heim“ steht. Aber wie groß ist auf der andern Seite die Zahl derer, die in ihren engen, dumpfen Räumen nie das Behagen finden, das ihnen schon eine Bierstube niedern Ranges bietet! Die Schöpfung von Bierpalästen, die die äußern Bilder unsrer Städte so sehr beeinflusst, führt dem Leben weiter Kreise einen Strom von Behagen zu, in dem manchmal auch feinere ästhetische Genüsse sind. Als sich die bairischen Bierkeller nach Franken und an den Oberrhein ausbreiteten — es war vor etwa vierzig Jahren —, da wurde das Leben der Kleinstädter bereichert; sie ließen sich nun an schönen Sommerabenden mit ihren Frauen unter dem künftigen Schatten junger Korkkastanien nieder. Glücklicherweise hatten die Nachahmer den Baiern auch den feinen landschaftlichen Sinn abgeguckt, mit dem diese ihre „Keller“ an herrlichen Aussichtspunkten anzulegen pflegen. Der Spießbürger wunderte sich, indem er sein Bier trank, nicht nur über die merklich bessere Verwertung des trefflichen Schweminger oder Hagenauer Hopfens, die die bairische Schule eingeführt hatte, sondern auch über die Reize seiner Landschaft, die ihm nie so schön vorgekommen war. Nicht überall giebt es freilich eine so schöne Lage, wie in Traunstein, wo mir von meinem Gastfreund der Kollerkeller als der schönste Keller in Europa gerühmt wurde. Der Blick auf die Berge von Ruhpolding ist allerdings wundervoll, besonders wenn er mit dem Blick auf einen vollen Maßkrug abwechseln kann. Wären nicht einige leichte Schatten, die diese beliebten Bierhügel über die Städte und Städtchen hinwerfen, wo die Leute um so anspruchloser wohnen, je näher und billiger sie diesen gemeinsamen Erholungsplatz haben, so möchte man von dem „Bierkeller als Schule des Naturgenusses“ mit ungemischtem Behagen sprechen. Auch bin ich bereit,

jedem Litteraturmenschen, der den Natursinn von Rousseau an datirt, nicht bloß die herrliche Lage mancher uralten Kapelle und Kirche, sondern die Aussicht von so manchem altberühmten Bergwirthshaus oder von der Bank vor einem Fährhaus am Rhein zu nennen und ihm damit zu zeigen, daß das Naturgefühl nicht in dem Augenblick erfunden wurde, wo sich ein Dichter hinsetzte, um eine Aussicht zu bedichten; ebenso wenig wie das deutsche Gasthaus erst würdig war, besungen und gerühmt zu werden, als Lessing seinen köstlichen, von dem wackern Just so tief verachteten Wirt in der Minna von Barnhelm eingeführt hatte, und Goethe sein Dorfwirtshaus von Wahlheim mit den zwei Linden, unter deren ausgebreiteten Ästen („so vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden“) Werther seinen Kaffee trinkt.

Die Ausflüge auf das Land, deren Ziel ein gutes Wirtshaus ist, gehören zum deutschen Leben. Sie machen es genussreich, beeinflussen es aber auch in anderer Beziehung mehr, als man denkt. Es ist die Rückkehr der Stadt zu dem Land, aus dem die Stadt herausgewachsen ist. Die arme Stadt! Solange die deutschen Städte noch ihren Kranz von Äckern und Gärten hatten oder nicht soweit hinausgerückt hatten wie jetzt, umschlossen viele selbst soviel Land, als sie zum Atmen und zur Freude am Leben brauchten. In Stuttgart oder Karlsruhe, so gut wie in Cleve oder Brieg, besaß vor fünfzig Jahren der kleine Bürger und Beamte seinen Garten vor dem Thor, wenn nicht sogar vor dem Haus, und die Frau des Tagelöhners behaute einen Acker mit Kraut, Kartoffeln, Rettichen und Obst, wovon nur ein Teil verkauft wurde. Am Sonntag Nachmittag auf seinem eignen Land leichte Arbeit zu thun und dann auf dem Bänkchen vor der bohnenumrankten Holzhütte zu selbstgebaudem Rettich einen Krug Most oder Bier zu leeren, war eine Erholung, bei der es dem Holzhauer nicht einfiel, über das Wohlleben anderer Betrachtungen anzustellen. Jetzt giebt es eine Menge von Wohlhabenden, die ihr Leben in einem schmutzigen Mietshaus und im Anblick von ebensolchen abstoßenden Backsteinhöhlen verbringen, und denen Rasen und Bäume nur leihweise zugänglich werden, wenn sie eine staubige und kostspielige Eisenbahnfahrt aufs Land unternehmen. Die Städte sind über die einst grünen Flächen hingewachsen, und die Nachkommen derer, die dort gewohnt haben, suchen jetzt ihre Erholung in den halbländlichen Wirtshäusern der Vorstädte, wo sie unter Schutt und Neubauten schon Natur zu finden glauben. Es ist eine ärmlichere und doch kostspieligere Erholung, aber gerade auf sie wird unser Volk nicht verzichten. Und ist sie nicht immer noch gesünder als viele andre? Wenn in Deutschland dem minderbegüterten Mann immer noch ein größeres Maß von Lebensfreude vergönnt ist, als in den meisten andern Ländern Europas und Amerikas, so hat daran das ländliche und halbländliche Wirtshaus seinen nicht zu unterschätzenden Anteil. Je weiter die Wege, je größer die Anziehung des Waldes und der Wiesen mit ihren Blumen und Früchten, je schöner die Ausblicke, desto mehr tritt der materielle Genuß in den Hintergrund, desto unschädlicher sind die Getränke, mit denen ein wohl-

begründeter Durst gestillt wird, desto vollständiger ist die Erholung, an der doch in vielen Fällen auch die Familie teilnimmt.

Ein Höhepunkt wirtshäuslicher Entwicklung ist in den Restaurationen an Aussichtspunkten erreicht, wo ein feines Weges und des Lohnes seiner Mühe frohes Publikum verkehrt. Hier ist an schönen Tagen ungeheurer Durst zu bewältigen, während die Küche kalt zu sein pflegt. Aber Wirt und Kellner dürfen hier nicht nur für die Gewährung materieller Genüsse vorbereitet sein, man verlangt von ihnen Naturgefühl und Orientirung. Ist keine Orientirungstafel vorhanden, dann wohnt ihnen sogar eine hohe Autorität inne, auf die man sich allerdings nicht blind verlassen darf; denn diesen Kellnertopographen kommt es bisweilen nicht darauf an, die Berge bunt am Horizont durcheinander zu werfen. Nur die Städte und Kirchtürme halten sie fest, denn darin werden sie kontrollirt. Will doch jeder Gast seinen heimatischen Kirchturm wiedererkennen. Es giebt in Deutschland Städte, die man sich ohne ihre Ausflugsberge gar nicht mehr denken kann. Daß diese Höhen immer mehr auch im Winter besucht werden, wo die Mühe größer, aber der Ausblick heller zu sein pflegt, bezeugt die Vertiefung des Naturgefühls. Aussichtstürme sind auf manchen wohlgelegnen Bergen lange vor der Begründung der Gebirgsvereine und Touristenklubs von Menschenfreunden errichtet worden, die ihren Mitbürgern eine gesunde Freude zugänglicher machen wollten. Natürlich übt immer der ruinengekrönte Berg eine besondere Anziehung aus, auch wenn es kein Heidelberger Schloß ist, und so giebt es denn in Deutschland bald keine Ruine mehr, die nicht wenigstens mit einer Sommerwirtschaft verbunden wäre. Die einst einsame Rudelsburg ist seit Jahren an Sonntagen mehr Bierwirtschaft als Ruine, und auf den alten Schlössern von Heidelberg und Baden sind Restaurationen „ersten Ranges“ eingerichtet. Matthiesson würde dort heute, trotz der mehrfach in alten Mauerlöchern angebrachten brummenden Holscharfen, auch beim schlechtesten Wetter nicht die Ruhe und Stimmung zu einer „Elegie in den Mauern eines alten Schlosses“ finden; dagegen würden die hohen Preise und der öde Luxus seine Seele vielleicht zu einem Klage lied von der Länge eines abschreckend splendid gedruckten „Menu“ stimmen.

Für den Freund der Einsamkeit sind diese Orte entweicht. Und so hat ja auch der Naturfreund den Erguß sonn- und festtäglicher Vergnügungswallfahrer in die stillen Wälder und Thäler zu beklagen. Was die Menge an ziemlich oberflächlichem Naturgenuß gewinnt, geht dem Einzelnen an tiefem Eindrücken verloren. Die Sache will aber nicht egoistisch betrachtet werden, sondern wir müssen die Steigerung des Erholungsbedürfnisses in Betracht ziehen, an der vor allem die städtischen Menschenanhäufungen schuld sind. Man hat die Leute hereingezogen in die Städte, wo sie Mangel an Licht und Luft leiden. Die Industrie, der Handel wollte es so, und die andern schauten diesem Zustrom lange Zeit mit Vergnügen an. Wenn es nun die Zusammengepferchten an ihren spärlichen Feiertagen ins Freie hinaustreibt, so



sind die Unbequemlichkeiten, die sie damit den stillern Naturfreunden bereiten, klein im Vergleich mit denen, die sie selbst ihre sauern Wochen hindurch zu ertragen haben. Laßt sie diese Last städtischer Eingeschlossenheit abschütteln und freut euch, daß sie nicht die bequemern Erholungen in städtischen Kneipen und Singpielhallen vorziehen! Begreift, daß das ländliche Wirtshaus bei unserm Stand der Bevölkerungsanhäufung als billige und unschädliche Erholungsstätte eine Wohlthat geworden ist!

Legt einmal die Scheu vor der Berührung mit der „Masse“ ab und geht an den Pfingsttagen ins Freie, wo sich euch die aus allen Städten herausflutende Bevölkerung zeigt, die sich frühlingsmäßig heiter, wie sonst nie, ausstaffirt hat und sich alle Mühe giebt, heiter zu sein, weil sie Heiterkeit zu finden hofft. Ich freue mich über die Männer mit abgearbeiteten Mienen, die heute einmal wirklich Feiertag machen. Sie fühlen sich aller Pflicht ledig. Der grüne Zweig am Hute versinnlicht den heiligen Mitbesitz an Gottes freiem Walde, den sich kein Deutscher abstreiten läßt. Einige deuten ihre Unternehmungslust durch eine mit „Kornjack“ gefüllte Reiseflasche an, die sie über ihren feierlichen Bratenrock gehängt haben. Andre bemerken am Eingang eines Aussichtsturms, dessen Besteigung zehn Pfennige kostet: Nee, das Geld legen wir in Bier an und für dich Olle (zärtlich) in Kaffee. Ich freue mich für die würdigen Gattinnen, die in ihren Sonntagskleidern entweder furchtbar schweigen oder entsprechende Angst ausstehen, daß sie vom Regen durchnäßt werden möchten. Gar nicht zu reden von der Angst um das Familienportemonnaie, das sie in der Hand des festlich heitern Gatten heute nicht ganz sicher aufgehoben glauben. Ich freue mich am allermeisten über die kleinen Mädchen, die in weißen Kleidern, weißen Strümpfen, hellen Schuhen und bunten Sonnenschirmchen wie Schmetterlinge umherflattern, sich wechselseitig begrüßen und begucken. Das reine Glück, das durchaus keine Lust hat, sich von dem schon grollenden Pfingstgewitter trüben zu lassen! Draußen sind die ländlichen Erholungsstätten, mit Maien und Blumen geschmückt, bereit, Tausende zu tränken und zu speisen. Nachmittags erschallt Musik im Garten, und abends folgt der unvermeidliche Tanz. Wenn ich daran denke, wie in Frankfurt am dritten Pfingsttag Hoch und Niedrig in den Wald zieht, um den „Wäldchestag“ im frischen Grün zu feiern, oder in München, wo am Pfingstmontag alles, was von der niedern Bevölkerung fahren oder gehen kann, die Waldwirtschaften von Großheffellohe und Pullach aufsucht, so freue ich mich dieser Erholungen, als ob ich sie selbst mitmache.

Es fällt mir dabei ein, wie ich an einem Frühlingssonntag voll Sonnenschein und Regenschauern vor plötzlicher Durchnässung im Thorgang eines Wirtshauses bei London Schutz suchte. Die Wirtschaft schien verschlossen. Nach mir kamen aber andre Männer herein, die das „Sesam“ wußten, das solche Thüren öffnet. Sie klopfen und riefen Traveller, worauf, da dem Befehl

genügte geleistet war, das nur dem „Reisenden“ am Sonntag geistiges Getränk gestattet, durch die Thürspalte die gewünschte Erfrischung, in der Regel ein Schnaps, herauswanderte. Ich bin sonst ein Verehrer der englischen Sonntagstruhe; soweit sie den Lärm der Städte zur Ruhe bringt, ist sie eine körperliche, moralische und ästhetische Wohlthat. Aber wenn sie dem Städter die ländliche Erholung verschließt, übt sie einen thörichten und grausamen Zwang aus. In England ist nun die Umgehung des Verbotes, am Sonntag Erfrischungen zu verkaufen, auf den sinnreichsten Wegen möglich, die dem anglokeltschen Erfindungsgeist ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Auch in einem Temperenzstaate Nordamerikas, wo man noch nicht so weit war, begegnete es mir vor einigen Jahren, daß ich mit einem Lokalzug, der Sonntagstruhe hatte, bis zu einer einsamen Waldstation fuhr. Da hieß es nun den Sonntag zubringen. Um das trockne Biskuit und den salzigen Speck möglichst gut anzufeuchten, wanderte man zur nächsten Ansiedelung, wo der Arzt für solche Fälle den erschöpften Reisenden eine beliebige Menge Bier oder Wein verschreibt, genau in der hergebrachten Rezeptform, aber zu etwas billigeren Taxen. Ich dachte an den alten Provisorenwitz: *Recipe et misce: Stiefelwisch et mel rosatum*. Der Jünger der Heilkunde holt die Arznei aus seinem kühlen Medizinalkeller und ist gern bereit, dem Reisenden bei ihrer Vertilgung Gesellschaft zu leisten, natürlich in einem der Straße möglichst abgewandten dunkeln Zimmer, das sich zum sonntäglichen Kneiplokal zahlungsfähiger Nachbarn entwickelt hat. Also hier machen die Sonntagsgesetze den Arzt zum Bierwirt!

Ich ziehe die andre Verbindung des gastwirthlichen und ärztlichen Berufes vor, die sich ganz von selbst aus der Natur des Gasthauses als Rast- und Erholungshaus ergibt. Sie ist ebenso wahr und menschlich, wie jene amerikanische verlogen und verzerrt ist. Was ist das Haus des Wirtes für so manchen Kranken, der fern von der Heimat Genesung sucht! Wieviele Werke der Barmherzigkeit werden jahraus jahrein von den Wirten, ihren Familien und Bediensteten plötzlich Erkrankten oder, besonders im Gebirge, Verunglückten geleistet! Auf einzelne Fälle, in denen übermäßige Rechnungen dafür geschrieben werden, kommen zahllose Samariterdienste, von denen nichts bekannt wird. In den zahlreichen Bädern, Kurorten und Kuranstalten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zeigt sich die hospizartige Funktion des Wirtshauses von der besten Seite. Sie gliedert sich hier allerdings einer großen Reihe von Vorkehrungen zum Wohl und Wohlbehagen leidender und gesunder Menschen ein. Doch erreicht gerade in unsern Badeorten das deutsche Wirtshaus einen seiner Höhepunkte. Wenn die Entwicklung eines Baden-Baden oder Wiesbaden überhaupt eine bewundernswerte Leistung der Fürsorglichkeit, der Intelligenz und des Schönheitssinnes ist, so tragen die großen internationalen Hotels an solchen Plätzen neben den andern Anlagen und Bauten eben soviel dazu bei, wie in den kleinern Bädern die bescheidenern Badegast-

häuser, die zum Teil noch in die menschenfreundlichen letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, die so manche Heilquelle gefaßt und so manchen Waldweg um unsre Gebirgsbäder gezogen haben, und in die auch die Anfänge unsrer Seebäder zurückreichen. Damals sind jene freundlichen weißen Badehäuser, Logirhäuser und Wandelbahnen gebaut worden, die gewöhnlich im Bogen die Quelle umgeben. Ihr einfacher Stil, eine Verbürgerlichung des Schloßstils Ludwigs XVI., mutet uns sehr behaglich an. Im Gegensatz zu andern Gasthauszimmern sind ihre Räume groß, nicht hoch, und haben wenige, aber breite Fenster. Das Ganze ist von Parkanlagen umzogen, an deren Abschluß in einer schattigen Rotunde, von Steinbänken eingefast, sich ein vermooster Denkstein erhebt, auf dessen einer Seite der fürstliche oder gräfliche Eigentümer seinen Gästen als milder Wirt den Segen der Quelle wünscht, während die andere altmodisch vertraulich-beredsam das wichtige Jahr und die Umstände dieser Erneuerung kommenden Geschlechtern verkündet. Tauperlen in dem Moos des alten Steines glänzen uns wie alte Thränen menschenfreundlichen Mitgeföhls an. Gute Zeiten waren das doch!



## Was wird aus China werden?



ie altchinesische Partei, die nichts von uns Barbaren und fremden Teufeln wissen will, sollte eigentlich neben Konfucius auch Kolumbus zu ihrem Nationalheiligen erheben. Denn ihm hat sie es in erster Linie zu verdanken, daß das unabwendbare Schicksal des himmlischen Reichs, schließlich eine Beute der Abendländer zu werden, um einige Jahrhunderte hinausgeschoben worden ist, obwohl dieses Geschick im Zeitalter der großen Entdeckungen für eine Weile schon bedenklich näher rückte. Aber die kühne Fahrt des Kolumbus entschleierte den erstaunten Blicken der eroberungslustigen Europäer eine ganz neue Welt, in der es zunächst so viel zu thun gab, daß man den fernem Osten sich selbst überlassen mußte. China und Japan konnten daher noch auf lange Zeit ihr Sonderleben fast ungestört weiter führen. Als dann in unserm Jahrhundert immer ungestümer an die verschlossenen Thore der beiden Reiche gepocht wurde, faßte Japan mit bewundernswerter Thatkraft den Entschluß, seine Thore der Kultur des Westens weit zu öffnen. Ganz anders handelte China. Es ließ nur gerade so viel Licht in die mehr als mittelalterliche Finsternis seines Landes herein, als ihm mit Gewalt aufgedrängt wurde. Hätten es die Mandarinen in ihrer Macht, die Ausländer alle mit einander wieder zu verjagen, sie würden keinen Augenblick zögern, es zu thun. Diese Auffassung

wird sich auch schwerlich jemals ändern lassen, denn sie liegt zu tief in dem Wesen des Mandarinentums begründet, das gar nicht darauf eingerichtet und darauf zugeschnitten ist, Belehrung von außen anzunehmen. So ausgezeichnete Diener die Chinesen stets abgegeben haben, so schlechte Herren sind sie von jeher gewesen. Sie sind kein Herrenvolk und werden es auch niemals werden. Anscheinend widerspricht dieser Auffassung die Tatsache, daß doch die vielen Millionen Chinesen mehrere Jahrtausende lang von Mandarinen regiert worden sind. Das ist ein ebenso unerhörtes wie unverdientes Glück dieser Volksausjauger gewesen. Hätte das geduldige Volk einmal eine andre und bessere Herrschaft kennen lernen, dann wäre es auch anders gekommen. Das beweisen die furchtbaren Umwälzungen, die das Reich der Mitte von Zeit zu Zeit durchzumachen hat, wenn dem unglücklichen Volke trotz aller Geduld die Mißwirtschaft zu arg geworden ist.

Wie unvorstellbar für einen Mandarinen der Gedanke ist, ein Beamter könne uneigennützig und ohne Entgelt für das Gemeinwohl arbeiten, dafür ist ein kleiner Vorfall recht bezeichnend, der sich während des Aufenthalts Li Hung-tschangs in England zutrug. Als der Alte nämlich die großartigen Werkstätten für den Schiffsbau am Clyde besichtigte, wurden ihm die Herren vorgestellt, die für die gute Instandhaltung des Flusses sorgen. Sie betrachteten diese Ämter lediglich als Ehrenposten. Li fragte nun in seiner gewöhnlichen ungenirten Weise einen von den Herren, wie viel Geld ihm sein Amt einbrächte. „Gar keins,“ war die unerwartete Antwort. Verduzt sah ihn der alte Chineser an und fragte dann mit schlaudem Augenzwinkern: „Na, woher kommt denn die Diamantnadel an der Kravatte des Herrn?“ In diesen Worten spricht sich eine durch und durch chinesische Auffassung aus.

Li Hung-tschang selbst mag vielleicht dafür sein, einige Verbesserungen im himmlischen Reiche einzuführen, wie er denn z. B. mit dem Eisenbahnbau in Tschihli begonnen hat, als er noch Bizekönig dieser Provinz war. Aber was hundertmal wichtiger ist als Eisenbahnen oder alle sonstigen schönen Einrichtungen, die Ehrlichkeit in der Verwaltung öffentlicher Gelder wird in Li niemals einen Fürsprecher finden. Denn Nepotismus und Korruption waren in seiner Provinz ebenso schlimm wie anderswo in China. Hier hätte er alle Hebel zu Reformen ansetzen sollen, wenn er sich den Namen eines Mannes erwerben wollte, der sich um sein Vaterland verdient macht.

Die Weltreise Lis, von der sich manche Menschen viel versprochen, ist ziemlich ergebnislos verlaufen. Sollten ihr noch ein Duzend ähnliche Reisen folgen, so würde es damit höchst wahrscheinlich ebenso gehen. Ist doch China Asien in höchster Potenz, Asien mit allen seinen schlechtesten Seiten orientalischen Hoflebens. Schon während Li Hung-tschangs geräuschvoller Fahrt kamen ominöse Nachrichten aus Peking, die von einer Verstimmung des Sohnes des Himmels zu berichten wußten darüber, daß bei den meisten der zu Ehren Lis veranstalteten Festlichkeiten viel zu viel von diesem selbst und viel zu



wenig von seinem Herrscher die Rede wäre. Die mancherlei Neider und Feinde Lis haben diesen Punkt als eine willkommene Handhabe benutzt, auf den Kaiser einzuwirken, der dem Alten ohnehin die im Kriege gegen das viel kleinere Japan erlittne schwere Niederlage noch keineswegs verziehen hat. Deshalb darf man sich nicht darüber wundern, daß Li ziemlich kaltgestellt ist. Die Rolle eines Neuerers und Wegweisers zu höhern Zielen ist am Hofe eines orientalischen Selbstherrschers immer sehr undankbar, und ganz besonders an einem so eingefleischt fremdenfeindlichen Hofe, wie dem chinesischen.

Die Hoffnung auf gründliche Reformen von innen ist also im Reiche der Mitte sehr schwach. Wenn nun der Chinese sein Haus nicht selbst in Ordnung bringen kann, so wird es wohl das Ausland für ihn thun müssen. Denn daß das Abendland den ungefügen Stehimmweg noch länger sich selber überlassen und Handel und Wandel des vierten Theiles der gesamten Menschheit mit den andern drei Vierteln durch ihn noch länger behindern lassen wird, ist wohl als ausgeschlossen zu betrachten. Es entsteht also die Frage: was soll aus dem reichen Besiß des kranken Mannes in Ostasien werden, den dieser so wenig gut zu gebrauchen verstanden hat?

Zur Beantwortung dieser immer brennender werdenden Frage sind seit dem Kriege mit Japan in ostasiatischen Zeitungen Vorschläge mancherlei Art aufgetaucht, die gewöhnlich auf eine Enterbung des kranken Mannes noch bei dessen Lebzeiten hinauslaufen, in der Weise, daß ihm die Verwaltung seines Reiches allmählich entwunden und von Ausländern besorgt werden soll. Unausführbar ist ein solcher Gedanke umso weniger, als man hierfür schon seit Jahrzehnten in dem chinesischen Seezolldienst ein Vorbild hat. Diesem von dem Engländer Sir Robert Hart vortrefflich geleiteten Dienst gehören Ausländer aller der Nationen an, die mit China Handel treiben, wobei bisher der Umfang des dortigen Handels einer Nation den Maßstab für die Anzahl ihrer Vertreter abgegeben hat. Der Generaldirektor Hart steht unter dem Tsungli Yamen, dem Befinger Auswärtigen Amt, und ist diesem für den ganzen Dienst verantwortlich. Vor dem Kriege mit Japan gingen die Mandarinen zeitweilig mit dem Gedanken um, den Zolldienst allmählich selbst zu übernehmen. Nun, sie sollten nur einmal den Versuch mit einem einzelnen Hafen machen! Dessen Zolleinnahmen würden dann bald genug erstaunlich zurückgehen. Jetzt hat man sich doch in Peking dazu bequemt, das neu errichtete kaiserliche Postamt gleichfalls Sir Robert Hart zu übergeben. Man begreift dort also, daß wohl noch nicht so bald ohne die fremden Beamten auszukommen sein wird, weil die Mandarinen zu sehr betrügen würden, wenn sie an deren Stelle wären. Ein jämmerlicheres Armutszeugnis hat sich ein großes Reich kaum jemals ausgestellt.

Eine weitere Vermehrung der ausländischen Beamten ist gleichwohl nicht wahrscheinlich. Die altchinesische Partei wird sicher alles aufbieten, dem ent-

gegenzuarbeiten. Aber auch ein angeblich so fremdenfreundlicher Mann wie Li Hung-tschang ist der Ansicht, die Eisenbahnen und andre Neuerungen müßten nicht zu sehr in Abhängigkeit von den Ausländern geraten. Als er in Amerika war, sagte er einmal: „General Grant, der beste ausländische Freund, den ich jemals gehabt habe, meinte, als er mich in Tientsin besuchte, China müßte vor allem darauf sehen, Herr im eignen Hause zu bleiben.“ Das klingt förmlich rührend. Aber es ist nichts als eine Unmöglichkeit, auf die der Amerikaner in einer sentimentalen Anwandlung hingewiesen hat. Jedermann von einigermaßen unbefangnem Urteil würde es China gewiß gönnen, im eignen Lande alles selbst zu machen, wenn die Mandarinen nur das Zeug dazu hätten. Doch das haben sie eben nicht. Da sitzt der Haken, den selbst ein so kluger Mann wie Li Hung-tschang niemals gesehen hat. Vielleicht hat er ihn aber nur nicht sehen wollen.

Aber selbst abgesehen vom guten oder bösen Willen der Chinesen ist es sehr fraglich, ob sich die fremden Mächte jemals einigen könnten, das Reich der Mitte sozusagen in gemeinschaftliche Verwaltung zu nehmen und die Mandarinen beiseite zu schieben, wobei der Sohn des Himmels dem Namen nach Herrscher bleiben könnte. Zwar bestand in den siebziger und achtziger Jahren eine wunderschöne Einigkeit unter den Gesandten in Peking, solange es sich nur darum handelte, bei Verfolgungen von Missionaren und bei ähnlichen Anlässen gemeinsame Vorstellungen beim Tsungli Yamen einzureichen, die regelmäßig ohnmächtig waren und keine Erfolge hatten. Jetzt hat sich aber eine andre Lage der Dinge in Peking gebildet. Die Zeiten sind ernster geworden in Ostasien, und die bequeme Harmonie, die sich in den fruchtlosen gemeinsamen Stilübungen der Gesandtschaften in der schwierigen chinesischen Sprache kundgab, ist längst verflogen. Jeder Gesandte denkt jetzt ausschließlich an die Wahrung der Interessen seines eignen Staates.

Deutschland ist nun gegenüber den andern drei hauptsächlich beteiligten Mächten in dieser Anlegenheit bisher insofern in einer weniger vorteilhaften Stellung gewesen, als es trotz seiner an zweiter Linie stehenden Handelsinteressen für seine Kriegsschiffe noch keinen Stützpunkt in China oder an dessen Grenze hatte. Jetzt haben wir Kiaotschau besetzt und werden es hoffentlich nicht wieder herausgegeben. Die Bucht ist für die Zwecke unsrer Marine gut geeignet. Leider ist das Hinterland bis auf die dortigen Kohlenlager lange nicht so viel wert, wie viele andre chinesische Provinzen.

Bei einer durchaus nicht unmöglichen baldigen friedlichen Verteilung des chinesischen Erbes sollten wir deshalb unsre Augen auch auf etwas fettere Bissen richten. Werden wir uns zunächst über die mutmaßlichen Forderungen von Rußland, England und Frankreich klar. Zum Glück liegt die Sache ziemlich einfach, weil jede dieser Mächte ihre natürlich gegebne „Interessensphäre“ hat. Rußland hat längst die breite Hand auf die chinesische Mandschurei

gelegt, wie eine bereits vor Jahresfrist — wahrscheinlich durch tüchtige englische Bestechungen von Chinesen — an die Öffentlichkeit gelangte geheime Abmachung zwischen China und Rußland beweist. Port Arthur werden die Russen deshalb sicherlich jetzt behalten.

England wird dem dauernden Übergewicht Rußlands in den nördlichen Provinzen Chinas kaum ernstlichen Widerstand entgegensetzen. Der Umstand, daß die jetzige Hauptstadt des großen Reiches im Norden liegt, fällt dabei wenig ins Gewicht, denn Peking ist nur ein künstlicher Schwerpunkt. Der natürliche Schwerpunkt liegt in den gesegneten und sehr betriebsamen Provinzen am mittlern und untern Yangtsekiang mit der alten Hauptstadt Nanking. Diese Gegend haben die Engländer von jeher als zu ihrem Interessenbereich gehörend betrachtet. Eingriffe anderer Mächte würden sie hier wohl nicht leicht ohne Widerstand zulassen. Beim Beginne des letzten Krieges sagten sie den Japanern rund heraus, sie würden keine Operationen gegen Schanghai und den Yangtsekiang dulden. Die japanische öffentliche Meinung nahm dies damals sehr übel.

Den Franzosen fällt von selbst der Süden zu. Von Tongking aus haben sie in der letzten Zeit die benachbarten chinesischen Provinzen zu erforschen gesucht. Dabei sind sie bis in die größte und vielleicht wohlhabendste Provinz des ganzen Reichs, Szetschuan am obern Yangtsekiang, vorgedrungen, die sie auch für sich beanspruchen. Vermutlich gedenken sie von dort aus hinter dem Rücken der Engländer ihren von Norden kommenden russischen Bundesbrüdern die Hand zu reichen.

Unter diesen Umständen wird es das beste sein, wenn Deutschland die südöstlichen Küstenprovinzen mit ihren vortrefflichen Häfen für sich ins Auge faßt. Es sind dies Tschehkiang, Fuhkien und vielleicht ein Teil von Kuangtung, nebst einem ordentlichen Stück Hinterland aus den hieran grenzenden Provinzen. Unsere Regierung hat möglicherweise schon ähnliche Gedanken gehabt, da vor einiger Zeit stark davon die Rede war, Deutschland suche eine Kohlenstation bei dem Vertragshafen Amoy in Fuhkien zu erwerben. Für deutsche Bauern wäre allerdings das Klima dieser Gegend nicht geeignet, weil es zwar nicht ungesund, aber im Sommer viel zu heiß ist. Aber unser Handel würde ohne Zweifel sehr großen Vorteil davon haben, wenn wir das bezeichnete Stück der Erbschaft bekommen könnten. Tschehkiang wird wegen seiner mannichfachen Erzeugnisse der Garten Chinas genannt. Die in der Hauptstadt Hangtschau angefertigte Seide hat im ganzen Reiche großen Ruf. Der wichtigste Ausfuhrartikel von Futschau, der Hauptstadt von Fuhkien, ist Thee. Das Geschäft darin ist allerdings infolge des Wettbewerbs von Ceylon und Assam zurückgegangen, aber daran ist hauptsächlich die stumpfsinnige Mandarinenwirtschaft schuld, die von einer Herabsetzung der auf Thee liegenden drückenden Steuern nichts wissen will.

Manchem Leser, der nicht viel über ostasiatische Verhältnisse weiß, werden vielleicht Zweifel darüber kommen, ob diese kaltblütige Verteilung des himmlischen Reiches auf dem Papier nicht ein abenteuerliches Hirngespinnst sei. Jeder Kenner der Verhältnisse wird zugeben, daß sie das keineswegs ist, sondern daß sie durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt. China ist schwerlich noch fähig, sich aus sich selbst heraus zu reformiren. Andererseits kann es trotz seiner ungezählten Millionen dem Abendlande nicht annähernd einen solchen Widerstand entgegensetzen, wie das in ähnlicher Lage befindliche kriegstüchtige Türkenvolk.

Das einzige, was man dafür sagen könnte, Europa solle lieber die Hände von diesem Unternehmen lassen, ist, daß kein Mensch imstande ist, die Folgen einer so gewaltigen Umwälzung vorherzusehen. Einige ausgezeichnete Kenner Chinas, wie unser früherer Gesandter in Peking, Herr von Brandt, meinen, es könnten daraus manche schwere wirtschaftliche Nachteile für das Abendland entstehen. Unmöglich ist das nicht, aber das Geschick läßt sich durch solche Erwägungen nicht aufhalten. Die Dinge sind einmal in Fluß. Da ist es für eine große, in Ostasien stark interessirte Macht wie Deutschland der einzig richtige und würdige Standpunkt, der Lage entschlossen ins Gesicht zu sehen. Hoffentlich greift unsre Regierung fest zu, wenn es an der Zeit ist, in China noch mehr zu holen. In einem weiteren Artikel gedenken wir die Lage der christlichen Mission im Reiche der Mitte und die wahrscheinlichen Folgen des deutschen Vorgehens für sie zu besprechen.



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Löffler

Verfasser von „Martin Böhinger“

### 1. Im Müsershaus



ch frei! Su thuts nimma gut, jenzte Madlene. — Was is denn mei Sogen? brummte der „Kleine.“ Der „Große“ saß hinter dem Webstuhl und zog bei diesen Worten die Weblade einigemal so heftig an, daß von dem groben Zettel etliche Fäden rissen.

Der „Kleine“ war vor einundzwanzig Jahren allerdings sehr klein gewesen dem „Großen“ gegenüber; aber mit seinem vierzehnten Jahre war er ins Schieben gekommen, und jetzt überragte er den „Großen“ fast um Kopfs Länge. Er hieß aber immer der Kleine, und dieser der Große. Madlene, im sechsundzwanzigsten Jahre, war ein wohlgestaltetes Mädchen mit



bräunlichen Zöpfen und „eggertsen“ \*) Augen. Eggertse Augen halten die Mitte zwischen blau und grau und sind ein wenig verschleiert, von üppigen dunkeln Wimpern überdacht.

Es war Ende Februar. Die Abendmahlzeit war vorüber, Madlene hatte das Geschirr gespült und saß auf der Ofenbank und spann. Die Ofenbank hatte einen gebogenen Ausschnitt für die Ofenblase. In der Ofenblase schwammen im warmen Wasser Holzäpfelchen, die gefroren gewesen, aber nun aufgetaut waren, und von Zeit zu Zeit hob Madlene den neuen hölzernen, vom Kleinen in diesen Tagen erst gefertigten, rechtwinkligen Blasendeckel ab und langte sich so ein krachsaures Äpfelchen heraus, das sie dann, ohne eine Miene zu verziehen, zwischen die blendenden Zähne schob. Zur Linken der Madlene stand die Südgelte, deren Inhalt, kurzgeschchnittnes Viehfutter, mit kochendem Wasser aus der Ofenblase gebrüht wurde. Den gebrühten Häcksel bedeckte ein ebenfalls neues, vom Kleinen gefertigtes Birkelbrett mit jochförmigem Griff in der Mitte. Auf dem warmen Futterdeckel hatte Fritz, ein mächtiger, wildfarbener Kater, Platz genommen und spann mit seinem Liebling, der Madlene, um die Wette.

Für unsre paar Thaler hätt der Tischkasten noch laug gut gethan. — Was is denn mei Sogen? — Klipp, klappklapp! Da rissen wieder etliche Zetteläden. — Ins Dreiteufelsnamen! Das muß ich kenn! wetterte der Große, nahm den schwarzen, eisernen Leuchter, der in der Mitte einer quer über den Webstuhl gezogenen Schnur hing, und stellte ihn auf den Zettel, um die gesprungnen Fäden wieder einzuziehen und zu knüpfen. Das Talglicht sah gelb aus, und sein Docht war etwas stark ausgefallen bei dem Lichteziehen der Madlene und des Kleinen. Der saß am vordern Ende der Ofenbank bei dem Öllämpchen an dem Arm eines hölzernen Leuchters und besserte ein paar Schuhe aus. Er war im Sommer der Ackerbauer mit ein Paar Kühen, im Winter der Böhler. So erhielt Madlene ihr Licht zum Spinnen teils vom Webstuhl her, teils vom Böhlerslämpchen. Und so war auch ihre Stellung in der Wirtschaft zwischen den beiden Brüdern. Wenn sie auch dem Großen gerne Widerpart hielt wegen seiner „Prahlschanserei,“ so fiel doch oft genug aus seinem Kopf aufklärendes Licht in ihr Wejen. Aber das gestand sie nicht einmal sich selbst. Dagegen konnte man öfter merken, daß sich das Gemüt des Kleinen in ihrem eggertsen Auge als ein Flämmlein widerspiegelte. In dieser brüderlichen Beleuchtung nahm sich Madlene gar nicht übel aus. Des Großen Licht rief die Schatten hervor, des Kleinen Licht trug die Farben auf. Hätte von einer Seite her das Licht geschlt, die Madlene wäre nur halb so schön gewesen. Aber sie war schön; jetzt meine ich geistig. Was ihr da draußen in der großen Welt von Schöngelsterei sonst geredet habt und vielleicht heute noch redet, das ist jedoch wieder ein wenig anders. Und die Holzäpfelchen der Madlene gehören jetzt auch nicht her. Oder doch? Sind sie vielleicht die Ursache ihrer sauern Stimmung, die sie veranlaßt mit Freien zu drohen? Denn wenn Madlene droht: Ich frei! dann ist es, wie wenn eine andre schreit: Ich lauf davon! oder: Ich fahr aus der Haut! Und der Kleine hat nachgeschlagen: Was is denn mei Sogen? Das ist das Madlenensiegel. Nun mag der Große einpacken. Aber ist denn das schön? Ist schön von der Madlene, wenn sie mit dem Kleinen paktirt gegen den Großen? Das ist es eben. Der Große fällt bei ihr so in die Waagschale, daß sie zur Herstellung

\*) In dieser Anwendung bildlich. Die „linke“ Zeugseite wird die eggertse genannt, von „Eggert,“ Wildnis, buschiges Heidefeld.

eines schönen Gleichgewichts nur gar zu oft den Kleinen auf ihrer Seite nötig hat. Das fühlt der Kleine auch so geläufig, daß er ohne weiteres immer bei der Madlene steht.

Klapp, klappklapp! Klapp, klappklapp! Für unsre paar Thaler! Klapp, klappklapp! Der Große reißt an einer nach der Fülle (dem Halter am Rammrad des Zettelbaums) laufenden Schnur, damit der Zettel um einen Ramm weiter rückt, dreht dann das Fahrrad am Tuchbaum zum Aufwinden des Drillichs und ruft mit einer Wendung nach der Ofenblasengegend: Die wir sauer erworben haben! Das muß ich kenn! Der Madlene wars „nein gefahren“; sie holte mit einem neusilbernen Haken, dessen Griff mit glühenden Plättchen und Drahtglöckchen geziert war, den Faden durch die Spindelöhllung und ließ ihn wieder am Roden naschen. Und der Kleine mußte eben eine Naht fertig haben; denn er fing mit seinem Hammer an zu pochen wie ein richtiger Schuster.

Klapp, klappklapp! In Schlesiengn haben sie mir 's Geld aus der Laden gestohlen. Und was für ein Schloß wars? Das muß ich kenn! Klapp, klappklapp!

Der Große hatte als Leineweber eine ansehnliche Reihe Jahre gewandert, bezog sich aber am liebsten in seinen Wanderschaftsanspielungen auf Schlesien. Als Altgefell war er in die Heimat zurückgekehrt, und das war er noch. Der während der Wanderjahre des Großen verstorbene Vater war Webermeister gewesen. Nach der Rückkehr aus der Fremde hatte der Große das Meisterrecht der Mutter ausgenutzt zur Ersparrung der Unkosten, die mit dem Meisterwerden verknüpft waren. Nun die Meisterin aber seit einigen Jahren dem Meister ins Jenseits nachgefolgt war, hätte er, um weiter arbeiten zu können, Meister werden müssen. Weil man dem „Schlesinger“ aber gewogen war von der Zunftlade her und ihn nicht sonderlich zum Meisterstück antrieb, so ward der wichtige Akt eben der Unkosten wegen immer weiter hinausgeschoben. Hätte der „Schlesinger“ aber heiraten wollen, so wäre es unerläßlich für ihn gewesen, das Meisterstück zu machen. Ans Heiraten hatte er freilich noch nicht gedacht. — Ich kenn die Welt! war eins seiner Schlagwörter, bei denen sich die Augenbrauen wölben wie Ehrenpforten für staumende Blicke. Und weil er die Welt kannte, wollten ihm die Bauernmädchen nicht mehr recht passen. Dagegen schien ein Fräulein Hofsfeld, das an der leytvergangnen Kirchweih als Glied einer winzig kleinen Seiltänzer- und Schauspielertruppe im Dorf war, Eindruck auf den Schlesinger gemacht zu haben. Am Tage hatte die Truppe gymnastische Vorstellungen im Freien gegeben, nachts hatte sie auf dem Tanzboden Komödie gespielt. Als Mann, der gereist war, fühlte sich der Schlesinger von den Reisenden angezogen. Aber den „Domi,“ die einzige männliche Person der Truppe, mied der Schlesinger, weil er dies Metier eines Mannes für unwürdig erachtete. Dagegen das weibliche Mitglied! Und das war also Fräulein Hofsfeld, und diese Person war wahrhaftig kerngesund und federkräftig, wie er beim Seiltanzen gesehen hatte, und auch „nicht garstig.“ Sie konnte sich auch hochdeutsch mit dem Schlesinger unterhalten und war allerdings auch „in Schlesiengn gewest.“ — Seit dieser Kirchweih ging es dem Großen manchmal wie ein Mühlrad im Kopf herum. Wenn ihm das Fräulein im Traum erschien, so geschah das manchmal auch mit den Füßen da, wo andern Frauenzimmern der Kopf steht. Kurzum, es war dem Schlesinger ein wenig angethan. Aber er ließ sich nicht merken, und hätt's den Kopf gekostet. Die Madlene wußte es aber doch. Und das war wieder schön von ihr, daß sie that, als wußte sie auch nicht das Geringste. Nicht einmal den Kleinen hatte sie in ihre Wissenschaft eingeweiht.

Wir wohne doch mit in Schlesinge! spann Madlene weiter. Und gleich folgte ihr Siegel drauf: Was is denn mei Sogen!

Die Nacht mußte noch nicht glatt genug sein; denn der Kleine ließ seinen Hammer spielen wie ein mutwilliger Schusterlehrling. Doch war er harmlos und friedliebend. Wenn sich jezt in ihm regte, so war es gewiß nur Vängnis ums Gleichgewicht. Das war bei ihm bis zur selbigen Abendstunde überhaupt das Grundmotiv. Es gebar die Regungen oder verschlang sie. Regte sich einmal in seinem tiefen Gemüt, weil ihn ein schönes Mädchen anlachte, so begann das Grundmotiv seine mörderische Wirkung. Denn was sollte aus dem Gleichgewicht in der Ofenblasengegend werden, wenn du das Mädchen wieder anlachtest? So ganz deutlich nahm sich der Kleine zwar nie ins Verhör; aber es kam nach seinem Grundmotiv doch immer auf ein Gleiches hinaus. Dafür bekam er von Weisbildern, die ihn gern aus dem Gleichgewicht gebracht hätten, hin und wieder zu hören: Folg nar hübsch, Klenner!

Klipp, klappklapp, 's Birro (Büreau) ist bestellt! Das muß ich kenn! Klipp, klappklapp! Da fuhrs der Madlene wieder nein. Und der Kleine begann Nägel in den Absatz zu schlagen, und Friß schnurrte dazu:

Schnurrige Schnerzchen  
Bewegen mirs Herzchen  
Jahre in und jahraus.  
Schnurrige Schnüzchen  
Bringen die Käuzchen  
Aus Schlesien nach Haus.

Das ging auf den Großen, der ein Schnurrbärtchen aus Schlesien mitgebracht hatte, das er bis auf die Stunde artig pfliegte.

Schnurrige Schneden  
Thun sich verstecken,  
Wenns Wetter zu heiß;  
Schnurriger Schnade  
Tanzet im Frade  
Mit seinem Geschmeiß.

Der Große hatte aus der Fremde einen blauen Frack mit blanken Knöpfen mitgebracht, den er immer noch an Festtagen zur Kirche oder ins Wirtshaus trug.

Schnurrige Schneider  
Machen euch Kleider  
Zu eng und zu weit.  
Schnurrige Schnupfer  
Zahlen mit Kupfer  
Die saubere Freud.

Noch ein Lieb auf den Großen: er führte eine Schnupftabakdose aus Birkenrinde mit einem Lederzipfel am Deckel.

Ich frei! Wieder fuhrs der Madlene nein. Es mochte eine alte Drohung sein. Aber sie traf den Großen stets im innersten Mark, obgleich er keine Ahnung hatte, nach welcher Seite hin die Verwirklichung der Drohung ausschlagen könnte. Denn Madlene hatte keinen Schatz, den sie hätte frelen können. Obgleich dem Großen das klar, und obgleich für ihn nicht einmal der Schein einer Möglichkeit vorhanden war, so galt ihm diese Drohung durchaus nicht als inhaltlos: sie sagte ihm mit dem unfehlbaren Siegel: Großer! Wir sind nicht einverstanden mit dir! Das war für ihn des Inhalts genug, ein niedererschlagender Inhalt.

Soll sich der Große niederschlagen lassen von der jüngern Kompanie? Nicht um die Welt! Klipp, Klappklapp! Das muß ich kenn! Ein Bezirksloß kommt dran. Ich kenn die Welt!

Der Fritz fing stärker an zu schnurren; aber wir haben jetzt keine Zeit, auf sein grobes Lied zu hören. Madlenens Spindel schnurrte mit ihm um die Wette, und der Kleine nagelte, daß die Stube dröhnte. Der höchste Trumpf war ausgespielt: Ich kenn die Welt!

Su? a Bezirksloß? — Was is denn mei Sogen! Bezirn! Hahaha! — Wenn der Kleine laut lachte, so wars ungefähr, als schüge der Pfarrer mit zwei Fäusten auf die Kanzel. Da war es der Madlene, als stürze ihre Wagschale in den Feuerteich, und die Schale des Großen schnelle in die Äste des Holzapfelbaums, sodaß sie schleunigst einlenkte und zaghaft fragte: Wie sölls denn nacher mit dem Schlüssel werdn?

Klipp, Klappklapp! Bleibt, wies war! Das muß ich kenn! Nun hob Madlene den Ofenblasendeckel, nahm ein Holzäpfelchen heraus und führte es zwischen die köstlichen Zähne und nekte den Faden so freigiebig, daß von der Spule dem Fritz ein paar feine Tröpflein ins Gesicht flogen, und er niesen mußte. Gafst beniest, sagte Madlene und langte dem Kleinen auch ein Äpfelchen zu. Es war eine Lust, zu sehen, wie die drei nun in stillem Eifer weiter arbeiteten, und der Vater Lieder dazu dichtete.

So mochte ein Viertelstündchen ohne Rede und Widerrede verstrichen sein. Da griff Madlene wieder in die Ofenblase und mochte so ein Stück vier oder fünf Holzäpfelchen erwischt haben; die warf sie dem Großen zu. Weil aber etliche davon beim Trittwechsel in den Bettel gerieten, so sprangen wohl zehn Fäden auf einmal. Doch der Große las die Äpfelchen zusammen, steckte eins in den Mund und die andern in die Tasche und knüpfte geduldig die gerissenen Fäden; dann arbeitete er weiter — vergnügt weiter. Madlene steckte den Koden unter, stellte das Rad in die Ecke und huschte mit einem schelmischen Gute Nacht! zur Thür hinaus. Fritz war mit entwischt und begann seine Spaziergänge auf dem obersten Boden. Der Kleine packte sein Flickgerät in einen Kasten und schob mit einem herzenhaften Gute Nacht! ebenfalls ab.

Für den Großen aber begann nun noch ein Stündchen ungestörter, fröhlicher Arbeit, bei der er ein Lied aus seiner Wanderzeit sang, zwischen den Strophen aber öfter eine längere Pause machend. Die sauern Äpfel mochten ihn an das Schlehlied erinnern haben. Wenn er damit zu Ende war, fing ers wieder von vorn an. Er kam die Nacht nicht über das Ding hinaus; drum mag's mit drein gegeben werden.

Der Schlehstrauch hatte keine Blättlein mehr,  
Und die blauen, blauen Schlehlein, ach, die froz gar sehr!  
Da kam ein armes Kind,  
Durch den Noß blies der Wind;  
Das trug ein Körblein an dem Arm,  
Ein altes Körblein, Gott erbarm!  
Fein Annelein, mein Schätzlein,  
Die Schlehlein haben harte Stein!

Fein Annelein klopste beim Schlehstrauch an,  
Und es waren, ach, so spiße, spiße Dornen dran!  
Sie zupft und zupft geschwind,  
Durch den Noß bläst der Wind.



Mein Mütterlein ist sterbenskrank,  
 Ach, guter Schlehnbaum, habe Dank!  
 Fein Annelein, mein Schätzelein,  
 Die Schlehlein haben harte Stein!

Da kam ein lustiger Jägersmann,  
 Und sein grünes, grünes Nöcklein stand gar wohl ihm an.  
 Die Schlehlein, armes Kind,  
 Viel zu sauer für dich sind!  
 Ich geb dir Zucker und Mandelkern,  
 Das essen alle Kinder gern!  
 Fein Annelein, mein Schätzelein,  
 Die Schlehlein haben harte Stein!

Mit eurem Zucker und Mandelkern  
 Bleibt dem armen, armen Mägdelein nur drei Schritte fern!  
 Zur Mutter, krank und blind,  
 Muß ich heim allgeschwind,  
 Muß kochen ihr ein Nus von Schlehn,  
 Oh ihre Sternlein untergehn.  
 Fein Annelein, mein Schätzelein,  
 Die Schlehlein haben harte Stein!

Und hab'n die Schlehlein auch harte Stein:  
 Ach, viel härter, härter müssen Menschenherzen sein!  
 Und kalt wie Winterwind  
 Sie wohl gar auch noch sind,  
 Sonst ließen sie mein Mütterlein  
 Mit gar so lang um Hilfe schrein!  
 Fein Annelein, mein Schätzelein,  
 Mein Herz ist wohl kein Schlehenstein!

Der Jägersmann trat ins Häuslein klein  
 Mit dem armen, armen Mägdelein zu dem Mütterlein.  
 Nun füll den leeren Spind,  
 Lab die Mutter geschwind!  
 Bald wird ihr Gott die Kraft verleihn,  
 Uns als ein Pärlein fromm zu weihn!  
 Fein Annelein, mein Schätzelein,  
 Die Schlehlein haben harte Stein!

## 2. Der Bruch

Das Haus dieses Geschwisterkleeblattes hieß das Müjershaus, und die Bewohner hießen die Müjersleut — vom Großvater her, der aus der „Müs“ stammte, einem einzeln in der Wiese gelegnen Haus des Nachbarortes Schwarzbach, und darum der Müjer genannt worden war. Die drei ledigen Müjersleut führten einen guten Haushalt miteinander und hatten sich etliche hundert Thaler gespart. Die bewahrten sie im Tischkasten auf. Wohlgerollt und eingewickelt stak die Ersparnis hinter einem Wall von Papieren und alten Kalendern, und vor diesem Wall stand zwischen Pestschaft, Schreibzeug, Schreibkalender, Rasiermesser und einer „Sandauer“ (der Feiertagsdose des Großen) ein aus feinen Wurzeln geflochtenes längliches „Schänzchen,“ worin das Wirtschaftsgeld war. Den Geldschlüssel, d. h. also den Tischkastenschlüssel, führten die drei Geschwister gemeinschaftlich so, daß ihn jedes eine Woche behielt. Am Sonntag bei der Morgensuppe legte der Inhaber den Schlüssel dem Geschwister auf seinen Tischplatz, das für die angetretene Woche den Verschuß bekam. Alle Einnahmen und Ausgaben konnten nur durch die Hand des jeweiligen Schlüsselhabers gehen. — Madlene und der „Kleine“ hatten sich

an der Ausgabe gestoßen, die nach dem Willen des Großen für ein „Birro“ gemacht werden sollte. Nachdem ihnen aber das Schlüsselrecht auch für die neue Kaffezeit zugesichert worden war, hatten sie sich der bevorstehenden Neuerung gefügt. Zwar hatte Madlene die gemeinschaftliche Ersparnis nur mit „ein paar Thaler“ bezeichnet; aber sie galt ihr doch ebensogut als ein Schatz wie dem Großen. Nur nicht prahlen! Das war ihr zuwider. Die Zahl 250 Thaler hätte sie um keinen Preis ausgesprochen.

Die „Birro“- und „Verierichloß“-Idee brach aber in Madlene zum vollständigen Sieg durch, als die Kunde zu ihr drang, beim Schwarzbacher Ziegler sei ein nächtlicher Einbruch verübt worden. Nun lief sie selbst zum Schreiner und fragte, ob denn das „Birro“ endlich bald fertig werde? — Ich kenn die Welt! rief da der „Große“ triumphirend.

Vom Schreiner nach Haus gekommen ließ sich Madlene vom Kleinen ein Viertel Weizen einfassen, um es gegen Abend in die Mühle zu tragen. Doch mit Hochzigweizen? fragte der Große, der im Vorbeigehen den Auftrag der Madlene gehört hatte. Madlene schwieg. Der Große setzte sich hinter seinen Webstuhl und arbeitete, als ob er heute noch sein Stück zur Mitgift fertig zu bringen habe. Er hatte gerade einen zerrissenen Faden einzuziehen, als Madlene eintrat, um eine bessere Schürze und „Schoppe“ zum Mühlgang anzuziehen; da brummte er wie im Selbstgespräch vor sich hin: Hätts nit gedacht, daß 's so schnell gehen würd mit der Freierei! Hochzigbier schlägt der Fint: Hochzigweß mahlt der Müller. Klipp, klappklapp! — Und Purzelbäum schloan die Seltanzera! — Das warf Madlene dem Großen zu wie verwirren die Handvoll Holzäpfel, und dann war sie hinaus. Lächelnd schritt sie, den Korb mit einem Viertel Weizen auf dem Rücken, durch die Hausthür. Der Kleine ging eben in die Scheune, um Futter zu schneiden. Er hatte die Madlene lächeln sehen und dachte bei sich: Madlene, du hast gewiß dem Großen einmal Holzäpfel zugeworfen.

Der Große laute daran, machte ein verdüßtes Gesicht und sang dann den Rehrreim:

Fein Annelein, mein Schägelein,  
Die Schlehlein haben harte Stein.

Als sich der Schlesinger ganz allein und unbeobachtet wußte, hielt er inne, stützte die beiden Ellenbogen auf den Brustbaum und nahm den Kopf zwischen die Hände, sodaß der Nagel jedes kleinen Fingers zwischen die Zähne kam. Die Madlene hats hinter den Ohren. Wirft mit Seiltänzerin um sich, die Weichle die! Man sollts nit mein'n! — Aber das muß ich kenn! — Wenn ich ein Maler wär und sollt eine Venus maln — ich wüßt eine. — Und sie ist auch in Schlesingen gewest! — Klipp, klappklapp!

Madlene schreitet gut aus; denn sie will beim Viehfüttern zum Melken wieder daheim sein. Die Müsersleut mahlen in der „Hennsenmühl“ über dem Berg drüben im Bibergrund, eine gute halbe Stunde weit.

Wie breitet sich die Flur aus so weit, so weit, bis an die Berge, und diese stoßen an den Himmel mit ihren gedankenschweren Köpfen. Drüben, zur Linken der rüstigen Madlene, steht die Sonne auf dem „Kollbrett“ und wirft rotes Gold herüber, der Jungfrau ins Gesicht, daß es glüht. Die Vogelbeerbäume am Weg recken ihre leeren Zweige in die Luft, als wollten sie mit ihren Köpfchen, den verschlossenen wolligen Knospen, auch den Himmel berühren. Aber da ist noch weit hinauf, ihr frierenden Knospen! — Die Traubenstiele an den Zweigen sind der Beeren bar; eben fliehen vor der zwischen den Bäumen schreitenden Madlene

einige vom großen Zug abgesprungte Wacholderdrosseln, die die letzten Beeren abgesehen haben und nun vor einer Hungerreise stehen. Nun ist auch das arme Vogelgeleben hinweg, öd und still liegt das weite Schneefeld. Der Schnee knirscht unter den Schuhen des Mädchens; es wird kälter. Das Sonnengold ist hinweg; aber die Wangen glühen noch. Läufst du zu schnell, oder ist es die Kälte? Mag beides sein. Denn von einer Seelenglut, die da etwa durch die Winterlandschaft züge und hinter der wogenden Brust emporstiege in die Wangen: wer könnte von ihr erzählen? Hüte sie, Madlene! Sei heimlich mit ihr, wie du es nun schon acht Jahre lang warst! Wenn die weite Flur oder der bergende Wald dachte, jetzt werde die Glut oder die Blässe oder die Thräne von einem Menschenkind unvermutet entdeckt werden: da war sie hinweg — die Glut oder die Blässe oder die Thräne, und die Müsers-Madlene wußte von nichts, von gar nichts, war frei und ledig, und jeder konnte kommen und sie zum Weibe begehren. Aber es kam keiner. Und das mußte doch an der Madlene liegen, weil sie keine Glut, keine Blässe, keine Thräne merken ließ.

Madlene nähert sich der „Kerbe.“ Das ist ein Einschnitt im Bergkamm, durch den der Weg nach der Henssenmühle führt. Plötzlich bleibt das Mädchen stehen und horcht auf, gespannt, ohne zu atmen. Da, wieder! Sie hört einen Klageruf aus der Kerbe heraus. Ein Unglück! Es muß ein Mann sein. Wie im Sturm, die Last auf dem Rücken nicht mehr spürend, eilt Madlene vorwärts. In der Kerbe solls „umgehen.“ An die Kerbe stößt der Bretterplatz, eine Platte, die von den Bretterfuhrleuten zur Anfuhr der Dielen aus den Schneidemühlen in den Waldgründen benutzt wird, und wo im Sommer oft große Brettervorräte aufgeschränkt stehen und der Abfuhr an die Berra zur Flöße harren. Auf dem Bretterplatz ist auch „nicht richtig.“ Was ist auf dem Bretterplatz nicht schon alles gesehen worden, was ist den Leuten in der Kerbe nicht alles schon zu- und aufgestoßen! Trotz alledem! Madlene stürmt furchtlos hinein in die verrufne Schlucht.

Der Mühlweg wird in der Kerbe von einem andern Hohlweg rechtwinklig durchschnitten. Dieser andre Weg kommt vom Bergrücken her und läuft über der Kerbe draußen in zwei Armen auf den Hochtafeln, die die „Sorg“ — einen Kessel — umgeben, auseinander.

Entgegengekehrt davon, vom Bergrücken her, war er gekommen mit seinem großen Handschlitten voll Holz, frischgefälltem, bleisäwerem Holz, der „Nöders-Frieder.“ Die Ladung war mit grünem Fichtenreisig sorgfältig verdeckt, über das die zusammenhaltenden Stricke liefen. Die Bahn war spiegelglatt. Und der Nödersfrieder hatte vorn auf seinem Schlitten geessen und war dahingefaußt, daß ihm die Haare gepfiffen hatten. Aber es hat ihn wohlgedeuht, wie sein glühendes Gesicht die kalte Luft durchschnitt.

Hinten in der Gemeindewaldung hatte er eine Fichte gefällt, sie in Schlittenlängen zerhackt und aufgeladen. Bei dieser sauern Arbeit war ihm warm geworden. Aber noch mehr Anstrengung hatte es ihn gelostet, den schweren Schlitten auf die abschüssige Bahn zu bringen. Als ihm das gelungen war, hielt er da auf der Höhe, setzte sein Pfeifchen in Brand und sah zufrieden in die Winterlandschaft hinab, die eben im letzten Sonnenschimmer erglänzte. Drunten lag sein Dörfchen so friedlich, so geschichts- und zukunftslos, versunken in Weltvergessenheit. Er sah das Dach seines Hauses, und sein Blick schweifte weiter zum Müsershaus, das er plötzlich so deutlich vor sich sah, als hätte er das beste Perspektiv vor dem Auge. Die Madlene sah er zum Brunnen gehen, und die Frau Nachbarin hörte er sagen:

Willst Wasser holen? Es ist das auch ein Gruß, eine grüßende Teilnahme am Leben des andern. Aber die Madlene war nicht rot und nicht blaß und hatte auch kein Thränlein im Auge und sagte zur Nachbarin: Ja! So war sie immer seit acht Jahren. Aber vorher war sie anders gewesen.

Dem Rödersrieder war das Pfeiflein ausgegangen. Sein Gesicht glühte, die Brust wogte. Der Glanz der Landschaft war erloschen. Wie ein zartes Spinnwebgewebe breitete sich die erste Dämmer Spur über das winterliche Gefilde. Frieder senkte und rückte an seiner Holzladung herum und steckte sein Pfeiflein in seine Jackentasche. Dann rückte er an seinem Schlitten, daß er in Bewegung kam, schwang sich vorn auf und lenkte mit den freischwebenden Füßen.

Immer schneller wurde die Fahrt. Wie strich ihm die Luft doch so barmherzig kühlend über das Gesicht. Da schoß es dem Frieder durch den Kopf: Wenn du sterbend im Fieber lägst, und die Madlene striche dir mit der kühlen Hand übers Gesicht! Immer rascher saust die Last auf dem Spiegel dahin. Kühl! o wie kühl! wie hübsch kühl!

Und die Madlene kam unten herauf zwischen den Vogelbeerbäumen — war nicht am Brunnen — und glühte auch; denn niemand war weit und breit um sie.

Frieder saust eben den steilsten Stieg hinab in die Kerbe. Am Wegwinkel will er, mit dem Fuß lenkend, den Schlitten herumbringen und arbeitet mit äußerster Anstrengung. O weh! Sein Fuß wird vom Schlitten erfaßt; er stürzt, und der Schlitten stürzt mit ihm auf die Seite, den Unglücklichen festhaltend. Frieder ruft um Hilfe.

Sein Hilferuf war gehört worden. Madlene steht vor dem Berunglückten. Ach, du lieber Gott! Das ist der Ruf der Armen, der Landleute. Sie denken sich nichts dabei, wenn sie so rufen, so wenig, wie sie sich in alter Zeit bei ihrem Kyrie eleison gedacht haben. Und doch sind diese Rufe immer von mächtiger Wirkung gewesen und sind es noch. Achtet einmal auf die Melodie, in der sich diese Rufe ergießen! Sie ist unbeschreiblich, auch musikalisch undarstellbar. Diese Melodien fallen wie Feuerstrahlen ins Herz, jedem, der sie hört, und sollten sie von Begriffen in fremder Sprache getragen werden. Ach, du lieber Gott! rief auch Frieder.

Madlene setzte rasch ihre Weizentracht am Rand des Hohlwegs ab und zerschchnitt mit ihrem Taschenmesser die Stricke der Schlittenladung, und in wenigen Sekunden war die Last dem Schlitten entladen. Frieder aber blieb liegen; es war ihm nicht möglich, sich aufzurichten. Madlene hatte seinen Zustand sofort erkannt. Sie setzte ihren Korb mit dem Weizen auf das hintere Teil des Schlittens, band ihn fest und machte von den grünen Fichtenreisern ein Lager zurecht, das durch ihren Korb als Lehne ergänzt ward. Nun trat sie an Frieder heran. Einen Augenblick stand sie vor dem jungen Mann, als wären ihr die Glieder gelähmt. In diesem Augenblick war ihr alles Blut in den Kopf geschossen und dann wieder zum Herzen zurückgestutet, war in ihrem Antlitz die Blut der Blässe gewichen. Aber als das heilige Wasser ihr ins Auge trat, da war es, als schwellte Riesenkraft in ihren Gliedern: sie umfaßte mit ihren starken Armen die Brust des Mannes und hob ihn hoch auf. Sie kühlte sein Herz an ihrem Busen schlagen. Da begannen ihr die Kniee zu zittern. Aber es gelang ihr, den Berunglückten auf seinem Schlitten zu gutem Lager zu bringen. Nun sank sie zusammen. Ach, du lieber Gott! rief Frieder. Madlene flüsterte: Es ist zu glatt da, erhob sich und regierte die Fracht mit großer Vorsicht den Berg hinunter, dem friedlichen Dörlein zu.



Der „Zug“ des Schlittens ist aus einem häßlichen Schiebkarrentragband hergestellt, das mit Stricken am Schlitten befestigt ist und beim Ziehen über die linke Schulter, schräg über die Brust und unter dem rechten Arm weg, der zum Regieren an der Deichsel frei sein muß, nach hinten läuft. Madlene aber hat den Zug los am linken Arm hängen; denn der Schlitten läuft leicht auf der glatten Schneebahn der Führerin nach wie ein treues Haustier, und sie hat ihre Kraft, Aufmerksamkeit und Vorsicht allein der Deichsel zu widmen.

Still geht die Fahrt den nicht zu steilen Abhang hinab. Ob er nur keine Schmerzen hat, der arme Frieder? Die Madlene weiß ja gar nicht, wie groß der Schaden ist, den er genommen hat. Sie hat ihn nicht untersucht und ihn auch nicht darum befragt. Ach, du lieber Gott! hatte er gerufen — nichts weiter hatte sie aus seinem Munde vernommen. Der garstige Frieder! Hat er denn kein Wort des Dankes? Und wenn er nicht danken will — könnte er denn nicht wenigstens sagen, wo und wie sehr es ihm weh thut? Ob es schlimm ist? Oder ob es nicht viel zu sagen hat? Weil er nichts sagt, nicht einmal einen Mageron vernehmen läßt — der Eigensinnige —, so sagt sie auch nichts. Still! Eine schrecklich stille Fahrt!

Über dem linken Auge der Madlene spielt ein rebellisches Haarlöckchen hin und her. Mit der freien Linken, hinter der der Schlittenzug hängt, fährt sie öfter hinauf nach dem Löckchen. Aber es spielt immer nieder nach dem Auge. Sonderbarerweise verfängt sich jedesmal der Schürzensaum in den Fingern der Linken und bewegt sich mit hinauf nach dem Löckchen und über die Augen hin, als ob ein ganzer Haufen Löckchen überall hineinspielte. Aber es war nur eins. Und das kam gar nicht so oft ins Auge, als die Schürze hinauffuhr. — Still!

Er rührt sich nicht, der verunglückte, schreckliche Frieder. — Wenn es schlimm, sehr schlimm wäre? — Nein Laut aus seinem Munde! — Wenn er gar gestorben wär auf den grünen Nadeln? — Ein halbunterdrückter Schrei dringt zwischen den Holzapfelzähnen hervor. Der Schlitten steht plötzlich, als wäre die Deichselspitze an einen Baum gestoßen, und Madlene ist herumgefahren und starrt den Frieder an; sein Kopf schießt ein wenig nach vorn, sinkt aber gleich wieder zur grünen Lehne zurück.

Madlene!

Schon ist der Schlitten wieder im Lauf, in schnellerem Lauf als vorher. In der Brust des Mädchens regt und reckt sich gewaltig. Sie wird weit, als thäte sich der Wald aus einander zu einem Thal, und der Frühling riese hinein: Er lebt! und das Echo spiele hinüber und herüber ohne Aufhören: Er lebt! Er lebt! Er lebt! — Immer schneller wird die Fahrt, immer schneller. Der Schlitten gleitet wieder dahin wie oben auf der Höhe, als ihn Frieder mit den schwebenden Füßen lenkte. Und die Luft streicht ihm kühl, barmherzig kühl über das glühende Antlitz. — Madlene! — Immer schneller — schneller! — Madlene!

Da hält der Schlitten vor dem Hause des Rüders-Frieder. Madlene ver-schwindet. Bald kommt der Bruder des Frieder, dann etliche Nachbarn. Als sie ihn hinein trugen ins Haus, war Madlene daran, ihre Weizentracht auf den Rücken zu nehmen. Von der Hausthür her hörte sie: Ach, du lieber Gott! dann eilte sie mit zitternden Knien heim ins Müsershaus.

Auf der Bodentreppe setzte sie ihren Korb ab und sich daneben und barg ihren Kopf im Schoß. Es stürmte gewaltig in diesem Weibe. In dieser Stunde war sie zum Weibe geworden. Was hatte die Jungfrau gewußt von der Seele, die bis jetzt in ihr geträumt? Es war ihr ja wohl immer, seit acht Jahren, als

trüge sie da drinnen unter dem Busen ein Kästel verborgen, als spüre sie ein Weh, ein stilles Sehnen, an dem sie wohl gar noch sterben werde; aber sagen konnte sie nicht, was es war. Und wenn ihr Gedanken an den Frieder gekommen, waren, waren sie stets von ihr gebannt worden. Kein Licht durfte dahinein fallen in dieses Geheimnis; das mußte dunkel bewahrt bleiben, sogar vor ihr selbst. So blieb ihre Seele gefangen im Traum und trug geduldig ihr Leid bis zu dieser Stunde. Da waren Fesseln gesprengt worden in diesem leuschen Leib; ein Gewitterleuchten hatte sein Inneres durchzuckt und das Traumwesen vernichtet. Das Geheimnis war von blendendem Licht verschlungen worden. Eine übermenschliche Macht hatte den schönen Bau erfüllt und Gehirn und Herz zur Vermählung hineingerissen in den heiligen Strom des Opfermuts. Für jedes andre Wesen wäre die dem verunglückten Frieder gewährte Hilfeleistung eine selbstverständliche, dem Menschen natürliche That oder Erfüllung der Christenpflicht gewesen: für Madlene war sie der Bruch mit dem Leben — zur Wiedergeburt, ward sie zur selbstverleugnenden Heldenthat, deren Preis Gewinnung des Ewiggeliebten für die Ewigkeit ist, der Anfang eines neuen Lebens, das in den Himmel ragt. So war Madlene durch die That dieser Stunde zum Weib gereift: sie hatte die Schmerzen und die Wonneschauer der Gebärenden empfunden. Die That lag dahinten; die Geburt hatte sich vollzogen. Ein neuer Mensch saß da. Vor einer halben Stunde war die Jungfrau über die Schwelle geschritten: ein Weib war wieder gekommen. Nun weiß Madlene gewiß, daß sie dem Frieder mit Leib und Seele gehört, ganz und fest, und nimmermehr von ihm lassen kann. Und sie wills ihm sagen.

Da kam der Kleine mit geschnittenem Futter die Treppe herauf. Madlene richtete sich auf. — Bist schon wieder da aus der Mühl? — Bin nit in die Mühl kommn. Dem Kleinen fiel der Umstand auf, mehr aber noch der Ton, in dem die Schwester geantwortet hatte. Hätte er in ihrem Gesicht lesen können, so würde er weiter gefragt haben. Da dies aber in der Dunkelheit unmöglich war, so ließ er alles Auffällige bei sich bewenden und sagte: Kannst gleich melken, Madlene. Sie folgte ihm.

Vor dem Wirtshaus, gegenüber dem Müsershaus, wollte sich eben ein Arzt aus dem nahen Städtchen zur Abfahrt in seinen Schlitten setzen, als der Bruder des Röders-Frieder in großer Eile an ihn heran kam. Nach kurzem Zwiegespräch ließ der Arzt sein Pferd wieder einstellen und folgte dem Boten.

Madlene war mit ihren abendlichen Hausarbeiten so weit fertig, daß sie nur noch Wasser zu holen hatte. Nach dem Wasserholen folgte gewöhnlich das Abendessen. Auf dem Wege zum Brunnen begegnete ihr die Nachbarin mit voller Butte und grüßte: Willst auch Wasser holen? — Weißts schon? Der Röders-Frieder hat ein Bein gebrochen. — Ja! sagte Madlene und ging weiter.

Sie hatte den Tisch gedeckt und angerichtet, setzte sich aber, anstatt an den Tisch, an den Ofen zwischen Blase und Südgelte. Die Brüder begannen zu essen, und der Kleine fragte: Madlene, willst du denn nit eß? — Nein! — Da schmeckte es dem Großen nicht mehr; denn er meinte, es habe die Schwester verdrossen, daß er sie vor ihrem Mühlgang wegen ihrer Freierei „geextert“ hatte. Er wagte es aber nicht, einen Ausgleich zu versuchen; denn er hatte hinsichtlich der Seilkänzerei keine guten Briefe und fürchtete, daß ihm die Schwester wieder Holzäpfel zuwerfen könnte. Als der Kleine die Süde gebrüht hatte, ging er ein wenig „spill“ in die Nachbarschaft.

Der Große webte bei seinem gelben Talglicht nach dem Abendessen fleißig an seinem Drillisch, sang aber heute nicht. Dafür griff er öfter als gewöhnlich nach

seiner Schnupftabaksdose. Es beunruhigte ihn über die Maßen, daß Madlene nicht gegessen hatte und ungewöhnlich bald zu Bett gegangen war. Sie wird uns doch nicht krank werden? Der Kleine hätte eigentlich nachmittags den Weizen in die Mühle schaffen können. Seine Bösterei kommt er abends machen — hätte ich auch Gesellschaft gehabt. Läßt er die Madlene bei der Kält gehn! hm! hm! Wenn sie krank wird! — So hatte webend und schnupfend der Große ein halbes Stündchen vor sich hingeredet. Dann verließ er seinen Webstuhl und schlich sich zum obern Stübchen und an das Bett der Madlene. Madlene! rief er leise. Madlene, hast du Frost? Ich will dir einen Thee koch, daß du in Schwelß kommst. Oder hat dich was verdrossen? — Geh, Großer! Es hat mich nichts verdrossen, hab auch keinen Frost. Es ist weiter nichts. Geh, und laß mich schlafn! — Da schlich der „Große“ wieder hinaus und sagte: Gute Nacht, Madlene!

Aber er konnte nicht mehr arbeiten und ging auch zu Bett. Schlafen konnte er aber auch nicht: die Madlene machte ihm Kummer.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Freisinnige Königsfreundlichkeit. Im Anschluß an die Mitteilung einer rheinischen Zeitung, wonach Kaiser Wilhelm den ihm vorgelegten Stadtbauplan von Soest aus einem gesundheitlichen Grunde beanstandet hatte, äußerte die Freisinnige Zeitung vom 24. August v. J. Besorgnisse und Wünsche über eine angeblich erforderliche geschäftliche Entlastung des Kaisers. Die Verwaltungsfachen, die gegenwärtig der königlichen oder kaiserlichen Genehmigung und Unterschrift bedürfen, hätten einen Umfang erreicht, der ohne große Benachteiligung öffentlicher Interessen auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden könne. Man möge sich nur die große Arbeitslast vergegenwärtigen, die dem Kaiser obliege. Aus fünfzehn verschiedenen Ministerien gingen ihm unausgeseht Akten zu. Außer dem Militär- und dem Marinekabinett bestehe ein besonderes Zivilkabinett mit zwei höhern Beamten und einundzwanzig Subalternbeamten. Eine Unsumme von Personalien namentlich im Militärwesen unterliege der Entscheidung des Kaisers, nicht nur die Ernennungen und Verabschiedungen im Offizierkorps, sondern auch die Bestätigung militärgerichtlicher und ehrengerichtlicher Urteile. Dazu kämen aus dem Justizministerium alle Begnadigungsfachen, aus der Finanzverwaltung gewisse Beanstandungen der Oberrechnungskammer. Zu diesen Verwaltungsfachen trete dann noch die ganze Gesetzgebung. Man könne vom Kaiser unmöglich verlangen, daß er in allen diesen Gebieten auf dem Laufenden bleibe. Die auswärtige Politik stelle hohe Anforderungen, die formelle Repräsentation und die häufigen Reisen beanspruchten großen Zeitaufwand, ebenso die Teilnahme an den zahlreichen Festlichkeiten, an Grundsteinlegungen, Einweihungen von Denkmälern und Bauten usw. Als oberster Kriegsherr nehme der Kaiser Paraden ab, beteilige sich an den Manövern und treffe Entscheidungen über die Änderung von Reglements, über Ausrüstung und Be-

kleidung der Truppen, über Schiffsanlagen usw. Auch das Hausministerium und die obersten Hofämter nähmen ihn in Anspruch. Wo bleibe da für ihn Zeit zur Erholung oder zur Beschäftigung mit Wissenschaft, Kunst, Sport usw., da doch auch für ihn der Tag nur vierundzwanzig Stunden habe?

An und für sich ist ja nun die starke Inanspruchnahme des Kaisers gewiß zu bedauern. Allein es wäre bedenklich, dagegen eine Abhilfe zu schaffen, wie sie die Freisinnige Zeitung vorschlägt, nämlich durch eine Beschneidung der königlichen Befugnisse, wiewohl sich das genannte Blatt gleichzeitig gegen den Vorwurf verwahrt, als ob es aus diesem Anlaß für eine Erweiterung der parlamentarischen Machtbefugnisse eintreten wolle. Nach der Freisinnigen Zeitung wäre die Entlastung des Kaisers vielmehr in der Richtung anzustreben, daß in den minder wichtigen Angelegenheiten die Ministerien und sonstigen Behörden von der Notwendigkeit befreit würden, die Entscheidung des Kaisers einzuholen. Man sieht, der Mephisto der Freisinnigen Zeitung kann den Pferdefuß doch nicht völlig verbergen; sein wohlwollender Vorschlag bezweckt schließlich eben doch eine Einengung des in Preußen und Deutschland geschichtlich begründeten persönlichen Regiments.

Ist man der Ansicht, daß die kraft- und lebensvolle persönliche Leitung des Staates durch den Monarchen ein Recht des Monarchen und ein Segen für das Volk sei, so kann man eine Beeinträchtigung dieser Stellung in keiner Richtung wünschen, auch nicht zu Gunsten eines Ministeriums, das rechtlich und thatsächlich von dem Monarchen abhängt und nur der Vollstrecker seines Willens ist. Praktisch wird ja in tausend Fällen die letzte Entscheidung bei dem Ressortchef liegen und liegen müssen, da dem Kaiser nicht jede Einzelheit der Verwaltung und Gesetzgebung so bekannt sein kann, daß er des sachverständigen Beirats zu entbehren in der Lage wäre. Allein rechtlich muß der Minister der Vertreter des Kaisers und der Vollstrecker seines Willens sein, und es muß dem Kaiser die Möglichkeit gewahrt bleiben, seinen persönlichen Willen zur Geltung zu bringen gegenüber einer ihn nicht überzeugenden abweichenden Auffassung des Ministers oder einer ihm unterstehenden Behörde.

Wie die persönliche Leitung der Staatsgeschäfte gewahrt werden soll ohne Vortrag des Ministers oder Vorlegung der Akten, ohne Einholung der Unterschrift und damit der endgiltigen Entscheidung des Monarchen, ist uns unverständlich. Wie denkt sich das die Freisinnige Zeitung? Nach der liberalen Theorie soll freilich der Minister lediglich der verantwortliche Vertreter der Mehrheit des Parlaments sein, und er ist es auch wenigstens in den Staaten, wo man, wie z. B. in Griechenland, das parlamentarische System bis in seine äußersten Konsequenzen durchgeführt hat. Wenn die Freisinnige Zeitung befürchtet, daß die persönliche Umgebung des Kaisers unter den gegenwärtigen Umständen einen immer größeren Einfluß auf seine Entscheidungen gewinnen müsse, zumal da die Minister außer stande seien, die große Zahl der in das Kabinett gelangenden Sachen persönlich zu vertreten, so halten wir diese Besorgnis für grundlos. Daß die seinerzeit aufgetauchten Klagen über Nebenregierung, über unberechtigte Einflüsse des Kabinetts schließlich auf bloße Preßtreibereien zurückzuführen waren, steht allen noch in frischer Erinnerung.

Was uns veranlaßt, auf den erwähnten Artikel der Freisinnigen Zeitung zurückzukommen, ist der Umstand, daß nach einer Mitteilung des Budapester Hirlap die leitenden Kreise des herrschenden Liberalismus in Ungarn beabsichtigen, im Sinne freisinniger Regierungsweisheit die Befugnisse des Königs zu beschneiden. Im ungarischen Ministerium des Innern soll ein Regulativ ausgearbeitet worden sein, angeblich um dem Monarchen die Regierungsthätigkeit zu erleichtern, und



zwar durch Einschränkung des Wirkungskreises der Krone und durch entsprechende Erweiterung der Befugnisse der Minister. Verschiedne Angelegenheiten von „untergeordneter Bedeutung,“ die bisher durch Entschliebung des Kaisers verfügt wurden, sollen nunmehr durch die Minister erledigt werden. Insbesondere sollen sämtliche Staatsbeamten bis zur sechsten Rangklasse, also einschließlich der Mittelschulprofessoren, Finanzdirektoren usw., fortan in letzter Instanz durch den Minister ernannt werden. Glaubt man aber wirklich, durch den Wegfall von einigen hundert oder auch selbst einigen tausend Unterschriften jährlich eine Entlastung des Monarchen herbeiführen zu können? Wer auf dem Boden des konstitutionellen Königtums steht, wird gerade eine Einschränkung der königlichen Befugnisse bei der Ernennung oder Verabschiedung von Beamten oder Offizieren am allerwenigsten befürworten. Man kann ja der Ansicht sein, daß die Entscheidung über den Bebauungsplan der Stadt Svest theoretisch richtiger der Selbstverwaltungsbehörde überlassen bliebe, man mag es als zu weitgehend betrachten, wenn bei allen Neubennungen von Berliner Straßen die königliche Zustimmung einzuholen ist, obwohl dieser Gebrauch offenbar auf Bestimmungen gegründet ist, wonach die Bebauungspläne von Residenzen, Festungen und Städten mit Baudenkmalern von künstlerischem Wert der königlichen Bestätigung unterliegen. Unbedingt notwendig aber erscheint die königliche Entscheidung, wo es sich um die Ernennung, Beförderung oder Verabschiedung von Beamten der verschiedenen Grade handelt, und zwar schon deshalb, weil der Monarch das Recht haben muß, jederzeit die vorgeschlagenen Bewerber abzulehnen, ein Recht, das er nur dadurch ausüben kann, daß ihm in letzter Reihe die formelle Entscheidung vorbehalten bleibt. Wo der Minister die Ernennungen vollzieht, da steht der Monarch vor einer gegebenen Thatsache, ohne sie ändern zu können. Vor allem gilt es aber hier, „Imponderabilien“ zu schützen, die für die Erhaltung und Erstarkung des monarchischen Gefühls sehr wesentlich sind. Das persönliche Verhältnis, das den Offizier und den Beamten an den Monarchen bindet und in dem Akt der Ernennung durch den König seinen äußern Ausdruck erhält, darf nicht gelockert werden; jeder Versuch dazu ist zurückzuweisen. Wie sehr die Offiziere und Beamten selbst auf die Ernennung durch den Monarchen Wert legen, zeigt sich in Baiern, wo es Brauch geworden ist, daß bei Ernennungen und Beförderungen die Offiziere bis zum Leutnant und die Zivilbeamten bis zum Assessor herauf um Audienz bei dem Prinzregenten nachsuchen, um dafür zu danken. (Geschieht auch in Sachsen. D. H.)

Sollte etwa von freisinniger Seite in der Volksvertretung angeregt werden, nach dem Beispiele Ungarns die Ernennung gewisser höherer Beamtenklassen und anderer Befugnisse des Monarchen dem Ministerium zu übertragen, so würde eine solche Beschränkung der königlichen Macht hoffentlich nicht nur bei der Regierung, sondern auch in allen königstreuen Kreisen des Volkes auf unüberwindlichen Widerstand stoßen.

Franz Sandvoß wider den deutschen Sprachverein. Friedrich Kluge hat in seinem lichtvollen Vortrag über Sprachreinheit und Sprachreinigung den zahlreichen, oft recht leichtfertigen Anfeindungen gegenüber, die der allgemeine deutsche Sprachverein in frühern Jahren hat erfahren müssen, die glänzendste Rechtfertigung seiner Bestrebungen dadurch gegeben, daß er deren Übereinstimmung mit dem natürlichen Entwicklungsgang unsrer Muttersprache selbst überzeugend nachwies. Dieser Vortrag, auf der Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins im August 1894 zu Koblenz gehalten, ist damals nicht nur unver-

kürzt in der Vereinszeitschrift IX. 201 ff., sowie in der Beilage der Münchner Allgemeinen Zeitung (Nr. 253 u. 254 d. J.), sondern auch in einem von dem Verein besorgten Auszuge durch eine sehr große Zahl von Tageszeitungen in ganz Deutschland bekannt gemacht worden. Auch in Weimar könnte man ihn gelesen haben. Und von dort kommt uns jetzt eine zwar keineswegs wichtige, doch immerhin recht erfreuliche Bestätigung eines einzelnen der damals von Kluge in wohlgeschlossener Zusammenhänge dargestellten Gedanken. Entgegen nämlich der einseitigen Auffassung, die Fremdwörter bloß als Schädlinge der Muttersprache zu betrachten, hat Kluge in ihnen auch eine „Quelle der Bereicherung“ erkannt, um Worte des Weimaraners zu verwenden, hat gesehen und an schlagenden Beispielen dargethan, daß sie das deutsche Sprachgefühl „fort und fort wecken und wacker erhalten.“ Denn der fremde Eindringling erregt nicht nur regelmäßig bald die wachsende Gegenwehr des natürlichen Sprachgefühls, sondern auch die schöpferische, neubildende Sprachkraft, die das wiederverdrängte Fremde nicht spurlos verschwinden läßt, sondern schließlich durch eine einheimische Nach- oder Neubildung ersetzt. Zum Beweise dafür wies Kluge unter anderm auf die bis dahin oft einseitig als bloß lächerlich hervorgehobnen Ausdrücke hin, in denen gleichbedeutende deutsche und fremde Worte scheinbar geradezu albern, jedenfalls überflüssig aneinander gereiht werden, wie bei „Examensprüfung, treibendes Ugens, reitende Kavallerie.“

Eine ganz ähnliche Erscheinung bespricht nun Franz Sandvoß im Novemberhefte der Preussischen Jahrbücher S. 319 bis 330 aus wesentlich früherer Zeit, hauptsächlich nämlich Luthers, und belegt sie mit folgenden Beispielen:

Bei Geiler von Kaisersberg: betrachten und contempliren — memory und gedechtnis.

Bei Joh. Pauli: ordiniren und schiden — mit . . falschen recreagen und kurzweilen — ideoten . . und Narren — recreay und erfrischung — die prisonneer und gefangenn leut.

Bei Luther: Historien und Geschichten — Fundament und Grundfest — Superstition und Aberglauben — dupliren und zwiefächtigen — Pön und Strafe — der Effect oder die Wirkung — verivet und geheiet — Patienz und Geduld — die Abominatio und der Gräuel — dividiren und unterscheiden — Germanien und Deutschland — zu definiren und zu örtern — Erudiren und Überweisen — das pati und Leiden — offendirt und erzörnet — compariren und erscheinen — so procediren und fahren wir fort — kein Spatium noch Raum — Autorität und Gewalt — confirmiren und bekräftigen — Resignation oder Übergabung — reformiren und reinigen — confirmiren, bestätigen und erhalten — revociren und widerrufen — commandiren und beschlen — visitirte und besuchte — exequiren und vollstrecken — Justifikation und Rechtfertigung — extenuirt und verkleinert — confutirt und widerlegt — solvirt und löset auf — Poema und Gedicht — Tragödie und Spiel — confirmiret und gestärkt — Prærogativa und Furzug — das Consequens und die Folge — keine Exceptio noch Auszug — exequiren und üben — als Kurfindern oder filiis adoptionis.

Die überwiegende Gleichartigkeit dieser Verbindung — unter allen Beispielen steht nämlich nur in den beiden von mir an die erste und an die letzte Stelle gesetzten das Deutsche voran — verbürgt auch die Gleichartigkeit des ihnen zu Grunde liegenden geistigen Vorgangs, der, wie mir scheint, sich sehr einfach erklärt. Die meisten Stellen sind den Tischreden entnommen. Dem lebhaften Redner in einem lateingewöhnten Kreise oder auch dem Zuhörer ist bei der Aufzeichnung, wie man sieht, immer zuerst das fremde Wort gekommen, aber unmittelbar darauf muß sich

ihm auch das Bedürfnis der Verdeutlichung und Verdeutschung eingestellt haben, das durch die Hinzufügung des gleichbedeutenden einheimischen Begriffs für ihn befriedigt und für uns — bezeugt ist. Also ein Vorgang, der dem von Kluge beobachteten ganz gleich verläuft. Und wer Kluges wohlgegründete Auffassung kennt, der wird in dieser Lutherschen Sprechweise dieselbe natürliche, unwillkürliche Gegenwirkung des heimischen Sprachgefühls vernehmen, die keineswegs das Fremde einfach abstößt, sondern es umgestaltend sich wirklich anzueignen anschiebt. In dem Sinne könnte gerade von diesem Vorgange der Sprachgeschichte das von Sandvoß beigebrachte Wort Goethes gelten: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“ Und dem ebenfalls von ihm angeführten Aussprache V. Schus: „Viel Fremdwörter, viel Kulturverkehr, viel entlehnt, viel gelernt“ schadet der Zusatz nicht: „Noch besser aber, als bloß geborgt ist wirklich angeeignet.“

Aber sehr würde man irren, wenn man mit der vorgetragenen Betrachtung auch die Ansicht von Fr. Sandvoß getroffen zu haben meinte. Weit gefehlt; er macht von seiner Sammlung eine ganz andre Nutzenwendung. Er folgert aus ihr, daß Luther ein geschwornener Feind der „heutigen zum Teil grauenvollen Verrohung und Versimpelung unsrer Sprache“ sein müßte, will jagen: der Arbeit des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Und das kommt in einem Atem heraus mit den oben angezogenen Bezeichnungen jener Fremdwörter als „Quelle der Bereicherung und Klärung unsrer Begriffe,“ als Wacker und Erhalter des deutschen Sprachgefühls! In welchem andern als dem Klugeschen Sinne das gemeint sein könnte, wie Sandvoß diese Äußerung mit der erwähnten Folgerung innerlich zusammenbringt, kurz, was den inneren Zusammenhang zwischen der nützlichen Beispielsammlung und dem unnützen Wutanfall gegen den Sprachverein bildet, das sage ich nicht. Denn ich weiß es nicht. Aber Sandvoß selber sagt es auch nicht. Im Gegenteil, er sagt mehreres, wonach man ihn vielmehr für ganz einig mit uns halten möchte. So sieht auch er in dem von Luther dem Fremdworte nachträglich zugefügten deutschen einen Versuch, den fremden Begriff seinem Volke „annehmbar zu machen,“ ja noch mehr — oder müßte es heißen im Gegensatz dazu? — gewiß aber unsrer Anschauung noch näher nennt er die hinzugefügte Verdeutschung „einen zunächst nur subjektiven Vorschlag,“ „zunächst“ d. h. doch wohl bis zur allgemeinen Billigung, und „Vorschlag“ d. h. doch wohl zum künftigen Erfolge. Demnach fühlte auch er bei Luther eine aufsteigende Abneigung gegen das Fremdwort heraus und den Wunsch, es zu verdeutschen; denn wozu sonst der Versuch, es annehmbar zu machen, wozu sonst der Verdeutschungsvorschlag? Aber er hätte dann folgerichtig nicht, wie er thut, vorher fragen sollen, warum Luther nicht bloß das deutsche Wort gebe — denn das erklärt sich ja hinlänglich aus dem Bildungszustande seiner Zeit —, sondern umgekehrt, warum nicht bloß das lateinische.

Es ist das nicht die einzige Unklarheit in dem der Sammlung vorausstehenden Gedankengange, wenn man es nicht besser eine loje Reihe von Zitaten und einzelnen Bemerkungen nennt. Aber ich wüßte nicht, was es nützen sollte, dabei länger zu verweilen. Etwas ganz andres wäre es mit den darin verstreuten Einwänden und Vorwürfen gegen den Sprachverein, wenn sie nämlich — nicht gar zu abgedroschen wären, sodas jede Verteidigung nur längst und oft Gesagtes zu wiederholen hätte. Der Mann weiß viel und nimmt auch gern die Gelegenheit wahr, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten, ja im Notfalle zieht er diese Gelegenheit wohl gar bei den Haaren herbei, wie besonders einige Anmerkungen unter

dem Aussage bezeugen. Aber Kluges Vortrag scheint er nicht zu kennen; Rudolf Hildebrands zuerst 1889 in den Grenzboten erschienene, dann umgearbeitet in dem dritten Bande der Zeitschrift für den deutschen Unterricht und darnach in den Beiträgen zum deutschen Unterricht Nr. 8 abgedruckte inhaltreiche und gediegne Antwort auf die längst verklungne Berliner Erklärung wider den Allgemeinen deutschen Sprachverein kennt er ebenso wenig, sonst brächte er nicht Goethe, Schiller, Herder gegen den Sprachverein vor. Aber er mißbilligt vielleicht Hildebrands Worte, auch ohne sie zu kennen, wenn etwa das S. 321 in der Anmerkung Moriz Seyne an der Stelle ohne sichtbaren Anlaß erteilte Lob im Verborgnen eine Spitze gegen jenen andern Fortsetzer Grimms als den Anhänger des Sprachvereins haben sollte. Unzweifelhaft ohne ihn zu kennen mißbilligt er den deutschen Sprachverein selbst. Und das ist ernst zu nehmen. Es läßt sich gar nicht milder ausdrücken. Sandvoß weiß nichts, gar nichts von den wirklichen Bestrebungen des Sprachvereins, nicht einmal seine Satzungen kennt er. Sonst würde er ihm wenigstens nicht ohne Andeutung auf die darin bezeichnete Absicht, Liebe und Verständnis unsrer Muttersprache zu erwecken, den entgegengesetzten Vorwurf machen, würde ihn wenigstens nicht frecher Pietätlosigkeit zeihen. Er kennt auch die Mitgliederschaft des Vereins nicht, sonst nähme er sich doch wohl ein wenig in acht, ihr öde Geschmacklosigkeit, anmaßliche Unwissenheit, Banausentum, lächerliche Bornirtheit, geistlosen Dilettantismus zuzusprechen. Er schätzt wohl andre Leute überhaupt gern etwas tief ein, um sie dann belehren zu können, wie in der Anmerkung S. 328 über die Verwandtschaft von Recht und rectum, die doch jeder Schüler kennt.

Nun ist freilich, wie schon die gesuchte Überschrift des Aufsatzes „Dr. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus“ sagt, alles das zunächst gegen einen einzelnen Vertreter des Sprachvereins gerichtet und zwar als den Verfasser des bekannten Verdeutschungswörterbuchs, das Sandvoß in der zweiten 1889 erschienenen Auflage anführt — so lange mag sich also Sandvoß nicht um die Thätigkeit des Vereins gekümmert haben. Und ich möchte dem Angegriffnen nicht vorgreifen. Aber es würde mich nicht wundern, wenn ihm der Ton des Gegners zu tief gegriffen schiene, als daß er sich überhaupt auf eine Antwort einlassen möchte.\*) Allein völlig schweigen auf solche Verunglimpfung einer guten Sache darf man doch nicht. Es mußte das Bedauern darüber ausgesprochen werden, daß ein Mann wie Sandvoß, der sich selbst um Verständnis deutscher Art und Wesens in der Sprache bemüht und verdient gemacht hat, die verwandten Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins noch heutzutage so gänzlich verkennen und so kleinlich und gehässig angreifen konnte. Ehre wird er damit nicht einlegen.

Daß aber dieser Angriff von der Leitung der Preussischen Jahrbücher nicht zurückgewiesen worden ist, wie die Kreuzzeitung erwartet hätte, das wundert uns gar nicht, denn da gehörte er hin!

Berlin

Oskar Streicher

\*) Er hat ihm inzwischen doch eine treffende Abfertigung zu teil werden lassen durch einen offenen Brief im Dezemberhefte der Preussischen Jahrbücher und der Zeitschrift des Sprachvereins Nr. 12.





## Litteratur

Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke.  
3. Auflage. 2 Bände. Berlin, G. Reimer, 1897

Schon die zweite Auflage dieser bekannten Sammlung von Tagesschriften Treitschkes (1879), die meist in den Preussischen Jahrbüchern erschienen waren, umfaßte nicht mehr zehn, sondern fünfzehn Jahre. Trotzdem hat der Verfasser damals den einmal eingeführten Titel unverändert gelassen, und auch der Herausgeber dieser dritten Auflage, Erich Liefegang, hat daran festgehalten, aber der Zweckmäßigkeit wegen den Inhalt in zwei Bände geteilt, von denen der erste die Jahre 1865 bis 1870, der zweite die Zeit von 1871 bis 1879 umfaßt. Neue Stücke sind also nicht hinzugekommen (der Aufsatz „Unsre Aussichten“ ist sogar der neuen Folge der deutschen Kämpfe zugewiesen worden), wohl aber ein vorzüglich ausgeführtes Bildnis Treitschkes mit seinem Namenszuge. Wenn eine solche Sammlung von Aufsätzen, die in der Erregung des Tages entstanden und auf die Wirkung für den Tag berechnet sind, noch dreiundzwanzig oder achtzehn Jahre nach ihrem ersten Erscheinen unter gänzlich veränderten Verhältnissen wieder aufgelegt wird, so ist schon damit der Beweis für ihren innern Wert geliefert. Und dieser Wert liegt nicht nur darin, daß die Aufsätze den Entwicklungsgang dieses größten aller deutschen Publizisten vergegenwärtigen und in die Kämpfe dieser gewaltigen Zeit einen tiefen Einblick verstatten, sondern daß sie, obwohl sie nunmehr weit zurückliegende Dinge behandeln, doch mitunter wie für die Gegenwart geschrieben sind und auf den Leser wirken wie ein Stahlbad. Die unbestechliche mannhafte Wahrheitsliebe, der lautere Patriotismus, der sich stetig auf ein Ziel richtet und sich nicht durch irgendwelche kleinliche Sonderinteressen der Parteien oder der Landschaften ablenken läßt, die Besonnenheit in den einzelnen Vorschlägen und Forderungen, der tiefe sittliche Ernst und ein oft geradezu prophetischer Scharfblick in die Zukunft treten überall hervor. Artikel, wie „Österreich und das deutsche Reich“ (vom Dezember 1871), „Die Türkei und die Großmächte“ (vom Juni 1876), „Deutschland und die orientalische Frage“ (vom Dezember desselben Jahres), oder der berühmte große Aufsatz „Der Sozialismus und seine Gönner“ (1874), „Bund und Reich“ (1874) enthalten unvergängliche Wahrheiten, die heute nur zu oft verdunkelt oder vergessen werden, Warnungsrufe, die zum ernstesten Nachdenken und zur Einkehr anregen, und Weissagungen für die Zukunft aus dem tiefsten Verständnis unsers Volkslebens und der gesamten europäischen Gesellschaft heraus. Für reife Männer, die mit Bewußtsein und mit innerer Teilnahme diese Jahrzehnte erlebt haben, kann es kein schöneres Buch geben. \*



---

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Flotte außerordentlich verstärkt. Frankreich hat im vorigen Jahre bei den Jubiläumsfeierlichkeiten in England seine maritime Schwäche im Vergleich zu England stark empfunden und hat unter Zustimmung seines Volkes seitdem eine große Bauhätigkeit begonnen.

Großbritannien, das dritte und größte Weltreich, mißt seine Seemacht nur mit der Summe der Flotten der europäischen Großmächte. Jedes Zurückbleiben gegen eine denkbare Vereinigung solcher Flotten erscheint im Lichte der englischen Weltpolitik als eine gefahrdrohende Schwäche und als Verminderung der Sicherheit des Landes. Von seiner Flotte verlangt England völligen Schutz gegen jeden Angriff in Europa und die Erhaltung der unbestrittenen Seeherrschaft in allen Meeren. Die rücksichtslose Ausnutzung dieser Herrschaft hat dem englischen Reiche und dem englischen Wohlstande ihr ständiges Wachsen gesichert. Englands Macht und Reichthum sind das beste Zeugnis für den Nutzen einer starken Seemacht. Doch auch England hat Zeiten gehabt, wo die Fragen der innern Politik das Interesse an der Außenwelt und an der Flotte schwächten, und wo es den Fortschritt anderer Seemächte aus dem Auge ließ, sodaß es im Anfang der achtziger Jahre hinter dem Ziel, das es sich für den Umfang seiner Seestreitkraft gesteckt hatte, zurückgeblieben war. Nachdem aber an Stelle von Gladstone Lord Salisbury ans Ruder getreten war, wurde 1889 mit allen Kräften eine so gewaltige Verstärkung der Flotte und aller mit ihr zusammenhängenden Einrichtungen ins Werk gesetzt, daß seitdem Englands Seeherrschaft gesicherter als je dasteht.

Wir stehen jetzt mit unsrer deutschen Flotte vor der trüben Erkenntnis, daß wir auf allen Seiten überholt worden sind. Durch unser eignes Zurückbleiben und durch den Aufschwung der Seemacht anderer Staaten sind wir seit fünfzehn Jahren von der dritten Stelle bis zur sechsten, wenn nicht gar zur siebenten herabgesunken. Im Gegensatz dazu ist unser Wohlstand gestiegen, unser Seehandel der zweite der Welt geworden, und unsre neuen Kolonien beanspruchen die stete Gegenwart von Kriegsschiffen. Dabei droht Übervölkerung oder erhöhte Abgabe unsrer überichüssigen Volkskraft an konkurrierende Staaten, während unsre über den eignen Bedarf hinausgewachsene Industrie dringend der Mehrung und der Sicherstellung von Abjaggebieten bedarf. Statt überholt zu werden, hätte unsre Seemacht seit mehr als zwei Jahrzehnten von Jahr zu Jahr wachsen und steigen müssen, worüber sich nach unsern Siegen 1870/71 kein Staat Europas gewundert hätte. Aber das Gegentheil ist geschehen; man rechnet schon in der ganzen Welt mit unsrer Schwäche auf der See und mißgönnt uns alle Vorteile und Rechte, die die ältern Seemächte als selbstverständlich für sich in Anspruch nehmen. Zu Lande stark sein, zur See aber schwach, gewährt nur Einwirkung auf die unmittelbaren Nachbarn. Die sich immer mehr verschärfende politische Lage in der ganzen Welt hat uns jetzt zur Erkenntnis unsrer eignen gefährlichen Lage gebracht. Die Duldung, die früher

dem guten, aber ohne reges Nationalgefühl arbeitenden Hamburger, Hannoveraner, Badenser, Bremenser u. s. w. das Fortkommen im Auslande erleichterte, ist endgiltig verschwunden, seitdem es nur noch Deutsche giebt, die teilhaben möchten am Gewinn des Welthandels, und die als Mitbewerber anfangen, unbequem zu werden. Es ist die wachsende Bedeutung unsers Handels, es ist unser Wohlstand, es ist die starke Zunahme unsrer Bevölkerung mit ihren Folgen, die uns in diesem Zeitalter der Politik der Handelsinteressen am leichtesten in Verwicklungen mit andern Staaten bringen können. Nur unsre Stärke zur See kann uns den Frieden sichern, kann andre Staaten von unsrer Gleichberechtigung überzeugen. Mit reiner Defensivkraft ist es nicht gethan; wer sich in seiner Rüstung nur auf die Verteidigung beschränkt, bereitet seinen Untergang vor; die beste Deckung ist der Hieb. Indem wir diese Dinge ins Auge fassen, müssen wir an die zweckentsprechende Rüstung zur See denken. Wir müssen von unsrer Seemacht wünschen, daß sie die heimischen Küsten, den Handel im In- und Auslande schützen und unsre Handelswege in den deutschen Meeren offenhalten könne. Wir müssen ihr einen Teil des Schutzes der Kolonien anvertrauen können und sie zum Vorstoß befähigen. Der Zeitpunkt für den Beginn dieser Rüstung ist nicht fraglich; es ist die höchste Zeit, die Verstärkung unsrer Flotte so schnell als möglich zu beginnen und durchzuführen. In welcher Zeit wir es vermögen, darüber entscheidet die Finanzlage des Reiches, der Wohlstand und die Einsicht seiner Bürger und die Fähigkeit unsrer Privat- und Staatswerften. Die Größe der Verstärkung muß von den ständigen Aufgaben unsrer Seemacht und von der steigenden Wichtigkeit der zu schützenden Güter abhängen. Vom politischen Standpunkt aus muß man an unsre Seemacht die Anforderung stellen, daß sie als Waffe so stark und schneidig sei, daß selbst dem stärksten Gegner ihr Bündnis mit der Seemacht andrer Staaten bedenklich wird. Unsre Seemacht soll uns bündnisfähiger zum Schutz gegen die Erdrückung durch übermächtige Weltreiche machen; unsre Stärke zur See soll uns ein besserer Bürge für den Frieden sein als unsre Schwäche.

Wir haben ganz andre Ziele bei unsrer Flottenvermehrung als das die Meeresherrschaft der Welt beanspruchende England; unsre Ziele sind bescheiden und unsrer Lage in Europa angepaßt. Es giebt kein lehrreicheres Beispiel für uns, als die in den Jahren 1882 bis 1889 in England von den Freunden der Seeherrschaft geübte Thätigkeit für die Vergrößerung der Flotte, die in der Durchbringung des Seeverteidigungsgesetzes, der bekannten Naval Defence Act 1889 gipfelte. Die Begründungen der englischen Marinevorlage und ihre Besprechung in der Presse durch die Flottenfreunde und später durch die Vertreter der Regierung sind so allgemein zutreffend, daß man sie unverändert auch auf unsre Verhältnisse anwenden kann. Es lohnt sich, einen Blick auf diese Bewegung zu werfen, gerade weil wir bei der geringern Bekanntheit



des größern Theils unsers Volkes mit dem Meere und bei dem Überwuchern des Parteiwesens in unsrer innern Politik so große Schwierigkeiten zu überwinden haben, obgleich unsre Ansprüche an die Bewilligungen durch das Volk so sehr viel bescheidner sind.

Als die Gefahr des Ausbruchs eines Krieges zwischen England und Rußland im Jahre 1878 vorübergegangen war, war man in England gegen die Fortschritte der eignen Seemacht und gegen die der fremden Staaten wieder gleichgiltig geworden. Im Gefühl der Sicherheit hatte man das in frühern Jahren schon einmal auf 82000 Mann gebrachte Personal der Marine allmählich bis auf 58000 Mann heruntergehen lassen und war auch noch nicht darangegangen, Hinterlader als Schiffsgeschütze einzuführen. Unter Gladstones Leitung der Regierungspolitik (1880 bis 1885) war die Teilnahme des Volkes fast ausschließlich den Fragen der innern Politik zugewandt, während die Marinenedebatten im Unterhause vor leeren Bänken geführt wurden. Einsichtigen Staatsmännern aber wurde die Gleichgiltigkeit des Volkes gegen die Beziehungen des Reiches zum Auslande und gegen den Stand der Flotte, sowie die falsche Sparsamkeit der Regierung schließlich bedenklich. Im März 1882 erschien die von Lord Henry Gordon Lennox verfaßte Flugchrift *Forewarned, Forearmed*, die schon darauf hinwies, daß die britische Flotte jeder denkbaren Vereinigung von Flotten andrer Staaten überlegen sein müsse, und die den Stand der britischen Seemacht als unzureichend bezeichnete. Bald darauf im Januar 1883 wurde in der Zeitschrift *The Nineteenth Century* ein von Arnold Forster verfaßter Artikel *Our Position as a Naval Power* und im *Engineering* die sehr geschickt geschriebne Broschüre *The battle of Port Said* veröffentlicht, die den schlechten Stand scharf beleuchtete, den Englands Flotte in einem Zukunftskriege haben würde. Die damalige Admiralität verteidigte ihren Standpunkt und hielt es selbst 1884 noch nicht für angezeigt, auf eine Vergrößerung des Marinebudgets zu dringen, trotzdem daß Politiker und Fachmänner wiederholt auf das Heranwachsen der Seemacht Rußlands, Italiens und vor allem Frankreichs hingewiesen hatten. Auch die Artikel der *Times* waren noch fast bis Ende 1884 farblos und ohne Parteinahme. Das Volk war zwar noch nicht für eine Flottenverstärkung gewonnen, aber doch schon durch die verschiedenen Flugchriften angeregt und dazu vorbereitet, kräftig Stellung zu nehmen.

Lord Salisbury hatte im Juni 1884 bei einem Aufenthalt in Plymouth in Marinekreisen viele Klagen über den unzureichenden Stand der Flotte gehört und hatte seiner zustimmenden Ansicht bald darauf im Oberhause Ausdruck gegeben. Dies veranlaßte den auf Wunsch der Regierung sparsamen ersten Lord der Admiralität, Lord Northbrook, im Juli 1884 in wenig geschickter Weise den Versuch zu machen, unter Zugrundelegung des Tonnengehalts der Flotte zu beweisen, daß diese völlig auf der Höhe der Zeit stehe.

Er ging so weit, zu behaupten, daß er gar nicht wisse, wie er drei Millionen Pfund für die Marine verwenden solle, wenn man ihm eine solche Summe über den Etat geben wollte. Hiermit erregte er große Entrüstung in den sachmännischen und politischen Kreisen. Unter der Überschrift: *One who knows the facts* veröffentlichte die *Pall Mall Gazette* im September 1884 eine Reihe von sehr sachverständig geschriebenen, scharfen Artikeln über den Stand und für den stärkern Ausbau der Flotte. Hervorragende Seeoffiziere, Fachmänner und Politiker beteiligten sich mit Flugschriften, mit Abhandlungen und offenen Briefen, in der Tagespresse, mit Parlamentsreden und Vorträgen in Versammlungen an der Bewegung und sorgten dafür, daß die Teilnahme des ganzen Volkes erregt wurde. Sogar Schriftsteller und Dichter wie Tennyson und Swinburne veröffentlichten Gedichte, in denen sie die Verstärkung der Flotte forderten.

Die Artikel der *Pall Mall Gazette*, die dann unter dem Titel *The truth about the Navy and its Coaling Stations, by one who knows the facts*, als Flugchrift erschienen, schilderten das Anwachsen des britischen Handels, des Wohlstandes und der Bevölkerung sowie die erhöhte Thätigkeit anderer Staaten, besonders Frankreichs, für ihre Seemacht; sie schilderten die schlechte Armirung der englischen Schiffe und das Zurückbleiben der englischen Seemacht den immer größer werdenden Fährlichkeiten gegenüber und schlossen mit den Worten: „Unsre Marine muß verstärkt werden, und das sofort. Noch ein Jahr Verzögerung, und es ist vielleicht zu spät. Die Wiederherstellung der Seeherrschaft Englands in der ganzen Welt ist die erste und dringendste Pflicht der Regierung.“ Daß die *Truth about the navy* nicht gerade glimpflich über die Admiralität und die Regierung der letzten Jahre urteilte, ist selbstverständlich; sie erreichte auch ihren Zweck, das Volk machte ihre Ansichten zu den seinigen. Schließlich mußte Lord Northbrook trotz seines anfänglichen Sträubens sogar fünf und eine halbe Million Pfund über den Etat der Marine annehmen und zur Vergrößerung der Flotte verwenden. So etwas wird manchem guten Deutschen kaum glaublich erscheinen. Der Admiralität wird eine solche Summe zur Verfügung gestellt, weil das Volk selbst seine Flotte nicht für genügend stark hält.

Als am 24. Juni 1885 an Stelle Gladstones der Marquis of Salisbury die Staatsgeschäfte übernahm, wurde Lord George Hamilton zum ersten Lord der Admiralität ernannt. Er hat dies Amt mit einer siebenmonatigen Unterbrechung bis zum 23. August 1892 innegehabt, und unter seiner Leitung hat nun die englische Marine die größten materiellen Fortschritte gemacht.

Lord G. Hamilton hatte im Stabe der Admiralität den in jeder Beziehung tüchtigen Kapitän zur See Lord Charles Beresford, und dieser hatte im Oktober 1886 ein Memorandum über den unbefriedigenden Stand der Flotte, die Mängel in ihrer Kriegsbereitschaft, die Mängel des Personals und Materials, sowie die notwendigen schleunigen Maßregeln zur Hebung und

Stärkung der Seemacht eingereicht. Dies eingehende und scharfgefaßte Memorandum wurde die Grundlage für die Aufstellung und auch für die Bewilligung der spätern Naval Defence Act, und ihm verdankt England zum größten Teil das wiederhergestellte Übergewicht seiner Flotte. Das Memorandum kam bald darauf, wie erzählt wird, durch Vertrauensbruch eines Unterbeamten, durch die Pall Mall Gazette vom 13. Oktober 1886 in die Öffentlichkeit. Lord C. Beresford trat am 18. Januar 1888 von seiner Stellung eines Seelords der Admiralität zurück und konnte nun als Parlamentsmitglied, frei von allen Rücksichten gegen Vorgesetzte, im Unterhause, in der Presse und durch Vorträge in den großen Handelsstädten des Reichs seine Ansichten vertreten und populär machen. Die englische Admiralität nahm zunächst noch Stellung gegen die ihr teilweise unbequemen Agitationen, die aber durch Reden des Admirals Sir G. Hornby, Lord Carnarvons und anderer hochstehender Männer in der Londoner Handelskammer im Mai 1888 unterstützt wurden. Als dann Lord Beresford am 13. Dezember 1888 im Unterhause die Notwendigkeit zahlreicher Schiffneubauten nach einheitlichem Plan und die Notwendigkeit einer Summe von 20 Millionen Pfund Sterling dafür bewies, wurde er zwar von einigen Zeitungen als ein enthusiastischer, zu Übertreibungen neigender Seeoffizier, deutsch „Flottenschwärmer,“ bezeichnet, aber sein Plan wurde schließlich fast unverändert von der Admiralität angenommen und am 7. März 1889 in Form und Fassung eines Gesetzes dem Unterhause als Entwurf der Naval Defence Act vorgelegt. Unter Vorlage einer Liste von siebenzig gewünschten Neubauten und mit dem Antrag, das Geld dafür, 21½ Millionen Pfund Sterling (= 438 Millionen Mark) der Admiralität zu bewilligen, trug Lord Hamilton dem Unterhause den Gesetzentwurf in nachstehender Form vor:\*)

1. Die Admiralität hat sofort zu veranlassen, daß die auf onliegender Liste aufgeführten Schiffe der verschiedenen Klassen mit annähernder Innehaltung des Tonnengehalts, der Geschwindigkeit und Armirung, wie es die Angaben der Liste vorschreiben, gebaut, ausgerüstet und seefertig gemacht werden.

2. Alle diese Schiffe sollen mit Armirung vor dem 1. April 1894 fertig sein.

3. Die Admiralität darf infolge dieses Gesetzes für obigen Zweck die Summe von 21 500 000 Pfund Sterling ausgeben, und zwar davon 10 000 000 Pfund Sterling für die im Teil I der Liste als auf Privatwerften zu bauende Schiffe bezeichneten Neubauten nebst Armirung. Für die im Teil II der Liste, die die auf Staatswerften zu bauenden Schiffe auführt, genannten Neubauten, sowie die letzten Ausrüstungsarbeiten an den auf Privatwerften gebauten Schiffen sollen im ganzen 8 650 000 Pfund Sterling verwendet werden. Für die Armirung der auf Staatswerften zu bauenden Schiffe sollen 2 850 000 Pfund Sterling verfügbar sein.

Erläuternd hierzu wird bestimmt, daß für die Summe von 10 000 000 Pfund Sterling für die Privatwerftschiffe ein Konto bei der Bank von England eröffnet

\*) Der Inhalt ist etwas gekürzt wiedergegeben.

werden soll unter dem Namen Naval Defence Account. Diese Summe soll unabhängig von allen weiteren Bestimmungen des Parlamentes sein und die sofortige Bestellung und möglichst schnelle Ausführung aller Privatwerftschiffe des Teils I der Liste ermöglichen.

Die vom Gesetz für die Staatswerftschiffe ausgeworfne Summe soll bis zur Erreichung ihres Gesamtbetrages in den jährlich vom Parlament für die Werften zu bewilligenden Summen enthalten sein; doch darf ihr Maximum in einem Etatsjahr 2650000 Pfund Sterling für Neubau und 600000 Pfund Sterling für Ausrüstung nicht überschreiten. Sollten die Zahlungen für diese Bauten in einem Jahre diese festgesetzte Summe überschreiten, so darf das Schatzamt aus der Staatsschuldklasse Vorschüsse zahlen, die im nächsten Jahr wieder aus den erwähnten 2650000 Pfund Sterling zurückzuzahlen sind. Was in einem Jahre nicht aufgebraucht wird, soll dem folgenden Jahre zu gute kommen dürfen.

4. Die am 1. April 1889 schon auf Privatwerften und königlichen Werften im Bau befindlichen Schiffe fallen nicht unter die Maßnahmen dieses Gesetzes und sind unter Auswendung der früher dafür vorgesehenen oder noch zu bewilligenden Mittel zu vollenden.

Die Liste der nach der Naval Defence Act vorgeschlagenen Neubauten, die fast gleichzeitig in Angriff genommen werden sollten, umfaßt

in Teil I die Privatwerftschiffe:	in Teil II die Staatswerftschiffe:
4 Schlachtschiffe 1. Klasse	4 Schlachtschiffe 1. Klasse
5 geschützte Kreuzer 1. Klasse	2 Schlachtschiffe 2. Klasse*)
17 geschützte Kreuzer 2. Klasse	4 geschützte Kreuzer 1. Klasse
6 Torpedokanonenboote	16 geschützte Kreuzer 2. Klasse
	12 Torpedokanonenboote
zus. 32 Schiffe und Fahrzeuge	zus. 38 Schiffe und Fahrzeuge

Zu diesen Neubauten der Naval Defence Act muß man noch, um ein Bild der Gesamtbauhätigkeit der englischen Marine in den Jahren 1889 bis 1894 zu erhalten, die dreiundvierzig vor dem 1. April 1889 schon begonnenen Schiffe und Fahrzeuge zählen, die sich aus 5 Schlachtschiffen 1. Klasse, 2 geschützten Kreuzern 1. Klasse, 8 Kreuzern 2. Klasse, 6 Kreuzern 3. Klasse, 1 Torpedodepottschiff, 9 Torpedokanonenbooten, 12 kleinern Schiffen verschiednen Typs, zusammen 43 Schiffen und Fahrzeugen zusammensetzen.

Es sollten also im ganzen 113 Kriegsschiffe und Fahrzeuge innerhalb der nächsten fünf Jahre gebaut und vollendet und zugleich der größte Teil der dazu nötigen Geldmittel im voraus dafür bewilligt werden. Eine Anfrage im Unterhause am 7. März, warum die Geldmittel für die Flottenvermehrung nicht in der gebräuchlichen Weise durch jährliche Bewilligungen des Parlaments aufgebracht werden sollten, beantwortete der Schatzkanzler Goschen und am 25. März auch Lord Hamilton in genügender Weise, und das Unterhaus ließ sich zum zeitweiligen freiwilligen Verzicht auf einen Teil seines Bewilligungsrechts bewegen. Die beiden Redner führten aus, daß nur bei völliger Sicher-

\*) Die übrigens auch später mit 10500 tons Displacement erstklassig wurden.



stellung der Mittel ein großer Plan aufgestellt und durchgeführt werden könne, daß nur dabei die wirkliche Fertigstellung der Schiffe und ihrer Armierung innerhalb der gewünschten Zeit erreicht werden könne, und daß dadurch jede — später vielleicht aus pekuniären Rücksichten entspringende — Neigung zur Änderung des einheitlichen Bauplans vermieden werde. Durch einen solchen einheitlichen Bauplan würde die früher so große Zahl der Schiffsklassen und Typen, die oft ihren Grund in den Einzelbewilligungen gehabt hätten, vermindert, sodaß die neue Flotte im allgemeinen aus Schlachtschiffen erster Klasse, zwei Klassen Kreuzern und den Torpedofahrzeugen bestehen würde.

Der praktisch denkenden Volksvertretung hat der erwähnte Verzicht auf einen Teil ihres Bewilligungsrechts innerhalb der nächsten fünf Jahre keine Unruhe bereitet; sie sah den Grund ein, war von dem Vorteil der Vermehrung der Seemacht für den Staat schon vorher selbst überzeugt gewesen und beschäftigte sich bei den Debatten am 1. und 8. April nicht weiter mit der im Grunde doch nur nebensächlichen Prinzipienfrage.

Am 25. März empfahl der Schatzkanzler nochmals die Annahme der Naval Defence Act, indem er betonte, daß ein Land, das Frieden wünsche, als gegen feindliche Angriffe gesichert bekannt sein müsse, und daß man sich niemals durch das scheinbar friedliche Aussehen der auswärtigen Politik von Schritten abhalten lassen dürfe, auf denen die Sicherheit und die Zukunft des Landes beruhe.

Nachdem am 1. April mit 251 gegen 75 Stimmen die prinzipielle Bewilligung des sofortigen Neubaus von siebenzig Schiffen sowie von 21 500 000 Pfund zu diesem Zweck vom Unterhause genehmigt war, wurde am 8. April auch die Art und Weise der Geldgewährung in der von Lord G. Hamilton vorgeschlagenen Form mit 215 gegen 118 Stimmen angenommen. Am 31. Mai 1889 trat dann die Naval Defence Act nach Lesung im Oberhause und Bestätigung durch die Königin als Gesetz in Kraft.

Die Presse, die während der letzten Jahre diesem Gesetz den Boden geebnet und während der Zeit der Debatten eifrig dafür gewirkt hatte, frohlockte über den schließlichen Erfolg. Die Times und die meisten bedeutenden Zeitungen beglückwünschten die Regierung am 1. Juni und hoben hervor, daß die verhältnismäßige Schwäche der Opposition diesem Gesetz gegenüber dadurch zu erklären sei, daß das Volk erkannt habe, daß die Stärkung der nationalen Verteidigung notwendig sei, und daß die Vorschläge der Regierung zweckentsprechend gewesen seien. Auch wurde hervorgehoben, daß das Volk im ganzen vor dem Jahre 1884 in Bezug auf die Flottenfrage unwissend und gleichgültig gewesen sei.

Der Broad Arrow feierte schon im Januar 1889 Lord Bercsford wegen seines wackern Eintretens für eine solche nationale Frage und schrieb: „Was bedeuten 20 Millionen Pfund im Vergleich zu den auf dem Spiele stehenden

Interessen und zu den Verlusten, die uns der erste Monat eines Krieges mit einer größern Seemacht bringen würde? Es ist sehr schön mit Gelehrsamkeit und Heldenreden gegen die Thorheit der Furcht vor einem solchen Kriege zu eifern; aber wenn wir uns nicht sehr täuschen, würden bei ernstester Kriegsnot die sogenannten „wirtschaftlich denkenden Volksvertreter“ die ersten sein, die von Entsetzen ergriffen werden würden, während Offiziere vom Schlage des Lord Beresford den Kampf auch in dem kleinsten Fahrzeuge noch fortsetzen würden. Nein! Lieber wollen wir vertrauensvoll unsern Kämpfern die Waffen liefern, deren sie bedürfen; dann werden wir auch billigerweise und als selbstverständlich voraussetzen können, daß sie in Zeiten der Not ihrer Pflicht genügen können und werden.“

Im März lobte dieselbe Zeitschrift den Lord Hamilton, daß er den Bau der einzelnen Schlachtschiffe immer beschleunigt habe, und betonte, daß die Baukosten eines Schiffes um so geringer seien, je kürzer die Bauzeit sei. Im April wurde in demselben Blatt der Erfolg von Lord Beresfords Teilnahme an den Debatten anerkannt, zugleich aber gefragt, ob es nicht Zeitverschwendung sei, vor dem vielfach nicht seefundigen Unterhause so sehr in Einzelheiten der nautischen Technik einzugehen. Einigen Unterhausmitgliedern, von denen behauptet wurde, daß ihr politischer Horizont nicht weiter als ihre Nase reiche, wurde vorgeworfen, daß sie in ihrer Ängstlichkeit immer fürchteten, daß die Vermehrung der Seestreitkräfte zugleich die Neigung zu bösen Gewaltthaten steigere. Auch das Mörgeln des frühern, nun in technischen Fragen in der Opposition stehenden Chefkonstruktors der Marine Sir E. Reed und sein Auskramen von Schiffsbauweisheit vor den wenig sachverständigen Unterhausmitgliedern wurde treffend beleuchtet. Im allgemeinen wurde aber bestätigt, daß die Opposition wenig kraftvoll und gering an Zahl dastand.

Die Army and Navy Gazette schrieb am 9. März 1889: „Die große Masse des Volks wird allerdings noch dazu erzogen werden müssen, zu begreifen, daß wir absolute Sicherheit durch unsre Seemacht erlangen müssen, dafür aber auch zu zahlen haben. Gar mancher Biedermann wird sich die Frage vorlegen: »Wird die Besteuerung auch meinen Geldbeutel treffen? Werde ich von der Extraausgabe auch wieder persönlichen Vorteil haben?« Darauf kann vorläufig schon geantwortet werden, daß das Zirkuliren von zwanzig Extramillionen Pfund in unserm Lande dem Arbeiterstande nur wohlthun kann, denn alles Geld bleibt im Lande und wird auch dort für den Schiffbau ausgegeben. Daß die ganze Angelegenheit bald auch vom Volke von einem höhern und freiern Gesichtspunkte angesehen werden wird, ist zu hoffen.“

Eine Woche später schrieb dieselbe Zeitschrift: „Es kommt vorläufig doch darauf hinaus, daß, wenn auch der Steuerzahler in seine Tasche greifen muß, von dem zirkulirenden Gelde der Arbeiter und der für dessen Unterhalt und

Vergnügen sorgende Händler und Unternehmer in erster Linie den Hauptvorteil haben wird. Hoffen wir, daß alle Opposition gegen die Vorschläge aufhören werde, und daß wir durch ihre Annahme zu einer größern Stetigkeit in unserm Kriegsschiffbau kommen werden.“

Ein von dem als Autorität in Marinesachen hochgeschätzten Admiral Sir Geoffrey Hornby an die Times gerichteter Brief hatte die Erwartung ausgesprochen, daß von nun an nur noch Schlachtschiffe von großem Kampfeswert, größter Schnelligkeit und neuestem Typus gebaut werden würden, zu denen als Vorposten und Wachen kleinere schnelle Schiffe gehören sollten. Es sollte bei jedem Flottenplan stets das Hauptgewicht auf die Offensivkraft der Schiffe, also der Schlachtschiffe gelegt werden, wogegen die andern Gesichtspunkte zurücktreten mußten.

Am 1. Juni besprach die Army and Navy Gazette die Rede des Lord Salisbury bei Lesung der Vorschläge im Oberhause am 31. Mai 1889. Der Premierminister hatte darin erklärt, daß das auf Stärkung der Flotte verwandte Kapital eigentlich nur eine Versicherungssumme darstelle, die beim Anwachsen des Handels und des Besitzes gleichfalls steigen müsse. Die Kriege der Neuzeit kämen im Gegensatz zu frühern Zeiten oft schnell und unerwartet und ließen wenig Zeit zu Vorbereitungen. Die andern Staaten Europas hätten deshalb auch ihre Angriffs- und Verteidigungsmittel immer bereit, und ihre Leiter wüßten, daß derartige riesige Anstrengungen nicht umgangen werden könnten, wenn die Möglichkeit ernster Gefahren abgewendet werden solle.

In den Tagen der Feier des Jubiläums der englischen Herrscherin im vorigen Jahre gingen die Wogen der Begeisterung hoch, und im Gefühl der absoluten Seeherrschaft und der Weltmacht erinnerte man sich dankbar der Urheber und Durchführer dieses Gesetzes, das dem englischen Selbstgefühl die berechtigende Grundlage wiedergegeben hatte. Der Presse wurde der größte Teil des Verdienstes zuerkannt, weil sie von Anfang bis zu Ende das Werk zum Heile der Nation hatte fördern und durchführen helfen. Man meinte, die Mitglieder des Unterhauses hätten eigentlich nur nötig gehabt, für das zu stimmen, was von der durch die Presse belehrten öffentlichen Meinung als notwendig gefordert worden war.

Auch wir müssen der Presse und besonders dem noch unbekannt gebliebenen Verfasser von *The truth about the Navy* einen großen Teil des Verdienstes zuerkennen, müssen aber die Verdienste der leitenden Staatsmänner, Politiker und Fachleute wie besonders Lord Salisbury, Goschen, Arnold Forster und vor allem Lord Beresford, sowie verschiedner Seeoffiziere denen der Presse zur Seite stellen, denn diese Männer haben die Presse vielfach erst in richtige Bahnen geleitet.\*)

\*) Quellen: Sir John Henry Briggs, *Naval Administrations 1827-92*; Brassey, *Naval Annual*, und die englischen Zeitungen und Flugschriften 1880-90.

Kommen wir nun zu unsern eignen Angelegenheiten! Die Notwendigkeit der Verstärkung unsrer Flotte zu einer unserm Seehandel und Besitz mehr entsprechenden Macht ist schon betont worden. Der Plan dazu ist in Form eines Gesetzes mit Zustimmung des Bundesrats entworfen und bedarf jetzt der Zustimmung des Reichstags. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, dem die schwere Aufgabe der Durchführung der Reform der Flotte obliegt, ist in der Lage eines Baumeisters, der ein großes Haus bauen soll und nach Genehmigung seines Bauplans auch gern die Sicherheit hätte, daß keine Stockung in dem Zufluß der Baugelder die Ausführung verzögern oder gar zu Abweichungen von der stilvollen Vollendung zwingen könne. Daß der Kampf um den jährlichen Etat der Marine und um die Bewilligung einzelner Schiffe oft nicht zum Segen der Marine und zum Ansehen des Staates gedient hat, haben wir leider schon mehrfach erfahren. Der Bau der einzelnen Schiffe wird verzögert, und die einheitliche Durchführung eines Bauplans wird erschwert durch die Ungewißheit über die Erfolge oder Niederlagen der jährlichen Vorlagen. Mag der Vertreter der Marinevorlage sie vom politischen oder vom fachmännischen Standpunkt aus auch noch so gut begründen, so werden ihm nur zu oft Mangel an Kenntnis der äußern Politik, eine falsche, nach Popularität strebende Sparsamkeit oder gar die rücksichtslose Vorschiebung von Parteiinteressen seine Pläne vereiteln. Der berufne fachmännische Berater des Reichs und des Volks kann bei uns mit seinen Vorschlägen der Abstimmung einer Partei unterliegen, die kein einziges Mitglied aufzuweisen hat, das in Sachen der auswärtigen Politik oder der Seefahrt Verständnis oder Erfahrung hat. Man hat deshalb, in ähnlicher Weise wie es in England geschehen ist, diesmal für unsre Marinevorlage die sowohl die Leitung der Marine wie den Reichstag auf sieben Jahre verpflichtende Form des Gesetzes gewählt und darin die Größe des Sollbestandes der Flotte, den Zeitraum für die Ausführung der Neubauten und die Regelung der Zeiten für Ersatzbauten aufgenommen.

Der Sollbestand der deutschen Flotte wird darin, abgesehen von Torpedofahrzeugen und den für den Gefechtswert der Flotte unwesentlichen Schulschiffen, Speziaischiffen und Kanonenboten, auf siebenzehn Linienschiffe, acht Küstenpanzerschiffe, neun große und sechsundzwanzig kleine Kreuzer, die jederzeit verwendungsbereit sein müssen, und zwei Linienschiffe, drei große und vier kleine Kreuzer, die als Materialreserve dienen sollen, festgesetzt.

Zu diesen Festsetzungen haben die taktischen Erfahrungen bei den Geschwaderübungen und die Folgerungen aus den Herbstmanövern vieler Jahre geführt. Das Linienschiff ist die Gefechtsinheit der rangierten Schlachtlinie. Die Division ist eine Vereinigung von vier Kriegsschiffen unter einem Kommando; zwei Divisionen bilden ein Geschwader unter einem Geschwaderchef. Mehrere Geschwader bilden eine Flotte unter dem kommandirenden Admiral, der die Flotte von einem besonders dazu bestimmten Linienschiff aus, dem Flottenflaggschiff, leitet. Wir rechnen auf eine Division der Linienschiffe einen



großen und drei kleine Kreuzer als Aufklärungs- und Vorpostenschiffe, auf eine Division der Küstenpanzerschiffe einen großen und zwei kleine Kreuzer. Wir haben mithin bei vollem Sollbestand der Flotte ein Flottenflaggschiff, zwei Linien Schiffsgeschwader oder vier Linien Schiffsddivisionen mit vier großen und zwölf kleinen Kreuzern, sowie ein Küstenpanzerschiffsgeschwader oder zwei Küstenpanzerschiffsddivisionen mit zwei großen und vier kleinen Kreuzern. Für den Auslandsdienst sind außerdem drei große und zehn kleine Kreuzer vorgesehen, zu denen noch vier Kanonenboote und ein Stationschiff in Konstantinopel treten. Der Bestand der Materialreserve ist notwendig, um Ausfälle oder den Mehrgebrauch von Kreuzern im Auslande zu decken. Auf diese Zahlen sollen die am 1. April 1898 vorhandenen oder noch im Bau befindlichen Schiffe unsrer Marine, zwölf Linien Schiffe, acht Küstenpanzerschiffe, zehn große und dreiundzwanzig kleine Kreuzer in Anrechnung kommen. Dieser Plan hält bescheidne Grenzen ein, unterscheidet sich in der Zahl der Schiffe nur wenig von dem Plan von 1873 und kann keine Veranlassung zu einem Gerede von Streben nach einer Flotte ersten Ranges geben. Daß der jetzt beabsichtigte Bestand der Flotte aber an Kraft und auch an Kostspieligkeit im Vergleich mit dem 1873 gedachten höher stehen muß, das kann die Regierung nicht vermeiden. Die Vertreter derselben Schiffsklassen sind in allen Marinen militärisch stärker und teurer geworden, und minderwertige Schiffe zu bauen wäre bei einer kleinen Flotte eine noch größere Geldverschwendung als bei einer großen.

Die Anrechnung der eigentlich mehr der Küstenpanzerschiffsklasse angehörenden Schiffe der Badenklasse und des kleinen Panzerschiffes Oldenburg auf die Linien Schiffe ist ein Beweis für die größte Beschränkung der Anforderungen und nur erklärbar durch den bald nach 1905 beabsichtigten Ersatz dieser Schiffe durch vollwertige Linien Schiffe. Dasselbe gilt von der Ausnahme der kleinen Aviso's in die Klasse der kleinen Kreuzer, sowie von der sehr weitgehenden Bezeichnung mancher Schiffe als große Kreuzer, die das Ausland nicht so ehrend benennen würde. Über diese mit Rücksicht auf die sonstigen Ausgaben des Reichs mit in den Kauf genommenen Schwächen werden wir jedoch durch Ersatzbauten für die alternden Schiffe im Laufe der Jahre hinwegkommen.

Sehr erfreulich ist die aus dem Hauptplan hervorgehende Absicht, die Zahl der Schiffsklassen zu beschränken. Wie die andern Marinen, so haben auch wir zu viele Klassen von Schiffen, was vielfach seinen Grund darin hat, daß die Verwaltung der Marine oft aus Mangel an Geldmitteln einzelne Schiffe bauen mußte, die bestimmten Aufgaben so vollkommen genügen sollten, daß sie den allgemeinen Aufgaben einer ganzen Schiffsklasse nicht entsprechen konnten. So können z. B. die Schiffe, die nur für den Kampf in der Nähe der Küste bestimmt waren und deshalb bei schwerer Artillerie nur wenig Kohlen brauchten, heute niemals den Ansprüchen an ein Schlachtschiff genügen, da ein solches unter Umständen auch zeitweise im Auslande verwendbar sein muß.

Übrigens sind andre Marinen mit noch mehr Schiffsklassen behaftet, und es ist eine stete Klage der französischen Seeoffiziere, daß ihre Flotte vor allen andern die größte Zahl von Klassen und Typen hat. Auch die englische Flotte ist, wie erwähnt, erst seit der Reorganisation von 1889 auf den Bau von Schiffsmaterial in nur wenig Klassen übergegangen. Daß unsere neue Klasseneinteilung richtig ist, lehrt uns das englische Beispiel und sagt uns das Urteil der eignen Fachleute. Es würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten, wenn die Begründung für jede Klasse hier durchgeführt werden sollte. Die jetzt bei uns und bei andern Seemächten vorliegenden Erfahrungen mit diesen Schiffsklassen lassen es zu, daß der Plan für die Neubauten für eine Reihe von Jahren im voraus aufgestellt wird, wobei jedoch die immer fortschreitende Vervollkommnung des einzelnen Typus innerhalb der Klasse durchaus nicht ausgeschlossen ist. Es ist im Gegenteil die Vervollkommnung erleichtert, weil die Erfahrungen und die Erprobung der Fortschritte der Technik jetzt immer von den ältern Schiffen sofort auf die Neubauten derselben Klassen übertragen werden können. Aus dem Brandenburgtyp hat sich der Typ der Linienschiffe Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. entwickelt, und ebenso wird es in den Kreuzerklassen werden. Daß die Beschränkung auf wenige Klassen die Ausbildung der Leute erleichtern und die Reservisten bei ihrer Einschiffung auf Schiffen der ihnen bekannten Klasse im Kriegsjalle wieder schneller kriegsbereit machen wird, liegt auf der Hand. Auch der Bau der Schiffe auf den Werften wird dadurch schneller und billiger.

Wenn sich in Deutschland erst die Ansicht mehr Bahn bricht, daß bei dem heutigen Stande unsrer Industrie der deutschen Nation kein Geldverlust aus der größern Thätigkeit im Kriegsschiffbau erwachsen kann, weil wir die Schiffe und das Material für ihren Bau im eignen Lande herstellen, so muß der nur aus pekuniären Rücksichten gegen die Vorlage gerichtete Widerstand fallen. Wer aber den größten Vorteil von allen Bauten mit inländischem Material haben wird, das ist der Arbeiterstand.

Der Kriegsschiffbau wird Tausenden von Arbeitern lohnende Beschäftigung geben, und vom Verdienst der Arbeiter werden wieder die Gewerbszweige Gewinn ziehen, die für den Unterhalt und die Beschaffung von Genuß und Vergnügen für den Arbeiterstand sorgen. Man kann annehmen, daß auf Arbeitslohn und Beamtengehalt drei Viertel der ganzen Summe der Baukosten eines Kriegsschiffes kommen. Auf der Werft selbst sind im Baupreise Lohn und Materialwert ungefähr gleich groß. Beim Material macht aber der Arbeitslohn für die Gewinnung des Rohmaterials im Bergwerks- und Hüttenbetrieb, für die Herrichtung des Materials zum Gebrauch für die Werft im Fabrikbetriebe, in mechanischen und elektrotechnischen Anstalten die Hälfte des Preises aus. Daraus geht auch hervor, daß der Bau eines Kriegsschiffes weit über die Grenzen der Küstenstädte hinaus auf die Arbeitsverhältnisse und unsre Industrie günstig einwirkt. Hätten wir wirklich einen solchen Not-

stand unter unsrer Bevölkerung, wie es im Parteiinteresse öfter behauptet wird, so müßte seine Vinderung durch die Schaffung von Arbeitsgelegenheit im Dienste des Staates doch um so williger befürwortet werden, als auch der Erfolg der Arbeit, die Stärkung der Seemacht, zur Sicherung und Vermehrung des Wohlstandes beitragen muß. In England ist die Erkenntnis von der Nützlichkeit des Zirkulirens der Bängelber für Kriegsschiffe auch in allen Volksschichten verbreitet, und es wurde dort noch im vergangenen Jahre bei neuen Flottenvergrößerungen betont, daß auch die vermehrten Unterhaltungskosten einer größern Flotte wieder mehr sichern Arbeitslohn bildeten. Diesem Umstand gegenüber kann das Gejammer über die hohen Ausgaben des Staates und die Mehrbelastung der kleinen Leute nur als ein Mittel für selbstsüchtige Parteizwecke erscheinen. Die Einwendungen, die gegen das Gesetz als Beschränkung des Budgetrechts des Reichstags gemacht werden, sind nichts als klägliche Parteipraktiken. Das jährliche Bewilligungsrecht des Reichstags wird von dem Gesetz gar nicht berührt, weil gar keine bestimmten Summen im voraus bewilligt werden sollen. Vielmehr wird durch das Gesetz der Flottenbauplan nur in seinen Grenzen und Zielen festgelegt, während in jedem Jahr im Reichshaushaltsetat die Summe gefordert werden soll, die zur Ausführung des Gesetzes nach Lage der Arbeiten, der Löhne und Materialpreise notwendig sein wird. Man muß hoffen, daß bei besserer Erkenntnis des guten Zwecks, der in der Fassung der Vorlage in ein Gesetz für die gedeihliche und stetige Entwicklung unsrer Wehrkraft zur See und damit auch der Zukunft unsers Landes liegt, auch in unserm Reichstage diese nichtigen Gegengründe ebenso wenig wie seinerzeit in England der ruhigen Überlegung Stand halten werden.

Im ganzen sind für die siebenjährige Bauperiode bis 1905 als Kosten veranschlagt worden für Neubauten an Linienschiffen und Kreuzern beider Klassen nur 162,2 Millionen Mark und für Ersatzbauten derselben Schiffsklassen 211 Millionen. Von diesen 211 Millionen fallen aber 72,5 Millionen Mark sogar auf spätere Etatsjahre als 1904/05, da die Ersatzbauten von vier Schiffen der jetzigen Badenklasse und sechs kleinen Kreuzern dann noch nicht vollendet sein werden. Es bleiben also für die sieben Baujahre als Kosten

für Neubauten der eigentlichen Flotte . . . . .	162,2 Millionen
„ Ersatzbauten (einschließlich der Linienschiffe 13 und 14) . . .	138,5 „
„ 3 Kanonenboote . . . . .	4,8 „
„ 7 Torpedobootsdivisionen . . . . .	41,3 „
„ Restraten am 1. April 1898 schon im Bau befindlicher Schiffe	63,5 „

in Summa also 410,3 Millionen,

was einen Jahresanteil von 58,6 Millionen Mark ergibt. Hiermit bleiben wir hinter Frankreich und Rußland zurück; Frankreich hat im Etat für 1898 für Schiffeneubauten 92273000 Franks und Rußland für denselben Zweck 27304693 Rubel ausgezahlt.

Wollte man den die Neubauten und Ersatzbauten so gleichmäßig auf die sieben Jahre verteilenden Plan zur Stärkung unsrer Flotte noch länger hinausschieben und nur in der gewohnten Weise fortbauen, so würde das Land in einigen Jahren infolge des Veraltens einer ganzen Reihe von Schiffen auf einmal vor sehr bedeutenden Anforderungen stehen. Der Etat der Marine würde dann, um einem schnellen Sinken unsrer Wehrkraft vorzubeugen, unvermittelt hinausschnellen müssen, und es müßte eine riesige Bauhätigkeit einige Jahre lang unternommen werden, von der weder die Industrie noch die Arbeiter den Nutzen hätten, den die vorgeschlagene gleichmäßige Verteilung der Bauten auf viele Jahre bringen wird.

Die Steigerung unsers Gesamtmarineetats während der nächsten sieben Jahre wird als Vermehrung der jetzigen 117,5 Millionen ungefähr auf 149,7 Millionen Mark im Jahre 1904/05 geschätzt. Entsprechend der im Anfang und in der Mitte des Zeitraums stärksten Bauhätigkeit wird der Etat vom ersten zum zweiten und zum dritten Jahre schnell wachsen und dann von 1901/02 an bei ungefähr 150 Millionen stehen bleiben, weil die Kosten der Bauten dann sinken, während die fortlaufenden Ausgaben um etwa 4 Millionen jährlich steigen werden. Im Durchschnitt wird die Steigerung des Marineetats bis zum Ende der Bauperiode jährlich nur 4,6 Millionen Mark betragen, sodaß wohl noch nirgends in der Welt die Stärkung einer zurückgebliebenen Flotte mit so geringer Belastung der Finanzen eines Reichs geplant worden ist. Die Befürchtungen mancher Leute, die trotz des Blühens von Handel und Industrie noch immer an das Märchen von der Armut Deutschlands glauben, und daran, daß der Staat durch die Stärkung der Wehrkraft zur See von der Erfüllung anderer Aufgaben abgehalten werden könnte, sind also hinfällig.

Unsre Regierung hat, um die Zustimmung der Volksvertretung leichter zu erlangen, denselben Weg eingeschlagen, wie es in England die Flottenfreunde gethan hatten. Die in Marinesachen maßgebenden Kreise haben diesmal nicht wie in frühern Jahren den Einfluß der Presse unterschätzt; eine Besprechung der Ziele der Regierung erschien ihnen auch, wo es unsicher war, wie Partei ergriffen werden würde, wertvoller als die Teilnahmslosigkeit und der Mangel an Verständnis in den frühern Jahren. Die Thätigkeit der Presse im letzten Jahre hat nun auch unser Volk ausgerüttelt, hat seinen Gesichtskreis über die Grenzen Deutschlands hinaus erweitert und seinen Blick für die zur Sicherung der Zukunft der Nation dienenden Maßnahmen geschärft. Der Segen und Nutzen dieser sich in den Dienst des Vaterlandes stellenden Preßthätigkeit wird nicht ausbleiben. Ebenso wie in England haben sich bei uns Männer der verschiedensten Berufe bemüht, durch Veröffentlichungen in der Tagespresse, durch Flugschriften, Bücher und Vorträge Verständnis im Volke für die zum Wohl des ganzen Landes dienenden Mittel, für die Vorgänge im Auslande und die Auslandspolitik und ebenso für die Notwendigkeit genügender Macht



zur See zu wecken, und es ist nun vom deutschen Volk dieselbe Einsicht zu hoffen, wie sie damals das englische gezeigt hat.

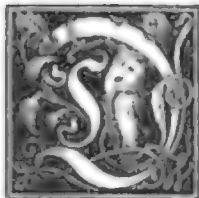
Die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß sich ein Staat durch Ausgaben für die Stärkung seiner Wehrkraft geschadet hätte, wohl aber dafür, daß Staaten ihren Untergang gefunden oder an Macht und Wohlstand Einbuße erlitten haben, weil sie aus Pfenningsparsamkeit Ausgaben für die Unterhaltung der Landeswehr im Frieden gescheut hatten. Die Hauptaufgabe des Staates ist die Erhaltung seiner Widerstandskraft gegen die Außenwelt, und Pflicht aller Bürger ist es, ihn darin zu fördern.

Kiel

R. U.



## Zur Geschichte des Rheinbundes



en Anteil, den Württemberg an den großen Ereignissen von 1812 bis 1815 gehabt hat, quellenmäßig festzustellen ist der Zweck zweier jüngst erschienenen Werke des württembergischen Generalmajors z. D. Dr. A. Pfister.\*) Der Verfasser verbindet damit noch den weiteren Zweck, die Fäden der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüberreichen, aufzuzeigen und dem Leser den geschichtlichen Zusammenhang der vaterländischen Geschichte verständlich zu machen. Also neben dem rein wissenschaftlichen zugleich ein lehrhafter, erzieherischer Zweck. Durch diesen doppelten Zweck ist es zu erklären, daß die Darstellung zuweilen aufgehalten wird durch Vor- und Rückblicke, Wiederholungen und Einschaltungen; man möchte ihr einen straffern Gang wünschen. Im übrigen ist sie gehaltreich, eindringlich und nicht ohne patriotischen Schwung. Berichte von Augenzeugen geben anschauliche Bilder von Kriegser eignissen und von diplomatischen Vorgängen. Für das Wesen der Rheinbundstaaten, die in unverminderter Souveränität und mit stark ausgebildetem Partikularismus, unter sich und gegen die Großmächte getrennt durch Neid und Argwohn, aus der napoleonischen Zeit in die des Bundestags herübergenommen wurden, sind die Mitteilungen Pfisters höchst lehrreich.

Nächst Baiern ist Württemberg noch am weitesten zurück in der Eröffnung seiner Archive. Aber man hat doch angefangen, einzelnes nach Auswahl

\*) Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D.: Im Lager des Rheinbunds. 1812 und 1813. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. Aus dem Lager der Verbündeten. 1814 und 1815. Derselbe Verlag, 1898.

herauszugeben, auch aus der Zeit des Rheinbunds, und einheimischen Geschichtschreibern Einblick in die Archivschätze zu gewähren. Pfister hat sich schon für seine frühere Studie über den König Friedrich bisher geheim gehaltenen Akten bedienen dürfen, und er hat davon einen völlig freimütigen Gebrauch gemacht. Nichts ist ihm fremder als Beschönigung oder apologetischer Eifer. Das ist allerdings unzweifelhaft, daß das überlieferte Bild jenes rohen Despoten, je mehr es in ein quellenmäßiges Licht tritt, zwar keineswegs in sein Gegenteil verkehrt, aber doch um Züge bereichert wird, die ihn als eine geborne Herrschernatur von nicht gewöhnlichen Eigenschaften erkennen lassen. Mit rastloser Energie wußte er die Kräfte seines kleinen Erblandes zu steigern, unter kluger Benutzung der Zeitverhältnisse es inmitten eifersüchtiger Nachbarn um mehr als das doppelte zu erweitern und daraus ein wohlgeordnetes Staatswesen zu bilden, das für sein Selbstgefühl und seinen Thatendrang nur immer noch viel zu klein war. Und seine Herrscherwürde ließ er sich von niemand antasten. Schon frühere Veröffentlichungen haben gezeigt, daß er auch gegenüber den französischen Generalen und zuweilen selbst dem Kaiser Napoleon gegenüber eine freimütige Festigkeit, eine rechthaberische Zähigkeit bewährte, die zu seinen Gunsten in die Waagschale fallen. Er allein von allen Rheinbundfürsten setzte es durch, von der Heeresfolge nach Spanien verschont zu bleiben. Als es nach Rußland ging, hatte er die größte Sorgfalt auf die Ausbildung seiner Truppe verwandt. War er nicht imstande gewesen, wie Sachsen, Baiern, Westfalen ein eignes Armeekorps aufzustellen, so sollte seine Division doch als ein geschlossenes Ganze beisammen bleiben, ungetrennt, selbständig im innern Dienst, die Truppe einer verbündeten Macht; zu ihrem Schutze hatte der König in den Instruktionen an seine Generale besondere Vorschriften gegeben. Natürlich hatten diese wohlgemeinten Vorsehrungen nur geringe Wirkung; bald genug kamen Klagen aus dem Felde über gräßliche Hintanziehungen oder schonungslose Ausnutzung, und die Folge waren dann Beschwerden, mit denen der König dem Kaiser und dessen Generalen lästig fiel. Am peinlichsten war die Stellung seiner eignen Generale und Gesandten, die diese Beschwerden zu übermitteln hatten und zum Dank dafür meistens noch mit Grobheiten von ihrem Herrn überhäuft wurden.

Auch der bestimmte Wunsch des Königs, die württembergische Division nicht zerrissen zu sehen, wurde nicht geachtet, und darüber war er ganz besonders ungehalten. Der Kaiser trennte nämlich zwei Kavalleriebrigaden von dem Zusammenhang mit der Infanterie und verteilte die einzelnen Regimenter unter französische Reiterbrigaden, wodurch die beiden Generale v. Wöllwarth und v. Walsleben außer Verwendung kamen. Als Vorwand für diese Maßregel dienten die zuchtlosen Übergriffe der Reiterei, die nach den Berichten der württembergischen Generale dadurch hervorgerufen waren, daß man sie absichtlich zu gehässigen Requisitionen verwandt hatte. Der wahre Grund war

der Argwohn, den Napoleon gegen den Geist der höhern württembergischen Offiziere gefaßt hatte. Die genannten beiden Generale waren denunziert worden, daß sie sich üble Reden, mauvais propos, erlaubt hätten, und ihrer wollte man sich entledigen. Es kam darüber am 25. Juni 1812 in Kowno, kurz nach dem Übergang über den Niemen zu einem heftigen Auftritt zwischen Napoleon und dem Kronprinzen von Württemberg, der damals noch den Befehl über die Division führte, und noch heftiger fuhr der Kaiser an demselben Tage den württembergischen General v. Breuning an. Es schloß sich daran noch eine Korrespondenz zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen, in der es noch deutlicher zum Ausdruck kam, daß der Kaiser die Loyalität vieler württembergischer Offiziere bezweifelte, und daß sein Argwohn bis an die Person des Kronprinzen selbst reichte. König Friedrich nahm davon Veranlassung, einen bekümmerten Brief an seinen Sohn zu richten, worin er ihm ein kluges Betragen gegen den Mann einschärzte, von dessen Gunst das Bestehen seiner Dynastie abhängt. Daß sich die Offiziere in ihren Briefen nach Hause zum Teil freimütige Bemerkungen erlaubt hatten, war dem König selbst nicht unbekannt geblieben. Diese Korrespondenzen gingen durch seine Hand, und er unterlagte für die Zukunft mißliebige Äußerungen in den Briefen aus dem Felde. Daß unter den höhern württembergischen Offizieren ein den Franzosen abgeneigter Sinn verbreitet war, weiß man auch aus andern Quellen. F. G. Pahl erzählt in seinen Denkwürdigkeiten von einer patriotischen Gesellschaft, aus Stuttgartern und Ludwigsburgern bestehend, die sich zu gewissen Zeiten in geschlossenem Raume zu Marbach zusammenfand, und der überwiegend Offiziere angehörten. Auch der zweite Geistliche von Ludwigsburg, der Vater von Fr. Th. Bischer, mag diesem Kreise angehört haben. Wenigstens ist von ihm bekannt, daß er ein heftiger Hasser Napoleons war. Leider sind die Angaben Pahls über diese Gesellschaft, obwohl er Namen nennt, etwas farblos, wie denn überhaupt seine stilisirte, den Alten nachgebildete Prosa häufig die volle Deutlichkeit der Dinge vermissen läßt. Noch mehr ist zu bedauern, daß man sonst über die Stimmung in Schwaben aus dieser Zeit fast gar keine Berichte oder Bekenntnisse hat. Die Furcht vor Spionern und Epionen unterdrückte jede freie Äußerung. Der Presse waren die engsten Schranken gezogen, und selbst in vertrauten Briefen wagte man aus wohlbegründeter Furcht vor den allgegenwärtigen Dienern des Monarchen keine Anspielung, die eine Handhabe für Angeberei geboten hätte. Was von schwäbischen Briefen aus dieser Zeit veröffentlicht ist, berührt niemals öffentliche Dinge.\*) Übrigens war König Friedrich viel empfindlicher, wenn er sich selbst

\*) Auch Uhlands Tagebuch, das kürzlich veröffentlicht worden ist, enthält sich während der Rheinbundszeit aller Aufzeichnungen politischer Art, auch wo sich die Gelegenheit aufzudrängen scheint. Erst vom Frühjahr 1813 an finden sich kurze zeitgeschichtliche Erwähnungen, und vom Ende dieses Jahres beginnt Uhlands Muse patriotische Töne anzuschlagen.

in seiner Herrscherwürde verletzt glaubte, als wenn einem fremden Potentaten, und war es auch der Kaiser Napoleon, eine Ungebühr widerfuhr. An seinen Untergebenen, auch an den Offizieren mochte er keine Hinnneigung zum Französischen leiden. Nachsaffung oder Unterwürfigkeit gegen die Fremden war ihm zuwider. Keinem andern Gott als ihm selbst sollte gehuldigt werden.

Die Erfahrungen, die der König während des russischen Feldzugs machte, indem er Kränkungen aller Art hinunterschlucken mußte, während er sein Kontingent von 15000 auf kaum 1000 Mann zusammenschmelzen sah, dienten dazu, eine Summe von Groll gegen den „Verbündeten“ in ihm aufzusammeln. Wie die Stimmung im Lande selbst nach der russischen Katastrophe war, das erfahren wir zwar wieder nicht durch die Presse, die geknebelt blieb, aber aus dem Munde des Königs selbst, der im Februar 1813 an seinen Gesandten in Paris schrieb: das Mißvergnügen mit allem, was französisch sei, steige täglich, in Stuttgart und auf dem Lande. Durch die Rückkehr der Offiziere, der Kranken und Verwundeten werde eine Stimmung erzeugt, die zwar für die Treue und Anhänglichkeit an ihn selbst und das königliche Haus nichts befürchten lasse, deren Einfluß auf das Heer aber Besorglichkeit erwecken müsse. „Die Mißhandlung, so ich in der Person meines Gesandten habe erfahren müssen, die Äußerungen wegen meiner braven Truppen, die Drohungen gegen mich und einzelne Diener des Staats haben kein Geheimnis bleiben können. Der Hof und meine Tafel sind vielleicht die einzigen Orte, wo man diese Gesinnungen nicht laut werden läßt. Man fängt an, an verschiednen Orten auf dem Lande Aufrufe an das Volk anzuschlagen, worin man von Befreiung von dem drückenden Joch unter Mithilfe von Oesterreich spricht.“ Schon in dem Manifest am Neujahrstage, womit der König seinem Volke neue Steuern und neue Aushebungen ankündigte, hatte er gewagt zu sagen, daß er genötigt sei, seinen Unterthanen „unverschuldete neue Lasten“ aufzuwälzen. Die Spitze war unverkennbar, und der Kaiser verbarg seinen Ärger nicht. Er fand, daß „dadurch ein Tadel auf Frankreich geschoben werden wolle,“ und richtete ein merkwürdiges Schreiben an den König, worin er ihm das die Throne bedrohende Gespenst der Revolution vorhielt und ihm andererseits als Lohn der gemeinsamen Anstrengungen die Erhaltung seines gegenwärtigen Besitzstands in Aussicht stellte; am Schlusse aber wurde vom König ausdrücklich verlangt, alle unruhestiftenden Verbindungen aufzulösen und seinen Unterthanen „die Gefühle der Freundschaft gegen das französische Volk einzupflanzen.“ Die Antwort des Königs war so freimütig als möglich. Einzelne Unruhestifter, meinte er, gebe es überall, alles tugendbändlerische Wesen aber habe er wirksam überwacht und niedergehalten. Dann rühmte er die Treue seiner Unterthanen in Worten, die den Emporkömmling schwer verletzen mußten. „Seit 800 Jahren an die Familie ihres Fürsten gewöhnt, ist ihre Treue über jeden Zweifel erhaben. Davon konnte ich mich überzeugen, als in den letzten Jahren des abgelaufenen



Zahrhunderts die revolutionäre Regierung Frankreichs die Völker gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln suchte; in Württemberg hat sich nicht ein einziges Dorf, nicht ein einziger Weiler dazu hergegeben, den Wünschen der Aufwiegler zu willfahren. Ich regiere jetzt vierzehn Jahre, während welcher sechs aufeinander folgende Kriege mich genötigt haben, außerordentliche Auflagen vorzunehmen, bedeutende Rekrutierungen anzustellen — ich habe keinerlei Widerrede, keinerlei Widerstand gefunden, wohl aber die vollständigste Hingebung und unbedingten Gehorsam.“

Seinem Ärger über diese Antwort machte der Kaiser in einem seiner gewöhnlichen Wutausbrüche Luft. In der Audienz, die der württembergische Gesandte Graf Winkingerode am 3. Februar bei ihm hatte, gebrauchte er solche Ausdrücke, daß der Gesandte in seinem Bericht an den König „aus schuldiger Ehrfurcht“ sie teilweise unterdrücken mußte. Außer der gegen Frankreich gerichteten Anklage wegen der „unverschuldeten Lasten“ hatte der Kaiser eine ganze Anzahl von Beschwerdepunkten, mit denen er jetzt losplatzte: der König hatte jene beiden mißliebigen Generale Wöllwarth und Walsleben wieder angestellt, man hatte die Liste der in Rußland erfrorenen Offiziere veröffentlicht und an Neujahr die sonst an diesem Tag, dem Tag der Annahme der Königswürde, üblichen Festlichkeiten abbestellt, man hatte angefangen den französischen Gesandten in Stuttgart von der Gesellschaft auszuschließen. „Führt man sich so auf seinen Freunden gegenüber, wenn sie im Unglück sind? Ist das zartfühlend? Will denn Ihr König, indem er sich so öffentlich gegen mich erklärt, sein Volk aufwiegeln und alle Unzufriednen um sich versammeln? Wenige Generale ausgenommen, sind eure Offiziere lauter Râsonneure. Will der König mich verhöhnen, will er sich über mich lustig machen? Der Löwe ist noch nicht tot, sodaß man über ihn hinunter . . . (?) könnte.“ Der Kaiser war über das Benehmen des Königs umso mehr aufgebracht, als er es von ihm am wenigsten erwartet hatte. Von allen seinen Verbündeten habe er Versicherungen der Teilnahme und des Mitgeföhls erhalten, sagte er zum Grafen Zeppelin, den Friedrich zur Beschwichtigung des kaiserlichen Zorns nach Paris geschickt hatte. „Alle haben dieselben Verluste gehabt, wie Ihr König; er allein aber hatte kein Wort für mich, und er ist es doch gewesen, dem ich die unzweideutigsten Proben meiner Freundschaft gegeben habe. Er war es allein von allein Fürsten des Rheinbunds, mit dem ich über meine Entwürfe, über meine Politik sprach.“

Dem Grafen Zeppelin gelang es übrigens ohne Mühe, eine Ausöhnung zu stande zu bringen. Das Bündnis war gelockert, doch lag beiden Teilen daran, in diesem Augenblick den Bruch zu vermeiden. Ohne eine neue Anlehnung gefunden zu haben, hielt es Friedrich für klüger, seinen bisherigen Verpflichtungen treu zu bleiben. Daß seine Beziehungen zu Frankreich erkaltet seien, daß er temporisire, meldeten Anfang März der österreichische und der preussische

Gesandte an ihre Höfe. Eine Verständigung mit Oesterreich war auch bereits eingeleitet. Bei den Erfolgen Napoleons zu Anfang des Feldzugs und bei der Zurückhaltung Oesterreichs, scheint es, wurde die Verhandlung wieder abgebrochen. Die Heeresfolge betrieb aber der König nicht mit dem gewohnten Eifer. Er hätte am liebsten seine Truppen im Lande behalten. Das war nicht möglich, doch ging die Rüstung langsam von statten, es wurde eine schwache Division ins Feld gestellt, und sie erhielt geheime Weisungen, die im Notfall bereits die Abschwenkung einleiteten. Inzwischen duldete aber der König nichts Disziplinwidriges, und den Offizieren wurden strengstens alle Äußerungen untersagt, die „der denen mit Seiner königlichen Majestät verbündeten Mächten schuldigen Ehrfurcht zuwiderliefen.“

Je näher die Katastrophe rückte, um so looser wurde das Bündnis. Schon anfang Oktober schrieb der König an den Kaiser, er erbitte sich seine Truppen aus dem Felde zurück, und am 14. Oktober, also wenige Tage vor der Entscheidungsschlacht, erklärte er ihm, daß er, um sein Land vor dem sichern Untergang zu retten, sich Waffenstillstand und Neutralität auswirken müsse. Der König begründete dies mit der Rücksicht auf Baierns veränderte Stellung. Mit Aufmerksamkeit hatte er die Politik des Nachbarlandes verfolgt, die ja für ihn selbst schwer ins Gewicht fallen mußte. Daß Baiern aber seine Entscheidung bereits getroffen, den Übergang ins Lager der Verbündeten schon vollzogen hatte, das war seinem scharfsichtigen Auge entgangen. Diesmal sah er sich getäuscht, überlistet, von einem Nachbar überholt, der das stärkste Mißtrauen herausforderte und jetzt auf Grund seines rechtzeitigen Übergangs eine Hegemonie in Süddeutschland auszuüben sich anschickte. Der König fand sich dadurch plötzlich in eine höchst peinliche Lage versetzt. General Wrede rückte an die württembergische Grenze und drohte das Land feindlich zu behandeln, wenn der König nicht sofort den Anschluß an die Verbündeten erklärte. Vergebens wehrte sich der König, der nicht mit Baiern, sondern nur mit Oesterreich oder sonst einem der Großen abschließen wollte. Von allen Seiten verlassen, mußte er dem Druck nachgeben, den Wrede unerbittlich und in rücksichtslosen Formen ausübte. Die Militärkonvention, die am 24. Oktober in Uffenheim mit Wrede abgeschlossen wurde, erschien ihm als die schwerste Demütigung seines Lebens. „Je unförmlicher und von offenerer Gewalt zeugender eine solche Piece ist, desto mehr wird sie einst Europa überzeugen, daß kein freier Mann, sondern ein mißhandelter und in seiner Würde tief gekränkter nur noch Titularkönig sie hat genehmigen müssen,“ so schrieb der König selbst an den Grafen Zeppelin, der die Konvention abgeschlossen hatte. Es verwundete ihn tief, daß er einen Entschluß, der schon vorher bei ihm feststand, nicht aus freiem Willen durchführen konnte, daß er mit gebundenen Händen und Füßen von dem verhassten Nachbar ins andre Lager geschleppt wurde.

Ein Trost war es, daß Baiern seiner führenden Stellung in Süddeutschland nicht froh werden sollte. Österreich sicherte allen Rheinbundstaaten im Süden ihren Fortbestand zu und war nicht gewillt, einen andern Einfluß als den seinigen aufkommen zu lassen. Fortan war es Friedrichs Politik, sich gegen die österreichische Vorherrschaft zu wehren, wobei er sich auf Rußland stützte, sobald er sich wieder mit seinem Neffen Alexander ausgeöhnt hatte. Gleich beim Beginn des Feldzugs der Verbündeten kam es zu scharfen Zusammenstößen mit dem Fürsten Schwarzenberg. Es war dem König höchst unangenehm, daß Österreicher durch sein Land zogen, sich hier ohne weiteres einquartierten, daß sie selbst die Residenzen nicht verschonten, und daß sich österreichische Offiziere erlaubten, dem König seine Hasen und Fasanen wegzuschießen. Über alles das gab es Beschwerden und höchst gereizte Auseinandersetzungen. Mit Napoleon war der König fertig, aber er war nicht gewillt, gegen die alte Knechtschaft eine neue einzutauschen, die noch dazu unrentabel war. Man hat oft wiederholt, Friedrich sei nur ungerne den Fahnen der Verbündeten gefolgt, im Herzen hätte er es noch mit seinem alten Beschützer gehalten. Pfister versichert, daß urkundliche Belege hierfür nicht aufzufinden seien. Im Gegenteil: Friedrich zeigte im Rat der Verbündeten einen ungeduldigen Eifer; so viel an ihm lag, drängte er auf eine rasche und nachdrückliche Kriegführung in Feindesland, und als seine Truppe zum erstenmale am 1. Februar 1814 bei La Rothière rühmlich gegen ihren alten Lehrmeister gestritten hatte, ließ er in Stuttgart Viktoria schießen und ein Te Deum singen. Die zaudernde Kriegführung der Österreicher war gar nicht nach seinem Sinn, und als Schwarzenberg nach dem Mißerfolg bei Monterau den Rückzug antrat, selbst ein Separatfriede Österreichs zu befürchten stand, wollte Friedrich seine Truppen aus der Schwarzenbergischen Armee herausziehen und unmittelbar unter den Kaiser Alexander stellen, der zugleich mit den Preußen vorwärts drängte. Und er atmete auf, als es wieder vorwärts ging, Blücher die Führung erhielt und die ersten Siege erfocht.

Natürlich nicht aus deutscher Gesinnung drängt er vorwärts. Er hat dabei seine besondern Absichten. Je rascher und vollständiger die Niederwerfung des Feindes gelingt, umso eher hofft er zu dem Ziele zu gelangen, das ihm unausgesetzt vor Augen steht: der Vergrößerung seines Reiches. Dieser kleinstaatliche Monarch fühlte in sich den Beruf, ein wirkliches Reich zu beherrschen. Unter den Augen Friedrichs des Großen aufgewachsen, der immer sein Ideal blieb, erst in preussischen, dann in russischen Diensten, als Gouverneur von Finnland und von Cherson, hatte er in größern Verhältnissen gelebt, als er im Jahre 1790, schon 36 Jahre alt, zum erstenmal den Boden des kleinen Württemberg betrat, über das er sieben Jahre später zur Regierung berufen wurde. Nach dem ansehnlichen Gebietszuwachs, den er 1803 gewann, verfolgte er nur mit umso größerer Zähigkeit den Plan, im Sturme der Zeit

sein Land zum Mittelpunkt einer größern Staatenbildung zu machen. Das Bündnis mit Napoleon brachte neuen Zuwachs, sodaß er seine Erblande um mehr als das doppelte vergrößert sah. Jetzt hoffte er durch die Teilnahme am Kriege der Verbündeten noch größeres zu erreichen. Sein Gedanke war, die altwürttembergischen Besitzungen im Elsaß und Mömpelgard wieder zu gewinnen und durch den Erwerb von Bruntrut und dem badischen Seekreis sein Land zu einem selbständigen Reich abzurunden, das imstande wäre, ein starkes Grenzbollwerk gegen Frankreich zu bilden. Doch dabei war auf die Wiedergewinnung des Elsaß gerechnet, wo Baden seine Entschädigung finden sollte, und Friedrich überzeugte sich bald, daß das Verlangen nach der Vogesen-grenze an der Großmut Alexanders scheiterte und an dem Widerwillen Öster-reichs, das für diesen Fall den Verlust Galiziens an Rußland befürchtete. Größern Gebietsverschiebungen innerhalb Deutschlands selbst aber hatte schon der Frankfurter Vertrag einen Niegel vorgeschoben.

Noch einmal belebten sich Friedrichs Hoffnungen nach dem Kriege von 1815. Auf dem zweiten Pariser Kongreß erscheint er in der elsässischen Frage als der entschiedenste Verbündete Preußens. Das Unglück war nur, daß Preußen keinen andern Verbündeten hatte als eben Württemberg und einige noch weniger ins Gewicht fallende Staaten. Eine Zeit lang scheint Preußen wirklich die Hoffnungen des Königs genährt oder doch hingehalten zu haben, doch sind im ganzen die Berichte seiner Gesandten von Anfang an wenig zuversichtlich. Schon im Juli schrieb der General v. Hügel, der sich in Wellingtons Haupt-quartier befand, nach Stuttgart: „Eine Sicherheit gegen dieses Land Frankreich kommt eben nicht zustande; jede Macht beachtet nur den eignen Vorteil. England hat gut großmütig sein; es hat seinen Zweck erreicht und nicht viel von Frank-reich zu fürchten, auch wenn dieses mächtig bleibt. Preußen allein hat den wahren Gesichtspunkt über die Sicherstellung gegen Frankreich. Die persön-lichen Eigenschaften des russischen Kaisers werden das größte Hindernis bilden für ein energisches Vorgehen. Österreich schwankt noch zwischen beiden Parteien. Preußen giebt sich alle erdenkliche Mühe, um Österreich auf seine Seite zu ziehen. Talleyrand nützt das alles aus und wird die Integrität Frankreichs erhalten, und so haben die Franzosen die Schlacht bei Waterloo gar nicht ver-loren.“ Die württembergische Denkschrift vom August, die eindringlich und in schlagender Weise die Notwendigkeit der Vogesengrenze für den Schutz Süd-deutschlands begründete, konnte nicht einmal in offizieller Form den Vertretern der Mächte übergeben werden, weil sich der richtige Augenblick dazu nicht finden wollte.

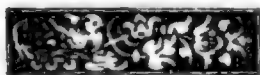
Noch später, im September, kam Friedrich wenigstens auf Mömpelgard zurück und stellte unter Berufung auf seine, seines Sohnes und seiner Truppen Dienste beweglich vor, daß man doch die Wiege seines Hauses und zugleich die des russischen Kaiserhauses nicht ewig unter der Fremdherrschaft setzen



lassen solle. Fünfhundert Unterschriften hatten die Mömpelgarder für die Wiedervereinigung mit Württemberg geschickt. Aber alles vergebens. „Der Fluch, das Unglück des Schwachen ist es eben, daß er nicht aufkommen kann gegen die Fehler der Mächtigen,“ so hatte Friedrich schon im April ausgerufen. Jetzt am 16. Oktober, nachdem ihm sein Gesandter Winkingerode berichtet hatte, daß alles zu Ende sei, schrieb der König: „So sind alle Anstrengungen wieder umsonst gewesen, Süddeutschland so wenig gegen Frankreich geschützt, als es bisher war. Und zum zweitenmal ist das Loos von Mömpelgard entschieden zu meinem Nachteil. Die Sektirer vom Tugendbund sind eben auch zu wenig meine Freunde; sie sind in Preußen oben und suchen mir zu schaden nach außen und nach innen.“ In Sachen der künftigen deutschen Verfassung war der König natürlich ebenso den preussischen Entwürfen entgegen, als er in der Grenzfrage zu Preußen gehalten hatte. Preussische Vorherrschaft war ihm so verhaßt als österreichische, und gegen den Tugendbund hatte er einen außerordentlichen Abscheu. Nach der Schmalzischen Denunziation wünschte er genauer über das gefährliche Treiben in Berlin unterrichtet zu sein, umso mehr als man ihm hinterbracht hatte, daß die Tugendbündler, angeblich schon 130000 Mitglieder stark, auch nach Württemberg einzudringen versuchten. Er schickte deshalb einen eignen Gesandten, den General Meuffer, nach Berlin, der aber sofort die ganze Hohlheit der von einer aufgeblasenen Bureaucratie ausgehenden Angeberei durchschaute und in seinen Berichten immer wieder die gänzliche Ungefährlichkeit des gefürchteten Bundes versicherte. „Giebt man dem Volke die versprochne Konstitution, so ist nichts zu befürchten.“ Dem König aber mißfiel es gänzlich, daß sein Gesandter die schändliche Sekte auf die leichte Achsel nahm, er gab ihm das in den ungnädigsten Ausdrücken zu verstehen, warf ihm tadelnswerten Eigendünkel und Leichtsinns vor, rief ihn kurzer Hand aus Berlin zurück und gab ihm eine andre Bestimmung. Zur Entschuldigung des Königs dient allerdings, daß er in derselben Zeit durch den württembergischen Legationssekretär in Berlin, v. Linden, Berichte erhalten hatte, die ganz anders lauteten und die vom Tugendbund drohenden Gefahren in den abenteuerlichsten Farben ausmalten. „Der Tugendbund — schrieb Linden am 16. Dezember 1815, — ist nichts als der engere Ausschuss der Jakobiner in Deutschland, welche wahrscheinlich mit denen in Frankreich in der engsten Verbindung stehen.“ Solche Berichte gefielen dem König besser. Vollen Glauben hat er ihnen doch wohl nicht geschenkt. Wenigstens ist nichts davon bekannt, daß er gegen den Buchhändler Cotta und gegen den Grafen Waldeck (den Führer der Altrechtler im Verfassungskampf) eingeschritten wäre, die ihm Linden als Häupter der württembergischen Tugendbündler bezeichnet hatte. Was die wirklichen, freilich noch nicht klar formulirten Absichten des Tugendbunds waren, und was die Gedanken der preussischen Regierung selbst waren und sein mußten, das hatten nach den Abmachungen des zweiten Pariser

Kongresses gescheiterte Diplomaten als jener Linden dem König vorzustellen nicht unterlassen. „Preußen — so schrieb sein Minister Wimpfingerode im Oktober 1815 — steht vor der absoluten Notwendigkeit, Vergrößerung und Abrundung zu suchen. So wie Preußen jetzt ist, kann es nicht bestehen bleiben. Es hat nur zu wählen zwischen seinem eignen Untergang und dem seiner Nachbarn, und es ist nicht schwer, die Wahl zu erraten, die es trifft.“ Und wie prophetische Ahnung mutet es an, wenn der Minister voll Besorgnis die Pläne des Jugendbundes, von seinem Standpunkt aus, als dahin gehend beschreibt: „mit allen Mitteln die Autorität der deutschen Souveräne zu vermindern, die Irrungen zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu erhöhen, um die preußische Regierung endlich zur Herrin über die öffentliche Meinung und den Volksg Geist zu machen und eine Revolution herbeizuführen, deren Bestimmung es ist, die Kaiserkrone auf das Haupt der Nachkommen des Burggrafen von Nürnberg zu setzen.“

E.



## Sagenbildung und Sagenentwicklung

Von Georg Holz



is auf die Zeit des dreißigjährigen Kriegs waren die Deutschen im Besitz eines reichen Schatzes einheimischer Sagen, die sich in der Weise zusammenschlossen, daß sie für eine Darstellung der Urgeschichte des Volkes gelten konnten. In der That sind sie jederzeit, ganz wie die altgriechischen Sagen, als eine solche aufgefaßt worden, wie die alten Versuche zeigen, sie in die beglaubigte Geschichte einzureihen, und wie daraus hervorgeht, daß besonnene Historiker sich veranlaßt sahen, gegen diese Art von Geschichtsquelle Verwahrung einzulegen. Sicherlich bestehen zwischen unsrer Sage und der beglaubigten Geschichte gewisse Beziehungen; diese sind zwar nicht so nahe, daß eine Ableitung der Sage aus der Geschichte greifbar wäre, aber auch nicht so fern, daß man sie von vornherein ablehnen könnte. Der Spielraum, der der Forschung gelassen ist, ist also ziemlich groß, es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Meinungen, die über diesen Punkt geäußert worden sind, vielfach weit auseinandergehen.

Es sind im wesentlichen drei Gesichtspunkte, von denen aus die Erklärung der Sagen versucht worden ist: der historische, der mythische und der poetische; nach dem historischen wären geschichtliche Vorgänge, nach dem mythischen alte

Naturmythen, nach dem poetischen dichterische Verarbeitung irgend welcher sei es ethischer, sei es natürlicher Grundlagen der Ursprung der Sagen gewesen; bei den beiden zuletzt genannten werden die Beziehungen zur Geschichte soweit beiseite geschoben, daß höchstens eine spätere Anlehnung an sie zugestanden wird. Aber meist ist nicht eine dieser drei Erklärungsweisen ausschließlich angewendet, sondern bald ist die eine, bald die andre bevorzugt worden; freilich fehlt dabei nicht selten der schlagende Beweis für die Richtigkeit der angewandten Methode. Umso lohnender muß ein Versuch sein, sowohl den Ursprung unsrer Sagen wie auch die Umstände, die für ihre weitere Entwicklung maßgebend gewesen sind, zu erforschen; vielleicht läßt sich daraus eine Methode gewinnen, deren Anwendung wenigstens auf die deutsche Sage eine gewisse Bürgschaft für ihre Richtigkeit darbietet. Ein kurzer Überblick über den ganzen Sagenkreis, wie er etwa im dreizehnten Jahrhundert bestand, mag die Untersuchung einleiten.

Nach der Sage herrschte einst über Italien und die angrenzenden Teile Süddeutschlands (Baiern und Schwaben) das Königshaus der Amelunge. Nach einer Reihe von Vorfahren, unter denen besonders Ortnid und Wolfdietrich hervortreten, kam das Reich an drei Brüder, die es teilten: der älteste, Ermenrich, erhielt den Hauptanteil mit der Königstadt Ravenna, der zweite, Dietmar, nahm seinen Sitz in Bern (Verona), der dritte, dessen Name in der Überlieferung schwankt, in Breisach. Die beiden jüngern Brüder starben früh, hinterließen aber Erben: Dietmars Sohn und Nachfolger ist Dietrich, der sich bald durch große Heldenthaten auszeichnet; die Söhne des dritten Bruders sind die Harlunge. Nun beginnt Ermenrich, verführt durch die heimtückischen Angaben seines bösen Rates Sibich, gegen sein eigen Geschlecht zu wüten: er sendet den eignen Sohn Friedrich mit einem Uriasbrief in den Tod, bringt die jungen Harlunge trotz der Aufsicht ihres treuen Hüters Eckhart in seine Gewalt und läßt sie hängen und vertreibt schließlich Dietrich von Land und Leuten. Dieser begiebt sich landflüchtig in Begleitung seiner treu gebliebenen Gefolgsleute, unter denen der alte Hiltbrand, sein Lehr- und Waffenmeister, hervortragt, zu Etzel, dem mächtigen Herrscher der Hunnen (deren Gebiet im wesentlichen dem geschichtlichen Ungarn gleichgesetzt wird), und findet bei ihm Aufnahme durch Vermittlung Rüdigers, des Markgrafen von Bechelaren. Da Dietrich, einmal in Etzels Gefolge eingetreten, an allen Feldzügen der Hunnen rühmlichen Anteil nimmt, so wird er auch in seiner eignen Sache thatkräftig unterstützt: an der Spitze eines hunnischen Heeres macht er den Versuch, sich seines väterlichen Erbes wieder zu bemächtigen; ihn begleiten Etzel und der Königin Helche junge Söhne. Allein der Versuch mißglückt in der Schlacht von Ravenna, und Etzels Söhne fallen von der Hand Witigs, eines der Mannen Ermenrichs, der früher in Dietrichs Diensten gestanden hat. Dietrich kehrt zu Etzel zurück und findet trotz des Unheils, das er über dessen Haus

gebracht hat, wieder bei ihm Aufnahme. Nach einiger Zeit stirbt die Königin Helche; Egel vermählt sich abermals mit Kriemhilt, der Witwe des durch ihre nächsten Angehörigen ermordeten Siegfried. Diese geht die neue Ehe nur ein in der heimlichen Voraussetzung, damit die Machtmittel zu erlangen, die sie zur Ausführung der Rache für ihren ersten Gatten nötig hat. Sowie sie in deren Besitz ist, veranlaßt sie Egel, ihren Bruder Gunther, den zu Worms regierenden Burgundenkönig, mit seinen vornehmsten Mannen an den hunnischen Hof zu einem Feste zu laden. Bei diesem Feste gelingt es ihr, den Racheplan zur Ausführung zu bringen: die Burgunden werden angegriffen, es entsteht ein allgemeiner mörderischer Kampf, der schließlich nur durch Dietrichs Eingreifen zu Gunsten der hunnischen Partei entschieden wird. Das Gemetzel überleben von namhaften Personen nur Egel, Dietrich und Hildebrand; Kriemhilt ist zur Strafe für den an ihren Verwandten verübten Verrat getötet worden.

Inzwischen ist auch Ermenrich von seinem Schicksal ereilt worden: nach einer Überlieferung, die freilich im dreizehnten Jahrhundert wohl schon erloschen war, ist er zur Rache für eine neue Unthat von zwei Brüdern, die noch im zwölften Jahrhundert Sarello und Hamidicus genannt werden, tödlich verwundet worden. Dietrich beschließt daher, in seine Heimat zurückzukehren. Auf dem Wege dahin findet ein feindlicher Zusammenstoß statt, bei dem der alte Hildebrand mit seinem eignen Sohn zu kämpfen hat, der seinerzeit als kleines Kind in Italien zurückgeblieben ist; diesem Kampfe, der ursprünglich tragisch mit dem Tode des Sohnes endete, hat schon die Darstellung des dreizehnten Jahrhunderts einen versöhnlichen Ausgang gegeben. Ohne nennenswerte Schwierigkeiten findet nun Dietrich die Anerkennung als König im Reiche seiner Väter, und damit die Sage im wesentlichen ihren Abschluß.

Man erkennt leicht, daß den Kern der ganzen Erzählung die Geschichte Dietrichs von Bern bildet, die Wucht genug gehabt haben muß, eine große Zahl anderer Sagen an sich zu ziehen und mit sich zu einem großen Ganzen zu vereinigen. Dieser Dietrich, Dietmars Sohn, der Amelung, ist aber unzweifelhaft das Spiegelbild des geschichtlichen Ostgotenkönigs Theoderichs des Großen, des Sohnes Theodemers aus dem Geschlechte der Amaler. In der Geschichte führt er sein Volk aus der Balkanhalbinsel 489 nach Italien, um dieses Land im Auftrage des oströmischen Kaisers dem Usurpator Odoaker zu entreißen. Die Eroberung gelingt und schließt mit der Einnahme von Ravenna 493; Odoaker wird getötet. Seitdem herrscht Theoderich kraft eignen Rechts von Ravenna aus über ein Reich, das im wesentlichen den von der Sage behaupteten Umfang hat, denn auch Deutschland südlich von der Donau gehört dazu; sein Einfluß, der die gesamten zeitgenössischen Germanenfürsten beherrschte, ist bekannt.

Aber auch der Amelung Ermenrich der Sage ist auf eine geschichtliche



Person zurückzuführen: er entspricht dem Amaler Ermanarich, der um die Mitte des vierten Jahrhunderts ein großes Gotenreich nördlich vom Schwarzen Meere begründete und bis zur Zeit des Hunneneinfalls um 370 beherrschte; von ihm erzählt schon der gotische Geschichtschreiber Jordanes um 550, daß er von zwei Brüdern Ammius und Sorus tödlich verwundet worden sei, weil er ihre Schwester Svanhilda habe vierteilen lassen.

Endlich entspricht der Hunnenkönig Etzel unzweifelhaft dem geschichtlichen Attila, der 453 starb; selbst seine vergleichsweise nebensächliche Gattin Helche ist in der von Priscus erwähnten Hauptfrau Attilas, Kreka, wieder gefunden worden.

Was von der Geschichte abweicht, das ist vor allem die Zeitrechnung der Sage: Personen und Ereignisse, die innerhalb von etwa ein und einem halben Jahrhundert fallen, sind auf den kurzen Zeitraum von ungefähr einem Menschenalter zusammengedrängt.

Es entsteht nun zunächst die Frage: läßt sich die Darstellung der Sage so aus der Geschichte ableiten, daß damit sowohl das Gemeinsame wie das Unterscheidende erklärt wird? Wir können diese Frage unbedenklich bejahen, weil wir einige Zwischenglieder in den Händen haben, die aus dem Zeitraume zwischen den Ereignissen, die den Kern bilden (350 bis 500), und dem Abschlusse der sagenhaften Darstellung (dreizehntes Jahrhundert) stammen und wenigstens in einigen Fällen die Stufenfolge der Entwicklung anzeigen.

Als Ausgangspunkt des Ganzen ist anzusehen das wichtige Ereignis der Eroberung Italiens durch Theoderich; die Sage selbst schließt damit im wesentlichen ab, stellt also alles andre nur als eine Vorgeschichte dieser Thatsache hin. Freilich stimmt nichts weiter als die einfache Thatsache der Eroberung, alles übrige ist verschoben: Dietrich kommt nicht als Eroberer, sondern als der echte König, der sein väterliches Reich in Besitz nimmt, und sein Gegner ist nicht mehr Odoaker. Nimmt man aber an, daß, wie es natürlich ist, die Erinnerung an jene Ruhmesthat vor allem bei den Goten und ihren Rechtsnachfolgern gepflegt wurde, so ergibt sich der Grund der erstern Verschiebung von selbst: der edle und große König Theoderich kann das Reich nicht als ein gewalthätiger Usurpator begründet haben, er kann dabei nur sein und der Seinen gutes Recht gewahrt haben. Nun hat er ja in der Geschichte thatsächlich ein besseres Recht als sein Gegner, dadurch daß er von dem römischen Kaiser, dem rechtmäßigen Eigentümer Italiens, mit der Eroberung beauftragt ist. Aber diese Begründung wurde gewiß ebenso rasch vergessen, wie sich der geschichtliche Theoderich von seinem Verhältnis zu Ostrom losmachte. So blieb denn nur die Thatsache des bessern Rechts in der Erinnerung und erweckte folgerichtig die Frage: worin war dieses Recht begründet? warum war der Eroberer der echte König, der besiegte aber der Usurpator? Die Antwort konnte kaum anders ausfallen, als wie sie ausgefallen ist: der Usurpator hat

eben den echten König zunächst einmal seinerseits vertrieben, Theoderich hat schon vor Odoaker eine Zeit lang in Italien geherrscht.

Der Vorgang, der in unserm Falle aus der Geschichte eine Sage macht, ist also der: es ist nur eine wichtige Thatsache in der Erinnerung geblieben, ihr geschichtlicher Grund war verschollen; so wurde sie den inzwischen veränderten Umständen nach neu begründet.

Das älteste Denkmal aus dieser Dietrichsage, das wir haben, und das mehr als ein bloßes Zeugnis ist, ist das im achten Jahrhundert entstandene Hildebrandslied. Es behandelt das Ereignis, das sich gelegentlich der Heimkehr Dietrichs begeben haben soll. Der Gegner Dietrichs, der ihn vertrieben hat, heißt hier noch Otachar; in der Zeit seiner Verbannung hat sich Dietrich bei dem Könige der Hunnen aufgehalten, dessen Name zufällig nicht genannt ist, der aber kein anderer sein kann als der bekannte Attila (=Egel). Wie kam man nun wohl dazu, den nun einmal verbannt gedachten Dietrich gerade zu den Hunnen gehen zu lassen? Auch hierfür läßt sich leicht ein Grund in der Geschichte finden: Attilas Unterthanen bestanden, außer seinen Hunnen, vorwiegend aus Germanen, unter denen gerade die Ostgoten eine hervorragende Stelle einnahmen. Die hunnische Oberhoheit war nicht drückend, im Gegenteil, die Goten hatten ihre eignen Fürsten, die zu den ersten Ratgebern des Großkönigs zählten. Unter diesen befand sich auch Theoderichs Vater Theodemer. Man darf also gewiß annehmen, daß sich Dietrichs Aufenthalt im Hunnenlande darstellt als eine Erinnerung an die frühere Zugehörigkeit der Ostgoten zu jenem Reiche; die äußern Lebensumstände des Vaters Theodemer sind dabei auf den Sohn übertragen worden.

Damit ist aber zugleich die erste gröbere Verletzung der wirklichen Zeitfolge gegeben. Das kann uns jedoch nicht Wunder nehmen, da es sich von vornherein um eine Darstellung der Vergangenheit handelt; denn für den un-gelehrten Menschen erscheinen alle vergangnen Ereignisse gewissermaßen auf ein und derselben Fläche, die nötige Perspektive muß er nach eigenem Gutdünken hineinbringen.

Schon vorhin ist gezeigt worden, daß Dietrich für die Sage von vornherein in Italien herrscht; damit ist zugleich als Sitz der Ostgoten für die Sage ein für allemal Italien gegeben. Wir dürfen uns also auch nicht wundern, dem geschichtlich in Südrußland sitzenden Ermanarich als König von Italien zu begegnen.

Die Sage von Ermenrich ist natürlich ältern Ursprungs als die von Dietrich; schon der Gote Jordanes berichtet um 550 das hauptsächlichste Ereignis, die Hinrichtung Schwanhilts und die tödtliche Verwundung des Königs, doch auf eine Weise, die die Möglichkeit offen läßt, daß wir hier noch einen Bericht über geschichtliche Thatsachen vor uns haben. Außerordentlich früh ist gerade diese Erzählung nach Skandinavien gebracht worden; hier erscheint

sie ohne jede Verbindung mit der Dietrichsage und nur insofern weiter gebildet, als der Tod Schwanhilts in folgender Weise begründet wird: sie ist Ermenrichs zweite Gattin; ein übler Ratgeber bringt den König zu dem Glauben, daß zwischen ihr und seinem erwachsenen Sohne aus einer frühern Ehe ein sträfliches Verhältnis bestehe; Ermenrich läßt deshalb beide töten und fordert damit die Rache der Brüder heraus. Wichtig für uns ist hierbei der Tod des Sohnes und der üble Ratgeber, beides übrigens keine nordischen Thaten, sondern auch in Deutschland bekannt. Diese Sage dürfte sich auf folgende Weise entwickelt haben: der geschichtliche Ermanarich ist ein gewaltiger Reichsgründer, der die zahlreichen ihm unterworfenen Stämme gewiß nicht ohne Strenge im Gehorsam halten konnte. Aber mit seiner letzten strengen Handlung schoß er über das Ziel hinaus: die grausame Hinrichtung der Schwanhilt hatte seine eigne Ermordung zur Folge. So blieb er in der Erinnerung als das Urbild eines gewaltthätigen Herrschers bestehen, als den ihn schon die alten, spätestens dem achten Jahrhundert, angehörigen angelsächsischen Zeugnisse kennen. Neben ihm entwickelte sich die Figur des ungetreuen Rates, wohl ein alter Versuch, zu erklären, wie ein König aus dem edeln Hause der Amaler so aus der Art schlagen konnte; er ist eine rein dichterische Figur, gewissermaßen eine Personifikation des bösen Charakters des Königs.

Wir stoßen hier zuerst auf eins der wichtigsten Darstellungsmittel aller Sagen: es werden Typen verwendet, d. h. Personen aufgestellt, die bestimmt sind, eine gewisse Eigenschaft, sei es des Charakters oder auch einer besondern äußern Stellung, ein für allemal zu vertreten. Zu diesen Typen gehört z. B. auch Dietrichs Waffenmeister, der alte Hildebrand; es verstand sich von selbst, daß ein König einen ältern Freund bei sich hatte, von dem er erzogen und im Waffenhandwerke unterrichtet worden war und der zeitlebens sein bester, weil erfahrenster Ratgeber blieb. Fast ausnahmslos erzeugt ein solcher Typus aus sich heraus sein Gegenbild: so steht dem ungetreuen Sibich in der Harlungenensage der getreue Eckhart gegenüber, so entwickelt sich neben dem erfahrenen Hildebrand später sein jugendlich unerfahrener, überall täppisch dreinziehender Neffe Wolfhart, der, wenn auch nie böswillig, viel Unheil anrichtet und schließlich auch die Ursache wird, daß Dietrichs Mannen alle außer Hildebrand in der Nibelungenschlacht umkommen.

Aber kehren wir zu dem Gange der Hauptuntersuchung zurück. War Ermenrichs Charakter einmal in der angeedeuteten Weise festgelegt, und war er samt seinem Volke nach Italien verlegt, so lag es nahe, ihn, den Amaler, zu dem Amaler Dietrich in nähere Beziehung zu bringen. Das ist denn auch sehr bald geschehen. Um das Jahr 1000 berichtet die Quedlinburger Chronik, Ermenrich habe auf Antreiben Odoakers seinen Vetter Dietrich aus Verona vertrieben und zu Attila in die Verbannung zu gehen genötigt. Dann sei Ermenrich zur Rache für eine Gewaltthat von drei Brüdern (zu den zwei bei

Jordanes erwähnten ist Odoaker als dritter getreten) getötet worden. Endlich habe Dietrich mit Attilas Hilfe Ravenna erobert und Odoaker gefangen genommen.

Hier ist die Verbindung der Ermenrichs- und der Dietrichsage in folgender einfachen Weise vollzogen: dem gewaltthätigen Ermenrich wird zu seinen übrigen Schandthaten auch noch die Vertreibung Dietrichs aufgebürdet; Odoaker wird damit nicht verdrängt, denn Ermenrichs Tod ist ein feststehender Teil der Sage und kann nicht der Rache Dietrichs zugeschrieben werden. Dietrichs Gegner bei der Rückkehr bleibt also Odoaker wie bisher, er wird zum Nachfolger Ermenrichs gemacht und deshalb seinen Mördern beigegeben; durch die Ermordung gewinnt er den Thron. Auch scheint er die Stelle des bösen Ratgebers eingenommen zu haben.

Noch eine wichtige Verschiebung ist durch die Verbindung der beiden Sagen hervorgerufen worden: wie der heimkehrende Dietrich geschichtlich richtig Ravenna erobert, so kann er auch nur hier ursprünglich seinen Sitz gehabt haben. Die Sage läßt ihn aber aus Bern (Verona) vertrieben werden; das ist die Folge davon, daß jetzt zwei Könige neben einander stehen, also eine Reichsteilung angenommen werden muß. Die alte Hauptstadt Ravenna wird dem ältern Ermenrich zugeschrieben, Dietrich muß Platz machen; daß ihm gerade Verona zugewiesen wird, ist vielleicht in den im zehnten Jahrhundert geltigen Verhältnissen begründet. Seitdem heißt er der Bogt von Bern, und Bern erlangt in der Sage die größte Berühmtheit.

Von dem Zustande, wie ihn der Quedlinburger Bericht darstellt, bis zur Sagenform des dreizehnten Jahrhunderts sind die Grundzüge der Sage von den Amelungen noch in einigen Punkten verschoben worden. Vor allem hat sich Dietrichs Zug nach Italien verdoppelt; das erstemal führt er zu dem großen, aber erfolglosen Kampfe vor Ravenna, das zweitemal bringt er Dietrich ohne wesentliche Schwierigkeit an sein Ziel. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in dieser Verdopplung die Folge der Thätigkeit deutscher Spielleute des zwölften Jahrhunderts sieht; sie lieben es, denselben Faden zweimal nach einander mit Variationen zu verspinnen, wie wir z. B. deutlich an dem Gedichte von König Rother sehen können, dessen Held sich seine Geliebte zweimal nach einander, erst mit List, dann mit Gewalt gewinnen muß. Wenn die Spielleute auch Dietrichs Heimkehr auf diese Weise verdoppelt haben, so sind sie dabei vielleicht mit durch den Umstand beeinflusst worden, daß die Erzählung vom Untergange der Burgunden in den Sagenkreis um Dietrich eintrat.

Im dreizehnten Jahrhundert sind aber auch einige ursprünglich höchst wichtige Punkte, ja geradezu Ausgangspunkte der Sage in Vergessenheit geraten, die ursprüngliche Todesart Ermenrichs und die Persönlichkeit Odoakers. Das eine war möglich, weil nun der Charakter Ermenrichs schon durch die Tötung



der Harlung und die grundlose Vertreibung Dietrichs genügend gezeichnet war; Odoaker aber konnte übergangen werden, weil Ermenrich den wesentlichen Teil seiner Thätigkeit übernommen hatte. Es ergibt sich also die auffällige Thatsache, daß zwei Umstände, ohne die der Ursprung unsrer Sage kaum denkbar wäre, infolge ihrer Weiterentwicklung gänzlich daraus verschwinden.

(Schluß folgt)



## Das deutsche Dorfwirtshaus

Eine Wanderstudie

2



Das Dorfwirtshaus gehört in erster Linie dem Dorf, in zweiter erst dem Verkehr, der die Dorfstraße durchzieht; der Verkehr macht es zum Gasthaus. In abgelegnen, verkehrsarmen Gegenden hängt daher seine Güte, ja sein Dasein von den Ansprüchen der Dorfbewohner ab. Es hat bis vor wenigen Jahren in manchen Teilen Deutschlands Dörfer gegeben, die überhaupt keine Wirtshäuser hatten, weil der Verkehr keine ins Leben rief, weil sich die Bauern mit einem alten Baumstamm vor dem Rathhaus als Beratungsbank begnügten und ihren Durst mit dem Haustrunk stillten. Auf dem Fläming, jenem sandigen Höhenrücken, der von der Gegend von Magdeburg nach der Niederlausitz zieht, hat die Verwaltung im Interesse des wachsenden Verkehrs erst neuerdings in einzelnen Dörfern die Gründung von kleinen Gasthäusern anregen müssen. Häufig sind die Wirtshäuser, die keine besondern Fremdenstuben haben, weshalb die bessern Gäste in dem besten Zimmer der Wirtsfamilie untergebracht werden. In dem wunderbar stillen Sibratsgfall im Bregenzerwald schließ ich so einmal in Gesellschaft der in Wachs nachgebildeten, früh verstorbenen Kinder des Hauses wie in einer Gruft oder einem kleinen Tempel des Seelenkults. Aber Deutschland ist doch fast in allen Teilen von Verkehrsäberchen soweit durchzogen, daß der Wanderer in allen größern Dörfern Stärkung und zur Not auch Unterkunft finden kann. Auf die Gastfreundschaft der Gutshöfe, Pfarrer usw. angewiesen zu sein, das beginnt erst im polnischen und ungarischen Osten. Nur als ein Nest vergangner Zeiten hat sich in einzelnen Teilen Süddeutschlands der Anspruch der „Studenten“ auf Bewirtung im katholischen Pfarrhaus, zur Not auch auf Unterkunft und Biatikum erhalten; manche geistliche Herren werden dadurch ganz gehörig mitgenommen, und ich habe im Algäu Klagen gehört über die

große Anzahl von reisenden Gymnasiasten und Theologiestudirenden, die allsommerlich in die Pfarrhöfe einfallen. Daß der deutsche und österreichische Alpenverein an den besuchtesten Orten der deutschen Alpen einzelne gute und billige Gasthäuser zu „Studentenherbergen“ erklärt hat, wo die wanderlustige studierende Jugend billige Beherbergung und Unterkunft findet, ist eine sehr löbliche Erneuerung des alten Rechts fahrender Schüler auf Erleichterung ihrer Reise.

So verschieden in unserm Lande der Verkehr war und ist, so wenig gleichen einander seine Wirkungen auf die Wirtshäuser. In Süd- und Westdeutschland mit seinem alten und weitreichenden Verkehr sind schon früh aus dörflichen Wirtshäusern Verkehrsstätten, echte Gasthäuser geworden. Kein deutsches Gebirgsland ist so reich an großen, guten Gasthäusern wie der Schwarzwald mit seinen Industrieorten und seinem alten, mächtigen Holzhandel. Hier sind lange vor dem Fremdenzug die Gasthäuser im Sommer und Winter von Leuten besucht gewesen, die einen guten Trunk und entsprechenden Bissen verlangten. Daß die guten alten Wirtshäuser auch selbst an einsamen Straßenkreuzungen und in kleinen Weilern nicht fehlen, gehört zu den Eigentümlichkeiten des Schwarzwalds, die man besser begreift, wenn man mitten im Winter hunderte von Holzfuhrwerken an einem einzigen Tage beim Kreuz oder Sternen vorfahren sieht. Übrigens hat hier auch der Wein seine Wirkung gethan, der überall einer reinlichen und auf die Küche bedachten Wirtschaft günstiger ist als das Bier. Der Geschäftsgeist, der sich in den Schwarzwälder Werkstätten äußert, ging natürlich auch nicht an den Gasthäusern vorüber, und die alemannische Keilichkeit, die fast in jedem Bauernhaus waltet, hilft auch dazu. Endlich hat auch die Nähe der Schweiz eingewirkt, dieses Musterlandes des modernen Gasthauswesens; die neuen großen Gasthäuser im Schwarzwald und den Vogesen sind in ganz Deutschland die schweizerischsten im guten und übeln Sinne.

Von den ursprünglich verkehrszärmern mitteldeutschen Gebirgen ist der Harz in gasthäußlicher Beziehung dem Thüringer Wald gerade so ähnlich, wie er geologisch mit ihm verwandt ist und landschaftlich soviel Ähnliches aufzuweisen hat. Harz und Thüringer Wald sind arme Gebirge im Gegensatz zum Schwarzwald, mit nur spärlichen Oasen fruchtbarer Landes, eher rauh als mild und schon außerhalb der Zone des Weines gelegen. Die Edelkastanien von Blankenburg, die nördlichsten auf deutschem Boden, sind nur noch Kuriositäten, verglichen mit den „Reschten“wäldern von Cronberg oder Gernsbach. Die arme Bevölkerung dieser Gebirge besuchte aus guten Gründen die Wirtshäuser wenig, Reisende gab es auch nicht viel, und so mußte denn der Reiseluxus, den der Vergnügungsreisende verlangt, ganz von außen hereingetragen und erst angepflanzt werden. In dem rauhen sozialen Klima der Waldgebirge ist er aber nicht so recht gediehen. Jedes Bett spricht von dem Kampf, den er mit den ärmlichen Lebensgewohnheiten der Gebirgsbewohner zu kämpfen hatte, und die

Küche hat ebensowenig an einheimische Überlieferungen anknüpfen können. Es ist nur der regsamem Intelligenz der Bewohner zuzuschreiben, daß das Gasthauswesen in diesen Gebirgen in ununterbrochenem Fortschritt ist; die schlechten oder mittelmäßigen Zensuren, die es in den aufrichtigen Reisehandbüchern noch erhält, werden hoffentlich mit jedem Jahre günstiger ausfallen. Schade, daß so ziemlich überall die Preise immer rascher steigen als das, was dafür geboten wird! Ähnlich ist es im Erzgebirge, besonders auf der sächsischen Seite, und war es einst im Riesengebirge. Ähnlich ist es noch heute im Taunus, im Westerwald und auf der Eifel. Hier hat der Touristenstrom ganz neue Häuser ins Leben gerufen, da das alteinheimische Wirtshaus viel zu einfach war, um dem Bedürfnis eines plötzlich beginnenden Luxusverkehrs zu dienen. Die Wirtshäuser in den industriellen Gegenden des Erzgebirges und der schlesischen Gebirge sind häufig mit einem auffallend großen Saalbau versehen, der allsonntäglich die vergnügungssüchtige Jugend der Arbeiterbevölkerung und gelegentlich sozialdemokratische Versammlungen beherbergt.

In Baiern und Tirol haben wir ähnliche Verhältnisse wie am Oberrhein. An den einst vielbefahrenen Straßen des italienischen Handels über den Brenner und den Fern, an den Salzstraßen, die, die Isar und den Inn kreuzend, vor dem Gebirge herziehen, an der Donaustraße stehen die alten Gasthäuser der Fuhrleute und der Stellwagen. Einige haben sich in geschickter Art dem modernen Fremdenverkehr angepaßt, der die großen Räume wenigstens zur Sommerszeit füllt. Die beliebtesten Gasthäuser am Brenner, im Oberinntal, im Drauthal, in den alten Durchgangspunkten des Augsburger Verkehrs, Mittenwald und Ammergau, gehören zu den alten Verkehrsstätten. Ihr durch manches bunte Wandbild von Heiligen oder von Frachtfuhren mit sechs Paar Säulen bezeugtes Alter und ihre behaglichen weiten Räume haben dazu beigetragen, sie den modernen Vergnügungsreisenden angenehm zu machen. Welches „Hotel“ kann einen Raum bieten, der sich an freundlicher Behaglichkeit mit dem zimmerartig breiten und hellen Vorplatz der Stodwerke eines solchen Hauses messen könnte, wo in Glasschränken die Familienschätze alter Gläser, Teller und Platten aufgereicht sind und zwischen den Fenstern der blumengeschmückte Hausaltar steht? Der eleganteste Konversationsaal ist fade und kalt neben einem solchen anspruchslos edeln Raum, der sich besonders auch dadurch auszeichnet, daß er durchaus nicht überflüssig ist, was man von vielen Räumen moderner Gasthausbauten nicht sagen kann. Bei diesen muß man unwillkürlich an den eignen Geldbeutel denken, der thörichten Luxus mitzahlen muß, während jener alte Vorraum uns durch seine bürgerliche Gediegenheit beruhigt.

Nicht allen den alten Postgasthäusern war diese glückliche Auferstehung beschieden. Wer die von Touristen selten begangne Straße wandert, die in ziemlicher Entfernung vom Gebirge von München über Mählendorf am Inn und Braunau nach Linz und Budweis zieht, trifft in selten genannten

Dörfern, zu denen auch das schlachtenberühmte Ampfing gehört, große weißgetünchte Häuser, deren dickes Mauerwerk und breite erkergeschmückte Fronten einen mächtigen Hof umschließen, der rückwärts von Pferdeställen und Ökonomiegebäuden umgeben ist. Wo einst Fremde aus aller Herren Ländern Kraft machten, erzählen sich heute der Förster und der Pfarrer alte Geschichten, und den Platz der Postperde nehmen Adergäule ein. Aus einem berühmten Umspanneplatz ist ein Dorfwirtshaus von imposanten, fast historischen Formen geworden, überschattet im günstigen Fall von dem Adergut, das heute die Hauptsache ist, wo es früher nur ein Anhängsel des Gasthauses war.

Sind nun in solchen Gegenden die Wirte von der Höhe wichtiger Organe des Verkehrs wieder herabgestiegen und zu Bauern geworden, so sind sie doch eine besondere Art von Bauern. Überall, wo es noch einen tüchtigen Bauernstand giebt, bilden die Bauernwirte eine in ihrem Kreis hervorragende, einflußreiche Klasse, die die Vorteile des bäuerlichen Lebens mit dem Vorzuge verbindet, den die tägliche Berührung mit andern Schichten der Bevölkerung und die Verbindung mit den Kanälen bietet, in denen das Geld umläuft. Das Wirtshaus ist das größte Haus des Dorfes nächst dem Pfarrhaus, in seiner Einrichtung steckt ein stattliches Kapital, manches Zimmer scheint ja mit seinem ganzen Inhalt aus der Stadt hierher versetzt zu sein. In Kenntnis der Menschen und der Weltläufe übertrifft der Wirt oft den Pfarrer und den Lehrer, und gar nicht selten führt er mit Würde an dem Honoratiorentisch in seiner eignen Gaststube den Vorsitz. Das hindert ihn freilich nicht, die leeren Krüge und Gläser seiner Gäste mit eigener Hand zu füllen. Auch die Wirtin und das Töchterlein setzen sich mit ihren Strickstrümpfen an den gemeinsamen Tisch, wenn nach dem Nachtmahl ihre Geschäfte in der Küche besorgt sind. Mit der am Herrentisch gewonnenen Autorität wandert der Wirt zwischen den Bauertischen umher, die übrigens in der Regel an den Werktagsabenden nicht sehr gefüllt sind. Verheiratete, die etwas auf sich halten, und auf die, was wichtiger ist, ihre Weiber etwas halten, sind, außer an den Sonntagen, abends nicht im Wirtshaus zu treffen.

Natürlich hat der gesteigerte Fremdenverkehr in allen Industrie- und Touristenlandschaften Deutschlands auch den Wirt erfasst und umgeändert, und mit ihm alle dienstbaren Geister. Dabei bleibt aber doch immer ein Rest von Natur; denn das Wirtsgeschäft ist zu einem so großen Teil angewandte Lebenskunst, daß es ohne angeborne Gabe ebenso wenig gelingt wie eine andre Kunst. Es liegt nahe, zuerst an die Schauspielkunst zu denken; der Wirt muß sich ja „geben“ können. Man könnte ebenso gut an jene Kunst des Umganges mit Menschen denken, die eine der allerwichtigsten Voraussetzungen der Erfolge regierender Fürsten ist. Dem Fürsten rechnet man es hoch an, wenn er die Menschen wiedererkennt, die er einmal gesehen hat, und wenn er denen ein



passendes Wort sagt, deren Amt, Beruf, Verdienst ihm vorher mitgeteilt worden sind. Viel mehr leistet der Wirt, der auf einen Blick den in sein Haus eintretenden Fremden „nach Verdienst“ würdigt, d. h. zunächst ihm die richtige Nummer giebt und ihn dann weiter „entsprechend“ behandelt und — einschätzt. Laien behaupten, das sei keine Kunst, es genüge ein Blick auf das Gepäck; auch der Anzug verrate schon genug. Das sind sehr oberflächliche Urteile. Ich gebe zu, daß es am Anzug ein Stück giebt, das sehr weittragende Schlüsse auf seinen Träger erlaubt. Es ist das Schuhwerk. Ein Mann von Stand und Geschmack kann einen alten Filz, eine bäuerliche Toppie tragen: schlechtes Schuhwerk trägt er fast nie. Außerhalb Deutschlands ist dieses Kennzeichen unbedingt sicher. In Deutschland giebt es freilich eine höchst anständige Klasse, die noch immer schlecht „chauffirt“ ist. Das sind die Gutsbesitzer, und zwar nicht, weil und seitdem der Landbau schlechte Zeiten hat, sondern weil das Herumwandern auf klotigen Feldwegen den Stiefel erfordert. Eine Statistik des Verbrauchs von Schuhen und Stiefeln im deutschen Reiche würde ohne Frage eine Zunahme der beschuhten Männer und einen Rückgang der gestiefelten nachweisen, entsprechend der Zunahme städtischer Bevölkerung und städtischer Lebensweise. Wenn man aber abends durch die Korridore eines internationalen Hotels geht, kann man ziemlich sicher aus der Zahl der vor den Thüren stehenden Stiefel auf die der hier abgestiegenen deutschen Reisenden schließen.

Wenn man Gäste zu empfangen hat, muß man liebenswürdig sein. Ist der grobe Wirt dennoch nicht selten, so spricht sich darin die Schwierigkeit seiner Aufgabe aus. Der grobe Wirt spielt in der bairischen und österreichischen Dialektdichtung eine charakteristische Rolle. Baiern und Deutschösterreich sind die Länder, wo der Wirt dem Bauern noch am nächsten verwandt ist. Aber der grobe Wirt hat doch eigentlich seinen Beruf verfehlt. Der Geschäftsgeist kann die natürliche Liebenswürdigkeit auch nicht ersetzen. In der Schweiz geht man mit der Zufriedenheit des Handelsmannes aus dem Gasthaus, der für sein Geld erhalten hat, was er fordert. In Frankreich, in den Vogesen, im Schwarzwald, am Rhein, in Schwaben, in Tirol giebt es viel mehr Wirte und Wirtinnen, die ein natürliches Bedürfnis empfinden, es dem Gast behaglich zu machen. Das sind Länder, wo es ein Bauerntum giebt, das durch die Kultur veredelt, aber nicht entartet ist.

In dem ländlichen Gasthaus haben sich gerade hier gute Seiten des Bauern- und Bürgertums erhalten, jene Seiten, die Goethe herausgeföhlt und in „Hermann und Dorothea“ für alle Zeiten festgehalten hat. So kenne und ehre ich eine Wirtsfamilie, die ein kleines Fürstentum von Thälern, Bergen, Seen und Flüssen besitzt; in ihrem Hause hütet sie einen Familienschatz von altem Porzellan und Glas und wertvollen Bildern. Sie ist unzweifelhaft die erste im Ort, ihre Töchter sind, wie es dort zu Lande üblich, in einem Kloster im

italienischen Tirol erzogen, dabei arbeiten sie aber alle in der Wirtschaft mit. Die eine, künstlerisch beanlagt, hat das Speisezimmer mit japanisch-englischen Friesstengeln ausgemalt und schmückt allmorgendlich die Tische mit den geschmackvollsten Blumensträußen. Wenn im Herbst die Blumen selten werden, weiß sie Kohl-, Rotrüben- und Salatblätter zu überraschend schönen Krautsträußen zu vereinigen. Alles ist so gut, wie es die Leute geben können, und die Preise sind anständig. Der Gast fühlt sich in einem solchen Haus gehoben, es geht ein aristokratischer Zug hindurch. Jeder thut seine Arbeit, niemand drängt sich auf. Die Leute freuen sich, wenn sie gute Gäste haben und thun den andern gegenüber die Pflicht ihres Berufs. Ein solches Haus ist für den Reisenden eine Oase in der Wüste der modernen Reiseeinrichtungen und Reiseumethoden, besonders wenn die Tüchtigkeit seiner Besitzer dafür sorgt, daß es auch „mit der Zeit fortschreitet.“ Vor einigen Jahren kam ich die Mosel und die Saar herab, schlief die eine Nacht in Metz, die andre in Saarbrücken, die dritte in Trier. In Metz war ich in einem der alten französischen Hotels feinen Stils, es wurde von einem deutschen Gastwirtdilettanten kenntnis- und geschmacklos bewirtschaftet; in Saarbrücken war ich in einem neugebauten Haus für Geschäftsleute, das physisch und moralisch nach Kalk roch; in Trier in einem auf reisende Engländer zugeschnittenen Provinzialhaus. Am vierten Abend lief ich wie ein müdes Schiff in den stillen Hafen eines von Frauen liebevoll verwalteten kleinen, warmen Gasthauses in dem Moselstädtchen C. ein. Das Haus hat einen guten Namen, es trägt den Bädelerischen Stern, seitdem überhaupt Bädeler Hotelsterne verleiht, und es ist gut besucht. Auch diesmal saßen wir zu fünfzehn zum „gemeinschaftlichen Abendessen“ nieder und tranken dazu fünfzehn bis dreißig Schoppen C. er Schloßberg, hellgelben, grünlich-topasig schillernden. Tochter und Nichte warten auf, mit Grazie und Bestimmtheit. Die weibliche Leitung der Küche verrät sich in der Schüchternheit der Würzung der Speisen, sonst ist alles aufs sorgfältigste zubereitet. Zeitungen, Reisebücher, Schreibzeug, alles ist in schönster Ordnung. Sogar der staspielende Revierförster und Schiffskapitän nebst Gesellschaft finden Karten und Kreide hübsch auf einem Nebentisch vor dem Ledersofa zurecht gelegt. Die Mädchen sind unablässig in Bewegung, die Wirtin überwachte sie vom Tisch aus, wo sie nach dem Essen die Zeitung las. Ein Wink genügte. Ich ging nach dem kleinen Zimmer, das man mir angewiesen hatte, und fand es leer. Man hatte mir ein besseres eingeräumt, das man bis zur Ankunft des letzten Zuges für Familien bereit hält. Statt der Öldrucke schmücken hübsche Stickerien die Wände. Alles spricht hier von Sorgfalt und Bemühen. Es sind eben Menschen, mit denen man es hier zu thun hat, nicht Rechenmaschinen.

Zu welchen Verzerrungen des Einfachen und Natürlichen führt doch unser Stadtleben, wenn es sich die hier so holde und in jedem Sinn gute weibliche

Bedienung nicht mehr anders als mit einem unmoralischen Nebengeschmack vorstellen kann! Nur auf einer Wanderung in der Mark Brandenburg, nicht ganz nahe bei Berlin, ist es mir vorgekommen, daß in dem äußerlich anständigen Bierstübchen gegenüber dem einsamen Bahnhof die hochgewachsene Hebe sich als „Animirkeßnerin“ entpuppte, die mit unverschämt gestärktem Rauschkleid den Gast bedeutungsvoll streifte, indem sie wie aus Versehen ein zweites Glas zu dem lauen Fläschlein Bayenhofers stellte. Der volantsbesetzte Eindruck dieser verwehten Großstadtspflanze drängt in meiner Erinnerung selbst die an demselben Tage gewonnenen Bilder endloser gelber Lupinenfelder und kleiner rotbacksteinener Kotsassenhäuschen, sowie des akazienumsäumten Bucker Sees zurück.

Mit dem Dorfwirtshaus hat der Kellner nichts zu thun. Der Hausknecht ist streng aus der Wirtsstube gewiesen, Stall und Hof sind sein Revier. Ursprünglich verkehrte er mit den Gästen nur, wenn er ihnen ausspannte oder sie frühmorgens weckte, um, mit schwankender Laterne voranschreitend, die Schlaftrunknen zur Post zu führen. Die Zunahme des Verkehrs hat auch das geändert. Jetzt kommen die Kellner wie die Schwalben mit der „Saison“ und kehren im Winter in die Stadt zurück. Aber es wäre unbillig, den deutschen Kellner hier zu übergehen, weil er nur sporadisch auf dem Lande auftritt. Er ist uns eine willkommene Erscheinung in England und Australien, in Ägypten und Kalifornien. Wir wollen ihn darum in seiner Heimat nicht vergessen. Ehe er sein Glück in der weiten Welt versucht, verdient er sich die Sporen in dem Gasthaus einer kleinen deutschen Stadt. Wenn ich an dem deutschen Wirt oft manches auszufehen hatte, so habe ich fast immer mit stillem Wohlgefallen und nicht selten mit Sympathie das eifrige Walten junger Kellner beobachtet. Das sind in den bessern Häusern kleinerer Städte Jünglinge, die eine gute Schule hinter sich haben und mit einer gewissen Liebe ihren Schatz von Ortskunde, Sprachkenntnissen usw. an den verschwenden, der ihnen hilfsbedürftig scheint. Wenn des Abends die Gäste näher zusammenrücken und nur der anspruchslöse „Stamm“ noch übrig ist, wandert eine französische oder englische Grammatik hervor, die bei Tage unter Adress- und Kursbüchern ruht. Indem der junge Mann die geistreichen Sätze Ollendorffs lernt, träumt er sich in ein Welt-hotel in der Rue de Rivoli oder der Victoria Street oder noch weiter in die Welt hinaus. In Lissabon schrieb einer meiner Freunde seinen untrüglich niederbairischen Namen ins Fremdenbuch. Der internationale Oberkellner schaute ihn freudigfragend an: Kennen Sie den „Wilden Mann“ in Passau? — Natürlich, sehr gut, und seinen siebenzigjährigen Oberkellner kannte ich wohl, der leider tot ist. — Oh, der war mein Lehrer, ich habe vier Jahre als Kellner im „Wilden Mann“ gelernt. Wissen Sie, dieser Alte war bei den Kellnern Europas bekannt, der hat mehr als zwanzig ausgebildet, die in alle Welt hinausgewandert sind. Er sprach vier Sprachen, hat Passau nie wieder verlassen und war, mit all

seinen Ersparnissen, zufrieden, der erste und älteste Kellner seiner Vaterstadt zu sein.

Doch kehren wir aufs Land zurück. Das Dorfwirtshaus gehört dem Bauern, und bäuerlich bleibt es daher auch in allen Entwicklungen, die ihm der Fremdenverkehr auferlegt. Daher unterscheidet es sich ganz wesentlich von der „Pension,“ die nur für die Sommerfrischler hingestellt ist; es hat seine eigne Notwendigkeit und ein ganz andres Leben. Das bairische und das Schwarzwälder Wirtshaus wird nicht wie das schweizerische Hotel — und eine kleine Anzahl tirolische — im Winter geschlossen, um nur drei, in hohen Lagen gar nur zwei Monate dem Fremdenzuzug geöffnet zu sein, es ist den ganzen fremdenarmen Teil des Jahres auf seine ländliche Kundschaft angewiesen, die auch im Sommer nicht so scharf von der städtischen getrennt ist, sondern unverändert ihre Ansprüche auf Komfort und Verpflegung geltend macht. Die Ansprüche der Gaststube mit denen des „Herrenstübel“ zu vereinigen gehört zu den Aufgaben, die nur ein guter Wirt löst. Wenn die Bauern zu kugeln anfangen, während neben der Kegelbahn im Wirtsgarten eben das Essen für seine Gäste aufgetragen wird, lassen sie sich leicht Ruhe gebieten; nicht so leicht läßt sich der Lärm einer Bauernhochzeit mit dem Ruhebedürfnis nervöser Städter vereinigen. Doch schlägt hier die alte Anziehung zwischen Quabn und Madln manchmal die Brücke, da es die „Stadtfragen“ gar nicht unter ihrem Stande finden, sich im bäurischen Ländler zu drehen, was auch die Burschen gern annehmen. Am leichtesten ebnet aber ohne Zweifel das Bier, der Trunk, der allen zugänglich ist, die Verschiedenheiten aus. Ein gutes, billiges Bier, das dem Holzknecht ebenso gut mundet wie dem Touristen, giebt dem ganzen Wirtshausleben einen im guten Sinne demokratischen, daher behaglicheren Charakter.

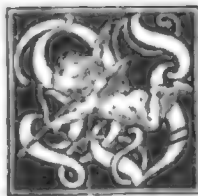
Wenn ich hier eine angenehme Seite der Vereinigung des Trinkhauses und Gasthauses unter demselben Dache berühre, will ich nicht die Nachteile verbergen, die daraus so oft für das gute deutsche Gasthaus hervorgehen. Mit dem Egoismus der Genußsucht überschreitet die Kneipgesellschaft Raum und Zeit, in die eine billige Rücksicht sie bannen sollte. Am obern Ende der Wirtstafel trinken Familien Thee, während am untern das Wein- oder Biergelage mit Cigarrenqualm und banalem Gerede schon begonnen hat. Und zu später Stunde, wo reisemüde Wandrer gern Ruhe hätten, lärmt diese Gesellschaft, deren laute Unterhaltung sich zum Gebrüll gesteigert hat, in den Morgen hinein. Auch im Auslande zeichnen sich besonders Deutsche durch die Rücksichtslosigkeit aus, womit sie ihren Trinksitten fröhnen; es hebt nicht ihr Ansehen, daß sie, um ungestört kneipen zu können, die „Schwemm“ dem Salon, das Rendezvous des cochers dem Speisesaal vorziehen. In der lieben Heimat bedroht diese Neigung am meisten das beliebte Gasthaus, von dem es in den Büchern heißt: Einfach, bürgerlich, gut, billig. Was will man mehr? Aber gerade



diese Rose hat viel Dornen. Der einfachste und natürlichste Fall ist, daß mehr Leute so denken wie ich, und daß mich ihre Menge in meinem einfachen bürgerlichen Behagen stört. Es ist aber noch der beste Fall. Minder leicht ist die parasitische Dornenentwicklung der Stammgäste zu ertragen, die guter Wein oder alte Gewohnheit an das obere Ende des Speisetisches zieht, wo sie ihr Kartenspiel mit Faustschlägen auf den Tisch begleiten, überhaupt sich mit einer Ungenirtheit benehmen, die ich nicht nachahmen könnte, wenn ich wollte. So kämpft das deutsche Gasthaus den ungleichen Kampf mit dem Trinkhaus, in dem es vielleicht nur dann nicht unterliegt, wenn ihm Fremde ohne „Trinkfitten“ zu Hilfe kommen. Ich komme in ein ländliches Gasthaus, das wunderschön am Eingang eines vielbesuchten Parks liegt. Er ist wie gemacht zum ruhigen Aufenthalt. Ich bin erstaunt, das als trefflich gerühmte Haus in Unordnung zu finden. Zimmerschlüssel verlegt, Zimmer nicht gelüftet usw.: die bekannten Übel. Der Wirt entschuldigt sich mit drei Berliner Bankiers, die gestern abend gekommen und bis heute früh um fünf bei mehreren üppigen Bowlen sitzen geblieben sind. „Hoffentlich haben Sie die Herren ruhig trinken lassen und sie einem Kellner übergeben!“ — „Wo denken Sie hin? Ich mußte aufbleiben, denn da handelte es sich um feinste Sorten. Nein, ich war der letzte.“ Und heute, es ist Sonntag, hat dieser Mann sein Haus voll Gäste, die alle seine Aufmerksamkeit heischen. „Wie können Sie das?“ — „Man muß! Das ist die ganze Kunst. Diese paar Sommermonate sind unser Geschäft, da heißt es, alle Nerven anstrengen, im Winter ruhen wir wie die Dachse.“ Dabei kann natürlich das Haus nicht in Ordnung kommen. Der Mann wird im besten Fall ein paar Jahre früher Privatier, aber als Gastwirt bleibt er ein Stümper.



## Die Kaufleute im Kaiserhof



Wenn diese Zeilen durch die Druckerpresse gehen, versammeln sich hunderte durch geschäftliche Tüchtigkeit, Erfolge und Erfahrungen ausgezeichnete Kaufleute und Fabrikanten aus allen Teilen Deutschlands in der Reichshauptstadt zu einer Kundgebung für die Vermehrung der deutschen Kriegsflotte. Man kann den Wert solcher Versammlungen und „Kundgebungen“ im allgemeinen so hoch oder so gering anschlagen, wie man will — ich halte unter hunderten kaum eine für der Rede wert —, diese Versammlung und diese Kundgebung scheint doch eine besondere Beachtung zu beanspruchen, sowohl der Sache wegen, der sie gilt,

wie der Leute wegen, von denen sie ausgeht. Die Sache ist in den Grenzboten schon gründlich behandelt worden, aber die Leute sind es noch nicht. Si duo faciunt idem, non est idem. Wenn Kaufleute Politik treiben, so ist das etwas besonderes.

Die versammelten Handels- und Fabrikherren wollen und werden natürlich zunächst ihr Urteil abgeben als Geschäftsleute, vom Standpunkte ihrer eignen und ihrer Standesgenossen geschäftlichen Interessen. Das ist bei der Sachkunde der Herren sehr viel wert, und man kann nur wünschen, daß dem deutschen Michel im Kaufmannsstande die Notwendigkeit einer starken Seemacht, deren Nutzens für Handel und Industrie ja nicht in Gelde berechnet werden kann, recht klar und eindringlich ad oculos demonstriert wird. Die Vorlage ist nach dieser Richtung hin ungenügend vorbereitet an den Reichstag gelangt. Erst in letzter Stunde hat man, wie es scheint, daran gedacht, daß der Entwurf doch vor allem eine handelspolitische Begründung verlangt, und hat dann im Reichsmarineamt die dem Zahlengehalt nach sehr wertvolle, dem Text nach aber ganz ungenießbare Denkschrift: „Die Seeinteressen des deutschen Reichs“ zusammenstellen lassen. An den zur Vertretung der materiellen Interessen, man kann auch sagen: der Sonderinteressen des deutschen Handels berufnen Stellen, im Auswärtigen Amt, im Reichsamt des Innern, in den verschiedenen Handelsministerien, hat man sich um die Sache augenscheinlich viel zu wenig, viel zu spät gekümmert, und eigentlich ist es nur der Kaiser selbst gewesen, der in seinen hie und da gehaltenen Reden das Navigare necesse est und die Notwendigkeit der gepanzerten Faust in unsrer Seehandelspolitik von vornherein sachgemäß und mit vollem Nachdruck begründet hat. Diese Lücke kann und wird die Kundgebung der versammelten Handels- und Fabrikherren vortrefflich ausfüllen, am vortrefflichsten, je schärfer dabei der kaufmännische, der geschäftliche Standpunkt zum Ausdruck kommt. Auch im Prinzip ist es gut, wenn gerade von diesem Standpunkt aus der kurz-sichtigen Übertreibung manchesterlicher Konsequenzen ein Ende gemacht wird, die in der Phrase ausklingt, unser Seehandel habe bisher ohne die gepanzerte Faust seine Erfolge erzielt, und deshalb brauche er sie auch in Zukunft nicht. Es gilt auszusprechen, daß die Zeiten eben anders geworden sind, schon durch den Übergang zum Absperrungssystem bei den Staaten und Nationen, die sich dank ihrem Riesenanteil an der Erde das erlauben können. Es gilt dem kaufmännischen Verstande kaufmännisch klar zu machen, daß die englische, die russische, die amerikanische und auch die französische Konkurrenz den deutschen Seehandel trotz seiner bisherigen Erfolge schwach und matt zu setzen vermöchte, wenn England, Rußland, Nordamerika und Frankreich nicht nur den durch ihre politischen Grenzpfähle umschlossenen Teil des Erdballs unserm Absatz versperrten, sondern außerdem auch noch durch ihre Kreuzer und Linienschiffe mit einem klug berechneten Netz von Kohlen- und Flottenstationen die politisch

noch unabhängigen Staaten zwingen, ihrem Handel und Kapital Monopole, rechtlich oder thatsächlich, einzuräumen, die dem deutschen Handel neue lohnende Abgabewege zu finden unmöglich machen und die bisher gefundenen abgraben würden. Es gilt den Kaufleuten die Augen dafür zu öffnen, daß unsre Konkurrenz das lieber heute als morgen thun möchte, und daß nur die gepanzerte Faust sie davon abhält, daß es damit aber natürlich ein Ende hat, wenn wir länger an den Vorurteilen des Agrarstaats kleben, der nur zum Küstenschutz eine Flotte brauche. Die Versammlung und Kundgebung vom 13. Januar wird zweifellos und mit Fug und Recht im Ausland wie im Inland aufgenommen werden als ein Zeugnis von dem fachmännischen Verständnis des deutschen Handels- und Gewerbestandes für die neue handelspolitische Aufgabe des Reichs, für den neuen Kurs, den der Kaiser in der Welthandelspolitik zu gehen für geboten hält, und schon die große Mehrzahl der Männer, die die Einladung unterzeichnet haben, bürgt dafür, daß dieses Zeugnis schwer in die Waagschale fallen wird, vollwichtiger in gewissem Sinne als das Votum des Reichstags selbst. Mit verschwindenden Ausnahmen sind es Männer, die das Vertrauen ihrer Berufsgenossen auf ihre handelspolitische Erfahrung und Urteilsfähigkeit an die Spitze von lokalen oder Fachvereinigungen berufen hat, und die jeder gebildete Kaufmann und Industrielle Deutschlands als die Sachverständigen kennt, die berufen sind, ein den praktischen Bedürfnissen, Wünschen und Absichten der an unsrer Welthandelspolitik interessirten Bevölkerungskreise entsprechendes Votum abzugeben. Bekannt sind diese Männer vor allem der deutschen Geschäftswelt auch dahin, daß sie nicht geneigt und gewohnt sind, mit solchen „Kundgebungen“ einen Schlag ins Wasser zu thun, nicht ausgedroschnes Stroh noch einmal zu dreschen. Sie sind bekannt als gewiegte, praktische Geschäftsleute, die, wenn sie sich zu Kundgebungen herbeilassen, damit auch praktisch wirken wollen. Nur platonische Neigungen zu zeigen ist nicht ihre Gepflogenheit. Weit entfernt ist bei dieser Versammlung doch wohl auch jeder Gedanke an eine parteipolitische Maché und an einseitige örtliche Wünsche und Interessen. Es ist — wie schon in den Grenzboten hervorgehoben worden ist — hocherfreulich, daß die süddeutschen, sächsischen, thüringischen Handels- und Gewerbekammern schon die Einladung fast vollständig durch ihre Vorsitzenden unterzeichnet hatten, und daß die binnenländischen Interessen die Hauptrolle dabei spielen. Man muß wünschen, daß dieser Charakter auch der Versammlung selbst gewahrt bleibt.

Es ist über die Bahnen, die unsre Handelspolitik in Zukunft einschlagen, und über die Aufgabe, die unsrer Seemacht dabei zufallen soll, schon viel geredet worden, in gewissem Sinne viel zu viel. Über die Pläne für weitausschauende zukünftige Unternehmungen, zu denen sich der Kaufmann entschlossen hat und sich hat entschließen müssen, wenn er vorwärts, nicht rückwärts kommen will, spricht er nicht viel. Aber auch in der Handelspolitik, zumal jetzt in

der deutschen, ist Reden Silber, Schweigen Gold, und wer die Rede nicht gebraucht, seine Pläne zu verbergen, der soll lieber schweigen als reden. Freilich im konstitutionellen Staate muß die Regierung reden, auch wo sie lieber schweigen möchte, und auch der deutsche Kaiser mußte über die Handelspolitik und Flottenfrage reden, schon um dem Volke jeden Zweifel darüber zu nehmen, daß er für sein Teil wenigstens die Pflicht seines hohen Amtes klar erkannt habe und für ihre Erfüllung auch in der Handelspolitik einzutreten entschlossen sei. Das deutsche Volk und Deutschlands Handel und Gewerbe wird ihm das noch danken. Der Konkurrenz hat er dabei die Karten nicht verraten; Kiaotschau würde dem verschwiegensten Kaufmann Ehre machen. Aber man muß in Deutschland noch auf ganz anderer Seite über handelspolitische Maßnahmen schweigen lernen, und dazu sollte, wenn die Kaufleute und Industriellen am 13. Januar den Kern der Sache, um den sich zur Zeit der parlamentarische Streit noch dreht, treffen wollen, die Versammlung zu allererst etwas beitragen. Dem Reichstage hat vor allem die Kundgebung zu gelten. Die verbündeten Regierungen legen mit Recht den größten Nachdruck auf die Endgiltigkeit der Bewilligungen für die Marinevermehrung, auf die Vermeidung alljährlich wiederkehrender grundsätzlicher Debatten über die Flotten- und Weltpolitik Deutschlands vor der ganzen Welt, und kein verständiger Kaufmann wird sich der Berechtigung dieses Verlangens verschließen können. In nichts spricht sich die handelspolitische Unreife der Mehrheit der Bevölkerungskreise, die bis jetzt im Gegensatz zu Handel und Industrie in unsern parlamentarischen Körperschaften fast ausschließlich vertreten sind, deutlicher aus, als in dem völligen Mangel an Verständnis dafür, daß, wenn die Vermehrung der Flotte, wie die Regierungen sie vorschlagen, an sich als notwendig anerkannt werden muß, es als Superlativ von Zweckwidrigkeit und handelspolitischem Ungeschick zu bezeichnen ist, wenn man die Geldmittel dazu nicht heute definitiv, sondern in sieben einzeln zu debattirenden Jahresraten bewilligen will. In England, selbst in Frankreich, lacht man uns deshalb mit Recht aus. Dort werden Vorlagen, die unserm gegenwärtigen Marinegesetzentwurf entsprechen, ohne Debatte, ohne Reden, ohne den Versuch bewilligt, aus der Regierung Erklärungen herauszupressen, die sie gar nicht geben darf. Dieser handelspolitische Takt fehlt im Reichstag in einem Grade, der mit einer kräftigen Flottenpolitik völlig unverträglich ist, und es wird endlich zu dringender Pflicht der Selbsterhaltung, daß die Vertreter der handelspolitischen Einsicht und des kaufmännischen Sachverständnisses auch in Deutschland sich aus ihrer nachgerade unverantwortlichen Passivität aufraffen und den Herren Volksvertretern aus andern Bildungskreisen unzweideutig die Fingerzeige geben, wie in Zukunft ihre, der Kaufleute, Sache, d. h. die Handelspolitik und die Flottenpolitik, auch parlamentarisch behandelt werden soll. Die Inhaltlosigkeit der vorgeschügten „konstitutionellen Bedenken“



braucht man Vertretern der kaufmännischen Intelligenz nicht erst auseinander zu setzen. Daß die neuen Schiffe nicht in einem Etatsjahre gebaut werden können, berührt das Recht und die Pflicht des Reichstags, die einmal als notwendig erkannten Aufwendungen jetzt zu bewilligen, gar nicht. Auch die Finanzlage des Reichs steht dieser endgiltigen Bewilligung nicht entgegen. Die „konstitutionellen Bedenken“ sind thatsächlich Hokusfokus der Parteipolitik, der in jeder halbwegs verständigen Generalversammlung einer Aktiengesellschaft einer ähnlichen Frage gegenüber unmöglich wäre. Es wäre dringend zu wünschen, daß die versammelten Handels- und Fabrikherren auch darüber unumwunden ihre Ansicht kund gäben.

Damit wird freilich die Abgabe eines ausgesprochen politischen Urteils verlangt, aber das geht nicht mehr anders. Die deutschen Kaufleute müssen deutsche Politiker werden, sie müssen einen hohen politischen Einfluß eingeräumt erhalten in einem Reiche, dessen politischer Schwerpunkt nicht länger ausschließlich innerhalb der Grenzpfähle des alten, stark beschnittenen Grund und Bodens des deutschen Bundes seligen Angedenkens gesucht werden darf. Aber der Himmel bewahre Deutschland vor neuen politischen Mächten und Machthabern, deren Politik nicht unwandelbar fußt auf einem felsfesten Untergrund der Vaterlandsliebe. Wir haben gerade genug an jenen „vaterlandlosen“ Stimmen, die imstande sind, auf Deutschlands Politik einen übermäßigen, oft ausschlaggebenden Einfluß verfassungsmäßig auszuüben. Wie stehts damit in der Kaufmannschaft? Die Versammlung am 13. Januar sollte auch darüber die dringend erwünschte Beruhigung schaffen, die versammelten Handels- und Fabrikherren sollten keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß neben dem kaufmännischen Interessenstandpunkt die Vaterlandsliebe als oberstes Gesetz auch den deutschen Kaufmann regiert, in der Heimat wie draußen, und daß die Leute lügen, die ihm heute noch diese erste, unerläßlichste Vorbedingung heilsamen politischen Einflusses absprechen.

Der alte Jude Sirach hat geschrieben: „Wie der Nagel in der Mauer zwischen zween Steinen steckt, also steckt auch Sünde zwischen Käufer und Verkäufer.“ Aber heute, so scheint es mir, steckt sie auch gerade so zwischen Meister und Lehrling, zwischen Bauer und Knecht. Das „mobile Kapital“ hat in der Sünde nichts mehr voraus. Vor hundertundzwanzig Jahren hat der Prophet der „klassischen Nationalökonomie“, Adam Smith, behauptet, keine Eigenschaften seien weniger verträglich miteinander, als die des Kaufmanns und die des Politikers. Als Politiker müßten die Handelsherren dasselbe Interesse haben wie das Vaterland, als Kaufleute hätten sie gerade das entgegengesetzte. Ich glaube nicht, daß sich die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft bei ihrem bekannten Bescheide, sie und der deutsche Handelstag hätten sich um Politik, auch um Handels- und Flottenpolitik, nicht zu kümmern, in einem Anfall übertriebener Selbsterkenntnis von dieser alten Weisheit

haben beeinflussen lassen, aber das glaube ich doch, daß sich sehr viele Handels- und Fabrikherren in Deutschland scheuen, fast schämen, die Vaterlandsliebe offen als Richtschnur ihres politischen Verhaltens in der Flottenfrage anzuerkennen, ja daß ihnen die manchesterliche Orthodoxie so tief im Blute sitzt, daß sie die Vaterlandsliebe lähmt und trübt bis zur praktischen Wert- und Kraftlosigkeit. Wenn man die Notwendigkeit der neuen Bahnen der deutschen Wirtschaftspolitik einsehen, wenn man für die Kaufmannschaft einen größeren Anteil an der Politik verlangt, wenn man die Behandlung, die ihr von vielen Seiten heute zu teil wird, als Ungerechtigkeit und Thorheit, als den Ausfluß von Neid und widerlicher Splitterrichterei verdammt, dann hat man zweifellos die Pflicht, nach der Vaterlandsliebe des deutschen Kaufmanns zu fragen und der Frage auf den Grund zu gehen. Die Intelligenz in unserm Handel und unserer Industrie sollte sich hüten, der Frage auszuweichen, sich den Angriffen auf ihre Regierungsfähigkeit gegenüber taub und blind zu stellen. Vollends die Herren jüdischer Abkunft thun sehr unklug daran.

Was ist denn Patriotismus, was ist Vaterlandsliebe in praxi, in der Politik von Kaufleuten vor allem? Versicherungen der Vaterlandsliebe hören wir ja auf allen Seiten, von Herrn v. Plöy über das Zentrum bis zu Bebel und Genossen. Man soll sich hüten, so leicht hin den Kaufleuten die Vaterlandsliebe abzusprechen, ohne ihnen zu sagen, was man darunter versteht. Das hat keiner besser gethan als Professor Oldenberg in seinem bekannten Vortrag über „Deutschland als Industriestaat,“ der, so verkehrt er in seinen Voraussetzungen und so übertrieben er in seinen Folgerungen ist, einen geradezu erschreckenden Beifall und Widerhall gefunden hat in weiten und einflußreichen Kreisen der Gebildeten gerade jetzt bei Eröffnung des neuen Kurses in unserer Handelspolitik. Er spricht darin dem „Kapital,“ d. h. den Großindustriellen und den Großhändlern vor allem, jede wirtschaftliche Voraussicht, jede Sorge für die Zukunft ab. Der Sinn für die Zukunft werde von ihm systematisch erstickt. Alles sei darauf eingelegt, nur nach heute und morgen zu fragen. Der leitende Gesichtspunkt seines Vortrags — sagt Oldenberg selbst — „das ist der Gegensatz zwischen der Augenblickspolitik, die das Kapital immer verfolgt hat und seiner Natur nach verfolgen muß, und zwischen der weitblickenden Sorge für die Zukunft, die wir für eine nationale Wirtschaftspolitik fordern.“ Gerade diese weitblickende Sorge für die Zukunft, nicht nur für ihre Söhne und Schwiegersöhne in London, New-York, Paris und Petersburg, sondern für die Zukunft des Vaterlands, des deutschen Volks, das ist die Vaterlandsliebe in der Politik der Kaufleute, die wir von den Vertretern des „Kapitals,“ den Handelsherren und Industriellen, fordern müssen in dem neuen handelspolitischen Kurs und Gott sei Dank auch fordern dürfen trotz Adam Smith und trotz Oldenberg und seinen neuen Propheten in der Nationalökonomie, die den alten in nichts nachstehen in Unfehlbarkeit und Übertreibung.

Es sind schwere Beschuldigungen, die in den Oldenbergschen Behauptungen der Kaufmannschaft gemacht werden, und es ist deshalb doppelt zu beklagen, daß ihnen durch die Stellung eines Teils des deutschen „Kapitals“ zur Flottenfrage ein Schein von Berechtigung verliehen worden ist. Es wäre verkehrt, diesem Vorurteil, diesem tiefen Mißtrauen gegen die Kaufmannschaft gegenüber den Vogel Strauß spielen und sich so stellen zu wollen, als ob das alles nur gegen Börsenjobber gemünzt sei, als ob man durch etwas Schutzöllnertum und Kunstfreundlichkeit das Patent für „nationale Wirtschaftspolitik“ erhalten könne. Es gilt endlich offen und ehrlich, einer für alle und alle für einen, dem Unsinn und der Lüge von der Unverträglichkeit des sogenannten „Kapitals“ mit der Vaterlandsliebe entgegenzutreten. Das deutsche Volk braucht mehr als je Vertrauen zu seinen Kapitalisten, und das wird denn auch nicht fehlen, wenn sich unsre Großhändler und Großindustriellen freimütig und öffentlich bekennen als das, was sie fortan sein müssen: die zuverlässigsten Stützen der kaiserlichen Politik, die treuen Vorkämpfer des Deutschtums überall, mögen sie Juden sein oder Christen.

Zum Schluß noch einen kurzen Hinweis auf die ganz außerordentliche Bedeutung der Leistungen unsrer Kaufmannschaft für das soziale Gebiet. Man streitet unnötig viel über das Plus und Minus der landwirtschaftlichen und der industriellen Bevölkerung; darüber, ob das Reich schon als ein Industriestaat bezeichnet werden soll oder noch als ein Agrarstaat. Danken wir dem Himmel, daß unsre Landwirtschaft die unverwüßliche Gesundheit und Lebenskraft hat, die sie vor der Rolle der großbritannischen und irischen bewahren wird, auch wenn sich die industrielle Bevölkerung in den nächsten Jahrzehnten verdoppelt und verdreifacht. Wer die englische Eigentumsverteilung von landwirtschaftlichem Grund und Boden in Verbindung mit der natürlichen Beschaffenheit des Gesamtareals gehörig in Rechnung stellt, wird die Unvergleichbarkeit der englischen und der deutschen agrarischen Entwicklung einsehen und aufhören, die englischen Zustände als Schreckgespenst hinzustellen. Das, wonach man heute bei uns fragen muß, ist das Verhältnis der industriellen Arbeit Deutschlands zu der anderer Industriestaaten, namentlich Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Zahl der von der Industrie lebenden und deshalb in zunehmendem Maße vom überseeischen Handel abhängigen erwerbsthätigen Leute mit ihren Familien. Und da lehrt nun die Statistik, daß Deutschland thatsächlich schon an der Spitze der genannten Industriestaaten marschiert. Es ist mit seinen 8300000 in der Industrie beschäftigten Personen Frankreich um fast 4000000 voraus, den Vereinigten Staaten um mehr als 3000000. Wenn Großbritannien mit Irland nach dem Zensus von 1891 in der Industrial class 9000000 erwerbsthätige Menschen gezählt hat, so ist ein großer Teil auf die Händler mit Industrieprodukten, die dabei mit gezählt sind, abzurechnen, sicher nicht unter

einer Million. Jedenfalls steht Deutschland an industriell thätigen Menschenhänden hinter England nicht mehr zurück. Bezüglich der Arbeiter, d. h. abgesehen von den Arbeitgebern und den auf eigene Rechnung arbeitenden Personen, zeigen die Zahlen dasselbe Verhältnis, vielleicht noch etwas ausgesprochener zu Ungunsten unsers gewaltigsten Nebenbuhlers auf industriellem Gebiet. Und Deutschland hat keine Kolonien, die für den Absatz der Arbeitserzeugnisse und für die Lieferung unentbehrlicher Rohstoffe nennenswert in Betracht kämen; seine Kaufmannschaft hat in fremdem Lande für die heimische Industriebevölkerung das Brot zu suchen, unter schwierigen, oft feindseligen Verhältnissen, im Kampf mit mangelndem Rechtsschutz, im Kampf mit gewaltthätigen, vorurteilsvollen, nicht selten fanatischen Behörden, Einwohnern und Händlern. Man möchte an dem gesunden Menschenverstande des deutschen Philisters verzweifeln, der diesen klaren Thatsachen gegenüber nicht für die Flottenvermehrung Lärm schlägt statt gegen sie, wo er doch sonst Angst genug hat vor jeglicher Gefahr für sein bißchen Hab und Gut, Profit und Zinsen. Und wie erscheint in dieser Beleuchtung die Haltung der verdienstvollen achtundvierzig Volksvertreter sozialdemokratischer Farbe? Werden die über 6000000 deutschen Industriearbeiter nicht endlich einsehen, daß das Votum dieser achtundvierzig in der Flottenfrage der infamste Verrat am Arbeiterwohle ist, an den wichtigsten Lebensbedingungen für die Zukunft der 6 Millionen und ihrer Familien? Die achtundvierzig wissen wohl selbst nicht, was sie thun, aber sie haben jedes Recht verscherzt, sich über den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit zu beklagen.



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böginger“

(Fortsetzung)

### 3. Wie es vor acht Jahren anfing



Vor acht Jahren war Madlene anders. Da war alles ganz anders. Die ganze Welt war anders. Die Berge waren höher, der Schnee war nicht so glatt, da hat niemand ein Bein gebrochen; im Frühling war das Gras grüner, die Aue war weiter und schöner, die Berchen waren lustiger, alle Leute freundlicher und besser; da spielten die Musikanten noch so hübsch zum Tanz auf, und das Zuchschreien der Burschen lautete so prächtig, daß auch der Madlene das Herz im Leibe lachte. Ach, da wars schön auf der Welt!



Es war Frühling. Damals war zwar das ganze Jahr ein Frühling, aber es ist der wirkliche Frühling gemeint, der an den Spitzen der Fichtenzweige rötliche Staubläpchen und purpurne, zarte Zapfenansätze hervorlockt und Hain, Flur und Wald bevölkert mit holden Freudenwesen, die, schwarzäugig, in Liedern schwelgen; der wirkliche Frühling, der an den Rändern und an den Felsen hinauf die Erdbeerblüte hervorzaubert und dem Boden unter den Tannen seinen warmen Odem einhaucht, daß die braunvölligen Wedeltrollen der Farnkräuter hervorbrechen. So ein schöner Frühlingstag war es. Die Sonne stand schon hoch, und im Müsershaus schlug die Schwarzwälderin gerade elf Uhr.

Madlene! rief die Mutter, es ist alles fertig und eingepackt, tummel dich!

Aber die Madlene steckte die Zöpfe erst noch einmal richtig und band sich ein feuerrotes Musselintüchlein um die Stirn und unter dem Zopfneft herum. Dann nahm sie den auf der Ofenbank stehenden Korb auf den Rücken und den bereit stehenden grünen Henkeltopf und eilte davon. Der Korb und der Henkeltopf enthielten die Mittagsmahlzeit für den Vater und die Madlene.

Der Kleine war noch in der Schule, der Große in der Fremde, und der Vater fällt mit allen Nachbarn der Gemeinde im Walde Holz.

Das Dörflein hat über dem Berggründen drüben eine ausgedehnte Gemeindefeldwaldung, immer eine Wand von schönerem Bestand als die andre. Aus der Gemeindefeldwaldung bekommt jedes Haus jährlich eine Klafter Holz und den Abraum vom Schlag. Das ist das Nachbarrecht. Zur Bestreitung des Gemeindefeldhaushalts wird aber noch etwas darüber zum Verkauf gemacht, sodaß man von Ortsumlagen nichts weiß. Jedes nachbarberechtigte Haus hat zu diesem jährlichen Holzschlag, zur sogenannten Maß, die gewöhnlich nach der Frühjahrssaat „gemacht“ wird, einen Mann zu stellen, und nach der Vollendung des Schlages wird der Ertrag, das Maßholz, verlost.

Aus jedem Haus wird das Mittagessen dem Holzmacher in den Wald getragen. Wenn sich dann an der Bergwand lagernde Gruppen zum Speisen gebildet haben, so sprudelt Humor und Witz dabei wie ein mutwilliger Waldbach, und es schallt und hallt oft ein herzliches Lachen zur stillen Waldwiese hinab. Kommt einmal des Einen oder des Andern wandelnde Küche nicht zur rechten Zeit, so wird der ohnedies schon Ungehaltene zur Zielscheibe allerhand spitzer und drolliger Redensarten, sodaß ihm nicht selten vor Ärger der Appetit vergeht.

Madlenens Vater hatte sich mit seinem Nachbar zusammengethan zur Maß, weil immer zwei Mann gemeinschaftlich arbeiten mußten; das verlangte schon die Schrotsäge. In der Nähe dieser Kompagnie arbeitete der damals ungefähr zwanzig Jahre alte Rödersfrieder mit einem guten Freund. Und weil zwischen den gefällten Bäumen dieser beiden Parteien eine alte, verraste Meilerstätte lag, so war es ganz natürlich, daß sich diese vier Mann auf der runden, grünen Tafel morgendlich zur Mahlzeit lagerten.

Manche der Speiseträger eßen vor, manche nach dem Waldgang zu Haus; manche nehmen ihr Teil mit, um es an der Seite des Holzmachers im Wald zu genießen, je nach Lust und häuslichen Umständen. Madlene hatte sich für die letzte Weise entschieden und ließ sich an der Seite des Vaters vorzüglich schmecken. Denn damals war es noch anders. Da schmeckte auch das Essen anders. Aber wie es damals dem Frieder schmeckte, das anzusehen war doch eine wahre Lust. Er hatte die Hemdärmel bis an den Ellenbogen aufgestülpt beim Holzmachen, und so aß er auch. Und wie er so dalag an der Schüssel, und Gesundheit und Kraft aus allen Blößen lachte, da hätte ein Mädchen wahrhaftig blind sein müssen,

wenn es nicht ein wenig hätte betroffen werden wollen. Madlene fühlte, daß sie nicht zu oft nach diesem Frieder hinschleien dürfe; denn sie wollte mit keiner Miene verraten, daß sie am liebsten gar nicht von ihm wegesehen hätte. Eine solche Bangigkeit hatte noch nicht hinter dem Brusttücklein gewirtschaftet. Aber der Frieder mußte schon damals ein hartköpfiger Bursche sein; denn er merkte nichts und merkte nichts.

Die Tafel ward aufgehoben. Die ältern Männer suchten das Kühle, um mit geschlossenen Augen ein Stündchen zu ruhn. Die Jugend verschmähte es jedoch, die Augen zu schließen. Alte Tannenzapfen trugen den neckenden Übermut hin und her, und junge Speiseträgerinnen wurden von losen Burschen gejagt und niedergeworfen, daß sie hellauf lachten und freischten.

Frieder blieb liegen. Wenn er gradaus sah, traf sein Blick auf die Füße der Madlene. Im häuerlichen Leben hat ja das nichts zu sagen. Aber dem Frieder mußte der Anblick doch was zu sagen haben. Er hatte eben keinen rohen Sinn, und die Saiten seines Gemüths waren schon durch Feinheiten in Schwingung zu bringen. Und so sah denn der Frieder „gradhinaus wie ein gestochnes Kalb.“ Hätte er seinen schönen Kopf nicht einmal ein wenig nach hinten werfen können, daß sein Blick das Mädchen unter einem andern Winkel getroffen hätte — mindestens in der Gegend des Busens, sodaß er gesehen hätte, wie dort die Bangigkeit wirtschaftete —, oder etwas weiter hinauf den wonnigen roten Saum der weißen Zähne, oder noch ein wenig höher, die eggertsen Augen, die sich jetzt unbeobachtet wußten und wie angeheftet auf dem Burschen ruhten?

So war es schon mit Schweigen und Zurückhaltung angegangen. Freilich war es ein andres Schweigen: das Schweigen der Apfelblüten und Rosenknospen, wenn sie der Mittagssonne ihre Herzen öffnen, nicht das Schweigen der Entsagung: das Schweigen der zitternden Hingebung im tiefen Grund des Herzens.

Plötzlich springt Madlene auf. Da wirft Frieder den Kopf zurück. Sein Blick trifft in das eggertse Auge: ein banges, geheimnisvolles Haften, Glühen. Dann klapperten Löffel, Messer, Gabeln, Teller, Töpfe, und Madlene lehrte der alten Meiserstätte den Rücken. Sie lief schneller, als es nötig gewesen wäre, in schräger Richtung an dem Abhang dahin.

Frieder trieb mit wuchtigen Arztschlägen einen Keil in einen Baumkloß und gab so das erste Zeichen zum Abbruch der Mittagskraft. Bald erdröhnte die Bergwand unter Sägen und Schlägen der fleißigen Leute, und alles ging seinen gewohnten Gang, als wäre nichts Besondres vorgefallen. Es war auch weiter nichts.

Das war am Freitag vor Pfingsten gewesen.

Die Maß war gewältigt. Der Heiligabend hatte wie überall, so auch in unserm geschichts- und zukunftslosen Dörflein den Frauen und Mädchen viel Arbeit zugewiesen. Es gab zu scheuern, zu putzen und zu backen, so viel, daß die Mannsperjonen hausflüchtig wurden, um nicht mit ihrer Tölpelhaftigkeit den emsigen, aufgeregten, hin und her schießenden Wirtschaftserinnen im Weg zu sein. Die Buben tummelten sich auf der „Randesucht,“\*) die Burschen holten Maien, die Alten machten sich in Scheune, Schuppen und Stall zu schaffen. Nur der Schneider war nicht von seiner Brücke zu bringen; der hatte bis zum Kirchgang am kommenden Morgen noch viel vom Gewissen herunter zu arbeiten. Es gab nur einen im Dorf. Der bügelte gerade einen „Mozen,“ als die Thüre aufging und ein prächtiger Mädchenkopf in die Stube guckte und rief: Wie weit seid Ihr mit

\*) Randesucht.

meiner Schoppen? — Da hängt sie. Wenn du sie morgen so anziehen wolltst, wär mirs ein großer Gefallen. — Alter Lügensager! Die ist ja nur geheftet. Ich glaub's. Ihr thät't Euch nichts draus machen und schicktet mich mit den großen weißen Stichen in die Kirch! — Probier sie einmal an, Madlene! — Madlene huschte in die Stube. Aber es sind ja noch keine Ärmel drin. — Gleich! — Der Schneider stellte sein Bügeleisen in die Kohlen und heftete die Ärmel an. So, nun flink! — Madlene schlüpfte in das unfertige Ding. — Es kommt alles drauf an, wie sie unter den Ärmeln ringsherum sitzt. So, recht schön so! Dabei strich er und zupfte und zog bald hinüber, bald herüber, bald nach unten, bald nach oben. Sitzt wie angegossen, Madlene! Morgen beim ersten Läuten bring ich dir 's Schöppl! — Das läßt Euch Gott reden! Machts nur gut und bügelt's hübsch! — Wie der Wind war sie wieder davon.

Im Müsershaus wurden an dem Abend auch noch Waffeln oder Pfannkuchen gesotten. Das war von altersher das Pfingstrecht, vielmehr die Pfingstplicht der Hausfrau. Madlene hatte natürlich dabei zu helfen. Ja, das Waffelsieden! Wenn es gefehlt hätte, wär das kein richtiges Pfingsten gewesen.

Der Kleine hatte sich heute nicht auf den Spielplätzen herumgetrieben. Er war in das letzte Schuljahr eingerückt und nicht mehr auf die Mondesucht erpicht, biß schon etwas Gesehtes heraus und kam eben mit etlichen Birken an, als das Waffelsieden in der Küche begann. Die Nacht war schon angebrochen. Madlene eilte zum Kleinen in die Hausflur und rief: Kleiner, was host du doch su große Birken! Warn sie dir nit zu schwer? — Freilich! Wenn der Mödersfrieder nit ein Einsehn gehabt hätt, wärs übel gungen. Der hat meine Mai'n mit auf seinen Handwagen geladen. Ich hab mich mit angespannt; so gings prächtig! — Hat der auch Mai'n geholt? — Was denn? Und große, zweimal so groß wie die da! — Husch! war die Madlene wieder beim Waffelsieden in der Küche.

Ob sie auch sehr müde war, in dieser Nacht wälzte sich Madlene lange schlaflos in ihrem Bett. Sollte der Mödersfrieder schon Eine haben? Wer wirds sein? Wem wird er die Mai'n stellen? An mich denkt niemand in der Welt. — Ich muß doch gar nit schön sein! — Und sie weinte in dieser Nacht zwischen zwölf und ein Uhr wie ein kleines Kind, bis sie einschlief.

An der „Porlam“\*) hin — einem von der Küche auslaufenden Gang, dessen eine Längswand von der Brüstung bis unter das Dach offene Bogen hat — lief eine dünne Stange zum Trocknen kleiner Wäsche; darauf saß die treue Haus-  
schwalbe und sang ihren Morgengruß, der durfte zum Pfingstfest nicht fehlen. Drinnen die Schwarzwälderin verkündigte mit vier hellen Glodenschlägen den Anbruch der Morgentröte. Alles schlief noch fest im Müsershaus. Es war ja der erste Feiertag. An keinem andern Morgen macht sich das Bedürfnis der Ruhe so nachhaltig geltend als am ersten Feiertagsmorgen, weil er vom arbeitschweren Heiligabend geboren wird. Und an keinem andern Morgen wirkt der Zauber der Ruhe so gewaltig; denn auf den ersten Feiertag folgt ja noch ein zweiter. In die Ruhe herein ragt Ruhe, nicht Arbeit, wie an einem Sonntag. Die Sonntags-  
ruhe wird in schlimmen Arbeitszeiten für den Landmann durch den Montag hart bedrängt. Aber der Morgen des ersten Feiertags blickt nach dem Morgen eines zweiten Feiertages, der den ersten jeglicher Berührung mit den Mühen und Drang-  
salen der arbeitsvollen Zukunft enthebt und dadurch seine Feier und weihvolle Ruhe zu einer Höhe steigert, die das menschliche Gemüt in eine Glückseligkeits-

\*) Emporlaube.

stimmung versetzt, wie sie im irdischen Leben eben nur durch den ersten Feiertag gewirkt werden kann. Feste können nur durch einen zweiten Feiertag zu „hohen“ Festen werden. Erst durch ihn wird der erste Feiertag zum heiligsten Tag der Himmelsruhe in Gott. Von einer Ahnung dieser Erhabenheit zeugt die Strenge der Heilighaltung, die das Volk dem ersten Feiertag allezeit zu wahren gewußt hat.

Das Lied der Schwalbe klingt in eine feierliche Stille hinein. Nur dann und wann läßt der Haushahn seine Stimme erschallen, um dem Nebenbuhler drei Häuser weiter mit einem Zeichen von Bollbewußtsein seiner Herrscherwürde zu antworten. Ein prächtiges Morgenrot beginnt sich zu entfalten. Ein besiedelter Sänger nach dem andern erwacht. Über dem Müserzhaus schwebt eine schmetternde Lerche. Auf dem Birnbaum hinter der Porlam schlägt der Fink. So ist es jeden Morgen, seit der Lenz regiert. Und doch ist es heut anders. Es ist alles ernsthafter und feierlicher. Wissen denn die Tiere auch, daß erster Feiertag ist? Sie haben jeden Tag ersten Feiertag, soweit sie noch nicht der Natur abwendig gemacht sind. Aber der ewigen Naturweihe sind wir am Werkeltag unzugänglich; am ersten Pfingstmorgen ist unsre Seele stille genug für den Geist der Wahrheit.

Mit dem letzten der sechs hellen Glodenschläge erhebt sich im Müserzhaue die Hausfrau gestärkt vom Lager. Sie begiebt sich nach der Stube und ans Fenster, um die Feierlichkeit dieses Morgens auf sich wirken zu lassen. Sie braucht niemand zu wecken; es ist heute erster Feiertag. Bei diesem Gedanken ist es ihr, als schwebte sie durch das Zimmer; so leicht und wohl ist ihr zu Mut, daß sie singen möchte. Es waren ihr auch schon einige Töne über die Lippen geschlüpft; aber da dachte sie an den Großen in der Fremde. Wo wird er heute zur Kirche gehen?

Sie schob das Fenster nächst der Hausthüre auf. Mit einem Ruf der Überraschung fuhr sie wieder zurück. Da standen vor der Hausthür zwei mächtige Maien, die ihre Spitzen hoch über die Dachrinne erhoben. In der ersten Erregung eilte sie hinaus, Madlene zu wecken. Doch auf der zweiten Bodentreppekehrte sie wieder um. Schlaf du, Madlene! Ruh aus! Wer weiß, obs frommt? — Sie holte zwei große Töpfe und stellte die Birkenstämme hinein; dann goß sie Wasser ein — damit sie hübsch frisch bleibn. Ach, als ich meine ersten Mai'n geseht bekommen hatte! Die Freud selmal! Nun gehts bei der Madlene so an. Sie wischte sich eine Thräne aus dem Gesicht. Inzwischen war der Hausvater auch erschienen. Und als er die Maien anstaunte, sagte sein Weib, das hinter ihm stand: Weißts noch? Warn schöne Tag, jenes! Wie die Zeit vergeht! Sie ging in die Küche zur Bereitung der Morgensuppe. Der Kleine lächelte, als er die Maien vor der Thüre sah; aber er sprach kein Wort darüber, weder zur Mutter noch zum Vater, noch später zur Schwester. Er brummte aber damals schon vor sich hin: Was is denn mei Sogen?

Madlene hatte sich um eine Stunde verschlafen. Die Natur hatte ihr Recht gefordert. Sie fuhr mit beiden Händen nach der Brust, als sie die Maien sah, wurde feuerrot und hätte sich beinahe geschämt. Dann ging sie über den Hof nach dem Holzschuppen, als fehle es an Holz in der Küche; aber drinnen im Schuppen wandte sie sich um und blickte nach den Maien drüben an der Hausthüre, wie groß sie wären und wie prächtig belaubt, und wie schön weiß die Stämme blipten. Dabei vergaß sie das Holz und kam leer in der Hausflur an, sodasß sie noch einmal hinüber mußte. Zum zweitenmal blieb sie ein wenig länger: der Anblick war zu schön, und die Gedanken, die sich daran knüpften, jagten einander wie spielende Vöglein im blühenden Kirschbaum. Aber nun brachte sie wirklich Holz.



Beim ersten Läuten brachte der Schneider die Schöpe. Der Kleine saß im Hofe auf einem Holzkloß und schmierte das Schuhwerk, Vater und Mutter waren im Stall. Madlene war allein in der Stube und stand am Spiegel, ihr Haar feiertagsmäßig zu bändigen, als der alte Schneider eintrat. Sie fuhr herum und wäre beinahe erschrocken. Weil es aber der Schneider war, lachte sie ihn an und fragte nichts darnach, daß eine schöne Neugierde das blütenweiße Hemd und den unter dem Kinn querhinslutenden Haarschwall zu durchbrechen drohte.

Ihr seid doch ein braver Mann! Ste wird mir doch gut stehn? Legt sie außs Webzeug! Wenn ich hernach vorbei in die Kirche geh, werdt Ihr mit schon sehn. Allerweil hab ich keine Zeit zum Anprobirn.

Wenn ich daheim sein werde! Hab da noch viel an den Mann zu bringn. Zerreiß dei Schöpla gsund, Madlene! Guten Morgen! Der Alte hatte noch eine hübsche Anzahl neuer Kleidungsstücke über dem Arm liegen und schritt stolz durchs Dorf, als hätte er einen Haufen Heldenthaten zur Schau zu tragen.

Nach der Morgensuppe schnitt Madlene einen Rosmarinstengel, etliche Mustatblättlein, Gelbveichelein und Nurrkeln ab, fügte alles zu einem Sträußchen und machte sich auf den Weg zur Kirche, das Konfirmationsgesangbuch in der Hand und das weiße Thränenüchlein im Schürzenband. Die Kirche war eine Viertelstunde entfernt. Wer sich zur Madlene gesellte, kam auf ihre Maien zu sprechen, und sie hatte manchen Stich auszuhalten. Das junge Volk trieb sich unter den blühenden Bäumen vor der Kirchhofsmauer schäkern umher. Madlene aber wagte es nicht, sich darunter zu mischen. Ihre eigenste Freude wollte sie sich nicht zerzupsen und zerzausen lassen. Sie wäre gern dem Rüdersfrieder begegnet — der Maien wegen, weil sie ihn daraufhin einmal ansehen wollte. Wie sie durch das Mauerthor geschritten war und eben einmal an ihren Strauß roch und sich dabei ein wenig umsah, stand da wirklich der Frieder im Gespräch mit seinem Nachbar. Madlene erschrak, daß das Sträußlein ihrer Hand entfiel, und als sie es aufhob, fiel das Gesangbuch zur Erde. Frieders Nachbar rief lachend: Was hast du denn schönes gefunden, Madlene? Hast ja Glück wie ein Göllesunntigskind! Frieders Rücken war ihr zugekehrt. Nun drehte sich der Ersehnte um, und Madlene guckte ihn wirklich auf ihre Maien hin an. Es war freilich nur so wie zufällig im Vorübergehen. Aber was kann nicht vorgehen zwischen zwei Augenpaaren auch im Augenblick des Vorübergehens! Das Schicksal zweier Menschen mit unendlich viel Glück oder Elend kann sich da anspinnen.

Der Frieder sprach kein Wort; er mußte ganz vergessen haben, was ihm vor zwei Tagen auf der alten Meilerstätte aus den eggertsen Augen ins Herz gefallen war, und daß es ihm aus den eignen Augen geglüht hatte. Denn auch seine Augen sagten nichts. Kurz, der Kerl nahm sich aus wie ein leeres Blatt Papier.

Nun hatte sie ihn daraufhin angesehen und mußte leer ausgehen. War ers, oder war ers nit? So gings ihr im Kopf herum, auch während der Predigt. So gings ihr am Mittagstisch im Kopf herum und nachmittags, als sie sich hinter den Gartenzäunen hinschlich. Die Lerchen sangen: Er wars! und die Grasmücken und der Spottvogel sangen: Er wars nit! Er wars nit! Und der Rotschwanz nickte, und die Bachstelze schüttelte mit dem Kopf. Die Bienen an den Stachelbeerhecken summten: Was gehts uns an? und die Maikäfer brummten: Wer wird denn so blöd sein? Frag ihn doch!

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stillstand der Sozialreformen? Die Entgegnung, die der Staatssekretär des Innern in der Reichstagsitzung vom 13. Dezember vorigen Jahres dem Abgeordneten Bebel auf seinen abgedroschnen Vorwurf: die Arbeiter fänden keine genügende Berücksichtigung im Reich und in den Einzelstaaten, hat zu teil werden lassen, ist natürlich Veranlassung geworden zu neuen beweglichen Klagen über den Stillstand der Sozialreformen in dem vielstimmigen Chor der Generalpächter sozialer Gesinnung und Arbeiterfreundlichkeit. In bekannter Weise haben dabei besonders die sozialpolitischen Rundgebungen des Kaisers von 1890 wieder gehalten müssen. Auch die Soziale Praxis der Herren von Berlepsch und von Mottenburg hat es sich nicht nehmen lassen, ihren Lesern von neuem den angeblichen Widerspruch zwischen der heutigen Lage der Sozialpolitik im Reich und der Kabinettsordre vom 4. Februar 1890 aufzutischen, in der es heißt: „daß es eine Aufgabe der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben.“ Diese mißbräuchliche Verwertung der Februarerlasse durch Leute, die weder zur Mitarbeiterschaft an der Spezialität unserer „ersten“ Pamphletisten, Quidde und Harden, noch zur Gefolgschaft der Herren Bebel und Liebknecht gehören, hat ihre giftige Wirkung dadurch nicht verloren, daß sie chronisch geworden zu sein, und daß man sich gewissermaßen an sie gewöhnt zu haben scheint. Es ist vielmehr, schon in Rücksicht auf die akuten Erscheinungen, die die bevorstehende Reichstagswahlkampagne zeitigen dürfte, dringend geboten, dieses Haupt- und Paraderüstzeug der sozialistischen Schwarmgeister, wo immer es in Aktion gesetzt wird, in seiner ganzen Kläglichkeit zu zeigen. Seine Schärfe besteht doch nur in der Gedankenlosigkeit der Masse und seine Wirkung in der Untergrabung des Vertrauens dieser Masse zu der Person des Kaisers, desselben Kaisers, der wegen der Februarerlasse von der sozialpolitischen Reaktion aufs äußerste verhöhnt und bekämpft worden ist und noch bekämpft wird. Man kann die Frage füglich für müßig erklären, ob die Rundgebungen von 1890 mit Rücksicht auf jeden möglichen Mißbrauch durch Unverständige und Böswillige besser unterblieben wären. Sie sind da, sie sind gemißbraucht worden, wie Worte und Sätze und der ganze Inhalt von Thronreden und andern „Allerhöchsten“ Rundgebungen gemißbraucht worden sind zu allen Zeiten und überall, auch vor und nach Bismarcks Rücktritt. Aber das steht fest: sie werden in der Geschichte Wilhelms II. dereinst ein schönes, rühmenswertes Blatt bilden, trotz Mißbrauch und Undank, die bisher ihr Lohn waren. Davon, daß sich heute die Sozialpolitik des Reichs in Widerspruch gesetzt habe zu dem sachlichen Inhalt der 1890er Politik, kann gar keine Rede sein; die Mederei vom „neuesten Kurs“ in diesem Sinn ist bis heute eine Fabel, eine Lüge geblieben. Wie könnte sich auch ein Politiker mit gesunden Sinnen nur so stellen, als ob er die von der Sozialen Praxis zitierten Sätze der Kabinettsordre vom 4. Februar 1890 dahin aufgefaßt hätte, daß nun, sofort, überall, für alle Arten von Arbeitern nach Geschlecht, Alter und Beschäftigung und ohne jede Rücksicht

auf alles historisch Gewordne und berechtigt Bestehende eine bis ins einzelne gehende Reglementirung „der Zeit, der Dauer und der Art der Arbeit“ zur ausgiebigsten Wahrung „der Gesundheit, der Sittlichkeit, der wirtschaftlichen Bedürfnisse und des gesetzlichen Anspruchs auf gesetzliche Gleichberechtigung“ der Arbeiter von Reichs wegen Platz greifen sollte? Wie könnte er behaupten, daß der Kaiser das versprochen habe, und daß man deshalb heute, im Januar 1898, die Regierung des Widerspruchs mit dem kaiserlichen Wort von 1890 beschuldigen dürfe? Die Herren von Berlepsch und von Rottenburg selbst sind sicher am weitesten davon entfernt, so etwas zu glauben und so etwas zu behaupten. Wie würden die Dienste, die sie dem Kaiser jahrelang geleistet haben, wohl sonst bezeichnet werden müssen? Aber die Fabel vom neuesten Kurs hat doch nur Sinn, wenn man solchen Unsinn in die Erlasse hinein deutet. Faßt man sie auf als das, was sie in Wahrheit sind und nur sein können, als allgemeine, prinzipielle, ihrem Wesen nach zunächst rein theoretische Darlegungen persönlicher Anschauungen des Monarchen über zukünftig ins Auge zu fassende Ziele der Fürsorge für die arbeitenden Klassen, so fällt selbstverständlich jedes Recht, irgend welche sozialpolitische Maßnahmen der letzten Zeit als einen Bruch des kaiserlichen Wortes darzustellen, in sich zusammen. Der Kaiser hat 1890 sehr nachdrücklich und zur rechten Zeit jenem rücksichtslosen Unternehmeregöiismus und seinen noch rücksichtslosern Organisationen, die sich nach Durchführung der Arbeiterversicherung das Recht anmaßen wollten, sich als unübersteigbaren Wall zwischen Arbeiter und Regierung einzuschieben und so unumschränkt die soziale Gesetzgebung zu beherrschen, den Niegel vorgeschoben, und die Grenzboten und alle ihre Freunde haben ihm das gedankt und werden es ihm immer danken. Herr von Berlepsch und Herr von Rottenburg müssen wissen, was dieser Schritt im preussischen Deutschland bedeutete, sie müssen wissen, wie die ausgesprochen antisoziale großindustriell-agrarische Fronde seit 1890 gegen den Kaiser geheßt und geschürt hat und immer noch heßt und schürt bis an die Stufen des Thrones heran, und Herr von Berlepsch und Herr von Rottenburg sollten deshalb wenigstens, soweit ihr Einfluß reicht, alles anbieten, zu verhindern, daß dieser Fronde immer wieder Wasser auf die Mühle gegossen wird. Wenn sie dieser Pflicht in der öffentlichen Diskussion der Frage vom Stillstand der Sozialreformen nicht genügen, so trifft sie ein schwerer Vorwurf.

Die Erklärungen des Staatssekretärs des Innern vom 13. Dezember gegen den Abgeordneten Bebel verdienen den vollsten Beifall jedes verständigen Sozialpolitikers in Deutschland. Es war wohl gerechtfertigt, den sozialdemokratischen und andern sozialen Hehereien gegenüber auf die Riesenerleistung des Reichs in der Arbeiterversicherung hinzuweisen, auf die gesetzlich sicher gestellte Aufwendung von täglich 1 000 000 Mark für die arbeitenden Klassen zur Linderung der leidigen Folgen des Lebens von der Hand in den Mund. Was ist solchem dauernden Aufwand gegenüber die einmalige Ausgabe, die jetzt für die Instandsetzung der vernachlässigten Flotte verlangt wird? Schon um die 365 000 000 Mark an jährlicher Rente für die deutsche Arbeiterschaft zu sichern, ist die in der Marinevorlage geforderte einmalige Prämie gerechtfertigt. Der Staatssekretär hat auch mit Recht auf die fast vollständige Befreiung der Arbeiter von den direkten Steuern in den Einzelstaaten hingewiesen; hierbei kommt in Betracht, daß neben dieser Befreiung überall vielleicht noch höher zu bewertende und steigende Zuwendungen an die ärmern Bevölkerungsschichten in der Form staatlicher und kommunaler Kranken-, Armen- usw. Fürsorge stehen. Schon dieser Thatsache gegenüber ist die

Behauptung Bebels: die Arbeiter fänden keine genügende Berücksichtigung im Reich und in den Einzelstaaten, unwahr. Freilich nicht um ein Haar unwahrer als die agrarische Behauptung: die Landwirtschaft sei seit Bismarcks Abgang mißhandelt worden. Man müßte eigentlich darüber staunen, daß Graf Posadowsky dieser agrarischen Unwahrheit gegenüber nicht ein Wort der Entgegnung gefunden hat, wenn man nicht wüßte, wie die Sachen nun einmal stehen, und wie sie vollends stehen würden, wenn nicht des Kaisers Autorität über den Herren schwebte — nicht als toter Bierat, sondern als persönliche aktive Kraft mit höchstem Verantwortlichkeitsgefühl auch für die 1890er Rundgebungen.

Weit wichtiger aber war das, was der Staatssekretär des Innern am 13. gerade über die Notwendigkeit der Ruhe in der sozialpolitischen Gesetzgebung gesagt hat, und seine treffende Zurückweisung der sozialen Vielregiererei. Wir müssen in der Sozialpolitik durchaus einmal zur Ruhe, zur Besinnung, zum Verdauen kommen, wenn der soziale Fortschritt nicht zum Rückschritt werden soll. Je entschiedener die Regierung jede Aussicht des durch den staatssozialistischen Doktrinismus im Laufe der letzten zehn Jahre in Masse gezüchteten Strebertums vernichtet, wieder einmal in der Gesetzgebung und in der Verwaltung seinen Thatendrang befriedigen zu können, um so eher wird es möglich sein, in der Praxis und in der Wissenschaft der Sozialpolitik zu der Ruhe zu gelangen, die die Vorbedingung für dauernde, segensreiche Erfolge ist. Von diesem Gesichtspunkt aus hat man die Erklärungen des Grafen Posadowsky im Interesse des wahren sozialpolitischen Fortschritts aufs wärmste zu begrüßen, und man kann nur wünschen, daß die Thaten den Worten entsprechen mögen. In der Praxis wie in der Wissenschaft hat uns die Sucht nach Neuem und die Unmaßung und Einseitigkeit der Neuen auf den Holzweg geführt, der zur Vernichtung des sittlichen Wertes der Individuen, zur Aufhebung der sozialen Pflicht und der Verantwortung der Einzelnen und damit zum Verfall des Ganzen führen muß. Da ist Ruhe und Beruhigung zu schaffen die dringendste Aufgabe der Staatsgewalt als sozialer Heilanstalt. Brom kann sie nicht verschreiben, und Zwangsjacke und Gummizelle würden wahrscheinlich mehr aufregen als beruhigen. Der Kranke muß vor allem von der überlegnen Unbeugsamkeit des Arztes dem Größenwahn und der Reformsucht gegenüber überzeugt werden, wenn er zur Vernunft kommen soll. Damit ist hoffentlich jetzt der Anfang gemacht, und wer noch gesunden Sinn behalten hat unter den Freunden sozialen Fortschritts, der sollte den Staat kräftig in seinem Beruhigungsverfahren unterstützen.

Nicht einen Stillstand, sondern einen Fortschritt in der Sozialpolitik bedeutet diese Ruhe, es sei denn, daß man das Ausbrüten neuer sozialpolitischer Probleme und ihre Ausgestaltung zu Gesetzesparagrafen als Selbstzweck betrachtete. Wer die Besserung der sozialen Lage und die Sicherung des sozialen Friedens als Zweck der Sozialpolitik des Reichs anerkennt, der hat auch die Ruhe, die nach dem Willen der verbündeten Regierungen jetzt in den äußern Reformen eintreten soll, als unerlässliches Mittel zum Zweck zu begrüßen. Freilich, wer mit den Menschen umspringen zu dürfen glaubt, wie der Chemiker mit Atomen, wer die unberechenbaren und unbezwingbaren Regungen im Menschenherzen, die guten wie die bösen, und die tausenderlei Kombinationen von Dummheit und Klugheit im Menschenkopfe nicht kennt und nicht berücksichtigt, der kann das nicht verstehen. Aber der soll auch den Staatsmann und Sozialpolitiker nur in der Studirstube spielen. Vor den Leuten soll er den Mund halten, ja schon im Hörjaal wird er mehr schaden als nützen.



Zur Ruhe kommen müssen zunächst die deutschen Arbeiter selbst. Sie haben ja im ganzen das alte Jahr verhältnismäßig ruhig beschloffen und das neue in Frieden begonnen. Es scheint, daß sich in dem an der Jahreswende 1896/97 im Hamburger Hafen tobenden Kampfe die sozialdemokratischen Unruheftifter etwas stark verschossen haben, und wenn nur die Herren Kathedersozialisten ihren Thatendrang bemeistern lernen, so werden wohl die Arbeiterführer nicht wieder sobald die Verantwortung für neue Massenausstände übernehmen. Aber die Brentanosche Einmischung in den englischen Maschinenbauerausstand zwingt uns auf der Hut zu sein. Die deutschen Arbeiter haben 1897 überall ihr gutes Brot gefunden, das neue Jahr fängt fast mit noch bessern Aussichten an. Wer arbeiten will, wird auch 1898 guten Verdienst haben und nach besserem zu streben ermutigt werden. Wehe denen, die sich anmaßen sollten, die Arbeiter in Deutschland wieder zu Ausständen zu verleiten, um doktrinären Hirngespinnsten praktische Experimente folgen zu lassen. Die Ausstandsschürerei der sozialistischen Professoren und Pastoren geht weit hinaus über die Grenzen, die durch die *Salus publica* der Freiheit der Wissenschaft gezogen sind, und wer von den Herren in Zukunft nicht hören will, der wird fühlen müssen. Zur Ruhe kommen sollen endlich aber auch die Unternehmer. Wer der privaten Unternehmerschaft überhaupt den Garaus machen will, der mag das nicht einsehen, aber er soll sich dann offen zum vollständigen Bruch mit der bisherigen Gesellschaftsordnung bekennen, er soll ehrlich auf die Seite der Sozialdemokratie treten, auf die Seite der ausgesprochenen Feinde des bestehenden Staates und seiner Autoritäten. Gibt man die Berechtigung der Fortdauer des privaten Unternehmertums zu, so muß man auch die unerträgliche Hege gegen die Unternehmer, wie sie bisher auf der ganzen Linie der doktrinären Sozialreformer in der Mode war, als unvernünftig, zweckwidrig und vor allem als ungerecht zugeben. Es ist unverständlich, wie Leute mit gesundem Verstand und etwas Gerechtigkeitsfönn, die sich sozialpolitischer Einsicht rühmten, die unerträgliche Ungerechtigkeit nicht erkannten, die in der grundsätzlichen, bedingungslosen sogenannten Arbeiterfreundlichkeit unsrer modernen Kathedersozialisten liegt. Systematisch haben diese vermessenen Volkspädagogen die Unternehmerschaft verbittert und die ins Recht gesetzt, die ihr jedes Nachgeben auch gegen wohlbe- gründete Forderungen der Arbeiter als eine Untergrabung der eignen Existenzbedingungen hinstellten. Die Körbe voll ungewaschenem Zeug, die Jahr für Jahr aus den staatssozialistischen Lehrwerkstätten Deutschlands in die Druckereien geliefert worden sind, um „Kapital“ und „Kapitalisten“ in ihrer teuflischen Bosheit vor allem Volk zu brandmarken, haben dem Fortgang der sozialen Reformen unendlich geschadet, noch viel mehr als die materiellen Opfer und Unbequemlichkeiten, die viele der schablonenhaft eingeföhrten äußern Reformen für einen großen Teil der Unternehmer im Gefolge gehabt haben. Es ist traurig, wie es diese Pharisäer der Arbeiterfreundlichkeit grundsätzlichen ablehnen, sich auch einmal in die Lage der Unternehmer zu versetzen und sich zu vergegenwärtigen, wie es dem wohlwollenden, gewissenhaften Arbeitgeber zu Mute ist, wenn es von Professoren und Pastoren seinen Arbeitern als Pflicht gepredigt wird, in ihm nur den Feind, den gewissenlosen Ausbeuter zu betrachten, dem jedes Recht in seiner eignen Werkstatt genommen werden müsse, weil er es doch nur mißbrauche, um dem braven, harmlosen, fleißigen Arbeiter, von dem er erhalten werde, sein sauer verdientes Brot zu verkürzen und zu stehlen. Man weiß nicht, soll man über die Dummheit lachen oder weinen, die den sozialen Reformen auf diese Weise dienen will und doch auch die Beibehaltung des privaten Unternehmertums zu wollen vorgiebt. Als ob nicht der

gute Wille der Unternehmer von der größten Bedeutung wäre für alle Sozialreformen in der heutigen Gesellschaftsordnung! Dadurch ist man zu der Absurdität gekommen, daß der Staat je zehn Arbeitern einen Schutzmann oder gar einen Gewerberat begeben müßte, um den sogenannten Arbeiterschutz zur Wahrheit zu machen. Also gebt Ruhe in der Sozialpolitik, ihr Herren Gesetzgeber, wenn ihr die Sozialreformen im Sinne der kaiserlichen Rundgebungen von 1890 nicht zum Stillstand bringen wollt! Gebt Ruhe, ihr Herren Kathedersozialisten, wenn euch nicht der Staat mit gewaltiger Hand das Handwerk legen soll, wo ihr zu lange als Böcke die Gärtner gespielt habt, eurer anmaßlichen Arbeiterfreundschaft zu Liebe, aber den Arbeitern zu Leide!

Der Handel folgt der Flagge! Neben der schon ein Vierteljahrhundert lang aus eigener Kraft bestehenden deutschen Ringfinlinie, deren Dampfer schon seit Jahren aller vierzehn Tage von Hamburg nach Japan fahren, dehnt nun auch die Hamburg-Amerikanische Paketfahrtgesellschaft, die größte Dampfergesellschaft der Erde, ihre Fahrten nach Ostasien aus! Am 25. Januar wird der erste große Dampfer der Gesellschaft dorthin abgehen, und zwar ohne mehr als einen andern europäischen Hafen anzulassen; vorläufig soll monatlich ein Dampfer (mit 12 Seemeilen Geschwindigkeit) abgeschickt werden, später sollen noch schnellere Passagierdampfer in die Linie eingestellt werden. Fürwahr ein prächtiges Unternehmen, kühner Handelsherren würdig, das goldne Früchte für ganz Deutschland tragen kann, wenn es richtig gewürdigt wird. Mit Recht ist die mächtige hamburgische Gesellschaft stolz darauf, daß sie von jeher aus eigener Kraft, ohne jede Staatshilfe wachsen und schaffen konnte. Während die vom Reiche unterstützten Dampfer des Norddeutschen Lloyd den größten Teil ihrer Ladung in Antwerpen, Southampton und Genua nehmen, also auch noch dem Auslande billige Frachtgelegenheiten bieten, wollen die hamburgischen Dampfer ohne Staatshilfe und ohne fremden Seehandel zu fördern, den Wettbewerb gegen die staatlich unterstützten deutschen und fremden Linien aufnehmen. Das fordert Bewunderung und warmes Lob! Aber nicht das allein — denn gerade weil diese weitblickenden unternehmenden deutschen Männer aus eigener Kraft es wagen, auf gut Glück die deutsche Handelsflagge in den fernen Osten zu führen, ohne daß ihnen der Einsatz an Unkosten, den das großartige Unternehmen fordert, bei Mißerfolgen von irgend jemand gedeckt werden würde, hat das Vaterland, also das Reich, die Pflicht diese Thatkraft wirksam zu schützen. Der Deutsche, der in fernen Gewässern für sich und also mittelbar auch für das Vaterland wirkt, Handelsgelegenheiten aufspürt und ausnützt, der hat dasselbe Recht auf Schutz durch die Reichsgewalt, wie jedes andre nützliche Glied der Gesellschaft im eignen Lande. Glückauf den hamburgischen Reedern, die so großes beginnen! Möchten sie alle fremden Flaggen bald im Erfolge hinter sich lassen! Dem Kühnen gehört die Welt! — Was werden aber die Theoretiker nach Schema „Richter“ von solcher Thatkraft sagen?

G. W.

Sozialdemokraten und werktätiges Volk. Die sozialdemokratischen Zeitungen nehmen bei ihren Neujahrsbetrachtungen den Mund natürlich wieder gewaltig voll. Es wird mit ungeschwächten Kräften weitergewühlt, gehegt, gestachelt und gelogen. Der Leipziger Volkszeitung, „Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes“ (Auflage 22500) war am 31. Dezember ein Wandkalender für das Jahr 1898 beigelegt, der folgende Tabellen enthält, die also dem werktätigen Volke jeden Tag des neuen Jahres vor Augen stehen sollen:

Die Schulden des deutschen Reiches betragen:

1877 . . .	16300000 M.	1890 . . .	1118000000 M.
1880 . . .	218057600 "	1895 . . .	2081219800 "
1885 . . .	410000000 "	1897 . . .	2151902800 "

Daneben besteht noch eine unverzinsliche Reichsschuld in Gestalt von Reichstaffenscheinen (120000000 Mark).

Die Zinsen für die Reichsschuld betragen:

1880/81 . . .	8941800 M.	1890/91 . . .	48274100 M.
1886/87 . . .	18625000 "	1894/95 . . .	68975900 "
	1897/98 . . .		75066300 M.

Für Heer und Marine sind die Ausgaben inkl. Pensionsfonds seit 1872 gestiegen:

	Reichsheer		Marine
1872 . . .	355,6 Millionen M.		31,2 Millionen M.
1877/78 . . .	391,0 " "		60,4 " "
1882/83 . . .	389,3 " "		36,7 " "
1887/88 . . .	552,7 " "		53,0 " "
1892/93 . . .	618,8 " "		91,8 " "
1897/98 . . .	637,2 " "		119,7 " "

In den 26 Jahren (1872—97) sind verausgabt:

für das Reichsheer . .	12650600000 M.
„ die Marine . . . .	1531900000 "

Eine Hausfrau mit einer fünfköpfigen Familie muß beim Einkauf ihrer Bedürfnisse pro Woche folgende indirekte Steuern bezahlen. Auf

$\frac{1}{4}$ Kilo Mehl . . . . .	2 Pfg.	$\frac{1}{4}$ Kilo Reis . . . . .	1 Pfg.
14 " Brot . . . . .	84 "	1 " Fleisch . . . . .	20 "
$\frac{1}{2}$ " Hülsenfrüchte . . . . .	1 "	$\frac{1}{3}$ " Tabak . . . . .	4 "
$\frac{1}{4}$ " Kaffee . . . . .	10 "	2 Liter Bier . . . . .	2 "
$\frac{1}{5}$ " Zucker . . . . .	4 "	$\frac{1}{2}$ " Schnaps . . . . .	13 "
$\frac{1}{2}$ " Salz und Schmalz je . . . . .	6 "	$\frac{1}{2}$ " Petroleum . . . . .	6 "
$\frac{1}{6}$ " Gewürz . . . . .	2 "	3 Stück Seringe . . . . .	3 "

Mithin hat die Familie jede Woche 1,64 M. oder im Jahre 85,28 Mark indirekte Steuern zu bezahlen bei einem Einkommen von 800 bis 900 Mark, also den zehnten Teil. — Wie schwer diese indirekte Besteuerung hauptsächlich auf den ärmern Klassen lastet, zeigt folgende Zusammenstellung. Es sind jährlich pro Kopf der Bevölkerung zu zahlen:

Kaffee und Kaffeeurrogate . . . . .	94,0 Pfg.	Baumwollengarn . . . . .	15,7 Pfg.
Wein und Obstwein . . . . .	29,8 "	Petroleum . . . . .	108,4 "
Reis . . . . .	8,4 "	Tabaksteuer und Zoll . . . . .	112,0 "
Seringe . . . . .	7,3 "	Salzsteuer und Zoll . . . . .	92,0 "
Thee . . . . .	4,9 "	Zuckersteuer und Zoll . . . . .	193,0 "
Vieh . . . . .	9,4 "	Branntweinsteuer u. Zoll . . . . .	288,0 "
Getreide und Hülsenfrüchte . . . . .	208,8 "	Biersteuer und Zoll . . . . .	78,0 "

Was sollen nun diese Zahlen dem Volke sagen? Sie sollen ihm vorschwindeln, daß eine heillose Wirtschaft zu Ungunsten des werktätigen Volks im Reiche herrsche — den Text dazu liefern die Leitartikel. Die Zahlen der ersten Tabelle werden ja wohl richtig sein, das Verlogne liegt darin, daß nur die eine Seite des Kontos gezeigt wird, nicht die mit den Gegenwerten. Aber was sagen denn diese Schuldsommen und Ausgaben der ersten Tabelle an sich, wenn man sie zerlegt? Daß auf „den Kopf“ der Bevölkerung etwa ganze 400 Mark Reichsschulden kommen; auf welche Beutel sie aber kommen, sagen die ehrlichen Sozialdemokraten dem werktätigen Volke nicht, und daß jedenfalls dessen Beutel dabei nicht in Betracht

kommen, verschweigen sie. Für Heer und Marine sind in sechsundzwanzig Jahren etwa 14 000 Millionen Mark ausgegeben worden. Das macht im Durchschnitt auf das Jahr 550 Millionen, und auf „den Kopf“ für das Jahr die grandiose Summe von etwa zehn Mark. Aber welche Beutel zahlen es? Natürlich die fünfköpfigen Familien des werktätigen Volks mit nur 800 bis 900 Mark Einkommen, das beweisen ja die beiden andern Tabellen. Wir möchten dem werktätigen Volke wünschen, daß es wirklich „pro Kopf“ den der dritten Tabelle entsprechenden Anteil an den Gesamtnahrungs- und Genußmitteln hätte, deren Steuern ihm hier „pro Kopf“ zugeteilt werden, wenn wir es auch nicht für geradezu nötig halten möchten, daß dabei fast die Hälfte für Wein, Bier, Schnaps und Tabak auf den würdigen pater familias käme, der doch nur den fünften Teil der fünfköpfigen Familie bildet, also mit Leichtigkeit das Los der übrigen vier wesentlich besser gestalten könnte. Daß die Steuern der zweiten Tabelle — abgesehen von deren Schiefeit — dazu beizutragen haben, dem werktätigen Volk erst die Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen, wird natürlich verschwiegen, ebenso, daß fast jeder Pfennig der Ausgaben für Heer und Marine als Lohn in die Taschen des werktätigen Volks fließt, denn auch da, wo sich dieses Geld zu Kapital sammelt, muß es sofort wieder Anlage suchen, d. h. es schafft wieder Arbeitsgelegenheit für das Volk. Diese Binsenwahrheit wird von den Volksbeglückern natürlich sorgfältig verschleiert.

Die Lage des Volks zu verbessern ist jeder ehrliche Mensch in Deutschland bestrebt, und fast die gesamte Arbeit, die gethan wird — auch von denen, die keine edeln Motive haben bei ihrem Erwerb —, dient diesem Zweck. Nur nicht die der Herren Sozialdemokraten mit ihrer Verhöhnung des werktätigen Volks, denn jede Störung der Ordnung und des Friedens schlägt zuerst zum Schaden des werktätigen Volks aus. Den Herren Sozialdemokraten muß endlich das Handwerk gründlich gelegt werden — die leitenden Herren meinen wir, nicht die verleitete Masse —, und wenn dazu die Aufhebung des bestehenden Wahlrechts nötig wäre. Man lese nur so einen Leitartikel voll blühender Phrasen, wie den der Leipziger Volkszeitung vom 31. Dezember mit seiner verlognen Schwarzfärberei, seiner Hezerei und seiner Verdächtigung aller — Kaiser und Regierung an der Spitze —, die nicht zum „werktätigen Volke“ gehören, das man für seine Zwecke zu angeln sucht. „Wirkliche, grundsätzliche Opposition findet sich allein bei der Sozialdemokratie,“ sagt sie — ja, und Gemütsvergiftung und Volksbethörung sind ihre Mittel, und deshalb muß sie zu Boden geschlagen werden, daß der Friede wieder hergestellt wird und aufrecht erhalten bleibt zwischen den Schichten des Volks oben und unten, der allein Gedeihen, Fortschritt und Verbesserung der Lage der untern Schichten bringen kann.





## Schwarzes Bret

Unsre Leser lesen ja die „Leipziger Volkszeitung“ nicht. Wir wollen ihnen deshalb einige Sätze aus dem Leitartikel des Blattes vom 7. Januar über den Pachtvertrag von Kiautschau hier annageln:

Der erste Schritt nur kostete Mühe, der Weg ist nun frei für Ausdehnungs-, Vergrößerungs-, Eroberungsgelüste.

Je trüber und bedenklicher die Situation in der Heimat ist, je schärfer sich die gesellschaftlichen Gegensätze zuspitzen, um so stärker drängt es die Mächtigen, den Blick der zum Nachdenken, zur Einsicht in ihre Klassenlage aufgerüttelten Menge von den heimischen Zuständen abzulenken. Nebelhaft verschwommene, phantastische Entwürfe, überseeische Abenteuer, Träume vom „größern Deutschland“ sollen die „Nörgler“, die Unzufriedenen, die Unterdrückten mit dem Zwange ihres Haubers fesseln. Die Geschichte niedergehender Gemeinwesen, verfallender Regierungssysteme zeigt uns der Beispiele genug. Der demagogische Absolutismus Bonapartes, des Dezembermannes, suchte vergeblich den Sturz zu hindern, als er nach Italien, nach der Krim, nach Mexiko zog.

Man experimentirt eben, man probirt, man langt zu auß Geratewohl. Wenn dabei viele Duzende von Millionen Mark, von den kolossalen Kosten einer Wasserregulirung ganz abgesehen, aufgebracht von dem werththätigen Volke, verbraucht, wenn neue Steuerlasten den kleinen Leuten aufgehakt werden, wenn die ganze deutsche „Weltpolitik“ sich am Ende auch nur als ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekte erweist, die Apostel der neuen Heilsboischaft werden dennoch nicht ermüden. Wenn es hier nicht gelingt, vielleicht dort, zu immer neuen Zielen stechen die Kreuzfahrer am Ende des neunzehnten Jahrhundert in See: „Seegewalt ist Reichsgewalt.“

Prinz Heinrich aber, der in neutestamentarischem Schwunge, kaum wohl aus dem Steg: reife, in Kiel des Kaisers Trinkspruch beantwortete, schwimmt noch auf dem Meere. Nicht mehr winkt ihm des Kriegers, des Siegers Kranz, das heißersehnte Gebiet ist gewonnen, ohne daß ein Schuß gefallen, der Krieg im Frieden ging zu Ende, ohne daß er eines Grenadiers Knochen gelostet. Die „gepanzerte Faust“ brauchte nicht dreinzufahren. Wird der prinzliche Seefahrer nun heimfahren?

Wir haben sein mit so glänzendem Pomp begonnenes Unternehmen von Anfang an eine Wasserpromenade genannt. Sie wird nun zu einer Visitentour bei den drei Kaisern von China, Japan, Korea.

So viel Lärm um einen Eierkuchen!

Der Appetit kommt immer beim Essen, und trotz aller amtlichen Erklärungen und Kanzler: vorschriften wird die feste Stellung in Kiautschau nur der Ausgangs- und Stützpunkt für die eingebildeten Erben der alten Hanja sein.

Derweil wachsen daheim die Ausgaben ins Ungemessene, Flotte und Landheer verschlingen die Reichseinkünfte, für Kulturaufgaben, wie für den Schutz vor Überschwemmungen, für Fluss: laufregulirungen fehlt daheim wohl, sicher aber nicht in Kiautschau das Geld. Die Hochzöllnerei sitzt am Ruder, die Sozialreform ist ein leeres Wort, und die Ausnahmegesetzgebung schießt geil ins Kraut, ein überseeisches Abenteuer löst das andre ab.

Ist das deutsche Volk nicht auf der Hut, duldet es, daß die nächsten Reichstagswahlen dem Evangeliumskurse eine Mehrheit schaffen, dann etablirt sich das persönliche Regiment wie auf einen rocher de bronze.

Die Sozialdemokratie weiß, was sie in dieser Krisis zu thun hat. Mag man dem Wal: fisch Philistertum die Tonne Kiautschau zum Spielen hinwerfen, das Proletariat durchschaut das Spiel und geht zielsicher seines Weges.

Wir hoffen, daß man solchen Niederträchtigkeiten, mit denen ein Bildungs: lumpenproletariat das „werththätige Volk“ aufhekt, nicht länger freien Weg läßt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



## THE CITY OF NEW YORK

### OFFICE OF THE COMPTROLLER

The Office of the Comptroller of the City of New York is pleased to announce the release of the 2010 Annual Report. This report provides a comprehensive overview of the City's financial performance, including a detailed analysis of the City's budget, revenue, and expenditures. The report also highlights the City's efforts to improve its financial management and reduce its debt. The Office of the Comptroller is committed to providing the public with transparent and accurate information about the City's finances.

For more information about the City's finances, please visit our website at [www.comptroller.nyc.gov](http://www.comptroller.nyc.gov). You can also contact our office at (212) 312-1234.

ihre im Lande geborne Nachkommenschaft, die nie eine andre Heimat gekannt hat, aber Herrn Preiß und Genossen rechnet sie dazu, überhaupt alle „Kompatrioten,“ namentlich auch die, die nach Frankreich auswandern und, etwa nach Ablauf der Militärjahre, zurückkehren. Wir für unsern Teil sind schwach genug, solche Leute wieder zu naturalisiren; dann sind sie zu Abgeordneten wie geschaffen, und ihre Söhne kommen, möchte man sagen, mit den goldnen Amtssporen auf die Welt. Die ganze Sache ist in ein System gebracht, und dessen Stichwort ist der Titel dieses Aufsatzes: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern. Eine gar nicht schlecht gewählte Bezeichnung.

In der Auslegung gehen ja viele, die das Lösungswort im Munde führen, nicht so weit wie eben angegeben, aber den Mut, der für uns schlimmsten Auslegung energisch entgegenzutreten, hat bisher meines Wissens noch keiner gehabt. Wie immer in solchen Dingen sind ja die Extremen und Konsequenten im Vorteil, und außerdem geben sie Beweise von gutem Gedächtnis und machen von ihrem Arm, so lang er eben ist, rücksichtslosen Gebrauch, während wir lauter Vergeben und Vergessen sind und nicht selten für die ärgsten unter unsern Feinden Sammethandschuhe haben. Die Regierung hat in der Frage thatsächlich kapitulirt. Früher hat sie wohl versucht, den richtigen Standpunkt zu vertreten, aber nie mit Kraft und Entschiedenheit; jetzt führt sie fast nur noch Zahlen dafür an, daß die Klagen nicht gerechtfertigt seien. Es handelt sich um eine sehr ernste Gefahr, weshalb der Versuch, den richtigen Standpunkt festzustellen, Pflicht ist. Der Versuch kann wenigstens nicht schaden. Aber freilich, helfen kann er nur, wenn sich unsre Gebildeten „draußen im Reich“ von dem Wahn frei machen, die Wahrheit sei ein beseeeltes Wesen, das aus eigener Kraft zu siegen befähigt ist, ohne Hinzuthun von menschlicher Mühe. Aus dem Reichslande selbst ist wenig Hilfe zu erwarten, denn unsre Reihen sind theils von Gleichgiltigkeit und Mutlosigkeit, theils von einer fatalistischen Stimmung ergriffen; ein dritter Teil ist sogar an der Erhaltung des dichten Schleiers, der auf unsern Verhältnissen ruht, persönlich interessirt. Unsre Gegner dagegen werden durch unsre Schwäche angefeuert, lassen sich selber durch keine Rücksicht hindern und können bei dem ultramontanen und dem demokratischen Teil der Presse Altdeutschlands auf thatkräftige Unterstützung rechnen.

An sich ist es ja natürlich und wünschenswert, daß Elsaß-Lothringen den größten Teil seines Bedarfs an Beamten selbst stellt. Andererseits ist ein ausschließender Nativismus bei uns wie überall im Reich unzulässig, weil er dem Gedanken und der Fassung des allgemeinen deutschen Indigenats widerspricht, also verfassungswidrig ist, und weil gerade bei der Unterbesetzung die Freizügigkeit nur wohlthätig wirkt. Die Hansestädte z. B. haben sehr viele Richter und sonstige Beamte, die aus dem übrigen Deutschland stammen, und stehen sich wohl dabei. Dann ist die Reichslandseigenschaft Elsaß-Lothringens

ein Verstärkungsgrund dafür, fremden Zufluß willkommen zu heißen, denn das Reichsland steht in der That der Bevölkerung des ganzen Reichs besonders nahe; an ihm hat jeder Preuze und Baier mehr Anteil als jener am bairischen und dieser am preussischen Staate. Ein reichsländischer Nativismus ist für jeden Deutschen als trennende Mauer eine Beleidigung. Überdies reicht der Erlass aus dem Lande noch gar nicht aus: er hat in manchen Dienstzweigen lange Jahre fast vollständig versagt und beginnt erst allmählich, stärker und gleichmäßiger zu fließen. Am Anfang war für die sogenannten studierten Stellen so gut wie kein „Angebot“ da; die paar Leute sind weit über Verdienst bedacht und gehegt worden. Berücksichtigt man dies und auch die überall wiederkehrende Thatsache, daß die bessern und höhern Stellen in der Regel erst im vorgerückten Lebensalter erreicht werden, so ist es natürlich, daß es bei uns fast keine Präsidenten und Geheimräte ohne „deutsches“ Blut giebt; aus dem, was selbstverständlich ist, wird jedoch eine „Pariastellung“ der Eingebornen gemacht. Nun, der Paria Born von Bulach ist, noch in jungen Jahren und ohne eine der vielen für Brahmanen erforderlichen Zwischenstufen, zum Unterstaatssekretär ernannt worden, zu ministerähnlicher Stellung gelangt. Um Mißverständnissen zuvorzukommen, füge ich hinzu, daß ich die Ernennung selbst keineswegs bedaure.

Also, im ganzen genommen sind wir darauf angewiesen, den Beamtenbedarf unsers Landes aus dem übrigen Deutschland zu ergänzen. Doch, macht denn überhaupt Geburt und Abstammung den Beamten aus? Man soll ja bei ihm wie bei jedem andern Menschen darnach fragen, aber sie ist nicht das, was den Beamten auszeichnet, oder das, wodurch er sich auszeichnen soll. Andres ist wichtiger. Vor allem Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung. Die Vaterlandsliebe beruht in der Regel auf der Heimatsliebe, beide ergänzen sich; nur dann stimmen sie für das Bedürfnis, insbesondre unsers Landes, nicht zusammen, wenn die Liebe zu der elsässischen oder lothringischen Heimat in dieser nicht einen Teil von Deutschland, sondern ein abgerissenes Stück von Frankreich erblickt, oder so etwas wie einen Schweizer Kanton aus der Sonderbundszeit mit französischen Sitten. Dergleichen ist für uns der Feind, während der ernste Wille, heimisch zu werden, mit der Zeit auch heimisch macht. Die Staatsgesinnung ihrerseits schätzt in dem Staat als der Gemeinschaft, die alle andern umfaßt, zugleich die für unser irdisches Zusammensein wichtigste Gemeinschaft. Staatsgesinnung ist kein Privileg des Beamten, ihm aber doch vorzugsweise und als Berufseigenschaft notwendig. Diesen im Beruf liegenden Vorzug ist der Beamte wohlberechtigt hochzustellen, aber noch mehr soll er ihn als Sporn zu höherer Pflichtübung empfinden. Für die reichsländischen Verhältnisse lassen sich Vaterlandsliebe und Staatsgesinnung zu einer Bezeichnung als deutsche Gesinnung zusammenfassen.

Deutsche Gesinnung ist für jedes Amt die erste Voraussetzung, auch für



rein technische Ämter und für die untersten. Sie muß so bestimmt ausgeprägt und bethätigt sein, daß sie auch nach der unwiderruflichen Anstellung gesichert erscheint. Daß die Eltern des Amtsanwärters mit Liebe an der französischen Vergangenheit hängen, ist kein Hindernis; der Sohn soll seinen Eltern darum keine geringere Pietät beweisen, es empfiehlt ihn nicht, wenn er sie darum vernachlässigt. Aber der Sohn selber muß, um angestellt zu werden, die französische Tradition innerlich und äußerlich überwunden haben, ein Deutscher sein und sich auch so geben. Er hat das ganze welsche Gethue abzulegen und abzuweisen; so darf er auch nicht die französische Sprache bevorzugen. Unter den Gründen, worauf die Parliereci zurückzuführen ist, die in den siebenundzwanzig Jahren eher zu- als abgenommen hat, befindet sich keiner, der nicht wenigstens trennend wirkte, und der Beamte soll sich zu uns halten, sich nicht von uns absondern.

Dann gehört zum Beamten auch Charakter. Die deutsche Amtsauffassung verlangt Hingebung des ganzen Menschen an das Amt; hiergegen treten Versorgung und persönliches Ansehen zurück, und die Vorbereitung mit ihren Prüfungen und Aufwendungen giebt ohne Charakter keinen Anspruch darauf, angestellt zu werden.

Überall bleibt ja die Wirklichkeit hinter der Forderung zurück, aber die Übereinstimmung beider muß überall das Ziel sein, zumal in einem neu erworbenen Lande, das von den Beamten besonders viel verlangt. Wie sieht es nun hierzulande mit der Wirklichkeit aus? An der Amtsstellung wird fast allgemein nur der „gute Platz“ geschätzt, Anstellung und Borrücken werden durchweg als feste Ansprüche angesehen, etwa wie der auf eine Leibrente, die Frage nach deutscher Gesinnung und nach Charakter ist durchaus untergeordnet. Es giebt ja Ausnahmen, und in einigen Dienstzweigen, in der Forstverwaltung z. B. und im Zollwesen, sind sie nicht vereinzelt; die Regel jedoch habe ich richtig ausgedrückt. Es ist auch kein Fortschritt, sondern eher ein Rückschritt zu merken. Es muß zugegeben werden, daß auch in unsern Kreisen die Herabwürdigung des Amtsbegriffs recht verbreitet ist, aber in den sogenannten einheimischen ist sie es noch mehr, und unsre deutsche Gesinnung beschränkt sich doch nicht auf Teilnahme am Kaiserfeste und an sonstigen Feierlichkeiten. Bei uns ist sie ein Stück des Gemüths und durchdringt den ganzen Menschen. Wenn wir dem französischen Wesen gegenüber schwach genug sind, so beteiligen sich doch nur wenige von uns aktiv an der Parliereci, während sie in den einheimischen Beamtenkreisen von Vater und Mutter, Kind und Regel mit derselben Aufdringlichkeit gepflegt wird wie sonst in den „bessern“ Familien. Was den Charakter anbelangt, so sind ja unter uns Altdeutschen Streberei, die Neigung zum Wohlleben, Großthuerei häufige Erscheinungen, aber das eingeborne Element ist damit ebenso stark, nur weniger auffällig behaftet, und wir leiden wenigstens nicht an einem besonders gefährlichen Zusatz. Ich meine

die Doppelseite des Seelenlebens, die deutsche und die französische, die in beständigem Mißklang die Aufrichtigkeit und dadurch die Grundlage des Charakters zerstören. Gewiß trifft davon ein Stück den Einzelnen unverschuldet, und er darf diesen Teil der Schuld auf die Umgebung abwälzen, worin er aufwächst, aber daraus folgt doch nur, daß die Zwitterumgebung je eher je besser zu beseitigen ist, und es ist doch nicht ihr französisches Gesicht, das wir zu schonen haben.

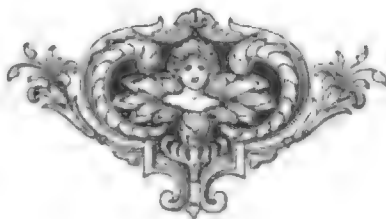
Ist das Ausgeführte richtig, und niemand kann es bestreiten, der unser Land kennt, so ist die Kapitulation der Regierung dem Nativismus gegenüber für eine gedeihliche Zukunft gerade unerträglich, und entschlossene Umkehr notwendig. Wir haben einundzwanzig Kreisdirektoren. Wenn sie alle wie Herr Preiß denken dürfen, so können wir ebenso gut Elsaß-Lothringen den Franzosen zurückgeben. Aber auch dann sind diese die Herren im Lande, wenn die Kreisdirektoren nur partikularistisch gesinnt sind, denn bei uns ist der Partikularismus gegen das Franzosentum ohnmächtig und davon durchseht. Bei den andern Beamtenklassen sind ja die Folgen nicht ganz so schreiend, aber ebenfalls der schlimmsten Art, weil auf allen Gebieten der Staatsthätigkeit das Berufsbeamtentum der Träger des regelmäßigen Lebens ist, der Teil, der das, was oben beschlossenen wird, ausführt und ihm erst dadurch Fleisch und Blut giebt, der auch den leitenden Willen sehr stark beeinflusst. Man kann das Berufsbeamtentum subalternisieren, dem Rang und dem Wesen nach, z. B. dadurch, daß man die vielgepriesene Selbstverwaltung noch mehr ausdehnt, aber „kaltstellen“ kann man es nicht, denn, um bei demselben Fall zu bleiben, dann macht der Generalsekretär die Arbeit des Chefs und giebt ihm deshalb in neun von zehn Fällen auch die Lenkung; auch der Bürokratismus wird dadurch nicht beseitigt, sondern nur um eine neue schlimmere und fast unangreifbare Form bereichert. Ist der Teil des Staats, den die Berufsbeamten vorstellen, ungesund, so ist das Ganze in Gefahr, und, es ist nicht anders, unser einheimischer Beamtennachwuchs ist im deutschen Sinne krank, bis ins Mark.

Auch bei der Ämterbesetzung ist für unsre Landesregierung Umkehr nur so möglich, daß sie zugleich zum Angriff übergeht. Unsre jungen Juristen, die aus dem Lande stammen, haben jetzt ein Jahr ihres Referendariats in Preußen zu verbringen. Das ist die Handhabe, die zu ergreifen ist, aber so, daß längere Zeit gefordert wird, und womöglich von allen Beamtenklassen, mit Einschluß der sogenannten höhern Subalternen, daß auch die Wahl des Lehrorts nicht freigestellt, sondern geleitet wird, unter Bevorzugung Mittel- und Ostdeutschlands und ländlicher Örtlichkeiten oder wenigstens kleinerer Städte. In den großen Städten würden sich die jungen Leute aus unserm Lande immer wieder zusammenfinden und absondern, gegen ihre altdeutschen Genossen sowohl als gegen den Lebensgehalt, mit dem sie bekannt und vertraut werden sollen, und der deutsche Westen ist ja nicht weniger patriotisch

als die andern Teile Deutschlands, aber in diesen ist die deutsche Staatsgesinnung erwachsen und vergleichsweise noch immer mehr zu Hause, wofür als Beweis nicht bloß Preußen in Betracht kommt, sondern z. B. auch Altbaiern und das Königreich Sachsen. Die Vereinbarungen mit den betreffenden Staaten werden keine Schwierigkeiten machen, wenn die Wichtigkeit der Aufgabe an leitender Stelle anerkannt wird.

Außer dieser auf die Zukunft berechneten Maßregel ist unter den Beamten, die noch nicht festangestellt sind, eine Auslese zu halten, und unsichere Persönlichkeiten dürfen nicht mehr angenommen werden; dafür braucht man das gar nicht, was Gefinnungsriecherei genannt wird, denn die Verhältnisse liegen meistens offen für den da, der nur die Augen aufmacht. Doch damit ist die Offensive der Regierung noch nicht erschöpft; sie muß sich auch gegen den Landesauschuß kehren, wenn dieser fortfährt, die Hauptstütze des Nativismus zu sein. Jetzt wetteifern zu dessen Förderung unsre erklärten Feinde und unsre vermeintlichen oder wirklichen Freunde. Einer der Hauptverfechter ist Herr Dr. Petri, der doch für eine Säule der deutschen Sache im Landesauschuß gilt. Er will durchweg nur Elsaß-Lothringer berücksichtigt wissen; dazu rechnet er auch die von altdeutscher Abstammung, die im Lande geboren sind, aber andre Einschränkungen des Nativismus macht er nicht, so oft und mit solchem Eifer er auch die Frage behandelt. Sollte er wirklich keine kennen, ein Mann, der als Kandidat zum Justizministerium genannt worden ist, der als Justizminister den umfassendsten Stellenvorschlag haben würde?\*) Aus diesem Beispiel, das typisch ist, ergibt sich auch, wie wenig die Regierung Empfehlungen von Amtsanwärttern durch Mitglieder des Landesauschusses gelten lassen darf. Was ist denn für die Zukunft des Reichslands wichtiger: die Aufrechterhaltung der wurmstichigen Zufriedenheitslegende, oder Fortschritte im deutschen Sinne? Geteilte Herzen kann Deutschland nicht brauchen; wer seine französischen Schiffe nicht hinter sich verbrannt hat, darf weder die Vorteile, noch den Einfluß einer deutschen Amtsstellung genießen. Für die Anstellung gilt das Stichwort „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern“ nur mit einem Zusatz: Elsaß-Lothringen den deutschgesinnten Elsaß-Lothringern, das Reichsland den reichsländisch Gesinnten!

\*) Herr Dr. Petri ist inzwischen wirklich zum Vorstand der Ministerialabteilung für Justiz und Kultus ernannt worden.







fäße, die die Postverwaltung damals mit dem preussischen Kriegsministerium vereinbarte, haben in der Hauptsache noch heute Geltung. Der Gang der Ausbildung eines Offiziers zum Postdirektor gestaltet sich darnach in folgender Weise.

Der mit Aussicht auf Anstellung im Zivildienste verabschiedete Offizier reicht seine Bewerbung um Übertragung eines Postamts unmittelbar beim Reichspostamte ein. Er wird dann, wenn er hinsichtlich seiner Gesundheit den Anforderungen der Verwaltung entspricht, einem von ihm selbst gewählten Postamt erster Klasse zur Ausbildung überwiesen. Dort hat er sich mit allen Dienstzweigen und namentlich mit den Geschäften und Pflichten eines Amtsvorstehers vertraut zu machen. Zunächst hat er sich die notwendigen telegraphendienstlichen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen. Hierzu gehört die Fertigkeit, Telegramme auf dem Morseapparat abzugeben und anzunehmen, sowie die allgemeine Kenntnis der Telegraphentechnik. Die Vorprüfung über diese Gegenstände legt der Offizier meist in den ersten Monaten seiner Beschäftigung im Post- und Telegraphendienste ab. Die eigentliche Prüfung, in der die Befähigung zur selbständigen Verwaltung eines Postamts nachzuweisen ist, findet gewöhnlich am Ende des Ausbildungsjahres statt. Diese Prüfung ist am Sitze der zuständigen Oberpostdirektion abzulegen und besteht in der Beantwortung von fünfzig beim Reichspostamte formulirten Fragen aus allen Gebieten des Postdienstes. Diese Fragen hat der Prüfling schriftlich unter Klausur zu beantworten, ohne jedoch dabei an eine bestimmte Erledigungsfrist gebunden zu sein. Die Entscheidung über den Ausfall der Prüfung hat das Reichspostamt. Nach bestandener Prüfung wird der Bewerber, sobald ein Offizierspostamt seiner Militärcharge\*) frei wird, und wenn nicht ältere Bewerber vorhanden sind, probeweise zur Verwaltung eines Postamts einberufen. Als Postdirektor wird er dann meist nach einem Jahre bestätigt.

Wenn nun auch eine solche abgekürzte Ausbildung vielleicht vor vierzig Jahren einen verabschiedeten Offizier zum Vorsteher eines mäßig großen Postamts einigermaßen befähigte, so muß sie doch bei den verwickelten Verhältnissen und den vielseitigen Pflichten, denen heute ein Postdirektor gerecht werden muß, schlechterdings für ungenügend gelten. Es geht das deutlich aus den Anforderungen hervor, die die Postverwaltung an die Ausbildung der Zivilpostdirektoren stellt.

Diese Beamten treten mit dem Reifezeugnis eines Gymnasiums oder Realgymnasiums als Posteleven ein und werden erst nach drei Dienstjahren, in denen sie für alle Zweige des Post- und Telegraphendienstes theoretisch und praktisch gründlich ausgebildet worden sind, zur ersten Prüfung, der

\*) Von den 132 Offizierspostämtern sind 5 für frühere Stabsoffiziere, 43 für Hauptleute und Rittmeister erster Klasse, 50 für Hauptleute und Rittmeister zweiter Klasse und 34 für Leutnants bestimmt.

Sekretärprüfung, zugelassen. In dieser Prüfung sind drei schriftliche Klausurarbeiten, zwei aus dem Bereiche des Postdienstes, eine aus der Telegraphentechnik anzufertigen, außerdem werden die Kandidaten einer eingehenden mündlichen Prüfung unterworfen. Drei Jahre nach dieser Prüfung können die Beamten zur zweiten, der höhern Verwaltungsprüfung zugelassen werden. Für diese sind drei umfangreiche schriftliche Arbeiten zu liefern, zu deren Erledigung dem Kandidaten eine Frist von vier Monaten gegeben wird. Wenn diese Arbeiten den Anforderungen genügen, wird der Kandidat zur mündlichen Prüfung einberufen. Dieser mündliche Teil der Prüfung ist vor dem Prüfungsrat des Reichspostamts abzulegen und umfaßt neben dem eigentlichen post- und telegraphentechnischen Gebiete die wichtigsten juristischen und staatswissenschaftlichen Fächer. Nach dem Bestehen dieser (von den Kandidaten mit Recht gefürchteten) Prüfung werden die Beamten erst noch lange Zeit in verschiedenen Dienststellungen, als Oberpostdirektionssekretär, Postkassirer, Postinspektor beschäftigt, ehe sie zu Postdirektoren befördert werden. Die gesamte Laufbahn bis zum Postdirektor umfaßt jetzt mindestens den Zeitraum von fünfzehn bis zwanzig Jahren.

Allerdings sind nun die mit Zivilpostdirektoren besetzten Postämter erster Klasse meist viel bedeutender als die Offizierspostämter, sie erfordern daher auch unbedingt gründlicher durchgebildete Vorsteher als jene. Aber selbst die Vorsteher der Postämter zweiter Klasse, die Postmeister, verfügen über eine viel umfassendere dienstliche Vorbildung als die Militärpostdirektoren. Zu Postmeistern werden solche Postsekretäre ernannt, die sich durch Umsicht und dienstliche Brauchbarkeit auszeichnen. Auch sie werden nicht vor einer mindestens fünfzehn- bis zwanzigjährigen praktischen Postdienstlaufbahn Postamtsvorsteher. Entweder sind also die Anforderungen, die die Postverwaltung an die aus den Zivilanwärtern hervorgegangnen Amtsvorsteher stellt, zu hoch, oder die Ausbildung der Militärpostdirektoren ist unzureichend.

Außer der ungenügenden Ausbildung hat aber das bei der Anstellung der Offizierspostdirektoren jetzt übliche Verfahren auch noch den Nachteil, daß nicht selten verhältnismäßig junge Leute im Alter von vierundzwanzig bis dreißig Jahren schon die verantwortliche Stellung eines Postdirektors erreichen. Es sind das Leutnants, die aus irgend welchem Anlaß zeitig invalide geworden sind und nun mit der Anstellung als Postdirektor einen Posten auszufüllen haben, dem sie — ganz abgesehen von der ungenügenden Dienstkenntnis — nicht einmal nach ihrer allgemeinen Lebenserfahrung gewachsen sind. Das gilt besonders für die Fälle, wo die Offiziere ihre schulwissenschaftliche Ausbildung in einer Kadettenanstalt erhalten haben. Dort werden sie von vornherein nicht für einen praktischen oder wissenschaftlichen Lebensberuf, sondern ausschließlich für die Offizierslaufbahn vorbereitet. Als Offiziere ziehen sie sich aber von den übrigen Berufsclassen zurück und entfremden sich

dem praktischen Leben. Und nun treten sie nach einer kurzen, oberflächlichen Ausbildung in eine amtliche Stellung ein, die gerade zu den Bedürfnissen des praktischen Lebens in den engsten Beziehungen steht, und die an die geistige Selbständigkeit ihrer Inhaber die größten Anforderungen stellt. Offiziere wiederum, die erst in vorgerücktem Lebensalter Postdirektoren werden, und die nach ihrer Erfahrung recht wohl zum Postamtsvorsteher geeignet sind, wird wegen ihres höhern Lebensalters die Aneignung der notwendigsten Dienstkenntnisse natürlich weit schwerer als den jüngern.

Es ist auch vielfach vorgekommen, daß Beamte, die für die Assistentenlaufbahn bei der Post eingetreten waren, in ihrer Eigenschaft als Reserve- oder Landwehroffiziere die Aussicht auf Zivilversorgung erwarben und es auf diese Weise zum Postdirektor brachten. Diese Beamten haben es also nur dem Invalidwerden zu danken, daß sie zu einer Dienststellung für fähig gehalten wurden, die sie bei gesundem Leibe wegen unzureichender Vorbildung niemals hätten erreichen können.

Bei diesen schweren Mängeln, die der Verwendung invalider Offiziere als Postdirektoren anhaften, wäre es nun vielleicht das Beste, wenn man von dieser Versorgung, wie schon Hardenberg wollte, ganz absähe. Aber darauf ist wohl kaum zu rechnen. Die Voraussetzungen, die zur Zeit Friedrichs des Großen für die Einführung der Versorgung invalider Offiziere im Postdienste maßgebend gewesen sind, bestehen zwar längst nicht mehr. Die Versorgung als Postmeister sollte damals den Offizieren Ersatz geben für den Mangel einer Staatspension, wie denn auch Hardenbergs Bestrebungen darauf hingingen, die Unterbringung der Offiziere in Postmeisterstellen durch die Gewährung ordentlicher Pensionen entbehrlich zu machen. Heute werden den verabschiedeten Offizieren aus der Staatskasse Pensionen gezahlt, aber die Besetzung eines Teils der Postämter mit invaliden Offizieren ist trotzdem beibehalten worden. Freilich, wenn der Offizier schon nach kurzer Dienstzeit verabschiedet wird, genügt die Pension nicht für seinen Unterhalt. Bei den heute üblichen zeitigen Pensionierungen ist daher die Zahl der verabschiedeten Offiziere, die noch keine ausreichende Pension erdient haben, recht groß. Ihre anderweitige Unterbringung im öffentlichen Dienste ist daher eine Pflicht, der sich der Staat nicht gut entziehen kann. Daher wird man auch unter den heutigen Verhältnissen wohl kaum auf die Versorgung der Offiziere in Postdirektorstellen ganz verzichten wollen. Es ist ja auch nicht zu verkennen, daß die Mehrzahl der Offiziere, die heute aus dienstlichen oder persönlichen Gründen ihren Abschied nehmen müssen, noch recht gut im Zivildienste verwendbar ist. Aber man sollte nicht nur bemüht sein, diesen Offizieren ein anderweitiges Unterkommen zu verschaffen, sondern man sollte doch auch dafür sorgen, daß sie für ihren neuen Beruf ausreichend vorgebildet werden. Wenn es im militärischen Interesse notwendig ist, für geeignete Versorgung der frühzeitig verabschiedeten

Offiziere zu sorgen, so ist es im Interesse des Postdienstes und damit zugleich im öffentlichen Interesse ebenso notwendig, daß die in Postdirektorstellen über tretenden Offiziere für ihre neue Dienststellung angemessen vorbereitet werden und erst dann in selbständigen Stellungen Verwendung finden, wenn sie sich dazu durch längere Dienstzeit als untergeordnete oder „nachgeordnete“ Beamte, wie man jetzt sagt, geeignet erwiesen haben.

Zu diesem Zwecke könnte die Ausbildung der Militärpostdirektoren vielleicht in folgender Weise geregelt werden. Das erste Jahr müßte ausschließlich der Erlernung des Betriebsdienstes gewidmet werden. Die Amtsvorsteher geschäfte dürften zunächst nicht zum Gegenstande der Ausbildung gemacht werden. Ein volles Jahr auf die Aneignung des Betriebsdienstes zu verwenden, ist keineswegs zu viel. Der technische Post- und Telegraphendienst ist heute so verwickelt, daß ein Jahr kaum ausreicht, um ihn in allen Zweigen völlig beherrschen zu lernen. Die Postdienstinstruktion, deren genaue Kenntnis dazu unerläßlich ist, ist ein mehrbändiges Werk, dessen Studium außerordentlich zeitraubend und langwierig ist. Von einem Amtsvorsteher muß aber doch mindestens dieselbe Kenntnis des Dienstes verlangt werden, die seine Beamten, z. B. die beim Amte beschäftigten Postassistenten haben müssen. Soll er doch gerade in zweifelhaften Fällen die Entscheidung geben und den jüngern Beamten die notwendige Anleitung und Belehrung erteilen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist aber ein Jahr angestrenzter praktischer Thätigkeit gewiß nicht zu wenig. Die Prüfung, die sich an diese erste Ausbildung anzuschließen hätte, dürfte demzufolge auch nur Gegenstände des praktischen Dienstes umfassen und müßte im allgemeinen der Sekretärprüfung ähnlich sein.

Nach bestandner Prüfung würde der Offizier dann bei einem Postamt erster Klasse zunächst in „nachgeordneter“ Stellung als Aufsichtsbeamter im Betriebsdienste verwendet oder als Beistand des Postdirektors mit den eigentlichen Amtsvorstehergeschäften vertraut gemacht werden. Wenn irgend möglich, müßte sich an diese Thätigkeit auch eine etwa halbjährige Beschäftigung bei der Oberpostdirektion anschließen, da dem Beamten hierdurch am besten der notwendige Überblick über den Verwaltungsorganismus gegeben werden kann. In dieser Stellung als „nachgeordneter“ Beamter würde dem Offizier auch in irgend einer Form Gehalt gezahlt werden können, der in seiner Höhe etwa dem Anfangsgehalt der Sekretäre zu entsprechen hätte. Nach zwei Jahren vielleicht könnte dann der Offizier zur Postdirektorprüfung zugelassen werden, in der die hauptsächlichsten Prüfungsgegenstände der höhern Verwaltungsprüfung für Post und Telegraphie verlangt werden müßten. Erst nach dem Bestehen dieser Prüfung dürfte der Offizier mit der selbständigen Verwaltung eines Postamtes betraut werden.

Eine solche Ausbildung der Offiziere zu Postdirektoren würde nicht nur gerechten Ansprüchen der Postverwaltung bezüglich der Brauchbarkeit ihrer

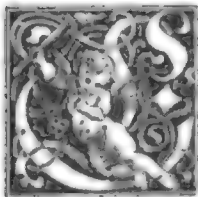


Beamten besser entsprechen, sie würde auch dem Interesse der Militärverwaltung und den Offizieren selbst gute Dienste leisten. Denn bei der Verwendung der Offiziere in „nachgeordneten“ Stellungen würde eine größere Zahl von Offizieren im Postdienste versorgt werden können als jetzt. Dann würde aber die abgeänderte Ausbildung im Postdienste auch dem Offizier persönlich nur erwünscht sein können. Jetzt vergehen vom Ablauf des Ausbildungsjahrs bis zur Einberufung zur Probepflichtleistung als Amtsvorsteher häufig mehrere Jahre. Während dieser ganzen Zeit, in der der Offizier von seiner schmalen Pension und seinem Vermögen leben muß, würde er künftig in Amt und Brot stehen. Er würde aber auch bei der vorgeschlagenen Ausbildung mit viel größerer technischer Sicherheit sein neues Amt übernehmen als jetzt, wo so mancher Postdirektor dauernd auf die Dienstkenntnisse seines Personals angewiesen bleibt.

Die jetzige Art der Versorgung invalider Offiziere als Postdirektoren ist ein Anachronismus. Wenn irgendwo bei unsrer Postverwaltung eine Reform notwendig erscheint, so ist es bei dieser Einrichtung der Fall. Aus einer Zeit herrührend, wo sich der Postdienst noch in den einfachsten Formen bewegte, hat sie bis heute keine wesentlichen Änderungen erfahren, trotz aller Ummäzungen, die sich inzwischen in unserm Verkehrsleben vollzogen haben. Das Reichspostamt steht jetzt im Zeichen der Reform. Besonders in den Personalverhältnissen sollen, wie man hört, durchgreifende Änderungen bevorstehen. Vielleicht rührt Herr von Podbielski auch an diese durch das Alter bisher scheinbar geheiligte Einrichtung und paßt sie den veränderten Verhältnissen an.



## Der Auszug der deutschen Professoren aus Freiburg in der Schweiz



Es ist an sich ein schönes Ding, daß in dem zivilisirten Europa und darüber hinaus heutzutage jedes halbwegs selbständige politische Gemeinwesen, und sei es auch noch so klein, seine eigene „Universität“ haben möchte. Aber nicht überall scheinen sich die gründungslustigen Staatslenker klar zu machen, welche Verpflichtungen die Regierung mit der Errichtung einer solchen Lehranstalt übernimmt, und jedenfalls haben die Beherrscher des Kantons Freiburg, als sie vor neun Jahren die Hochschulen der mit Universitäten schon überreich gesegneten Schweiz um eine vermehren zu müssen glaubten, nicht genügend

darüber nachgedacht, daß sich Universitäten im neunzehnten Jahrhundert nicht etwa nach Art eines katholischen Priesterseminars oder einer Unteroffizierschule leiten lassen, und daß die Männer der Wissenschaft, um ihren Aufgaben genügen zu können, nicht bloß einer gewissen Freiheit der Bewegung bedürfen, sondern in der Regel auch Leute von regem Ehrgefühl sind und unwürdigen Zumutungen der Regierenden schon mehr als einmal hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt haben. Hätten sie das bedacht, so wäre nicht so bald nach der an sich ja sehr löblichen Bethätigung des kantonalen höhern Bildungsdrangs gekommen, was gekommen ist: daß acht an der jungen Hochschule wirkende reichsdeutsche Professoren, lauter tüchtige Gelehrte, darunter Zierden der Wissenschaft, ihr Amt der Kantonalregierung zurückgegeben haben.

Dieser Massenabschied, der uns an die Göttinger Sieben erinnert, hat begreiflicherweise in weiten Kreisen Aufsehen erregt, und viele deutsche und Schweizer Zeitungen haben sich schon mit ihm befaßt. Die Betreffenden haben bis jetzt keine Erklärung des von ihnen gethanen Schrittes veröffentlicht, und eine solche ist auch, wie es scheint, vor Ostern, dem Termin ihres Abgangs von Freiburg, nicht zu erwarten. Dennoch ist über diesen Exodus, seine Vorgeschichte und die an dieser Pflagestätte der Wissenschaft herrschenden Zustände schon soviel an die Öffentlichkeit gedrungen, daß es dem aufmerksamen Beobachter nicht schwer wird, die Einzelheiten zu einem im großen Ganzen richtigen Bilde zusammenzufassen. Das Bild ist wenig ansprechend, aber umso lehrreicher.

Die katholische Universität Freiburg in der Schweiz wurde im November 1889 eröffnet, nachdem der Großrat, d. h. die gesetzgebende Körperschaft des Kantons, einen Monat früher die Errichtung einer kantonalen Hochschule beschlossen hatte. Die Mittel zu diesem Unternehmen hatte eine Konversion der Staatsschuld geboten, die einen Gewinn von  $2\frac{1}{2}$  Millionen gebracht hatte. Schon im Laufe des Sommers hatte der als Politiker, Soziolog und Romanist bekannte Nationalrat Decurtins, ein Rhätoromane, in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich eine Anzahl von Dozenten geworben, und so konnte zu dem genannten Zeitpunkt wenigstens die Eröffnung der juristischen und der philosophischen Fakultät vor sich gehen. Beide hatten einige zwanzig Dozenten, unter denen die Deutschschweizer und die Reichsdeutschen die überwiegende Mehrzahl bildeten. Die philosophische Fakultät war so gut wie ganz deutsch (nur die beiden Vertreter der romanischen Philologie stammten aus Frankreich), die juristische war von vornherein doppelsprachig. Dies erklärt sich dadurch, daß sie eine Erweiterung der schon lange bestehenden kantonalen Rechtsschule bildete, deren Personalbestand einfach übernommen und nach Kräften ergänzt wurde.

Von Anfang an trug die Universität einen konfessionellen Charakter insofern, als alle Dozenten dem katholischen Bekenntnis angehören sollten. Diese

Bestimmung ergab sich einerseits daraus, daß die Bevölkerung des Kantons fast ausschließlich katholisch ist, anderseits aus der Absicht, zugleich für die katholischen Kantone der Ostschweiz eine Hochschule zu schaffen. Irgend eine Sagung über den konfessionellen Charakter der Anstalt giebt es übrigens nicht; was die Zeitungen darüber gemeldet haben, beruht auf Irrtum.

Im folgenden Jahre wurde die theologische Fakultät eröffnet. Sie wurde dem Dominikanerorden anvertraut, mit dem die Kantonalregierung einen, später erneuerten und etwas abgeänderten, Vertrag abschloß, wonach er sich verpflichtete, den Bedarf an theologischen Dozenten zu decken. Die Bedürfnisse der neuen Fakultät wurden im wesentlichen von den Zinsen einer halben Million bestritten, die von der Stadt Freiburg für die Universität bewilligt worden war.

Die Errichtung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen und einer medizinischen Fakultät behielt man unausgesetzt im Auge. Aber die Beschaffung der Geldmittel stieß auf Schwierigkeiten. Erst im Herbst 1896 konnte wenigstens die naturwissenschaftliche Fakultät ins Leben treten, während die Errichtung der medizinischen noch der Zukunft vorbehalten ist.

Inzwischen hatte auch der innere Ausbau, der Ausbau der Verfassung und der Lehrorganisation der Hochschule, wenigstens dem Anschein nach, große Fortschritte gemacht. Die ersten Jahre waren der Ausarbeitung der Statuten und eines „Grundgesetzes“ gewidmet, das die rechtliche Grundlage der ganzen Anstalt bilden sollte. Die Organisation trug durchaus deutschen Charakter; waren doch die bei der Gründung der Universität berufenen deutschen Dozenten nur unter der Bedingung gekommen, daß die neue Hochschule nach dem Muster der deutschen und deutsch-schweizerischen Universitäten eingerichtet werde, und in allen innern Angelegenheiten völlige Selbständigkeit genieße. Für den Entwurf der Statuten war in erster Linie das Vorbild von Leipzig und Zürich maßgebend. Hervorgehoben zu werden verdient, daß sich auch die französischen Dozenten an dem Ausbau der Universität in deutschem Sinne aufs eifrigste beteiligt haben.

Die Studentenschaft der Hochschule war von Anfang an vorwiegend deutsch. Den Hauptteil bildeten natürlich stets die Ostschweizer. Die Zahl der Reichsdeutschen war aber nicht wesentlich geringer. Die Polen, die anfangs unter der Studentenschaft durch eine Reihe vornehmer Namen vertreten waren, sind allmählich stark zurückgegangen. Franzosen haben so gut wie gänzlich gefehlt: im Laufe von acht Jahren wird ihre Zahl ein halbes Duzend wenig überschritten haben. Für Kenner der französischen Universitätsverhältnisse kann diese Erscheinung nichts Befremdliches haben. Die Gesamtzahl der Studenten betrug im ersten Semester etwa dreißig, im Laufe der Jahre ist sie auf mehr als vierhundert gestiegen. Gewiß ein stattliches Wachstum.

Leider hielt mit den äußeren Erfolgen das innere Gedeihen nicht gleichen

Schritt. Dem anfänglichen Einvernehmen innerhalb der Lehrerschaft folgte eine stärker und stärker werdende Spannung. Je ausgedehnter das Professorenkollegium ward, umso mehr machte sich der Mangel an Gleichartigkeit fühlbar. Auch erwies es sich als ein wenig glücklicher Gedanke, daß durch die Übergabe der theologischen Fakultät an einen Orden gleichsam ein Staat im Staate geschaffen worden war, eine Gruppe, die ihre Sonderinteressen in immer steigendem Maße hervorzulehren begann und nicht selten mit rücksichtsloser Schroffheit durchzusetzen suchte. Auch die Verschiedenheit der Nationalität hatte anfangs wenig Schwierigkeiten bereitet, ja mit der Zeit hatte sich ein freundschaftliches Verhältnis nicht nur zwischen Reichsdeutschen und Deutschschweizern, sondern auch zwischen Deutschen und Franzosen gebildet. Jetzt begannen Zerwürfnisse aufzutreten. Einen bedrohlichen Charakter nahmen diese Gegensätze jedoch erst an, als die Polen unter den Dozenten eine Rolle zu spielen begannen. Ihnen gelang es, die Funken zur hellen Lohe zu entfachen, insbesondre die Mehrzahl der Franzosen gegen die deutschen Kollegen aufzuheizen. Das war umso eher möglich, als unter den französischen Professoren nur einer war, der von der Gründung der Universität an in Freiburg gewirkt hatte. Willkommen Bundesgenossen fanden sie in den an der theologischen Fakultät thätigen Vertretern des Dominikanerordens, die ihrer Mehrheit nach Franzosen waren. Die neuen Berufungen brachten keine Stärkung der Deutschen. In merkwürdigem Gegensatz zu der Zusammensetzung der Studentenschaft, deren deutscher Charakter sich immer schärfer ausgeprägt hat, erfuhr das Professorenkollegium eine merkliche Verschiebung zu Ungunsten des Deutschtums. So zählt die Universität gegenwärtig sieben Polen (drei Professoren, vier Assistenten), zwei Tschechen, zehn Nationalfranzosen, der vereinzelt vertretenen Nationalitäten, wie des Italieners usw., nicht zu gedenken.

Diese Verschiebung bedeutete natürlich zugleich eine Schwenkung der Regierung oder, was dasselbe sagt, des allmächtigen Erziehungsdirektors. Hätte dieser unparteiisch seines Amtes gewaltet, so hätten die auftauchenden Konflikte leicht beseitigt werden können. Statt dessen ergriff er selber Partei gegen die Deutschen. Sie waren ihm unbequem geworden, weil sie unter allen Umständen an der ihnen zugesicherten Selbständigkeit der Universität in ihren innern Angelegenheiten festhielten; weil sie wieder und wieder darauf drangen, daß das seit Jahren in den Händen der Regierung befindliche Grundgesetz der gesetzgebenden Körperschaft, dem großen Räte, vorgelegt werde und so die Universität eine rechtliche Grundlage erhalte; weil sie stets die Forderung stellten, daß die in Universitätsfragen völlig ununterrichtete Regierung den Rat der offiziellen Vertreter der Universität einholen und sich nicht auf unverantwortliche Ratgeber stützen solle; weil sie endlich das Verlangen stellten, daß die bei ihrer Berufung von der Regierung kontraktlich übernommenen Verpflichtungen endlich erfüllt würden. Das alles war sehr unbequem. An Widerspruch



war der Selbstherrscher Freiburgs schon seit langen Jahren nicht mehr gewöhnt. Was Wunder, daß er es angenehmer fand, ohne Grundgesetz weiter zu regieren. Die unwillkommenen Mahner aber sollten lernen, daß man die Ruhe des Allmächtigen nicht straflos störe; sie sollten mürbe gemacht und zum Gehorsam gebracht werden. Nützte alles nichts, so wurde eine Plenarversammlung der Universitätslehrer einfach verboten, oder die Statuten wurden irgendwie „ergänzt.“ Was auf diesem Wege geleistet werden kann, haben die Reichsdeutschen und Deutschschweizer in den letzten Semestern, insbesondere im vergangenen Sommerhalbjahr staunend erfahren. Wagten sie zu protestieren, so erfolgten Erlasse, wie sie ihrem Tone nach in der Universitätsgeschichte wohl einzig dastehen dürften. Daneben lief eine wilde Heze gegen einzelne, besonders mißliebige Persönlichkeiten her, die man mit allen Mitteln vernichten wollte. Daß die Stimmung unter solchen Umständen sehr erregt war, ist begreiflich. Sie wurde nicht gebessert durch die Erfahrung, die ein Dozent noch am Schlusse des letzten Semesters machen mußte. Ihm war wie andern bei der Gründung der Universität berufen von dem Vertreter der Freiburger Regierung, Herrn Decurtins, zugesichert worden, daß er nach Ablauf der ersten fünfjährigen Anstellungsperiode auf Lebenszeit angestellt werden solle, und ein notarieller Vertrag bekräftigte diese Zusicherung. In Freiburg mußte er erfahren, daß die Erfüllung dieses Versprechens nicht so einfach sei, da die Verfassung des Kantons widerspreche. Als nun nach Jahren die Grundlagen der Universität ins Wanken kamen, und von der Erziehungsdirektion eine Umgestaltung der Organisation mit dürren Worten angedroht wurde, hielt es jener Dozent für angebracht, die Probe darauf zu machen, ob die Regierung ihre privatrechtlichen Verpflichtungen in gleicher Weise zu behandeln gesonnen sei. In der That weigerte sich diese, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

So ging man im August 1897 in die Ferien. Eine Anzahl von Professoren war schon damals fest entschlossen, über kurz oder lang Freiburg zu verlassen. Die Regierung war also nahe daran, ihr Ziel zu erreichen, das darin bestand, die Mißliebigen einzeln und in aller Stille wegzuzütern. Es sollte aber anders kommen. Der erste Gruß, der den aus den Ferien zurückkehrenden bei Beginn des Wintersemesters zu teil ward, war die Nachricht, daß zwei Kollegen, den Professoren Jostes und Hardy, der am 1. Oktober fällige Gehalt gesperrt sei. Man war zuerst geneigt, diese Nachricht für einen schlechten Witz zu halten. Sie bestätigte sich aber bald. An der Kasse war den beiden einfach erklärt worden, es sei für sie kein Gehalt da. Von einer vorausgegangnen Untersuchung, von einem Richterpruch, ja selbst von einer vorherigen Mitteilung war keine Rede. Über die Gründe herrschte völliges Dunkel; man wußte nur, daß beide Herren mißliebige waren, daß man ihnen im letzten Semester das Leben nach Kräften schwer gemacht hatte, und daß sie, so gut es gehen wollte, sich ihrer Haut zu wehren gesucht hatten. Die Folge dieser

Maßregel war jedoch eine andre, als man in gewissen Kreisen gehofft haben dürfte. Nach vergeblicher Reklamation erfolgte eine Beschwerde beim deutschen Gesandten in Bern, und dieser nahm sich der Sache aufs wärmste an. Da hielt es die Regierung doch für angebracht, einzulenkten: am 9. November empfangen beide Herren eine Anweisung auf den fälligen Gehalt. Das ganze Verfahren wurde aufs ungeschickteste begründet: nicht um eine Sperrung habe es sich gehandelt, sondern um eine „Suspendirung,“ um die Herren zu einer Aussprache vor dem Erziehungsdirektor zu veranlassen. Nur schade, daß diese treffliche Begründung erst mehrere Wochen nach der Gehaltsverweigerung auftauchte!

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Vorkommnis den Weg in die Öffentlichkeit fand. Sprach doch ganz Freiburg von nichts anderm. Die Nachricht lief auch durch die Zeitungen. Die Versuche, sie abzuleugnen, scheiterten kläglich. Eine Zuschrift, die der Redakteur des Freiburger Regierungsblattes, der *Liberté*, an die Neue Zürcher Zeitung schickte, und worin er eine mit groben Ausfällen gespickte, arg entstellte Schilderung der wirklichen Vorgänge gab, war der Tropfen, der das bis zum Rande gefüllte Gefäß endlich zum Überlaufen brachte. Man kam überein, mit dem Schlusse des Semesters sein Bündel zu schnüren. Unter dem Eindruck der erwähnten Zeitungsmittelung wurde der Regierung die gemeinsame Demissionserklärung übergeben und zugleich einer Anzahl von Tagesblättern von dem Schritte Mitteilung gemacht. Die scheidenden Universitätslehrer sind die Herren Effmann (Kunstgeschichte), Gottlob (historische Nationalökonomie), Hardy (Religionsgeschichte, indische Sprache und Litteratur), Jostes (germanische Philologie), Lörkens (Strafrecht), von Savigny (deutsches Recht), Streitberg (indogermanische Sprachwissenschaft, Sanskrit), Sturm (klassische Philologie). Dazu kommt noch Professor Wassertrab (Nationalökonomie), der gleichzeitig in den Verband der Münchner Universität, der er bis zu seiner Berufung angehörte, zurückgekehrt ist.

Die Folgen dieses Schrittes für die Freiburger Hochschule lassen sich leicht voraussehen. Sie wird — daran ist nicht zu zweifeln — mit der Zeit ganz ins französische Fahrwasser einlenken. Zwar wirken an ihr jetzt noch immer fünfzehn reichsdeutsche Dozenten, und diese stattliche Zahl ist denn auch dazu benutzt worden, das Vorhandensein eines nationalen Zwiespalts abzuleugnen. Aber von dieser Zahl sind zunächst abzuziehen die beiden reichsdeutschen Dominikanerpatres, weil diese in allem von den Befehlen der Ordensobern abhängig sind, ferner einer, der zwar Preuße ist, jedoch der polnischen Nationalität angehört, ein anderer, der mit der Absicht umgeht, das Schweizer Bürgerrecht zu erwerben, ein dritter, der in der kölnischen Volkszeitung erklärt hat, daß er schon früher seine Entlassung eingereicht habe, aber auf dringenden Wunsch der Regierung vorläufig weiter lese; ein vierter ist als Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses seit Jahren verhindert, Vorlesungen zu halten,

und wird auch schwerlich jemals wieder in die Lage kommen, dies zu thun. Ferner müssen natürlich die abgerechnet werden, die sich offen zu denselben Anschauungen wie ihre scheidenden Kollegen bekannt haben, aber durch äußere Umstände noch an Freiburg gebunden sind. Somit bleiben nur noch die vier erst vor kurzem berufenen Professoren der naturwissenschaftlichen Fakultät übrig, die die Lage nur erst unvollkommen übersehen, sowie ein kürzlich habilitirter Privatdozent. Von solchen, die ebenso lange in Freiburg wirken wie die Zurückgetretenen, sind nur noch zwei vorhanden, von denen der eine durch Krankheit stets vom Universitätsleben und seinen Kämpfen ferngehalten worden ist. Das sind die bleibenden Deutschen.

Man sieht also, daß es sich allerdings um eine entscheidende Wendung in der Geschichte der Freiburger Universität handelt. Denn darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, daß den Scheidenden in nicht allzuferner Zeit andre nachfolgen werden. Dürfte doch auch für die Deutschschweizer der Boden Freiburgs von Tag zu Tag heißer werden. Und die erst kürzlich angekommenen Dozenten der naturwissenschaftlichen Fakultät werden vermutlich in wenigen Jahren dieselben Erfahrungen machen, die heute ihre ältern Kollegen veranlaßt haben, ihr Amt niederzulegen. Ein Versuch aber, die verlorenen Kräfte aus Deutschland zu ersetzen, hat wenig Aussicht auf Erfolg. Erstens sind für eine Reihe von Fächern katholische Gelehrte bei uns zur Zeit überhaupt nicht vorhanden, die Lücke ist also von dort nicht auszufüllen. Dann aber werden sich voraussichtlich die katholischen Gelehrten, die für die andern Lehrstühle in Betracht kommen könnten, aus dem Schicksal der heute Scheidenden eine Lehre ziehen, damit sie nicht blindlings den Versprechungen der Freiburger Staatslenker Glauben schenken.

Doch das sind Folgen, denen die Kantonalregierung vielleicht ruhigen Gemüths entgegen sieht. Denn sind deutsche Professoren nicht zu haben, so giebt es ja auch noch anderwärts gelehrte Leute, z. B. unter den Polen und den Tschechen. Eine andre, vielleicht weniger leicht genommene Frage ist die: wird der Zuzug von Studenten aus den Ländern deutscher Zunge, auf den Freiburg angewiesen ist, der bisherige bleiben? Unsrer deutschen Studenten besuchen ausländische Hochschulen in der Regel nur dann, wenn ihnen die an diesen verbrachten Semester als Studiensemester in der Heimat angerechnet werden. Unsrer Regierungen und unsrer Fakultäten haben aber allen Grund, sich jetzt die Frage vorzulegen, ob sie eine in solchem Geiste regierte Universität, an der nicht nur Neid und Haß gegen deutsche Kulturarbeit das Wort führen, sondern auch die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre durch einen katholischen Orden aufs ernstlichste bedroht erscheint, fernerhin als eine den andern Schweizer Hochschulen und den deutschen Universitäten ebenbürtige Lehranstalt anerkennen können. In den Kreisen der deutschen Universitätslehrer scheint schon jetzt die Meinung vorzuherrschen, daß diese Frage zu verneinen sei. Jedenfalls

muß man auch heute schon wünschen, daß unsre akademische Jugend dieser alma mater fortan fern bleibe, umso mehr, als es gerade die tüchtigsten Professoren sind, die sie zu Ostern verlassen, und die Gewinnung eines ebenbürtigen Ersatzes für die Ausscheidenden mehr als zweifelhaft erscheint.

Man mag es bedauern, daß ein vorgeschobener Posten des Deutschtums an der romanischen Sprachgrenze dem sichern Untergang geweiht ist. Wenn aber den Voraussetzungen der Statistik Zutrauen geschenkt werden darf, so hat das Deutschtum sein letztes Wort im Kanton Freiburg noch nicht gesprochen. Denn diese behauptet, daß, falls die gegenwärtigen Bevölkerungsverchiebungen andauern, in einem Jahrhundert der Kanton von Bern aus germanisiert sein werde. Vorausgesetzt natürlich, daß bis dahin an den Ufern der Saane nicht ein neues polnisches Königreich entstanden ist.



## Sagenbildung und Sagenentwicklung

Von Georg Holz

(Schluß)



Ich habe bisher versucht, die Grundzüge der Amelungensage aus gegebenen geschichtlichen Ausgangspunkten zu entwickeln. Die Möglichkeit meiner Ausführungen angenommen, entsteht nun aber sofort die weitere Frage: wer sind die Träger dieser ganzen Entwicklung? Ohne Menschen, die jenen Schatz von Überlieferung als ihr Eigentum betrachten, und ohne solche, die ihn bewußt ausgestalten, ist ja diese ganze Entwicklung undenkbar. Nun liegt es auf der Hand, daß eine so hervorragend volkstümliche Sage wie die von den Amelungen gerade von dem Volke gepflegt worden sein muß, dessen Ruhm sie verkündet. Das wären die Ostgoten. Aber schon ein Menschenalter nach der ruhmreichen Regierung Theoderichs verschwinden die Ostgoten in blutigen Kämpfen gänzlich vom Schauplatz der Geschichte, sie können also ihre Überlieferungen nicht lange gehütet haben, es müssen andre für sie eingetreten sein, die jenen Schatz als den ihren betrachten und pflegen konnten. Diese andern finde ich in dem Stamme der Baiern. Ihr Gebiet bildete unter Theoderich einen Teil des ostgotischen Reiches; später ist es, wenn auch unter fränkischer Hoheit, ein selbständiges Staatsgebilde, dessen eigentlicher Ursprung freilich im Dunkel liegt. Es wäre aber recht gut möglich, daß sich Baiern insofern als eine unmittelbare Fortsetzung des ostgotischen Reiches darstellte, als es jener



Teil davon ist, der von den Ostömern nicht wieder erobert wurde. Dem Blute und besonders auch der Sprache nach brauchen seine Bewohner darum keine Goten zu sein; es genügt, wenn sie eine Erinnerung an ihre politische Zugehörigkeit zu den Goten bewahrt haben. Das aber haben die Baiern zweifellos gethan: noch eine späte Glosse erklärt den Namen Amelunge, den in der Geschichte das Königshaus, in der Sage das ganze Volk der Ostgoten führt, durch: Baiern. So sind es denn wohl die Baiern gewesen, die uns den Schatz der gotischen Sagen bewahrt haben.

Im einzelnen hat man sich die Art dieser Bewahrung hier wie überall in folgender Weise vorzustellen: der Ursprung unsrer Sagen reicht in eine Zeit hinauf, wo die germanischen Stämme noch gänzlich oder wesentlich ohne Schrift waren; es gab nur eine einzige Möglichkeit, geschichtliche Berichte der Mit- und Nachwelt zu übermitteln: die gebundene Rede, die durch ihre äußere Form dem Gedächtnis ein Hilfsmittel zum Festhalten bot. Das Wort des Tacitus von den alten Liedern der Germanen, die bei ihnen die einzige Art von Geschichtsüberlieferung seien (*quod unum apud illos memoriae et annalium genus est*), galt zur Zeit der Ostgoten noch in vollem Umfange. Die gebundene Rede muß in schriftlosen Zeiten die Aufgaben, die jetzt durch Schrift und Druck gelöst werden, mit übernehmen. Derartige Zustände bringen es aber mit sich, daß sich ein Stand berufsmäßiger Dichter entwickelt, der denn auch bei den germanischen Stämmen genügend bezeugt ist und sich bis in die spätesten Zeiten erhalten hat, je nach den Schwankungen der gesellschaftlichen Verhältnisse höher oder tiefer geschätzt, aber erst seit der Entwicklung einer Litteratur endgiltig gesunken.

Nun stelle man sich vor, es biete sich einem solchen Manne Gelegenheit, Zeitereignisse, die er, selbst falls er Augenzeuge ist, unmöglich bis ins kleinste übersehen kann, in gebundene Rede zu bringen. Die Form allein zwingt ihn dazu, seine Darstellung nach Möglichkeit abzurunden. Nun wird er aber in den meisten Fällen wohl die großen Thatfachen kennen, doch nicht ihre innern Ursachen. Aber gerade diese muß er versuchen zu finden, denn sonst wäre wohl die Frage: warum? die erste, die seine Zuhörer an ihn richten würden. So muß er denn begründen und thut es auch. Ob er dabei das richtige trifft oder nicht, ist für ihn und sein Publikum nebensächlich, daß er aber das richtige, je ferner er den Ereignissen steht, um so seltner trifft, das ist die Hauptursache dafür, daß sich die Geschichte in Sage verwandelt.

Zu dieser zunächst unbewußten Umdichtung tritt nun aber bald die bewußte: die ursprünglich als Wiedergabe der Geschichte gedachte Überlieferung ist nach einiger Zeit nur noch ein besonders beliebter Unterhaltungsstoff, der die Einführung ursprünglich fremder Züge verträgt, ja dadurch gewinnt. Die Anknüpfung solcher Züge an beliebte Personen der Sage ist etwas sehr häufiges. Das älteste Beispiel in der Amelungensage ist die Anknüpfung der auch ander-

wärts oft bezugten Erzählung von dem Kampfe zwischen Vater und Sohn an die Person Hildebrands, und zwar ist die Einführung sehr geschickt gemacht: sie ist in die Zeit der Heimkehr verlegt, wo man sich Angehörige desselben Volkes auf beiden Kämpferparteien zu denken hat; der Sohn ist als Kind bei der Flucht des Vaters zu Hause gelassen worden und in den neuen Verhältnissen aufgewachsen; seinen Vater kennt er nicht, er hält ihn für tot. Die Person des Sohnes ist natürlich für diesen Fall erfunden, der Name, den er trägt, Hadubrant, nichts als eine Nachbildung des väterlichen Namens.

Die Amelungensage ist also ihrem Ursprunge nach Geschichte, ihrer Entwicklung nach Dichtung; für sie kommen nur zwei von den drei zu Anfang erwähnten Gesichtspunkten der Sagenforschung in Betracht, der geschichtliche und der poetische, und zwar in verschiedner Geltung, der eine für den Ursprung, der andre für den Fortgang. Von dem dritten Gesichtspunkt, dem mythischen, Gebrauch zu machen, hat sich bisher keine Gelegenheit geboten. Und doch enthält die Dietrichsage auch mythische Bestandteile: eine Reihe von Gedichten, die sich mit dem jungen Dietrich, vor seiner Vertreibung, beschäftigen, zeigen ihn als gewaltigen Streiter im Kampfe mit übermenschlichen Wesen, Drachen, Riesen und Zwergen. Daß hier mythische Vorstellungen hereinspielen, liegt auf der Hand, doch braucht deshalb die Verbindung, in die Dietrich gebracht ist, an und für sich nicht mythisch zu sein, sondern die Sache wird wohl so liegen: Drachen, Riesen und Zwerge sind Gestalten des Volksglaubens und mindestens insofern mythisch, als sie nicht in der Wirklichkeit, sondern bloß in der Vorstellung derer leben, die an sie glauben. Wer aber an solche Gestalten glaubt, der hält es natürlich für möglich, daß er gelegentlich persönlich mit ihnen in Berührung kommen kann, und für den ist es selbstverständlich, daß die großen Helden der Vorzeit mitunter in eine solche Lage versetzt worden sind. So weit schrumpft also, wenigstens in der Dietrichsage, bei genauerer Betrachtung der mythische Gehalt zusammen; eine Annahme, wie die, daß Dietrich in solchen Fällen in die Stelle eines alten Donner- oder auch Sonnengottes eingerückt sei, ist vollkommen überflüssig und eigentlich schon damit abgethan, ganz abgesehen von dem Umstande, daß es gerade die jüngsten Dichtungen sind, die Dietrich zu mythischen Wesen in Beziehung setzen. Es ergibt sich also für die Amelungensage, daß Mythen in ihr keine andre Rolle spielen als jedes beliebige andre Motiv, das an sie angeknüpft worden ist, mit andern Worten: der mythische Gesichtspunkt der Sagenforschung fällt hier weg.

Nun haben wir freilich andre Sagen, bei denen der mythische Gesichtspunkt mit einem bessern Scheine des Rechts auftritt. Vor allem ist dies der Fall in dem ersten Teile der Sage von Siegfried und dem Untergange der Burgunden. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Siegfried, ein Knabe vornehmer Abkunft, wächst als Findling unter ärmlichen Verhältnissen auf, tötet, nachdem er herangewachsen ist, einen gewaltigen schatzhütenden Drachen, wird

dadurch unermesslich reich, verlobt sich mit der walsürenhaften Brunhilt, zieht dann an den Hof des Burgundenkönigs Gibich und vermählt sich dort mit dessen Tochter Kriemhilt. Die verlassene Brunhilt erwirbt er dann für den neu gewonnenen Schwager Gunther. Diese Erwerbung ist mit Schwierigkeiten verknüpft, die nur der echte Bräutigam Siegfried überwinden kann. So muß dieser dem Gunther bei der Gewinnung in betrügerischer Weise helfen. Doch das wird sein Unheil: Brunhilt erfährt durch einen Zanf mit Kriemhilt die näheren Umstände und gewinnt ihren Gemahl und die Seinen für ihre Rache: Siegfried wird in ihrem Auftrage von Hagen ermordet, sein Schatz kommt in den Besitz der burgundischen Könige, seine Witwe Kriemhilt aber nimmt nach einiger Zeit von ihren Brüdern die Mordbuße an und versöhnt sich mit ihnen. Später wird sie die Gattin des Hunnenkönigs Attila. Dieser, gierig nach dem Horte seiner Schwäger, lockt sie zu sich und tötet sie samt ihren Mannen. Kriemhilt übernimmt dann die Rache für ihr Geschlecht und tötet den Attila.

Dies dürfte die älteste Fassung der Sage sein, die sich freilich aus den verschiedenen Formen der Überlieferung nur schwer ableiten läßt; besonders im ersten Teile bleibt es im einzelnen nicht selten zweifelhaft, ob diese oder jene Form der Erzählung als altertümlischer vorzuziehen sei. Aber auf den ersten Blick ist klar und auch längst erkannt, daß die Erzählung in zwei nur lose verbundene Teile zerfällt: die Geschichte von Siegfried und die Geschichte von dem Untergange der Burgunden und Attilas Tode. Während nun der erste Teil jeder Art von Deutung große Schwierigkeiten entgegenstellt, ist die des zweiten längst festgestellt: zwei geschichtliche Ereignisse des fünften Jahrhunderts, die Zerstörung des mittelrheinischen Burgundenstaats unter Gundicari durch Aetius mit hunnischer Hilfe im Jahre 437, und Attilas plötzlicher Tod an der Seite seiner neuesten Gattin Hildiko im Jahre 453 sind mit einander in folgender Weise in ursächlichen Zusammenhang gebracht: die Hunnen des Aetius sind Hunnen Attilas geworden, Hildiko gilt, wie schon gleichzeitige Gerüchte besagten, als Attilas Mörderin, und zwar als eine burgundische Fürstin, die den Untergang ihres Volkes rächt. Damit ist der geschichtliche Ursprung dieses Teiles und der in ihm handelnd auftretenden Sagen gestalten Gunther, Hagen und Kriemhilt erwiesen (der Name Hildiko ist Koseseform eines mit -hilt zusammengesetzten Frauennamens, darf also unmittelbar mit Kriemhilt verglichen werden).

Mit dem ersten Teile ist diese unzweifelhaft aus Geschichte entstandne Sage nur dadurch verknüpft, daß auch dort gewisse Personen (Gunther, Kriemhilt) und Sachen (der Schatz) des zweiten Teils eine Rolle spielen. Diese Personen und Sachen können aber entweder durch Gleichsetzung oder durch Übertritt aus einem in den andern Teil beiden gemeinsam geworden sein: jedenfalls beweisen sie nichts für eine alte Zusammengehörigkeit der durch eine klawende Lücke geschiednen Abschnitte.

Der unverbundene erste Teil ist nun bisher mit besondrer Vorliebe aus einem angeblichen Mythos abgeleitet worden: Siegfried soll ein Lichteros irgend welcher Art sein (Tag, Sonne, Frühling), der die Finsternis überwindet, indem er den Drachen tötet, damit in den Besitz der Welt (des Schatzes und der Brunhilt) gelangt, schließlich aber den Mächten der Finsternis wieder erliegt (sie töten ihn und entreißen ihm Schatz und Braut). Aber stichhaltig ist diese Erklärung nicht: ihr steht vor allem entgegen, daß nach Übereinstimmung aller uns erhaltenen Darstellungen der Zank der Königinnen (und damit der von Siegfried an Brunhilt verübte Betrug) die Ermordung Siegfrieds verursacht; wo fände aber dieser Zank im Mythos seine Erklärung? Auch stellt keine unserer alten Quellen die Verlobung mit Brunhilt als eine innere Folge der Drachentötung dar; erst in der jüngsten Quelle, dem Liede vom hörnenen Siegfried, findet sich etwas derartiges, doch ist die Jungfrau, die hier aus der Gewalt des Drachens erlöst wird, Kriemhilt, nicht Brunhilt. Dagegen spricht das älteste Zeugnis, das uns das angelsächsische Gedicht von Beowulf darbietet, dem Siegfried Drachentötung und Hortgewinn geradezu ab, indem es beides dem Siegmund zuschreibt, der sonst für Siegfrieds Vater gilt, und es ist unbedingt unmethodisch, wenn man diesen Umstand damit umgeht, daß man das älteste Zeugnis eines Irrtums zieht und eine Übertragung auf den Vater annimmt, denn man darf ein älteres Zeugnis nicht auf Grund von jüngern ablehnen.

Die landläufige mythische Erklärung ist also geradezu unwahrscheinlich. Aber auch irgend welche andre dieser Art scheint nicht geraten, denn was an der Siegfriedsage mythisch ist oder scheint, liegt so lose auf der Oberfläche, daß die bei der Dietrichsage gegebne Bestimmung der Mythen in der Sage auch hier anwendbar ist. Vor allem aber dürfen nicht Mythen, die nur in der nordischen Darstellung auftreten, ohne weiteres als alte Bestandteile der Sage angesehen werden, denn wenn die nordische Form auch vielfach altertümlicher ist als die deutsche, so ist sie doch gerade um zahlreiche Zusätze mythischen Inhalts erweitert, die neuerdings als rein nordisches Gut nachgewiesen worden sind, z. B. die Waberlohe und das Auftreten Odins.

Eine geschichtliche Deutung der Siegfriedsage freilich stößt auf nicht geringere Schwierigkeiten, denn nirgends in der beglaubigten Geschichte findet sich etwas, das man ohne weiteres als ihren Ausgangspunkt betrachten könnte. Aber nachdem wir gesehen haben, wie ein geschichtliches Ereignis der Ursprung einer gewaltigen Sage sein und schließlich doch durch den Gang der Entwicklung wieder aus ihr verschwinden kann, wie dürften wir da den geschichtlichen Ursprung der Siegfriedsage für unmöglich erklären?

Es ist längst darauf hingewiesen worden, daß die Siegfriedsage das wilde Wesen der Merowingerzeit widerspiegelt; insbesondere die Gier nach Siegfrieds großem Hort, die in der Sage vielfach die treibende Kraft ist, erinnert an die



Beweggründe, von denen die merowingischen Herrscher geleitet wurden. Dies würde zunächst nur die Annahme nahelegen, daß die Sage ihre endgiltige Ausbildung in merowingischer Zeit erlangt habe. Aber wir dürfen wohl weitergehen und uns in der Geschichte der Merowinger nach Ereignissen umsehen, die die Grundlage unsrer Sage gewesen sein könnten.

Da bieten sich denn ungesucht die Ereignisse aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts dar, Ereignisse, die das merowingische Haus von Grund aus erschütterten, die Merowinger auf der Höhe ihrer Kraft, aber auch ihrer Verworfenheit zeigen, und die von so gewaltiger dramatischer Wucht sind, daß es sehr verwunderlich wäre, wenn sie in der fränkischen Sage keinerlei Spuren hinterlassen hätten. In ihren Hauptzügen sind es folgende: Es herrschen gleichzeitig die drei Brüder Chilperich von Neustrien, Guntram von Burgund und Sigebert von Auzien. Sigebert erscheint gegenüber der sittlichen Verkommenheit seiner Brüder als ein strahlender Held, der übrigens seinen Ruf durch glückliche Kriegsthaten an der Ostgrenze des Reiches auch verdient. Er weicht auch darin von seinen Brüdern ab, daß er nicht, wie sie, mehrere niedrig geborne Fränkinnen ehelicht, sondern um des westgotischen Königs Athanagild Tochter Brunihild freit. Er erhält sie mit ansehnlicher Mitgift in Gold und Kostbarkeiten. Dieser äußerliche Gewinn sticht seinem Bruder Chilperich so in die Augen, daß er sein fränkisches Weib entläßt und Brunihilds Schwester Galsuintha heiratet. Aber kaum hat er sie und ihre Mitgift, so kehrt er zu seiner frühern Geliebten Fredegund zurück und läßt Galsuintha töten. So wird Brunihilds und Sigeberts Rache herausgefordert; sie ziehen gegen Chilperich zu Felde und schlagen und vertreiben ihn. Doch auf der Höhe seiner Macht fällt Sigebert plötzlich durch Mörder, die Fredegund ausgesandt hat. Was dem noch folgt, ist für uns unwesentlich; nur das sei noch erwähnt, daß der Haß der beiden Königinnen bis an ihren Tod dauert und sich auf ihre Nachkommen vererbt, sowie daß Brunihild wieder und wieder versucht, für ihre Nachkommen die Zügel der Regierung zu führen, und sich nicht scheut, zu Pferde gepanzert inmitten auffälliger Vasallen zu erscheinen.

Hier haben wir, meine ich, wenn auch nicht die Siegfriedsage selbst, so doch ihre wesentlichen Züge auf engem Raume beisammen; die Gruppierung ist allerdings in der Geschichte anders als in der Sage. Wesentlich gleich aber ist folgendes: Sigebert, der die andern überragt, ist nach Namen und Stellung gleich Siegfried (der zweite Bestandteil des Namens Siegfried steht auch in der Sage nicht fest, denn der Norden nennt ihn Sigurdr = Siegwart); mit der Verdrängung der Galsuintha durch Fredegund vergleicht sich die der Brunhild durch Kriemhild in der Sage. Am deutlichsten stimmen Sage und Geschichte überein in dem Streite der Königinnen und der dadurch hervorgerufenen Ermordung Sigeberts. Die geschichtliche Brunihild deckt sich nach Namen und Charakter völlig mit der Brunhild der Sage. Endlich entspricht, etwas seitwärts stehend, Guntram von Burgund in seiner mehr zuschauenden

Rolle der des Burgunden Gunther. Darf man sich nach dieser Zusammenstellung nicht wundern, daß unter allen denkbaren Gleichungen bisher nur die nebensächlichste einigermaßen anerkannt war, nämlich die des Merowings Chilperich mit dem in der nordischen Sagenform auftretenden Hjalprekr?

Freilich bleibt noch eine wirkliche Schwierigkeit zu überwinden: soll nämlich die sagenhafte Brunhilt dieselbe Gestalt wie die geschichtliche sein, die erst 613 starb, so muß die ganze Sage beträchtlich jünger sein, als man bisher angenommen hat; sie könnte schwerlich vor 700 die später geltenden Grundzüge erlangt haben. Aber auch dieser späte Ursprung der Siegfriedsage läßt sich durch ein äußeres Zeugnis wahrscheinlich machen: wir haben in der angelsächsischen Litteratur eine große Menge Belege für alle möglichen deutschen Sagen, und diese Belege gehören im wesentlichen dem achten Jahrhundert an; unter ihnen findet sich aber nicht ein einziger für die Siegfriedsage, denn den schon erwähnten, der Siegmund (später Siegfrieds Vater) samt dem Drachenkampf und dem Hortgewinn kennt, mußten wir gerade von Siegfried trennen.

Der Niederschlag, den die Geschichte jener Merowinge als Sage hinterlassen hat, ist wohl bald, etwa um 700, mit der geschichtlichen Attila-Burgundensage in der Weise vereinigt worden, daß einige Personen der einen mit Personen der andern gleichgesetzt wurden, so Guntram = Gunther, Fredegund = Kriemhilt (Hildiko). Diese Vereinigung wird es gewesen sein, die, so äußerlich sie auch war, die starke Verschiebung in der Gruppierung der Züge des ersten Teiles zu stande brachte. Daß diese Verschiebung notwendig war, ergibt sich schon aus folgendem: trat an die Stelle der Fredegund die Kriemhilt, die Gunthers = Guntrams Schwester war, so konnte ihr Gemahl nicht mehr ein Bruder Guntrams sein, sonst wäre er ihr eigener Bruder gewesen; so wurde der Merowing Sigebert zum Findling Siegfried. Der Siegfriedsage wurde dann als Vorgeschichte die schon bestehende Sage von Siegmund vorgehoben, offenbar infolge der Namenverwandtschaft; von ihr gingen dann einige Züge in die Siegfriedsage über.

Es liegt mir völlig fern, die hier vorgetragenen Ausführungen als vollständig bewiesen ansehen zu wollen. Aber einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit glaube ich erreicht zu haben, und damit kann man wohl zufrieden sein, denn wirklich beweisen läßt sich in solchen Dingen wenig.

Etwa um das Jahr 800 ist dann die äußerlich verbundene Siegfried-Burgundensage nach dem Norden gelangt, als erste aller deutschen Sagen offenbar deshalb, weil sie in Niederfranken, an der Mündung des Rheins, zu Hause war, wohin sich schon frühzeitig die Fahrten der nordischen Wikinger richteten.

In Deutschland hat sie in den folgenden vier Jahrhunderten eine Weiterentwicklung erfahren, die klarer vor uns liegt als der Ursprung ihres ersten Teiles, und die wieder deutlich zeigt, wie sich Sagen umbilden.

Zunächst ist der Anstoß, der darin liegt, daß die beiden Teile nur äußerlich zusammenhängen, beseitigt worden; ein zweifellos nicht unbedeutender Dichter hat die Lücke dadurch geschlossen, daß er den Untergang der Burgunden als die Rache der Kriemhilt für die Ermordung ihres ersten Gemahls aufsaßte. Diese Auffassung hat aber zur Folge, daß die Wünsche Ekels und Kriemhilt's bei jener Vernichtung nicht mehr einander entgegen stehen, sondern in einander aufgehen; somit hat Kriemhilt gar keine Veranlassung mehr, Ekel deshalb zu hassen, kann ihn also auch nicht mehr ermorden. Und so haben wir das merkwürdige und wichtige Ergebnis, daß eine Sage, die sicher von Attila's Tode ausgeht, nach Verlauf einiger Jahrhunderte von diesem Tode gar nichts mehr zu erzählen weiß. Später hat dieser Umstand eine Nachdichtung hervorgerufen, in der ein nachgeborener Sohn Hagens die Rache an Attila übernimmt. Ehe das aber geschah, wurde die Sage nach Baiern übertragen, etwa im zehnten Jahrhundert, und hier hat sie sich natürlich sofort in die Dietrichsage einfügen müssen; das nötige Bindeglied war dadurch schon gegeben, daß hier wie dort der Hunnenkönig Attila eine hervorragende Rolle spielte. So versetzte man denn den Untergang der Burgunden in die Zeit, wo Dietrich an Ekels Hofe lebte, und ließ diesen, als anerkannten Haupthelden, die Entscheidung im Kampfe bringen.

Es ist in dieser Darstellung eine große Masse wichtiger Einzelheiten unerwähnt geblieben. Dennoch hoffe ich, im wesentlichen gezeigt zu haben, wie sich die deutsche Heldensage gebildet und weiter entwickelt hat. Von sichern Gleichungen zwischen Geschichte und Sage ausgehend, kamen wir zu der Überzeugung, daß die Sage in der Geschichte ihre Wurzeln hat, daß aber ihre Fortbildung durch Dichtung, sei es bewußte, sei es unbewußte, besorgt wird. Mythische Bestandteile sind der Sage zwar nicht fremd, doch liegen sie dort, wo sie sicher nachweisbar sind, so an der Oberfläche, daß sie das Wesen der geschichtlich-poetischen Sage nicht berühren; sie sind nur äußerlich angeknüpfte Züge. Bisher hat man Sagen, deren geschichtlicher Ursprung nicht auf der Hand liegt, gern aus mythischen Wurzeln erklärt; aber wir haben an einigen Fällen, deren allmähliche Entwicklung klar vor uns liegt, beobachten können, wie ein bestimmtes geschichtliches Ereignis den Ausgangspunkt einer Sage bildet, die Sage später sich aber so verschiebt, daß gerade der Ausgangspunkt gänzlich aus ihr verschwindet. Das berechtigt uns ohne Zweifel, auch Sagen, die sich nicht ohne weiteres aus der Geschichte ableiten lassen, doch auf sie zurückzuführen und anzunehmen, daß irgend eine durch Dichtung verursachte Verschiebung den Ursprung verdunkelt habe. Auf einen strengen Beweis werden wir in solchen Fällen verzichten müssen, bis uns einmal ein glücklicher Zufall die vermißte Zwischenstufe in die Hand spielt.

Jedenfalls würde es unmethodisch sein, eine deutsche Sage deshalb für mythischen Ursprungs zu halten, weil sich der geschichtliche nicht ohne weiteres

finden läßt. Es liegt mir fern, mythischen Ursprung von Sagen überhaupt bestreiten zu wollen; aber die Mythen, die wir für alt- oder gemeingermanisch halten dürfen, sind sämtlich sehr einfach und durchsichtig. Schöben wir den darin auftretenden mythischen Wesen Menschen unter, so würden wir auch eine sehr einfache Sage erhalten, die das Kennzeichen ihres Ursprungs an der Stirn tragen würde. Solcher einfacher vermenschlichter Mythen lassen sich zwar manche in unsern Märchen nachweisen, in unserer Heldensage aber, außer in Fällen, wo sie äußerlich angeknüpft sind, keine.

Verwickeltere Mythen aber, wie sie als Wurzeln für die Siegfriedsage erforderlich wären, treten uns wohl in Skandinavien entgegen, aber nicht in den übrigen Teilen der germanischen Welt. Skandinavien hat aber auch die urgermanischen Vorstellungen mehrere Jahrhunderte länger bewahrt als England und Deutschland und hat in dieser Zeit mit den unter dem Einflusse der antiken Kultur und des Christentums stehenden Teilen Europas ständig in Beziehung gestanden; es hat also für die Entwicklung solcher Mythen die nötige Zeit und auch die nötige Anregung gehabt. Falsch wäre es daher, wenn man skandinavisch-heidnische Vorstellungen ohne weiteres für urgermanisch erklären wollte. Der urgermanische Mythenbestand scheint vielmehr sehr einfach und nur von schattenhaften Umrissen gewesen zu sein, also nicht sonderlich geeignet, um, vermenschlicht, eine entwicklungsfähige Sage zu erzeugen.

Wir sind also wohl berechtigt, von den zu Anfang erwähnten drei Gesichtspunkten der Sagenforschung für die deutsche Heldensage den mythischen in der Hauptsache abzuweisen; von den beiden andern aber ist der geschichtliche anzuwenden für die Betrachtung des Ursprungs, der poetische für die der Weiterentwicklung der Sage.



## Das deutsche Dorfwirtshaus

Eine Wanderstudie

3



it der in den fünfziger Jahren leise einsetzenden, dann aber mit jedem Jahr rascher anschwellenden Bewegung der sommerlichen Vergnügungsreisenden aus den Städten aufs Land, aus den Ebenen ins Gebirge und ans Meer beginnt eine neue Ära des deutschen Wirtshauses. Es hat sich vervielfältigt, vergrößert, verfeinert, verteuert. Die Zunahme der Volkszahl drängt auch die Räume des Wirtshauses zur Vergrößerung, damit hat besonders in Mitteldeutschland



das Dorfwirtshaus seine behagliche familienhafte Enge abgestreift; in der Woche gähnt den Besucher das saalartige Wirtszimmer an, wo des Sonntags die abgearbeiteten Gesichter der Weber, Bergleute, Glasbläser, Schnitzer, Flechter ins Glühen kommen. Wer die Wirtshäuser jeder Stufe zählen wollte, die allein im Harz im letzten Menschenalter gebaut worden sind, würde mehrere hundert aufzuzählen haben, zu denen noch die alten, aber in jedem Falle gründlich erneuerten „Lokale“ kommen. Wer erkennt in Harzburg mit seinen Reihen großer Hotels das bescheidne Städtchen von 1860 mit seinen paar altbürgerlichen Gasthäusern und seinem kaum beachteten schüchternen Anspruch, ein Badeplatz zu werden? Ebenso haben sich viele von den Sommerfrischen am Nordfuß der bairischen Alpen zu vielbesuchten Orten entwickelt. Dörfer und Marktflecken wie Garmisch, Martenkirchen, Starnberg, Prien u. a. haben ein städtisches Gewand angezogen. Welcher Unterschied, wo auf der einen Seite eines Berges ein Dörfchen ins Wachsen gekommen ist, während das Schwesterstädtchen drüben vernachlässigt wurde: das gasthaus- und villenreiche, moderne breite Friedrichsroda auf dieser und das enge, trübe Schmalkalden auf jener Seite des Thüringer Waldes. Nicht nur Villen von allen Größen und Güten, neue Gasthäuser, Restaurationen und selbst Keime von Kaffeehäusern sind entstanden. Daneben sind jene in Fremdenplätzen unvermeidlichen Landläden mit geschmigten, gestanzten, gekleckten (oder erst zu beklecksenden) Andenken, banalen Bilderpostkarten u. dergl. wie Pilze emporgeschossen. Wenigstens im Dunstkreis der Bahnhöfe und Dampfschiffplätzen ist der ländliche Duft gänzlich abgestreift.

Jeder von diesen Orten hat heute mindestens ein Wirtshaus, das den Anspruch erhebt, ein „Haus ersten Ranges“ zu sein. Vor dreißig Jahren war auch schon eins da, das für das beste galt; damals war es in der Regel noch die Post. Einzelne Gasthäuser waren schon weithin berühmt, nicht durch Reisehandbücher, die damals für unsre Gebirge erst zu entstehen begannen, und nicht durch Reklame, die man noch nicht kannte, sondern durch die Überlieferung von Mund zu Mund. Sie zeichneten sich durch bessere Zimmer und sorgfältigere, nicht gerade feinere Küche aus, besteuerten aber den Fremdling nicht beträchtlich höher als die anspruchsofern Gasthäuser daneben, unter denen in der Regel eines durch die Güte des eignen Weines oder Bieres berühmt war. Die Abstufung lag überhaupt weniger in den Ansprüchen und in den Preisen als in der Gewohnheit. Den altbürgerlichen Komfort, der nicht vom Tapezierer aus der Stadt auf Bestellung geschaffen, sondern das Erzeugnis eines festbegründeten Wohlstands war, fand man in einem bescheiden Hause oft noch besser als in einem anspruchsvollern. Doch lag ein seitdem verschwundner Unterschied auch darin, daß in dem größern, besuchtern Hause die Leute gewohnt waren, Gäste zu empfangen, die in einem kleinern oft als Unbequemlichkeit behandelt wurden.

Abseits von den Straßen waren aber die Wirtshäuser nur für die Bauern berechnet. Das machte sich besonders in den bis dahin nur auf einigen Hauptstraßen durchzogenen Alpen fühlbar. Als Ludwig Steub vor fünfundsanzig Jahren in die bairischen Alpen und ins tirolische Unterinntal zog, um neues Material zur zweiten Ausgabe seiner „Drei Sommer in Tirol“ zu sammeln, war dieser Zustand eben in der Umwandlung begriffen. Steub fand damals in Schliersee schon Marktgräser mit Seltersee und die Forellen zu einem Gulden dreißig Kreuzer; aber die Bequemlichkeit der Betten und Zimmer, und die Höflichkeit und Dienstbereitschaft hatten wenig Fortschritte gemacht. Im Eingang jenes Buches ruft er erstaunt und erschrocken: Der große Schlag ist geschehen, das bairische Gebirge ist fashionabel geworden! Aber schon in der Klausel bei Ruffstein wiederholt er sein oft ausgesprochenes: Wer in Baiern gut leben will, muß ins Tirol gehen. Die Baiern haben seitdem von den Tirolern gelernt, und was mehr ist: sie fangen an, das Wirtsgewerbe als eine Kunst aufzufassen, die gelernt und geübt sein will. Der Bauernwirt that sich und seinen Gästen genug, wenn er bäurisch sprach und handelte und bäurische Nahrung bot. Die städtischen Ansprüche ließen ihn lange unberührt. Zuerst hat er es verstanden, städtische Preise zu fordern. Dann ließ er sich aber auch zu höhern Leistungen herbei, wobei das weibliche Element das treibende gewesen zu sein scheint, denn sie zeigten sich zuerst in der Küche und am Bett.

Es fehlt zwar noch viel im einzelnen, aber im ganzen ist doch der Stillstand überwunden und die Notwendigkeit des Fortschritts anerkannt. Eine ganz neue Erscheinung ist dabei der gewaltig wachsende Einfluß der Großstädte. Münchens Einfluß äußert sich in ganz Baiern von einem Ende bis zum andern so stark, daß damit nur die Wirkung von Paris auf ganz Frankreich verglichen werden kann. Am frühesten ist Münchner Bier in Wettbewerb mit den Erzeugnissen ländlicher Brauereien getreten, die aber in den meisten Teilen Ober- und Niederbaierns mindestens zur Gleichberechtigung der ländlichen geführt hat. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ liegen fast in jedem Dorfwirtshaus aus, wenigstens in den Sommermonaten. München ist aber auch der Lieferant von Weinen und Speisen, Möbeln und Zimmerschmuck, und der wachsende Verkehr in Südbaiern und Nordtirol hat in München eine große Fremdenindustrie hervorgerufen. Der erleichterte Eisenbahnverkehr ermöglicht den Wirten und Wirtinnen den Markt der nächstgelegenen größern Stadt zu besuchen. Wer würde das früher für möglich gehalten haben, daß feinschmeckerischen Gästen zulieb eine Wirtin drei Stunden auf der Eisenbahn fährt, um persönlich die Fasanen zu kaufen, die am Orte nicht zu haben sind? So ist Braunschweig für den Harz, Görlitz für das Riesengebirge Markt geworden, und die Forellen, die man dort ißt, sind oft gerade so gut Fremdlinge wie der, der durch ihre Verspeisung sein Naturgefühl noch

etwas gebirgshafter zu steigern trachtet. Der Sommerverkehr vermehrt so plötzlich die Nachfrage nach Nahrungsmitteln, daß ohne den Schnellverkehr so manches Gebirgsdorf und noch eher manches Seebad von Hungersnot heimgesucht werden würde. Daß das ländliche Wirtshaus ländlichen Überfluß bietet, kommt nur noch in den von Fremden am wenigsten besuchten Gegenden vor; oder der einsame Winterreisende erfährt diesen Segen, wenn ihn sein Stern zur Mehlsuppe daherführt. Wir haben schon gesehen, wie leicht sich die Wirtshäuser im Schwarzwald und an der Haardt in die neuen Verkehrsverhältnisse gefunden haben, weil ihnen schon früher ihre glückliche Lage ein kosmopolitisches, forderndes und zahlendes Publikum zugeführt hatte. Merkwürdig, daß dabei die Preise noch über das schweizerische Niveau stiegen, sodaß der Freiburger und Offenburger seine Rechnung dabei findet, zu derselben Zeit eine Schweizerreise zu machen, wo die Norddeutschen, Frankfurter und Engländer den Schwarzwald überschwemmen.

Der Prozeß ist dort viel einfacher verlaufen, wo die neue Entwicklung überhaupt an nichts Vorhandnes anknüpfen konnte, sondern auf frischem Boden aufzubauen hatte. Im Hintergrund der Alpenthäler traten an die Stelle der Heulager in Alphütten zuerst einfache Schutzhäuser mit Britschelagern, die dann bei zunehmendem Besuch immer besser ausgestattet und endlich zu wahren Gasthäusern wurden, die aus dem Besitz einer Alpenvereinssektion in den eines Wirtes übergingen, der nun jährlich Tausende ein- und ausgehen sieht. So sind das Wendelsteinhaus, das Herzogenstandhaus und andre in den bairischen Alpen zu viel besuchten Höhengasthäusern geworden, und bald wird es vom Pfänder bis zum Triglav im weiten Bereich der deutschen und österreichischen Alpen keinen besuchtern Gipfel mehr geben, der nicht in irgend einem Thalhintergrund oder an seinem Jochsattel seine „bewirtschaftete“ Hütte hätte. Dazu kommen zahllose Alphütten, in denen im Sommer Wein oder Bier verzapft und das altursprüngliche Heulager durch Wolldecken höhern Ansprüchen angepaßt wird. Dabei treten die merkwürdigsten Übergangserscheinungen hervor. Zum Beispiel reicht das Geld nur für die Bettladen und diese werden nun mit Heu ausgefüllt, um in einem künftigen Jahr, wenn das Geschäft gut geht, ländliche Betten aufzunehmen. In den deutschen Mittelgebirgen zeigen Harz, Thüringer Wald, Sächsische Schweiz und Riesengebirge eine Menge nagelneuer Wirtshäuser, die entweder mit großen Mitteln groß, prächtig und teuer hingestellt sind, oder als Unternehmungen einzelner kleiner Leute zunächst nur bescheidenen Ansprüchen entgegenkommen wollen, leider aber gezwungen sind, unverhältnismäßig hohe Preise zu machen. Auch in den Vogesen hat der seit dem Übergang an Deutschland gesteigerte Verkehr neue Häuser ins Leben gerufen. Altdeutscher Wirt und elsässische Wirtin geben zusammen einen guten Klang, wenn nicht zufällig der Wirt ein sißengebliebener Jurist ist, dems „der Wirtin Töchterlein“ angethan hat. Ein

solcher Mann paßt nicht hinter die hellen, harten, unpolirten Wirtstische aus Apfel- und Birnbaumholz, die im Elsaß üblich sind. Ich habe tief im Wasgenwald einen Gestrandeten dieser Art getroffen, der trotz ängstlichem Bemühen den welschen Wirt nicht fertig brachte, nach dessen Muster er mit der Serviette unter dem Arm servirte; seine Frau, die im Wirtshaus aufgewachsen war, leitete mit natürlicher Sachkenntnis das Ganze. Ein interessanter Fall von Vererbung!

Von Frankreich herüber reicht ein ganz andres System der Wirtschaftsführung in den von Fremden häufiger besuchten Gasthäusern als das in Deutschland übliche. Der Wirt leitet Küche und Keller, kocht, wenn es nötig ist, selbst, während die Frau die Fremden empfängt und bedient, womöglich von Töchtern oder weiblichen Verwandten unterstützt. In Lothringen findet man manches Wirtshaus nach diesem „Plan,“ der ja auch den Erfolg manches nicht ganz kleinen Gasthauses in der Schweiz schafft. Im Elsaß nimmt der Wirt nach deutscher Art die Stellung des Hausherrn ein. Wäre nicht die in manchen elsässischen Dörfern, selbst im Weinland, hervortretende größere Nüchternheit der Bevölkerung, die das Wirtshaus an Werktagen meidet, so würde sich die Übereinstimmung mit den rechtsrheinischen Alemannen auch auf diese Sphäre erstrecken. Es ist aber keine Frage, daß das Elsaß in seinen Gebirgswirtshäusern gerade so wie in andern Dingen hinter dem Schwarzwald zurückgeblieben ist. Unliebsam verspürt der Wanderer an abgelegnen Orten den Mangel alemannischer Reinlichkeit und Emsigkeit. Der Elsässer wirft dem Altdeutschen, der sein heimatliches Wirtshaus lobt, Vergnügungssucht und Wirtshaushocherei vor, während der Badenser meint, da die Elsässer Weine bei weitem nicht so süßig seien wie der Markgräfler, sei es keine Kunst, weniger lang bei einem elsässischen Schoppen sitzen zu bleiben. Ein Gang durch elsässische und lothringische Städte und Städtchen läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Altdeutschen redlich bestrebt sind, auch in dieser Beziehung Unebenheiten auszugleichen. Mit dem deutschen Bier ist eine Menge badischer und bairischer Brauer und Wirte eingewandert, und die bairischen Keller- und Gartenwirtschaften haben dazu beigetragen, die elsäß-lothringischen Städtebilder umzugestalten. In anderer Weise bezeugt so manches alte Haus in Lothringen, das in die Hand eines deutschen Wirtes oder Wirtsdilettanten übergegangen ist, die Änderung der Verhältnisse. Wenn es nach alter Sitte in einer ruhigen Seitenstraße und womöglich hinter einem umgitterten Hofe liegt, ein Bild der Ruhe und Respektabilität, und es tönt der Lärm einer Sektneiperei deutscher Offiziere heraus, ist der Kontrast sehr stark. So wie aus Deutschland seit 1870 schiffbrüchige Existenzen jedes Standes nach dem Reichsland getrieben sind, hat natürlich auch das Wirtsgewerbe dort anziehend auf solche gewirkt, die in Altdeutschland nicht mehr viel zu hoffen hatten. Es giebt Städte, wo alle Wirtshäuser seit 1870 die



Besitzer gewechselt haben. In den Südvogesen traf ich vor einem neuen Touristenwirthshaus fünf schöne junge Tannen ohne Wurzeln eingepflanzt. Der Wirt meinte, zwei Jahre sähen sie ganz gut aus, und dann könne man sie durch lebende Bäume ersetzen, wenn sich das Geschäft erst einmal übersehen lasse, das doch zweifelhaft sei, solange das Touristenwesen von den Einheimischen scheel angesehen werde. Wie manche Gründung auf diesem Gebiete wäre diesen wurzellosen Tannen zu vergleichen, die man einmal versuchsweise für ein paar Jahre hinsetzt!

Wo der Fremdenandrang Jahr für Jahr so unaufhaltsam wächst, wie an der Ostsee und Nordsee, da wird bald jede Hütte zum Gasthaus, allerdings unter beschränkenden Voraussetzungen, wie sie einer meiner Freunde auf S. erlebte, wo der Wirt hartnäckig nur Junggesellen in seine Fremdenzimmer, das heißt in die neuen Bretterverschläge seines alten Speichers aufnahm, weil seine Mittel noch nicht erlaubten, bis zu dem Grade von Komfort fortzuschreiten, den weibliche Wesen angeblich selbst in einem kleinen Ostseestranddorfe verlangen.

Eine besondere Klasse von neuen Wirthshäusern wollen wir nicht vergessen, die sich zu den Eisenbahnen ungefähr so verhalten, wie die alten Postgasthäuser zu den Poststraßen: die Bahnhofs-gasthäuser. Diese Gasthäuser gegenüber dem Bahnhof sind die eigentlichen Durchgangshäuser. Es wäre viel besser, wenn ein solches Haus den Titel trüge „Passantenhaus.“ Es ist immer lärmend und natürlich in großen verkehrreichen Städten vor allem zu meiden, wo jeder Nachtzug neue Gäste bringt. Auf dem Lande ist es das Stellbühnen der Eisenbahnbediensteten, im Gebirge der Führer, die hier die Touristen in Empfang nehmen. Es ist immer neu und trägt leider oft schon heute in Spuren frühen Verfalles die Merkmale eines übereilten Baues. Entsprechend ist die ganz moderne, aber meist billige und schlechte innere Einrichtung.

In diesem Wandel der Zeiten hat natürlich auch das Innere der Wirthshäuser entsprechende Veränderungen erfahren. Die alten erneuern sich, und die neuen richten sich von vornherein modisch ein. Diese Umwandlung auf ihren verschiedenen Stufen zu beobachten, ist für den nachdenklichen Wandersmann sehr anziehend. Die alten Wirthshäuser bieten ihm immer Beachtenswertes, und die neuen sind zwar minder erfreulich, aber in ihrer Weise auch lehrreich. Die alten waren auf dem Dorf vergrößerte und bereicherte Bauernhäuser, in der Stadt Bürgerhäuser und in den Marktflecken und Poststationen ein interessantes Mittel Ding. Wer hat nicht den ursprünglichsten Komfort der hölzernen Ofenbank mit Wonne empfunden, wenn er an einem kühlen Herbstabend einkehrte, und der Tisch mit einem dampfenden Gericht zwischen ihn und den wärmenden Kachelofen gerückt wurde? An passender Stelle fand er neben sich den im Fußboden befestigten Stiefelzieher und den mit einer Kette an die Ofenbank

gehängten eisernen Schuhlöffel. Wer nun gar das Glück hatte, zur Winterszeit in dem Teil der Alpen zu wandern, wo, ungefähr zwischen der Furka und dem Julier, der grünliche Thonstein von Chiavenna die Ofenkacheln ersetzt, der konnte das Behagen kennen lernen, mit dem man auf dem niedern breit aus Steinplatten aufgebauten Ofen seinen berben Weltliner zu schlürfen pflegt, denn in den dortigen alten Bergwirthshäusern ist die Oberfläche des Ofens als erhöhter Ehrenplatz mit einem niedrigen Tisch und Schemel ausgestattet. Was kann die Modernisirung an die Stelle dieses Behagens setzen, das man elementar nennen möchte, und dessen Bestandteile man eines Tages eifrig für die Volksmuseen der Zukunft suchen wird?

Auch wenn die Mittel viel größer und der moderne Massengeschmack viel weniger schlecht wären, würden diese guten alten Dinge nicht zu ersetzen sein. Der Fall ist sehr lehrreich für unsre Kunstgewerbe. Welche kurzfristige Enthusiasten, die einem modischen Stil zu lieb alles umgestalten möchten, ohne zu bedenken, daß das gute Alte aus einem Boden herausgewachsen ist, den sie mit aller Begeisterung nicht nachschaffen können! Hier haben die Generationen, wie sie auf einander folgten, für dieselben Bedürfnisse mit nur langsam sich wandelndem Geschmack gesorgt, indem sie nach Maßgabe ihrer Mittel stückweise anschafften und nachschafften; sie wählten das Zweckmäßige und das Gediegne, denn sie dienten nicht der Mode. Die besten Sachen entstanden auf Höhepunkten des bäuerlichen Daseins: zur Ausstattung der Braut, als Tauf- oder Firmgeschenke. Der Umfang des Bedarfs war nicht groß, und wenn er durchschritten war, brachte die neue alte Gelegenheit, das alte neue Geschenk. So sammelten sich die messingnen Leuchter zum Duzend, das blankgeputzt den friesischen Kaminsims schmückt — ich war sehr erstaunt, denselben Schmuck in den Hütten der Fischer von Cette und Agde zu finden —, und so erhielten die geschliffnen Weinflaschen ihre zahlreiche Nachfolge, die man im Glaschrank einer oberrheinischen Wirtshaus bewundert. Der „Glasträger“ hat Jahr für Jahr eine neue aus der böhmischen Waldhütte in den Odenwald getragen. Und ununterbrochen ging die Beschaffung neuer Leinwand am Spinnrad fort, das in der langen Winterzeit fast ohne Unterlaß schnurrte.

Heute deckt man dir auf gemeinem fichtnen Tisch, dessen Platte nicht wie die in Abgang geratnen birnen- oder apfelholznen gebohnt wird, daher verdeckt werden muß, ein schnödes Tuch, das einer Zutfabrik entstammt, darüber ein braunes Wachstuch, und stellt darauf eine unnötige Menge von Tassen, Untertassen, Tellern, Zuckerschälchen, Kannen und Kännchen aus grüngerändertem Porzellan mit dem Monogramm des Herrn Hinterhuber oder der Frau Obermayer. Es darf nicht an staubigen Palmen, sogar blechernen, auf der langen Wirtstafel fehlen, die für die Herrschaften bestimmt ist. Für Blumensträuße reicht die Zeit nicht mehr, auch geht die Blumenzucht in den Dorfgärten zurück,

wo die genügsamen, dankbaren Bauernblumen, wie Buschnelken, Hahnenkammlin, Zinnien, Stundenblumen, Rosmarin, nicht mehr die alte Liebe finden. In dem Schlafzimmer setzt uns in Staunen jenes untrüglichste Merkmal der Reform: der Eimer aus Steingut, in einfachern Verhältnissen aus blauemailirtem Eisen, neben dem Waschtisch. Mit ihm erscheinen glücklicherweise fast regelmäßig die umfanglicheren Waschschüsseln, die unzweifelhaft die beste von allen Neuerungen im deutschen Wirtshauszimmer sind. Wenn aber daneben noch jenes sinnreichste und stilvollste Möbel der Biedermaierkultur erhalten ist, der auf schraubenförmig gewundnem Fuße, wie eine Lotusblume, sich dir entgegenhebende Spucknapf, der seine Sägespäne unter gedrehtem Deckel schein verhüllt und sich immer an Stellen herumtreibt, wo er Gefahr läuft, umgestoßen zu werden, dann stehen zwei Zeitalter deutscher Kultur vor dir. Verachte diesen opferschalenähnlichen Spucknapf nicht, er steht nicht so allein, wie es den Anschein hat. Nicht nur das Sofa aus den vierziger oder fünfziger Jahren mit möglichst viel Holz und möglichst wenig Polster, nicht nur das Bildnis irgend eines Fürsten oder einer Prinzessin, heute Urgreife oder längst zu den Ahnen versammelt, in fast märchenhafter Jugendlichkeit, die so strahlend auch selbst vor fünfzig Jahren kaum gewesen sein können, nicht nur der graphitglänzende Ofen, der ein hufeisenförmiges Rohrpaar zur Decke streckt, verzweifelnd über die rasche Vergänglichkeit seiner schwer erzeugten Wärme: viel mehr gehört zu ihm, ist ihm alters- und kulturverwandt. Oft ist es der ganze Geist des Hauses, der nur ein paar neue Formen angenommen hat, die mechanisch angeeignet und angelernt sind.

Aus diesem Widerspruch gehen recht unfreundliche Eigenschaften des modernisirten ländlichen Wirtshauses hervor. Der alte Zustand, der beiseite gesetzt werden soll, war das Erzeugnis einer langen ungestörten Entwicklung, in der er die organischen Eigenschaften des langsamen Herangewachsenseins erwarb. Das alte ländliche Wirtshaus war, ob gut oder schlecht, aus einem Guß. Indem nun unkundige Hände Änderungen vornehmen, begegnen uns endlose Widersprüche. Der neue Wirt schafft mit gewaltigem Aufwand ein modernes Eßgeschirr an, aber seine Frau gehört zu der in Deutschland schrecklich rasch zunehmenden Masse von Frauen, die nicht mehr kochen können; daher ein ungenießbares Essen auf fein gemaltem Steingut. Und so weiter durch geschliffne Gläser mit schlechtem Wein bis zum Schlafzimmer im modernsten Renaissancestil mit unmöglichen Betten.

Die deutsche Renaissance hat ihre tollsten Sprünge in den neu eingerichteten Wirtshauszimmern gemacht, die in den zwei letzten Jahrzehnten von angeblich wertlosem Gerümpel gereinigt und dafür mit stilvollen Möbeln ausgestattet worden sind. Wo Preiserhöhungen für ein Zimmer von achtzehn Kreuzer südd. auf drei Mark eingetreten sind, wie in so vielen Wirtshäusern der süddeutschen Sommerfrischen und Fremdenstädte, konnte es dem Wirt nicht

darauf ankommen, ob er ein paar hundert Mark mehr für seine neuen Sofas und Sessel anlegte, wenn nur der Eindruck des Luxuriösen erreicht wurde, der die sprungweis vorgenommenen Preissteigerungen rechtfertigte. Die deutsche Renaissance zeigt natürlich gerade hier ihre schwachen Seiten ganz unverhüllt, wo der praktische Zweck der einfach bequemen Einrichtung so nahe und eben deshalb ganz außer dem Gesichtskreis des von den neuen Ideen erfüllten Kunstschreiners und Tapezierers liegt. Die fünfziger und sechziger Jahre hatten die deutsche Zimmereinrichtung auf ihren niedersten Stand heruntergebracht, wo Bequemheit und Schönheit gleich vernachlässigt worden waren, Billigkeit und Schablone sich mit der vollendeten Unfähigkeit der Handwerker verbanden, um das praktisch und ästhetisch Unbrauchbarste zu schaffen, was es um 1870 auf dem weiten Erdenrund an Hauseinrichtung gab. Und dann der plötzliche Aufschwung zum Stilvollen! Statt jedes einzelne Möbel bequemer und fester zu machen, wurden die unpraktischen, unsoliden Konstruktionen mit Schnörkeln umgeben, wie sie der Stil vorschrieb. Statt das zum Liegen und Sitzen gleich unbequeme Sofa, an dessen geschweiften harthölzernen Rücken und Lehnen man sich unfehlbar anstieß, wenn man den kühnen Gedanken zu verwirklichen suchte, sich auf ihm auszustrecken, mit einem wahren Divan zu vertauschen, wurde das hochrückige Prunksofa eingeführt, auf dessen Gesims zwecklose Krüge und Vasen verdächtig klappern, wenn sich der Ruhebedürftige auf ihm umwendet. Oder, um den „Fortschritt“ an einem andern kleinern Beispiel zu zeigen: den guten alten Leuchter mit festem Handgriff und tiefer Röhre, in die das Licht fest hineingestellt und durch eine bewegliche Hülse nachgeschoben werden konnte, hat der silberplattirte verdrängt, der eine schlanke, fast windig zu nennende Form, keinen Griff und nur ein leichtes Grübchen für ein dünnes Licht hat. Von Schieben kein Gedanke; das Licht leuchtet hoch von oben herunter, wenn es neu ist, droht bei jeder Bewegung herunterzufallen und sinkt in sein Grübchen ein, wenn es niedergebrannt ist. Diesen Leuchter darf man auch nicht oft blankputzen, weil sonst das Kupfer durchschimmert. Im glasreichen Böhmen und Schlesien giebt es solche Leuchter aus dem silberbelegten Glas der Weihnachtskugeln! Die haben doch wenigstens noch etwas Rührendes, Naives. Wenn ich aber diese glänzenden Belege des Vorkommens des einfachsten praktischen Sinnes und des elementaren Geschmacks sehe, denke ich mit Sehnsucht an die schwarze Eisenklammer in der Mauer neben dem Herd, in die einst der düsterflammende Kienspan eingeschraubt wurde. Und was auch die reinlichkeitsliebende Hausfrau denken mag: die von Glanzruß leuchtende Wand über einem solchen Licht kam mir viel schöner vor als die verschnörkelteste Deckenmalerei, die rote, knisternde lebendige Flamme poetischer als der langweilig-hellste Glühstrumpf.

In den industriellen Teilen von Deutschland sind die bessern unter den neuen Gasthäusern oft wahre Gewerbeausstellungen. Das bringen die geschäft-



lichen Beziehungen mit sich, daß der Wirt Abnehmer der neuesten Erzeugnisse des Umkreises seines Städtchens ist. Was für Privatleute Überfluß wäre, das kann seinem Hause Nutzen bringen. Ich habe in Gasthäusern kleiner Städte der Lausitz Würzner Teppiche, schlesisches Steingut und Dresdner elektrische Lampen, dazu Seiden- und Federblumen auf jedem Tisch und Schrank, geschliffne Gläser, japanische Brettchen mit echt abendländischen Mustern, vogtländische Vorhänge gefunden. Aber leider hatte diese Pracht ihre Lücken, die übrigens lehrreich sind. Die Tapeten der Wände sind fast immer geschmacklos. Schwere Farben und große Muster, sogenannte Ohrfeigenmuster, wiegen vor. Von Harmonie zwischen den Wänden und der Decke ist keine Rede. Die Hauptsache ist aber, daß all das bunt zusammengewürfelte nicht zusammenpaßt. In Niederdeutschland, wo, wie in Belgien und Frankreich und auch in unserm Reichsland, in den vierziger und fünfziger Jahren die Mahagonimöbel sehr verbreitet waren, machen die einfachen, praktischen, geräumigen Formen noch heute einen harmonischen Eindruck. Und zu ihrer Zeit sprach niemand von Kunstgewerbe und Volkskunst. Auf welche Abwege das Streben nach einer äußerlichen Ausschmückung der Gebrauchsgegenstände ohne Rücksicht auf den Zweck und ohne Verbesserung des Materials führt, kann man nirgends besser als gerade in den Zimmern einfacher Wirtshäuser beobachten. In größern Städten sind einige neue Gasthäuser mit gebiegnem Geschmack eingerichtet worden, wie man ihn vor dreißig Jahren nicht kannte. In die kleinern Städte und auf das Dorf ergießt sich der verlogne Schund eines „billigen Luxus,“ der unglaublich teuer, weil unzweckmäßig und undauerhaft ist.

Wie wenig von dem Aufschwung der deutschen Kunst dem Volke zu gute gekommen ist, zeigt auch der Bilderschmuck der Wirtshäuser dieses Volks. Hier hat der Ölfarbedruck verwüstend gewirkt. Hätten wir doch noch die alten Stahlstiche oder Lithographien, die den nun längst bläulich oder grünlich bereisten Stämpereien in Ölfarbe weichen mußten. Die großen Ereignisse unsrer neuern Geschichte haben nichts daran gebessert. Vergleiche ich die Schlachtenbilder von 1864, 1866, 1870/71 — wahrlich, es hat unsern Künstlern nicht an Material gefehlt! —, die ihren Weg bis in die Gastzimmer deutscher Wirtshäuser gefunden haben, so bin ich immer wieder erstaunt, wie wenig es ist, und wie schlecht und unzweckmäßig das wenige genannt werden muß. Lahm aufgefaßt, schlecht gezeichnet, endlich noch schlecht gedruckt, das gilt von nahezu allen. Wie waren da die alten Bilder: Napoleon bei Austerlitz, Napoleon bei Wagram und dergleichen in Stahlstichen und Lithographien packend. In einem lothringischen Gasthaus fand ich den seinerzeit auch in Deutschland verbreiteten Holzschnitt nach Ivons 1859 preisgekröntem Bild „Die Erstürmung des Malakoff.“ Niemand kann das Bild ohne Interesse betrachten. Der Holzschnitt sieht wie eine doppelseitige Beilage zur Illustration aus, kann also

nicht teuer gewesen sein. Ein so interessantes, dabei echt vollstümliches, weil ganz verständliches Schlachtenbild aus unsern großen Jahren habe ich nie in einem deutschen Gastzimmer gesehen. Was Wunder, daß sich uns ein Vorfaal oder Gastzimmer eines Wirtshauses tief einprägt, wo wir alte Ölgemälde hängen sehen, und seien sie auch bis zur Unkenntlichkeit dunkel geworden. Zum Glück sind noch nicht alle zum Trödler gewandert.

Das deutsche Bett wird einst auch seinen Geschichtschreiber finden. Ich gebe hier nur kleine Beiträge zu einer Seite seiner Geschichte. Wenn man das Bett als eines der beachtenswertesten Geräte des Menschen deshalb bezeichnet hat, weil er fast die Hälfte aller Stunden seines Lebens darin zubringt, so erheischt das Wirtshausbett eine doppelt sorgfältige Betrachtung, denn es beherbergt seine Gäste gewöhnlich noch viel länger als das häusliche oder Familienbett. Das Wirtshausbett ist in Deutschland vom Bett des Privathauses vor allem darin verschieden, daß es ein Einzelbett ist. Während man in Frankreich und England in städtischen und ländlichen Gasthäusern noch sehr häufig die Doppelbetten trifft, die bequem von einem Paar zu benutzen sind, und an Schlafepaare, nicht bloß Ehepaare, zur Not auch an drei Schläfer vermietet werden, wiegt in Deutschland überall das Einzelbett vor. Es entspricht das ganz der Entwicklung des deutschen Bettes überhaupt. Das alte Himmelbett ist in vielen Teilen Deutschlands schon im vorigen Jahrhundert in die Kumpelkammer gewandert, während die Familie in England und Frankreich daran festhielt. Im ehelichen Schlafgemach ist es dann durch zwei aneinandergerückte Betten ersetzt worden. Auch zu den Bauern hat sich diese Mode verbreitet. Sie berühren sich aber auch darin mit der Geburtsaristokratie, daß bei beiden an der alten Sitte des geräumigen Bettes am zähesten festgehalten worden ist. Das sind die beiden Stände, bei denen nicht leicht Raummangel eintrat, und die auch am festesten auf ihrem Boden sitzen geblieben sind. In dem seit dem siebzehnten Jahrhundert immer mehr verarmenden Kleinbürgertum und den unsteten Beamten- und Offiziersfamilien muß man dagegen den Ursprung des schmalen, meist auch kurzen, einschläfrigen Bettes suchen, das der Kasernenpritsche am nächsten verwandt ist. Das Minimum hat es in Mitteldeutschland erreicht, wo Thüringen, Teile von Hessen, Sachsen und Schlesien sowohl in den Dimensionen als in der Ausstattung des Bettes das Unmögliche an Unbequemlichkeit leisteten. Dann schon lieber eine Schütte Stroh!

Als das deutsche Bett von seiner üppigen Fülle verlor und abzumagern begann, konnte es sich doch nicht entschließen, auf seine hohen Dimensionen ohne weiteres zu verzichten. Was es an Federn verlor, gewann es an Holz zurück, indem es sich nun auf die vier Füße stellte, auf denen es sich bis auf den heutigen Tag fest erhalten hat, trotzdem daß niemand zu sagen weiß, welchen Wert diese Vierfüßigkeit eigentlich haben soll. Die Unzähligen, die aus hohen Betten herausgefallen sind, die vielen, die die Schwierigkeit erprobt

haben, selbst mit Hilfe eines Bettstuhms oder Hockers die Spitze des Bettturmes zu besteigen, die zahllosen Furchtsamen, die jede Nacht unter das Bett leuchten, um den Missethäter zu entdecken, der sich dort verborgen hält, warum haben sie sich nicht zusammengethan und einen Bund gegen die hohen Bettbeine und überhaupt gegen die Vierfüßigkeit des ganzen Wesens gemacht? Die Furcht und die Bequemlichkeit vermögen doch sonst soviel in deutschen Landen, warum denn nicht hier? Ja, wenn nicht die Bequemlichkeit, sich ins Unbequeme zu fügen, so verführerisch wäre!

Erst nach fremden Mustern hat man ganz langsam die Bettbeine niedriger gemacht, aber manchmal doch nur soweit, daß die Besteigung noch immer eine beträchtliche Leistung, einen Aufschwung verlangt, dessen nicht jeder fähig ist. Obgleich die deutsche Sprache den Müden sagen läßt: „Ich bin so müd, daß ich ins Bett hineinfallen möchte,“ so hat der Deutsche doch nicht aus der eignen Erkenntnis der Untauglichkeit des hochbeinigen Bettes heraus ein Bett geschaffen, das diesen Wunsch des Müden erfüllte, sondern in Nachahmung der englischen und französischen Vorgänger. Aber leider in kleinlicher, stümperhafter Weise, die wieder das wesentliche übersah, daß das Bett zum Ruhen in gestreckter Lage bestimmt ist. Das Bett ist nun auf kürzere Beine gestellt, hat aber in seinen Weichteilen noch einen Rest der alten Aufstürmung in der dreifachen Rissenlage und dem überflüssigen, wenn nicht schädlichen Unterbett bewahrt. Es ist sehr merkwürdig, wie das besonders im Sommer unerträgliche und ungesunde Federdeckbett in ganz Westdeutschland, der Schweiz, Baiern und selbst Böhmen durch die wollne oder gesteppte Decke mit einem leichten Federkissen (Plumeau) schon seit langen Jahrzehnten verdrängt ist, während man ihm in Thüringen, im Harz, in Sachsen, in der Mark und Schlesien noch in anspruchsvollen Gasthäusern, sogar in großstädtischen begegnen kann. Die augenfällige Verbesserung wird an manchen Stellen mehr als ein Jahrhundert nötig haben, um sich vom Rhein und von der Donau bis zur Oberfortzupflanzen. Den für den müden Wanderer verhängnisvollen zeitweiligen Sieg des Seegrases über das Roßhaar und die gewiß nur kurzlebige Verdrängung beider durch die heimtückischen Sprungfederbetten zu schildern, muß ich dem Historiker des deutschen Bettes überlassen, der hoffentlich seine Aufgabe in Angriff nimmt, ehe es zu spät ist.







Madlene war schon lange verschwunden, aber der Ölgöke stand immer noch ein Weilchen neben der Hecke und rieb sich die Nase.

#### 4. Wie es vor acht Jahren aus war

Den Ölgöken können wir nicht mehr aufrecht erhalten. Nicht, als sei er noch schläfrig und drohe wieder ins Gras zu sinken: der Ölgöke hastet nicht mehr an dem Frieder. Der Frieder ist überhaupt nie ein Ölgöke gewesen. Er mochte manchem in diesem oder jenem Fall als ein solcher erscheinen; aber hinter diesem Schein steckte etwas andres. Es entstand, wenn sich der Frieder in sich zurückzog, d. h. in seinen Herzensgründen spazieren ging und die Pfade um sich her aus den Augen verlor. In diesem einfachen, natürlichen Frieder hatten sich Gründe und Höhen entwickelt, die dem Verständnis vieler zu tief und zu hoch waren. Da gab es eine Höhe, auf die der Frieder leicht aus dem tiefsten Grund hinaufschneelte, und von der er so leicht nicht herunter zu bringen war, den Stolz. Kam es ihm vor, als halte man ihn für einen Ölgöken, so stand er plötzlich hoch da oben, ohne sich besonders merken zu lassen. Denn der Edelmut war der Stab, mit dem er sich oben hielt. Die Finne der Verachtung gab es nicht in seiner Seele. Wenn er auf der Höhe des Stolzes stand, gestützt auf den Stab des Edelmut, ward er von der Blume der Geduld umrankt.

In diese Friederseele war noch kein Mädchenbild gedrungen gewesen, als am Freitag vor Pfingsten ein Strahl des eggertsen Auges hineinfiel. Da war eben dem Frieder geschehen, wovon er noch keine Ahnung gehabt hatte. Und als es in ihm war, als müsse er die Madlene an sich reißen, da hatte sie ihm den Rücken gewandt. Aber der Strahl hatte gezündet, und das Feuer hatte den Frieder getrieben, der Madlene Maizen zu setzen. Und als er im Gras lag und der Traum ihm die Madlene zur Seite in die Kutsche setzte, weckte ihn die Neckerei des Mädchens zu einer Nüchternheit mit Gelächter, obwohl Madlene nicht gelacht hatte. Es war das eingebildete Gelächter des Hohns. Sie hats erfahren, daß du ihr die Maizen gesetzt hast, und hat dich zum Besten. So stand er neben der Hecke, rieb sich unter der Nase und — — mit einem kräftigen Schwung war er auf der Höhe des Stolzes.

Einem Fußpfad folgend, schritt Frieder über die Wiese und dann zwischen den Kornfeldern hin an einer sanften Berglehne empor. Die mit Altisfell verbräunte Mütze, die in einer goldigen Quaste gipfelte, stand in einem grellen Widerspruch zu den mit der Nachmittagschwüle so schön harmonisierenden weißen Hemdärmeln. Und so auch stand der Frieder auf der Höhe mit dem Frieder im Herzensgrund jetzt im Widerspruch. Der Schritt des sozusagen doppelten Frieder wurde nach und nach lebhafter, und bald setzten sich unter dem Mützenpelz Schweißperlen an. Der Pfad wurde steiler, die Perlen größer. Frieder rückte an seiner Mütze und strich mit der flachen Hand über die Stirn; aber sein Schritt gab nicht nach. Er nahm sich just aus, als ginge er ins Holzmachen. Es war ihm aber, als hätte er sich vorhin noch nicht hoch genug geschwungen, und als könne er seinem Aufschwung nachhelfen durch das Emporsteigen an einem wirklichen Berge. Und so itleg der Frieder immer höher, ließ die Kornfelder hinter sich und die Kartoffelfelder, schritt zwischen Heide, Wacholdergestrüpp und jungen Birken dahin, immer höher hinauf, und wäre wahrhaftig bis an des Herrgotts Thron gelaufen, wenn der Berg hoch genug gewesen wäre. Aber plötzlich hatte das Steigen ein Ende, und der Instinkt sagte dem Frieder, daß er nun den höchsten Punkt erreicht habe,

und brachte ihn zum Stehen und drehte ihn herum, die weite Landschaft zu überblicken. Der Instinkt hatte es gethan; denn klare Gedanken waren in dem zwiespältigen Frieder nicht aufgefunden.

Nun sollten wir eigentlich das Gesicht malen können, das sich unter der Belzmüge aufthat beim plötzlichen Anblick der weiten Landschaft. Der doppelte Frieder fuhr zusammen zu einer einfachen Person und staunte die weite Welt an als ein Zauberbild, das ihm noch nie aufgestoßen war, obwohl er schon hundertmal von da hinausgeschaut hatte. Der Mensch schaut mit der Seele. Und seit zweimal vierundzwanzig Stunden hatten sich in der Seele des Frieder die Gründe und Höhen gereckt, und Schatten und Licht war gewaltiger geworden, und alles, was nun hineinfiel, nahm sich da drinnen anders aus wie früher, mehrfahend, bedeutungs- und wirkungsvoller. Kurz, dem Frieder war es, als gude er in einen Zauberspiegel, und als würde er zusammenschüttelt und gerüttelt von einer geheimen Macht. Und es war ihm, als sinke die Höhe seines Stolzes mit ihm immer tiefer vor diesem Anblick. Es kam wie Wehmut über ihn, und er setzte sich auf einen Stein und schaute und schaute. Die Wellenlinien am Horizont begannen zu wogen und wurden flüßig wie ein Meer. Und da schwamm eine Burg, und da noch eine. Die weißschimmernde Kapelle zur heiligen Ursel weit dahinten sank bald hinab, bald wurde sie wieder von den Wogen emporgehoben. Es begann auch im Frieder zu wogen. Bald stand er auf einer Höhe seiner Seele, bald sank er in die Tiefe. Und als er in einen Grund gesunken war und nicht wieder empor kommen konnte, begann er aus der Tiefe also zu predigen: Weit und breit ist die Welt. Viel der Dörfer und Städte sind über sie hingefät, und viel des Reichthums und Glücks steckt darin. Wer was kann und vermag, der kann sich sein Theil holen. Aber man muß was können. Ich kann nichts; mein Vater hat mich nichts lernen lassen. Ich kann mir nichts draußen in der Welt holen, weder Reichthum noch Glück. Da sitz ich in dem Nest, muß ackern und säen, mähen und dreschen und Holz machen, ein Jahr wies andre. Wenn das Jahr herum ist, hab ich nichts — nichts! Nichts als arme Teufel um mich herum, denen es gerade so geht. Wir arbeiten und essen und schlafen und drehen uns immer und immer um denselben Markstein herum wie gebannt und verwünscht. So versauern und verdummen wir. War mirs denn nicht seit zwei Tagen, als wolle da ein Sternlein herein scheinen in die Verwünschung? Fing es denn nicht an, als thäte sich doch ein wenig Glück in dem Nest auf für so einen Nichtskönner? Spott! Narretei! Ich hätte sie an mich gerissen und wäre reich und glücklich gewesen! Nichts davon! — Windspiel! — Afferei!

Es ließ sich aus der Höhe keine Stimme dagegen hören. Die Stimme des Frieder ging unter in der Tiefe. Und Schwermut zog ihn vom Berg hinab. Er schlief zwischen den Kornfeldern hin, über die Wiese, durch seinen Obstgarten, zur hintern Thür hinein und kam am ersten Feiertag nicht wieder zum Vorschein.

Am zweiten Feiertag morgens ging Frieder mit dem Gesangbuch zur hintern Thür hinaus durch den Obstgarten und hinter dem Dorf an den Gartenzäunen hin, als wollte er zur Kirche gehen. Das wollte er eigentlich auch. Aber wer zur Kirche geht, nimmt nicht den Weg hinten herum, sondern geht mitten durchs Dorf. Zur Kirche zu gehen, war damals dem Dörfler noch eine heilige Freude; und in der Freude begiebt man sich ohne besondre Gründe nicht auf ausweichende Pfade. Der Frieder mußte also einen besondern Grund haben, sich hinter den Gärten weg zu drücken. Den hatte er allerdings. Er hatte sich in der Nacht wieder zur Höhe des Stolzes hinaufgearbeitet. Und von diesem Standpunkt wollte

er sich nicht wieder abbringen lassen. Darum vermied er, an dem Müsershaus mit den stolzen Maien und der mutwilligen, windigen Madlene vorüberzugehen. Das hätte ihm einen Stoß versetzen können. Darum trug er — nicht die Kirche — sein Gesangbuch ums Dorf herum. Er hielt sich aber oben am Feldweg hin und nied, als das Dorf hinter ihm lag, auch den Kirchweg. Auf dem Wege zur Kirche den Kirchweg meiden, war wieder recht kurios. Es geschah auch in der Sorge um den errungenen Standpunkt. Mit den Mächten der Seelengründe standen am zweiten Feiertage schon die spekulirenden Gedanken der Höhen im Bündnis. Und diese spiegelten dem Frieder auf Schritt und Tritt die Müsers-Madlene vor, daß es ihm war, als müsse er unabwendbar auf sie stoßen, wenn er den Kirchweg beträte. Diese Vorspiegelung und die Sorge um den Standpunkt wurden in ihm immer stärker, sodaß es ihn auf den nächsten, in den Wald abführenden Weg riß, auf dem er mit seinem Gesangbuch so rüstig vorwärts schritt, als wäre es seine Art, und er ginge ins Holzmachen. Im Wald verließ er den Weg und schlug sich an einer sanft abfallenden Wand hin zwischen jungen Birken und Fichten, still und bedächtig wie ein Vogelfänger.

Die Vögel im Walde jubilirten aber, als wäre der Frieder der leibhaftige Lenz, dem sie einen festlichen Empfang zu bereiten hätten. Und das that dem Frieder wohl, so wohl, daß er sich auf einen Felsvorsprung niedersezte. Aber er machte sein Gesangbuch nicht auf, etwa mitzusingen: es galt die Höhe des Stolzes zu behaupten.

Drunten lag ein anmutiges Wiesengründchen, von niedrigem dichtem Gebüsch umsäumt. Aus diesem anmutigen Wiesenrahmen herauf tönte ein Grasmückenkonzert in uralten lieblichen Weisen. Dahinein begannen die drei Glocken der Kirche, der Frieder ausgewichen war, mit feierlichem Ton zu reden. In den Seelengründen des Frieder wurde es schwül, und die Stütze des Edelmutts auf der Höhe des Stolzes begann sich zu biegen wie Wachs in der Sonne, daß es dem Frieder ängstlich wurde um seinen Standpunkt. Da kam Hilfe.

Vom Wiesengründchen herauf kam ein ganz gewöhnlicher Vogelfänger; es war der Gründel, ein etwas verschmitzter Bursche, Schulkamerad des Frieder. Jeder war überrascht, als sie einander erblickten. Aber der Gründel sezte sich zutraulich zum Frieder und entwickelte große Redseligkeit. Drunten stand ein Mordsvogel von einer Grasmücke; aber der Türkendres — sein Vater hieß der Türkenittel, weil er in seinem Taubenschlag nur „Türken“ hielt — hat sie mir weggeschnappt. Dem Frieder war die Vogelfängerei ein Greuel; er sagte kein Wort dazu. Der Gründel schlug ein andres Thema an. Hast du die Maien der Müsers-Madlene gesehen? Der Türkendres hat sie geseht. Es wird den Müsersleuten kein großer Gefallen sein; die Madlene freilich bildet sich was drauf ein. Und dabei thut sie, als wärs gar nit so. Vor den Leuten ist ihr der Türkendres freilich nichts. Aber die Sorte kennt man. Hochmut kommt vor dem Fall.

Das war dem Frieder genug. Er stand auf und wandte sich rechts, nach der Kirche zu. — Noch in die Kirch? Zum Vaterunser wirßt du schon noch zurecht kommen! Der Gründel schlug die Richtung nach dem Dorf ein, und bald waren sie einander aus den Augen.

So war in dem nichtsnutzigen Gründel dem Frieder ein hilfreicher Geist erschienen zur Behauptung seines Standpunkts. Auf der Höhe des Stolzes stand er nun fester als je.

Der Türkendres! Der Türkendres! Der Gründel und der Türkendres vervielfältigten sich um den Frieder herum zu einem Ameisenhaufen. Und es zwickte

und biß ihn von unten herauf, daß er sich immer höher hinauf arbeitete wie auf der Flucht vor Gift und Tod.

Der Türkendres hatte sich aber nicht bloß für den Frieder in einen beißenden Ameisenhaufen verwandelt: auch durch den bösen Zauber des Gerüchts war er in einen solchen zerlegt geworden. Das ganze Dörflein ward davon überzogen, und die äyende Mageschar war bis zur Feiertagschüssel auf dem Tisch vorgerückt, und auf jedem Bissen saß ein Türkendres, von Haus zu Haus im ganzen Dörflein.

Auch das Müsershaus war nicht verschont geblieben. In diesem Haus war das Nagwasser von wahrhaft teuflischer Wirkung. Da saß auf jedem Bissen der Türkendres ver Hundertfach. Aber keins am Tisch wollte sich merken lassen, daß ihm jeder Bissen vergiftet war. Der inwendige Kampf mit dem Türkendres ließ keinen darüberhinausgehenden Gedanken aufkommen, und das war ein stilles, trauriges Feiertagsessen im Müsershaus.

Nachmittags nahm sich Madlene aus ihrem Kirchensträußchen, das in einem Glas auf dem Fensterbrett stand, den Rosmarinstengel heraus und roch daran und steckte sich ihn ins Busentüchlein und ging hinter den Gärten herum, gerade wie am ersten Feiertag zur selben Stunde. Die Lerchen sangen wieder: Er wars! Wer wars? Der Frieder? Der Türken . . . — Madlene blieb mit der Schürze an einem Dornstrauch hängen. Indem sie sich losmachte, summten die Bienen: Was gehts uns an? Und der Spottvogel im Ahornbaum sang wieder: Er wars nit! Er wars nit! Wer wars nit? Der Türkendres wars nit!

Madlene stand bald vor der Hecke, hinter der gestern der Frieder im Gras gelegen hatte. Aber heut lag er nicht da. Das Gras, das von ihm niedergedrückt gewesen war, stand heute kerzengrad da und stach mit seinen Spitzen wie Nadeln ins Herz der Madlene. Gestern hätte sie ihn da fragen können, hätte sie ihn merken lassen können, welches Glück ihr die Pfingstmaien bereitet hatten: aber in ihrem Glück war sie emporgehüpft wie das Eidlächchen in der Baumkrone und war mutwillig geworden und konnte sich von dem Gipfel des Mutwillens nicht schnell zurecht finden zur Feierlichkeit ihres Glücks und war in den Wind hineingesprungen. Heut ist das Plätschen leer. Es kam so gewaltig schwer über die Madlene, daß sie hinter der Hecke niedersank ins Gras, just auf das Plätschen, wo der Frieder gestern geträumt hatte. Wenns der Türkendres war, so wars der Möbersfrieder nit. Sie habn gesagt, die Trilschenschristel in Brattendorf möcht ihn. Wenns der Türkendres war, hat der Frieder seine Maien nach Brattendorf geschafft. Madlene bog ihr Kuttliß nieder in den Schoß und barg es mit den Händen, und die Zährlein rannen zwischen den Fingern hindurch, und von innen heraus geschahen gewaltige Stöße.

Der Star kam wieder durchs Gras geschritten und schaute verschmigt zu der Jungfrau hinüber. Duckmäuserei! schnarrte er und schwang sich in die Luft. Die Stare sterben nicht am Herzdücken. Aber der Frieder und die Madlene sind keine Stare. Der Frieder sitzt wieder hoch oben auf dem wirklichen Berg und hält sich eine Predigt vom Glück in der weiten Welt und von der Verwünschung, in der er hängt; Madlene geißelt sich mit Vorwürfen und droht im Untrost zu versinken. Beide aber springen wie auf ein Kommando auf und begeben sich festen Schrittes in ihre Häuser. Beiden ist ein aufrüttelnder Gedanke durch die Seele geblitzt und hat sich zum Entschluß gestaltet. Der Entschluß des Frieder ist dem Entschluß der Madlene so ähnlich wie ein Ei dem andern. Jener will heut abend auf dem Tanzboden beobachten, wie es zwischen dem Türkendres und der Madlene steht; diese will heut abend dahinter kommen, obs der Frieder mit



der Triltischenchristel von Brattendorf hat. Denn sie weiß, daß die Lichtstube der Triltischenchristel kommen wird. Beide haben noch nie so ungeduldig des Abendtanzes geharrt.

Der Tanz beginnt; aber es ist noch zu hell. Um Pfingsten sind doch die Tage schon gar zu lang. Der Türkendres wirtschaftet und tollt aber schon herum wie ein Hanswurst, und die Brattendorfer haben sich richtig eingefunden und machen sich schon breit, als wären sie zu Haus. Die Triltischenchristel lacht und girrt wie eine Turteltaube. He, Christel! Der Röderrfrieder kommt heut nit! Juch! ruft der Türkendres und schwingt die lachende Turteltaube im Kreis. — Der Gründel stößt mit dem Türkendres an: Recht so, Bruderherz! Immer lustig! Du hast mir die best Grasmück im Treetersberger Gründle weggeschnappt, Sakermenter! Doch darum keine Feindschaft nit. Juch! — Es wurde noch einmal angestoßen. He, Dres, auf ein Wort! Was sagst du dazu, daß die Müsersmadlene noch nit da ist? — Schwerenöter, der du bist; und die Madlene dazu! — Hätt sie lieber wo anders, wie hier! Juch! — Tolpatsch! Im Bettstroh wirst sie freilich nit verliern! — Nit so laut, Gründel! Du kriegst die Grasmück von mir und meine Wachtel, wenn du die Geschicht ordentlich in Gang bringst. Mit den Maizen hast du 'n guten Einfall gehabt; hahaha! — Juch! — Gelt, Brüderle? Juch!

Die Dunkelheit war endlich eingebrochen. An den Wänden des Tanzbodens brannten schon düster etliche Talglichte. Ringsherum an den Wänden standen und saßen zuschauende Weiber, darunter auch sehr alte. Die Sipenden hatten sich ihre Bänke mitgebracht. Die Schulzin, Dorfsmeisterin, die Wohlhabenderen, kurz alle, die das breitste und längste Band an der Kirchenlappe trugen, so auch z. B. die Gotteskastenmeisters- und Steinsepersfrau, saßen in der vordern Reihe. Hinter ihnen standen die, die schmäleres und „ungewässertes“ Band und statt der Goldtreffen auf dem Manteltragen nur blauwollne Ligen zur Kirche trugen.

Unbemerkt hatte sich Madlene, die eigentlich in die vordere Reihe gehört hätte, in eine Ecke hinter die bescheidenste Masse gedrückt, um still zu beobachten. Und Frieder, der Duckmäuser, hatte sich in einen Futterboden geschlichen, der durch ein großes Loch in der Wand zur Erntezeit das Grummet vom Tanzboden aus aufnahm, nun aber ziemlich leer war. Der Laden vor diesem Loch stand auf, um etwas Zug in die Schwüle des Tanzbodens zu bringen, und hinter diesem Loch stand beobachtend Frieder. Der Star hätte die Duckmäuserie verraten, wenn er da gewesen wäre. Er träumte aber schon bei seiner Stärrin und seinen Jungen im Nest von dem Glück, das dem Frieder, der Madlene, dem Türkendresen und der Triltischenchristel im Schoße fernere Zeiten ruhte, dahinten über Bergen von Entbehrung und Herzeleid, Weltschwindel und Mist.

Nun standen die armen Teufel auf ihren Beobachtungsstationen, ohne eine Spur von dem zu notirenden Herzenswetter zu entdecken. Jedem der Beobachter fehlte der wettergebärende Punkt. Und doch war er jedem so nahe. So laufen oder stehen wir gar oft herum wie unnütze Gesellen, weil wir blind sind. Und wenn uns nicht manchmal das Gewühl des Tanzbodens, will sagen des Lebens, ein wenig zu Hilfe läme durch eine gesunde Untempellung, so würden wir wahrhaftig verjauern wie der vergessene Trunk im Glas.

Heil dem, den das Leben aussucht, wenn er strebt, sich vor ihm zu bergen! Heil dir, Madlene, daß dich die Triltischenchristel von Brattendorf entdeckt hat. Nun ist ein Wetterpunkt gefunden. Wird sich auch der andre noch finden? Wird sich noch Herzenswetter einstellen? Nur hinein ins Leben, in den Ringelreihn des Tanzbodens! Es wird schon werden.

Es wird nicht.

Aber die Brattendorfer Christel holte Madlene aus ihrem Winkel hervor und lachte und girrte. Ei, du Herrjemine! Da vorne gehts heckenhoch! Schämst dich wohl wegen der Maien? Der Türkendres tanzt wie ein feuriger Mann auf der Wiesen. Hab schon zwei Reihn mit ihm gemacht. Und du wirfst mir net bösl!

Da stand Madlene auf dem Plan, und als die Fiedel mit ihren Unterthanen aufbegehrte, kam wahrhaftig der Türkendres und umfaßte die Madlene und schnalzte und klappte und trappte und juchzte und walzte, daß es der Madlene grün und gelb vor den Augen ward. Dahin flogen sie wie ein Wüstenwirbel. Und hinter dem Grummetloch fing das andre Herz an zu pochten wie der Hammer eines Nagelschmiedes.

Nur keinen Nagel zum Sarg geschmiedet! Dazu ist noch Zeit. Es muß gar viel Zeit erfüllt werden, ehe es zum Sarg kommt.

Der Walzer ist aus. Madlene steht vor der Schulzin. Und die Schulzin jupst an dem Nieder der Madlene: He, Madlene! Es sind halt doch schöne Feiertag, die Pfingsten, wenn einem Maien gejezt worden sind! Das war ein Schlag auf einen Nagel zum Sarg. Hämmert ihr immer zu! Die Madlene stirbt nicht gleich; sie ist noch zu jung.

Und die Fiedel erhob sich abermals mit ihren Unterthanen zu einem lebenssprühenden Galopp. Da ward Madlene sanft umfaßt, daß sie von dieser Berührung zusammenschauerte, so sanft war sie. Und ihre Seele trat zurück aus allen Gliedern und flüchtete sich ins heilige Kämmerlein, daß die Arme wie gelähmt niedersanken, und die Kniee zitterten, und die Fußknöchel wankten. Der Frieder hatte seinen rechten Arm um sie gelegt, daß er auf den gemauerten Hüften ruhte. Er sah nicht in das blasse Antlitz; sein Blick fiel zur Erde. Und bevor sich die süße Gestalt belebte, durchzuckte es den Frieder wie ein ungeheurer Schmerz. Mit dem Türkendresen war sie dahin geflogen wie eine Feder, vor ihm stand die Unlust. Das war ein trauriger Galopp.

Als er zu Ende war, stand der Frieder wie versteinert auf der Höhe des Stolzes, aber ohne die Stützen des Edelmutz; er hatte den Knotenstock der Verzweiflung zur Hand. Und als sich die Fiedel mit ihren Unterthanen zu einem lustigen Gelächter anließ, warf er sich der Triltschendristel an die Brust und legte über den Boden hin wie ein ausgelassener Bube. Er juchzte nicht, aber die Christel lachte und girrte in Lust wie eine Siegerin.

Madlene war verschwunden vom Tanzboden. Es war ihr nicht zum Heil geraten, wie wir wähnten, daß sie vom Weltrad erfaßt und in den Luftstrudel gerissen ward. Das höhrende Getöse vom Wirtshaus her, aus dem heraus die stechenden und kreischenden Töne der Fiedel und Klarinette sie wie Nadeln trafen, verfolgte die Madlene, bis sie erschöpft auf einen Bauholzstamm unter der „alten Linde“ niedersank. Da starrte sie vor sich hin in die Nacht hinein wie eine Irrsinnige. So saß sie lange.

Endlich verläßt junges Volk den Tanzboden und verliert sich gruppen- oder paarweise schälernd und sichernd durchs Dorf. Da schleicht sich Madlene hinter eine Gartenhecke am Saum der Aue, an dem ein Fußsteig nach Brattendorf hinführt, und wartet. Nicht lange, da kommen die Brattendorfer. Den Schluß der Lichtstube macht ein vertrautes Pärlein. Am Lachen und Girren erkennt Madlene die Triltschendristel. Und der sie umschlungen führt? Er ist's! stößt Madlene hervor. Dann schleicht sie sich nach Haus. Ihr Leid, ihr achtjähriges, stummes Elend hat in selbiger Nacht begonnen.

Aber es war nicht der Frieder; es war der Türkendres. Der Röbersfrieder war ja auch verschwunden vom Tanzboden nach dem tollen Tanz mit der Christel. Er hatte sich aber nicht erst auf weitere Beobachtung begeben. Er war wie geknickt in sein Bett gekrochen. Und in selbiger Nacht hatte auch sein achtjähriges stummes Elend begonnen.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kundgebungen für die Flotte. Die Kundgebung der Kaufleute und Industriellen Deutschlands für die Marinevorlage, die am 13. Januar d. J. im Kaiserhof in Berlin versammelt waren, hat in erfreulicher Weise Zeugnis davon abgelegt, daß die in der reaktionären grundsätzlichen Opposition gegen die fortschrittliche Handelspolitik des Kaisers verharrenden Berliner Kaufleute und Industriellen in den oberen Schichten der deutschen Kaufmannschaft auf keine nennenswerte Gefolgschaft mehr zu rechnen haben. Sie wird im In- und Auslande nicht ohne Wirkung bleiben, sie wird aber hoffentlich auch auf den Reichstag den berechtigten und unerläßlichen Druck ausüben, den — wenn die Zeitungen recht berichten — der Vorsitzende des Zentralverbands deutscher Industrieller in seinen die Versammelten begrüßenden Eröffnungsworten in unbegreiflicher Angstlichkeit als durchaus außerhalb des Zwecks der Kundgebung liegend bezeichnet hat. Praktisch handelte es sich in erster Linie um einen Einfluß auf die bevorstehenden Beschlüsse des Reichstags, dessen Mehrheitsparteien zwar die Notwendigkeit der Flottenverstärkung und die Mäßigkeit der Forderungen der Regierungen für diesen Zweck an sich zugegeben haben, aber leider zum Teil trotzdem die Absicht verraten, die Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, die hoffentlich auch Herr Hasler als unsachlich, zweckwidrig und unvernünftig anerkennt, mögen sie nun in Zentrumsinteressen oder in agrarischen oder freisinnigen gestellt werden. Es ist der deutschen Kaufmannschaft dringend zu raten, beim Weltendmachen eines gewissen Einflusses auf die Handelspolitik der nächsten Zukunft nicht all zu leise zu treten, sondern mit offenem Visir zu fechten, wenn die verbündeten Regierungen sie als zuverlässige Stützen anzusehen lernen sollen. Der Einzelne mag dabei ja ab und zu sein Geschäftchen machen; mit der Aufgabe, die der Handelsstand, zu dem unsre Großindustrie ganz und gar gehört, in der Weltpolitik des deutschen Reichs zu lösen hat, verträgt sich diese Taktik nicht mehr. Die ganze Kundgebung bleibt trotz unsrer Hochachtung vor dem praktischen Sinne der Kundgeber ein Schlag ins Wasser, wenn sich die deutsche Kaufmannschaft nicht ganz energisch aufrafft zum Kampfe gegen die unpatriotischen, sonderächtigen, kleinlichen Parteitreibereien, die unser parlamentarisches Leben beherrschen, und ganz besonders im deutschen Reichstage. Die deutsche Nation hat das Recht, das von dem deutschen Kaufmannstande zu verlangen. Wer viel Macht hat, hat auch viel Pflichten, und wenn er die nicht erfüllt, dann soll er nicht klagen, wenn seine Macht als unerträglich erkannt und bekämpft wird.

Vergleicht man mit der Kundgebung der Kaufleute und Industriellen die Kundgebungen aus einem ganz andern Kreise von Männern, die zu sammeln und zu veröffentlichen die Allgemeine Zeitung sich das große Verdienst erworben hat, die Antworten der zweiundfünfzig „Gelehrten,“ die ihr auf eine Umfrage über die Flottenfrage zugegangen sind, und die in den außerordentlichen Beilagen vom 11., 12. und 13. Januar vorliegen, so fällt, das müssen wir ehrlich bekennen, der Vergleich leider zu Gunsten der Gelehrten aus. Hoffentlich wird die deutsche Kaufmannschaft daraus lernen, was sie zu leisten hat in ihrem eignen praktischen Interesse und in dem der Gesamtheit. Es ist uns freilich eine große Genugthuung, in den Urteilen der deutschen Gelehrten mit verschwindenden Ausnahmen eine Bestätigung der Berechtigung des Standpunkts zu finden, von dem aus wir bisher nach besten Kräften für die Handels- und Flottenpolitik des Kaisers eingetreten sind, mögen auch sonst unsre Anschauungen mit denen der Antwortgeber nicht immer übereinstimmen. Wir sehen hier in fast vollständiger Einstimmigkeit die Berechtigung und Notwendigkeit der kaiserlichen Politik bewiesen, es erfüllt uns mit aufrichtiger Freude, sagen zu können: möge diese Professorenweisheit dem deutschen Volk und der deutschen Kaufmannschaft bald und gründlich in Fleisch und Blut übergehen! Bei der Art der Kundgebungen — kurze Antworten auf eine Reihe kurzer Fragen — ist es schwer, dem Leser mit wenig Worten einen Überblick über den reichen Inhalt des Ganzen zu geben. Jeder gebildete Deutsche sollte die Antworten selbst lesen, selbst auf sich wirken lassen. Nur einige Äußerungen bekannterer Nationalökonomien möchten wir hervorheben und besondrer Beachtung empfehlen. Den Reigen hat der alte Schäffle in vier schon im Dezember in der Allgemeinen Zeitung erschienenen Artikeln eröffnet. Treffend schließt er seine Ausführungen über die volkswirtschaftliche Bedeutung einer „starken Flotte“ mit folgender Mahnung. Seines Erachtens wären gerade die, die die vollste Entwicklung des Welthandels wünschten, also die Freihändler aller Schattirungen, vor allem die freihändlerischen Vertreter des am Export heute gewaltig interessirten Arbeiterstandes und des Exportindustrie- wie Exporthandelskapitals nicht bloß vollauf berechtigt, sondern auch vornehmlich berufen und verpflichtet, eine im Sinne der Tirpitzschen Vorlage ausreichend starke Flotte zu fordern und zu fördern. Die aus einer Blockade usw. entstehende wirtschaftliche Bedrängnis wäre in erster Linie empfindlich für die Lohnarbeiter, unmittelbar für die der Exportindustrie und der Handelschiffahrt, mittelbar aber wieder zumeist für den ganzen Arbeiterstand, da sich die Stockung mehr oder weniger auf alle Industriezweige ausdehnen würde, und die stark vermehrte Zahl überzähliger Hände einen Druck auf den Lohn im allgemeinen ausüben müßte. Dabei wäre in solchen Fällen an eine Auswanderung kaum zu denken. — Auch Lujo Brentano kommt diesmal mit einer ganz praktischen Betrachtung zum Vorschein, die von Herrn Häppler und Genossen dankend zu beherzigen sein wird. Kein Zweifel, meint er, daß die Entfaltung einer starken Macht zur See in ostatischen und südamerikanischen Gewässern unserm auswärtigen Handel und damit der weitem Entwicklung des heimischen Gewerbleißes mächtigen Vorschub leisten würde. Indes genüge es dazu nicht, eine starke Flotte zu schaffen, ja es könnten alle wirtschaftlichen Wirkungen einer Flottenvermehrung durch eine Wirtschaftspolitik, die mit ihr in Widerspruch stehe, neutralisirt werden. „Wie könnte man durch eine Flottenvermehrung dem deutschen Handel, speziell der deutschen Ausfuhr, nützen, wenn man gleichzeitig durch hohe Zölle den auswärtigen Völkern es unmöglich machte, für unsre Produkte das zu geben, was sie zu bieten haben?“ Man solle nicht vergessen, daß sich eine blühende Handelschiffahrt und



eine starke Flotte gegenseitig bedingten, und daß sich eine blühende Handelschiffahrt mit Unterbindungen der Ausfuhr durch Einfuhrbeschränkungen nicht vertrage. Wer also eine starke Flotte wolle, müsse auch gegen alle Bestrebungen auftreten, die eine Schädigung unsers Handels und unsrer Ausfuhr durch Einfuhrbeschränkungen bezweckten. Gelangten sie zum Siege, so würde auch die größte Flottenvermehrung für die Erhaltung und Förderung unsers auswärtigen Handels und unsrer Handelschiffahrt bedeutungslos bleiben. Ähnliche Töne schlägt einer der „Neuen,“ Herr Max Weber an, wenn er sagt: „Eine ostentativ »gefällige,« die errungenen Vorbeeren schonende, allen überseeischen Expansionsgedanken ersichtlich abholde Politik, wie sie nach 1870 begann, konnte der Erweckung des Interesses an der Flotte gewiß nicht förderlich sein. Noch weniger aber kann dies in der Gegenwart eine Wirtschaftspolitik, welche sich von der allmächtigen agrarischen Phrase beherrschen läßt! Es ist begreiflich, daß zwischen dem Streben nach maritimer Macht und einer Politik, die Deutschlands kommerzielle Machtstellung teils schon geschädigt hat, teils weiter preiszugeben sich bereit zeigt, ein Widerspruch gefunden wird. Nicht eine mit antikapitalistischen Schlagworten operierende Politik selbstgenügsamer sogenannter Sammlung, sondern allein eine entschlossene Durchführung der Konsequenzen unsrer kraftvollen bürgerlich-gewerblichen Entwicklung — ohnehin die auf die Dauer allein mögliche Wirtschaftspolitik Deutschlands im Zeitalter des Kapitalismus, mag man ihn nun lieben oder hassen — kann für die bürgerliche Klasse dem Verlangen nach Macht zur See einen Sinn verleihen. Zum Schutze der Grundrente bedarf es keiner Flotte.“ Wir wünschen recht sehr, daß die „bürgerlichen“ Kreise sich das zu Herzen nehmen, aber dabei, mit den Herren Brentano und Weber zusammen, nicht vergessen, daß wenn Freisinn und Sozialdemokratie, Kaufmannschaft und Arbeiterschaft in unsinniger Verblendung der kaiserlichen Politik die Gefolgschaft versagen und jedes erdenkliche Hemmnis in den Weg legen, der Kaiser und die Regierungen gezwungen werden, um nicht das Ganze vernichten zu lassen, andre Stützen zu suchen, so unbequem diese auch sein mögen. Wir erkennen gern an, daß Brentano und Weber überzeugt und warm für die Flottenvorlage eintreten, aber wenn sie, sei es wissentlich oder aus Ungeßick, den achtundvierzig Arbeitervertretern im Reichstage und ihrer vaterlandsfeindlichen Partei Vorschub leisten und Kräftigung verschaffen, dann sind sie heute weit schärfer zu tadeln, als die Limburgs und Kardorffs, deren agrarische Gefolgschaft sich trotz alles Unverständs und Eigennuzes wenigstens scheut, das Reich thatsächlich der Übermacht rücksichtsloser äußerer Feinde preiszugeben. — Professor Oldenberg hält natürlich an seiner Verdammung der Exportindustrie fest, er bleibt der einseitige Verfechter des Sayes: Handelspolitik gleich Eroberungspolitik. „Sollen die neuen Schiffe, sagt er, als Lokomotiven der einseitigen industriestaatlichen Entwicklung Deutschlands dienen, z. B. um den Export nach Ostasien zu forciren, so sind sie nicht überflüssig, sondern schädlich. Zweifellos haben wir in China Zukunftsinteressen auch ohne die Perspektive des Industriestaats, vielmehr im Sinne der Selbstständigkeitspolitik; z. B. Gewinnung eines eignen Gebiets für Baumwollensplanzen, dessen wir auf die Dauer doch nicht entbehren können, oder Gewinnung eines machtpolitischen oder wirtschaftspolitischen Austauschobjekts. Dafür brauchen wir eine offensive Kriegsslotte. Aber die militärische Erzwingung eines chinesischen Absatzgebiets für deutsche Exportwaren, deutsche Knöpfe oder deutsches Schießpulver, auch wenn wir zunächst die Macht dazu haben, ist eine praktische Unmöglichkeit, weil eine solche anachronistische Krämervolitik in den Stil des zwanzigsten Jahrhunderts nicht hineinpaßt, weil sie keine Zukunft hat, und ihr einziger positiver Erfolg sein

würde, uns die japanische Bundesgenossenschaft zu entfremden, deren wir gegen unsern weitaus gefährlicheren Zukunftsgegner Rußland bedürfen werden.“ Es ist übrigens wohl sicher, daß Herr Oldenberg den Stil unsrer Handelspolitik im zwanzigsten Jahrhundert nicht zu bestimmen hat, ist er auch einer von den Allerneuesten, die sich selbst des unmöglichen erdreisten. Er braucht übrigens seine Baumwollpassion nur noch dem Schafwoll- und Leinwandregime zu opfern, um den agrarischen Idealen ganz zu entsprechen. Und dabei giebt es in der ganzen Welt keinen Professor, der sich in praxi mit unsern Agrariern auf die Dauer schlechter vertragen könnte, als dieser unpraktische, ehrliche, hartnäckige Großstadtstubegelehrte. — Über die finanzielle Seite der Frage äußert sich mit bekannter Klarheit und Lebhaftigkeit namentlich Adolf Wagner, hier erfreulicherweise nicht als Kampfgenosse Gardens. „Wir sollten das nicht leisten können, was Frankreich leistet! Das, mit 14 Millionen Einwohnern weniger, vorweg aus seinen Einnahmen, und zwar durchaus aus seinen Steuererträgen, 800 Millionen Mark für seine Staatsschuldenverzinsung jährlich verwenden muß, wofür wir in Deutschland im Grunde keinen Pfennig Steuer brauchen! Denn unsre Schulden, auch die verschrieene „unproduktive“ Reichsschuld eingeschlossen, werden durch die Überschüsse unsrer Staatsbahneinnahmen allein, und wenn es not thut, durch die hinzutretenden der Domänen, Forsten, Bergwerke verzinst, und nach Abzug aller dieser Zinsen bleibt noch ein Erkleckliches übrig. Und wir haben nicht, wie die Franzosen, alle Steuerquellen erschöpft. Es geht auch für so kleine Forderungen, wie die jetzt verlangte Verstärkung der Marine, ganz gut mit den bisherigen Einnahmen und ihrer natürlichen Ertragssteigerung. Aber wenn es sein muß, ist es ein kleines, weitere Mittel flüssig zu machen . . . Es giebt kein traurigeres politisches Zeichen, als daß keine politische Partei offen wagt, ihren Wählern zu sagen: im Opferbringen für das Gemeinwohl liegt die erste Pflicht, aber auch die beste Kapitalanlage, die ein Volk und jeder einzelne gute Volksgenosse machen kann. Finanziell haben wir ohne jede wesentliche Schwierigkeit die Macht, eine Flotte gleich der französischen zu erlangen, eine so bescheidne Verstärkung, wie die jetzt verlangte, ist finanziell gar kein Objekt.“ — Über die „konstitutionellen Bedenken“ bemerkt der sich darin besonders vorsichtig gebende Schäffle: „Kein Parlament und keine Partei kann sich Beschlüssen entziehen, welche auf mehrere Jahre, sowie auf unbestimmte Zeit finanzielle Belastung nach sich ziehen. Septennate und Alternate sind unvermeidliche Einrichtungen, welche der Ordnung aller öffentlichen Haushalte unentbehrlich und gerade für einen obersten Zweck konstitutionellen Lebens, für eine planvolle, rationelle, billige Staatswirtschaft unerläßlich sind.“ Nur fünf von den zweiundfünfzig deutschen Professoren haben wir genannt, und aus ihren Antworten nur wenige Sätze wiedergegeben. Sie mögen dazu beitragen, die Leser für das ganze Ergebnis der Umfrage zu interessieren, das hoffentlich als besondre kleine Schrift in den Buchhandel kommt.

Es läßt sich über die Entwicklung der Flottenfrage seit der ersten Lesung des Gesetzesentwurfs im Reichstag zur Zeit nichts sicheres sagen. Fest in ihrer Haltung wie immer, wo es den gesunden Fortschritt zu stören gilt, sind eigentlich nur die Sozialdemokraten. Auf keinen Fall darf man den parlamentarischen Sieg schon als entschieden betrachten. Aber der Kampf wird gute Früchte zeitigen über kurz oder lang, das sind wir sicher. Das Gewissen des deutschen Volks scheint sich schon zu regen. Nur jetzt kein Schacher zwischen Regierung und Parteien! Das Volk will den festen Willen sehen gegen rechts und links, in der Flottenpolitik wie in der Sozialpolitik. Es ist der Schwäche, des Schachers und des Banks herzlich müde.

Die christliche Mission in China. Ein Engländer, der viele Jahre in China gelebt hat und sich jetzt in London aufhält, schrieb kürzlich: „Ich war nicht wenig erfreut zu hören, wie thatkräftig Deutschland in China aufgetreten ist. England hätte längst ähnlich handeln sollen.“ Und die in Schanghai erscheinende China Gazette schrieb vor kurzem: „Endlich scheint die Geduld der westländischen Mächte erschöpft zu sein, und endlich scheint es, als ob strenge Abrechnung gehalten werden sollte mit den Mandarinen, die jahrelang ungeschert und ungestraft dem größten Frevel gegen die einfachste Menschlichkeit haben Vorschub leisten dürfen. Wir hoffen, daß Mandarinen von dem widerwärtigen Schlage eines Li Ping-heng [des fremdenfeindlichen Gouverneurs der Provinz Schantung, dessen Namen man wohl nicht mit Unrecht mit der Ermordung der beiden deutschen Missionare in Zusammenhang bringt], durch das energische Vorgehen Deutschlands eine Lehre erteilt wird, die sie nicht leicht vergessen werden. Die chinesische Regierung war offenbar bereits zu dem Glauben gekommen, das Leben eines Missionars lasse sich immer mit einigen tausend Taels und mit der Enthauptung von ein paar Kulis auswiegen. Bei frühern Blutthaten ähnlicher Art hatten sich allerdings westländische Regierungen leider immer wieder auf diese Weise abfinden lassen. Das war einfach schimpflich, denn darnach mußten Menschen wie Li Ping-heng annehmen, den europäischen Regierungen seien die im Reiche der Mitte wirkenden Missionare ziemlich gleichgiltig oder höchstens einiges Blutgeld wert. Jetzt werden die Mandarinen wohl anderer Ansicht werden, und darüber muß jeder in China lebende Fremde froh sein.“

Diese Äußerungen geben einen Beweis von der bisher noch bestehenden Solidarität der Interessen der Ausländer im Reiche der Mitte. Wer eine Reihe von Jahren in China zugebracht hat, sei er nun Amerikaner oder Angehöriger irgend einer europäischen Nation, mußte bei der Nachricht des deutschen Auftretens in Kiaotschau unwillkürlich ausrufen: Endlich doch einmal eine That, und nicht bloß immer wieder Worte, wie wir sie in den letzten Jahren zum Überdruß von den Gesandten in Peking haben hören müssen!

Wie die China Gazette ganz richtig bemerkt, wird die deutsche That in ganz Ostasien sicherlich die allgemeinste Zustimmung gefunden haben. Die Chinesen hatten seit langer Zeit einen solchen Schlag verdient. Deshalb ist die anfangs auch in Deutschland vertretene Auffassung, unser Vorgehen sei gewaltthätig gewesen, nicht richtig. Als die ersten Nachrichten über Kiaotschau nach Europa kamen, berichteten die Zeitungen von einer großen Verblüffung der Engländer. Das war begreiflich. Die Engländer haben schon oft Anlaß gehabt, im Interesse der Ausländer in China so aufzutreten, wie es Deutschland jetzt gethan hat. Die englische Regierung hat aber die Sache offenbar immer für viel schwieriger gehalten, als sie war, zum größten Schaden des Ansehens der Kaukasier bei der mongolischen Rasse. Kein Wunder, daß man in London zuerst über den Mut Deutschlands erstaunt war. Inzwischen scheinen sich auch die Engländer entschlossen zu haben, mit den Chinesen so zu reden, wie es die Umstände erfordern. Im letzten North China Herald steht zu lesen: „Ein Chinese, der britischer Staatsangehöriger ist, war in Swatau von Mandarinen ins Gefängnis geworfen worden. Der dortige englische Konsul konnte seine Freilassung nicht erwirken, weshalb er darüber nach Peking berichtete. Daraufhin ersuchte der englische Gesandte den zuständigen Admiral, einige Kriegsschiffe nach Swatau zu schicken. Dies geschah. Eins ging von Schanghai und eins von Hongkong dahin, was alsbald die Freilassung des widerrechtlich eingekerkerten Mannes zur Folge hatte.“ Niemand, der die Chinesen

kennt, wird sich hierüber wundern. Bei Mandarinen, die sich förmlich in ihren Fremdenhaß verkannt haben, helfen eben die klarsten und einfachsten Vernunftgründe nichts, sondern nur Gewaltmaßregeln.

Ähnlich ist es bisher in allen Missionsangelegenheiten gewesen. Der Behauptung, die man vielfach hört, daß die Missionsfrage in China sehr verwickelt sei, kann ich nicht zustimmen. Im Gegenteil, die Sache liegt ganz einfach. Ob es klug war, den Chinesen die christlichen Sendboten gegen den offenbaren Wunsch der Mandarinen und der Litteraten, also der führenden Kreise des Volks, aufzudrängen, ist schon längst eine müßige Frage geworden. Die Missionare sind einmal da im Reiche der Mitte, und sie würden sich nicht mehr ohne den lebhaftesten Widerspruch großer und einflußreicher Kreise in Europa und in Amerika zurückrufen lassen. Mit dieser Thatsache muß man rechnen. Es fragt sich also: wie kann man diese im Innern des Reichs verstreuten Europäer und Amerikaner vor den ihnen sehr übelgesinnten Litteraten schützen? Die Antwort lautet: indem man Gewalt gegen Gewalt setzt. In einigen deutschen Zeitungen ist gesagt worden, man fordere von der chinesischen Regierung etwas, was sie nicht leisten könne, wenn man verlange, sie solle keinem Missionar im Innern des Landes ein Haar krümmen lassen. Nun, gewiß würde es nicht gerechtfertigt sein, in Fällen, wo Missionare wirklich und nicht nur angeblich von Räuberbanden oder von aufwührerischen Volkshaufen erschlagen worden sind, mit Panzerschiffen und Kanonen einzuschreiten, und solche Fälle kommen ja dann und wann vor. Aber bisher hat man meistens Gewißheit oder wenigstens sehr große Wahrscheinlichkeit dafür gehabt, daß Litteraten und Mandarinen das an sich ruhige Volk gegen die Christen aufgehetzt haben. Überall, wo es einmal einen fremdenfreundlichen Taotai (Regierungspräsidenten) giebt, da fürchten die Missionare nichts; nimmt der Taotai eine neutrale Stellung ein, so fürchten sie wenig; ist er dagegen missionsfeindlich, so sind sie niemals vor Angriffen sicher. Das ist nicht etwa eine aus der Luft gegriffne Behauptung, sondern der Beweis dafür ist schon oft geliefert worden. Noch kürzlich hat das die amerikanische Regierung der chinesischen amtlich ins Gesicht gesagt, wie die Schanghaier Blätter übereinstimmend berichtet haben. Nun mag ja der fremdenfeindliche Geist der unverantwortlichen Litteraten den verantwortlichen Mandarinen in der letzten Zeit vielfach über den Kopf gewachsen sein. Aber woran liegt es, daß diesen Herren der Stamm so sehr geschwollen ist? Nur an der Schlawheit der Ausländer, besonders der Engländer. Alle Asiaten werden nur noch lecker, wenn man sie in solchen Sachen, wie die Ermordung eines Missionars, glimpflich behandelt. Alle Asiaten werden aber mäuschenstill, sobald sie die Faust einer europäischen Großmacht gefühlt haben. In Hongkong oder in Singapore oder wo sonst viele Chinesen unter fremder Herrschaft wohnen, kommen niemals Unruhen gegen Missionare vor. Belehrungsversuche werden auch dort nach Kräften gemacht, ohne daß das Volk daran dächte, sich an den Missionaren zu vergreifen, weil es niemand dazu aufzuheben wagt.

Eine Ironie des Schicksals ist es, daß gerade jetzt Deutschland Ursache hatte einzugreifen, wo sich schon die ersten Zeichen einer Besserung in der allgemeinen Lage der christlichen Sendboten im himmlischen Reiche bemerklich machten. Während man früher in den Kreisen der Regierung in Peking wie unter den hohen Satrapen in den Provinzen nichts von ihnen wissen wollte, beginnen den Mandarinen jetzt ein klein wenig die Augen über die Uneigennützigkeit der Missionare aufzugehen. Uneigennütziges Handeln zu begreifen ist für einen Chinesen sehr schwer, wenn nicht fast unmöglich. Daß den Mandarinen endlich eine Ahnung davon aufdämmert, daß



bei den Missionaren diese in ihren Augen sonderbare Tugend zu finden ist, wird hauptsächlich durch den Gegensatz zu den andern in China lebenden Ausländern bewirkt. Die hohen Mandarinen sind keineswegs alle gegen die Einführung von Reformen in ihrem Lande. Sie wissen nur nicht recht, wie sie die Sache am besten anfangen sollen, ohne den Fremden immer mehr Einfluß einzuräumen, den sie von ihrem Standpunkt aus natürlich nicht wünschen können. Nun sagen sie sich: die Gesandten und die Konsuln verfolgen mit ihren Vorschlägen vor allem politische Zwecke; die ausländischen Kaufleute und Industriellen denken nur an ihren Geldbeutel; aber die Missionare haben immer wieder betont, sie hätten lediglich das Wohl unsers Landes im Auge; diese Auffassung der Christen ist uns zwar nicht recht begreiflich, aber es mag wohl etwas Wahres daran sein. So haben wir denn seit kurzer Zeit das merkwürdige Schauspiel, daß die hohen Mandarinen anfangen, die früher so sehr gehaßten Missionare gelegentlich um Rat anzufragen.

Einige deutsche Zeitungen haben die Besorgnis ausgesprochen, die Chinesen könnten ihr Land dem deutschen Handel ganz verschließen, wenn wir die Dinge auf die Spitze trieben. Diese Besorgnis ist völlig grundlos. Nach dem Kriege Japans gegen China fanden die japanischen Kaufleute nirgends die geringste Schwierigkeit, die zeitweilig unterbrochenen Handelsbeziehungen wiederanzuknüpfen. Und doch sind die Japaner im Reiche der Mitte im allgemeinen wenig beliebt. Aber es würde einem Chinesen einfach lächerlich vorkommen, gute Handelsbeziehungen nicht wieder aufzunehmen, weil seine Regierung einen ihm gleichgiltigen Krieg geführt hat. Alle aufmerksamen Beobachter stimmen darin überein, daß die Chinesen, obgleich man ihnen viel Heimatsinn zuschreiben muß, doch keinen Patriotismus in unserm Sinne haben. Aus diesem Grunde finden sie sich auch leicht mit einer fremden Herrschaft ab, solange man sie nur nicht in den Gewohnheiten ihres täglichen Lebens stört. Das Schicksal der Teilung des großen Reichs unter die europäischen Mächte wird sich schwerlich abwenden lassen. Sämtliche in Schanghai erscheinenden europäischen Zeitungen sind schon dieser Ansicht. So meint z. B. das *Celestial Empire*: „Die Freunde Chinas wollten bisher immer die Hoffnung noch nicht ganz aufgeben, daß sich das alte Reich endlich zu ernstlichen Reformen aufraffen werde. Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß ein so großes Volk mit so vielen gemeinsamen Banden des Blutes, der Sprache, der Religion und der Geschichte wahrscheinlich unter fremde Eroberer verteilt werden wird. Aber wir müssen gestehen, es ist wenig oder gar keine Hoffnung auf eine andre Lösung der chinesischen Frage vorhanden.“ Möge man daher im deutschen Vaterlande andauernd scharf aufpassen, damit man bei dieser über kurz oder lang bevorstehenden Teilung nicht zu kurz komme.

**Soziologisches.** Da sich die Gelehrten bis heute weder über den Begriff der Gesellschaft noch über den der Gesellschaftswissenschaft haben einigen können, so schlagen wir wenigstens für die zweite eine Definition vor, deren Richtigkeit kaum zu bestreiten sein dürfte: ein neuer Name für ein Bündel alter Sachen. Damit wollen wir jedoch die Notwendigkeit und den Nutzen der neuen Wissenschaft nicht bestritten haben, denn sie lenkt durch ihre Auswahl unter den alten Sachen die Aufmerksamkeit gerade auf solche Wahrheiten und Thatsachen, deren Untersuchung und Erwägung in unsrer Zeit besonders not thut. Daher gehört Herbert Spencers Einleitung in das Studium der Soziologie, das die Berechtigung und Notwendigkeit der neuen Wissenschaft darlegt, zu den nicht ganz überflüssigen Büchern, und die Neuausgabe der schon vor zweiundzwanzig Jahren erschienenen deutschen Übersetzung

von Dr. Heinrich von Marquardsen (14. und 15. Band der bei Brockhaus erscheinenden Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek, Leipzig, 1896) kann einigen Nutzen stiften. Der größte Teil des Werkchens ist den Schwierigkeiten gewidmet, die alle Arten von Vorurteil der fraglichen Wissenschaft bereiten, was freilich auch von allen andern Wissenschaften gilt, wie denn auch jedes der angeführten Beispiele in verschiedenen andern Wissenschaften verwendet werden könnte, das von der Trunksucht (S. 95 ff) z. B. in der Moral, Politik, Geschichte und Kulturgeschichte. Spencer erinnert dort daran, daß in England die Trunksucht im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ganz allgemein geherrscht hat, auch und sogar vorzugsweise bei den hohen und höchsten Ständen, daß sie aber seitdem — bloß durch einen Wandel des Geschmacks und der Begriffe des Anständigen und Schicklichen und ohne Anwendung eines vom Staat ausgeübten Zwanges — aus den obern Schichten verschwunden und in den untern viel seltner geworden ist. (Dasselbe gilt bekanntlich für Deutschland, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Trunksucht, als ein Laster der Vornehmen, im siebzehnten Jahrhundert, in England dagegen, wie es scheint, erst im achtzehnten ihren Höhepunkt erreichte.) Die Führer der Mäßigkeitsbewegung aber, die eben mit der Ausrottung des letzten Nestes beschäftigt sind, bilden sich ein, das Laster sei in beständiger Zunahme begriffen und so furchtbar gefährlich, daß die Gesetzgebung mit Zwang dagegen einschreiten müsse. Ein wirklich sehr hübsches Beispiel dafür, wie nicht allein grobe Selbstsucht, sondern auch jede edle Leidenschaft gegen soziologische Thatsachen blind macht! Im übrigen ist Herbert Spencer mit seinem krassen Naturalismus nicht unser Mann. Einen recht geschmackvollen Ausdruck findet seine darwinische Auffassung in dem Sage (I, 243), mit dem die hohe Organisation der höhern Tiere erklärt werden soll: „Den nie aufhörenden Anstrengungen, zu fangen und zu fressen, und den nie aufhörenden Anstrengungen, dem Gefangen- und GEFressenwerden zu entgehen, muß die Entwicklung der verschiedenen Sinne und der von denselben geleiteten verschiedenen Bewegungsorganen [so!] zugeschrieben werden.“ Da Spencer neben dem Naturmechanismus keinen andern Entstehungsgrund der Wesen kennt, so muß er auf diese Ursache auch die Schönheit des Menschenleibes, zu deren wesentlichen Bestandteilen die Form der Bewegungsorgane gehört, und — die Seelenschönheit samt allen geistigen Schöpfungen des Menschen zurückführen, und dazu schütteln wir ungläubig den Kopf. — Spencer ist bekanntlich auf seine alten Tage eine Hauptstütze jener Schule geworden, die im Darwinismus die Grundlage einer aristokratischen Gesellschaftswissenschaft begrüßt. Der italienische Kriminalist Enrico Ferri dagegen beweist in seiner von Dr. Hans Kurella übersetzten Schrift: Sozialismus und moderne Wissenschaft, Darwin, Spencer, Marx (Leipzig, Georg H. Wigand, 1895), daß der Darwinismus zum Sozialismus führe; die von den Gegnern gerühmte Auslese sei nur ein Versezungsprozeß, die echte, kulturfördernde Auslese werde erst in der sozialistisch organisierten Gesellschaft vor sich gehen. Ferri ist, gleich den übrigen sozialistischen Professoren Italiens, deren geistige Richtung sich aus den politischen Zuständen ihres Vaterlands leicht erklärt, ein achtungswerter Charakter und eine lebenswürdige Persönlichkeit. Das ansößigste an ihm ist uns seine Feindschaft gegen die Religion. Die heutigen Religionen gelten ihm „als überflüssige Produkte einer moralischen Verkünderung, die vor der Ausbreitung einer auch nur elementaren naturwissenschaftlichen Bildung schwinden müssen“ (S. 53). Ganz anders, wenn auch nicht verständiger, denkt Benjamin Kidd über die Religion, dessen Soziale Evolution in Deutschland einiges Aufsehen erregt hat, als ihre deutsche Übersetzung von E. Pfeleiderer (mit

einem Vorwort von Professor Dr. August Weismann; Jena, Gustav Fischer, 1895) erschien. Wir wollen die Hauptsätze von Kibbs Lehre kurz zusammenstellen und jedem unsern Haupteinwand in Klammer beifügen. Der Mensch hat, sich selbst überlassen, „nicht den geringsten angeborenen Trieb, irgend einen Fortschritt nach irgend einer Seite hin zu machen.“ (Unbewiesene Behauptung!) Durch nichts anderes hat daher ein Fortschritt entstehen können, als durch den auslesenden Daseinskampf. (Der Daseinskampf ist freilich eine der Triebfedern des Fortschritts, aber nicht die einzige, und ebenso oft auch Ursache des Rückschritts.) Da nun die Vernunft jeden Menschen sein eignes Glück erstreben lehrt, so würden die Menschen, wenn sie von der Vernunft allein geleitet würden, dem Leiden schaffenden Daseinskampfe, etwa durch eine sozialistische Organisation der Gesellschaft, ein Ende machen. (Als ob dazu ein bloßer Entschluß der Menschen hinreichte, und als ob die Menschen auch nur eines Volkes sich über den Plan einer solchen Organisation einigen könnten!) Damit würde aber der Fortschritt zum Stillstand gebracht, das Wohl der zukünftigen Menschheit dem Individualglück der jetzt lebenden Menschen geopfert. Daher ist eine Triebfeder notwendig, die den Menschen zwingt, sein Individualglück dem Interesse der Menschheit unterzuordnen und zu opfern. Diese Triebfeder ist die Religion, der Glaube an eine übernatürliche Macht, die den Altruismus gebietet. Die Religion darf und kann daher niemals aus der Vernunft abgeleitet werden, da es gerade ihre Bestimmung ist, die Vernunft zu überwinden. (Die Religion kann allerdings die Nächstenliebe befördern — manchmal thut sie das Gegenteil — und verhilft zur innern Ergebung in die Opfer, die dem Einzelnen die Weltordnung auflegt. Aber nicht aus Religion und nicht aus Altruismus unterwirft sich der Einzelne äußerlich — und darauf allein kommts hier an — den harten Bedingungen des Daseinskampfes, sondern weil er nicht anders kann; die atheïstischen Sozialdemokraten thun es ebenso vollkommen wie die frömmsten Christen.) Zuletzt verlaufen sich Kibbs Betrachtungen in einem hoffnungslosen Gestrüpp von Widersprüchen. So z. B. soll in unsrer Zeit der Altruismus aufs höchste gestiegen und trotzdem die Lage der arbeitenden Klassen so elend sein, daß sie sich vor der Vernunft nicht rechtfertigen läßt, soll der Altruismus ein Hauptziel der Entwicklung sein und zugleich diese beeinträchtigen, weil er ja den Kampf mildert wo nicht gar aufhebt. Das einzige einigermaßen positive Ergebnis seiner Untersuchungen ist seine Ansicht, die Entwicklung strebe einem Zustande zu, wo alle, und zwar alle unter gleichen Bedingungen in den fortschrittsfördernden Konkurrenzkampf würden eintreten können. Kibbs stellt seine berühmten Landsleute Herbert Spencer und Huxley als Leute hin, die am Ende ihrer Forschungen mit ihrem Latein zu Ende seien und dem Greise auf dem Dache gleichen (dieses Bild gebraucht er freilich nicht), der sich nicht zu helfen weiß; er kann sich als dritter zu ihnen setzen. Das Theoretisiren wird dem Manne ungemein erleichtert durch seine köstliche Unwissenheit in allen den Dingen aus alten und neuen Zeiten, über die er sich weilläufig ausläßt. Den alten Griechen spricht er die Humanität ab, was er nicht thun könnte, wenn er auch weiter nichts als Xenophons Cyropädie gelesen hätte, und die Verwaltung Indiens durch die Engländer preist er als einen Ausfluß des englischen Altruismus. Den Gipfel des unfreiwilligen Humors aber erklimmt er mit dem Satz: „Die Baumwollenindustrie Indiens steht bereits in einer freundlichen Rivalität mit der von Lancashire“ (S. 291).

Sozialaristokratische Ideen nennt Karl Freiherr von Mantoussell seine bei Otto Liebmann (Berlin, 1896) erschienenen Betrachtungen, die vielfach an die Grenzboten anklängen und ungefähr auf den von Massow empfohlenen

Staatssozialismus hinauslaufen. — Neben den frommen preußischen Lutheraner stellen wir den frommen reformirten Republikanern Charles Secrétan, dessen Gedanken sich in der gerade entgegengesetzten Richtung bewegen. Seine Sozialen Schriften hat Eduard Plathoff „in Auswahl“ übersetzt und 1896 bei J. C. B. Mohr, Freiburg i. B. und Leipzig, mit einer Biographie des als Professor der Philosophie in Lausanne verstorbenen Verfassers herausgegeben. Bei der Einweihung der dortigen neuen Universität 1892 ist dieser das letzte mal öffentlich aufgetreten und hat in seiner Rede gerufen: „Mit Kant von Königsberg, mit Pascal von Clermont-Ferrand, mit Paul von Tarsus, mit Jesus von Nazareth glaube ich, daß nichts in der Welt die sittliche Kraft aufzuwiegen vermag!“ Aus seinen Schriften spricht ein feiner, zarter, skeptischer, vorsichtig abwägender, aber in seiner Grundrichtung fester und entschiedener Geist. Diese Grundrichtung ist die religiös-gläubige („wer nicht recht weiß, was Sünde ist, ist nur ein Affe, vielleicht der geistreichste aller Affen“) in der Form des in republikanischer Luft erwachsenen reformirten Bekenntnisses. Er ist deshalb durch und durch liberal; er will den Kampf ums Dasein, er will die selbstsüchtigen Triebe frei walten lassen; nicht der Staat soll diese überwinden, sondern freie christliche Liebe und Gerechtigkeit sollen ihnen das Gleichgewicht halten. Mit Pressensö sagt er: „Weil der Staat das bewaffnete Recht ist und Zwang ausübt, hat er keinerlei Kompetenz in Sachen des Gewissens, denn der Zwang würde genügen, dieses unfruchtbar und tot zu machen und damit die Triebkraft des sittlichen Lebens zu hemmen.“ Seine Reformvorschläge laufen vorzugsweise auf Bodenbesitzreform hinaus. In seiner Utopie — er hat auch eine solche, eine hübsche, kleine geschrieben — werden die Leute, die Vermögen erwerben, als Wohltäter des Volkes gefeiert. Sehr scharf spricht er sich gegen den Luxus aus, und die Entrechtung der Frau durch die männlichen Gesetzgeber erfüllt ihn mit Entrüstung. — Auf dem entgegengesetzten Pol, und trotzdem nicht gerade freundnachbarlich neben Manteuffel, finden wir Ferdinand Lassalle, der den Liberalismus haßte und die Staatshilfe hoch hielt. Dr. Lampertus Otto Brandt hat in seiner Broschüre: Ferdinand Lassalles sozialökonomische Anschauungen und praktische Vorschläge (Jena, Gustav Fischer, 1895) ein brauchbares Hilfsmittel zum Verständnis und zur Beurteilung des großen Agitators geliefert; er versucht nachzuweisen, daß Lassalle nur als Agitator aus Opportunitätsrücksichten vielfach geschwankt habe, als gelehrter Theoretiker dagegen sich stets treu geblieben sei und von Anfang an dem radikalen Kommunismus gehuldigt habe. Daß der Anarchismus das gerade Gegenteil vom Sozialismus und Kommunismus ist, wird ziemlich allgemein verkannt oder auch absichtlich übersehen. E. v. Zentker hat bei den Gebildeten eine so staunenswerte Unwissenheit in Beziehung auf den Anarchismus gefunden, daß er beschloß, dessen Geschichte zu schreiben. Der Unwissenheit des Publikums, fand er weiter, entspricht die Praxis der Bibliotheken, die zwar „ihren Stolz drein setzen, möglichst vollständige Sammlungen aller Textausgaben von Herodot oder Sophokles zu besitzen,“ aber es unter ihrer Würde halten, die Schriften der anarchistischen Doktrinäre anzuschaffen. Er war deshalb gezwungen, sich an diese selbst zu wenden, und namentlich Elisée Reclus hat ihn mit Material versorgt, jedoch im Begleitschreiben bemerkt, er zweifle am Gelingen der Arbeit, denn on ne comprend rien quo ce qu'on aime. So ist das Buch zu stande gekommen: Der Anarchismus, Kritik und Geschichte der anarchistischen Theorie. (Jena, Gustav Fischer, 1895.) Es reicht vollständig hin für jeden, der sich über den Gegenstand gründlich unterrichten will; auch die allerunbedeutendsten Führer der Sekte finden Berücksichtigung. Zu bemerken ist, daß;



der Verfasser auch Herkula und namentlich Dühring zu den Anarchisten rechnet, dagegen sehr lebhaft gegen solche protestirt, die Herbert Spencer (besonders wegen seiner Schrift: *The Individual versus the State*) und Friedrich Nietzsche dazu zählen möchten. Sein Endurteil läßt sich folgendermaßen zusammenfassen. Die Propaganda der That muß selbstverständlich als Verbrechen behandelt werden, aber Ausnahmegesetze dagegen sind weder notwendig noch nützlich; Verbrechen bleibt Verbrechen, und wie politische oder sonst ideologische Beweggründe nicht als Milderungsgründe gelten dürfen, so darf man sie auch nicht als erschwerende Umstände auffassen. Die anarchistischen Theorien dagegen sind harmlose Hirngespinnste; sie sind irrig, sie sind utopisch, haben aber gleich allen theoretischen Irrtümern ihre Aufgabe und darum ihre Daseinsberechtigung. Die Aufgabe des Anarchismus besteht darin, daß er der Opposition gegen die herrschende Zeitrichtung den schärfsten Ausdruck verleiht, gegen eine Zeitrichtung, die den Zwang auf allen Gebieten fordert und alle alten Freiheitsideale als überwundene Jugendeseleien verspottet. Ob sozialistischer Zukunftsstaat oder anarchistischer Absolutismus, meint der Verfasser, das komme doch auf eins heraus. Jedenfalls ist es nicht allein theoretisch korrekt, sondern auch praktisch wichtig, bei der Behandlung des Gegenstandes anzuerkennen, daß der radikale Liberalismus nicht zum Sozialismus, sondern zum Anarchismus führt. Zwar entsteht, wie in der Natur, so auch in der Gesellschaft, jedes aus jedem, aber doch nicht auf dieselbe Weise; wenn der Sozialismus den Liberalismus ablöst, so geschieht es nicht durch Fortbildung, sondern durch Umschlag; dabei befindet sich der Sozialismus auf der Seite des Staatsabsolutismus, wie er ja auch von diesem bei uns zur Zertrümmerung der liberalen Parteien benützt worden ist. — Wir schließen unsere heutige Übersicht mit einem juristischen Buche, das von den Soziologen vielleicht als antisozial bezeichnet werden wird: Die Aufgaben der Strafrechtspflege von Dr. Richard Schmidt, Professor der Rechte in Freiburg i. B., Leipzig (Dunker und Humblot, 1895). Der Verfasser bekämpft die Lisztische Richtung und sucht nachzuweisen, daß die von dieser geforderte „Spezialprävention“ (bei der die Strafe in ein der Individualität des Verbrechers anzupassendes Heilverfahren übergeht) und die „Generalprävention“ (durch Erfüllung der Forderungen der vergeltenden Gerechtigkeit, wobei die Strafe ohne Rücksicht auf die Person des Verbrechers nach seiner That abgemessen wird) nicht gleichzeitig erreicht werden können, und daß bei Unvereinbarkeit dieser beiden Zwecke der Strafjustiz der erste dem zweiten als dem wichtigeren zu weichen habe. Daß das geltende System, das den zweiten Zweck zu Grunde legt, verbesserungsbedürftig sei, leugnet Schmidt nicht, aber daß es ganz schlecht, daher der Verbesserung nicht fähig sei, bestreitet er den Reformfreunden der bezeichneten Richtung gegenüber.





gerade umgekehrt von Tirol abschneiden und im besten Fall aus dem Festungsviereck hinaus, gerade rückwärts in die venetianische Ebene treiben, wo sie an jedem Flusse eine neue Stellung finden und ihre Rückzugslinie immer ganz ungefährdet gerade hinter sich haben würden! Und die Freiwilligen unter Garibaldi will er nicht nach Dalmatien schicken, wo sie ein Königreich unter Waffen bringen können, sondern nach Tirol, wo sie sehr bald auf die deutsche Bevölkerung und einen sehr hartnäckigen Widerstand stoßen werden; wo sie die Landesschützen in Bewegung bringen, das heißt Streikräfte in Bewegung setzen werden, die als solche gar nicht wirksam werden können, ja gar nicht da sind, wenn man sie nicht unnützer- und thörichterweise in ihrer unmittelbaren Heimat aufsucht und aufstört, die aber, einmal in solcher Weise aufgestört, Garibaldi und seine Freischaren für den ganzen übrigen Krieg neutralisieren können und werden.“

Bei La Marmoras hoffnungsloser Bornirtheit schien es zwar nicht möglich, ihn zu einem vernünftigen Feldzugsplane zu bewegen; trotzdem beschloß Ufedom eine Denkschrift auszuarbeiten, in der er darlegte, die Italiener würden, wenn sie ihren Plänen gemäß etwa nur bis Udine vorgingen, den Preußen weniger nützen, als wenn sie gar nichts thäten. War schon dieser ganz überflüssigerweise beleidigende Ausdruck höchst unglücklich gewählt, so konnte außerdem, wie Bernhardi sagt, die unzusammenhängende Argumentation und die dilettantische Weise, in der die militärischen Operationen in der Note besprochen wurden, für sich allein keinen Feldherrn bestimmen, einen fremden Feldzugsplan anzunehmen. Der Verabredung gemäß arbeitete gleichzeitig Bernhardi selbst eine Denkschrift aus, in der er sich auf den Beweis beschränkte, daß durch die Eroberung einer oder mehrerer italienischer Festungen für die in Böhmen und an der Donau liegende Entscheidung des Krieges nichts gewonnen sei, und daß die Italiener, um Preußen wirklich zu fördern und zur Entscheidung beizutragen, entweder die österreichische Armee bei Verona festhalten oder ihr auf dem Fuße bis zur Donau folgen müßten: „Das erste konnten sie nur dadurch bewirken, daß sie der Armee des Erzherzogs Albrecht den Rückweg nach den deutschen Provinzen Österreichs in der Stellung bei Caldiero verlegten und ihr, wenn sie den Rückzug durch das Buserthal antrat, wieder bei Laibach den Weg sperren. Geling es aber nicht, sie von der Donau abzusperren, so mußten sie wenigstens zugleich mit ihr dort eintreffen.“

Und nun kommt das Unglaubliche: Ufedom übergab am 18. Juni 1866, wie er später selbst gestanden hat, und wie erst jetzt aus Bernhardis Aufzeichnungen bekannt wird, La Marmora nur seine eigne Denkschrift und unterschlug ihm die von Bernhardi ausgearbeitete! Hätte er wenigstens von der Absicht, diese ebenso schändliche als alberne Gewissenlosigkeit zu begehen, Bernhardi Mitteilung gemacht, so hätte Bernhardi die Sache vielleicht noch rückgängig machen können, so aber hat er seine diplomatische Heldenthat erst zwei Jahre später, am 22. Juli

1868 unter dem Zwange der von La Marmora angeregten parlamentarischen Verhandlungen eingestanden. Ganz hat er freilich die Denkschrift nicht unterschlagen, er hat sie dem Ministerium am 10. Juli 1866, das heißt unter ganz veränderten Umständen eingereicht. Bernhardis Denkschrift war, wie er selbst sagt, darauf berechnet, alle Fehler der Note Usedom's zu decken und gut zu machen; sie enthielt die wirklichen technischen Argumente, die La Marmoras Entschluß — vor Custozza natürlich — bestimmen mußten. Ob Bernhardis Ausführungen auf La Marmora Eindruck gemacht haben würden, ist natürlich schwer zu sagen, wahrscheinlich ist es nicht; fast zwei Monate später aber hatte jedenfalls die Einreichung der Denkschrift überhaupt keinen Sinn mehr.

La Marmoras kindische Art der Kriegsführung — seinen Plan spricht er Bernhardi gegenüber mit den klassischen Worten aus: *nous sauterons dans le quadrilatère! nous sauterons dedans!* — ist ebenso bekannt wie das aller Welt unerklärliche Zaudern in der italienischen Kriegsführung nach der Schlacht bei Custozza. Die Empörung darüber war auf preussischer Seite kaum minder lebhaft als im italienischen Publikum. So giebt Bismarck in seiner aus Horst's 11. Juli an Usedom gerichteten telegraphischen Depesche einem vielfach gehegten Argwohne Ausdruck, wenn er sagt: „Letzteres (die energische Fortführung des Krieges) geschieht von Italien so wenig, daß unser volles (bei Bernhardi: vollendetes, im Originale wohl parfaite) Vertrauen zu der Rechtllichkeit des Königs und der Nation dazu gehört, nicht zu befürchten, daß General La Marmora von Haus aus auf Kosten der Ehre seines Souveräns und seines Landes ein betrügerisches Spiel mit uns gespielt habe, und die jetzige Cession Venetiens schon vor dem Kriege zu Dreien abgefartet worden sei: nur so erklärt sich das Publikum die unbegreifliche Unthätigkeit der italienischen Flotte und Armee. Teilen Sie diesen Verdacht noch nicht mit, aber melden Sie eingehend Ihre Meinung. Nur sofortige energische Aktion mit Landarmee und Flotte kann abhalten, an eine ehrlose Verrätereı der dortigen Regierung zu glauben und darnach unsre weitem Schritte zu bemessen. Wir halten bisher ehrlich am Vertrage, stehen zwei Märsche vor Brünn, und nur die Rückkehr der italienischen Armee Österreichs kann uns abhalten, in zehn Tagen vor Wien zu sein.“

Diesen Verdacht Bismarcks teilte Bernhardi nicht. Ihm ist La Marmora der beschränkte Piemontese, der das ganze übrige Italien bloß als einen Ballast betrachtet, als einen Anhang, der in mancher Beziehung viel Beschwerliches hat, in dessen Augen Piemont das eigentliche Reich ist, das man sicher stellen muß. „Die Piemontesen — so führt er an einer andern Stelle aus — wollen die eigentlichen Bollbürger Italiens sein und, unter einander eng verbündet, ausschließlich im Besitze der Macht bleiben. Sie können überhaupt nicht aus den Ideen heraus, an die sie sich als Piemontesen gewöhnt haben, und da Piemont stets französischen Schutzes bedurft hat und mehr oder weniger von



Frankreich abhängig gewesen ist, so erscheint ihnen die Abhängigkeit von Frankreich als der normale und rechtmäßige Zustand Italiens. Es fällt ihnen gar nicht ein, selbständig sein zu wollen. Der Gedanke, sich von Frankreich frei zu machen, würde von ihnen als völlig albern ohne jede Erörterung abgewiesen werden. So betrachten sie denn unter allen Bedingungen das Verhältnis Italiens zu Frankreich als das Eigentliche, Bleibende, die Beziehungen zu Preußen dagegen als zufällig und vorübergehend, und es versteht sich von selbst, daß die Rücksicht auf Frankreich immer und auch dafür maßgebend bleibt, wie weit man in den Beziehungen zu Preußen gehen kann. Ferner klebt ihnen auch in Beziehung auf Politik die Beschränktheit an, die in Kleinstaaten heimisch ist und aus den Verhältnissen eines Staates dritten Ranges natürlich genug hervorgeht. Piemont vermochte der Natur der Sache nach nichts über die großen, allgemeinen europäischen Verhältnisse und hatte bei den Händeln der Großmächte unter sich immer nur zu erwägen, wie es wohl, indem es sich der einen oder der andern Partei anschloß, irgend einen aller nächsten kleinen Vorteil erlangen könnte. Aus dieser Art, die Dinge zu betrachten, können nun einmal Leute wie La Marmora nicht heraus. So hat er auch dieses mal lediglich die Erwerbung Venetiens im Sinn; wenn man das erwirbt — gleichviel auf welche Weise —, vorausgesetzt, daß man dadurch das Verhältnis zu Frankreich nicht verdirbt: dann hat sich Italien nicht darum zu kümmern, was sonst noch in Europa vorgeht; das mögen die Großmächte unter sich ausmachen; Italien mischt sich nicht in bedenkliche Händel, die sich nicht gut übersehen lassen.“

Wie vollständig La Marmora in dem Gedanken der Abhängigkeit von Frankreich befangen war, zeigte sich aufs deutlichste bei der Unterredung, die Bernhardi am 10. Juli mit ihm hatte. „Bismarck, sagte er dabei, hat angefragt, ob Preußen im Falle eines Krieges mit Frankreich auf Italien rechnen könne; diese Frage bespricht La Marmora dann wie die aberwitzige Frage eines Berrückten, als ob es vollends unsinnig wäre, eine solche Frage überhaupt nur aufzustellen: in dem Vertrage, ruft er aus, steht kein Wort von Frankreich; ein Krieg mit Frankreich ist für uns ganz unmöglich!“

Andererseits verhehlt sich Bernhardi keineswegs, daß, auch abgesehen von dem unbegreiflichen Zögern nach der Schlacht bei Custoza, Anzeichen vorlagen, die allerdings den Verdacht des Verrats sehr nahe legten. So hatte der Admiral Persano von der Regierung den Befehl erhalten, die Eisenbahn bei Triest zu zerstören und die österreichische Flotte im Hafen von Pola zu blockiren: er that keins von beiden, weil er von La Marmora den geheimen Befehl erhalten hatte, weder Triest noch die dalmatische Küste zu berühren, da Frankreich und England dagegen waren!

In diesem Zusammenhang gehört auch eine Betrachtung von König Victor Emanuels Verhältnis zu La Marmora. Der König hält La Marmora für

einen Dummkopf: il n'a pas beaucoup de tête, ce pauvre La Marmora (S. 225), er bespricht mit Bernhardi (S. 132, 137) militärische Maßregeln, die er ihn bittet vor La Marmora zu verschweigen. Daß er die allgemeine Meinung der Armee über La Marmoras völlige Unfähigkeit, die sich in Offizierskreisen in leidenschaftlichster Weise geltend machte, nicht geteilt haben sollte, ist kaum anzunehmen. So warfen denn auch die Offiziere dem König nur vor (S. 171), es fehle ihm le courage civil, den Schlachtenverderber zu beseitigen. Zur Erklärung könnte man sich auf den regionalismo, den landsmannschaftlichen Zusammenhang berufen, der in manchen Teilen Italiens unglaublich stark, nirgends aber stärker ist als in Piemont; aber dieses bloße kameradschaftliche Gefühl kann man sich doch nur sehr schwer auch in solchen Lebenslagen als vorherrschend denken, wo das Wohl des Staats, ja seine ganze Zukunft auf dem Spiele stand. Außerdem müßte ein solches Verhältnis gegenseitig sein: nun spricht sich aber La Marmora gegen Bernhardi keineswegs sehr günstig über den König aus. Am 5. Juli warnt er ihn davor, sich von dem König hinteres Licht führen zu lassen: prenez garde, que le roi ne vous fasse quelque pâté . . . comme le roi n'est pas fort . . . il en a fait à moi. Eine andre Erklärung wäre in Victor Emanuels militärischer Begabung zu suchen. Er trägt zwar den rauhen, bedürfnislosen Krieger zur Schau (S. 122) und ist der eigentlich kommandirende, während La Marmora nur sein Generalstabschef ist, aber in Wahrheit spielt er mit seinem Hauptquartier nur die Rolle eines Figuranten und übt keinerlei Einfluß auf den Gang der Operationen aus. „Auf den König, sagt Bernhardi hierüber, ist gar nicht zu rechnen, denn er hat sich so eingerichtet, in eine solche Lage versetzt, daß er gar nicht durchgreifen kann. Er kennt die Bedingungen überhaupt nicht, unter denen sich ein wirklicher Heerbefehl allein führen läßt. Namentlich hat er für seine Person kein wirkliches Hauptquartier. Zwar hat er ein sehr zahlreiches und glänzendes militärisches Gefolge, aber ein organisiertes, militärisches Hauptquartier, mit dem sich arbeiten ließe, ist das eben nicht. Die Herren seiner Umgebung haben alle nichts zu thun, weil gar nichts vorliegt, was hier gethan werden könnte. Der König sagt sich nicht, daß eben La Marmoras Hauptquartier das seinige, und La Marmora selbst nur ein Element darin sein müßte, wenn sein königlicher Oberbefehl eine Realität sein solle. Er sagt sich nicht, daß alle höhern Offiziere des Hauptquartiers, der Generalquartiermeister, der Generalintendant, der Chef des Nachrichtenbüros unmittelbar mit ihm selbst arbeiten müssen. Das geschieht aber nicht, und La Marmora ist das einzige Verbindungsglied zwischen dem König und der Armee. Der König erhält weder von seiner eignen Armee noch vom Feinde andre Nachrichten als die, die ihm La Marmora zukommen läßt.“

Wer aus diesem — um es milde auszudrücken — Mangel an militärischer Einsicht folgern wollte, Victor Emanuel habe sich der überlegenen

soldatischen Tüchtigkeit La Marmoras gefügt, würde doch wohl fehl gehen: hatte der König nicht Cialdini zur Hand, den er gleich von vornherein oder wenigstens unmittelbar nach Custozza mit dem Oberbefehl betrauen konnte? Wenn jemand recht zornig ist, sagt er manchmal auch Dinge, die er bei kaltem Blute verschweigen würde. Nun hatte Bernhardi am 17. Juli eine Unterredung mit La Marmora, über die er folgendes berichtet: „Ich fand ihn in einem seltsamen Zustande von Aufregung, der sich schon in seinem Äußern verriet. Sein Anzug war in Unordnung, ebenso Haar und Perrücke; das Gesicht gerötet, der Blick wanderte unstät überall umher, ohne irgend etwas zu sehen: der Mann war in der That kaum für zurechnungsfähig zu halten. Natürlich genug: was hatte er in wenigen Tagen alles erleben müssen! Zuerst und vor allem ist er im Ministerrat nicht durchgedrungen mit seiner Politik, deren Alpha und Omega ist, daß Italien einfach und unbedingt Napoleons Willen thun müsse. Infolge dessen hat er die Leitung des Ministeriums verloren und dann den Oberbefehl über die Armee, der thatsächlich in die Hände seines Nebenbuhlers Cialdini gelegt worden ist. Am schlimmsten aber ist es wohl, daß er nun, eben weil es ihm nicht gelungen ist, Napoleons Willen durchzusetzen, befürchten muß, dessen Gunst und Schutz zu verlieren, und damit wäre seine politische Bedeutung für alle Zukunft unwiederbringlich vernichtet. So war er denn in der Stimmung, nichts zu hören und nichts zu sehen; was ich ihm von der Haltung unsrer Regierung und von der Lage der Dinge in Böhmen mitzuteilen hatte, beachtete er gar nicht; er perorirte mit überlauter zankender Stimme lediglich von Dingen, die ihn persönlich betrafen, und beachtete auch das nicht, was ich beschwichtigend dazwischen zu reden versuchte. So klagte er leidenschaftlich über die ungerechten soupçons, deren Gegenstand er sei — vergeblich sagte ich ihm, daß ihn niemand im Verdachte unredlicher Absichten habe —; rühmte seine loyauté — vergebens ließ ich sie anerkennend gelten —; er habe Beweise von loyauté gegeben: Venetien sei ihnen, den Italienern, vor dem Ausbruche des Krieges angeboten worden, sie hätten es ganz umsonst haben können, ganz ohne Krieg, er, er, La Marmora, habe bewirkt, daß es nicht unter solchen Bedingungen angenommen werde. Wenn er de mauvaise foi hätten sein und handeln wollen, wären die Dinge wohl anders gegangen, und nun sage man, alles sei im voraus mit Frankreich verabredet gewesen! Je n'accepte des leçons de loyauté de personne, pas même de Mr. de Bismarck!“

Ähnliche Andeutungen hatte schon am 5. Juni Baron Blanc, damals Generalsekretär, später, im Ministerium Crispi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu Bernhardi gemacht: oui, nous avons été bons alliés pour vous; il y a eu un moment très-critique, ce deutet an, daß man Italien verführerische Auerbietungen gemacht habe, et si tout autre que le général La Marmora avait été à la tête des affaires, je ne sais ce que serait arrivé.

La Marmora wie Blanc bezieht sich offenbar auf das Anerbieten Österreichs, erst Venetien nach Eroberung Schlesiens, dann Venetien sogleich und nur gegen das Versprechen der Neutralität in dem preußisch-österreichischen Kriege an Italien abzutreten. Sybel meint, La Marmora habe der allgemeinen Volksstimmung in Italien wegen den schimpflichen Vorschlag, das vor kaum einem Monat mit Preußen abgeschlossene Bündnis zu brechen, unbedingt ablehnen müssen, aber man wird, wenn man die äußerst mißliche Finanzlage des Landes erwägt, billigerweise diese Notwendigkeit bezweifeln können und nach einem andern Grunde suchen, der La Marmora zu seiner vielgerühmten, angeblichen Loyalität veranlaßt hat, einem Grunde, den er mit dem Könige teilte, den er aber weder Napoleon noch Bernhardi mitteilen konnte. Dieser Grund dürfte das Streben gewesen sein, durch einen Krieg mit Österreich vor allem das italienische Tirol zu erwerben. Unter dieser Voraussetzung erklärt sich seine ganze Handlungsweise. Daß die Flotte gegen Triest operirte und Garibaldi in Dalmatien landete, erschien ihm wie dem Könige überflüssig, da es beiden nur darauf ankam, im Trentino Fuß zu fassen. Den von preußischer Seite in Vorschlag gebrachten Plan, das Festungsviereck zu umgehen und ins Herz der Monarchie vorzudringen, um Preußen an der Donau die Hand zu reichen, verwarf er, da er die italienische Armee von Südtirol entfernt hätte. Er wollte offenbar, nachdem Garibaldi vorausgeschickt war, aus dem Festungsviereck mit der ganzen Armee nach Norden ziehen und sich in Tirol festsetzen, um es beim Friedensschlusse zu behalten. Offenbar war er auch nicht beschränkt genug, die Vortrefflichkeit des von Moltke und Bernhardi für Italien entworfenen Feldzugsplans zu verkennen: seine Beschränktheit verhinderte ihn nur einzusehen, daß lediglich ein durch die Vereinigung der italienischen mit der preußischen Armee an der Donau bis zur Vernichtung besiegtes Österreich niemals auf Südtirol verzichten konnte. Den Plan, Südtirol zu erwerben und darnach den ganzen Feldzugsplan zu entwerfen, mußten La Marmora und der König vor Preußen ebenso geheim halten wie vor Napoleon, vor Napoleon, weil diese Gebietserwerbung weit über sein für Italien entworfnes Programm hinausging, vor Preußen, weil ein so geführter Feldzug das Bündnis mit Italien strategisch wertlos machte.

Das Ergebnis ist bekannt; das italienische Ministerium verlangte in seiner Sitzung in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli als Friedensbedingungen neben der Abtretung Venetiens und dem Fernhalten anderer (also der römischen) Fragen wirklich das italienische Tirol (S. 140), und später berichtet Bernhardi (S. 215), daß ihm Visconti Venosta eine Depesche des italienischen Gesandten Grafen Barral aus Nikolsburg vom 23. Juli gezeigt habe, wonach Bismarck den Grafen ziemlich schnöde angelassen zu haben schien und verlangte, Italien solle auch den von Preußen abgeschlossenen Waffenstillstand unterschreiben. Bismarck verlangte das, da Italien alles erhalte, was es irgend



verlangen könne. Von Welschtirol — das also Barral gefordert haben muß — sei in dem Allianztraktat gar nicht die Rede, es sei den Italienern nicht zugesagt worden. Wenn Italien über die Bedingungen des Bündnisses hinausgehen wolle, werde Preußen genötigt sein, seinen Waffenstillstand allein, ohne Zuziehung Italiens, abzuschließen.

Höchst ergötzlich sind Bernhardis sonstige Mitteilungen über den Musterfeldherrn La Marmora. Am 11. Juli notirt er in seinem Tagebuche in Torre di Malimberti: „Um vier Uhr bricht das Hauptquartier auf nach Colorno, seiner nächsten Etappe. Welch ein Geschleppe! Welche Menge von berittenen Offizieren und Ordonnanzen! Wieviel Equipagen und Packwagen! Der Zug, dem ich aus dem Fenster zusehe, will gar kein Ende nehmen. Ein Bataillon, das den Zug schließen soll, muß auf einer Wiese jenseits des Wassergrabens sehr lange warten. Zu meiner Überraschung schreitet La Marmora durch meinen Saal. Er sagt mir, er bleibe für seine Person noch bis morgen früh, um den Truppen, die am Oglio stehen, die letzten Befehle zu geben. Übrigens werden die Dinge hier in mancher Beziehung eigentümlich genug betrieben: La Marmora bleibt hier ohne sein Hauptquartier, ohne sein Handwerkzeug. Das Hauptquartier ist eingepackt — so muß ich es nennen —, es soll erst in Ferrara wieder ausgepackt werden: La Marmora hat sich auf drei Tage in die Lage versetzt, keine schriftliche Disposition ausfertigen zu können; das Geschäft ist auf drei Tage geschlossen, wie man in der kaufmännischen Welt zu sagen pflegt!“

Ebenso oder noch schlimmer ist folgendes. Am 24. Juli hatte Baron Blanc Bernhardi mitgeteilt, La Marmora habe mit Österreich eine achttägige Waffenruhe unter der Bedingung abgeschlossen, daß die Spitzen der Kolonnen der österreichischen wie der italienischen Armee da Halt machten, wo sie eben im Augenblick standen, während weiter rückwärts beiden Parteien jede Bewegung gestattet war. Dazu bemerkt Bernhardi: „Hat nicht am Ende La Marmora beim Abschlusse der Waffenruhe den Schweif der österreichischen Kolonnen am Tagliamento oder am Ssonzo für ihre Spitze angesehen? Er ist imstande, es zu thun, er ist sogar mit seiner beschränkten Weise, die Dinge aufzufassen, ganz der Mann dazu! Dann sind natürlich am Tagliamento oder am Ssonzo Punkte festgesetzt worden, über die hinaus die österreichischen Kolonnen nicht vor, das heißt in Wahrheit nicht gegen Italien zurückgehen dürfen, während von Rechts und Vernunft wegen den wirklichen Spitzen der österreichischen Kolonnen in der Richtung nach der Donau hin hätte Halt geboten werden müssen; während in der Richtung nach der Donau hin hätten Punkte bestimmt werden müssen, über die die Truppen der bisher in Italien verwendeten Armee nicht hinausgehen dürfen. Ist das nicht geschehen, haben die österreichischen Arrieregarden dem erleuchteten La Marmora wirklich für Kolonnenspitzen gegolten, dann ist durch den Nachsatz, daß weiter »rückwärts«

beiden Parteien alle beliebigen Bewegungen gestattet seien, den Österreichern volle Freiheit gelassen, die bisher in Italien verwendete Armee an der Donau gegen uns, gegen Preußen zu verwenden. Italien hat uns dann den einzigen Dienst — den nämlich, eine italienische [lies österreichische] Armee in Italien festzuhalten — nur sehr unvollkommen geleistet.“

Von unübertrefflicher Komik ist die schon erwähnte Szene zwischen La Marmora und Bernhardi: La Marmora versichert zuletzt schreiend fortwährend seine Loyalität, wird immer leidenschaftlicher und schreit endlich wie ein Besessener: *la conduite de Mr. d'Ussedom a été ignoble!* Bernhardi hatte sich schon vorher gezwungen gesehen, ebenfalls sehr laut zu sprechen, damit man nicht im Vorzimmer glauben sollte, daß er einseitig ausgezankt werde und sich auszanken lasse, und erklärte dem General auf diese Bemerkung über Ussedom mit dem größten Nachdrucke und überlauter Stimme: *Mon général, vous ne devez jamais oublier, que j'ai l'honneur de représenter ici la Prusse, et qu'il y a tels termes, que je ne puis ni ne dois ni ne veux entendre, et que je ne souffrirai certainement pas, worauf der „Held“ etwas zu erschrecken schien.*

Einen im ganzen günstigen Eindruck macht König Victor Emanuel auf Bernhardi, wenn Bernhardi auch z. B. gegen des Königs Burschautragen des grimmen Kriegsmanns und seine Zugänglichkeit gegen weiblichen Einfluß keineswegs blind ist. Der Leser, dem das biderbe persönliche Benehmen des Königs das Urtheil nicht beeinflussen kann, wird zu etwas ungünstigern Ansichten kommen. Aber auch Bernhardi macht zu den Mittheilungen des Königs vom 13. Juli doch seine kritischen Glossen. Victor Emanuel behauptet entschlossen zu sein, der österreichischen Armee in die deutschen Provinzen Österreichs zu folgen, ja er wäre mit seiner ganzen Armee zu Schiffe nach Triest gegangen, wenn ihm der Eintritt ins Venetianische ernstlich untersagt worden wäre: Bernhardi bemerkt dazu nur: *welch ein abenteuerlicher Gedanke!* Dann fährt der König fort, er sende eine Seeexpedition mit zweitausend Mann Landungstruppen dorthin; hierbei giebt Bernhardi seinem Zweifel Ausdruck, ob die italienische Flotte überhaupt imstande sei, zweitausend Mann Landungstruppen aufzunehmen. Seine Fanfaronaden bestätigt der König dann noch im Laufe der Unterredung durch die Behauptung, die Flotte habe Befehl gehabt, die österreichische anzugreifen und dann in der Bucht von Pola zu blockiren, was sie nur teilweise ausgeführt habe; hierzu bemerkt Bernhardi trocken: *Gar nicht.* Das Ärgste ist wohl die Behauptung des Königs, zu dem Admiral Persano habe er nie Vertrauen gehabt, habe ihn aber als konstitutioneller König nicht entfernen können.

Das merkwürdigste an dem vorliegenden Bande von Bernhardis Tagebüchern ist aber wohl das völlige Fiasko der zünftigen Diplomatie, nicht etwa wie es der Verfasser feststellt oder seinen Lesern nahelegen sucht, sondern wie es sich aus den einfachen, schmucklos mitgetheilten Thatjachen ergibt.

Was den Grafen Ugedom anlangt, so ist seine ganze Handlungsweise während der Zeit, wo Bernhardi, der ihm in alter Freundschaft verbunden war und ihn möglichst schont, in der Zeit des preußisch-österreichischen Kriegs mit ihm amtlich zu thun hatte, eine Kette von Taktlosigkeiten. Das schlimmste, was er sich zu Schulden kommen ließ, haben wir schon erwähnt. Sobald dann die italienische Regierung das italienische Tirol verlangte, machte er in ungeschicktester Weise diese Forderung zu seiner eignen in einem an Bismarck am 10. Juli gerichteten Telegramm; ja er behauptet in einem andern Telegramm vom 23. Juli an Bismarck, wenn Italien gegen Frankreichs Druck Stand halten solle, müsse er unter anderm ermächtigt sein, zu erklären, Preußen werde die Forderung Südtirols unterstützen. Welchen Eindruck diese unsinnige Stellungnahme auf Bismarck machen mußte, der für Preußen keinen Fußbreit österreichischen Landes verlangte, ist bei Bernhardi nicht gesagt, aber leicht zu erraten.

Geradezu entsetzlich ist ein Schreiben an den König vom 13. Juli, das Bernhardi am 17. Juli erhielt und dem Könige übergeben mußte (S. 172 bis 174); es enthält die bittersten Vorwürfe über die Unthätigkeit der italienischen Armee nach der Schlacht bei Custozza. Bernhardi sagt darüber, milde genug, nur folgendes: „Ugedom hat nicht immer den glücklichsten Takt! . . . Der Brief paßt gar nicht mehr zur thatsächlichen Lage der Dinge, jetzt, wo La Marmoras hemmender Einfluß gebrochen, und die italienische Armee in voller Bewegung ist, bemüht, den Feind in Gewaltmärschen einzuholen, da ist dieser Brief zu nichts gut, vollkommen unnütz. Er kann nur verletzen, böses Blut machen und möglicherweise viel verderben. . . . Es zeigt sich wieder, wie wenig Ugedom in militärischen Dingen Bescheid weiß. Er glaubt, der Erzherzog Albrecht führe seinen Rückzug auf dem Umwege durch Tirol aus, während von italienischer Seite gar nichts geschehen ist, ihn, als es dazu Zeit gewesen wäre, in diese Richtung zu drängen; während man ihm alle Zeit und Freiheit gelassen hat, auf dem bequemen Wege durch die venetianische Ebene zurückzugehen und wenigstens von Treviso aus die Eisenbahn zu benutzen.“

Daß ein solcher Mann über Bismarcks Politik aufs leichtfertigste aburteilt, kann man sich denken. Bismarck hatte ihm am 20. Juli aus Nikolsburg folgendes telegraphirt: „Kaiser Napoleon hat hier und in Wien vorgeschlagen, erstens: Österreich erkennt Auflösung des alten Bundes und Rekonstruktion eines neuen ohne Österreich an; zweitens: Norddeutscher Bund, dessen Militär unter Preußen steht; drittens: Süddeutscher Bund mit völkerrechtlicher Selbständigkeit; viertens: Nationalverbindung zwischen Nord- und Süddeutschland demnächst frei zu reguliren; fünftens: Elbherzogtümer an Preußen; nördlichstes Schleswig, wenn es wünscht, an Dänemark; sechstens: Österreich und Verbündete zahlen an Preußen einen Teil der Kriegskosten; siebentens: Integrität der österreichischen Monarchie. Der Kaiser erklärt, Venetien, im Falle der

Annahme, sofort an Italien zu cediren. Graf Benedetti bringt von Wien Annahme Österreichs. Seine Majestät hat diese Annahme für genügend erachtet als Grundlage für Waffenstillstand, wenn Italien einwilligt und dies nach Paris telegraphirt; er ist bereit die Unterhandlungen anzunehmen [gemeint: aufzunehmen], sobald Buzichung von italienischen Bevollmächtigten erfolgt. Graf Barral hat nach Florenz um Instruktion und Vollmacht telegraphirt. Für den Frieden haben wir die Vorschläge für nicht genügend erklärt; der König verlangt bedeutende direkte Annexionen in Norddeutschland, die in den Propositionen nicht erwähnt, aber auch nicht ausgeschlossen. Wir können Annahme als Grundlage nicht direkt ablehnen, ohne bei unsrer vorgerückten Stellung den Verdacht über Ausdehnung unsrer letzten Ziele zu verstärken und Napoleon dadurch nach Österreich hinüberzudrängen. Wenn Italien den Moment für Waffenstillstand nicht gekommen glaubt und nein sagt, so halten wir fest an Vertrag, ohne seine Zustimmung auch nicht Waffenstillstand zu schließen. Frieden ohne das stipulirte Äquivalent für Venetien lehnen wir überhaupt ab. Ist denn die Flotte inaktiv? Darin liegt der Maßstab für unser Vertrauen auf Italiens Entschlossenheit.“

Diese Friedensausichten schienen Ugedom so ungünstig, daß er einen Zettel an Bernhardi beilegte mit den Worten: *Germania tripartita!* anstatt *Germania una!* *Quid tibi videtur?* Welches Parlament, welches Volk wird dem zustimmen?

Noch unglücklicher sind Ugedoms Anschauungen über Preußens Verhältnis zu Frankreich. Als die Befürchtung austauchte, Napoleon werde für Preußens Vergrößerung „Kompensationen“ am Rhein verlangen, notirt Bernhardi (8. August) in seinem Tagebuche: „mit Ugedom ist eigentlich über diese Dinge nicht gut sprechen, denn er ist noch immer, wie früher, der Überzeugung, daß man dem Kaiser Napoleon, um ihn zu beschwichtigen, eine Kleinigkeit am Rhein abtreten könne — wo als selbstverständlich angenommen wird, daß sich die Franzosen mit einer Kleinigkeit begnügen würden. Eine solche Abtretung, um sich dann des Friedens zu versichern, könne nicht schaden, wiederholt Ugedom, so oft diese Frage berührt wird. Daß eine solche Transaktion der moralische Ruin Preußens wäre, dafür hat er kein Verständnis. Wie unbedingt Preußens Macht und Zukunft darauf beruht, daß es sich stets als der zuverlässigste Schirmvogt Deutschlands wie der protestantischen Kirche bewährte, das sieht er nicht.“

Daß Bismarck über seinen so gearteten Diplomaten hart urteilen mußte, ist leicht einzusehen. So sagt er am 14. Januar 1867, Ugedoms Berichte seien unzuverlässig und zu nichts zu brauchen. Ugedom sei ein sehr lebenswürdiger Mann, ein lebenswürdiger Feuilletonist, der sehr angenehme Konversation mache, aber kein Staatsmann; er erzähle in seinen Berichten nie die Dinge selbst, sondern spreche immer nur seine Ansicht von den Dingen aus, ohne zu sagen, worauf sie denn begründet sei, sodas man



sich nach seinen Depeschen gar kein eignes Urtheil bilden könne. Und dazu schwankten seine Darstellungen von einem Extrem zum andern hin und her: einmal sei alles couleur de rose, und acht Tage darauf schreibe er dann wieder, in Italien sei alles verloren, wenn man dem Könige nicht den schwarzen Adlerorden sende. Ähnlich spricht sich Bismarck am 10. Mai 1867 aus. Da hieß es, Usedom schreibe nicht Berichte sondern Leitartikel, weitläufige Betrachtungen über das, was erfolgen könne, wenn dies und das geschehe, oder über das, was sich ergeben würde, wenn das eine und andre anders gemacht worden wäre; er habe nicht Zeit, dergleichen zu lesen, und damit sei nichts anzufangen; wenn er aber Usedom und Brassier Saint Simon (in Konstantinopel) wollte die Stellen wechseln lassen, so wäre auch nichts gewonnen. Das Ende war, daß Bernhardi am 11. Mai 1867 nach Florenz als Militärbevollmächtigter ging, um militärische und politische Berichte nach Berlin zu erstatten; denn „wir brauchen, wie Bismarck ein andres mal zu ihm sagte, präzise und zuverlässige Berichte aus Italien: wir müssen da jemand haben, an den wir schreiben können. Usedom ist nicht zu beseitigen; ihn ohne weitere Umstände zur Disposition zu stellen, dazu kann sich der König nicht entschließen, dazu ist er zu rücksichtsvoll; dazu vermag ich ihn nicht zu bringen.“

Über den Grafen Robert Goltz, preußischen Gesandten in Paris, berichtet Bernhardi am 5. Juni 1866: „Graf Goltz schildert die Gefahren, die von Frankreich her drohen könnten, in den schwärzesten Farben und ermahnt in dieser angeblich prekären Lage Preußens nicht nur zur Konferenz, sondern zum Frieden. Er ermahnt den König, an den sein Bericht gerichtet ist, auf der Konferenz, auf die man unbedingt eingehen müsse, nicht etwa die Interessen Preußens, deren der Bericht gar nicht erwähnt, sondern den Frieden anzustreben.“ Bernhardi bemerkt zu dieser Weisheit nur trocken: „Es ist ein unerträgliches Gewäsch, das mich aufs tiefste empört!“

Über Menabrea und Barral, die italienischen Gesandten in Paris und in Berlin, äußert Bismarck zu Bernhardi am 21. August 1866, er habe Menabrea durch Goltz nach Prag entbieten lassen, Menabrea habe aber von Paris aus ausweichend geantwortet, er könne nicht kommen. Mit Barral sei nicht vorwärts zu kommen: er sei beschränkt und empfindlich: „Er versteht sehr oft nicht, was man ihm sagt, und ist zuweilen beleidigt, man weiß nicht wodurch. Er steht dann mitten im Gespräch auf, verbeugt sich schweigend und geht.“

Als Bernhardi am 22. Februar 1867 im auswärtigen Amte die Schwierigkeiten schilderte, mit denen damals Oesterreich zu kämpfen hatte, erwiderte ihm Philippshorn, er möge wohl Recht haben, aber die Berichte Werthers, des preußischen Gesandten in Wien, lauteten ganz anders. Werther sehe alles im günstigsten Lichte, wiederhole beständig, Oesterreich habe unerschöpfliche Ressourcen und eine solche Macht der Kohäsion, daß es dennoch zusammen-

halten und siegreich aus allen Schwierigkeiten hervorgehen werde. Dem allem sei jedoch nicht zu glauben, wenn Bernhardi auf sechs Monate nach Wien gehen wolle, würde man wohl bald klar sehen in den Zuständen Österreichs.

Am 8. November notirt Bernhardi Beusts Berufung nach Österreich und nennt ihn einen nichtigen Salonschwärmer.

Der herrlichste aller der Diplomaten, die hier vor dem Auge des Lesers vorbeiziehen, ist aber doch unstrittig Lord Augustus Loftus. Dieser erleuchtete Stratege vergönnt Bernhardi am 28. August 1866 folgende Belehrung: „Eure Leute haben in Böhmen schön gefochten, aber die höhere Führung war durchaus verwerflich; sie wird von allen englischen Offizieren einstimmig getadelt, und die Teilung der beiden Armeen ganz besonders. Der Erfolg entschuldigt freilich alles, aber Napoleon I. gegenüber wäret ihr doch schlecht gefahren, und der Herzog von Wellington hätte euch geschlagen!“ — „Hilf Himmel, notirt Bernhardi dazu, das ist ein armer Wicht!“

Aber seine strategischen Kenntnisse werden noch weit überboten von seiner tiefen Einsicht in die Politik seines Vaterlandes. In der Luxemburger Angelegenheit ist er preußenfeindlich gesinnt und verlangt laut und geräuschvoll, Preußen müsse aus Luxemburg heraus. Als der Fürst von Hohenzollern dagegen einwandte, dann würde Frankreich vielleicht später gar die Räumung von Mainz verlangen, erwidert er großartig: dann wird euch England verteidigen!

Schließlich teilen wir noch einiges wenige von dem mit, was über bemerkenswerte Personen und Dinge erzählt oder geurteilt wird.

Friedrich von Raumer versteht nach Bernhardi nicht einmal englisch und französisch genug, um die in diesen Sprachen abgefaßten Aktenstücke verstehen zu können.

Rüstow war in der Garibaldischen Armee als bekannter Poltron verachtet; auch beging er vor dem Feinde arge Thorheiten, hauptsächlich weil er sich mit der Branntweinflasche Mut zu machen suchte und dann in einen Zustand von Unzurechnungsfähigkeit verfiel.

Rossuths Sohn kann seinen Vater ebenso wenig verlassen, um sich am Aufstande in Ungarn zu beteiligen, wie sein jüngerer Bruder, weil sein Vater sechzig Jahre alt sei und der Stütze bedürfe, was ihm von Bernhardi die Antwort zuzieht: „Ich bin auch sechzig Jahre alt und darüber; ich habe aber meinen Sohn nicht als Stütze bei mir gehalten; ich habe ihn zur Armee gesendet und ins Feld, obgleich er erst siebenzehn Jahre alt ist.“

Blonplon ist entzückt darüber, daß ihn der Kaiser von Österreich höflich behandelt und Monseigneur angeredet, also für einen wirklichen Prinzen gehalten hat.

Bisconti Venosta findet alle diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich äußerst schwierig, weil die Franzosen nie die Wahrheit sagen.

Gegen das allgemeine Stimmrecht mit gleichzeitiger Gewährung von Diäten wird geltend gemacht, es könne dann vorkommen, was 1848 wirklich geschehen sei, daß sich Abgeordnete aus ländlichen Bezirken in den Zwischenstunden, für die Zeit, wo sie durch ihre parlamentarische Thätigkeit nicht in Anspruch genommen waren, als Hausburschen vermieteten.

Ein italienischer General fragt Bernhardi, ob die preußische Sprache einige Ähnlichkeit mit dem Deutschen habe. Bernhardi erwidert ernsthaft: Il n'y a qu'une différence de dialecte.



## Zur Reform des Postpaketportos



aß der Postpakettarif reformbedürftig sei — nach unsrer Ansicht sogar reformbedürftiger als alle andern Posttarife —, darin ist man in weiten Kreisen ziemlich einig, wenn auch die Ansichten über die Richtung einer künftigen Reform einander zum Teil völlig entgegengesetzt sind. Bei dem großen Interesse, das diese Frage für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung unleugbar hat, dürfte eine Prüfung und Beleuchtung der Mängel und Vorzüge des deutschen Paketportos wohl zeitgemäß sein, zumal jetzt, wo die Leitung des Reichspostamts in neue Hände übergegangen ist, denen man nachrühmt, daß sie zur Organisation und zu praktischen Reformen besonders geeignet seien.

Das jetzige Paketporto wurde durch die Posttaxnovelle vom 17. Mai 1873 geschaffen und trat mit dem 1. Januar 1874 in Kraft. Der § 1 des Gesetzes lautet:

Das Porto für Pakete beträgt:

- I. bis zum Gewicht von 5 Kilogrammen
  - a) auf Entfernungen bis 10 Meilen\*) einschließlich 2½ Sgr.,
  - b) auf alle weitem Entfernungen 5 Sgr.,
- II. beim Gewichte über 5 Kilogramme
  - a) für die ersten 5 Kilogramme die Sätze wie vorstehend unter I,
  - b) für jedes weitere Kilogramm oder den überschießenden Teil eines Kilogramms
 

	bis 10 Meilen*)	1/2 Sgr.
über 10	20	1
„ 20	50	2
„ 50	100	3
„ 100	150	4
„ 150		5

\*) Es sind geographische Meilen gemeint von 7420 Meter Länge (nicht Norddeutsche Meilen von 7500 Metern), wie schon § 2 des Posttaxgesetzes vom 28. Oktober 1871 bestimmt hatte.

Dieser mustergiltig unklare Wortlaut des Gesetzes wird in Bezug auf die Preise im einzelnen in den Portotabellen der Post folgendermaßen ausgelegt:

Gewicht	Zone					
	1	2	3	4	5	6
	bis 10 Meilen (= 74,2 km)	über 10—20 Meilen (= 74,2—148,4 km)	über 20—50 Meilen (= 148,4—871 km)	über 50—100 Meilen (= 871—742 km)	über 100—150 Meilen (= 742—1113 km)	über 150 Meilen (= über 1113 km)
	Pfennige	Pfennige	Pfennige	Pfennige	Pfennige	Pfennige
bis 5 Kilogramm einschließlich	25	50	50	50	50	50
für jedes weitere Kilogramm kommen hinzu:	5	10	20	30	40	50
demnach:						
über 5—6 kg	30	60	70	80	90	100
„ 6—7 „	35	70	90	110	130	150
„ 7—8 „	40	80	110	140	170	200
„ 8—9 „	45	90	130	170	210	250
„ 9—10 „	50	100	150	200	250	300
„ 10—11 „	55	110	170	230	290	350
„ 11—12 „	60	120	190	260	330	400
„ 12—13 „	65	130	210	290	370	450
„ 13—14 „	70	140	230	320	410	500
„ 14—15 „	75	150	250	350	450	550
„ 19—20 „	100	200	350	500	650	800
„ 24—25 „	125	250	450	650	850	1050
„ 29—30 „	150	300	550	800	1050	1300
„ 34—35 „	175	350	650	950	1250	1550
„ 39—40 „	200	400	750	1100	1450	1800
„ 44—45 „	225	450	850	1250	1650	2050
„ 49—50 „	250	500	950	1400	1850	2300

Wir nannten den Wortlaut des Gesetzes oben unklar, weil im Absatz II der Passus unter b ganz allein schon genügt hätte, um die eben mitgeteilte Tariftabelle herzustellen, die ja gemeint ist. Den Passus IIa, so wie er ist, kann ein unbefangener Leser des Paragraphen eigentlich nur dahin interpretieren, daß darin „die ersten 5 Kilogramme“ „beim Gewichte über 5 Kilogramm,“ also das 6. bis 10. Kilogramm, gemeint seien, und diese bloß das doppelte Porto von Ia und b in den 2 Zonen dieser ersten Gewichtsstufe bezahlen müssen, während der 6-Zonentarif erst beim 11. Kilogramm anfinge. Doch das nur beiläufig! Wer nur von Zeit zu Zeit einmal ein Paket abschickt,



wird sich gewiß nicht mit den Mysterien des Pakettarifs so bekannt gemacht haben, wie etwa ein Buchhändler, Kaufmann oder Industrieller, der alle Tage eine größere Anzahl von Paketen auf die Post giebt. Mit dem 5-Kilotarif von 25 und 50 Pfennigen ist man im allgemeinen wohl überall vollkommen zufrieden und wünscht kaum eine wesentliche Änderung daran. Er ist wirklich sehr billig. Wir vermeiden aber das Wort: „beispiellos“ billig, denn das wäre nicht ganz richtig, sofern der Portobetrag allein in Betracht kommt. Doch dürfte dieses Prädikat dann allerdings zutreffen, wenn man die großen Entfernungen in Betracht zieht, für die jener Einheitstarif von 50 Pfennigen gilt. Die beiden fernsten Punkte Deutschlands haben in direkter Linie, die ja für abgestufte Portoberechnungen sonst maßgebend ist, einen Abstand von etwa 1365 Kilometern, und wenn man Österreich-Ungarn noch hinzunimmt, so kommen etwa 1580 Kilometer als Längenmaximum heraus, sofern der Maßstab einer uns vorliegenden amtlichen Karte genau genug ist. Die längste uns bekannte Eisenbahnstrecke durch Deutschland aber mißt etwa 1730 Kilometer, und die längste diametrale Bahnroute durch Österreich-Ungarn und Deutschland zusammen beläuft sich auf etwa 2340 Kilometer. In diesem großen Gebiete des deutsch-österreichischen Postvereins gilt nun eine einheitliche Tare von 50 Pfennigen für 5 Kilo oder 10 Pfund. Es stellt sich also das Porto in Deutschland für je einen Kilometer Eisenbahn im theoretischen Minimum auf je 0,028 Pfennige für 5 Kilogramm. Da aber — nach der Statistik von 1895 — 98,3 Prozent aller Pakete in die 1. bis 4. Zone (100 Meilen = 742 Kilometer) fallen, so würden 0,067 Pfennige ein zutreffenderes Minimum darstellen.

Im deutsch-österreichischen Postverein beträgt dieses theoretische Minimum gar bloß 0,022 Pfennige pro Kilometer. 5 Kilogramm — relativ berechnet — kosten aber für jeden Kilometer nach dem preußischen Gepäck- und Expreßtarif 0,25 Pfennige, als deutsches Frachtstück dagegen 0,055 Pfennige und als Eilgut 0,11 Pfennige. Man kann also mit dem 5-Kilotarif wirklich ganz zufrieden sein.

Bei Paketen über 5 Kilogramm Gewicht (bis zu dem Maximum von 50 Kilogramm) ist, wie Kenner des Tarifs wissen, in der ersten und zweiten Zone das Porto nur genau entsprechend dem 25- und 50-Pfennigporto erhöht, ohne jeden relativen Aufschlag. Also bei Sendungen höchstens bis zu 148,4 Kilometern Entfernung hat es gar keinen Zweck, statt eines großen Pakets mehrere 5-Kilostücke aufzugeben. Sie wären in diesem Falle gar nicht billiger, sondern wohl noch teurer, da sie, vom Bestellgeld ganz abgesehen, immer für 5 Kilogramm voll bezahlt werden müßten, während bei größern Paketen nur die angefangnen einzelnen Kilogramme berechnet werden. 25 Kilo in der ersten Zone kosten also  $5 \times 25$  Pfennige = 1 Mark 25 Pfennige und in der zweiten Zone  $5 \times 50$  Pfennige = 2 Mark 50 Pfennige.

Nach dem preussischen Reisegepäcktarif relativ berechnet (ohne die Abrundung auf volle 10 Kilogramm), würden 25 Kilogramm auf 149 Kilometer 1 Mark 86,25 Pfennige, als Frachtgut (ohne Minimum und Abfertigungsgebühr) 40,97 Pfennige und als Eilgut 81,95 Pfennige kosten. Die drei letztgenannten Tarifgattungen wachsen aber entsprechend mit jedem weiteren Kilometer. Der Postpakettarif dagegen, der aus sechs Entfernungszonen besteht, wird zum Teil relativ billiger. Die Entfernungsgrenzen (Endpunkte) dieser Zonen verhalten sich zu einander wie 1 : 2 : 5 : 10 : 15 : 18,4 (bez. 21,3 im deutsch-österreichischen Postverein), und die Länge der einzelnen Zonen wie 1 : 1 : 3 : 5 : 5 : 3,4 (bez. 6,3). Die Geldhöhe für diese sechs Zonen betragen für jedes weitere Kilogramm (nach 5 Kilogramm) in der Reihenfolge der Zonen: 5 — 10 — 20 — 30 — 40 — 50 Pfennige, das ist also ein Wertverhältnis wie 1 : 2 : 4 : 6 : 8 : 10. Wie man sieht, schreitet die Progression also nicht regelmäßig fort, immer um dieselbe Einheit wachsend, wie 1 : 2 : 3 : 4, sondern springt bei der 2. Zone plötzlich von 2 gleich auf das 4fache der anfänglichen Einheit. Dadurch wird die 3. Zone, die zwar größer ist, aber in der Praxis doch keineswegs immer voll durchfahren, sondern oft nur gerade in ihren Anfangspunkten betreten wird, häufig unverhältnismäßig verteuert. Gute Zonen- oder Staffeltarife lassen denselben einheitlichen Satz auch für immer größer werdende Entfernungszonen bestehen, sodas also 5 — 10 — 15 — 20 — 30 — 40 Pfennige hier eine mit den kaufmännischen Prinzipien des Rabatts beim Massenverkehr mehr harmonisierende Progression gewesen wären. Übrigens hätte auch die 2. Zone bereits größer als die erste sein sollen. Wenn man die Erhöhung des anfänglichen Zonensatzes (von der 3. Zone ab das doppelte) in Betracht zieht, so kann man das oben gekennzeichnete Längenverhältnis der Zonen im Hinblick auf den bezahlten Preis eigentlich nur so vermerken wie 1 : 1 : 1½ : 2½ : 2½ : 1⅞. Das ist aber eigentlich doch ein recht fehlerhafter Tarif! Ganz abgesehen von den 272 verschiedenen Portosätzen, fordert er infolge jenes Progressionsfehlers beim Übergang in die 3. Zone geradezu zur Umgehung — „Mißbrauch“ wäre schon ein ungerechtes Wort — heraus. Wir geben ein Beispiel. Berlin und Halle liegen in der Luftlinie mehr als 20 Meilen von einander und fallen im Paketverkehr gegenseitig in die 3. Zone. Berlin und Leipzig fallen für einander noch in die zweite Zone. Leipzig und Halle (33 Kilometer Eisenbahnentfernung) liegen für einander noch in der ersten Zone. Wenn nun jemand von Berlin nach Halle (3. Zone) ein Paket von 25 Kilogramm versenden will, so kostet das nach dem Tarif 4 Mark 50 Pfennige. Er kann es aber auch billiger machen. Er schickt dieses Paket zuerst nach Leipzig (2. Zone), postlagernd. Portogebühr 2 Mark 50 Pfennige. In Leipzig wird ihm das Paket, vielleicht von einem guten Geschäftsfreunde, auf der Post nach Halle umadressirt und weiterbefördert gegen die Gebühr für die 1. Zone, nämlich 1 Mark 25 Pfennige. Das macht zusammen also 3 Mark 75 Pfennige

statt 4 Mark 50 Pfennige. Portoersparnis 75 Pfennige. Und wer von Halle Sendungen nach Berlin aufgiebt, kann sie zuerst ebenfalls nach Leipzig schicken, mit dem gleichen Erfolge. Bei 50 Kilogrammen beträgt die Portoersparnis bereits 2 Mark. Bei 15 Kilogramm allerdings nur 25 Pfennige. Natürlich ist es ein Kuriosum, wenn die Post alle die Umständlichkeiten der Buchung, Numerierung, Sortierung usw. nun doppelt macht, während das Publikum dabei noch Geld spart. Ein nur gelegentlicher Paketsender wird dieses Manöver schwerlich begehen. Wenn aber Buchhändler und Kaufleute, die aus irgend welchen Gründen mehr als 5 Kilogramm schwere Pakete aufgeben müssen, vielleicht bei mehreren Sendungen täglich diese Prozedur vornehmen, so werden sie ein artiges Sümchen dadurch sparen. Sie brauchen bloß irgend einem Geschäftsfreund eine Karte über das Eintreffen der Pakete zu schreiben und um Umadressierung zu bitten (das kann gegenseitig verabredet werden). Noch einfacher aber ist es, mit der Sendung gleich eine Postkarte an das Zwischenpostamt selbst (Leipzig also hier) zu richten mit der Bitte um Weitersendung nach Berlin oder Halle. Der Empfänger zahlt dann bloß das neue Porto ohne jeden Zuschlag nach. Wenn man die Paketpostkurse kennt, wird man es leicht so einrichten können, daß erhebliche Verspätungen vermieden werden. Übrigens braucht man im Paketverkehr zwischen Berlin und Halle gar nicht erst den Umweg über Leipzig zu machen, sondern kann Züterbog oder Bitterfeld als Zwischenstation benutzen.

Auch bei den übrigen 3 Zonen ist diese Art der Portoersparnis möglich. Zum Beispiel: 15 Kilogramm von Berlin nach Kassel (4. Zone) mit der Zwischenstation Eichenberg oder Göttingen (3. Zone): Portoersparnis 25 Pfennige. Bei 50 Kilogramm 2 Mark. Es ist anzunehmen, daß manche findige Köpfe dieses Umschalteverfahren längst kennen, und es ließe sich ein ganzes Büchlein mit Zonentafeln herstellen, um zu zeigen, bei welchen Orten es besonders vorteilhaft und bequem anzuwenden ist. Da man das Nachsenden nicht wohl verbieten oder mit Geldstrafe belegen kann, so dürfte dieser wunde Punkt des Pakettarifs vielleicht mit Anlaß zu einer Reform geben.

Auf die Dauer unhaltbar ist aber auch an sich schon das arge Mißverhältnis in der Preisbemessung der ersten 5 Kilogramm mit der der übrigen, schwereren Gewichtsstufen, von der 3. Zone an. 5 Kilo kosten über 10 Meilen beliebig weit, also auch in der 6. Zone (über 1113 Kilometer), 50 Pfennige; 10 Kilo, in 2 Paketen zu 5 Kilo aufgegeben, kosten 1 Mark, also genau entsprechend das doppelte. Aber als 1 Paket aufgegeben, kosten 10 Kilo im gleichen Falle das Sechsfache eines 5-Kilopaketes oder das Dreifache des Portos zweier 5-Kilostücke. Das ist ein Aufschlag von 200 Prozent!

Zehn 5-Kilopakete kosten auf beliebige Entfernung 5 Mark. 50 Kilo in einem Stück kosten dagegen in der 6. Zone 23 Mark, also das  $4\frac{3}{5}$ fache, d. i. ein Aufschlag von 360 Prozent! Die Post setzt hier also die ungeheuer

hohe Prämie von 18 Mark aus, damit das Publikum nur ja veranlaßt werde, ihr die Arbeit, die sie dabei hat, zu verzehnfachen. Denn nicht die Eisenbahnfahrt, sondern die übrige „Bearbeitung“ des Pakets macht ihr die meiste Mühe. Wenn das Publikum genötigt wird, um 18 Mark zu sparen, statt eines Pakets von 50 Kilo immer 10 Pakete zu 5 Kilo aufzugeben, so muß die Post, dem entsprechend, nicht einmal sondern zehnmal die Arbeit des Abwägens, des Numerirens mittels aufzuklebender Nummerzettel auf Paket und Adressformular, des Beschreibens der Paketadresse (Gewicht der Sendung und Postleitvermerk) und des Frankirens durch Marken, des Buchens, des Sortirens, des Expedirens und Umladens, sowie des Abreißens des Abschnitts für schriftliche Mitteilungen bei der Bestellung machen, die durch mehrere getrennte Stücke oft erschwert wird und mindestens die zehnfache Notirung über das einzuziehende Bestellgeld auf der Paketadresse veranlaßt.

Gerade diese vielen kleinen Verrichtungen machen an verkehrsreichen Orten leicht eine erhebliche Vergrößerung des Personals und der Schalterstellen notwendig, und zwar in weit höherm Grade, als die bloße Eisenbahnbeförderung. Wenn das Paket im Eisenbahnwagen fährt, so ist ein gut Teil der Arbeit der Post schon gethan, wenn auch das Umladen und Austragen noch mitunter zu schaffen macht. Aber 500 kleinere Pakete — oft eine sehr verschiedenartige, unübersichtliche Masse — umzuzählen und umzuladen, das dürfte doch mehr Zeit und Arbeit kosten, als etwa 10 Pakete zu 50 Kilo oder 20 zu 25 Kilo zu zählen und zu sichten, wenn diese auch augenblicklich einen größeren Kraftaufwand bei der Umladung verursachen. Außerdem ist ja bis zu 148 Kilometern, innerhalb deren dieses Umladen und Umzählen oft ebenso häufig wie auf längern Haupttrouten vorkommen kann, der Portosatz nur der doppelte des 5-Kilotarifs, und die Austragung und Bestellung muß hier ohnehin ohne besondern Portoaußschlag ausgeführt werden. Wenn das hier möglich ist, warum denn nicht auch auf größere Entfernungen? Denn die Bahnfahrt ist das wenigste, und durch diese werden bei vermehrter Versendung größerer Pakete keine unverhältnismäßigen Mehrausgaben verursacht werden, wenn mit Umsicht reformirt wird.

Die in den Bahnpostwagen beförderten Pakete über 5 und bis zu 10 Kilo verpflichten die Post nicht zu besonderer Vergütung an die Eisenbahn. Erst für die Sendungen von mehr als 10 Kilogramm Gewicht wird, nach vorhergehender statistischer Ermittlung ihres Gesamtgewichts, der Eisenbahn eine Frachtschädigung bezahlt, da sie nach dem Eisenbahnpostgesetz die Eisenbahnpostwagen nur dann frei befördert, wenn sie Poststücke höchstens von 10 Kilogramm Gewicht enthalten. Diese Frachtschädigung beträgt aber 20 Pfennige für das Achskilometer, wobei je 1000 Kilogrammkilometer auf 1 Achskilometer gerechnet werden. Das macht also 20 Mark auf 100 und 200 Mark auf 1000 Kilometer, bei einer mitgeführten Last von 1000 Kilogramm. Wenn



auch die Post dieses Gewicht in Form von zwanzig 50-Kilopaketten jetzt mit 370 Mark berechnen und noch mit Gewinn befördern würde, so wäre ihr diese Beförderungsweise doch zu teuer, wenn die Pakete über 10 Kilo allgemein erheblich verbilligt würden.

Aber die Reichspost benutzt ja (1895) neben ihren 1610 eignen Eisenbahnpostwagen noch 1011 gemietete, für ihre Zwecke besonders hergerichtete Eisenbahnwagenabteilungen. Diese kosten ihr bei Güter- oder Gepäckwagen nur 1 Pfennig pro Kilometer, außerdem 1 Mark Miete pro Tag; bei Personenwagen jedoch 2 Pfennige pro Kilometer und 2 Mark Tagesmiete. Hier können 1000 Kilometer — allerdings wohl bei geringerem Ladegewicht — für 11 Mark oder für 22 Mark geleistet werden. Während also die billigere Beförderung von Paketen bis zu 10 Kilogramm der Post ohnehin keine Mehrausgaben an die Eisenbahn auferlegen würde, könnte wohl auch der Tarif für noch schwerere Pakete ohne Opfer ermäßigt werden, wenn man sie nur etwas langsamer, vielleicht innerhalb bestimmter Maximalstrecken, in solchen Güter- oder Gepäckwagenabteilungen mit gemischten Zügen oder geeigneten Bummelzügen befördern wollte und auch die Bestellopflicht bei schweren Packen auf Orte einschränkte, wo sie ohne große Schwierigkeiten und Mehrausgaben ausführbar ist. Dies ist ja in vielen andern Ländern der Fall. Wenn die Post für 1000 Kilometer eine gemietete Abteilung nur mit 11 oder 22 Mark bezahlt, so würden 20 darin beförderte Pakete von je 25 Kilogramm nur je 55 oder 110 Pfennige zu zahlen brauchen, um wenigstens die Eisenbahnkosten zu decken. Nach dem jetzigen Pakettarif zahlt ein 25 Kilogramm schweres Postpaket aber 8 Mark 50 Pfennige auf 1000 Kilometer Entfernung. Da könnte also noch viel herabgelassen werden, und es wird doch immer noch ein hübscher Reingewinn behalten, auch wenn man die übrigen Betriebsunkosten in Betracht zieht, die sich doch auf viele Einzelstücke sehr verteilen, zumal bei gesteigertem Verkehr. Die Befürchtung, daß eine Verbilligung der schwereren Pakete notwendig eine Vermehrung der relativen Mehrausgaben und eine dauernde Verminderung der Einnahmen zur Folge haben würde, scheint also nicht begründet zu sein, wenn diese Reform nur mit Umsicht durchgeführt wird.

Wenn aber eine Tarifverbilligung ohne Einnahmeausfälle möglich ist und der Verkehr dadurch vergrößert und verbessert wird, so liegt sicherlich kein Grund zum Widerspruch dagegen vor. Da übrigens nur 1,7 Prozent aller Pakete in die 5. und 6. Zone fallen, also über 50 Meilen (742 Kilometer) hinausgehen, und die Einnahme für diese Sendungen, sofern sie 5 Kilogramme übersteigen, finanziell ganz ohne Belang ist (etwa 700000 Mark, nach unsrer Berechnung, während die Gesamteinnahme des Paketverkehrs über 50 Millionen Mark beträgt), so könnte man die beiden letzten Zonen ganz unbedenklich einfach wegfallen lassen. Sie sind nur eine unnütze weitere Komplizierung des Tarifs. Falls aber einmal gründlicher reformiert wird,

so könnte endlich auch das Kilometer-System mit runden Zahlen in die Zonenberechnung eingeführt werden. Die geographische Meile wurde schon bei der letzten Reform eigentlich nur aus Bequemlichkeit beibehalten, weil man die Mühe einer Umrechnung der Tagquadrate scheute. Aber einmal muß diese Arbeit doch gemacht werden. Und die jetzige Übung, größere Sendungen in lauter 5-Kilopakete zu zerlegen, die der Post entsprechend mehr Arbeit machen, darf auf die Dauer keinesfalls fortbestehen. Der gegenwärtige Tarif für schwerere Pakete wird so ja einfach umgangen, und das Gegenteil seines Zwecks wird erzielt. Das ist aber ganz sinnlos.

Man hat bisweilen die Versendung vieler einzelner 5-Kilopakete von einem Absender an einen Empfänger als „Mißbrauch“ bezeichnet. Das ist aber sicherlich ein ungerechter Tadel, den man bei loyaler und unparteiischer Denkungsweise wohl nicht aussprechen würde. Wer gesetzlich bestehende Einrichtungen in gesetzlicher Weise benutzt und sich bei Beförderung seiner Produkte oder Waren der schnellsten, billigsten und bequemsten Beförderungsweise bedient, statt einer unbequemern, teureren und langsamern Versendungsart, dem kann man doch unmöglich „Mißbrauch“ vorwerfen. Es kann also nur gemeint sein, daß die jetzige Pakettage unvollkommen ist, und daß durch die Konkurrenz der Großen viele Kleine geschädigt werden. Aber so geht es ja mit allen Dingen. Der Große hat in jedem Falle den Vorteil, wenn er die Sachlage ausnützt. Daß er das unterlasse, dürfen wir in dieser realen Welt nicht verlangen. Hier gilt noch immer das pessimistische Wort, das vor bald 1900 Jahren gesprochen wurde: „Wer da hat, dem wird gegeben; wer da nicht hat, dem wird auch noch genommen, das er hat.“ Ja, wenn sich dieses harte Gesetz kapitalistischer Weltentwicklung durchgreifend ändern ließe! Aber darum mühen sich ja die besten Köpfe schon seit Jahrtausenden vergeblich!

(Schluß folgt)



## Friedrich Ratzels Völkerkunde und Politische Geographie



ie materialistische Geschichtskonstruktion ist nur eine geschmacklose Verstümmelung der von Herder, Karl Ritter und Alexander von Humboldt dargelegten Wahrheit, daß es die Erde selbst ist, die alle Eigentümlichkeiten und alle Mannigfaltigkeit ihrer lebenden Bewohner erzeugt. Aber diese drei Großen haben das Wesen nicht gelehrt, dem die irdischen Kräfte unter verschiedenen Himmelsstrichen

verschiedne Gestalten verleihen: den Geist. Gewiß ist es der Fels, der dem Wasserfall seine Gestalt verleiht, aber nur unter der Bedingung, daß ein Wasser vorhanden ist, das diese Gestalt annimmt; gewiß ist es das Licht, das im Krystall ein siebenfältiges Farbenspiel erzeugt, aber der Krystall muß eben da sein; und gewiß ist es die Erde, die an verschiedenen Stellen ihrer Oberfläche verschiedene Kulturen erzeugt, aber doch eben nur, wenn Kulturträger, wenn geistbegabte Menschen vorhanden sind. Diese Einflüsse und ihre Wirkungsweise auf der Grundlage der heutigen, über die Ritter-Humboldtsche weit hinausgehenden Erd- und Völkerkenntnis in zwei klassischen systematischen Werken dargestellt zu haben, denen die geographische Litteratur der andern Kulturvölker kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen haben wird, ist das Verdienst Friedrich Ratzels. In seiner längst weltbekanntesten Völkerkunde stellt er den Menschen selbst und seine Kultur dar, wie beide außerhalb unsers europäischen Kulturkreises unter verschiedenen Einflüssen variiren, in der erst gegen Ende des vorigen Jahres (bei H. Oldenbourg in München und Leipzig) erschienenen Politischen Geographie stellt er die Abhängigkeit der Staatenbildung von Boden, Wasser und Lage dar.

Was uns bestimmt, einen Blick auf die beiden großen Werke zu werfen, ist der Umstand, daß ihre Ergebnisse im großen und ganzen mit der Weltansicht übereinstimmen, die in den Grenzboten von andern Mitarbeitern, die von andern Wissensgebieten ausgingen, entwickelt worden ist. Ratzel findet zwischen den höher und den niedriger kultivirten Völkern — unkultivirte giebt es überhaupt nicht; die sogenannten Naturvölker sind nur Völker auf niedern oder auf andern Kulturstufen —, er findet zwischen ihnen keinen wesentlichen Unterschied der Begabung, und findet die unwesentlichen Unterschiede nicht so stark, als sie auf den ersten Blick scheinen. Gleich auf der ersten Seite giebt er zu bedenken, „daß die Kluft des Kulturunterschieds zweier Gruppen der Menschheit nach Breite und Tiefe vollständig unabhängig sein kann vom Unterschiede der Begabung“; an diesen Unterschied sei daher immer zuletzt, an Unterschiede der Entwicklung und der Umstände zuerst zu denken, und diese Mahnung wiederholt er bei verschiedenen Anlässen. Der Kulturfortschritt ist davon abhängig, daß Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten in großer Zahl angesammelt und von Geschlecht zu Geschlecht stetig überliefert werden. Dazu gehört unter andern, daß das kulturzeugende Volk dicht gedrängt und längere Zeit ungestört in seinem Lande wohne und doch auch in Wechselwirkung mit andern Völkern bleibe. Die erste Bedingung kann erst erfüllt werden, nachdem Ackerbau und Gewerbe die wirtschaftliche Grundlage des Lebens geworden sind, und diese Stufe können Völker in weiten Steppen, in Urwäldern und in fruchtbaren Tropenländern nicht ohne fremde Hilfe, in den Polarregionen überhaupt nicht erklimmen; die zweite Bedingung war vor der Ausbildung des heutigen Weltverkehrs den an infellosen Meeren lebenden Völkern

wie denen Südafrikas versagt. Nimmt man nun noch dazu, daß das ganze Dasein mancher versprengten Stämme in dem mühsamen Erwerb einer kümmerlichen Nahrung aufgehen muß, so kann die tiefe Stufe, auf der wir sie finden, nicht in Verwunderung setzen, und es wäre ganz unberechtigt, ihnen ein wesentliches Stück menschlicher Begabung abzusprechen. Von den Anlagen, die die Australier in ihrer Wildnis zu entfalten Gelegenheit gehabt haben, schreibt Ratzel (I, 315): „Das die Seele niederdrückende Elend hängt als Gegengewicht daran.“ Wenn wir trotzdem, heißt es dann weiter von demselben Volke, „auch hier mehr Geistiges finden, als wir erwarten, haben wir den Eindruck von Trümmern eines bessern Zustandes.“ Dieser Eindruck kehrt auch bei vielen andern Völkern wieder, und wenn wir hierzu die überraschenden Übereinstimmungen der amerikanischen und der ozeanischen Flut- und Schöpfungssagen mit den Erzählungen der Bibel nehmen, außerdem den Hinweis auf einen gemeinsamen Ursprung der Kultur beachten, der in der Übereinstimmung von Gebräuchen und Kunstübungen liegt, so gelangen wir in die Nähe des Gedankenkreises, den die christliche Kirche ausgebildet hat. „Als man die Parallelen zwischen den Kulturvölkern Amerikas und der Alten Welt zu ziehen begann, über sah man diese zahlreichen Beziehungen zwischen dem Kulturbesitz der einzelnen Völker der ganzen Erde, von den höchsten Religionsvorstellungen bis hinab zu Einzelheiten im Stile der Waffen und der Tätowirung und suchte ein beschränktes Auswanderungs- und Ausstrahlungsgebiet mit Vorliebe in Süd- und Ostasien. Der Ursprung der altamerikanischen Kulturen wird aber nicht aus einem bestimmten Winkel der Erde und von keinem der noch fortlebenden Kulturvölker herzuleiten sein. Die darauf zielenden Versuche sind alle unfruchtbar geblieben. Die Wurzeln dieser merkwürdigen Entwicklungen reichen vielmehr in einen uralten Gemeinbesitz der Menschheit hinab, der im Laufe vieler vorgeschichtlicher Jahrtausende Zeit fand, sich über die Erde zu verbreiten“ (I, 597). Von diesem Bekenntnis hat man nicht mehr weit bis zum Glauben an eine Uroffenbarung und an die Wahrheit der biblischen Erzählung von der Völkerscheidung. Ratzel selbst weist zwar die kirchliche Ansicht in ihrer streng dogmatischen Fassung ab, erkennt aber, wie beides kürzlich auch von anderer Seite in den Grenzboten geschehen ist, der entgegengesetzten Ansicht gegenüber ihre relative Berechtigung an. Er sagt von den Entwicklungstheoretikern (I, 14): „Wir wissen diesen vorbereitenden Leistungen Dank, können uns aber nicht mit ihren Schlußgedanken befreunden. Sie suchen überall »Urzustände« und »Entwicklung.« Hat man nicht das Recht, mit einigem Argwohn auf wissenschaftlichem Gebiet solchem Suchen zu begegnen, das im voraus schon so gut weiß, was es finden will? Die Erfahrung lehrt, wie nahe dabei die Gefahr der Voreingenommenheit liegt. Von einer Möglichkeit erfüllt, schlägt man die andern zu gering an. Findet ein von der Idee der Entwicklung getränkter Forscher ein Volk, das in mehreren oder selbst vielen Be-



ziehungen hinter seinen Nachbarn zurücksteht, so verwandelt sich dieses »hinter« unwillkürlich in ein »unter,« d. h. in eine tiefere Sprosse der Leiter, auf der die Menschheit vom Urzustand zur höchsten Höhe der Kultur aufgestiegen ist. Das ist das Gegenstück der einseitigen, ja ausschweifenden Idee, daß der Mensch als ein zivilisiertes Wesen auf die Welt gekommen sei, daß aber eine rückwärts schreitende Entartung ihn zu dem gemacht habe, was man heute unter den Naturvölkern findet. So wie jener Entwicklungsgebante bei den Naturforschern, hat diese Rückschrittsidee bei den Erforschern der Religion und der Sprache der Völker aus leicht erkennbaren Gründen den größten Beifall gefunden. Indessen ist sie heute sehr weit in den Hintergrund gedrängt, unsrer Meinung nach wohl viel zu weit. Von ihr ist für die Forschung weniger Gefahr zu befürchten als von jener ihr am entschiedensten entgegengesetzten Meinung, deren Auffassung, in abstrakter Nacktheit ausgesprochen, etwa lauten würde: es giebt in der Menschheit nur Aufstreben, nur Fortschritt, nur Entwicklung, keinen Rückgang, keinen Verfall, kein Absterben.“

Wie sich also bei keinem der sogenannten Naturvölker ein wirklicher Naturzustand findet, wenn man unter diesem einen völlig kulturlosen versteht, so giebt es unter ihnen auch keine Individuen, die als unter der Menschennatur stehend und als Übergänge eines anthropoiden Tiergeschlechts zum Menschengeschlecht angesehen werden könnten. An dem Lichte, das die tausend Abbildungen dieses Wertes verbreiten, muß auch das härteste Vorurteil schmelzen. Der „affenartige“ Neger existirt nicht; auch die Westafrikaner sind „noch lange keine Karikaturen, wie man sie sich in der Zeit schlechter ethnographischer Bilder vorstellte“ (II, 326). Was den Körperbau anlangt, so ist jedes Wort des Beweises dafür überflüssig, daß er auch beim verkümmertsten Wilden alle Merkmale des Menschenleibes trägt, und daß kein taubstummer Wilder in die Gefahr geraten könnte, für einen Affen gehalten zu werden. Nur das eine ist zuzugeben, daß die Schwärmer für Natur, die das Apollomodell unter den Schwarzen suchen, im Irrtum befangen sind: das höchste Schönheitsideal wird nur im Bereiche der Kultur verwirklicht; aber hübsch gebaute und gut gewachsene Leute giebt es genug unter den Farbigen, und nur einzelne Stämme zeichnen sich unvorteilhaft durch Mißgestalt aus; affenartig aber sind weder die Buschmänner, noch die verkümmerten Zwergmenschen des innerafrikanischen Urwalds (I, 716). Unter den Gesichtern kommen, gerade so wie bei uns, häßliche, gewöhnliche und leidlich hübsche vor. Der Unterschied beschränkt sich darauf, daß bei den Farbigen wirklich schöne ganz fehlen (bei dem Negerjüngling II, 487, den man beinahe schön nennen könnte, klammert der Berjasser „Mischling?“ ein), während andererseits die Prognathie namentlich bei den Australnegern einen Grad von Häßlichkeit erzeugt, der in Europa kaum vorkommen dürfte. Bei den afrikanischen Negern jedoch ist die Prognathie bei weitem nicht so stark, wie man sich gewöhnlich vorstellt, ja sie fehlt oft

gänzlich; viele Abbildungen (man vergleiche u. a. II, 104, 200, 259, 288, 352, 358, 363) zeigen europäische und sogar edle Profile. Die geistigen Anlagen aber bekunden sich schon hinlänglich in der Gestaltung und Verzierung der Waffen und Gefäße der „Wilden,“ in der Musterung ihrer Geflechte und Gewebe, und ein Blick auf die zahlreichen Proben — man schlage nur z. B. im ersten Bande S. 224, 481 und 505 auf — reicht hin, die Verallgemeinerung des S. 233 angeführten Ausspruchs Hugo Zöllers zu rechtfertigen; er lautet: „Wer von einem wahren und wirklichen Kunstgewerbe der Papuas spricht, macht sich keiner Übertreibung schuldig.“ Gleich dem Schönheitssinn und der Fähigkeit und Lust, Schönes zu schaffen, ist auch jede andre höhere Geistesanlage bei den Wilden zu finden, selbstverständlich in Begleitung aller Ausartungen, deren die Menschennatur fähig ist. Man findet alle Grade von Keuschheit und Unkeuschheit, zärtliche Gatten-, Kinder- und Elternliebe neben Grausamkeiten, die jedoch meistens nur gegen Feinde oder von Despoten verübt werden, Gemeindeverfassung und Rechtspflege, Ackerbau, Handwerke, Handel und Marktordnungen, Staaten, die diesen Namen verdienen, obwohl sie der Natur der Dinge nach ein lockres Gefüge und kurzen Bestand haben (die Darstellungen der Staatenbildung und Umbildung in Innerafrika wie die der damit zusammenhängenden Völkerwanderungen und Mischungen gehören zu den Abschnitten in Ratzels Werke, aus denen man ganz neues lernt), und nirgends fehlen religiöse Vorstellungen, die, so unvollkommen und teilweise abgeschmackt sie sein mögen, doch über den Kreis des Sichtbaren hinausführen. Jeder unbefangene Beobachter wird Livingstone beistimmen, dessen Urteil über die Neger Ratzel II, 13 anführt: „Manchmal üben sie ganz bemerkenswert gute Thaten aus, und manchmal das Gegenteil. Nach langer Beobachtung kam ich zu dem Schlusse, daß sie eine ebenso merkwürdige Mischung von gut und böse sind wie alle Menschen.“ Nur eine einzige Scheußlichkeit, die im Bereiche der europäischen Kultur nicht vorkommt, läßt sich einzelnen Stämmen der Farbigen nachsagen, die Menschenfresserei. Die ist aber nicht etwa ein Rest von Tierheit — denn höhere Tiere fressen nicht ihresgleichen —, sondern teils aus religiösem Aberglauben, teils (bei Menschenüberfluß) aus politischen und wirtschaftlichen Erwägungen hervorgegangen, beruht also auf einem Mißbrauch der Menschenvernunft. Was die übrigen Grausamkeiten anlangt, so beweist es ein sehr kurzes Gedächtnis, wenn man ihretwegen den „Wilden“ eine tiefere Stufe anweisen will als den Semiten und den Arieren, und selbst die engere christliche Welt ist nicht berechtigt, sich höher einzuschätzen. Deren Freiheit von öffentlich und amtlich verübten Greueln ist eine ganz moderne Erscheinung, die nicht weiter als bis auf die Humanitätsbewegung des vorigen Jahrhunderts zurückreicht; was vordem verübt worden ist, von den byzantinischen Blendungen, dem Blutgericht Heinrichs VI. in Palermo und den Unthaten Ezzelins anzufangen bis zu den Plünderungsmehereien, Folterkammern und Nichtplätzen des

siebzehnten Jahrhunderts, daran reichen die Greuel von Dahomey nicht hinan. Was jene höhere Kultur, die zwar niemals von der Masse aller Europäer, aber doch nur innerhalb des europäischen Kulturkreises erreicht wird, von allen Barbaren trennt, gleichviel ob diese im Rufe von Wilden stehen oder wie die alten Babylonier und die modernen Japaner zu den Kulturvölkern gerechnet werden, läßt sich ziemlich genau angeben. Auf dem ästhetischen Gebiete, das als unmittelbar auf die Sinne wirkend den Unterschied am leichtesten erkennen läßt, ist die Grenze in dem Augenblick überschritten worden, wo die Schönheit des Menschenleibes und des Menschenantlitzes erkannt und nachgebildet wurde. Diesen Schritt haben zuerst und aus eigener Kraft ganz allein die alten Griechen gethan und haben dadurch zuerst die Idee der Humanität verwirklicht, denn nur wenn einem der höhere geistige Inhalt des Menschenwesens — der also vorhanden sein muß — erschlossen ist, kann ihm seine Schönheit aufgehen. Die Naturvölker stehen in dieser Beziehung noch auf der Stufe des kindlichen Versuchs, der es nur bis zur Frage bringt; ausnahmsweise (man sehe den etagenartig verzierten der beiden geschlitzten Elefantenzähne II, 338, eine sehr hohe Leistung) bringen sie es zu annähernder Naturähnlichkeit ohne eine Spur von Idealisierung zwar, aber wenigstens auch ohne hervortretendes Wohlgefallen am Häßlichen. Eine zweite Grenzlinie wird mit dem Glauben an den einen persönlichen Gott überschritten, wenn dieser als einzige Weltursache, höchste Vernunft und Quell des Guten und Schönen aufgefaßt wird. Diese Grenze haben die Griechen in ihren edelsten Geistern, die Juden als Volk überschritten, und das Christentum hat sich die Aufgabe gestellt, alle Menschen hinüberzuführen. Die dritte Grenzlinie ist erst in neuerer Zeit überschritten worden durch die methodische Naturwissenschaft und deren Anwendung im methodischen Erfinden. Wie vor einiger Zeit in den Grenzboten erwähnt wurde, hat der dänische Pfarrer Martensen Larsen klar gemacht, daß die Überschreitung der zweiten Stufe die Grundbedingung für die der dritten ist, weil, so lange die allgemeine Anerkennung der einen vernünftigen Weltursache fehlt, das Volk in der Vorstellung einer mit Gespenstern erfüllten verhexten Welt befangen bleibt, die nicht einmal den Gedanken der strengen Kausalität aufkommen, geschweige denn in eine feste Methode hineinfinden läßt. Schon aus diesem Grunde wird, wenn die Naturvölker nicht vernichtet, sondern in den europäischen Kulturkreis hereingezogen werden sollen, die Mitwirkung der christlichen Missionen nicht zu entbehren sein, die allerdings, wie auch Ratzel andeutet, ihre Aufgabe nur dann lösen können, wenn sie sie nicht im Sinne einer engherzigen Orthodoxie auffassen.

Nach alledem ist an der Einheit des Menschengeschlechts als eines von der Tierheit grundverschiednen Reiches der Schöpfung nicht zu zweifeln, und Ratzel fordert, daß das, was von Natur ist, auch seiner Idee nach anerkannt werde. „Wenn wir die Menschheit als ein Immerbewegliches ansehen, können

wir in ihr nicht, wie es bisher üblich war, eine Vereinigung von stark voneinander gesonderten Arten, Abarten, Volksgruppen, Völkern, Stämmen erblicken. Sobald irgend ein Teil der Menschheit gelernt hatte, die länder-trennenden Meere zu durchfurchen, war ihr auch schon das Ziel immer weitergehender Verschmelzung gesteckt. Nehmen wir mit der großen Mehrzahl heutiger Anthropologen einen einheitlichen Ursprung des Menschen an, so ist die Wiedervereinigung der durch Spielartenbildung auseinandergegangnen Teile der Menschheit zu einer wahren Einheit das unbewußte letzte Ziel dieser Bewegungen der Menschen. . . . Die Rasse hat mit dem Kulturbesitz an sich nichts zu thun. Es wäre zwar thöricht, zu leugnen, daß in unsrer Zeit die höchste Kultur von der sogenannten kaukasischen oder weißen Rasse getragen wird; aber andererseits ist es eine ebenso wichtige Thatsache, daß seit Jahrtausenden in aller Kulturbewegung die Tendenz vorherrscht, alle Rassen heranzuziehen zu ihren Lasten und Pflichten und dadurch Ernst zu machen mit dem großen Begriff »Menschheit,« dessen Besitz zwar als eine auszeichnende Eigenschaft der modernen Welt von allen gerühmt, an dessen Verwirklichung aber von vielen noch nicht geglaubt wird“ (I, 9 und 18).

Die wichtigste und mächtigste der gesellschaftlichen Bildungen, die die Grundlage jeder Kulturthätigkeit sind, ist der Staat. Dessen Zusammenhang mit dem Boden stellt Nagel in seiner Politischen Geographie dar. Sollte man nicht meinen, schreibt er in der Vorrede, es sei Sache der Staatswissenschaft, die Beziehungen zwischen dem Staat und dem Boden zu erforschen? „Diese Wissenschaft hat sich aber bisher streng ferngehalten von aller räumlichen Betrachtung, Messung, Zählung und Vergleichung der Staaten und Staatenteile; und das ist es ja gerade, was der politischen Geographie erst ihr Leben giebt. Für manche Staatswissenschaftler und Soziologen steht der Staat gerade so in der Luft, wie für viele Historiker, und der Boden des Staates ist ihnen nur eine größere Art von Grundbesitz.“ Durch die Aufdeckung der Beziehungen der Staaten zu den verschieden großen und verschieden gelegnen Räumen, in denen sie sich entwickelt haben, zu den Gebirgen, Flüssen und Meeren, die sie begrenzen oder durchziehen, wirft Nagel auf die wichtigsten geschichtlichen Ereignisse alter und neuer Zeit ein neues Licht, das viele überraschen wird. Was uns in Deutschland am allermeisten fehlt, die Übereinstimmung von Regierung und Volk in der Überzeugung von der Notwendigkeit des Strebens nach gewissen klar erkannten Zielen, das wäre nur auf dem Wege solcher Betrachtungen erreichbar, wie sie dieses Buch enthält. Den Politikern, die sich um Quisquilien zanken und abmühen, empfehlen wir vorläufig nur folgende Gedanken, denen sich Duzende von gleicher Bedeutung anreihen ließen, zur Erwägung. „Je einfacher und unmittelbarer der Zusammenhang des Staates mit seinem Boden, desto gesunder ist jederzeit sein Leben und Wachstum. Vorzüglich gehört dazu auch, daß mindestens die



Mehrzahl der Bevölkerung des Staates eine Verbindung mit seinem Boden so bewahrt, daß es auch ihr Boden ist" (S. 9). Durch alle Wandlungen hindurch führt sicher „die Regel: daß jede Beziehung eines Volkes oder Völkchens zum Boden politische Formen anzunehmen strebt, und daß jedes politische Gebilde die Verbindung mit dem Boden sucht. . . . Gerade die Verkennung des politischen Wertes des Bodens (oder des politischen Raumes) legte den Keim des Todes in die Staaten der Griechen" (21 und 22). „In der großen Bewegung auf immer festere territoriale Begründung der Politik ist die Nationalitätenpolitik unsrer Zeit ohne Zweifel ein Rückschritt. Sie erklärt als das Prinzip des Staates das Volk einer Sprachgemeinschaft ohne Rücksicht auf den Boden. Sie wird sich dauernd der geographischen Politik gegenüber nicht behaupten können, die den Boden ins Auge faßt, ohne den Namen und die Art der Bewohner zu berücksichtigen" (31 bis 32). „Mehr als alles bringt die Vermehrung des Volkes bei gleichbleibendem Boden Verwirrung in die einfachen Einrichtungen der Vorzeit" (S. 52 nach Dahlmann). „Ein Land, das dünn bevölkert oder unbewohnt ist, liegt seinen dichter bevölkerten Nachbargebieten als ein reines Naturland gegenüber," das zum Eintritt lockt (S. 93). „Die rasche Aufeinanderfolge großer Reiche [im Altertum] giebt die Lehre, daß nicht in der Größe des Raumes an sich, sondern in der Art der Erfüllung des Raumes der Zusammenhalt und die Gewähr der Dauer liegt" (176). Aus dem durch alle Zeiten und Erdteile hindurch gehenden Bestreben der Staaten, den Nachbarstaaten an Flächeninhalt mindestens gleich zu sein und für jede Raumeinbuße Kompensationen zu suchen, ersehe man deutlich, heißt es S. 222, „wie wenig das europäische Gleichgewicht eine diplomatische Erfindung ist." Ein Blick auf die Karte Europas genügt, zu erkennen, was heute für uns Deutsche daraus folgt. Wir schließen mit folgenden Sätzen für Kleindeutsche Philister: „Großräumige Völker sind bessere praktische Geographen als kleinräumige. Rom, England und die Vereinigten Staaten bewähren einen politisch-geographischen Blick, der mit ihrer geringen Pflege der theoretischen Geographie merkwürdig kontrastirt. Die großräumige Politik hat den Vorteil der weitstreichigen Pläne, die ihrer Zeit vorausseilen; sie steckt ihre Gebiete lange aus, ehe andre nur daran dachten, daß dort politische Werte zu finden seien, und kleinere Entwürfe sehen sich plötzlich von einem Netz von zwar dünnen, aber doch jäh hemmenden Mäusen umfaßt" (342 bis 343).





— das ja bei uns sehr rasch war — eben die Grundlage der Volkswirtschaft verschoben hat. Erst sein Hinweis auf England schließt diese Lücke in der Beweisführung, macht aber seine Zahlen überhaupt entbehrlich. Er hätte auch noch die Juden anführen können, die in der körperlichen Tauglichkeit — wenigstens wenn man die wohlgenährten Berliner Juden ins Auge faßt — wohl wenig hinter dem Durchschnitt zurückbleiben, trotzdem daß sie seit beinahe zwei Jahrtausenden dem Betriebe der Landwirtschaft nach Kräften aus dem Wege gegangen sind.

Wenn aber in Deutschland von der Gefährdung der Wehrkraft durch die Industrie gesprochen wird, so kommt die Frage meist in einer andern Richtung zur Erörterung, die für uns und den auch Brentano bekannten Arbeiterverhältnissen gegenüber ungleich wichtiger ist. Die Sorge dreht sich nicht darum, ob wir genug Soldaten haben werden, sondern ob mit dem in die Armee eindringenden Geiste der industriellen und sich international fühlenden Arbeiterschaft nicht einmal das Wörtlein: Drauf! seine gewaltige Wirkung verlieren könne. Wenn Brentano sich genau informieren will, wo wirklich der Angelpunkt seines Themas liegt, dann überdenke er die Worte, die der Bestunterrichtete alljährlich an die Rekruten bei ihrer Vereidigung zu richten pflegt!

Statt beruhigend zu wirken, hat also diese Veröffentlichung die Sorge um die Wehrkraft unsers Vaterlands vertieft, und dies umso mehr, als Brentano den mehr akademischen Wert seiner Zahlen nicht genügend hervorgehoben hat; im Gegenteil, er verstärkt ihre Bedeutung durch Ausführungen, die irre führen können. So schreibt er:

Als der moderne Industriebetrieb aufkam, war er rücksichtslos in der Ausdehnung der Arbeitszeit und in der Ausnutzung der Arbeitskraft von Kindern und Frauen. Damals (1828) berichtete der Generalleutnant von Horn in seinem Landwehrgeschäftsberichte,<sup>\*)</sup> daß die Fabrikgegenden ihr Kontingent zum Ersatz der Armee nicht vollständig stellen könnten und daher von den Kreisen, welche Ackerbau treiben, übertragen werden. Er erwähnt dabei des Übels, daß von den Fabrikunternehmern sogar Kinder in Masse des Nachts zu den Arbeiten benutzt werden. Das wurde der Ursprung der preussisch-deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung. Ihre Wirkungen liegen nun offenbar. Jener Regierungsbezirk, welcher dem rheinischen Provinziallandtag den ersten Anlaß zur Beschwerde über allzu rücksichtslose Ausnutzung der Kinderarbeit an den König gab, der Regierungsbezirk Düsseldorf, liefert heute 1696,7 Rekruten auf tausend Quadratkilometer gegen 341,7 Rekruten, welche die Kreise, welche überwiegend Ackerbau treiben, im Durchschnitt liefern. Herr v. Horn würde heute zu berichten haben, daß die Ackerbaudistrikte ihr Kontingent zum Ersatz der Armee nicht vollständig stellen und daher von den Fabrikgegenden übertragen werden; dies aber nicht etwa, weil das Kontingent der überwiegend agrarischen Distrikte zurückgegangen wäre, sondern weil das der überwiegend industriellen Distrikte sich so sehr gesteigert hat.

Daß also die Fabrikgegenden heute  $\frac{2}{3}$  der Rekruten zu stellen vermögen, soll die Wirkung der preussisch-deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung sein! Ob aber

<sup>\*)</sup> Vgl. Anton, Geschichte der preussischen Fabrikgesetzgebung, S. 32.

der selige Generalleutnant wirklich heute so an seinen König berichtet haben würde? Die höchste Achtung vor der preußischen und der vom Reiche ausgegangnen Arbeiterschutzgesetzgebung, aber das kann man von ihr doch nicht erwarten, daß sie bei ihrer zum Teil noch großen Jugendlichkeit die industriellen Bezirke auf der Höhe der Tauglichkeit erhalten habe. Sie hat zwar nicht zu verkennende Beweise ihrer Wirksamkeit geliefert und wird in späterer Zeit wohl noch deutlichere bringen, aber mit den Wirkungen der Freizügigkeit, die in die verdumpften Fabrikreviere die Frische des platten Landes führte, kann sie nicht in Vergleich gestellt werden. Die Freizügigkeit brachte es im wesentlichen mit sich, daß die militärische Mindertauglichkeit dieser alten Bezirke gehoben wurde. Und vollends der Generalleutnant Horn würde für seinen Bericht schwerlich die wunderliche Methode Brentanos benutzt haben, die aus den einzelnen Gebieten gebürtigen Rekruten auf die Flächeneinheit zu berechnen und dann zu schließen, das Land stelle sein Kontingent nicht vollständig. Er hätte sich nicht austreden lassen, daß aus dem Gesetze vom 26. Mai 1893, betreffend die Ersatzverteilung mit Notwendigkeit hervorgehe, daß die Landbevölkerung in größerer Zahl zum Heeresdienst herangezogen und ihren letzten Mann eher gestellt haben werde als die gesamte übrige Bevölkerung. Es werde nämlich der Rekrutenbedarf nach der Zahl der in den einzelnen Armeekorpsbezirken vorhandenen Tauglichen auf diese verteilt; vermöge ein Armeekorpsbezirk seinen Anteil nicht zu decken, so werde auf die Überzähligen der übrigen Armeekorpsbezirke hinübergegriffen. Da aber die größere Tauglichkeit auf dem Lande zu finden sei, was ja Brentano nicht leugne, so sei es unverständlich, warum die Landwirtschaft ihr Kontingent nicht vollständig stellen solle.

Hier hätten wir also zwei Proben davon gehabt, wie Brentano seine Zahlen nützt. Das meiste aber mutete er ihnen zu, als er in Nr. 8 der Nation vom 20. November sich also äußerte:

Wenn man entgegen meinen Darlegungen die Behauptung, die landwirtschaftliche Bevölkerung sei der Jungbrunnen unserer Armee und Marine, aufrecht erhalten will, läme es doch vor allem darauf an, sich mit den absoluten Zahlen der aus den beiden Wirtschaftsgebieten stammenden Rekruten zu beschäftigen. Welches Gebiet liefert absolut die meisten Soldaten? Soweit die Zahl in Frage steht, ist diese Frage die wichtigste. Allein so viele gegen meine Ausführungen gerichtete Artikel mir zu Gesicht kamen, keiner, der sie auch nur erwähnt. Man scheint also zuzugeben, daß an der Thatsache, daß in den drei Rekrutierungsjahren 1893/94 bis 1895/96 aus den überwiegend agrarischen Gebieten nur 247945, aus den überwiegend Industrie und Handel treibenden dagegen 512041 Mannschaften stammen, gar nicht zu rütteln ist.

Im Kriege kommt es aber darauf an, wie groß absolut die Armeen sind, nicht darauf, wie sie sich gleichviel zu welchem Maßstabe verhalten.

Wenn also die Frage nach dem Jungbrunnen der Armee zu Ungunsten der Landwirtschaft damit abgethan sein soll, daß man die absolute Zahl der aus den überwiegend Industrie und Handel treibenden Gebieten stammenden



Rekruten (512041) als entscheidend betrachtet, einfach, weil sie zwei Drittel der gesamten Rekrutenzahl ausmacht, so ist es wahrlich gut, dem Mate Brentano zu folgen und sich mit den absoluten Zahlen der aus den beiden Wirtschaftsgebieten stammenden Rekruten zu beschäftigen. Wie also gewinnt er sie? Er stellt die überwiegend agrarischen und die überwiegend industriellen Gebiete\*) nebst den aus jedem von ihnen gebürtigen Rekruten in zwei Gruppen auf und findet, daß die ersten zusammen nicht ganz ein Drittel, die letzten etwas mehr als zwei Drittel der ganzen Rekrutenzahl aufgebracht haben. Stellt die erste Gruppe nun den Agrarstaat, die zweite den Industriestaat vor, so ist dieser doch kein rein industrieller. Weil Brentano nur eine Gruppe von Gebieten, die überwiegend industriell sind, als solchen bezeichnen kann, sind die industriellen Bewohner mit agrarischen beträchtlich durchsetzt (im „Industriestaat“ sind 10838852, im „Agrarstaat“ nur 7662455 Landleute vertreten!), und dies ergibt wieder eine gewisse Zahl agrarischer Rekruten. Er kann also von den in seinem Industriestaat gebornen Rekruten nicht sagen, daß sie sämtlich industriellen Ursprungs seien und ihre Zahl ein Maß abgebe für die kriegerische Selbständigkeit dieses Industriestaats. Dazu kommt noch, daß ihm jeder Anhalt für die Tauglichkeit der industriellen und der agrarischen Militärpflichtigen fehlt. Wenn die der agrarischen größer ist — und er weiß, daß sie größer ist —, wird die Verlegenheit nicht kleiner.

Daß man aber, um den Anteil der ländlichen Bevölkerung an der Rekrutenstellung zu erforschen, auf die Herkunft der Rekruten zurückgreifen müsse, sagt Brentano selbst. Es erscheint ihm nämlich die amtliche bairische Statistik\*\*) des Militärerlassgeschäfts im Jahre 1896/97 für seinen Zweck deshalb nicht geeignet, weil sie die eingestellten Rekruten nach dem Beruf nachweist. Man wäre bei ihrer Benutzung dem Einwande ausgesetzt, daß der Beruf der Eltern, also die Herkunft der Rekruten zu erforschen sei, es könnten Bauernjöhne sein, die zur Industrie übergegangen wären. Ist diesem Einwande aber damit begegnet, daß Brentano die Gebürtigkeit der Rekruten der Reichsstatistik ent-

\*) Als agrarische Gebiete galten zufolge seiner Mitteilung nicht erst die, in denen die Mehrzahl der Personen von der Landwirtschaft lebt, sondern schon die, in denen von 1000 in Landwirtschaft usw., Bergbau und Industrie, Handel und Verkehr Erwerbsthätigen mehr als die Hälfte in der Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei im Hauptberufe thätig sind; als nicht agrarische Gebiete aber die, in denen die in Industrie und Handel Erwerbsthätigen mehr als die Hälfte bilden. Es wurde also von den in häuslichen Diensten (einschließlich persönlicher Bedienung), auch Lohnarbeit wechselnder Art, im Militär-, Hof-, bürgerlichen und kirchlichen Dienst, sowie in den sogenannten freien Berufsarten stehenden, sowie von den Personen ohne Beruf und ohne Berufsangabe vollständig abgesehen. Dabei hat sich Brentano insofern geirrt, als er thatsächlich nicht die „Erwerbsthätigen,“ also die Personen betrachtet hat, deren hauptsächlich Thätigkeit auf den Erwerb gerichtet ist, sondern auch ihre Angehörigen und Dienenden, d. h. die gesamte von den betreffenden Berufen lebende Bevölkerung.

\*\*) Ergebnisse des Militärerlassgeschäfts im Jahre 1896/97 (Zeitschrift des königlich bairischen Statistischen Büreaus, Jahrgang 1897, Heft 3).

nimmt, die Frage aber offen läßt, welcher Berufsklasse der Bevölkerung sie entsprungen sind?

Muß die Beweiskraft seiner Zahlen für die in Rede stehende Frage schon hiernach Bedenken erregen, so werden sie durch einen zweiten Mangel geradezu unhaltbar. Hat er es schon innerhalb seiner beiden Wirtschaftsgruppen unterlassen, die Abstammung der darin gebornen Rekruten festzustellen, so geht die Beurteilung der Herkunft vollends verloren bei der Zusammenlegung dieser Gruppen aus den einzelnen Reichsgebietsteilen. Ohne Rücksicht nämlich auf die Vergangenheit der Einzelgebiete und den schnellen Berufswechsel, den sie in den dreizehn Jahren von 1882 bis 1895 erlebt haben, sind sie gerade nach Maßgabe der Berufsgliederung, die ihre Bevölkerung im Jahre 1895 zeigt, in agrarische und industrielle gesondert worden. Dadurch aber ist es gekommen, daß eine große Zahl von Rekruten fälscherweise zu solchen gestempelt worden ist, die in industriellen Gebieten geboren sind. Wären 1895 gar bloß noch Gebiete mit vorwiegend industrieller Bevölkerung vorhanden gewesen, so hätte Brentano dieser Methode zufolge sagen müssen: Selt, die industriellen Gebiete haben sämtliche Rekruten aufgebracht, es ist also bewiesen, daß die Landwirtschaft nicht der Jungbrunnen der Armee ist! Aber selbst wenn man das Unmögliche zugeben wollte, daß die in den vorherrschend industriellen Gebieten gebornen Rekruten sämtlich von Eltern abstammten, die einen nicht-agrarischen Beruf ausgeübt hatten, so ist es doch undenkbar, daß die Bevölkerung der einzelnen Reichsgebietsteile seit zwanzig Jahren immer dieselbe Berufsgliederung gehabt hätte.

Nun verlangt allerdings die Wahrheit festzustellen, daß Brentano beim Aufbau seiner Zahlen gar nicht die Absicht hatte, die Frage nach dem Jungbrunnen der Armee zu erörtern, er hat die Forschung nach der Vergangenheit der Rekruten, was ihren Beruf angeht, mit Recht außer Betracht lassen können, weil er ja nur untersuchen wollte, ob die Industrie, weil sie mehr Menschen unterhalte, darum auch mehr Rekruten ernähre und dem Staate liefere. Umso sorgfältiger hätte er aber seine Zahlen nachprüfen müssen, wenn er hinterher noch durch sie beweisen will, die landwirtschaftliche Bevölkerung verjünge nicht mehr wie früher das Heer.

Wenn man sich sonach mit Hilfe der Zahlen Brentanos kein Bild davon machen kann, wieviel Rekruten die Landwirtschaft wohl heute noch stellt, und selbst die Ermittlung des Berufs der Rekruten kein zutreffendes Ergebnis liefern kann, weil sie das Dunkel nicht aufhellt, das über dem Ursprung der Rekruten liegt, die von der Industrie gestellt werden, so ist doch die Möglichkeit nicht abgeschnitten, die Mindestzahl der Rekruten ländlichen Ursprungs festzustellen, die heute noch im Heere dienen. Dazu aber ist es nötig, zu einer Auslassung Brentanos Stellung zu nehmen, die er an der Hand der Reichsstatistik zu bekräftigen sucht. Sie betrifft die verschiedene Größe des Geburten-

überschusses bei der ländlichen und der industriellen Bevölkerung und verfährt damit ein Gebiet, das für die folgende Betrachtung ohnehin von Wichtigkeit ist. Er schreibt nämlich:

Allein noch auf ein andres Argument bin ich bei einigen meiner Gegner gestoßen. Trotz der größern Rekrutenzahl, welche die überwiegend industriellen Reichsteile liefern, bleibt ihnen die Landwirtschaft der Jungbrunnen der deutschen Armee. Denn die dichtere Bevölkerung der Industriegegenden soll nur auf Zuwanderung aus den Agrargegenden und dem Geburtenüberschuß dieser beruhen. Von der städtischen Bevölkerung hat man sogar behauptet, daß sie ohne diese Zuwendung aussterben würde.

Allein alle hierfür versuchten Beweise entbehren, wie Dr. Ruczynski in seinen schon neulich erwähnten sehr fleißigen Untersuchungen „der Zug nach der Stadt“ dargethan, der Stichhaltigkeit. Noch weniger wie für den Vergleich zwischen Land und Stadt treffen jene Behauptungen aber für den zwischen überwiegend agrarischen und überwiegend industriellen Gebieten zu. Wären sie richtig, so müßte der Geburtenüberschuß der letztern ein weit geringerer als der der erstern sein. Befragen wir die jüngsten Veröffentlichungen über die Bevölkerungsvermehrung.\*) Darnach betrug der Geburtenüberschuß im Königreich Preußen in der Periode 1890/95 14,19 auf 1000 der mittlern Bevölkerung. Vergleicht man damit die Geburtenüberschüsse der einzelnen Regierungsbezirke, so bleiben hinter dieser Durchschnittsziffer für das ganze Königreich zurück

von agrarischen Bezirken: Königsberg, Gumbinnen, Potsdam, Frankfurt, Stralsund, Lüneburg, Stade, Osnabrück, Koblenz, Sigmaringen,

von industriellen Bezirken: Berlin, Stettin, Breslau, Liegnitz, Magdeburg, Erfurt, Schleswig, Hannover, Hildesheim, Münster, Kassel, Wiesbaden, Köln, Aachen.

Es übertreffen die Durchschnittsziffer

von agrarischen Bezirken: Danzig, Marienwerder, Köslin, Posen, Bromberg, Aurich,

von industriellen Bezirken: Oppeln, Merseburg, Minden, Arnberg, Düsseldorf, Trier.

Es erhellt, daß Bezirke mit überwiegend agrarischer ebenso wie solche mit überwiegend industrieller Bevölkerung die Durchschnittsziffer sowohl übertreffen, als hinter derselben zurückbleiben.

Kann diese Gruppierung um die Durchschnittsziffer aber irgend etwas für die Höhe des Geburtenüberschusses von ländlicher und industrieller Bevölkerung beweisen? Wenn nun die agrarischen Bezirke den Durchschnitt sehr stark, die industriellen sehr wenig überragen, wenn agrarische andererseits sehr wenig, die industriellen sehr weit dahinter zurückbleiben? Brentano, der so viel Wert auf die Betrachtung absoluter Zahlen legt, wird es verständlich finden, wenn auch wir einmal die absoluten Zahlen der Reichsstatistik\*\*) benutzen, um zu berechnen, wieviel in den oben überhaupt angezeigten agrarischen und industriellen Gebieten der Geburtenüberschuß ausmacht. Dabei ergibt

\*) Vierteljahrshäfte zur Statistik des Deutschen Reichs, Jahrgang 1897 III, 61.

\*\*) Vierteljahrshäfte zur Statistik des Deutschen Reichs, Jahrgang 1897 II, 166.

sich nun, trotzdem daß wir den Regierungsbezirk Potsdam, den Brentano zu seinem Schaden bei nur 277 ‰ agrarischer Bevölkerung unter die überwiegend agrarischen gezählt hat, dahin schieben, wohin er gehört, nämlich unter die industriellen, daß die überwiegend agrarischen Bezirke einen Geburtenüberschuß von 14,81, die überwiegend industriellen einen solchen von nur 13,93 auf 1000 der mittlern Bevölkerung erreicht haben. War diese Art der Benutzung der Reichsstatistik also schon hiernach ein Fehlgriff Brentanos, so muß auch noch festgestellt werden, daß er ihre Worte unglücklicherweise nur soweit gelesen hat, als sie gerade seinen Zwecken tauglich waren. Er schreibt nämlich:

Ferner, während Deutschland einen sehr starken Schritt vom Agrarstaat zum Industriestaat von 1885/90 bis 1890/95 gemacht hat, hat sich der Geburtenüberschuß während dieser Zeit im allgemeinen vergrößert. Eine Abnahme fand nur in wenigen, darunter überwiegend agrarischen, wie überwiegend industriellen Reichsteilen statt. All dies spricht nicht zu Gunsten der pessimistischen Theorie.

Die Reichsstatistik aber charakterisiert gerade die von ihr beobachtete Vergrößerung des Geburtenüberschusses durch folgende Bemerkung: „Das Anwachsen des Geburtenüberschusses ist indessen zumeist dadurch hervorgerufen, daß einem deutlich wahrnehmbaren Rückgang der Geburtenhäufigkeit ein noch größerer Rückgang der Sterblichkeit gegenübersteht.“

Sodann sucht sie übereilten Folgerungen aus diesen Feststellungen dadurch zu steuern, daß sie den betreffenden Absatz mit den bedächtigen Worten schließt: „Worin die Ursachen der verminderten Geburtenfrequenz und Sterblichkeit zu suchen sind, läßt sich von hier aus nicht mit Sicherheit feststellen, da hierzu ausreichendes Thatfachenmaterial fehlt. Jedenfalls hat man es hier mit einer jener Schwankungen zu thun, welche der Gang der natürlichen Bevölkerungsvermehrung, solange sie statistisch kontrollirt wird, schon öfter erkennen ließ.“

Brentano hat also übersehen, daß die Vergrößerung des Geburtenüberschusses auf einem fast allgemeinen Rückgang der Geburtenhäufigkeit mitberuht. Eine Abnahme der Geburten ist aber nicht bloß in Deutschland, sondern in den letzten Jahren in beinahe ganz Europa beobachtet worden. Diese und die übrigen Erscheinungen im Gange der Bevölkerungsbewegung für oder gegen eine Theorie zu verwenden, muß aber nach dem Hinweis des Kaiserlichen Statistischen Amtes, daß ihre Ursachen nicht hinreichend bekannt sind, sehr bedenklich erscheinen. Die Dauer der Beobachtung ist eben noch zu kurz.

Aus diesem Grunde und auch deshalb, weil die ländliche Bevölkerung zur übrigen in einen schärfern Gegensatz gebracht werden kann, wollen wir einmal die „Preussische Statistik,“ also das amtliche Quellenwerk des Königlich Preussischen Statistischen Büreaus (Heft 143, S. XIII) heranziehen, das die Bevölkerungsbewegung in Stadt und Land zur Anschauung bringt. Diesem zufolge kamen in den neunundzwanzig Jahren von 1867 bis 1895 im preussischen Staat



	auf 1000 der Bevölkerung durchschnittlich jährlich		
	im Staat	in den Städten	auf dem platten Lande
Geborne (einschließlich Totgeborne) . . .	39,4	38,3	40,3
Gestorbne ( " " ) . . .	27,0	27,9	26,3
Mehr Geborne als Gestorbne (Geburtenüberschuß) . . . . .	12,4	10,4	14,0

Diese Zahlen sprechen es deutlich aus, daß die ländliche Bevölkerung mehr Geburten und weniger Sterbefälle hat als die städtische und diesen günstigen Umständen einen höhern Geburtenüberschuß verdankt.

Der Gegenbeweis Brentanos ist also nicht bloß durch die ungeeignete Benutzung der Reichsstatistik, sondern auch, wie wir an der Hand eben dieser Statistik schon wahrscheinlich machen und aus der Preussischen Statistik beweisen konnten, in Ansehung der Thatsachen mißglückt.

Wie aber der höhere Geburtenüberschuß und die höhere Tauglichkeit der Landbevölkerung sich auch in der relativ größern Zahl der aus den ländlichen Distrikten ausgehobnen Rekruten aussprechen, ergibt sich aus folgender Übersicht. Sie bringt die einzelnen Reichsgebietsteile in Gruppen zur Darstellung, die sich nach der Zahl der in ihnen vorhandenen ländlichen Bevölkerung\*) nach unten abstufen. Den Reichsgebietsteilen nämlich,

	in denen die landwirtschaftliche Bevölkerung auf 1000 der Gesamtbevölkerung betrug			entstammen Mannschaften**) (1893/94 bis 1896/97 durchschnittlich jährlich eingestellt)		
	im Durchschnitt	absolut	auf 1000 der Be- völkerung 1893/96			
650 und mehr	659,3	5262	65,8			
600 " "	625,5	25772	62,3			
550 " "	609,7	33744	59,9			
500 " "	582,0	50351	58,5			
450 " "	545,6	73977	56,3			
400 " "	501,2	112970	55,3			
350 " "	457,8	162254	52,8			
300 " "	438,4	188105	51,9			
250 " "	425,5	202990	51,5			
200 " "	420,7	207470	51,3			
150 " "	407,9	214871	50,6			
100 " "	362,7	247925	48,8			
50 " "	361,5	248769	48,7			
0 " " { Deutsches Reich }	357,4	250827	48,5			

Wie stellt sich aber nun der Rekrutenanteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung? Nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 zählte sie ein reich-

\*) Erwerbshältige, Dienende und Angehörige der Berufsarten Landwirtschaft, Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei nach der Zählung vom 14. Juni 1895.

\*\*) Die Zahlen verstehen sich durchweg ohne die Einjährig-Freiwilligen; die nicht nach Regierungsbezirken, Amtshauptmannschaften und Kreisen näher nachgewiesenen Rekruten bairischer, sächsischer und württembergischer Herkunft sind den aus jenen Verwaltungsbezirken gebürtigen verhältnismäßig zugeteilt worden.

liches Drittel unserer Bevölkerung, nämlich 18501307 Köpfe (35,74 Prozent der Gesamtbevölkerung). Bei einer Geburtenzahl und einer Sterblichkeit, die der der übrigen Bevölkerung gleichkommt, würde sie also noch im Jahre 1915 35,74 Prozent der Rekruten stellen. Dies ist eine Mindestzahl, die durch die bessern Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse der Landbevölkerung, sowie durch die höhere Tauglichkeit ihrer Dienstpflichtigen beträchtlich erhöht wird. Machen also noch im Jahre 1915 die landwirtschaftlichen Rekruten weit mehr als ein Drittel des Heeres aus, so heute sicherlich über die Hälfte. Um dies zu zeigen, müßte man eigentlich auf den Prozentsatz zurückgreifen, den die landwirtschaftliche Bevölkerung unter der Gesamtbevölkerung zur Zeit der Geburt der jetzt dienenden Mannschaften für sich in Anspruch nahm, also auf ihren Bevölkerungsanteil in den Jahren 1876 bis 1877. Man befände sich damit in Übereinstimmung mit Brentano, der ja auf den Beruf der Eltern der Rekruten zurückgehen wollte, um das Heereskontingent der ländlichen Bevölkerung genauer, als es durch die Erforschung des Berufs der Rekruten geschehen könnte, festzustellen. Um aber eine Konzeßion an die Wirkung des milieu social zu machen, das die unter der Fabrikbevölkerung usw. aufwachsenden Bauernsöhne in ihrer Tauglichkeit für den Heeresdienst ungünstig beeinflussen könnte, kann man annehmen, daß sie der jedenfalls weniger zahlreichen Landbevölkerung entsprungen seien, die im Jahre 1882 vorhanden war und 19225455 Köpfe zählte. Diese Bevölkerung, die sich zur gesamten übrigen, nicht bloß zur industriellen, verhält wie 42,51 : 57,49, wird aber in Ansehung ihrer günstigen Geburts- und Sterblichkeitsverhältnisse, sowie ihrer höhern Militärtauglichkeit mit ihrem Rekrutenanteil sicherlich nur wenig hinter der Hälfte der Rekrutenzahl zurückbleiben, die die Gesamtbevölkerung stellt, wenn nicht gar, was das wahrscheinlichere ist, sie überschreiten. —

Eine Bevölkerungsschicht, wie die landwirtschaftliche, die einen Geburtenüberschuß hat, der den der gesamten übrigen übertrifft, zeigt seit 1882 keinerlei Vermehrung, wo man doch die größte erwarten sollte; ja sie ist nicht einmal stationär geblieben, sondern von 19225455 auf 18501307 Köpfe zurückgegangen. Ihr starker Geburtenüberschuß reichte also nicht einmal hin, um die Lücken zu füllen, die der Abzug in die Industriebezirke herbeiführte. Wenn auch die Auswanderung in das Ausland in den fünfzehn Jahren von 1880 bis 1895 dem Reiche im Durchschnitt jährlich 117000 Menschen gekostet hat, so ist es sicher, daß nicht allein Landleute auswanderten; und selbst wenn es bloß solche gewesen wären, so würde die Industrie doch noch jährlich einen Zuzug vom Lande in Stärke von 75000 Personen erhalten haben, wenn man annimmt, daß die ländliche Bevölkerung vom Jahre 1882 sich jährlich auch nur um 1 Prozent, also in dem Maße wie die Reichsbevölkerung vermehrt habe. Daß dieser Jahresverlust von mindestens 75000 Köpfen thatsächlich weit höher ist und wahrscheinlich die Zahl von 100000 übersteigt, ist nach den vorstehend gegebenen Begrenzungen der Rechnung klar.

Auch hieraus geht hervor, aus welchem Born die Industrie ihren Zufluß erhält, dem einzigen übrigens, der ihr neben ihrer eignen Vermehrung offen steht, und den sie auch völlig ausschöpft.

Brentano hat also, wenn wir das Gesagte nochmals kurz zusammenfassen, lediglich bewiesen, daß bei gleicher Fläche ein Industriestaat mehr Soldaten stellen kann als ein Agrarstaat, und dies einfach deshalb, weil er mehr Menschen zu ernähren vermag. Es ist ihm aber mißglückt, durch seine Zahlen zu zeigen, daß schon jetzt die deutsche Landwirtschaft nicht mehr sei, was sie war: nach Kraft und Gefinnung der Kern unsrer Kriegsmacht. Wir konnten im Gegenteil zeigen, daß aus ihren Angehörigen der Staat heute noch mindestens die Hälfte seiner Rekruten erhält, und daß sie wegen der höhern Tauglichkeit ihrer Heerespflichtigen stärker zum Kriegsdienst herangezogen wird als irgend eine andre Bevölkerungsgeschicht.

Das festzustellen, war Aufgabe dieser Zeilen; Prognosen, namentlich wirtschaftliche zu stellen, ist sehr bedenklich — was uns der deutsche Bauer war und ist, wissen wir; was uns der große Umschwung zur Industrie bringt: *θεῶν ἐν γούνασι κείται*. Das aber ist gewiß, das Wachstum der Industrie drängt uns mehr als der Agrarstaat zur Weltpolitik. Schon heute beschäftigen wir in Bergbau und Hüttenwesen, in Industrie und Bauwesen ebensoviel Menschen wie das maschinengewaltige England,\*) das seine zahlreichen Kriegsschiffe in alle Weltteile sendet, um der Handelsflotte den nötigen Rückhalt zu geben. Unsrer Flottenvorlage will dem deutschen Kaufmann das Schwert mitgeben, das die alten Kaufleute der Hanse deutsch und klug allezeit an ihrer Seite trugen. Auf die freie See weist uns unsre Volkswirtschaft, und die Kraft unsers Volkes wird sich darauf zu halten wissen. Möchten wir aber immer daran denken, welches Ursprungs diese Kraft ist, und wo ihre starken Wurzeln liegen. Möchten wir uns im Besitze einer noch starken Landwirtschaft glücklicher fühlen als England, das keine mehr sein eigen nennt, und möchte ihr allezeit die Rücksicht und Pflege gezollt werden, die ihr als einem großen Vorrat von unverbrauchter Muskel- und Nervenkraft, als dem Grundquell des deutschen Individualismus zu teil werden muß.

Charlottenburg

Karl Hoffmann

\*) Nach der Berufszählung von 1895 zählten wir in den genannten Berufsgruppen 8300000, England nach der Zählung von 1891 9000000 Erwerbsthätige, darunter bei England aber auch die Händler (dealers) mit industriellen Erzeugnissen mitingerechnet.







ungeheure Dummheit, wollte der deutsche Michel auch auf diese Musterleistung ultramontaner Verliebtheit hineinfallen, denn diese Vorschüzung der „konstitutionellen Bedenken“ ist doch in der That schon zum puren Schwindel geworden. Gerade das wird durch die Broschüre Müllers klipp und klar bewiesen: man will die „alljährliche Ausgabebewilligung“ behalten, nur um die „etatmäßigen Forderungen“ nicht zu bewilligen. Und damit muß die dringende Notwendigkeit, daß unsre Seemacht durch Gesetz vor der Gefahr, die in den alljährlichen etatsmäßigen Bewilligungen liegt, ein für allemal sichergestellt werde, für jeden, der es ehrlich mit dem Reiche meint, völlig außer Zweifel gestellt sein. Wird der deutsche Michel endlich die ultramontane Wiedermeierei begreifen lernen? Wird er endlich merken, was hinter den Bergen gebaut wird? Der freisinnigen Partei mit ihrer verhältnismäßig geringen Vertreterzahl im Reichstage und ihrer, wie es scheint, in die Brüche gehenden Disziplin braucht man für die Flottenfrage keine große Bedeutung mehr beizulegen, aber den Ultramontanen muß die Maske vom Gesicht gerissen werden, mit der sie Volk und Regierungen so oft darüber hinweg getäuscht haben, welche Gefahr sie für die Lösung aller wirklich großen nationalen Fragen sind. Wir haben es vor der so viel gepriesenen Rede des Abgeordneten Lieber bei der ersten Lesung der Marinevorlage ausgesprochen, daß sich ultramontane Politik und Reichspolitik scheiden wie Wasser und Feuer, daß der Ultramontanismus den großen Zielen der Reichspolitik jederzeit ein Bein zu stellen suchen wird, solange er das ist, was er ist, und daß der deutsche Kaiser, der ihm traut, auf Schlimmeres baut als auf Sand. Wir fürchten, wir werden Recht behalten.

Natürlich setzt Müller wie Eugen Richter seinen Angriff an dem schwächsten Punkt an, den die Stellung der Regierungen bietet. Mit einnehmendem Scharfsinn und behaglicher Breite werden vor allem die Widersprüche ausgebeutet, die unzweifelhaft zwischen der heutigen Marinevorlage nebst ihrer Begründung und frühern Denkschriften und sonstigen Äußerungen der Regierung und ihrer Vertreter vorhanden sind. Durch nichts könnte man den Herren Müller und Richter einen größern Gefallen thun, als wenn man diese Widersprüche leugnen wollte. Wir wollen sie nicht einmal entschuldigen. Graf Limburg-Stürum hatte Recht, wenn er den Vertretern der Regierung den Rat gab, sich in Zukunft vor unnötigem Versteckenspielen zu hüten. Sachlich aber ist mit diesen Widersprüchen natürlich gegen die Vorlage auch nicht das geringste zu beweisen. Selbst wenn wir nicht vor einer wirklich völlig neuen Lage und Aufgabe in der See- und Handelspolitik stünden, wäre das Aufgeben früherer Irrtümer kein Fehler, sondern ein Verdienst. Die ungesunden Parteiverhältnisse in der Volksvertretung tragen einen guten Teil der Schuld an dem Laviren der Regierung in den letzten Jahren, bis es nun endlich unvermeidlich geworden ist, offen festen Kurs zu nehmen. Von Rücksichten der äußern Politik gar nicht zu reden. Es ist traurig, sehr traurig, wenn die Regierung gegen die Volksvertretung nicht offen sein zu dürfen glaubt, aber das Zentrum hat ganz gewiß am wenigsten ein Recht, sich darüber entrüstet zu stellen, denn es giebt als die stärkste Partei dem heutigen Reichstag vor allen andern Parteien das Gepräge, das ihn des Vertrauens jeder pflichttreuen Regierung berauben muß. Was ist es aber andres als Schwindel, wenn man aus den Abweichungen von der „Denkschrift von 1873“ die Argumente gegen die Flottenverstärkung von 1898 hernehmen will? Hat man damals unter dem überwältigenden Eindruck der deutschen Siege von 1870/71 den großen Fehler gemacht, die zukünftige Be-

deutung einer starken Flotte zu unterschätzen, hat man es damals unterlassen, einen gehörigen Bruchteil der „Milliarden“ für Marinezwecke festzulegen, so kann doch daraus heute kein Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat, folgern, daß die Reichsregierung in dem damaligen Fehler zu verharren habe, wenn sie nicht das Vertrauen zum Reich im großen Haufen der Reichsangehörigen erschüttern wolle. Mit Recht hat der Reichskanzler in seiner ersten Rede zur Marinevorlage auf diese nur durch die zu Lande erjochtenen großen Siege erklärbare Unterlassungssünde hingewiesen. Und doch widmet Müller dem Vergleich der Denkschrift von 1873 und der jetzigen Vorlage einen langen Abschnitt seiner Schrift mit vielen Zahlen und andern schlagenden Argumenten für Dinge, die niemand leugnet. Und was soll auch die hier wieder breitgetretene Aufzählung von Wandlungen in den marinetchnischen Anschauungen während der letzten Jahrzehnte für den ernsthaften Politiker sagen? Diese Wandlungen haben sich in der ganzen Welt abgespielt, und wie anderwärts ist auch in Deutschland die Marine jetzt endlich zu einem gewissen Abschluß gekommen, zu einem feststehenden Urteil, soweit man in technischen Fragen überhaupt davon sprechen kann. Auch hier werden die Beweise aufgebauert für etwas, was weder bewiesen zu werden braucht noch sachlich ins Gewicht fällt. Nur eins galt es damit zu erreichen: der Masse die Parole beizubringen „Taschen zu! Für die Flottenpläne des Kaisers keinen Groschen!“ Oder wagt es Müller wirklich, einem urteilsfähigen Manne weismachen zu wollen, daß durch seine Arbeit jemand, der den Schwindel nicht ahnt, zu einer andern Schlußfolgerung gelangen könnte? Hat er wirklich die Stirn, zu behaupten, mit dieser Schrift der „etatsmäßigen Bewilligung“ der Flottenvermehrung auch nur in einer Zeile ehrlich das Wort geredet zu haben? Es lohnt sich, daraufhin auch die weiteren Abschnitte ein wenig näher anzusehen. Da finden wir zunächst eine Überschrift: „Schutz des Seehandels auf allen Meeren,“ aber kein Wort darunter, das der Marine auch nur irgend welche Bedeutung für diesen Zweck zuerkennt. Gerade das Gegenteil wird nicht etwa behauptet — und das ist so recht bezeichnend —, aber zu beweisen versucht. Da wird ausgeführt, daß „die Pflege guter Handelsbeziehungen mit unsern nächsten Nachbarn für die deutsche Industrie und den deutschen Ausfuhrhandel von viel größerer Bedeutung sei, als alle überseeischen Erwerbungen und Unternehmungen in absehbarer Zeit haben könnten“; „daß das Ausblühen des deutschen Ein- und Ausfuhrhandels von der Stärke der deutschen Marine unabhängig ist,“ daß „der auswärtige Handel durch einen Krieg mit einer oder mehreren Großmächten auch keineswegs lahmgelagt sein würde.“ Mit besondrer Zuversicht wird weiter der Trumpf ausgespielt, daß die Marinevorlage für den „Auslandsdienst“ nur sechs Schiffe für 32000000 Mark fordere, während für die „Schlachtflotte“ dreizehn Schiffe im Werte von 178000000 verlangt würden. Das soll heißen: Mit dem Schutz des Handels ist es der Regierung überhaupt gar nicht Ernst! Als ganz hinfällig wird dann der Grund der „Verteidigung der vaterländischen Küsten“ für die Flottenverstärkung hingestellt, nicht minder der „Schutz der Kolonien.“ Da wird Fürst Bismarck als Eideshelfer aufgerufen, der einem Mitarbeiter des Herrn Harden gesagt habe, „daß wir sogar die für unsern Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszusprechen haben werden.“ Und vollends der „Schutz der Deutschen im Auslande“ durch die Marine wird ganz und gar lächerlich gemacht. Auch die Beurteilung der „finanziellen Tragweite der Marinevorlage“ läuft schließlich

nur darauf hinaus, eine durchschlagende Begründung für die Ablehnung der Regierungsforderungen zu finden. Ganze fünfundsiebzig Seiten der Schrift sind dem Nachweis der Unzulässigkeit auch der „etatsmäßigen Bewilligung“ der Flottenverstärkung gewidmet, auf zwei Seiten wird die „Forderung dauernder gesetzlicher Festlegung der Flottenstärke“ abgethan, und doch sehen wir dann zum Schluß die schon mitgeteilten Sätze angehängt, mit denen jedem Anschein, als ob der Verfasser und seine Parteigenossen sachlich der kaiserlichen Flottenpolitik ein Bein stellen wollten, vorgebeugt werden soll. Das kann doch der Michel, wenn er aufgewacht sein wird, nur als Schwindel und Bauernfang ansehen. Wir können nur dringend raten, die Müllersche Schrift und den der Marinevorlage gewidmeten Anhang zum Richterschen Abbuch zu lesen. Es ist ein Hochgenuß, zu sehen, was das Par nobile fratrum dem faulen Michel noch zu bieten wagt, und sich vorzustellen, wie der biedre Bärenhäuter, wenn er aufwacht, mit diesen Herrschaften abfahren wird. Und aufwachen wird der deutsche Michel im Zentrum wie im Freisinn, das hoffen wir, bald genug.

Gerade dieser plumpe Versuch von Bauernfang wird seine guten Wirkungen haben. Das Unwürdige, zur Gefolgschaft einer Politik zu gehören, mit deren Aufrichtigkeit in den wichtigsten Fragen der patriotischen Pflichterfüllung es so elend bestellt ist, muß den ehrlichen deutschen Männern im Zentrum endlich zum Bewußtsein kommen. Hier spielt das religiöse Gefühl gar keine Rolle, dessen Verletzung im Kulturkampf der ultramontanen Politik eine so verhängnisvolle Macht über die Gemüter der katholischen Deutschen verschafft und das Zentrum so fest zusammengeschweißt hat. Klar und nackt tritt die ultramontane Politik in Gegensatz zur deutschen Reichspolitik. Mit Freisinn und Sozialdemokratie im Bunde will die Partei die deutsche Politik lähmen. Und wem zuliebe? Nun, den gebildeten deutschen Katholiken kann es nicht verborgen bleiben, wohin diese Wege zuletzt führen, und vor die Frage gestellt, ob sie wirklich die Zukunft des neuen deutschen Reichs an die Pfaffheit in Rom, die die Herrschaft führt über Papst und Kirche, ver-raten sollen oder ehrliche Leute bleiben, wird ihnen, das ist ganz sicher, die Wahl nicht schwer fallen.

Es kommt jetzt alles darauf an, daß die Regierungen fest bleiben. Das Durchdrücken einer Flottenverstärkung auf der in der Müllerschen Schrift wenigstens erwähnten, wenn auch nicht befürworteten Grundlage „etatsmäßiger Bewilligung“ wäre ein Pyrrhusieg der kaiserlichen Flottenpolitik, weit schlimmer als die Verzögerung der gesetzlichen Sicherstellung der mäßigen Flottenforderungen der Vorlage um Jahr und Tag. Das Volk muß an den Ernst der Regierung glauben lernen. Es gehört zu den frivolsten, aber leider auch zu den wirksamsten Agitationsmitteln der heutigen Opposition, die Ernsthaftigkeit der Regierungspolitik anzuzweifeln und die ersten Räte des Reichs als urteils- und überzeugungslose Diener hinzustellen, die den Launen des Herrn wohl oder übel zu genügen suchten. Es ist traurig, daß solche Mittel im deutschen Volke noch anschlagen, aber es ist wahr. Wer in dieses Horn bläst, der darf auf lauschende Hörer rechnen vom Sachsenwalde bis an die Isar und vom Niederrhein bis zum Pregel, der ist gern gesehen in der kleinsten Werkstatt und im größten Bankhause, im Botenzimmer und unter Geheimen Räten. Und deshalb immer wieder: Nur jetzt keine Schwäche, nur kein Schacher, nur keine halbe Arbeit!

Wie die Zeitungen sagen, hat es die Zentrumsparthei für zweckmäßig gehalten, den Eindruck der Müllerschen Schrift etwas abzuschwächen. Die Partei soll dadurch in keiner Weise als gebunden erscheinen. Als ob man solche Schwächen dem Ultramontanismus noch zutrauen könnte! Aber man rechnet auf die Schwäche der Regierung. Sie muß gezwungen werden, die rettende Hand des Zentrums auch in der Flottenfrage hilfesuchend zu erfassen, damit der deutsche Michel auch das noch glaubt, wenn er es hört und liest: „Dem Papst in Rom verdankt der Kaiser seine Schiffe.“ Diesen Dank gilt's der weltlichen Pfaffheit zu sichern, und deutsche Freiherren geben sich zu solchem Handel her!



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böglinger“

(Fortsetzung)

### 5. Graupelwetter



aß acht Jahre vergehen können, ohne daß die Liebe zweier Menschen zu einander an den Tag kommt — zweier Menschen, die in einem kleinen Dörflein beisammen wohnen —, das ist freilich unglaublich. Aber das Unglaubliche ist nicht das Unerhörte oder Unmögliche, ja nicht einmal das Ungewöhnliche.

Der Rödersfrieder hatte sich auf der Höhe seines Stolzes eine Einsiedelei erbaut und war da nicht herauszubringen. Als einmal ein Vierteljahr verstrichen war, war auch die Geduld und Festigkeit auf ein Jahr hinaus gesichert; und nach einem Jahre begannen schon Schlinggewächse die Einsiedelei auf der Höhe zu umziehen, sodaß es sich immer ernster und dunkler darin ausnahm. Die folgenden Jahre schienen viel kürzer als das erste Jahr. Und es wurde immer düsterer von den Schlinggewächsen, sodaß der Frieder gar nicht sah, wie die acht Jahre vorüberhuschten. Er wäre nicht um die Welt aus seiner Einsiedelei herauszubringen gewesen. Eigentlich war es eine Zweisiedelei; denn er hatte die Madlene mit drinnen, wenn auch ohne Fleisch und Blut. Wenn er einmal die leibhaftige Madlene sah durch die Schlinggewächse hindurch, so drückte er die Augen zu, um seine geistige Madlene nicht zu verlieren. Das vermochte der Frieder. Hundert andre wären zu lumpig dazu gewesen.

Madlene war in ihrem Wahn, der Rödersfrieder habe die Triltschenchristel vom Pfingsttanz nach Hause begleitet, durch eine Begegnung am Johannistag bestärkt worden. Sie hatte für den Vater einen Gang in die Brattendörfer Schmiede



zu thun und war sehr früh aufgebrochen, um dann dem Vater, der ins Mähen gegangen war, die Morgensuppe rechtzeitig bringen zu können. Heimwärts ging sie auf einem schmalen Fußsteig durch den hohen Roggen, und die Ähren rauschten, wie sie so durchschritt, geheimnisvolle Geschichten von vergangner Blüte und schwellendem Kern und von der giftstreuenden Roggenmuhme — von Lerchen- und Hühnerglied und blutigierigem Habicht und schleichendem Mordfuchs. Und Madlene war wie verloren in Gedanken. Da schallte von der Wiese drunten an der Brattendorfer Flurgrenze herauf ein Lachen und Gurren und scheuchte Madlene von den Kreuzwegen ihrer Gedanken zurück in die Uppigkeit der Johannistagsflur. Sie sah hinunter zur Wiese. Dort stand die Brattendorfer Turteltaube vor dem mähenden Frieder, der eben seine Sense mit dem Wepstein strich. Ein einziger kurzer Blick hatte Roggenmuhmengift gefangen. Wie im Fieber schwebte Madlene zwischen den rauschenden Ähren hin. Der Pfad wurde elastisch unter ihr und schnellte den Fuß bei jedem Tritt empor. Aus ist's! ganz aus!

Aus wars. Kurz wars. Wars Glück? Das Glück ist wohl sehr flüchtig. Aber es war noch nicht einmal Glück. Es war das Morgenrot des Glücks, was erloschen war. In diesem Morgenrot war das jungfräuliche Herz erwacht und wollte aufjubeln zum Himmel wie die steigende Lerche über der märzgrünen Saat. Und der Schneesturm war dahergefegt, und aus wars.

Aber wie die Saat unter dem Schnee heimlich fortgrünt, und ihr Wurzelwachstum sich dabei vertieft, und wie die Lerche von den letzten Wintertüden hinter die schützende Scholle getrieben, aber nicht vertrieben wird aus der Flur ihres zu hoffenden Nestglücks, zu der sie im Glauben an den Lenz zurückgekehrt ist, so blieb ein Schimmer vom Morgenrot des Glücks im Herzen der Madlene haften. Dieser Schimmer war acht Jahre lang das heilige Geheimnis des Mädchens. Ob er den Glauben umschloß? Sehnen und Leid, ja! Hoffnung? Lieb und Treue, ja! Sehnen und Leid, Liebe und Treue bleiben im heiligen Geheimnis eingeschlossen. Und wenn die blasse Blüte von Sehnen und Leid aus den Wangen schlug und der Thräuentau darüber zitterte, so war es keinem Menschenkind vergönnt, es zu schauen; oder wenn die Liebe und Treue in purpurnem Schein zu Tage trat, so war des kein Verständnis ringsherum.

So war das schweigende Glend des Frieder und der Madlene gewissermaßen kein Glend. Es war und blieb ein unbeschreibliches Schweigen, ein Verborgnes ihres Seelenlebens, eine Kraft, der das Hineinwachsen ins Leben verjagt war. Wie Keime der Natur jahrhundertlang dem Erwachen entgegenschlummern, so war eben acht Jahre lang jene Kraft in den Seelen der beiden zurückgehalten und verborgen geblieben bis zur Erweckung zum Leben durch das glückliche Zusammenreffen im Unglück.

Der Frieder und die Madlene waren aber so ins Schweigen hineingewachsen, daß selbst das Unglück nicht imstande war, ihre Zungen zu lösen. Desto gewaltiger rechte sich in ihnen die erweckte Kraft, so gewaltig, daß ihrer Übermacht eben die Sprache als ein zu leichtes Gefäß erschien.

Das Hervorbrechen der so lange im Verborgnen genährten Kraft war so erschütternd erfolgt, daß Madlene aus sich selbst heraus zum Weib geboren, und Frieder mit einem herrlichen Mannesmut erfüllt ward. Und doch behauptete sich das Schweigen zwischen ihnen noch eine lange Zeit. Denn nun ist ein halbes Jahr für sie länger als die geheimnisvollen acht Jahre.

Der Türkendres war einst als Ameisenhausen bald eingegangen, und sein tückischer Bund mit dem Gründel hatte keine weitem Folgen gehabt. Der Gründel

ging noch Bögel; der Türkendres war seit mehreren Jahren verschollen. Die Tritschenchristel hatte alle Versuche, dem Rödersfrieder beizukommen, und zuletzt auch die Hoffnung aufgegeben. Sie war noch ledig.

Im Müsershaus hatte sich seit dem Bruch mit der Vergangenheit, der sich in Madlene beim Weinbruch Frieders vollzogen hatte, das innere Leben geändert. Im äußern ging es nach den Schlägen der Schwarzwälderin fort wie sonst. Der Vater Fritz schnurrte auf dem warmen Südgelendedel seine Lieder, wenn Madlene neben ihm spann. Der Kleine wirtschaftete auf dem Feld oder bosselte, und der Große webte an seinem Sackdrillich. Aber das schlesische Schleenlied ward nicht mehr gehört; der Große sang nicht mehr. Und Madlene warf ihm keine Holzapfel mehr zu. Der Kleine wußte sein Siegel „Was is denn mei Sogen!“ nicht mehr anzubringen. Die Gleichgewichtsfrage spielte nicht mehr. Das Gleichgewicht war verloren gegangen. Madlene wog seit dem verhängnisvollen Mühlgang so schwer, daß der Kleine sich auf die Seite des Großen stellen mußte, und sie brachten die gute Schwester doch nicht in die Höhe, wie sehr sie auch zusammenhielten in Schonung, stillen Liebesdiensten und allen bruderherzlichen Künsten. Sie wußten, was der Madlene passirt war. Das ganze Dorf wußte, daß die Müsersmadlene den Rödersfrieder mit dem gebrochnen Wein nach Haus geschafft hatte. Und es hätte not gethan, Madlene hätte jeder Dorfseele extra die Geschichte ausführlich erzählt. Es war aber nichts aus ihr herauszubringen. Der Frieder hatte es „seinen Leuten“ erzählt, und so war das Vorkommnis bekannt geworden. Sonst aber war der Frieder darüber auch sehr zurückhaltend. Wenn aber die Neugierde mit Ausdauer zurückgewiesen wird, so fängt sie an, sich in erfinderischer Geschäftigkeit mit Futter zu versorgen. Sie können einander nit erriechen! Das war endlich der Nachspruch der unbefriedigten Neugierde. Wenns der Türkendres gewesen wär! — Wenns die Tritschenchristel gewesen wär! — Mit dem Türkendres wolltens ihre Leut nit habn. — Mit der Christel wolltens seine Leut nit habn. Die Verschollnen, die Hoffnungslosen, wie sie eben passen, müssen herhalten zur Ausfüllung der leeren Blätter im Buch der Fama.

Madlenens Zustand nach jenem Abend, da sie das Herz des Frieders an ihrem Busen schlagen gefühlt hatte, war für ihre Umgebung räthelhaft. Der Kleine starrte sie von seiner Böflerede an der Ofenbank zuweilen minutenlang verstoßen von der Seite an und konnte nicht entdecken, was in der guten Madlene anders geworden wäre. Aber sie war doch ganz anders als vor dem Mühlgang. Die Augen kamen ihm vor, als wollten sie jeden Augenblick von Thränen überfließen; aber ob Schmerzens- oder Freudenthränen zu gewärtigen seien, das brachte er nicht heraus. Um den Mund herum spielte es auch so räthelhaft. Will sich das Spiel ins Lächeln oder ins schmerzliche Zucken schlagen? Er konnte nicht ins Reine kommen. Der Große wagte es nicht, sich darüber auf die Lauer zu legen. Er fühlte es zu deutlich, daß der Schwester eine Art Reichtum in die Seele gefallen war; an die Stelle der Holzapfelsäure war Apfelblütendust getreten, aller Widerspruch war einer wehmütigen Milde gewichen, launische Erregtheit, die sonst zuweilen im Hauswesen durchbrach, wurde durch wehevollen Ernst ausgeschlossen. Diesem Wesen gegenüber verjant das Schlagwort „Ich kenn die Welt!“ zehn Klaster tief unter die Erde.

Die Madlenenseele hatte es allerdings zu einem großen Gewinn gebracht, indem sie sich gestanden hatte: Ich liebe den Frieder ewig sehr! Mein Leben gehört nur ihm. Die ganze Welt ist nichts für mich! Der Frieder ist meine Welt, mein Odem, mein Sein, mein Leben in Ewigkeit! Dieses Selbstgeständnis trug

sie in ihrem Bewußtsein als einen heimlichen, heiligen Reichtum. Das Morgenrot des Glücks war wieder in seiner ganzen Pracht aufgegangen in der Madlenenseele, daß sie zitterte zwischen seinem weckenden Glanz und der zu erwartenden Sonne. Und nun rührt mich nicht an, weder mit Gedanken noch Worten, laßt mich zitternd schweben in meiner langersehnten Heimat, bis der Tag kommt, an dem es euch verkündigt wird: Der Frieder ist mein!

Es dauerte Wochen, bis sich die Madlenenseele in der lang ersehnten Heimat ein wenig sicher fühlte. Und das Zeichen dieser jungen Sicherheit, ein wohlgefälliges Lächeln, wurde der Madlene abgerungen durch ein wichtiges Ereignis im Müllershaus.

Der Schreiner brachte mit einem Gesellen eines Tags das „Birro.“ Als der Große das Lächeln seiner Schwester bemerkte, wäre er ihr vor Rührung beinahe um den Hals gefallen. Aber er unterließ es und widmete dem neuen Hausratsstück einen langen prüfenden Blick. Und da wurde zum erstenmal wieder von ihm gehört: Das muß ich kenn! Und der Kleine, der das Lächeln der Schwester auch bemerkt hatte, hielt mit seinem Siegel nun auch nicht mehr zurück: Was is denn mei Sogen!

Das Birro wurde in der Stubenede zwischen dem Haustreppensfenster und der Stubenthür aufgestellt. Da stand nun das Geschwisterkleblatt vor dem glänzenden, lackduftigen Stück in freudvoller Bewunderung, und der Schreiner mußte die Verirrschloßprobe machen, und der Vater Friß drückte sich schnurrend nicht bloß an seiner Herrin herum, auch den Brüdern wurde zur Anerkennung ihrer bruderherzlichen Haltung diese Ehre zuteil. Kaum hatte sich der Schreiner mit seinem Gesellen entfernt, so fand die Überführung der Kasse und aller sonstigen Wertgegenstände aus dem Tischkasten nach dem Birro statt. Damit aber dies Geschäft ordnungsgemäß und in gehöriger Wichtigkeit vollzogen werde, zählte der Große die 250 Thaler breit auf den Tisch. Dabei fuhr er einmal übers andre mit dem Daumen nach der Unterlippe zur Anfeuchtung, und seine Augenbrauen wölbten sich hoch wie Ehrenpforten für staunende Blicke. Denn mindestens die Hälfte dieser Thaler hatte der Große aus dem Abwurf seines Webstuhls beigetragen. Aber bei jedem Thaler, den er klappend mit dem breiten Daumen auf den Tisch drückte, gedachte er auch des Butter- und Eiergeldes der Madlene und quittierte dankbarst die unzähligen Leistungen des Aldermannes und Bößlers. Madlene und der Kleine standen wie versteinert und zählten im Geiste gewissenhaft mit. Alle drei waren von einem feierlichen Ernst erfüllt; denn jedes Ehre war dabei im Spiel, ebenso wie wenn der Regierungskassenrat Revision hält. Der Kleine hatte die Schlüsselwoche und rollte nach Anweisung des Großen die blanken Thaler in dickes Papier, und der Große versiegelte die fünf Rollen zu je fünfzig Thalern mit des Vaters Petschaft, wobei Madlene den brennenden Span hielt. Nachdem die Rollen in einem geheimen Fach des Birro geborgen waren, machte der Große die Verirrschloßprobe vor, und Madlene und der Kleine machten sie nach. Dann nahm der Kleine den blitzblauen Schlüssel zu sich. Dabei bekam er einen roten Kopf, als wäre er somit zum königlichen Kämmerer ernannt worden mit zentnerschwerer Verantwortung. Das Wurzelshänzchen mit der Haushaltungskasse behielt sein Plätzchen im Tischkasten, zu dem heute Madlene feierlich zur bleibenden Schließerin ernannt wurde. Der wöchentliche Schlüsselwechsel aber wurde aufs Birro übertragen.

Der April war herangekommen und schien recht gut gelaunt; mit sonnigen Tagen und milden Nächten begann er auf Wieje und Feld dem Gras- und Saatkraut zu schmeicheln, Beilchen und „Sommerthürle“ hervorzulocken. Die Wiesen

und Kleeäcker mußten schleunigst gefegt, d. h. vom ausgewitterten Dünger und von Steinen gereinigt werden. Der Kleine ackerte und säte Hafer, Madlene begab sich nach dem „Rangen,“ den Klee zu fegen. Jedes Steinchen war abzulesen, damit beim Mähen die Sense nicht Schaden leide. Sie hatte noch nicht lange ihr Geschäft auf dem grünenden Acker begonnen, da erschien die alte Matthesensbärbel auf ihrem anliegenden Kleeacker und begann ebenfalls eifrig zu rechen. Und sie wußte es einzurichten in ihrer Geschäftigkeit, daß sie bald in die Nähe der Madlene kam, um mit ihr anbinden zu können. Denn die alte Bärbel arbeitete noch einmal so gern, wenn sie sich dabei unterhalten konnte; da floß es von ihren Lippen aus alter und neuer Zeit wie das Dorfbächlein, worin sich die jungen wolligen Gänselein tummeln. Es fehlte auch nicht an Kieselsteinen darin; und je nach Umständen machten die bösen Gänselein das Wässerlein auch einmal trüb.

Hab alleweil einen recht bösen Finger; ist der Wurm dran. Aber da giebt's nichts bessers, als einen lebendigen Regenwurm drauf binden: gleich ist der Schmerz weg. He, da war einmal — 's ist schon lange her — ne Frau, die Nifelstunnel, die hatte eine böse Zehe, war ordentlich schwarz. Und der Schäfer thats nit anders, hat die Zeh aufgeschnitten; und ist ihr die Zeh aufs Herz gezogen, und in drei Tagen war die Nifelstunnel tot. Merk dir's, Madlene! Ein lebendiger Regenwurm.

Bald darauf stand der Rechen der Bärbel still, und sie näherte sich der Madlene bis auf zwei Schritte und begann halblaut und etwas erregt: He, Medla! Sis drüberaus, das Unglück des Rödnersrieder! Sind nun sechs Wochen. Der liegt dir fest, darf sich nit rühren — wie angenagelt. Sis drüberaus! Und noch sechs Wochen müßt er so lieg, hat der Doktor gesagt. Die Leut sagen — du hast ihn doch selmal heimgeschafft —, die Leut sagen, ihr könnt't einander nit erriech'n; wenns der Türkendres gewesen wär, thätst du freilich anders um ihn. Ha, wer mag denn sowas nacherzähl'n! Aber der Türkendres wär alleweil a Vornehmer draußen in der Fremd. Und wenn er käm, könnt's amend doch noch was werd'n. He, Medla, dem Frieder gön'n ichs in einer Art; der ist doch immer an einem vorbeigelaufen wie ein Schafsheber, oder als hätt ers mit der schwarzen Kunst. Ich wüßt was für sein Bein; da sollts bald anders aussehn. Aber dem sag ichs nit. Du kannst dir's aber merk, Madlene. Man nimmt ein Schock Krebs, schält sie aus, dieweil sie noch rot sin, nimmt das Fleisch davon und ein gut Teil Vermut, einen guten Teil Schmer, auch Butter, diese vier Stück zusamma gemacht und sein klein gehackt, hernach ordentlich beim Feuer gekocht, so wird das ne Salm, wies keine weiter gitt; und die helt dir in drei Wochen 'n Beinbruch. Aber dem sag ichs nit, partout nit. In dieser Weise redete die Bärbel in Madlene hinein und stemmte bald die Rechte, bald die Linke in die Seite, je nachdem der Rechen hinüber oder herüber flog, und verbeugte sich und nickte dabei so herzhast, stampfte auch dazwischen mit dem einen oder andern umfangreichen Fuß den jungen Klee, daß ihr ganzes Inwendiges zum Vorschein kam. Manchmal stand der Rechen des gequälten Mädchens ein wenig still; dann setzte er wieder umso heftiger.

Die Kleelegerinnen waren noch nicht weit vom Ackeranstoß, in dessen Luerfurche eine Fußgängerlinie vom Treppersberg herüber durch den Rangen nach dem Dörfchen lief. Vom Treppersberger Gründle her kam eben der Gründel vom Nottehlchensfang; und er kam just dazu, wie sich die Bärbel von der Madlene abwandte zur Fortsetzung ihres Feggeschäfts mit der lauten Wiederholung des Rufes: Ich gönns ihm in einer Art! Der Gründel war bereits nahe genug, daß zu verstehen.



Da war vom Frieder die Red, fuhrs dem Gründel durch den Kopf, und er blieb stehen und rief grüßend: Fegt Alee? Er steht recht hübsch. Ihr habt gejagt, daß Ihr's ihm gönnt, Bärbel. Ihr meint doch den Türkendres? Gönns ihm auch in einer Art.

Dem Türkendres? Was gönnt du denn dem Türkendres?

Daß 's ihm gut geht, und er einen feinen Herrn spielt.

Habs alleweil g'sagt, er wär a Fürnehmer, hätt ich g'hört.

Das ist er freilich, ganz gewiß. Wies doch in der Welt gehn kann!

Was is denn der Türkendres alleweil, daß er 'n Fürnahmen spielt?

Kann's nit sagn. Er muß doch einer sein, der andern Geld ausmacht, wenn sie welches brauchn.

Geld? Der Türkendres? Woar süht immer das Wengst bei ihm.

Das versteht Ihr nit, Bärbel! Ihn schicken die Leut, die sich schämen ins Vorgen zu gehn.

Das wär mir — na, wie söll ich denn sp'rechen — 'n recht hübsch Zeitvertreib, annern ihre Schand hausirn zu tragn; wie 'n Balsnstrager\*) rumzulaufn, he? Und zu fragen: Wer borgt den Lumpen Geld? Lieber 'n Exequira!

Warbla, das verstett Ihr nit. In Wien is er. Es hat mir's einer in der Stadt g'sagt, der den Türkendres in Wien getroffen hat; er hat gesehn, daß er in einer Kutische gefahrn is, die war mit Sammet ausgeschlagu.

Ach du Herrjemine! Thust 's Maul gleich recht groß auf, Gründel. Eis drübernaus, wies alleweil zugeht in der Welt! So was gönnt ich dem Türkendres doch nit. Ich hab den Rödersfrieder gemeint.

Den Rödersfrieder? Na, dem gön ich's auch in einer Art.

Nit wahr? Die Madlene hat ihn heimgeschafft selmal: und er könnt sie nit erriech, jagen die Leut. Ich wüßt 'ne Salm für sein Bein. Aber der kann lang wart! Er hat sein Teil und wird schon noch Jezum Christum erkennen lern'n.

Ist meine Meinung auch, Bärbel. Sag 'nmal, Madlene, was du von der Sach denkst?

Madlene hatte während dieses Gesprächs fleißig gefegt, und dabei hatte sie auf einem Fleckchen, wo längst kein Steinchen mehr lag, darauflosgeredt, als wäre es nicht reinzubringen. Bei der an sie gerichteten Frage fuhr sie herum nach dem Gründel zu und gab mit ihrem Rechen einem nebdraußen liegen gebliebenen Stein einen Schwung über fünf Beete weg. Aber sie sah den Gründel nicht an bei der Antwort.

Was ich denk? Das meng ich nit unter Euers, unter den Daß!\*\*) Dann drehte sie sich um und nahm ein andres Aderfleckchen unter ihren Rechen.

Haßt recht, Madlene! Da machts die Triltshenchristel anners. Die hat nächten den Frieder besücht.

Was? Was sagst du, Gründel? He? rief die Bärbel; die Triltshenchristel den Frieder besücht? Wird's noch was? Die kann's; die versteht's. So was! Habs sei immer gesagt.

Die Christel hat in der Nachbarschaft junge Gän's geholt, und da hat sie nit

\*) Balsnstrager ist ein Balsamträger, der schwarzen und weißen Balsam, Pflaster, Lebensöl usw. — von Laboranten auf dem Thüringerwald (Schmiedefeld, Reichmannsdorf, Weißbach, Meura) verfertigt — verhausiert, was aber polizeilich streng verboten war.

\*\*) Gärwust, Gärücht.

an dem Frieder seinem gebrochenen Bein vorbeigehn können. Ich sag's auch: die Christel ist besser, als die Leut denken! Seid nit so fleißig! Damit ging der Gründel von dannen.

Von Westen her war eine finstere Wand aufgestiegen. Und aus der Wand heraus wälzte sich in weißgrauen Streifen, die wie ein zerrissner Göttermantel zur Erde hingen, grauig heran. Ein dichtes Regen- und Graupelgemengsel überschüttete das Dörflein und die Flur. Madlene und die Matthesensbärbel flüchteten sich zwar heim, wurden aber doch durchnäßt. Das Wetter war zu hastig hereingefallen.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die preußische Staatseisenbahnverwaltung. Das Jahr 1897 hat der preußischen Staatseisenbahnverwaltung ganz besonders viele und heftige Vorwürfe eingetragen. Eine Reihe verhältnismäßig schnell aufeinanderfolgender schwerer Unfälle im Sommerhalbjahr bot die Veranlassung dazu. Schon in Nr. 38 der Grenzboten vom 23. September v. J. ist diesen Vorwürfen gegenüber darauf hingewiesen worden, daß sich für die einzelnen Unfälle und namentlich für ihre Häufigkeit in einem bestimmten kurzen Zeitraum ein ursächlicher Zusammenhang mit Fehlern der Verwaltung und ihrer Organisation sehr schwer nachweisen lasse, und daß man vor allem, um nicht ungerecht zu verurteilen, den Nachweis abwarten solle, daß die Zahl der Unfälle gegen früher und im Vergleich zu andern Verwaltungen auffallend und dauernd zunehme. Dieser Nachweis ist von den Angriffern bis heute nirgends geführt worden, wohl aber hat der Minister der öffentlichen Arbeiten in einer am 10. Januar d. J. dem preußischen Landtage übersandten „Denkschrift über den Stand der Betriebssicherheit, die Betriebseinrichtungen und den Betriebsdienst auf den Staatsbahnen“ in der Hauptsache in unanfechtbarer Weise den Gegenbeweis erbracht. Je größer die Beunruhigung über die Unfälle des letzten Jahres im Volke gewesen ist, umso wichtiger und erfreulicher ist die Beruhigung, die die Denkschrift bringt, da der Ruf der preußischen Staatseisenbahnen, was ihre Betriebssicherheit anlangt, bei der gewaltigen Ausdehnung ihres Schienennetzes und dessen Lage im Herzen von Europa nicht nur von preußischem und deutschem, sondern auch von internationalem Interesse ist. Nach den vom Reichseisenbahnamt und vom Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen herausgegebenen Statistiken sind in dem Zeitraume von 1881 bis 1896/97 im Jahresdurchschnitt auf 1 000 000 Zugkilometer aller Züge (Personen- und Güterzüge) auf den preußischen Staatseisenbahnen 10,7 Unfälle, auf allen deutschen Bahnen 12,4 Unfälle, auf den österreichisch-ungarischen Bahnen 13,3 Unfälle vorgekommen. Auf den preußischen Staatseisenbahnen haben in den Sommerhalbjahren der Periode 1892/93 bis 1896/97 durchschnittlich stattgefunden: auf 100 Kilometer Betriebslänge 3,21 Unfälle, auf 1 000 000 Zugkilometer aller Züge 7,58, dagegen im Sommerhalbjahr 1897 auf 100 Kilometer Betriebslänge 2,80 Unfälle, auf

1 000 000 Zugkilometer aller Züge 6,22. Die „Zahl der Unfälle“ in dem Unglückshalbjahr 1897 ist also verhältnismäßig überhaupt nicht hoch gewesen. Dagegen war die „Zahl der verunglückten Personen“ in der That verhältnismäßig sehr hoch, denn es verunglückten in den Sommerhalbjahren

	1892	1893	1894	1895	1896	1897
Reisende . . . . .	119	82	70	85	120	230
Beamte und Arbeiter	686	638	676	325	386	455

Die Zahl der verunglückten Reisenden bestimmt ganz natürlich den Eindruck, den die Unfälle auf das Publikum machen, und da der Sommer 1897 weit über das Doppelte des Durchschnitts der vorhergehenden fünf Sommer an verunglückten Reisenden gebracht hat, war die besondere Erregung der öffentlichen Meinung sehr erklärlich. Aber es liegt auf der Hand, daß nicht nach der Zahl der Verunglückten an sich die Leistung der Verwaltung zu beurteilen ist, sondern nach der Zahl der Unfälle. Ein einziger Unfall kann, ohne daß ein Verschulden vorliegt, die Zahl der Verunglückten eines Halbjahrs um das Vielfache der Jahresdurchschnitte unfallreicher Jahrzehnte erhöhen.

In der Denkschrift sind ferner in tabellarischen Nachweisen die Zahlen der beförderten und der verunglückten Reisenden mit den Zahlen der Zugkilometer der Personenzüge in Preußen, Deutschland, Frankreich und England für die Periode 1880/97 verglichen. Setzt man die Zahl der preussischen Staatseisenbahn als 1, so erhält man folgendes Ergebnis. Es verhalten sich zu einander

	auf den preussischen Staatseisenbahnen		auf den Eisenbahnen Deutschlands Frankreichs Englands		
die Zahl der beförderten Reisenden wie .	1	zu	0,92	0,71	1,33
die Zahl der verunglückten Reisenden wie	1	zu	1,10	1,83	5,54

Es ist anzuerkennen, daß durch diese Zahlen der Vorwurf grober Vernachlässigung der Betriebssicherheit, den die Presse gegen die preussische Staatseisenbahnverwaltung erhoben hat, als ungerichtet erwiesen ist, und es ist dringend zu wünschen, daß man den mancherlei, auch wohlberechtigten, Wünschen, die seit langer Zeit dieser Verwaltung gegenüber geltend gemacht werden, fortan nicht mehr durch diesen ungerichten Vorwurf Nachdruck zu verleihen sucht. Ganz besonders schlecht hat man den bekannten Beschwerden der höhern technischen Beamten der preussischen Staatseisenbahnen damit gedient, daß man die Schuld an der angeblich in ärgsten Verfall geratenen Betriebssicherheit den Juristen in der Verwaltung in die Schuhe zu schieben suchte. Durch derartige gehässige Übertreibungen wird man nichts bessern, wohl aber das Schlimmste, was dem Eisenbahnbetriebe überhaupt geschehen kann, erreichen: die Untergrabung der Disziplin in der Masse der Beamten und Arbeiter. Hierin liegt eine der größten Gefahren für die Betriebssicherheit der Eisenbahnen aller Länder. Wenn Herr von Elm und seine Helfer die „Eisenbahner“ international organisiert haben werden, dann wird es zu spät sein, den Wert der Disziplin zu erörtern.



## Litteratur

Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie von Alfred Vierlandt. Leipzig, Dunder und Humblot, 1896

Jeder von uns ist ein Gemisch von Zügen der Naturvölker und der Kulturvölker, darauf beruht das große persönliche Interesse, das dieses gründliche und klar geschriebne Buch bei jedem denkenden Leser erregen muß; für Ethnologen und Historiker ist es ein Handbuch, dessen Verständnis die Voraussetzung für jede reife Arbeit aus der Geistesgeschichte ihrer Gebiete ist. Die Binde der Naturvölker und der Kulturvölker wird durch keine scharfe Grenze geschieden, aber bei jenen überwiegen unwillkürliche Handlungen, bei diesen willkürliche, dort herrscht spielende, hier organisierte Energie, dort Leidenschaft, hier Besonnenheit, dort ein Sichbestimmenlassen durch die Außenwelt, hier das umgekehrte Verhältnis — ein abseits liegendes, aber doch schlagendes Beispiel hat Egli in der geographischen Namensgebung nachgewiesen: man vergleiche das umgekehrte des Verhältnisses in den beiden Namenpaaren Brunwald und Bismarckarchipel und Frankfurter Straße und Goethestraße. Alle jene Unterschiede zwischen Natur- und Kulturvölkern sind keine Gegensätze, sondern bedeuten eine Zunahme des Geistigen auf Seiten des Kulturvolks. Sie ist zugleich ein Fortschreiten vom Objektivern zu einem mehr subjektiven Dasein: z. B. tritt auf ethischem Gebiete an die Stelle der Sitte die Sittlichkeit, an die Stelle der Furcht vor der Strafe das Gewissen. Hier dürfen wir vom Fortschritt sprechen. Vierlandt enthüllt freilich auch schonungslos die Einbußen, die gewöhnlich mit „höherer“ Kultur verbunden sind: Schwächung des Willens (die Männer in Goethes und dagegen in Shakespeares Dichtungen — mit Ausnahme Hamlets, den Vierlandts „Vollkultur“ für sich in Anspruch nehmen darf), Verblaffung der Religion zur Moral und Mechanisierung, die bei unbedeutenden Dingen eine allgemeinem Fortschritt günstige Erleichterung ist, bei bedeutenden ein Fluch.

Wir wollen das gedankenreiche Buch nicht weiter ausplückeren, der Leser nehme es selbst zur Hand. Wenn nicht alles ausgemacht ist, was es bringt, so ist doch alles anregend. In einer so schwierigen Frage wie der der Rassenbegabung schiebt der Verfasser einmal der Rasse zu, was Sache der Entwicklung ist, wenn er die poetische Form des Parallelismus für semitisch erklärt: alles, was er da über die geistige Art des Parallelismus sagt, paßt Wort für Wort auf die Variationstechnik der altgermanischen Epen. Über die Aussichten für das Weiterleben von Kunst und Religion in unserm deutschen Kulturvolk denken wir anders als Vierlandt, der beide von der Vollkultur auf den Aussterbeetat gesetzt erklärt — wir können einen solchen Zustand eben nur als moderne Halbkultur bezeichnen. Freilich die Zahl der Weitergehenden wird wohl immer kleiner wie die Pyramide nach oben immer schmaler, und das Loos des werdenden immer enttäuschungsvoller.

Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen im Altertum und in der Gegenwart. Von Dr. Ferdinand Hüppe. Mit 9 Abbildungen im Text. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1897

Auf den wenig über hundert Seiten dieses Buches ist so viel aus allen möglichen Gebieten des sozialen Lebens, der Geschichte usw. des alten und des neuen



Griechenland zusammengefaßt, daß vieles nur angedeutet sein kann, was unbedingt näherer Begründung bedurft hätte. Aber der Verfasser nennt das Werkchen ja nur „zur“ Rassen- und Sozialhygiene und verzichtet damit von vornherein darauf, etwas Vollständiges zu geben. Dennoch will es uns scheinen, daß etwas mehr Planmäßigkeit dem Buche nicht geschadet hätte. Man würde deshalb den Verfasser noch lange nicht für einen jener Professoren halten, gegen die er fort und fort seine Streiche führt.

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: Hoffentlich gelingt es mir, die philologische Mär von der asiatischen Herkunft der Pelasger und Hellenen zu zerstören — so wird wohl nicht bloß der „philologische Fanatiker“ mit dem Kopfe schütteln. Ein wirklicher Beweis mußte eingehender und zwingender geführt werden. Was der Verfasser bringt, ist ja als Anregung ganz gut und wird vielleicht den oder jenen veranlassen, der Frage näher zu treten, besonders die so viel bekämpften Werke von Carus Sterne einmal zu studiren. Die asiatische Herkunft der Griechen hatte fast dogmatische Bedeutung erhalten, eine Reaktion war notwendig. Man mag nun jetzt mit der nordischen Herkunft des Griechenvolks wissenschaftlich operiren, die Geschichtsforschung wird ihren Nutzen daraus ziehen; aber man darf sich nicht gleich an das neue Dogma verkaufen. Wir stimmen dem Verfasser vollständig bei, wenn er im Gegensatz zur ältern philologischen Behandlung die Wichtigkeit der ethnographischen Seite hervorhebt und besonders auf die verwirrende Gleichsetzung von Rasse und Sprachstamm aufmerksam macht, und ohne deshalb für alles einzelne einzutreten, können wir ihm auch darin Recht geben, wenn er auf dem Boden Griechenlands ein Zusammenfließen zweier Rassenströmungen annimmt, die wir kurz als die asiatische und die nordische bezeichnen wollen. Sehr zweifelhaft erscheint es uns aber, ob man die beiden Typen in Figur 1 als Beweis für das Nebeneinander der beiden Rassen zur Mykenischen Zeit beibringen kann. Mit Interesse folgt man dem Verfasser bei den hier und da eingestochten Schilderungen des modernen Griechenland und seiner Bewohner. Wo es ihm möglich war, hat er auf seinen Reisen und Ritten durch Griechenland und die Troas Untersuchungen über die Wasserversorgung des Landes in der klassischen Zeit angestellt. Er hat gefunden, daß es in dieser Beziehung die Griechen wohl mit den gepriesenen Römern aufnehmen konnten. Hierin liegt wohl die Hauptbedeutung des Werkchens. Besonders anziehend ist, was über die örtlichen Vorbedingungen der berühmten Pest in Athen am Beginn des peloponnesischen Krieges gesagt ist. Dergleichen kann uns natürlich alle Thukydides- und Diodorerklärung nicht bieten.

Eine Vertennung scheint uns in der Beurteilung des delphischen Orakels zu liegen. Darüber, daß die größte Rolle dabei die Suggestion gespielt hat, ist wohl kein Zweifel, die meisten Pythien mögen auch hysterische Weiber gewesen sein. Aber die ganze Sache als Pfaffenstrug anzusehen, scheint doch etwas zu rationalistisch. Auf bloßen Trug hätte sich die hohe Stellung, die Delphi jahrhundertlang in der hellenischen Welt einnahm, kaum aufbauen können. Menschlichkeiten kamen natürlich auch hier vor, aber die Priester hatten ihre uralten Überlieferungen und Sagen, die von den meisten sicher als göttlichen Ursprungs angesehen wurden, und auf Grund deren sie, wenn Apollo um Rat gefragt wurde — denn darum handelte es sich meist, nicht um höhere Kartenlegerei —, unbewußt die Pythia beeinflussen mochten.

Daß der Verfasser immer noch von „Kretensern“ spricht, ist recht überflüssig, die „Kreter“ thuns doch auch.

Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Übersetzt von Paul Jäger. Mit Bildnis Carlyles. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897

Wenige englische Schriftsteller unsers Jahrhunderts verdienen es so sehr, wie Thomas Carlyle, in Deutschland bekannt zu werden, denn kaum ein anderer hervorragender Geist Englands war während seiner Entwicklung so eng mit der deutschen Litteratur verbunden als er.

Während seines Aufenthalts in Kirkcaldy wurde der junge Carlyle durch eine befreundete Familie, die Beziehungen zu Hamburg hatte, auf die deutsche Litteratur aufmerksam: mit *Robeque* und dem „Siebenjährigen Krieg“ von Archenholz begann er seine Studien, dann folgten Jean Paul und die Romantiker, Schiller und Goethe. Doch Carlyle hätte nicht Carlyle sein müssen, wenn er nicht den Grund dieses Studiums tiefer gelegt hätte. Bald schätzte er die deutsche Litteratur ihres moralischen Wertes wegen: *If the mind is cultivated and cannot take in religion by the old vehicle, a new one must be striven after. In this point of view German literature is quite priceless. I never cease to thank Heaven for such men as Richter (Jean Paul), Schiller, Goethe. The latter especially was my evangelist. His works, if you study them with earnestness, are as the day-spring visiting us in dark night.*

Zu den schlimmen Tagen, die er von 1818 bis etwa 1822 durchlebte, als er die Seelenkämpfe durchmachte, die er im Sartor Resartus, in den Sorrows of Teufelsdröckh, in *The Everlasting No*, *The Centre of Indifference* schildert und in *The Everlasting Yea* und *Pauso* zu versöhnlichem Schlusse führt, fand Carlyle bei den deutschen Dichtern, besonders durch Betrachtung von Schillers Ringen und Leiden, den hauptsächlichsten Trost, sodaß er siegreich als Mann aus diesen Kämpfen hervorging. Aber auch glückliche Zeiten für ihn wurden durch die deutsche Litteratur eingeleitet. Zu Anfang des Sommers 1821 wurde ihm durch Irvings Vermittlung die Aufsicht über den Bildungsgang, besonders die Lektüre, der geistig hochbegabten Jane Welsh übertragen. Bald schickte der Lehrer seiner Schülerin Päckchen mit deutschen Büchern von Edinburg nach Haddington, besuchte sie öfters, um sich von dem Fortgang ihrer Studien zu überzeugen, und wurde immer befreundeter mit ihr, bis er sie im Oktober 1826 als Gemahlin heimführte. Ein brieflicher Verkehr zwischen Carlyle und Goethe wurde 1824 begonnen und wurde regelmäßig seit 1826.

Bei diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß man schon früh Carlyles Schriften in Deutschland mit Aufmerksamkeit verfolgte, so wie er sich in seinem Vaterlande bemühte, seine Landsleute mit den Geisteserzeugnissen unsers Vaterlands vertraut zu machen durch Übersetzungen (wie „Wilhelm Meisters Lehrjahre,“ denen sich später die „Wanderjahre“ angeschlossen, und seine Auswahl aus Goethe und den Romantikern) und kritische Arbeiten (über Goethes Faust, Jean Paul, den Stand der deutschen Litteratur, Heine, Novalis u. a.). Sein „Leben Schillers“ wurde schon 1830 ins Deutsche übersetzt und von Goethe mit einem Vorwort versehen; 1844 folgte die „Französische Revolution“; 1859 bis 1869 die „Geschichte Friedrichs II. von Preußen.“ Seit 1882 haben wir auch eine Verdeutschung vom Sartor Resartus.

Lernte man aber durch diese Übersetzungen auch die Hauptwerke Carlyles und seine Denk- und Anschauungsweise kennen, so war doch, wenn wir von verhüllten Andeutungen im Sartor Resartus absehen, lange Zeit in England selbst kein Werk vorhanden, worin er autobiographische Erinnerungen oder Bekenntnisse gegeben hätte. Erst in seinem Todesjahr, 1881, übergab er seinem Freunde Froude ein Manuskript

zur beliebigen Verwendung für eine zukünftige Lebensbeschreibung. Froude wollte aber diese wertvollen Aufzeichnungen nicht stückweise, sondern nur als Ganzes herausgeben. Carlyle erklärte sich damit einverstanden, doch wollte er selbst eine Korrektur davon durchsehen. Es war das um so wünschenswerter, als er die Reminiscences niedergeschrieben hatte, ohne dabei an eine Veröffentlichung zu denken, und zwar die meisten beinahe fünfzehn Jahre früher, die Erinnerungen an seinen Vater sogar im Anfang des Jahres 1832. Aber Carlyle starb, ohne den Druck gesehen zu haben. So blieb denn Froude nichts übrig, als das Manuskript drucken zu lassen, wie es war. Es erschien in zwei Bänden noch im Todesjahre des Verfassers. Der erste Band enthält die Erinnerungen an James Carlyle, seinen Vater (James Carlyle of Ecclefechan, Mason), und die an seinen Freund Eduard Irving. Diese zweiten sind mehr als viermal so umfangreich wie die ersten.

In den schlichten Worten der Erinnerung an seinen Vater, die ein paar Tage nach seinem Hingang niedergeschrieben wurden, drückt sich die ganze Liebe aus, die Carlyle zu seinen Eltern hegte, und die in den Schlussworten gipfelt: Thank Heaven, I know and have known what it is to be a son; to love a father, as spirit can love spirit. God give me to live to my father's honour and to His.

Einen ganz andern Charakter trägt der dem Andenken Eduard Irvings gewidmete Aufsatz. Irving starb 1834, die Erinnerungen wurden 1866 abgefaßt. Irving wandelte, nachdem er von 1818 bis etwa 1824 zu Carlyle in enger Freundschaft gestanden hatte, ganz andre Wege. Er wurde Begründer der Sekte der Irvingianer, kam zu ganz andern religiösen Ansichten, und die Freunde sahen sich nur noch selten. Doch niemals vergaß Carlyle, daß ihm Irving in Edinburgh in schlimmen Jahren beigegeben und ihn unterstützt, ihn dann auch in London in die litterarische Welt eingeführt hatte. Darum spricht sich auch in diesen Erinnerungen tiefe Dankbarkeit aus. Doch sagt der Verfasser selbst in seinem Tagebuch (26. September 1866): „Ich schreibe ohne rechte Friische etwas, das ich »Erinnerungen an Eduard Irving« nenne. Es stellt sich aber bis jetzt heraus, daß es mehr von mir selbst als von ihm handelt. Vielleicht läßt es sich nicht gut anders machen, zumal bis hierher.“ Und an einer andern Stelle (3. Dezember): „Ich habe (unter fortwährenden Unterbrechungen) eine Menge Seiten von »Erinnerungen an Irving« geschrieben (kommt aber darauf hinaus, daß sie von mir und Eduard Irving handeln!); bin noch nicht damit zu Ende; ich komme in letzter Zeit kaum einmal in drei Tagen dazu. Sollte wohl verbrannt werden. . . . Aber das Niederschreiben giebt mir einen klaren Blick für jene vergangenen Zeiten; es enthält Abschweifungen und Abschnitte, die mir noch lieber sind als Irving.“

Niemand wird dies als Fehler empfinden, im Gegenteil, wer hörte nicht lieber den Verfasser über sich selbst als über Irving reden! Wie viel Charakteristisches erfahren wir da über Carlyle und die, die ihm nahe standen oder später nahe traten.

Diese beiden „Lebenserinnerungen“ liegen nun hier in deutscher Übertragung vor. Wir müssen dem Übersetzer und dem Verleger dankbar dafür sein, daß sie diese Stücke einem größern Leserkreis zugänglich gemacht haben. Die Übersetzung ließt sich gut und ist getreu; die geringen Auslassungen kann man nur billigen, der Verfasser hätte wohl selbst die weggefallenen Stellen beseitigt, wenn ihm noch eine Durchsicht des Druckes vergönnt gewesen wäre. Gegen das beigegebne Bildnis Carlyles läßt sich nichts weiter einwenden, als daß wir gern auch ein Bildnis aus jüngern Jahren gesehen hätten, da die beiden Erinnerungen sich auf Carlyles frühere Jahre beziehen (etwa das aus Shepherds Memoirs bekannte).

Der zweite Band des Originals bietet nicht weniger Interessantes: Carlyles Leben in Edinburg (in Lord Jeffrey, the Lawyer and Reviewer) und vor allem Jane Welsh Carlyle. Hoffentlich können wir übers Jahr auch von diesen die deutsche Übersetzung hier anzeigen.

Zur Buchillustration. In der Ausstattung ihrer bekannten „Künstlermonographien“ beginnt die Verlagshandlung von Velhagen und Klasing nun auch „Monographien zur Weltgeschichte“ zu veröffentlichen. In dem „Plane der Sammlung“ finden wir die „Blüte des Pharaonenreiches“ nicht gerade sehr passend; auch zu einem neuen „Fürst Bismarck“ liegt wohl kein dringendes Bedürfnis vor, was wir nur mit Rücksicht auf die in dem Prospekt hervorgehobnen Lücken der vorhandenen historischen Litteratur bemerken möchten. Aus der neuen Sammlung liegen vor: Die Medizeer von Archivrat Professor Dr. Ed. Heyck und Königin Elisabeth von England und ihre Zeit von Professor Erich Marcks. Abgeschlossene Darstellungen einzelner geschichtlicher Abschnitte werden, wenn sie mit der nötigen Sorgfalt gearbeitet sind, dankbare Leser finden, aber ohne diese Grundlage schwerlich, denn unser gebildetes Publikum ist durch vortrefflich geschriebne Bücher unsrer besten Geschichtschreiber einigermaßen an Gutes gewöhnt worden. Wir geben in dieser Hinsicht der an zweiter Stelle genannten Monographie vor der ersten den Vorzug. Denn die erste ist nicht nur im allgemeinen nicht gut geschrieben, auch nicht gut disponirt, sondern sie enthält auch im einzelnen viel unrichtiges und zu beanstandendes. Bei Marcks hingegen ist uns außer dem abscheulichen Worte „kulturell“ nur eine einzige Gedankenlosigkeit aufgefallen, indem Königin Elisabeths fünfundsiebenzigjährige Regierung „die längste der großen Regierungen der neuern englischen Geschichte“ genannt wird, was einen nachdenkenden Leser doch in Bezug auf Georgs III. sechzig und Viktorias einundsiechzig Jahre stupig machen muß. Oder sind das keine „großen“ Regierungen? Welche wären es aber dann überhaupt? Im übrigen ist das Buch lebendig und interessant geschrieben. Eine Partie, wie die fesselnde Charakteristik Elisabeths S. 47 oder wie den hübschen Eingang zu dem Abschnitte über die Renaissancelitteratur, wird man in den „Medizeern“ vergeblich suchen. Auch daß der Stoff gut angeordnet und in einzelne Abteilungen eingeteilt worden ist und nicht alles, wie in den „Medizeern“, durcheinanderläuft, wie bei einer Völkerwanderung, ist ein für jede Art von Lesern wichtiger Vorzug des Marckschen Buches.

Beide Monographien sind mit einer solchen Menge von Abbildungen versehen, daß die Hälfte davon und sogar ein Drittel schon übergenug gewesen wäre. Diese sogenannte reiche, in Wirklichkeit gedankenlose und verschwenderische Illustration droht sich bei den immer billiger werdenden Bervielfältigungsweisen zu einer wahren Landplage auszuwachsen. Man kann seit einigen Jahren die Beobachtung machen, daß in der Buchillustration sehr vieler Verlagshandlungen, darunter auch sehr angesehener, das Bild in sehr auffälliger Weise seinen Weg selbständig neben dem Worte des Textes nimmt. Es giebt sogar Fälle, wo sich die Verfasser eines Textes öffentlich über die ihnen von ihrem Verleger angethane Buchillustration beklagt haben. Unter solchen Umständen gehen die Abbildungen den Verfasser eines Textes gar nichts an, sie sind nachträglich hineingestellt worden. Auf einen großen Teil der Bilder nimmt der Text überhaupt keine Rücksicht, mit andern hängt er lose zusammen, auf andre endlich paßt er schon gar nicht mehr. Dann preißt die Reklame die prachtvolle Ausstattung eines solchen wohlfeilen Buches, der Käufer freut sich über die schönen Bilder, und der Leser merkt nicht, daß sie ihm



mehr schaden als nützen, denn anstatt ihn im Verständniß des Textes zu unterstützen, ziehen sie seine Aufmerksamkeit davon ab und sollen wohl hernach für die Mängel entschädigen. Da der Quadratcentimeter Autotypie so und soviel Pfennige kostet, so besteht das Verdienst dieser auf eine beliebige Zahl von Quadratmetern zu erstreckenden Kunst schließlich nur in der Anzahl von Zwanzigmarkstücken, die eine Verlagshandlung zu riskiren für gut hält. So führt das billige Vervielfältigungsverfahren, wenn der Buchhandel diese große Wohlthat nicht zu gebrauchen versteht, zum Verfall seines Gewerbes, soweit es mit Illustration zu thun hat, und was erfunden zu sein scheint, um den Sinn für gute Kunst zu fördern und zu verbreiten, wird zunächst dazu angewandt, den Geschmack zu verderben.

Von diesem Anziehungsmittel der Buchillustration, wie sie nicht sein soll, macht also der Verlag der „Künstlermonographien“ nun auch in den „Monographien zur Weltgeschichte“ einen sehr ausgedehnten Gebrauch. In der „Elisabeth“ ist z. B. zu einer ganz allgemeinen Bemerkung des Verfassers über die Architektur S. 89 ein Verweis auf nicht weniger als zwölf, unmittelbar vorher aber noch in demselben Sage (zu dem Worte: Hausgeräte) ein solcher auf sechs Abbildungen eingerückt worden, und diese achtzehn Abbildungen schwirren nun zwischen S. 77 und 95 vor unsern Augen in einem Texte herum, mit dem sie sachlich gar nichts zu thun haben. Noch störender ist das Übermaß der Abbildungen in den „Medizeern“, weil die Illustration hier sogar zahlreiche Fehler begangen hat, woran natürlich der Verfasser des Textes unschuldig ist. Wenn aber ein Verlag über den Kopf des Verfassers ein Buch illustriren will, so sollte er damit Personen betrauen, die genau wissen, was die Bilder bedeuten, mit denen sie umgehen sollen. Statt dessen finden wir z. B. in den „Medizeern“ zwei weibliche Porträts der Berliner Galerie als „Kunstbeilagen“ abgebildet; das eine, „herkömmlich“ als Lucrezia Tornabuoni bezeichnet, stellt diese Dame sicherlich nicht dar, und das andre ebenso wenig die Simonetta. Was sollen die also hier, noch dazu in Rotdruck und auf gelörntem Papier, anspruchsvoll und irreführend, als ob die Originale Mädelzeichnungen oder monochrome Ölskizzen wären? Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Wir haben hier einen Übelstand zur Sprache gebracht, der einen größeren Umfang anzunehmen droht, und rechnen dabei auf die stille Zustimmung vieler Verständiger. Vielleicht könnte eine Erinnerung an die Verfasser, sich die Illustration nicht ganz aus der Hand nehmen zu lassen, wenn sie die geeigneten Persönlichkeiten erreichte, schon etwas nützen.





doch selbst nichts weismachen wollen; wir wissen doch, daß es zum Geschäft der Macher beiderlei Geschlechts gehört, sich solcher „Kerne“ findig zu bemächtigen, und wer's nicht weiß, dem zeigt's der „Fall Köppen.“ Weiter habe ich mit der Frauenbewegung hier, Gott sei Dank, nichts zu thun. Ich wünsche vielmehr sehr, daß die Dienstbotenfrage, für die ich das Interesse der Grenzbotenleser in Anspruch nehmen will, von der „modernen Frauenbewegung“ ganz und gar in Ruhe gelassen werden möchte, sonst wird das Kranke in ihr nicht gesund, sondern nur noch kränker werden.

Vor kurzem hat der Berliner Statistiker Dr. E. Hirschberg unter dem Titel: „Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin“ ein recht wertvolles Buch veröffentlicht. Nicht nur das mit aller Gewissenhaftigkeit geprüfte Material von Thatsachen, das er beibringt, verleiht der Arbeit eine besondere Bedeutung, auch die daran geknüpften Betrachtungen und Schlußfolgerungen fallen sehr vorteilhaft auf gegenüber der Masse von Einseitigkeiten, Übertreibungen und anmaßenden Urteilen, denen wir in der sonstigen modernen sozialpolitischen Litteratur auf Schritt und Tritt begegnen; sie scheinen mir um so lehrreicher, als man fast bei allen einzelnen Fragen den Widerstand des ehrlichen Gelehrtengewissens und des gesunden Menschenverstandes gegen die Dogmen der Schule herausfühlt. Das Buch ist jedenfalls allen, die sich wirklich belehren wollen und Kritik zu üben vermögen, auf das wärmste zu empfehlen. Mit Recht widmet der Verfasser der Lage der weiblichen Dienstboten, als einer von der der übrigen Arbeiterinnen sehr verschiedenen, ein besonderes Kapitel, dessen Inhalt ich zunächst als den Ausdruck von sozusagen schul- und fachmännischen Anschauungen kurz darlegen will.

Den Dienstboten wird, sagt der Verfasser, der größere Teil des Lohnes in Naturalien und Wohnung bezahlt, indem sie im Haushalt verpflegt werden und leben. Hieraus ergibt sich eine, man kann sagen „ununterbrochne Arbeitszeit,“ da sie zu jeder Stunde zur Verfügung der „Dienstherrschaften,“ wie der technische Ausdruck lautet, stehen. Selbst die übliche Ausbedingung eines freien Sonntagnachmittags aller vierzehn Tage wird nicht immer eingehalten, da auch das von den besondern Umständen im Haushalt abhängig gemacht werden muß. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, hat die Lage der Dienstmädchen auf den ersten Blick „ein fast erschreckendes Maß von Unfreiheit,“ und in der That kann sie von unverständigen und böswilligen Arbeitgebern arg mißbraucht werden. Sieht man aber hiervon ab, so ist sie keineswegs beklagenswert. Die Arbeit ist nicht besonders hart und schwer, sie bringt keine besondern Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit mit sich, ja sie unterscheidet sich nicht von den Arbeiten, die so viele Hausfrauen in Berlin — denn nur der siebente Teil aller Haushaltungen hat Dienstboten — selbst verrichten. Vor Kälte, Hunger, Obdachlosigkeit und Arbeitslosigkeit geschützt, leben die Dienstboten als Genossinnen des Haushalts, nehmen an dessen Freuden teil, ohne von dessen

Sorgen bedrückt zu werden, und genießen bei guter Führung Vertrauen und Erleichterungen im Dienst und auch mancherlei Vergnügungen und Zuwendungen, worauf die Fabrikarbeiterinnen verzichten müssen. So ist es denn nicht verwunderlich, daß der Zustrom zu den Dienstbotenstellungen dauernd bedeutend ist, obwohl „die Löhne nicht eben hoch“ genannt werden können. Die Lohnhöhe, bei der noch durchweg die alte Thalerrechnung beibehalten wird, giebt der Verfasser folgendermaßen an:

	niedrigster	mittlerer	höchster Jahreslohn
Mädchen für alles . . .	45	55	80 Thaler
Kindermädchen . . .	35	50	60 „
Hausmädchen . . .	50	60	70 „
Köchin . . .	60	70	100 „
Amme . . .	80	100	120 „

Wohnung und Kostgeld sind dabei auf eine Mark für den Tag, Weihnachtsgeschenke auf 20 Prozent des Lohnes zu veranschlagen, sodaß im Durchschnitt das jährliche Einkommen einschließlich sonstiger Geschenke und Trinkgelder auf 600 Mark geschätzt werden kann.

Wenig erfreulich lauten die Angaben, die der Berliner Statistiker über den Stellenwechsel der Dienstboten macht, denn darnach wechseln die Dienstboten im Durchschnitt aller sieben bis neun Monate die Stelle. Daran wird die Bemerkung geknüpft: „Dieser Punkt ist bezeichnend für die Dienstbotenfrage. Auf der einen Seite bei den Herrschaften der dringende Wunsch, eine ihnen ergebene und in den hundert Kleinigkeiten des Lebens dienstbereite Gehilfin um sich zu haben, die sich mit den Gewohnheiten der einzelnen Hausgenossen allmählich vertraut macht, ihnen gern entgegenkommt, die Botengänge besorgt, die Küche wahrnimmt, sich mit den Kindern abgiebt und nebenbei auch eine gewisse Verschwiegenheit bewahrt über das, was im Haushalt zu sehen und zu hören ist. Auf der andern Seite beim Dienstboten in der Regel eine nur geringe Neigung, diesen Aufgaben nachzukommen, allenfalls das Bestreben, die eigentlichen Arbeiten zu besorgen, aber zunächst keinerlei Neigung oder Ergebenheit, vielmehr die mehr geschäftliche Auffassung, wie sie etwa eine Fabrikarbeiterin ihrem Arbeitgeber gegenüber beherrscht. Nur durch jahrelanges Zusammenleben kann erst das Verhältnis entstehen, das wir oben als im Interesse der Dienstherrschaften, aber auch des Dienstboten liegend bezeichneten. Dazu kommt es aber verhältnismäßig selten, in der Regel wird der Dienst weit früher aufgegeben.“ Die Regel ist, sagt der Verfasser weiter, ein Hasten von einer Dienststelle zur andern, und zahlreich genug sind die Fälle, wo Dienstmädchen ohne jeden andern Grund aus dem Dienst gehen, als aus bloßer Neigung, zu wechseln, zahlreich freilich auch die, wo sich die Hausfrauen schließlich nicht mehr die Mühe geben, die Dienstmädchen anzulernen, ihr Interesse, ihre Zuneigung für sich, ihre Kinder, ihre Wirtschaft zu fesseln. „Nicht zu reden



von den zum Glück selten vorkommenden Dienstherrschaften, die aus Charakter- oder Temperamentsfehlern überhaupt nicht mit ihren Angestellten umzugehen verstehen."

Weiter macht Dr. Hirschberg noch Angaben über einige andre Thatfachen. So sind im Jahre 1895 als nach Berlin „zugezogen“ berechnet worden: 43238 Dienstmädchen, als „fortgezogen“ geschätzt: 38000, durch Heirat ausgeschieden: 3415. Die Zahl der „eigentlichen Dienstmädchen in den Haushaltungen Berlins“ im Jahre 1895 kann seiner Annahme nach auf 65000 veranschlagt werden, was mit den amtlich veröffentlichten Ergebnissen der Berufszählung vom 14. Juni des genannten Jahres nicht übereinstimmt. Nach diesen sind nur 61063 weibliche Dienstboten gezählt worden. Über das Stellenvermittlungswesen teilt er mit, daß etwa 250 Institute bestehen, die diesen Zweck gewerbsmäßig verfolgen. Das bedeutendste davon hat in dem einen Jahre 1892 nicht weniger als 62000 Stellen vermittelt. Ob das nur eigentliche Dienstboten für häusliche Dienste waren, ist nicht gesagt. Jedenfalls waren darunter wohl die männlichen, wie Kutscher u. dergl., die nicht im Hause der Herrschaft leben. Die Stellenvermittlung durch gemeinnützige Vereine tritt gegen die gewerbsmäßige weit in den Hintergrund. Wichtiger ist ihre sonstige Fürsorge. So hat das „Amalienhaus“ in einem Jahre 689 Dienstmädchen, die ihre Stellen wechselten, in 6440 Nächten beherbergt; „Marthas Hof“ sorgt ähnlich für Unterkunft der Mädchen, auch im Falle von Reisen der Herrschaften; das „Charlottenheim“ ist unter anderm auch auf angemessene Unterhaltung der Dienstmädchen an Sonntagen bedacht. Ähnlich wirken das „Heimathaus für stellensuchende Mädchen,“ das „St. Afrastift“ und das „St. Marienstift.“ Sehr erkennt Hirschberg das Bestreben verschiedner Vereine an, die aus der Provinz ankommenden Mädchen auf den Bahnhöfen „abzufangen“ und ihnen Unterkunft und Unterstützung beim Stellensuchen zu gewähren. Wenn er es für unzweckmäßig hält, daß diese Vereine vielfach „religiöse Bestrebungen mit ihren sonstigen guten Zwecken vermengen,“ so ist das einseitig. Solche guten Zwecke zu verfolgen ist doch gerade auch Aufgabe kirchlich-religiöser Gemeinschaften, und diesen Charakter dabei zu bewahren haben sie auch das Recht. Nur Unduldsamkeit und Aufdringlichkeit ist zu vermeiden.

Von einer „Abschaffung“ der altpreussischen Gesindeordnung erwartet Hirschberg wenig Wirkung. Als veraltet erscheinen ihm die Bestimmung über das „Züchtigungsrecht der Herrschaft“ und die „Zeugnissbücher,“ die sogenannten Dienstbücher. Die Zeugnisse selbst, wie sie jetzt vorgeschrieben sind, hält er für besonders unzweckmäßig: die Wahrheit stehe ohnehin weder in den Zeugnissen noch in dem nach Vorschrift anzuführenden Grunde des Dienstaustritts. „Wären die Zeugnissbücher nicht Vorschrift, so würden die Dienstmädchen sich nur dann solche ausstellen lassen, wenn sie gute Atteste erhalten können, und die Herrschaft würde mehr, als es bis jetzt üblich ist, persönlich, mündlich oder schriftlich,

Nachfrage halten.“ Auch die sechswöchige Kündigungsfrist und die gesetzlichen Umzugstermine zum Quartalswechsel will er abgeschafft sehen. Er will, wenn nichts anderes verabredet ist, eine vierzehntägige Kündigungsfrist, die von jedem Tage an läuft. An diese Reformvorschläge knüpft er dann folgende Betrachtung: „Zu viel kann man sich freilich davon nicht versprechen, denn die eigentlichen Mißstände im Dienstbotenwesen dürften nicht in den gesetzlichen und obrigkeitlichen Vorschriften, sondern in moralischen Verhältnissen liegen, einerseits bei den Dienstherrschaften, die in dem Mädchen vielfach leider weniger die Hausgenossin als eine mechanische Arbeitskraft sehen, andererseits in dem Dienstmädchen, das in geistiger und sittlicher Bildung noch zu sehr zurücksteht und auch hinsichtlich des Selbstbestimmungsrechts zu große Ansprüche stellt, als daß es imstande wäre, sich der Ordnung eines fremden Hauswesens leicht zu fügen, sich in dessen Gewohnheiten hineinzudenken und eine wirklich teilnehmende Hausgenossin zu sein.“ Und das ganze Kapitel schließt folgendermaßen ab: „Zur Zeit macht es den Eindruck, als ob sich die Dienstmädchen in den großen Städten mehr zu einer Art von Tagearbeiterinnen entwickelten. Häufiger Stellenwechsel, kurze Kündigungsfrist, kurze tägliche Arbeitszeit sind die Ziele der jetzigen Bewegung. Auch die freie Kost wird zur Zeit schon häufig von der Dienstherrschaft abgelöst. Geschieht dies auch mit der freien Wohnung im Haushalt, so kommt man zu Verhältnissen ähnlich denen bei Fabrikarbeiterinnen. Bestimmter Antritt zur Arbeit, bestimmte Pausen, bestimmter Schluß. Damit hört die Haushaltsgemeinschaft auf, und an ihre Stelle tritt ein Aufwärterinnenwesen, wie es schon jetzt eine nicht geringe Verbreitung hat.“

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die uns in der Statistik gebotne Auskunft über den Stand und die Entwicklung des Dienstbotenwesens in ganz Deutschland, so möchte ich von vornherein darauf hinweisen, daß gerade in Bezug auf die Berufsthätigkeit der Frauen die Ergebnisse der statistischen Erhebungen vielfach dazu haben herhalten sollen, die Behauptung zu beweisen, die naturwissenschaftlich-technische Vervollkommnung der Produktions- und Verkehrsmittel habe in neuerer Zeit die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse so vollständig verändert, daß nichts mehr von allem, was bisher als moralisch und rechtlich geboten, als sozial und wirtschaftlich vernünftig gegolten hat, für die neue Welt passe. Ganz gewiß haben die veränderten Produktionsmittel eine Reihe von Verschiebungen in der wirtschaftlichen und sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung, in der Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib und innerhalb der beiden Geschlechter veranlaßt. Aber ich kann aus der Statistik die völlige Umwälzung der früheren Verhältnisse beim besten Willen nicht herauslesen, weder wenn ich das Gesamtbild der neuesten Zahlen über die Berufsverteilung mit dem vergleiche, was man allgemein als das Alte bezeichnet, noch wenn ich die Ergebnisse

ber verschiedenen statistischen Erhebungen — in Deutschland hauptsächlich der von 1895 und der von 1882 — gegen einander halte. Dagegen scheint mir der Glaube, oder wie ich meine, der Aberglaube, daß in den Wirtschafts- und Erwerbsverhältnissen alles ganz neu und anders geworden sei, durch die fast allgemeine Herrschaft, zu der er unter den Gebildeten — weit mehr als unter den Arbeitern — gelangt ist, dahin zu führen, daß die soziale Thätigkeit und Pflichtenerfüllung der wirtschaftenden und erwerbenden Menschen und natürlich auch ihre Verantwortlichkeit immer mehr in die Brüche gehen, und daß sich so auf moralischem Gebiet eine Umwälzung, oder vielmehr, da man nichts neues an die Stelle des Alten zu setzen weiß, ein Verfall vollzieht, der mit der Zeit auch den Umsturz der „Verhältnisse“ zu bringen droht. Namentlich scheint mir der Glaube an die Neuheit der heutigen Verhältnisse zu einer überhasteten Gesetzmacherei und Vielregiererei auf dem wirtschaftlichen und sozialen Gebiete zu verleiten. Wenn zum Beispiel Hirschberg sehr richtig die eigentlichen Mißstände im Dienstbotenwesen nicht in den gesetzlichen und obrigkeitlichen Vorschriften, sondern in moralischen Verhältnissen sieht, so werden die „Modernen“ unter den Sozialpolitikern einfach zu dem Schlusse kommen, daß da überhaupt gar nicht mehr zu helfen sei, daß das Dienstbotenwesen eine verfallende, zum Abbruch reife Ruine, ein patriarchalisches Überbleibsel aus alter Zeit sei. Und die Masse der Gebildeten, fürchte ich, wird ihnen insoweit wenigstens nur zu gern glauben, daß sie jede moralische Leistung und Anstrengung des Einzelnen zur Abstellung der Mißstände als aussichtslose, mit der Neuzeit nun doch einmal unverträgliche Bemühungen von sich weisen. Ich für mein Teil bin der Meinung, daß es ein großes und dabei keineswegs durch die neuen Erwerbsverhältnisse unabwendbar gemachtes Unglück wäre, wenn auch nur unsere großstädtischen weiblichen Dienstboten zu Tagearbeiterinnen für häusliche Dienste würden, und wenn der patriarchalische Charakter des deutschen Dienstbotenwesens aufhörte. Ich bin weiter der altmodischen, aber hoffentlich über kurz oder lang doch wieder in die Mode kommenden Überzeugung, daß wir gebildeten Leute, und namentlich die gebildeten Frauen, sehr viel dazu thun könnten und müßten, dieses Unglück abzuwenden. Deshalb wünschte ich sehr, daß die Leser sich über die Statistik des deutschen Dienstbotenwesens selbst ein Urteil bilden. Da die moderne Soziologenzunft etwas anderes durch sie beweisen zu können glaubt, als mein durch die praktische Erfahrung von vier Jahrzehnten natürlich getrübtet Auge aus ihr herausliest, so weiß ich wohl, daß man mir ohne die Zahlen nicht glaubt.

Was die männlichen Dienstboten betrifft, oder wie die deutsche Statistik den Begriff scharf begrenzt: die männlichen „Dienenden für häusliche Dienste, im Hause der Herrschaft lebend,“ so mögen folgende Zahlen genügen. Ich setze hier, und gelegentlich auch später, einige ausländische Zahlen zum Vergleich daneben. Es sind gezählt worden:

in		Dienstboten beider Geschlechter	männliche Dienstboten
Deutschland . . .	1895	1 339 316	25 359
	1882	1 324 924	42 510
Frankreich . . . .	1891	1 609 482	567 187
	1886	1 950 203	683 142
England und Wales	1891	1 444 606	58 527
	1881	1 286 668	56 262

Bemerkt sei, daß ich mit den „Dienstboten“ nach der Definition der deutschen Statistik die *Domestiques attachés à la personne* der französischen und die *Domestic-Indoor Servants* der englischen in Vergleich stelle. Ob es mit dem Merkmal des „Lebens im Hause der Herrschaft“ in Frankreich und England so genau genommen wird wie in Deutschland, wage ich nicht zu entscheiden. Im großen und ganzen dürfte der Vergleich zulässig sein, jedenfalls ist kein besserer möglich. Hier, in Bezug auf die männlichen Dienstboten, kann man in Deutschland wohl von einem Verfall sprechen, aber man wird dem Bediententrost der „guten alten“ Zeit nicht viel Thränen nachzuweinen haben, auch wenn man sich nicht gerade, wie Kothé in seiner Ethik schon vor fünfzig Jahren, über die Dienstbotenthätigkeit des Mannes als mit seinem sittlichen Beruf unverträglich entrüstet.

Zu den weiblichen Dienstboten übergehend müssen wir uns zunächst etwas über den Stand der weiblichen Berufs- oder Erwerbsthätigkeit überhaupt unterrichten.

Es sind im deutschen Reiche gezählt worden

	am 14. Juni 1895	am 5. Juni 1882
weibliche Personen überhaupt . . . . .	26 361 123	23 071 364
unter einer Gesamtbevölkerung von . . . . .	51 770 284	45 222 113
Von den weiblichen Personen waren		
a) Angehörige ohne eignen Erwerb . . . . .	18 667 224 = 70,8 %	16 827 722 = 72,9 %
b) häusliche Dienstboten . . . . .	1 313 957 = 5,0 „	1 282 414 = 5,6 „
c) Erwerbsthätige (abgesehen vom Haushalt) . . . . .	5 264 393 = 20,0 „	4 259 103 = 18,5 „
d) vom Vermögen, Renten, Pensionen lebend . . . . .	691 042 = 2,6 „	439 119 = 1,9 „
e) sonstige Berufslose . . . . .	424 507 = 1,6 „	263 015 = 1,1 „
zusammen wie oben . . . . .	26 361 123 = 100,0 „	23 071 364 = 100,0 „

Es sei hierzu bemerkt, daß der sogenannte „Nebenberuf“, d. h. die nur nebensächliche Erwerbsthätigkeit in der Hauptsache nicht berufs- oder erwerbsthätiger Personen, hier nicht berücksichtigt ist. Andererseits sind zu den erwerbsthätigen Personen auch die in dem Betriebe des Familienhauptes (mit ihrem Hauptberuf) thätigen Ehefrauen, Töchter und andern weiblichen Verwandten gerechnet, deren Zahl in Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr 1895 zusammen 1 154 918 betrug. Die aus vorstehenden Zahlen ersichtlichen Verschiebungen zwischen 1895 und 1882 sind sehr beachtenswert, und sie sind sicher überwiegend die Folge der riesigen Fortschritte, die wir in der Technik des Güter-



und Personentransports in den letzten Jahrzehnten gemacht haben. Schon wenn man die dadurch herbeigeführte Erleichterung der Haushaltungsthätigkeit — der Hausfrauen-, Haustöchter- und Hausmägdearbeit — bedenkt, wird eine erhebliche Abnahme der nur im Haushalt wirkenden weiblichen Personen und eine ebensolche Zunahme der erwerbsthätigen als natürlich und notwendig anerkannt werden müssen. Wie würde nicht schon mit einemmale die Zahl der Dienstboten wieder steigen, wenn überall die Hauswasserleitungen beseitigt würden! Von einer völlig neuen oder auch nur wesentlich veränderten Verteilung der weiblichen Personen nach der Berufsthätigkeit können mich diese Zahlen aber durchaus nicht überzeugen.

Stellen wir weiter die Erwerbsthätigen beider Geschlechter mit den weiblichen Erwerbsthätigen (ohne die Dienstboten) in Vergleich, worauf bekanntlich ein besondres Gewicht gelegt wird und auch in der That zu legen ist, so erhalten wir folgendes Bild:

	Deutschland		Frankreich		England und Wales	
	1895	1882	1891	1886	1891	1881
Erwerbsthätige beider Geschlechter . . . . .	20770875	17632008	14718717	14868981	12899484	11187544
Weibliche Erwerbsthätige . . . . .	5264392	4259103	4149639	4445569	4016220	3403918
Es kommen sonach auf je 100 Erwerbsthätige beider Geschlechter weibliche Erwerbsthätige . . . . .	25,3	24,2	28,2	29,9	31,1	30,4

Sind etwa diese Zahlen als Beweis für die behauptete rapide Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigkeit und die erdrückende Konkurrenz anzuerkennen, die sie der Männerarbeit macht? Freilich ist mit solchen Sammel- und Durchschnittszahlen für das ganze Reich, Stadt und Land und alle Berufsarten zusammen, überhaupt nicht viel gesagt. Es können sich in den Großstädten in hohem Grade verhängnisvolle soziale Veränderungen abspielen, die in den Zahlen für das Reich gar nicht zum Ausdruck kommen, weil sich die nichtgroßstädtischen Zahlen in der entgegengesetzten Richtung geltend machen; es kann in der Industrie eine gewaltige Verschiebung zu Gunsten der Frauenarbeit stattfinden, der in der Landwirtschaft das Gegenteil entspricht. Ich stelle deshalb zunächst einmal die Zahlen für das ganze Reich mit den Zahlen der fünfzehn schon 1882 als Großstädte, d. h. mit mehr als 100000 Einwohnern, gezählten Städte zusammen. Es kamen

auf je 100 Erwerbsthätige beider Geschlechter weibliche Erwerbsthätige . . . . .		im Reich	in den 15 Großstädten von 1882
		1895	1882
	1895	25,3	24,4
	1882	24,2	22,7

Es hat sich also der Anteil der Frauen an der Erwerbsthätigkeit in den fünfzehn Großstädten um 1,7 Prozent gehoben, während er im Reich nur um

1,1 Prozent größer geworden ist, aber er ist auch nach dieser Vermehrung in den fünfzehn Großstädten um 0,9 Prozent kleiner geblieben als im ganzen Reiche.

Und sodann, was den Anteil der beiden Geschlechter in den verschiedenen Berufsabweisungen betrifft, so mögen folgende Zahlen davon ein Bild geben:

Berufsabweisungen	1895			1882		
	Erwerbsthätige	davon weiblich		Erwerbsthätige	davon weiblich	
	beider Geschlechter	Grundzahl	Prozent	beider Geschlechter	Grundzahl	Prozent
Landwirtschaft usw. . . . .	8 292 692	2 753 154	33,2	8 236 496	2 534 909	30,8
Industrie usw. . . . .	8 281 220	1 521 118	18,4	6 896 465	1 126 976	17,6
Handel und Verkehr . . . . .	2 339 511	579 608	24,8	1 570 318	298 110	19,0
Häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art . . . . .	432 491	233 865	54,1	397 582	183 896	46,2
Öffentlicher Dienst und freie Berufsarten . . . . .	1 425 961	176 648	12,4	1 031 147	116 272	11,2
Zusammen	20 770 876	5 264 383	25,3	17 032 008	4 259 103	24,2

Es hat also der Anteil der Frauen an der berufsmäßigen Erwerbsthätigkeit, abgesehen vom häuslichen Dienstbotenberuf, in der Landwirtschaft (einschließlich Gärtnerei, Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei) um 2,4 Prozent zugenommen, in der Industrie (einschließlich Bergbau, Hütten- und Bauwesen) um 0,8 Prozent, im Handel und Verkehr (einschließlich der sogenannten Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe) um 5,8 Prozent, im öffentlichen Dienst und den freien Berufsarten um 1,2 Prozent. Die Berufsabweisung „Häusliche Dienste und Lohnarbeit wechselnder Art“ umfaßt, abgesehen von der bunten Sammelgruppe der Lohnarbeit wechselnder Art, alle die für uns sehr interessanten Aufwartefrauen und nicht bei ihrer Herrschaft wohnenden Dienenden für häusliche Dienste und dergleichen. Zu dieser zuletzt genannten Gruppe gehörten 1895: 48 803 Männer und 182 769 Frauen, während in ihr 1882: 45 602 Männer und 116 474 Frauen gezählt worden sind. Die Frauen haben hier also sehr stark im Verhältnis zugenommen; ihre absolute Zunahme (56 295) übertrifft sogar die absolute Zunahme der weiblichen Dienstboten (31 543) bedeutend, was Hirschbergs Bemerkung in gewissem Grade bestätigt. Aber aus all diesen Zahlen die völlige Neuheit der Stellung der beiden Geschlechter in der berufsmäßigen Erwerbsthätigkeit als unabänderliche Thatsache herauslesen zu wollen, ist doch heller Unsinn. Völlends wenn man bedenkt, daß bei der Berufszählung von 1895 sicher viel schärfer als bei der von 1882 die weibliche Erwerbsthätigkeit erfaßt worden ist. Ich wiederhole ausdrücklich, es ist durchaus nicht zu bestreiten, daß in einzelnen Berufsabweisungen und Bezirken die Frauenarbeit einen Umfang erreicht haben mag, der die männlichen Arbeiter sehr unangenehm berührt, ja sie teilweise verdrängt, und daß die Frauenarbeit diesen Zweigen und Bezirken in der That ein wesentlich verändertes Gepräge verleihen und unter Umständen besondere staatliche Maßnahmen im sozialen Interesse notwendig machen kann, die früher nicht nötig waren. Nur der

Übertreibung und Verallgemeinerung dieser thatsächlich doch vereinzelt und im Verhältnis zum ganzen recht unbedeutenden Verschiebungen wollte ich entgegentreten, weil diese Übertreibung es unmöglich machen kann, die Mißstände im Dienstbotenwesen vollständig zu beseitigen.

Will man sich eine Vorstellung von dem Stande des Dienstbotenwesens in Zahlen machen, so muß man die Zahl der Dienstboten — ich meine jetzt immer nur die weiblichen — mit denen der Gesamtbevölkerung vergleichen. Man kann sie aber auch, und das scheint mir hier das zweckmäßigere zu sein, der Zahl der erwerbsthätigen Bevölkerung gegenüber stellen, zu der dann allerdings, da es sich um die für das Halten der Dienstboten hauptsächlich in Betracht kommenden Bevölkerungsschichten handelt, noch die von eigenem Vermögen, Renten und Pensionen lebenden, an sich nicht erwerbsthätigen Personen (Rentner) hinzugerechnet werden müßten. Es stellt sich dabei heraus, daß auf je 100 Erwerbsthätige und Rentner beider Geschlechter an weiblichen Dienstboten kamen in

Deutschland		Frankreich		England und Wales	
1895	1882	1891	1896	1891	1881
6,0	7,0	6,6	8,0	10,1	10,3

Vergleicht man die Zahlen für das deutsche Reich einerseits und für die fünfzehn deutschen Großstädte von 1882 andererseits, so ergibt sich folgendes Bild:

Reich		Großstädte von 1882	
1895	1882	1895	1882
6,0	7,0	9,5	12,7

Vergleicht man endlich die Zahlen für die verschiedenen Berufsabteilungen der deutschen Statistik, so erhält man nachstehendes Ergebnis:

	Es sind weibliche Dienstboten gezählt worden		Es kamen auf 100 Erwerbsthätige oder selbständige Berufslöse weibliche Dienstboten		Auf die einzelnen Berufszweige kommen von allen weiblichen Dienstboten	
	1895	1882	1895	1882	1895	1882
bei der Landwirtschaft . . . . .	364 941	410 052	4,4	5,0	27,8	31,8
bei der Industrie . . . . .	317 170	295 765	3,8	4,6	24,1	23,1
beim Handel und Verkehr . . . . .	280 973	286 737	12,0	18,3	21,4	22,4
bei den häuslichen Dienstleistungen und der Lohnarbeit wechselnder Art . . . . .	1 269	2 184	0,25	0,1	0,1	0,2
beim öffentlichen Dienst in der freien Berufsart . . . . .	186 769	158 606	13,1	15,4	14,2	12,4
bei den Rentnern . . . . .	162 320	129 254	12,6	15,8	12,4	10,0
bei sonstigen Berufslosen . . . . .	515	916	0,1	0,3	0,0	0,1
Summen:	1 313 957	1 282 414	6,0	7,0	100,0	100,0

Während sonach die Zahl der weiblichen Dienstboten, auf 100 Erwerbsthätige und Rentner beider Geschlechter berechnet, in Deutschland von 1882 bis 1895 um 1,0 geringer geworden ist, beträgt der Rückgang in Frankreich von 1886 bis 1891 sogar 1,4, dagegen in England von 1881 bis 1891 nur 0,8. In den fünfzehn deutschen Großstädten hat sich die Zahl von 1882

bis 1895 um 3,2 vermindert gegen 1,0 im ganzen Reiche; sie ist aber trotz dieser Verminderung immer noch um 3,5 größer als im Reiche. In der deutschen Landwirtschaft ist die Zahl der weiblichen Dienstboten, auf 100 Erwerbsthätige beider Geschlechter berechnet, um 0,6 kleiner geworden, in der Industrie um 0,8, im Handel und Verkehr dagegen um 6,3. Auf 100 im öffentlichen Dienst und in den freien Berufsarten stehende Erwerbsthätige beider Geschlechter kamen 1895 2,3 weibliche Dienstboten weniger als 1882, und auf 100 Rentner 3,2 weniger. Die Personen aus der Klasse der häuslichen Dienstleistungen usw. und die sonstigen Berufslosen fallen nicht ins Gewicht.

Wir finden in diesen Zahlen zugleich die sehr wichtige Frage nach den hauptsächlich an dem Halten von weiblichen Dienstboten beteiligten Berufen oder Ständen beantwortet. Die Landwirtschaft beschäftigt trotz des verhältnismäßig starken Rückgangs ihres Anteils immer noch mehr häusliche Dienstboten als irgend eine andre Berufsabteilung. Es ist dabei wohl zu beachten, daß das hauptsächlich im landwirtschaftlichen Betriebe thätige Gesinde nicht zu den häuslichen Dienstboten, sondern zu den Erwerbsthätigen gerechnet ist, daß aber bei der Unsicherheit der Grenzlinie die Zahlen mit Vorsicht aufzunehmen sind. Auch für die Industrie ist das zweifellos anzunehmen, da hier gleichfalls die im Gewerbebetrieb des Haushaltsvorstands hauptsächlich beschäftigten Dienstboten (im weiteren Sinne) von der Statistik als Erwerbsthätige und nicht als häusliche Dienstboten behandelt werden, obgleich sie im Haushalt des Betriebsinhabers leben. Auffallend ist der Rückgang der von den Erwerbsthätigen im Handel und Verkehr gehaltenen häuslichen Dienstboten, da hier die Zahl der Erwerbsthätigen besonders stark zugenommen hat. Zum Teil mag auch hier die Zählweise die Verschiebung größer machen, als sie ist, hauptsächlich ist die Erklärung aber wohl darin zu suchen, daß der starke Zuwachs der Erwerbsthätigen vorwiegend aus abhängigen Personen der besonders stark vermehrten Großbetriebe besteht. Der Anteil der im öffentlichen Dienst und in den freien Berufsarten stehenden Erwerbsthätigen und der Rentner an der Gesamtzahl der Dienstboten ist etwas größer geworden. Die beiden andern Berufsclassen (häuslicher Dienst usw. und Berufslose) haben kein Interesse; die veränderten Zahlen haben hier nur auf dem Papier Bedeutung oder sind ganz zufällig.

Es bleibt nun noch übrig, einige Mitteilungen über den Familienstand und das Alter der weiblichen Dienstboten zu machen. Von allen 1313957 weiblichen Dienstboten waren 1895 nur rund 11000 verheiratet, also Ausnahmen, die nichts für das Ganze bedeuten. Unsere weiblichen Dienstboten sind unverheiratet, der Dienstbotenberuf ist die Domäne der ledigen Frauenzimmer, viel mehr, als die Erwerbsthätigkeit außer der Haushaltsführung, in der 1895 von 5264393 weiblichen Personen im ganzen immerhin 1046381 verheiratet waren. Von allen 1895 vorhandenen rund 15368000 unverheirateten weiblichen Personen lebten



als berufslöse Angehörige im Haushalt des Familienhauptes	10425000
als Rentnerinnen oder sonstige Berufslöse (in Anstalten usw.)	397300
als erwerbsthätige Töchter und andre Verwandte im Betriebe des Haushaltsvorstands in Landwirtschaft, Industrie und Handel . . . . .	813500
als Erwerbsthätige für fremde Betriebe . . . . .	2468800
als häusliche Dienstboten . . . . .	1263400

Abgesehen von den Rentnerinnen und den sonstigen Berufslösen scheinen durch ihr Berufsleben ganz dem Haushalt entfremdet eigentlich nur die Erwerbsthätigen für fremde Betriebe, aber auch unter diesen sind noch viele Tausende namentlich zum landwirtschaftlichen und gewerblichen Dienstpersonal gehörige Personen, die im Haushalt der Betriebsinhaber leben und dort auch nebenher mit thätig sind.

Folgende Zahlen mögen endlich noch ein Bild von den Altersverhältnissen der weiblichen Dienstboten im Juni 1895 geben. Es standen in einem Lebensalter

unter 20 Jahren	585596	
von 20 bis 30	508571	
also unter 30	1094167	= 83,3 Prozent
von 30 bis 40	101771	
„ 40 „ 50	50112	
„ 50 „ 60	37100	
„ 60 „ 70	22246	
über 70	8561	
also von 30 und mehr	219790	= 16,7 Prozent
zusammen	1313957	= 100,0 Prozent

Bei weitem die Mehrzahl der weiblichen Dienstboten steht sonach im Alter unter 30 Jahren, und davon wieder über die Hälfte im Alter unter 20 Jahren. Daran hat sich gegen früher wenig oder nichts geändert, und gerade darin ist die ungeheure Bedeutung der Fürsorge für das Dienstbotenwesen nach wie vor begründet: der Dienstbotenberuf ist für weite Schichten der weiblichen Bevölkerung die Vorschule für den Hausfrauenberuf. Die Dienstbotenfrage ist eine Frauenfrage im ganz besondern Sinne, von ganz besondrer sozialer Bedeutung. Ihre Lösung gilt der Erziehung von Hausfrauen für Millionen von Familien, namentlich der minderbemittelten Stände, und sie liegt in der Hand einer Million von Hausfrauen namentlich der besitzenden Klassen. Unendlich reichen sozialen Segen werden gesunde Dienstbotenverhältnisse dem deutschen Volke bringen, unsägliches soziales Elend schaffen die ungesunden.

Als vor etwa zwölf Jahren die bekannte Frau Guillaume-Schack ihre Agitationsreise durch Deutschland machte, um unsre Frauen zur Einmischung in das widerlichste Gebiet der Polizei, die Prostitutionsfrage, zu begeistern, habe ich in den Grenzboten dem gegenüber die ungeheuer wichtige und arg

vernachlässigte Pflicht der Hausfrauen hervorgehoben, in ihren Mägden Hausfrauen zu erziehen. Es erschien mir diese Pflicht so recht als eine Pflicht der Einzelnen, eine moralische Pflicht, die dem Einzelnen durch keine Gesamtheit abgenommen werden kann, und deren Vernachlässigung für den Einzelnen immer ein moralischer Vorwurf ist und unter keinen Umständen durch den billigen Hinweis auf die „veränderten Verhältnisse“ entschuldigt werden darf. Die „soziale Bewegung“ des letzten Jahrzehnts, auf die man so stolz ist, und die „soziale Gefinnung,“ deren sich die „ethischen“ Volkswirte der Mode so gern rühmen, hat für die bessere Erfüllung der Pflicht der Einzelnen auch auf diesem Gebiet nichts gethan, nichts thun wollen. Die moralische Seite des sozialen Lebens ist diesen „Ethikern“ eine völlig unbekannte Größe, wenn nicht ein Gegenstand des Hasses, des Hohns, der Bekämpfung. Die Stellung der Sozialdemokratie zur Dienstbotenfrage ist das sprechendste Beispiel. Umso mehr schien es mir am Platze, wieder einmal an die Dienstboten und an die Erzieherpflicht ihnen gegenüber zu erinnern. Wem die läppische Skotterrie mit dem „Fräulein Dr.“ nicht mehr imponirt, der wird vielleicht an dieser ernstern Frauenfrage wieder etwas Interesse nehmen. ß



## Reichsländische Zeitfragen

Von Emil Kühn

### 3. Ein neuer Minister und die Folgen seiner Ernennung



er am Schluß meiner letzten Erörterung erwähnte Landesauschußabgeordnete Dr. Petri ist seitdem zum Unterstaatssekretär ernannt und an die Spitze der Ministerialabteilung für Justiz und Kultus gestellt worden. Von dieser Abteilung ressortirt einestheils die ganze Justizverwaltung mit dem umfänglichsten Vorschlag zur Stellenbesetzung, andernteils die Staatsaufsicht über die Religionsgesellschaften, die nach der bei uns geltenden Gesetzgebung sehr tief eingreift. Da die Unterstaatssekretäre thatsächlich, wenn auch nicht staatsrechtlich, so gut wie Minister sind, so ist die Ernennung eine sehr wichtige Maßregel und fordert zur Besprechung auf. Vorausschicken möchte ich, daß ich mich an und für sich über die Ernennung eines Eingebornen freuen würde, aber ich vermag mich nicht zu überzeugen, daß diese bestimmte Ernennung im deutschen Interesse liegt.

Herr Dr. Petri ist im Unterelsaß zu Hause, in dem Teile des Landes, der immer am meisten Deutsches bewahrt hat; der Konfession nach gehört er zu der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, der verbreitetsten unter unsern evangelischen Religionsgemeinschaften. Er ist 1852 geboren, stand also im bildungsfähigen Alter, als sein Geburtsland auch im politischen Sinne deutsch wurde. Als Referendar hat er den auch im Reichsland deutsch zugeschnittenen Vorbereitungsdienst durchgemacht. Nach bestandnem Assessorexamen ließ er sich in Straßburg als Rechtsanwalt nieder und gewann auch bald eine ansehnliche Praxis. Da trat eine Gelegenheit ein, die er dazu benutzte, der französischen Vergangenheit des Landes öffentlich abzusagen, ausdrücklich und bestimmt. Daß er es that, erwart ihm, wie die Dinge damals standen, um die deutsche Sache ein wirkliches Verdienst. Für ihn selbst war es ein Wagnis, denn er machte sich dadurch viele Feinde, und er hat darunter gewiß nicht nur gesellschaftlich, sondern auch im Broterwerb, in seiner Praxis zu leiden gehabt. Aber es verschaffte ihm auch einflußreiche Freunde, und diese waren für ihn thätig. Um dieselbe Zeit etwa wurde außerdem ein naher Verwandter von ihm an die Spitze der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses gestellt. Er selbst kam mit Hilfe der altdeutschen Stimmen für die Stadt Straßburg in den Reichstag. Seine Praxis erholte sich wieder und wurde sogar sehr groß und einträglich. Als später die erste Kreditanstalt des Landes das durchmachte, was man ein kleines Panama genannt hat, wurde zwar die Staatsdepositenverwaltung nicht ganz davon abgetrennt, aber unter wirksamere Kautelen gestellt, und Herr Dr. Petri wurde Bankdirektor für die betreffende Abteilung; wie niemand bezweifelt, durch staatlichen Einfluß. Diese Stelle hat er bis jetzt inne gehabt, und er ist außerdem Mitglied des Staatsrats, des Landesauschusses, des evangelischen Oberkonsistoriums usw. Das alles verdankt er unmittelbar oder mittelbar der Unterstützung der Regierung und der Altdeutschen, denn bei den „Kompatrioten“ ist er verhaßt, und bei denen, die uns günstiger gesinnt sind, fehlt es ihm an persönlichem Einfluß. Nur in einem ziemlich engen Kreise in Straßburg gilt er etwas. Dieser Kreis giebt sich à la Paris für das Herz des Landes aus, ist es aber nicht und nicht einmal Straßburgs sicher. Bei der letzten Reichstagswahl 1893 wurde Herr Dr. Petri für Straßburg wieder aufgestellt, als Versöhnungskandidat und sogar als deutscher Kandidat, obgleich er bei der Abstimmung über die Militärvorlage gesehlt hatte und über sein künftiges Verhältnis dazu nur gewundene Erklärungen abgab; er wurde jedoch von dem Sozialdemokraten geschlagen.

Man sieht: auf die schlechte Seite ist Herr Dr. Petri im ganzen nicht gefallen; wenn er als Märtyrer gelitten hat, so hat es nicht lange gedauert, und er ist reichlich entschädigt worden. Doch, diese Seite der Sache würde ich nicht erwähnen, wenn ihm sein Leiden nicht noch immer als Folie diente, bei andern und zu eignem Gebrauch. Hat er doch noch in der vorjährigen

Tagung des Landesausschusses Herrn Preiß wegen seiner Reichstagsünden hauptsächlich darum abgefanzelt — der wunderliche Vorgang gestattet kein andres Wort —, weil dieser „junge Mann“ nicht wie Ausgereifte die Not der Zeiten habe kennen lernen. Wenn Herr Dr. Petri der Meinung war, es sei nötig, aus dem Landesausschuß in die Reichstagsfenster hineinzureden, so war vom deutschen Standpunkt jedes andre Argument mehr am Platze. Zum Beispiel der Hinweis darauf, daß Herr Preiß als Referendar den Diensteid geleistet habe; andre möchten vielleicht vorbringen dürfen, daß Elsaß-Lothringen ungefragt annektirt worden sei, aber nicht Herr Preiß, denn könne es eine feierlichere Zustimmung geben als diesen für den Dienst des deutschen Reichslands aufgestellten Eid? Dieser Pfeil würde getroffen haben, wäre aber freilich auch auf das Martyrium zurückgeprallt, dem die Sache nicht gerade als Folie gedient hätte, denn Herr Dr. Petri war bei seiner Absage an Frankreich mit dem Eide in derselben Lage. Er handelte nur nach Ehre, Pflicht und Gewissen, als er die Absage vollzog: bricht nicht jeder die Brücke zu Frankreich ab, der dem deutschen Kaiser Treue und Gehorsam schwört? Und bleibt diese Folge des Eides nicht bestehen, wenn seine positiven Versprechungen verblaffen, weil der Betreffende wieder aus dem Staatsdienste tritt, etwa Rechtsanwalt wird?

Das alles ist klar und unwiderleglich, im Volke fühlt es jeder, Herr Dr. Petri hat es als Jurist überdies gewußt. Für die politische Würdigung ist es natürlich ein Mehr, wenn bei einer bedeutenden Gelegenheit ausdrücklich und öffentlich wiederholt wird, was zwar schon feierlich bindet, weil vor Gott versprochen, was aber doch nur vor wenigen Personen und — nach dem juristischen Kunstausdruck — nur stillschweigend, implicite erklärt worden ist. Dieses Mehr ist gewiß verdienstlich und reicht aus, für den Beginn einer politischen Laufbahn zu empfehlen, aber nicht weiter. Es ist weder ziemlich, sich mit seinen Leiden zu brüsten, noch zeugt es auf unsrer Seite von nationaler Selbstachtung und von Klugheit, daß wir aus einem Akt der Pflichterfüllung ein Riesenverdienst schmieden: halb Heiligenschein, halb Wünschelrute. Diese Übertreibung reizt auch keineswegs zur Nachfolge, denn der Streber, der auf äußern Lohn bedacht ist, wird sich fragen, woher die entsprechende Lohnmenge für mehrere oder gar für viele genommen werden soll; wer dagegen den innern Lohn voranstellt, wird durch den Überschwang wie durch jede andre Art von Machte abgeschreckt. Herr Dr. Petri seinerseits ist jedenfalls nicht zartfühlend. Würde er auch sonst, ohne abzuwinken, das Quantum von Lob hinnehmen, das ihm jahraus jahrein unser „führendes deutsches Organ,“ die Straßburger Post, spendet? Ich bin deswegen lange Zeit geneigt gewesen, Herrn Dr. Petri, den ich nicht persönlich kenne, für besonders geduldig und für eine etwas passive Natur zu halten, bis mich der Vorfall mit Herrn Preiß auf meinen Irrtum aufmerksam machte.

Was hat nun Herr Dr. Petri seit seiner Absage an Frankreich noch für



die deutsche Sache gethan? Ich habe mich schon oft darnach gefragt, und auch andre, weiß aber nichts zu finden und kann auch nichts erfahren. Dagegen ist mir aus seinem spätern Verhalten manches aufgefallen, was die deutsche Sache schädigte. Seine zweideutige Haltung in der Militärfrage ist schon erwähnt worden; Bewegungsfreiheit darin durfte er als reichsländischer Abgeordneter noch weniger in Anspruch nehmen, als wenn er im sonstigen Deutschland gewählt gewesen wäre, denn bei uns hieß es in dieser Frage nur: Hie Deutschland, hie Frankreich! Vorher hatte er sich einmal von einem französischen Journalisten „interviewen“ lassen, der gern wissen wollte, wie es in Elsaß-Lothringen stünde. Herr Dr. Petri antwortete, seines Erachtens sei die Losreißung Elsaß-Lothringens von Deutschland weder möglich, noch zu wünschen. Die Straßburger Post war entzückt; ich möchte glauben, für einen Deutschen gäbe es nur die Antwort, dem Frager die Thür zu weisen. Wer das für chauvinistisch und illiberal hält, wird als Deutscher wenigstens nicht wünschen, daß der Ton der Antwort für uns gönnerhaft klinge. Das war aber der Eindruck, den die Petrische Antwort machte, im Gegensatz zu Herrn Dr. Höffel, der etwa um dieselbe Zeit auf eine ähnliche Frage ja ebenfalls Antwort gab, sachlich gleichlautend, aber zugleich in einer Form, die das eigne Ich nicht störend hervortreten ließ. Das darf auch nicht anders sein, denn das Gefühl fürs Vaterland ist Ehrfurcht; es steht so hoch, daß sich Niedres nicht einmischen darf.

Im Jahre 1896, bei dem fünfundzwanzigjährigen „Jubiläum“ der Einverleibung, hat Herr Dr. Petri im Landesausschuß eine Art von Perilleischer Staatsrede gehalten. Ich war ästhetisch sehr enttäuscht, denn die Leistung, die ich zu hören bekam, streifte das genre ennuyeux nicht bloß an. Auch das „Haus“ teilte diesen Eindruck und atmete offenbar erleichtert auf, als der Staatssekretär von Buttamer den Redner ablöste. Das muß zwar erwähnt werden, weil Herr Dr. Petri auch geistig überschätzt wird, aber für die Bedeutung seiner Bundesgenossenschaft steht es doch nur in zweiter Reihe. Läßt sich daselbe davon sagen, daß er in seiner Rede unter anderm an uns Altdeutsche eine feierliche Mahnung zur Geduld richtete? Die Elsaß-Lothringer verlangten eine behutsame und milde Behandlung. Ist das ein Freund, der so spricht? Wir haben die Bewohner des Reichslands als Schoßkinder behandelt und ernten den Dank von Schoßkindern, den Dank, den unfrome Eltern — der Ausdruck stammt von Lagarde — auch verdienen. Wenn uns Herr Dr. Petri, der wie jeder andre Bescheid weiß, das vorgehalten hätte, so wäre es als Quittung über die fünfundzwanzig Jahre nicht angenehm gewesen, hätte aber der Wahrheit entsprochen, und für die Wahrheit soll man danken. Aber freilich, wir sind, wie ich von früher her wiederhole, lauter Vergeben und Vergessen, und der Landesausschuß hört so etwas, wie es Herr Dr. Petri gesagt hat, sehr gern.

Geradezu deutschfeindlich hat die Art gewirkt, wie Herr Dr. Petri als Mitglied des Landesausschusses das Wort: Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern auf die Besetzung der Beamtenstellen anwendete. Ich habe diese Anwendung in den Grenzboten vor kurzem charakterisirt, der Leser wird meine Erörterung in frischer Erinnerung haben. Man braucht ja die Folgen gar nicht zuspitzen, etwa dahin, daß der Hauptmann Dreyfuß, wenn er in sein Geburtsland zurückkehren sollte, für die Petrische Auffassung ein genehmer Amtsanwärter sein würde, während ein junger Mann aus Baden, der sich aus wirklicher Begeisterung meldet, zurückzuweisen wäre. Denn, auch bei der Beschränkung auf die regelmäßigen Folgen der Petrischen Auffassung, im regelmäßigen Lauf der Dinge sind die schwersten Befürchtungen gerechtfertigt; der von mir früher gebrauchte Superlativ: sehr ernste Gefahr giebt nur eine schwache Vorstellung von dem, was dem Deutschtum droht, und zwar als nur gewaltsam wieder gut zu machende Folge. Jetzt kann Herr Dr. Petri das behaupten, was er als Abgeordneter empfohlen hat. Bei Neubesezung von Stellen hat er außer den Ministerialbeamten folgende vorzuschlagen: 11 Präsidenten und gleichstehende Staatsanwälte, 35 Oberlandesgerichtsräte, Landgerichtsdirektoren und Erste Staatsanwälte, 162 Richter und Staatsanwälte, noch mehr festangestellte Sekretariatsbeamte, zahlreiche Handels- und Ergänzungsrichter, 11 Hypothekenbewahrer, mehr als 150 Notare, 119 Gerichtsvollzieher, zahlreiche Gefängnisbeamte. 64 Assessoren hängen für ihre Anstellung und für ihre vorläufige Verwendung von ihm ab. 167 Referendare und Notariatskandidaten, mehr als 200 Anwärter des Gerichtsschreiber- und Gerichtsvollzieheramts hängen nicht bloß ebenfalls von ihm ab, sondern er ist es auch, der über die erste Zulassung zu diesen sämtlichen Vorbereitungsstellen zu verfügen hat. Diese Zahlen sprechen, wenn man bedenkt, daß Elsaß-Lothringen kein großes Land ist. Weder der Staatssekretär noch die andern Unterstaatssekretäre können sich in Bezug auf diese Quelle von Einfluß und handgreiflicher Macht mit Herrn Dr. Petri messen. Er hat ein großes Stück unsrer staatlichen Zukunft in die Hand bekommen. Es kommt noch hinzu, daß kein Geistlicher des Landes ein festes Amt im Kirchendienst antreten kann, ohne vom Staat bestätigt zu sein, also ohne Mitwirkung der Ministerialabteilung, an deren Spitze Herr Dr. Petri gestellt worden ist.

Herr Dr. Petri ist typisch dafür, wie die Deutschfreundlichkeit in unserm Lande, näher betrachtet, sehr oft aussieht. In die Zeitungen kommen über dergleichen höchstens abgerissene Andeutungen, es hat deswegen im Zusammenhang besprochen werden müssen. Herr Dr. Petri gehört zu den ältern unter dem seit 1870 zum Mannesalter gelangten Geschlecht, aber der jüngere Teil ist für Deutschland im Durchschnitt keineswegs erfreulicher. Ich bin es nicht allein, der im Reichsland so urteilt. Wenn dieser Aufsatz im Lande gelesen werden sollte, so werden gerade an dieser Stelle sehr viele zustimmen und nur

den Ausdruck zu mild finden. Wenn ich es allein oder fast allein öffentlich ausspreche, so giebt es dafür mancherlei Gründe, verwerfliche, aber auch zu entschuldigende. Es ist z. B., wie ich in den letzten Jahren selbst erfahren habe, sehr schwer, die Wahrheit über Elsaß-Lothringen in die altdeutsche Presse zu bringen. Unsere Landespresse nimmt fast ausnahmslos Rücksichten, oder ihre Richtung steht einem gar zu fern. Die Rücksichten, die genommen werden, sind nicht bloß der Wahrheit, sondern auch dem Deutschtum schädlich, ganz ähnlich wie die Kompromisse im reichsländischen Staatsleben wohl der Zufriedenheitslegende und der Bertuschung zu gute kommen, aber thatsächlich, wenn auch von uns nicht gewollt, auf Kosten der deutschen Sache geschlossen werden.

Die geistige Luft, in der unsre Jugend heranwächst, ist nicht gesund. Die Jugend sieht, daß wir uns in allem Wesentlichen — Feste und Hurraschreien sind nur Thaten — mit dem Deutschtum zur Seite drücken. Und da sollen Achtung und Zuneigung für uns in die jungen Seelen einziehen. Die Jugend richtet nach dem großen Eindruck: Kann unser Verhalten imponiren? Da, wo sie achtet, liebt sie meistens, aber immer haßt sie, wo sie nicht achten kann. Und sie haßt um so stärker, je mehr sie, in unsern Schulen z. B., bearbeitet wird, zu lieben. Ganz ähnlich gestimmt ist die Seele des sogenannten gemeinen Mannes. Auch er empfindet unmittelbar Achtung, Liebe und Haß. Auch er liebt uns nicht und kann es nicht, ohne seinem natürlichen Wesen untreu zu werden, gleichsam aus der Haut zu fahren; nicht eher wird er es können, als bis wir fest und deutsch auftreten. Der jetzige Stand der Gemüter ist betrübend, und unser Schuldanteil daran ist groß, aber sollen wir darum die Träger solcher Gesinnungen zu Beamten, zu Trägern unsers Staatsgebäudes machen, das doch deutsch ist? Ist Herr Dr. Petri der Mann, der zur richtigen Auslese berufen erscheint? Er ist ja selber ein Kunstprodukt unsrer falschen Politik, die unter den Mitteln, die Gemüter zu lenken und zu beherrschen, gerade die natürlichen und nächstliegenden auf den Kopf gestellt hat, gerade die, die überall und zu allen Zeiten wirken und dieselben bleiben. Seine Ernennung ist eine große Konzession, aber keine Maßregel, die zu richtiger Politik umlenkte.

Weit geringer als die Verstärkung der Zukunftsgefahren schlage ich bei der Ernennung Herrn Dr. Petris den Umstand an, daß sie von der üblichen Besetzungsweise abweicht. Zur Zeit der altpreussischen Kollegien wäre sie nicht möglich gewesen, ging doch deren Macht so weit, daß sie sich in der Regel durch eine Art von Kooptation selbst ergänzten, aber dergleichen ist ja überall abgekommen, seit der Konstitutionalismus aufgefunden ist, und unsre modernen Obergerichte haben zwar an Schwerefälligkeit, aber auch an berechtigtem Selbstgefühl und Zusammenhalt verloren. In mancher Beziehung ist es auch kein Schaden, wenn andres Blut in die obern Stellen kommt, und was die Befähigung anlangt, so steht ein tüchtiger und angesehener Rechtsanwalt, was Herr Dr. Petri gewesen ist, einem Ministerialrat oder einem höhern Richter

nicht nach. Selbst der französische Beigeschmack, den diese Wertschätzung der Advokatur hat, ist ein nebensächliches Bedenken. Diese ganze Seite der Sache ist aber überhaupt anders anzusehen als das bisher Erörterte, denn es ist sicher, daß sie bei der Entscheidung erwogen worden ist; die Kritik hat sich also zu bescheiden, bis der Erfolg sichtbar wird. Dagegen ist nicht anzunehmen, daß die politische Vergangenheit Herrn Dr. Petris an entscheidender Stelle in demselben Maße gewürdigt worden ist. Ich kann mir z. B. nicht denken, daß der Kaiser von dem Verhalten seines neuen Ministers in der Militärfrage unterrichtet gewesen ist, und ebenso wenig glaube ich, daß unser Statthalter bei seinem Vortrag darum wußte. Das allerdings scheint festzustehen, daß Fürst Hohenlohe-Langenburg die Ernennung selber angeregt und betrieben hat, während er bisher die Initiative mehr dem Staatssekretär von Puttkamer überließ. Ich gehöre nicht zu den Anhängern Herrn von Puttkamers, kann mich aber nicht darüber freuen, daß bei dieser Gelegenheit sein Abtreten oder seine Lauheit unberücksichtigt geblieben ist. Ist er doch ein genauer Kenner der Volksschichten, bei denen wir eine Stütze suchen, und hat er doch in Einräumungen an die einheimische Adresse eher zu große Freigebigkeit als vorsichtige Sparsamkeit bewiesen. Wenn er sich gegen eine weitere Einräumung ausspricht oder auch nur zurückhaltend verhält, so ist sie nicht angebracht. Natürlich macht der Klatsch aus der Zurückhaltung sofort einen tiefen Gegensatz, und mancher politische Pflastertreter in Straßburg sieht schon Herrn Dr. Petri zum Staatssekretär aufrücken.

Einen besonders schweren Stand wird Herr Dr. Petri als Kultusminister haben. Auf dessen Aufgaben wird er jedenfalls durch Kenntnis der Gesetzgebung vorbereitet sein, aber es fehlt ihm an genügender praktischer Erfahrung. Als Rechtsanwalt und als Bankdirektor hat er keine erworben, und die Erfahrungen, die er als Mitglied des evangelischen Oberkonsistoriums gesammelt hat, helfen ihm nichts für das Verhältnis zur katholischen Kirche und werden ihm schon jetzt als Befangenheit vorgeworfen. Hoffentlich weist er jede Anwendung von politischem Protestantismus zurück und verweist er den dazu geneigten Teil seiner Straßburger Bundesgenossenschaft in die Schranken, die von der Parität gefordert werden! Er ist ja ein Verehrer Fürst Bismarcks, wenigstens hat er ihn in seiner großen Rede von 1896 zitiert, wenn auch nicht ganz getreu, er wird daher geneigt sein, das zu beherzigen, was Fürst Bismarck zu einem evangelischen Geistlichen unsers Landes bemerkt hat, als ihm dieser seinen Dank für die Wiedervereinigung des Reichslandes aussprach unter besondrer Betonung des evangelischen Standpunkts. Fürst Bismarck hat den sehr tüchtigen, aber etwas übereifrigen Mann mit Wohlwollen angehört, ihm aber doch zum Schluß gesagt: Herr Prediger, das deutsche Reich ist nicht konfessionell.

Die richtige Auffassung der Staatsaufsicht über die katholische Kirche geht nicht auf den Polizeibefehl oder auf romantisch frömmelnde Mache aus, sondern sucht ihr Ziel darin, zwischen der Kirche und den übrigen Mächten des mensch-



lichen Zusammenlebens im Staate Frieden und Gleichgewicht zu erhalten und die Seelsorge fördern zu helfen. Dieses Ziel ist erreichbar, giebt für Thun und Lassen einen festen Maßstab und kann ebenso wenig zu Kirchenverfolgung wie zu eitelm Liebeswerben führen. Für diese Auffassung ist die hierarchische Gliederung und Einwirkung etwas gegebenes, auch als Vermittlerin aller Zuwendungen, aber nicht so, daß der Staat hinter der Kirche verschwindet. Streit wird diese Auffassung aufs äußerste vermeiden, aber den aufgenommenen durchfechten, ohne Furcht vor Gespenstern.

Nach diesen Grundsätzen ist die umfassende Kirchenhoheit des Reichslandes bisher nicht gehandhabt worden, sondern das Hauptbestreben ist darauf gerichtet gewesen, die katholische Kirche durch äußere Wohlthaten zu gewinnen. Ihre Austeilung ist fast ganz den bischöflichen Behörden überlassen worden. So erscheint denn dem Seelsorgellerus und den kirchlichen Anstalten Monseigneur — die fast ständige Bezeichnung des Bischofs — als der eigentlich gebende Teil. Einige Zugeständnisse sind ja erreicht worden, aber es waren, genau gesehen, nur selbstverständliche, und sie werden in der Ausführung wieder abgeschwächt. Im ganzen ist das Gegenteil von Erfolg bewirkt worden. Wie soll auch auf weltliche Saat geistliche Ernte folgen? Die Kirche hat französischen Geist und französischen Habitus nur noch mehr gehegt, auch im Elsaß, und trotz des altdeutschen Bischofs Fritzen. Die jüngere Generation der Geistlichkeit ist uns noch feindlicher als die ältere und zeigt es über das ihren Obern genehme Maß. Darin darf sie es wagen, ihnen Ungehorsam oder Nichtachtung zu beweisen: *laudabiliter zelo peccant*. Nicht am wenigsten leidet unter dieser Richtung der Gemüter die Seelsorge. Ob der neue Kultusminister diesem Unwesen steuern wird? Wird er wenigstens nach französischer Art die Zügel straffer anziehen und die freigebigen Zuwendungen nach dem *do ut des* behandeln? Wird er, und wird in höherer Instanz der Statthalter das Liebeswerben meiden, wie es besonders der Statthalter von Manteuffel halb sentimental, halb planmäßig geübt hat? Wir stehen in alledem vor bedeutsamen Fragezeichen. Im Reichslande wird man als Deutscher hoffnungsarm. Ich fürchte, daß Herr Dr. Petri keine Ausnahme von der Regel machen wird, wonach sich liberale Protestanten am wenigsten zu Kultusministern eignen.

In der eigentlichen Justizabteilung wird es Herr Dr. Petri in vieler Beziehung besser haben. Die Geheimnisse der höhern Dekretirkunst werden nicht lange Geheimnisse für ihn bleiben, denn als Jurist kennt er schon *res quas in numero, pondere, mensura consistunt*. Er hat jedenfalls die Absicht, dem Bürokratismus entgegenzutreten, wie er beispielsweise den nicht streberischen, aber strebsamen Einzelrichter fast auf Schritt und Tritt begleitet und hemmt, wie er auch das für Elsaß-Lothringen so wichtige Notariat in lästige Schablonen zwingt, ohne seine Auswüchse beseitigen zu können. Aber auch auf diesem Gebiete wird Herr Dr. Petri die Erfahrung machen, daß die Umgebung oft stärker ist als der zur Leitung berufne Wille. Nicht daß die Räte, die

er übersprungen hat, daran dächten, ihm Schwierigkeiten zu machen, und auch sonst etwas anderes als das Beste wollten, aber der Amtsapparat der Zentralstelle als solcher ist zu groß; seit Einführung der Ministerialverfassung hat er sich mehr als verdoppelt. Das ist eine starke Hemmung für die Initiative jedes Ministers, er hätte denn ein außerordentliches Maß von Energie und Fähigkeit. Schließlich wird es darin wohl im wesentlichen beim alten bleiben, und Herr Dr. Petri wird noch mehr Veranlassung haben, seine Hauptthätigkeit den Personalfragen zuzuwenden. Darüber ist noch etwas nachzutragen, was meines Erachtens sehr wichtig ist. Im Reichslande wird viel antichambriert, und die Altdeutschen nehmen daran nicht weniger teil als die Eingebornen. Aber bisher ist im Sprechzimmer des Ministers doch kaum von deutschen Justizbeamten etwas anderes als deutsch gesprochen worden. Das wird jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach anders werden, denn als korrekter „Einheimischer“ spricht Herr Dr. Petri mit andern Einheimischen nicht ungerne französisch, lehnt jedenfalls den Gebrauch dieser Sprache nicht ab. Dergleichen ist ja, wie behauptet wird, nur harmlose Sprachübung, aber ich bin nun einmal Chauvinist und kann deshalb von dem Irrtum nicht loskommen, daß zu deutschem Wesen auch deutsche Sprache gehört, und daß das Beispiel von oben zu kommen hat.

Im Landesausschuß ist die Ernennung des Herrn Dr. Petri mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Der Beifall ist sicher aufrichtig gewesen und wird von der Bevölkerung geteilt. Es soll auch kein Abzug daran versucht werden, in der Richtung etwa, daß der Beifall weniger der Person als der Landsmannschaft gölte, wie man sie im Landesausschuß und im Lande selbst gegen uns auffaßt. Aber in derselben Sitzung haben bei der Debatte sofort Ausnahme- und Gleichstellung und Feindseligkeit gegen deutsche Einrichtungen die alte Rolle gespielt. Das ist ja nur Geplänkel und will nicht viel sagen, immerhin zeugt es nicht von einer mächtigen Wirkung der Ernennung. Für den weiteren Verlauf der Dinge wird ja Herr Dr. Petri damit rechnen, daß der Sitz am Ministertische zwar ehrenreicher ist als der Sperrsitz des Abgeordneten, aber auch weniger behaglich, und daß es etwas ganz anderes ist, sich von jedem Abgeordneten „anzapfen“ lassen zu müssen, als selber anzupfen oder großmütig zu verteidigen. Seine Ministerialabteilung bietet überdies mehr Angriffspunkte dar als die seinem Doppelpollegen, Herrn Born von Bulach, zugefallene landwirtschaftliche, und dieser ist ein Notabler erster Klasse, was Herr Dr. Petri nicht ist. Allerdings kann sich dafür Herr Dr. Petri manchen Mitgliedern des Landesausschusses oder ihrer Klientel recht unangenehm machen, innerhalb der durch die Pflichtübung gesteckten Grenze. Das sind, wird man vielleicht einwenden, persönliche Umstände, aber in einem kleinen Lande sind sie recht wichtig. Doch, was bedeutet die Ernennung für die nächste Zukunft, für die „politische Konstellation“?

Die Regierung legt großen Wert darauf, daß eine von ihr beantragte Kapitalrentensteuer zum Gesetz werde. Dieses Gesetz wäre in der That mehr

als irgend einer der bisherigen „Erfolge“ der Gesetzgebung; es hat sogar sozialpolitischen Wert, denn bis jetzt haben wir im Lande keine Form von Einkommensteuer auf bewegliches Vermögen. Es scheint, daß sich die Regierung von der Annahme sehr viel verspricht, wahrscheinlich auch für die bevorstehenden Reichstagswahlen. Der Landesausschuß feinsteils ist für den Entwurf ungünstig gestimmt, wird aber wohl nachgeben müssen. Der Weg dazu wird ihm dadurch zu ebnen gesucht, daß der Einführungsstermin der Steuer erst später festgestellt werden, und daß der Landesausschuß in die Generalkommission zur Einführung des Gesetzes die meisten Mitglieder wählen soll. Aber das ist wohl ein Pflaster auf die Wunde, jedoch kein Grund, sich die Wunde schlagen zu helfen. Für die Zustimmung wird entscheiden, daß sich der Landesausschuß in seiner bisherigen Zusammensetzung bedroht fühlt. Er fürchtet eine Wahlreform und ist gegen sie auf den guten Willen der Regierung angewiesen. Er weiß sehr wohl, daß der Regierung der in den Reichstag gebrachte Antrag unserer Separatisten zu radikal ist, aber dadurch ist die Frage der Wahlreform in Fluß gekommen, sie ist volkstümlich, und die Regierung könnte darauf kommen, es liegt ja nahe genug, die Hochburg der jetzigen Zusammensetzung, das Wahlrecht der Bezirkstage, zum Gegenstand der Reform zu machen. Was soll der Landesausschuß dagegen thun? Seine Popularität ausspielen? Die ist, wie er sehr wohl weiß, nicht vorhanden, er ist bestenfalls weniger unpopulär als die Regierung, aber nur, weil er „heimisch“ ist. Der Anlaß wäre auch schlecht gewählt, heißt doch der Landesausschuß in dem am meisten gelesenen Teil unserer Presse kaum noch anders als Rentnerparlament. Mit Recht oder Unrecht, er heißt jetzt so, und das will für diese Frage sehr viel sagen.

Das ist die Sachlage, die der Regierung im Landesausschuß Oberwasser verschafft. Die Plänkereien werden fortgesetzt, gegen Ausnahme Gesetze, Deutschtum zweiter Klasse usw.; das gehört mit zur Staffage, darf aber über den wirklichen Hintergrund nicht täuschen. Der Landesausschuß ist in einer Zwangslage. Davon kann so leicht kein politischer „Faktor“ etwas abthun, aber es kann auch kaum etwas hinzugethan werden. Die Ernennung Herrn Dr. Petris insbesondere ist dafür nur Episode, und kaum eine günstige, denn sie wird nicht als ein Zugeständnis der Stärke aufgefaßt. Für die Reichstagswahlen vollends spielt die Ernennung keine Rolle. Was weiß der oberelsässische Fabrikarbeiter, der Bauer aus dem Sundgau von Herrn Dr. Petri? Was der Lothringer? Das sind fast ganz katholische Landesteile, und der Herr Pfarrer will von ihm nichts wissen; der Notable, z. B. der protestantische Fabrikherr, sieht ihn als abtrünnig an. Im Unterelsaß stehen ja die Wahlsichten besser, aber da hätten die Gesinnungsgenossen Herrn Dr. Petris auch ohne seine Ernennung für sich oder ihre Schützlinge gewirkt, und bei den Massen zählt Herr Dr. Petri auch im Unterelsaß nicht mit, in Straßburg ist er dem kleinen Mann zwar bekannt, aber keineswegs volkstümlich.

So ist denn die politische Geschichte des Reichslands um ein wohlgemeintes, aber nutzloses und gefährliches Experiment bereichert worden. Es ist nicht das erste. Wann werden wir endlich die allein frommende Verwaltungspolitik erhalten? Eine Politik ist damit gemeint, die den Landesauschuß und die obern Tausend höflich, aber als das behandelt, was sie sind, als *quantités négligeables*. Eine Politik weiterhin, die mit eigenen Augen sieht, nicht nach Stimmungen, sondern nach dauernden Werten fragt, in stetiger ernster Arbeit, durch festes Auftreten unserm neuen Staat eine Stätte im Volksgemüt bereitet. Wo darnach verfahren wird, reiht sich ein Tag an den andern zur Zukunftsernte an, nicht so, daß sie schnell und in die Augen springend reift, aber sicher und tief Wurzel fassend. Saure Wochen, frohe Feste!

Größere Lebenskraft als politische Experimente bewähren die politischen Aussprüche Fürst Bismarcks. Davon lautet einer dahin, daß Elsaß-Lothringen als Festungsglacié annektirt worden sei, ein anderer so, daß sich nur fertige Staaten den Luxus parlamentarischer Regierungsweise erlauben könnten. In Österreich hat die Blüte der „Herbstzeitlose“ in der That nicht lange gedauert; mit dem reichsländischen Gegenstück wird es kaum anders gehen. Wohl aber wird es, so lange als Menschen und menschliche Leidenschaften mit einander kämpfen, immer so bleiben, daß sich der Sieger gegen neue Angriffe des Besiegten zu sichern sucht, sei es auch durch Eroberung. Die Menschen im Festungsglacié trifft es hart, aber jede Notwendigkeit ist erträglich, und keine, richtig ertragen, tastet die Menschenwürde an. Dagegen widerstreitet dem echten Freiheitsgefühl nichts mehr, als wenn steter Wechsel der äußern und innern Lebensbedingungen von Menschen über Menschen verhängt wird, sei es auch in der besten Absicht. Hiergegen bäumt sich das Beste im Menschen auf. So ist es dem Reichsland seit der Einverleibung ergangen: Wechsel auf Wechsel, Versuch auf Versuch. Darüber hätten unsre neuen Landsleute das Recht zu klagen. Aber darüber klagt keiner, und das ist das Schlimmste. Werden doch die Gemüter im Lande fast nur durch Mode und Neuerungssucht beherrscht, durch die ärgsten Feinde von Freiheit und Würde.



## Zur Reform des Postpaketportos

(Schluß)



ei einem Portogeseß sowie bei jeder sonstigen gesetzlichen Maßregel kommt es aber doch darauf an, wie sie im großen und ganzen wirkt. Deshalb werden einige ungünstige Nebenwirkungen schwerlich die Wiederaufhebung eines sonst guten Geseßes rechtfertigen. Ost sind sie aber gar nicht zu ändern und daher ebenso mit in den Kauf zu nehmen wie der Schatten, den jedes Licht wirft. Wenn



das 50-Pfennigporto nicht ganz in dem Sinne benutzt wird, wie die Gesetzgeber seinerzeit voraussetzten, so haben sich diese eben getäuscht. Aber ein ehrlicher Paketabsender oder ein ehrlicher Konkurrent darf deshalb doch nicht des „Mißbrauchs“ geziehen werden, weil er sich eine bestehende Einrichtung ebenso wie jeder andre zu nütze macht. Wir wissen nicht, wie groß die Zahl der wirklich großen Versandhäuser in Deutschland ist. Aber sagen wir, es seien 500, und diese schickten täglich je 100 5-Kilopakete ab. Das würden im ganzen Jahre erst  $18\frac{1}{4}$  Millionen Pakete sein. Aber die Zahl der Paketsendungen beläuft sich zur Zeit in Deutschland auf etwa 140 Millionen jährlich, darunter etwa 112 Millionen Pakete nach dem 5-Kiloporto. Soll man dieser 500 Versandgeschäftsbefitzer wegen nun das Porto allgemein verteuern und somit zugleich die übrigen 52 Millionen Reichsbewohner mit ihren 128 Millionen Paketen bestrafen? Werden nicht gerade die reichen Großtrümer oder Großhändler auch ein teureres Porto viel leichter tragen als die übrige Bevölkerung? Denn die überwältigende Mehrzahl ist immer arm, nur etwa 1 Prozent der Bevölkerung hat ein Einkommen von mehr als 3000 Mark. Wollte man aber bei gleichzeitiger Auslieferung von mehr als 5 Paketen noch eine besondere Gebühr erheben, wie die Kreuzzeitung seinerzeit vorschlug, was würde die Folge sein? Ein großes Versandhaus in Berlin würde seinen Kommissionär im Geschäftswagen mit den 100 Paketen ruhig immer von einem Postamt in das andre fahren und überall je 5 Pakete aufgeben lassen, oder es würde wiederholt und kurz nacheinander mehrere Boten mit je 5 Paketen schicken und den Absender nicht namhaft machen oder vielleicht sogar hier und da ein Pseudonym wählen. Und eine Gebühr von je 10 Pfennigen würde oft kaum abschrecken, ganz abgesehen davon, daß sie ungerecht wäre. Denn einem guten Kunden und ein gros macht man es doch sonst eher billiger als teurer. Eine höhere Gebühr aber wäre sinnlos.

Wenn nun aber ein notleidender Landwirt, der sich ja gern die Zwischenhändler vom Leibe halten und deren Gewinn selber verdienen möchte, durch die 5-Kilopakete einen unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten geschaffen hat und nun allwöchentlich oder täglich mit einem Duzend 5-Kilopakete einen Boten zur Post fahren läßt, so würde er von dieser Gebühr nicht minder getroffen werden. Tatsächlich werden aber Butter, Eier, Honig, Milch, Sahne, Käse, Geflügel, Wildbret, Obst, Pilze, Spargel und andre feinere Gemüse oft genug von den Landwirten per Post nach fernern Großstädten gesandt, wo sie von Restaurateuren, Speisewirten oder Privatkunden wegen ihrer sichern Reinheit und unmittelbaren Frische gern mit höhern Preisen bezahlt werden als am Orte selbst. 10 5-Kilopakete kosten aber auf 1000 Kilometer nur 5 Mark; als preussisches Expressgut würden sie 25 Mark, als Eilgut 11 Mark 20 Pfennige und selbst als Frachtgut noch 5 Mark 60 Pfennige kosten.

Da müßt ich ja ein Esel sein,  
Ein Kerl als wie ein Kinde!

wird wohl in diesem Falle auch der Landwirt, mit dem Fürsten Bismarck, für sich denken: „wenn ich nicht die Versendung per Post den teuern andern Versendungsweisen vorzöge, die außerdem zum Teil viel langsamer sind und keine Bestellung ins Haus einschließen.“

Auf kürzere Strecken, wo sie bequemer und billiger sind, da wird man sie allerdings wählen; sonst aber nicht. Also der Pakettarif ist durchaus nicht zu billig, sondern die Eisenbahntarife sind auf weite Entfernungen unverständlich und sinnlos teuer. Nur deshalb wendet sich alles der Post zu. Wir aber werden uns hüten, dem Landwirt im obigem Falle „Mißbrauch“ vorzuwerfen. Das wäre zum mindesten nicht fair, denn er handelt doch vollständig gesetzlich. Ein Kaufmann thut im gleichen Falle aber nur dasselbe. Sinnlos ist es nur, der Post durch die Zerlegung in viele Einzelpakete, die als solche im Tarif bevorzugt werden, mehr Mühe zu machen. Eine fähige, kluge Verkehrsanstalt muß aber jedem Verkehr gewachsen sein und darf ihn sich nicht durch so teure Verschwendungstarife vom Leibe halten, wie es bei den schwerern Postpaketen in ganz unverhältnismäßigem Grade geschieht. Gäbe es in Deutschland einen billigen Express- und Eilguttarif, so würden der Post die schwerern Päckereien oder die vielen 5-Kilogrammpakete seltner zugewiesen werden. Da es diesen Tarif aber nicht giebt, so ist man eben auf die Post angewiesen, besonders im Fernverkehr. Andre Länder sind darin glücklicher. In Dänemark z. B. können auch andre Dinge als Reisegepäck zum Gepäcktarif aufgegeben werden, der für 50 Kilogramm auf 500 Kilometer Entfernung nur 3 Kronen (3 Mark 27½ Pfennige) berechnet (Preußen dagegen 12 Mark 50 Pfennige).

Bei Licht betrachtet ist es doch der Gipfel aller Widersinnigkeit, wenn die Eisenbahnen für Express- und Eilgut viel teurere Frachtgebühren erheben als die Post, die ihre Wagen von den Lokomotiven derselben Eisenbahnzüge mitziehen läßt und außerdem, trotz größerer Billigkeit, noch die Bestellung ins Haus übernimmt. Das erscheint umso bedenklicher, als gerade die Personenzüge im Durchschnitt ohnehin schon zu 75 Prozent leer fahren und ihre Gepäckwagen sogar zu 97,5 Prozent unausgenutzt bleiben. Wie unendlich viel Platz für Pakete und Eilgutsendungen in tragbaren Stücken ist also in jedem Zuge noch vorhanden! Wie leicht lassen sich noch zahlreiche Abteilungen für Pakete und Gepäck in ihm einrichten! Wie verschwenderisch und unwirtschaftlich ist es doch, einen Zug, bei dem die bewegte tote Wagenlast immer etwa das fünf- und dreißigfache Gewicht der mitgeführten Menschen und Gepäckstücke beträgt, auch in dieser Hinsicht so unausgenutzt zu lassen! Volle Ausnutzung ist ja nie zu erzielen; aber die Güterwagen werden doch durchschnittlich mit 43 Prozent netto ausgenutzt. Natürlich spielt der billigere Tarif hier eine große Rolle.

Das 5-Kiloporto der Post ist gegenüber den Eisenbahntarifen für Express-  
Grenyboten I 1898

und Eilgut auf weitere Entfernungen eine wahre Wohlthat, nicht nur für den Produzenten, sondern auch für den Konsumenten, ganz besonders aber auch für die Landbewohner. In kleinen Städten und in Dörfern kann der Kaufmann nicht alles auf Lager halten, was zu den Bedürfnissen des Menschen gehört. Er muß sich auf das beschränken, was häufiger verlangt wird; und die durchschnittlich von den Kunden gewünschte Qualität ist für ihn maßgebend. Der Konsument, der Zeitungen liest, weiß aber, daß es anderweit noch viele andre Dinge giebt, die er brauchen könnte; und deren schnelle Beschaffung wird ihm durch das billige Paketporto ermöglicht, sei es nun direkt vom Großhändler, vom Fabrikanten oder durch Zwischenhändler. Ein Gutsbesitzer wird seinen Gesellschaftsanzug, seinen Hut, seine Stiefel und Kravatten, die Toilette und den Schmuck seiner Frau und Tochter, Tanzschuhe und Galoschen, Handschuhe und feine Seifen, feines Schreibpapier und guten Tabak sicherlich nicht gern beim Dorfschneider oder Dorfschaufmann bestellen oder einkaufen, da er bei diesen schwerlich Waren von einer auch nur leidlichen Qualität erhalten würde. Eine jedesmalige Reise nach der nächsten größern Stadt oder nach der Hauptstadt wäre bei den jetzigen Fahrpreisen aber eine unverhältnismäßige Verteuerung dieser Gebrauchsgegenstände. Was ist da natürlicher, als daß er sie sich brieflich — mit Angabe der Maße und Qualitäten — bei den ihm wohlbekannten Handwerkern oder Kaufleuten in der Stadt bestellt, wo er sie am besten zu finden glaubt? Das bald darauf eintreffende Postpaket ist ihm also eine wirkliche Wohlthat. Dasselbe wird aber auch beim einfachen Bauern oder Dorfschneider der Fall sein, denn die außerordentlichen Bedürfnisse, die sich nur aus der Ferne gut befriedigen lassen, sind zahlreich: mögen es nun kleine Geschenke aller Art, Galanteriewaren, Genußmittel, Werkzeuge oder sonst was sein.

Neunundneunzig Prozent der Bevölkerung werden immer an einem möglichst billigen Porto interessiert sein. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß ein reicher Konkurrent in der Ferne durch Verteuerung des Portos wesentlich beeinträchtigt würde. Wohl aber litte unter ihr auch der kleine Kaufmann mit. Nur wenige reiche Leute und Großindustrielle, deren Fabrikate sich nicht zur Versendung in Form von Postpaketen eignen, dürften dem Paketporto gleichgiltig gegenüber stehen oder gar seine Erhöhung wünschen, für die heute jedoch schwerlich eine parlamentarische Mehrheit zu finden wäre.

Erfreulicherweise sieht man das neuerdings auch in den leitenden konservativen Kreisen ein und giebt dort die Volkstümmlichkeit des Paketportos zu. Mit Unrecht aber wendet man sich gegen eine Beseitigung seiner Mängel und Widersprüche. Es ist doch eine ganz unbegründete Furcht, wenn man glaubt, weitere Paketportoverbilligungen müßten notwendig immer große und dauernde Einnahmeausfälle schaffen.

Mit dem 5-Kiloporto, wiederholen wir, ist man gewiß zufrieden. Aber für erheblich leichtere Sendungen von  $\frac{1}{2}$  oder 1 Kilogramm, deren Wert das

Porto oft nur wenig übersteigt, erweist es sich als zu teuer. Andre Staaten haben billigere Sätze für kleinere Gewichtsstufen eingeführt. Aber auch die Thatsache giebt zu denken, daß in Deutschland Drucksachen oder Warenproben bis zu 250 Gramm Gewicht 10 Pfennige, Drucksachen bis zu 500 Gramm nur 20 Pfennige und bis 1000 Gramm nur 30 Pfennige kosten, während Pakete von 250, 500 oder 1000 Gramm Schwere bei Entfernungen über 74,2 Kilometer hinaus 50 Pfennige und 5 bis 15 Pfennige an Bestellgebühr kosten. Darin liegt sicherlich ein Widerspruch und eine Härte. Ein Kilogramm ist für die Eisenbahn und den Briefträger nicht leichter und nicht schwerer zu befördern und zu bestellen, wenn es das einmal in Büchern unter Streifband und das andermal in Büchern unter festgeklebter und umschnürter Papierhülle oder in einer Pappschachtel voll Taschentüchern besteht. Warum soll man denn veranlaßt werden, dieses Kilo Taschentücher erst in vier Stücke „Warenproben“ zu zerlegen und so sich und der Post mehr Arbeit zu machen, um vielleicht nur 10 Pfennige am Paketporto und 5 bis 10 Pfennige am Bestellgeld zu sparen? Außerdem leidet man dabei immer Gewissenskrupel, ob Dinge, die keineswegs bloß als „Proben“ geschickt werden, als solche aufgegeben werden dürfen, wie aber ziemlich allgemein üblich ist. Wirkliche „Warenproben,“ „die keinen Handelswert haben“ sollen, wie die Postordnung vorschreibt, dürften vielleicht sogar die Minderheit bilden.

Das Bedürfnis, kleine Pakete von etwa 1 Kilogramm Gewicht zu versenden, ist aber sehr groß. Man denke nur daran, daß es in Deutschland über 52 Millionen Geburtstage und über 17 Millionen katholischer Namenstage giebt (vom Weihnachtsfest ganz abgesehen), und daß „die schenkende Jugend“ von fernem Freunden und Verwandten sich an diesen Festtagen gar gern bethätigen möchte. Fünfzig Pfennige sind hier aber oft schon ein prohibitiver Tarif, denn die kleinen Geschenke und Überraschungen, die die Familien- und Freundschaftsbeziehungen aufrecht erhalten sollen, haben häufig kaum einen größern Wert als der Portobetrag.

Die Städter sind hierbei übrigens wieder ein wenig begünstigt, denn sie können z. B. Bücher zu Geschenken kaufen und diese billiger versenden als die Landbewohner ihre Geschenke, da ihnen ja meist kein Buchladen zur Verfügung steht. Die Leute auf dem Lande müssen für kleine zu verschenkende Gegenstände daher stets das Paketporto entrichten, also 25 oder 50 Pfennige, während Bücher von  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$  oder 1 Kilogramm Gewicht nur 10, 20 oder 30 Pfennige Porto kosten. Aber, ob Landbewohner oder Städter, fast jeder kommt einmal in den Fall, sich kleine leichte Pakete zuschicken zu lassen oder solche selbst abzuschicken: ein Parlamentsmitglied, das sich von seinem Landgute oder aus seiner fernem Heimatstadt seine vergessene Cigarrentasche oder Spize, seine Morgenschuhe oder seine Taschenuhr oder sein Federmesser nachsenden lassen möchte, um sie nicht in der Hauptstadt von neuem kaufen zu müssen; oder ein gewöhnlicher Gutsbesitzer, der sich ein Pfund Pulver oder Patronenhülsen für



die Jagd oder gute Cigarren und neue Karten zu den nächsten Gesellschaften an den langen Winterabenden oder ein wenig Siegellack und Syndetikon oder gar ein Fläschchen Stonsdorfer oder Benediktiner schicken lassen will, um das einförmige Dasein ein wenig zu verschönen; oder eine brave deutsche Hausfrau, die ein wenig wirklich guten Kaffee, Thee, Schokolade oder eine Torte für ein bevorstehendes Familienfest braucht; oder ein Arbeiter, dem ein Teil seines Handwerkszeuges zerbrochen ist, oder eine Arbeiterfrau, die ein halbes Duzend selbstgestrickter Strümpfe versenden und nicht verteuern möchte. Die Fälle, in denen man kleine Pakete versenden würde, sind also zahlreich, und wenn das Porto billiger wäre, würden sie sicherlich noch sehr zunehmen.

Deutschland rühmt sich schon eines großen Verkehrs. Aber im deutschen Reichspostgebiet kommen doch nur 2,7 Inlandpakete auf den Kopf der Bevölkerung, während in der Schweiz schon 4,7 Inlandpakete auf jeden Einwohner entfallen, also fast das Doppelte. Pakete und Wertsendungen zusammen aber entfallen auf den Kopf: 4,8 im Reichspostgebiet und 7,7 in der Schweiz.

Dafür haben die Schweizer aber auch einen viel billigeren Pakettarif, namentlich auch für kleine Pakete ( $\frac{1}{2}$  Kilogramm kostet nur 12 Pfennige, beliebig weit).

Aber auch Österreich-Ungarn, Dänemark und Holland und andre Länder haben billigere Tarife für leichtere Pakete. Der Miniaturgüterverkehr — wie man den kleinen Paketverkehr nennen könnte — hat in diesen Ländern daher einen relativen Tarifvorsprung, den auch Deutschland bald wieder einholen sollte.

Da ja ohnehin gewogen werden muß, so würde eine einzige neue Gewichtsvorstufe den Tarif auch keineswegs umständlicher machen, zumal wenn man dafür in den höhern Gewichtsstufen zusammenfassende Vereinfachungen vornähme.

Tariferhöhungen sind meist ein Rückschritt. Sie würden auch in den seit fünfzig Jahren einheitlich geregelten deutsch-österreichischen Postvereinsverkehr störend eingreifen, da unsre Nachbarn sie doch schwerlich mitmachen würden, und der Inlandstarif ohne Widersinnigkeit nicht höher sein dürfte als der fürs Ausland, das sonst ja bevorzugt werden würde. Portoverbilligungen dagegen sind fast immer ein Fortschritt und sind stets  $\frac{99}{100}$  der Bevölkerung erwünscht.

Unter den deutschen Postpaketen haben jetzt (1895/96) schon 13,8 Prozent nur ein Gewicht bis zu 1 Kilogramm. Diese Zahl spricht eine beredte Sprache für das vorhandne Bedürfnis nach der Versendung so kleiner Pakete, die bis jetzt durch das zu hohe Porto sicherlich eingeschränkt und gehemmt wird.

Es ist nur eine alte Legende, daß das deutsche Paketporto das billigste in der Welt sei. Ein Blick auf die Tarife einiger anderer Länder wird den Irrtum dieser Ansicht zerstreuen. Österreich-Ungarn hat ja (bis auf die Vorstufe von  $\frac{1}{2}$  Kilogramm: Porto 40,8 Pfennige; 1. Zone nur 20,4 Pfennige) denselben Pakettarif wie Deutschland; nur entstehen, in Folge der Kreuzerwährung, statt 5, 10, 20, 30, 40, 50 Pfennigen etwas höhere Werte, nämlich 5,1 Pfg. (3 kr.), 10,2 Pfg. (6 kr.), 20,4 Pfg. (12 kr.), 30,6 Pfg. (18 kr.),

40,8 Pfg. (24 fr.), 51 Pfg. (30 fr.), sodaß namentlich bei den höhern Gewichtsstufen in den Fernzonen das Porto ein wenig teurer ist als das deutsche. Aber andre, allerdings meist kleine Länder haben eine sehr viel billigere Paketportotaxe.

Man würde vielleicht einwenden, daß wegen des Größenunterschieds der Postgebiete eine Vergleichung nicht zulässig sei. Aber ganz abgesehen davon, daß die Entfernung, also die Eisenbahnfahrt, im heutigen Postverkehr fast gar keine Rolle mehr spielt, wäre dieser Einwand auch deshalb schon hinfällig, weil von den deutschen Paketen 82 Prozent, d. h. über  $\frac{4}{5}$ , in die 1. bis 3. Zone fallen, also die Entfernung von 371 Kilometern, die auch in mehreren der kleinen Länder vorkommt, nicht überschreiten.

Wir werden unten in der vergleichenden Portozusammenstellung zum Überfluß, um nur ja nicht illoyal zu erscheinen, noch die Preise der einzelnen, einander einigermaßen entsprechenden Zonen neben einander halten (z. B. die der Schweiz und die in Deutschland).

Übrigens sei auch darauf hingewiesen, daß in einem kleinen Lande mit lebhaftem Verkehr die Eisenbahnpostwagen oft leichter überfüllt werden können als in einem großen, wo die Sendungen sich mehr verteilen. In der Schweiz besteht außerdem noch das System der Privatbahnen, die ja doch Entschädigung fordern. Trotz alledem hat sie uns in Bezug auf Billigkeit der Posttagen weit überflügelt, woran allerdings vielleicht der Artikel 36 der Schweizer Verfassung mit schuld ist, der „möglichst billige“ gleiche Grundsätze der Tarife vorschreibt. Ein ähnlicher Artikel (45) ist auch in der deutschen Reichsverfassung vorhanden, aber nicht für das Postwesen, sondern nur für das Eisenbahnwesen; darin wird „möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife“ versprochen. An die Ausführung dieses Artikels scheint in Deutschland aber niemand zu denken, obwohl sich in vielen Nachbarländern drei- bis viermal billigere Personentarife als vollkommen „möglich“ und sogar als finanziell vorteilhaft erwiesen haben.

Aus der nachstehenden Preistabelle, die der Vergleichung halber einheitlich in deutsche Reichspfennige übersetzt ist und neben dem eigentlichen Porto auch das noch zu entrichtende Bestellgeld angiebt, kann man nun ersehen, wie das Paketporto in einigen Ländern noch viel billiger ist als in Deutschland. Dem Normalwerte entsprechend wurde hierbei der österreichische Gulden mit 1 Mark 70 Pfennigen, der holländische Gulden mit 1 Mark 68,7 Pfennigen, der Franken mit 81 Pfennigen und die dänische Krone mit 1 Mark 12,5 Pfennigen angenommen und berechnet. In Dänemark, Holland und meistens auch in der Schweiz wird trotz des billigen Portos ein Bestellgeld gar nicht erhoben. In Deutschland ist das Paketbestellgeld bekanntlich folgendes:

	bei den Postämtern erster Klasse	bei den übrigen Postanstalten	in 14 bestimmten großen Städten (darunter Berlin, Hamburg, Leipzig usw.)
für Pakete bis 5 kg einschließlich	10 Pfg.	5 Pfg.	15 Pfg.
für schwerere Pakete . . . .	15 „	10 „	20 „

Postpaketpostpreise (in Pfennigen angegeben) für nachstehende Gewichte und Entfernungen in den folgenden Ländern:

	Deutschland		Österreich - Ungarn <sup>1)</sup>		Schweiz <sup>2)</sup>		Frankreich <sup>3)</sup>		Niederland <sup>4)</sup>		Luxemburg <sup>5)</sup>	
	1. Zone (bis 74,2 km)	beliebig weiter	1. Zone (bis 74,2 km)	beliebig weiter	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit
Längste Ausdehnung der geraden Linie	ca. 1365 km		ca. 1290-1300 km		ca. 355 km		ca. 350 km		ca. 355 km		ca. 76 km	
Längste Eisenbahnlinie od. Postroute	ca. 1720 km		ca. 1540-1640 km		ca. 150-340 km		ca. 660 km		ca. 450 km		ca. 40 km	
Entfernungskategorie	1. Zone (bis 74,2 km)	beliebig weiter	1. Zone (bis 74,2 km)	beliebig weiter	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit	beliebig weit
1/2 kg Postgewicht	25 5-10-15	50 5-10-15	20,4 6,1-8,5	40,8 8,5	12,15	18	25,3	20,25 8,1	1/2 kg Postgewicht			
1 kg Postgewicht	25 5-10-15	50 5-10-15	25,5 5,1-8,5	51 8,5	20,25	18	25,3	20,25 8,1	1 kg Postgewicht			
2 1/2 kg Postgewicht	25 5-10-15	50 5-10-15	25,5 17	51 17	20,25	27	33,7	20,25 8,1	2 1/2 kg Postgewicht			
3 kg Postgewicht	25 5-10-15	50 5-10-15	25,5 17	51 17	32,4	30	33,7	20,25 8,1	3 kg Postgewicht			
5 kg Postgewicht	25 5-10-15	50 5-10-15	25,5 17	51 17	32,4	36	42,1	20,25 8,1	5 kg Postgewicht			
Festland												
10 kg Postgewicht	1. Zone (bis 74,2 km) 50 10-15-20	2. Zone (über 74,2 bis 148,4 km) 100 10-15-20	3. Zone (über 148,4 bis 371 km) 150 10-15-20	4. Zone (über 371 bis 742 km) 200 10-15-20	5. Zone (über 742 bis 1113 km) 300 10-15-20	6. Zone (über 1113 km) beliebig weit	108	56,7 12,15	40,5 6,1	10 kg Postgewicht		
20 kg Postgewicht	100 10-15-20	200 10-15-20	350 10-15-20	500 10-15-20	800 10-15-20	1. Zone (bis 100 km) 145,5 12,15	198	121,5 12,15	81 8,1	20 kg Postgewicht		
30 kg Postgewicht	150 10-15-20	300 10-15-20	550 10-15-20	800 10-15-20	1300 10-15-20	3. Zone (über 300 bis 600 km) 437,4 12,15	288	583,2 12,15	121,5 16,2	30 kg Postgewicht		
50 kg Postgewicht	250 10-15-20	500 10-15-20	950 10-15-20	1400 10-15-20	2300 10-15-20	4. Zone (über 600 km) beliebig weit	468	972 24,3	202,5 26,2	50 kg Postgewicht		

Anmerkungen zu vorstehender Tabelle

<sup>1)</sup> Österreichs Paketportotaxe — vom Tarif für  $\frac{1}{2}$  kg abgesehen — ist im wesentlichen genau so wie in Deutschland.

<sup>2)</sup> Paketporto der Schweiz:

a) bei Paketen bis 20 kg gilt der Tarif ohne Rücksicht auf die Entfernung, nämlich:

	bis $\frac{1}{2}$ kg	15 Centimes ( 12,15 Pf.)
über $\frac{1}{2}$ "	$2\frac{1}{2}$ "	25 " ( 20,25 " )
" $2\frac{1}{2}$ "	5 "	40 " ( 32,4 " )
" 5 "	10 "	70 " ( 56,7 " )
" 10 "	15 "	100 " ( 81 " )
" 15 "	20 "	150 " (121,5 " )

b) bei Paketen über 20 kg werden je 5 kg nach 4 Zonen folgendermaßen berechnet:

je 5 Kilo- gramm	{	1. bis 100 Kilometer	je 30 Cent. (24,3 Pf.)
		2. über 100—200 km	" 60 " (48,6 " )
		3. " 200—300 "	" 90 " (72,9 " )
		4. " 300 km bel. weit	" 120 " (92,2 " )

Paketadressen sind nicht obligatorisch. Pakete bis 5 kg entrichten kein Bestellgeld. Über 5 bis 25 kg je 15 Cent. (12,15 Pf.), über 25 kg je 30 Cent. (24,3 Pf.) Bestellgeld.

<sup>3)</sup> Dänemark hat folgende Pakettaxe:

Pakete nach außerhalb beliebig weit	Ortsbefragungen
bis 1 kg . . . 16 Öre (18 Pf.)	8 Öre ( 9 Pf.)
über 1 " $2\frac{1}{2}$ " . . . 24 " (27 " )	16 " (18 " )
" $2\frac{1}{2}$ " 5 " . . . 32 " (36 " )	24 " (27 " )
Schwerere Pakete zahlen:	
eine einmalige Grundtaxe: 16 Öre (18 Pf.)	8 " ( 9 " )
und außerdem	
für je $\frac{1}{2}$ kg . . . je 4 Öre (4 $\frac{1}{2}$ Pf.)	je 4 " ( 4 $\frac{1}{2}$ " )
Kein Bestellgeld.	

<sup>4)</sup> Niederland. Paketporto bis zum Maximalgewicht von 5 kg, beliebig weite Entfernung:

bis 1 kg . . . . .	15 Cents (25,3 Pf.)
über 1 " 3 " . . . . .	20 " (33,7 " )
" 3 " 5 " . . . . .	25 " (42,1 " )

Kein Bestellgeld.

<sup>5)</sup> Paketporto in Luxemburg, auf beliebige Entfernung:

für jedes Kilogramm	je 5 Centimes ( 4,05 Pf.)
Minimum jedoch	25 " (20,25 " )
Bestellgeld: bis 25 kg	10 " ( 8,1 " )
über 25 " 50 "	20 " (16,2 " )

Unter den Ländern, deren Pakettaxe sonst teurer als die deutsche ist, die aber für kleine Gewichtsstufen ein Bedürfnis für billigere Portofaxe anerkannt haben, sind zu nennen, im Gegensatz zu der deutschen 50-Pfennigtaxe auch bei ganz kleinen Päckchen:

Schweden  
(beliebig weit)  
bis zu  $\frac{1}{2}$  kg: 33,75 Pf. (30 Öre)  
(gebührenfreie Bestellung)

England  
(beliebig weit)  
453,6 gr (1 engl. Pfd.): 25,5 Pf. (3 d)  
907,2 gr (2 " " ): 38,25 " (4 $\frac{1}{2}$  d)  
(gebührenfreie Bestellung)



Vereinigte Staaten von Nordamerika  
(beliebig weit)  
je 28,34 gr (1 Unze): 4,198 Pf. (1 Cent)  
also 283,4 gr (10 Unzen): 41,98 Pf. (10 Cent)  
(gebührenfreie Bestellung)

Costarica  
(beliebig weit)  
50 gr 10 Pf. ( 5 Centavos, Kurswert)  
200 „ 14 „ ( 7 „ „ )  
300 „ 20 „ (10 „ „ )  
(gebührenfreie Bestellung)

Capland  
(beliebig weit)  
bis zu 113 gr (4 Unzen): 17 Pf. (2 d)  
über 113—226 gr (4—8 Unzen): 34 Pf. (4 d)  
(gebührenfreie Bestellung)

Salvador  
(beliebig weit)  
je 50 gr 2 Pf. ( 1 Centavo)  
also 250 „ 10 „ ( 5 „ „ )  
500 „ 20 „ (10 „ „ )  
(gebührenfreie Bestellung)

Diese sechs Länder haben also sämtlich für kleine Pakete unter oder bis zu  $\frac{1}{2}$  Kilogramm oder gar 1 Kilogramm billige Taxen; und es sind keineswegs nur kleine Staaten, sondern auch solche von großer oder sehr großer Ausdehnung.

In Schweden zahlt man  $33\frac{3}{4}$  Pfennige für  $\frac{1}{2}$  Kilogramm; in England für das entsprechende englische Pfund  $25\frac{1}{2}$  Pfennige (auf jede beliebige Entfernung aber), in Salvador gar nur 20 Pfennige; die andern sind relativ etwas teurer, weil sie kleinere Gewichtsvorstufen haben.

Ein Blick auf die erste große Tabelle aber zeigt uns, daß das Paketporto der Schweiz beim Gewicht bis zu  $\frac{1}{2}$  Kilogramm wirklich beispiellos billig ist: 12,15 Pfennige ohne Zuschlag in Form von Bestellgeld, auf beliebige Entfernung, gegenüber 50 Pfennigen (mit Bestellgeld sogar 55 bis 65, und selbst in der 1. Zone noch 30 bis 40 Pfennige) in Deutschland, wo es also drei- bis  $5\frac{1}{2}$  mal teurer ist. Auch Dänemark (18 Pfge.) und Niederlande (25,3 Pfge.) sind sehr billig; Luxemburg, das man meistens allerdings nur mit der ersten deutschen Zone vergleichen darf, ist durchweg billiger, als das deutsche Paketporto, auf Entfernungen bis zu 74,2 Kilometer. In Österreich ist die Ermäßigung für die ganz kleinen Pakete (um 5 bis 10 Pfge.) doch wohl etwas gar zu gering und steht zu sehr außer Verhältnis zu dem Tarif für 5 Kilogramm. Auch ist hier das Bestellgeld etwas höher, wie man sieht. Bei ganz kleinen Sendungen und Portotaxen ist das aber schon mehr oder weniger wesentlich.

Ein Kilogramm kostet in Dänemark netto nur 18 Pfennige, in Deutschland (mit Bestellgeld) 30 bis 40 oder 55 bis 65 Pfennige: also zwei- bis  $3\frac{1}{2}$  mal mehr! Für  $2\frac{1}{2}$  Kilogramm ist die Schweiz das billigste Land: nur  $20\frac{1}{4}$  Pfennige! Und 5 Kilogramm kosten in der Schweiz beliebig weit auch nur 32,4 Pfennige; ein gleich schweres Paket von Leipzig nach Berlin stellt sich dagegen auf 65 Pfennige netto, also gerade das Doppelte! Nur die 1. Zone in Deutschland ist bei 3 bis 5 Kilogramm unter Umständen um 2,4 Pfennige billiger, als das Porto der Schweiz auf alle Entfernungen; doch bei größeren Städten ist sie infolge des höhern Bestellgelds um 2,6 bis 7,6 Pfennige teurer. Auch Dänemark (36 Pfge. netto) und die Niederlande (42 Pfge. netto) sind sehr billig.

In der Schweiz und in Luxemburg entspricht das Porto für 10 und 20 Kilogramm — auf beliebige Entfernung — fast oder ganz genau dem doppelten und vierfachen Satze des 5-Kiloportos; in Dänemark sind 10 Kilo nicht zweifach, sondern dreimal teurer als 5 Kilo. In Deutschland sind 10 Kilo aber schon in der 3. Zone nicht doppelt, sondern dreimal teurer als 5 Kilo, und in der 6. Zone sogar sechsmal so teuer — also ganz unverhältnismäßig im Hinblick auf die beliebig weite Entfernung der 50-Pfennigpakete.

Wenn man aber die geringere Landesausdehnung Dänemarks und der Schweiz (wo übrigens einerseits die getrennten Inseln und andererseits das wilde Hochgebirge die Beförderung oft sehr erschweren) in Betracht ziehen will und sie nur mit der 3. Zone in Deutschland vergleichen möchte, so stellt sich das deutsche Paketporto auch hier schon bei 10 und 20 Kilogramm um etwa 45 und 75 Prozent höher als das dänische und um 180 und 190 Prozent teurer als das schweizerische: nämlich 150 und 350 Pfennige gegenüber 108 und 198 oder 56,7 und 121,5 Pfennigen. In der 6. deutschen Zone wird das 50-Pfennigporto bei 20 Kilogramm aber nicht dem vierfachen Gewicht entsprechend viermal, sondern sechzehnmal berechnet! Das ist enorm!

In der Schweiz hört der Einheitstarif der Entfernung bei 20 Kilogramm auf, und es werden für schwerere Pakete 4 Zonen berechnet von 100 zu 100 Kilometern. Die 1. und 2. Zone sind hier also um je 25 Kilometer größer als die in Deutschland und daher relativ ein gut Stück billiger, wenn auch der absolute Preisunterschied nur gering ist.

Die 3. deutsche und die 4. schweizerische Zone entsprechen sich ungefähr im Entfernungsmaximum. Hier sind die schweizerischen Sätze bei 30 und bei 50 Kilogramm sogar um 33 und 22 Pfennige teurer als die deutschen; doch auch die Entfernungen der 2. und 3. Schweizer Zone fallen in die 3. deutsche Zone; und hier ist wiederum die Schweiz ein ganzes Stück billiger als Deutschland, sogar bis zum Unterschiede von mehreren Mark.

In Dänemark dagegen kosten 30 Kilogramm beliebig weit nur 288 Pfennige, in Deutschland (3. Zone) 550 Pfennige; und 50 Kilogramm 468 Pfennige in Dänemark gegenüber 950 Pfennigen in Deutschland. Demnach ist das deutsche Porto also um rund 100 Prozent teurer! Und Luxemburg hat hier sogar Portosätze, die noch um 20 Prozent billiger sind, als die der 1. Zone in Deutschland.

Von allgemeinem Interesse dürfte es auch sein, zu erfahren, daß in der Schweiz Begleitadressen für Pakete nicht notwendig sind, doch kann man solche oder auch verschlossene Begleitbriefe, die ebenfalls portofrei sind, begeben. Für die Post ist dieser Zustand aus betriebstechnischen Gründen unbequem, doch dem Publikum ist die Ausfüllung der Paketadressen ja recht lästig, und trotz wiederholter Anregung zur Einführung der deutschen Einrichtung ist es bisher dabei geblieben, daß Pakete in der Schweiz nur adressirt und frankirt

zu werden brauchen. Da die Post dadurch mehr Arbeit erhält, so erscheint das schweizerische Paketporto noch ganz besonders billig. Übrigens sind auch in Norwegen, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Argentinien, Kanada, Viktoria (Australien) u. a. Ländern Paketadressen nicht vorgeschrieben.

Wenn aber die Schweiz und andre Länder ein billigeres Paketporto erfolgreich durchführen konnten, so dürfte das doch wohl auch im deutschen Reiche möglich sein. Wir wollen am 5-Kiloporto von 50 Pfennigen weiter nicht rütteln, obwohl es in der Schweiz nur 32,4 Pfennige beträgt, und dort das Bestellgeld noch dazu wegfällt. Aber das deutsche Porto für Pakete über 5 Kilo ist viel zu kompliziert und viel zu teuer. Wenn 50 Kilo auf 1114 Kilometer 23 Mark kosten, während ein Mensch von 75 Kilo Gewicht mit 50 Kilo Gepäck in der 4. Wagenklasse desselben Zugs auf dieselbe Entfernung nur 22 Mark 30 Pfennige zahlt, so ist das doch ein grelles Mißverhältnis.

An einer Verbilligung des Portos für schwerere Pakete haben aber keineswegs bloß Handel und Industrie ein Interesse, sondern vor allen Dingen auch die Landwirtschaft, die mit gewissen, möglichst frisch abzusetzenden Produkten oft sieben Posttage zu spät auf den bestbezahlten Markt kommt, wenn sie statt der Post immer erst die saumseligen Güterzüge benutzen will. Die Expresgut- und Eilgutbeförderung aber ist ihr bei weitem Entfernungen wegen der unbegreiflich teuern Tarife meist unerschwinglich.



## Die Kunst für das Volk



l'art pour l'art, was in den letzten Zeiten die deutschen Ästhetiker vielfach den Franzosen nachgeschwätzt haben, war doch ein recht einfältiger Grundsatz. Denn den Künstlern und den wenigen, die sich in deren Absichten hineinfinden mögen, überlassen, würde die Kunst bald am Ende ihres Lebens angelangt sein. Das Gegenteil davon will unsre Überschrift: die Kunst für das Volk. Es könnte zunächst bedeuten, daß die Kunst in der Vergangenheit ein Teil des Lebens eines Volkes gewesen ist, von dem sie der Gegenwart Zeugnis geben kann, so gut wie eine Urkunde oder ein Litteraturwerk. Weiterhin aber würde daraus folgen, daß, was in einer Kunst echt und wesentlich und dauernd ist, sich unmittelbar dem einfachen Sinne offenbaren und ohne viel Umwege auch dem schlichten Manne muß verständlich machen lassen. Das ist nun aber in der Praxis nicht so einfach und leicht. Der Gang unsers ganzen Lebens hat es

so gefügt, daß die bildende Kunst, so unmittelbar sie einen Menschen ergreifen kann, unter allen Künsten doch den meisten Menschen am fernsten steht. Sie scheint nur für einzelne bevorzugte Klassen, die Geld aufwenden können oder in der Nähe der Anschauung leben, vorhanden zu sein; auch wohl an eine bestimmte Bildung und Kenntnisse, an Neigung und Liebhaberei gebunden zu sein, die auf Naturanlage beruht, und damit hätten wir uns dann allerdings wieder jenem *l'art pour l'art* etwas genähert. Unser Kunstgenießen und Kunstverstehen hat sich also mit der Zeit auf zu enge Kreise zurückgezogen, gerade so wie auch die Kunst selbst, die schaffende, zeitweilig den kräftigen Boden des Volkslebens verlassen und höfisch, ständisch, modisch, eng und einseitig werden konnte. Auch dann kann sie noch große Reize zeigen, aber sie wird doch auch bei den Nachlebenden nicht mehr gleich tief und weit wirken, wie eine Kunst, die, mehr aus der Tiefe geboren, zu ihrer Zeit auf einer breiteren Volksschicht ruhte. Mag sich Watteau zum tändelnden Spiel mit der Kunst leichter einschmeicheln, so tief hinunter könnte er doch nicht dringen wie Dürer oder Giotto, wovon man sich jeden Augenblick durch eine Probe mit Kindern oder Einfältigen am Geist überzeugen könnte.

Also das wäre etwa „die Kunst für das Volk.“ Allerdings läuft dabei viel wunderliches mit unter. Daß man die Völker in die Sammlungen treibt, hat an und für sich keinen Wert. In Dresden konnte man schon seit Jahren ganze Scharen von kleinen Barfüßlern mit schmutzigen Beinen sich unter Anführung eines Lehrers durch die Galerie drängen sehen, wo natürlich die großen Mächtheiten von Rubens hauptsächlich das Interesse der angehenden Kunstkenner fesselten. Auch Weiber mit Markt Taschen und langen Paketen, Männer mit Kindern und Däten voll Eßwaren stellten sich haufenweise ein, auf den Sammetbänken vor den Bildern ruhten behagliche Gestalten und ließen sich lange Weintrauben von oben her in den zurückgelehnten Schlund glücken, wie Murillos bekannte Straßenjungen, und in die Spucknäpfe flogen Zwetschenkerne und Apfelgehäuse. Das war widerlich! Sogar trällern und pfeifen konnte man hören. Meinte man aber nun, den Aufsehern nahe legen zu müssen, daß sie doch ein wenig ihres Amtes walten möchten, so bekam man wohl zur Antwort: das sei jetzt die Volkskunst, da dürften sie nicht weiter einschreiten, als wenns einmal gar zu toll würde; die feinen Besucher könnten ja an den Fünzigpfennigtagen kommen, dann fehle das Volk. Massenbesuche in Kunstsammlungen sollte man überhaupt nicht befördern. Wer hierin einige Beobachtung aufzuweisen hat, wird vielmehr fragen, ob es nicht richtiger wäre, in jeder Sammlung ein ganz kleines Eintrittsgeld zu nehmen. Zehn Pfennige kann jeder bezahlen, der wirklich etwas sehen möchte, und der ohne Besinnen an demselben Tage fünfzig und mehr ins nächste Bierhaus bringt, und diese zehn Pfennige bewirken schon eine Auswahl, die für die Sache nur günstig sein kann. Wer die zehn Pfennige nicht geben will oder kann, ist doch



schwerlich ein passender Museumsbesucher; wer sie aber gegeben hat, schätzt darum bekanntlich die Sache selbst noch etwas höher.

Das bloße Besuchen von Sammlungen ohne Anleitung zu ihrem Verständnis hat, wie man sich bei einigem Nachdenken sagen wird, für die große Menge keinen innern Wert. Für eine Unterweisung, wie sie hier zweckmäßig wäre, brauchte man nur einen geringen Teil des Materials, und die mannigfaltige Ausstattung eines heutigen Kunstmuseums setzt schon einen ziemlich gut unterrichteten Besucher voraus. So kommen wir zu einer Verbindung von Museum und Schule in irgend einer Form, sei es, daß man die Kunst in die Schule bringt, womit ja schon bei der Vortrefflichkeit des heutigen Ausbildungsmaterials einiges zu erreichen wäre, oder daß man die Schule ins Museum führt, was, abgesehen von dem Nutzen, noch dem geführten Teile einen ganz besondern Spaß zu machen pflegt.

In Hamburg hat sich vor einigen Jahren ein Lehrerverein zur Pflege der künstlerischen Bildung in der Schule zusammengethan, dem der Direktor der dortigen Kunsthalle, Alfred Lichtwark, mit seinen Ratschlägen an die Hand gegangen ist. Man hat einen Winter hindurch die oberste Klasse einer höhern Mädchenschule vor passende Bilder geführt und diese im Frage- und Antwortverfahren den Kindern nach allen Seiten hin klar zu machen gesucht. Zunächst waren es Bilder, die nicht über das Verständnis der Kinder hinausgingen, Genrebilder, einige Porträts, Landschaften von ausgesprochener Stimmung und stark lokalem Charakter, sodann waren es meistens Bilder von Hamburger Malern (Runge, Rauffmann, Ruths) oder solche, deren Gegenstände einem Hamburger Kinde leicht nahe zu bringen waren. Diese Kunstkatechese des ersten Wintersemesters ist dann aufgezeichnet, etwas redigirt und veröffentlicht worden, zum erstenmal als Manuskript für die Kreise der Hamburger Kunsthalle und jetzt als zweite Auflage unter dem Titel: Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken, nach Versuchen mit einer Schulkasse herausgegeben usw. mit sechzehn Abbildungen (Dresden, Gerhard Köhntmann). Dieser kleine, fein ausgestattete Band verdient nun in der That eine weite Verbreitung. Lichtwark, denn auf ihn geht doch die Anregung zurück, zeigt hier, wie man auf natürliche Weise vor Kunstwerken Anschauungen wecken kann. Ohne alle Voraussetzung wird aus einem Gegenstand erst der Sinn gewonnen: was ist, stellt vor oder thut das Dargestellte? Dann werden die Darstellungsmittel — Zeichnung, Licht und Schatten, Farbe — geprüft, und zuletzt wird die geschichtliche Stellung des Bildes und der Charakter des Künstlers entwickelt, wobei die ältern Hamburger, namentlich Runge und Rauffmann, Anlaß geben, auf ganz moderne technische Probleme, blaue Schatten, Farbreflexe usw. einzugehen. Wer dieses kleine Buch mit seinen sechzehn Abbildungen aufmerksam durchliest, der hat etwas davon, das können wir ihm versichern. Der

hier gemachte Versuch eines volkstümlichen Unterrichts im Kunstverstehen ist viel ernsthafter, durchdachter und interessanter als alles, was uns sonst in dieser Richtung entgegengetreten ist, und darum wird seine Methode auch mehr erreichen als alle frühern. Lichtwark spricht sich mit Recht gegen das Heranschleppen von Photographien oder Gipsabgüssen aus, mit denen der Schulunterricht jetzt manchmal, was ihm an Gedanken fehlt, ersetzen zu wollen scheint. An Stelle massenhafter Anschauung, die nur verwirrt, soll man wenig, aber Charakteristisches geben. „Von Gipsabgüssen und Photographien erwarte ich für die künstlerische Erziehung nicht viel gutes und sehr große Nachteile. Ihre Massenhaftigkeit und Unzulänglichkeit verführt zur oberflächlichen Betrachtung. Es ist ein trauriges Schauspiel, eine Mädchenklasse oder eine Gymnasialklasse vor einer Aufstellung von Photographien der Hauptwerke Raffaels oder Michelangelos zu sehen. Die Flut von Reproduktionen droht die Keime einer künstlerischen Bildung zu ertränken, wo sie sich zeigen.“ Die Hamburger Kunstfreunde wollen Faksimilereproduktionen deutscher Holzschnitte und Kupferstiche für Schulzwecke, zunächst Holbeins Totentanz, herstellen lassen, die den Wert von Originalen haben und doch so billig sein sollen, daß jedes Kind beim Unterricht ein Exemplar in der Hand haben kann. Das ist sehr löblich. Ob es aber viel helfen wird, solange man in den Gymnasien den Knaben durch antikisirende Bilder von klein auf die Köpfe verdreht? Ich habe schon oft gedacht: Sind denn Dürer und Rembrandt erst verständlich, wenn man das Abiturientenexamen hinter sich hat?

Lichtwark giebt aber seinem Unterricht in der Kunstanschauung, der kaum noch etwas mit den heute in Mode stehenden kunstgeschichtlichen Kursen gemein hat, einen viel größern Hintergrund. Er zeigt, daß wir Deutschen im Sehen, im Beobachten und Auffassen zurück sind, z. B. hinter den Engländern. Es fehlt dem modernen Deutschen an „äußerer Kultur und Festigkeit der Form.“ Am Engländer fallen die starken Seiten seiner Erziehung zuerst in die Augen; einen so festen Typus, wie den des weltbeherrschenden englischen Gentleman, hat Deutschland nur in seinem Offizierstande hervorgebracht. „Im Zivil sind die Herrscher aller Kulturstaaten englische Gentlemen, in Uniform deutsche Offiziere. Der englische Gentleman und der deutsche Offizier wirken als Vorbild durch dieselben ästhetischen Qualitäten der Korrektheit und der strengen äußern Zucht.“ Weil aber der typische Deutsche in seiner unzulänglichen formalen Bildung schwach gegen fremden, namentlich englischen Einfluß ist, so muß er die künstlerische Erziehung des Auges und der Empfindung bei sich erhöhen. Er wird daraus einen höhern Ausdruck seiner Persönlichkeit gewinnen. Vielleicht erscheint das manchem unsrer Leser weit hergeholt. Aber liegt nicht in der großen und sehr weit verbreiteten Schätzung der Kunstwerke bei den Engländern, die selbst gar kein Kunstvolk sind, liegt nicht in ihrem

vielfach eigentümlichen, aber immer bestimmten Geschmack, in ihren sichern Urteilen über Kunst Dinge und in dem ziemlich tief hinunterreichenden Interesse dafür, liegt nicht darin ein noch wertvollerer Besitz beschlossen, nämlich die Erfahrungen einer ruhmvollen Geschichte und das Bewußtsein einer alten, reichen Kultur? Ohne weiteres wird einleuchten, was Lichtwark über den wirtschaftlichen Kampf der Zukunft im Hinblick auf die künstlerische Erziehung sagt: Wir würden unsre Rolle auf dem Weltmarkte nur behaupten können, wenn wir uns einen „heimischen Konsumenten, der die höchsten Anforderungen stellt.“ erzühen. Dafür ist nun ja Hamburg gewiß der richtige Platz: eine reiche Bevölkerung und ausgebehnter Welthandel, dazu eigne Tradition in schöner Litteratur und sogar in Malerei, das sind die Grundlagen, und ein strebsamer, für seine Sache begeisterter Lehrerstand wird unter so kundiger Leitung schon etwas daraus zu gewinnen wissen, wovon wir unsern Lesern hoffentlich wieder einmal berichten können.

Von demselben Verlage sind in ähnlichen hübschen Einbänden fünf andre kleine Einzelschriften Lichtwarks herausgegeben worden, die alle dem Interesse, das man in Hamburg an bildender Kunst nimmt, ihre Entstehung verdanken. Aus Vorträgen über Reiseziele und Reisevorbereitung ging hervor: Deutsche Königsstädte (Berlin, Potsdam, Dresden, München, Stuttgart), aus der geschichtlichen Betrachtung der Heimat ein andres Büchlein: Hamburg (Niedersachsen). Wir haben uns schon früher bei der Besprechung des „Pan,“ worin der größere Teil des Inhalts dieser zwei Bücher zuerst erschienen ist, über diese belehrende und zugleich unterhaltende Art ausgesprochen, Reisende und Spaziergänger zum eignen Beobachten zu veranlassen, und wir hoffen, daß das Gebotne in der neuen Form die gebührende Aufnahme finde. Wir sollen unsre Umgebung verstehen, indem wir die Umstände, aus denen sie hervorgegangen ist, in ihrer äußern Erscheinung wiederfinden — das ist, kurz ausgedrückt, das Ziel dieser Methode.

Ein drittes Heft: Die Wiedererweckung der Medaille, giebt außer einigen zuerst im Pan erschienenen Aufsätzen über moderne französische Medaillen und Plaketten Bemerkungen über diese Art von kleinen Gelegenheitskunstwerken in Wien und in Deutschland. Die Gattung steckt bei uns noch in den Anfängen, sie ist geeignet, den Sinn für kräftigen Ausdruck und schöne Form mit kleinen Mitteln zu wecken, und aus Lichtwarks Buch mit seinen vielen Abbildungen können sich über das Wie? in ausgiebiger Weise auch solche unterrichten, die bisher noch nie von einer Medaille außer im Zusammenhang mit einer Rettung aus der Gefahr des Ertrinkens gehört haben.

Wieder ein andres Gebiet wird in einem vierten behandelt: Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus, immer zunächst im Anschluß an die Bestrebungen Hamburgischer Dilettantenvereine. Der Dilettantismus in den

bildenden Künsten und in der Musik ist nun einmal da, er läßt sich nicht ausröten; wenn er ernst ist und nicht bloß oberflächlich, so kann er das Kunstverständnis fördern, oder, wie Lichtwark lieber gesagt haben möchte, die Fähigkeit, Kunst zu genießen. Auch das Sammeln bringt ja schon der Kunst näher, namentlich wenn es sich dem Leben der Gegenwart zuwendet. Der Dilettant tritt vielfach da ein, wo alte Volkskunst abgestorben ist, er will nicht davon leben, kann also noch weiter arbeiten, wo die durch die neue Zeit verdrängte Volkskunst nicht mehr auf ihre Kosten kommen würde. Beleben, galvanisieren läßt sich das Abgestorbene nicht, wir können mit den Forschern der Volkskunst deren Untergang beklagen und die Spuren sammeln, um uns daran zu freuen, aber praktisch führt das nicht weit, weil die Anwendung nicht mehr möglich ist. Lichtwark meint sogar: „Und wären Muße und Wille da, so wäre es verkehrt, das Alte erneuern zu wollen. Es ist ohne Kraft, sonst würde es aus sich selbst neues Leben entwickeln. Und es ist verlorne Liebesmüh, neue Bildung von unten auf bauen zu wollen. Aller Fortschritt besteht darin, daß Einzelne einen höhern Typus vorleben und die Massen ihnen nachstreben.“ Dieser Satz ist durchaus richtig, man kann ihn ja nachprüfen an hundert Wendungen der Geschichte unsrer Kultur, Litteratur oder Kunst, aber es ist gegenüber den vielen Veranstaltungen von heute, die alle höhere Bildung direkt ins Volk bringen wollen, gut, daß ihn ein sachkundiger Mann aufs neue ausspricht, für den übrigens das Volkstümliche einen wesentlichen Platz einnimmt in dem ganzen System seiner historisch-ästhetischen Betrachtung. „In den Kreisen der Wohlhabenden allein finden sich heute die Bedingungen des Gedeihens, Muße, Mittel und Bedürfnis. Wenn der Dilettantismus gesundet, so kann und muß von ihm aus mit der Zeit die neue Volkskunst entstehen.“ Von diesem „Muße“ hängt alles ab, die „Volkskunst“ würde sich dann allerdings um eine Schicht höher lagern, und die Sache ist jedenfalls des Nachdenkens wert. Gegenstand des Dilettantismus ist in Hamburg zunächst die Amateurphotographie geworden, dann aber infolge einer neuen Vereinsgründung fast alles, was die menschliche Hand zu künstlerischer Thätigkeit veranlassen kann, Zeichnen, Malen, Liebhaberholzschnitt für Buchzeichen und Lesenzeichen, Bucheinband und andres, und oft verbindet sich die Arbeit des dilettirenden Auftraggebers mit der des ausführenden Handwerkers in der verschiedensten Weise. Es ist klar, daß dadurch das Handwerk gefördert werden kann, denn ihm wachsen nicht nur Aufträge, sondern auch geistige und künstlerische Kräfte zu, und andererseits tritt der gebildete Privatmann dem Technischen und Künstlerischen näher, als es durch bloßes Anschauen geschehen könnte, und aus vielen solchen gebildeten Männern wird schließlich das Publikum, das nach den Absichten des Hamburger Dilettantenvereins gehoben werden soll. Lichtwark giebt uns einige Andeutungen über den Nutzen, den die Berufsphoto-



graphie aus dem Mitwirken der Liebhaber gezogen habe, und weist auf die Aufgabe hin, die ihre Teilnahme an der Bildnisphotographie noch zu erfüllen habe, nämlich an die Stelle des heutigen Verschönerungsverfahrens etwas von der verschwundenen Wahrheit und schonungslosen Charakteristik der großen alten Porträtmaler zu setzen. Als was für ein verwaschenes, haltungsloses Geschlecht müssen wir dereinst dem Kunsthistoriker erscheinen, der die Überbleibsel der photographischen Porträtkunst auf ihren Inhalt, die Dargestellten, zu prüfen unternimmt! Ganz besonders lesenswert ist der Aufsatz über Bucheinbände. Was für Erinnerungen steigen da in uns auf, wenn wir von den Tugenden unsrer Vorfahren lesen, von der Buchbinderkunst im achtzehnten Jahrhundert und ihren köstlichen Früchten, den geschmackvollen, goldgeprägten Lederbänden mit farbigen Schildern für Titel und Bandzahl auf dem hellen Grunde des Rückens, sodaß nun eine solche Wand von uniformirten Bücherrücken auf Regalen oder hinter Glas eine dekorative Einheit bildete und vornehmer und behaglicher wirkte, als jedes Prunzmöbel. Liebenswürdigeres, sagt Lichtward, als gelbes Kalbleder mit reicher Vergoldung und Schildern in Türkisblau, in zartem Rot oder Grün läßt sich nicht denken, die Wahl der Farben fordert ein eignes Studium, hier kann der Liebhaber auf die Leistungsfähigkeit der Lederfabrikation von großem Einfluß werden.

Ja, ich selbst habe diese schönen Dinge noch mit eignen Augen gesehen, in den Überbleibseln der Bibliothek meines Urgroßvaters, der kaum wohlhabender war als ich. Trotzdem lasse ich mit Vorliebe meine Bücher so binden, wie man es nach Lichtwards oberstem Grundsatz vermeiden müßte, nämlich mit dunkeln Rücken, weil diese nicht so schmutzen und man die Goldschrift besser darauf sieht, vor allem aber, weil es billiger ist; und meine Frau, die sich nicht lange zu besinnen pflegt, wenn sie die Anschaffung eines keinem Gebrauche dienenden Ziermöbels für nötig hält oder einer kostbaren Portiere oder eines kleinen Kunstgegenstandes aus Bronze oder Marmor, würde sich wahrscheinlich gelinde verfärben, wollte ich ihr plötzlich mit einer solchen goldig wirkenden, kalbledernen Wand hinter den Fenstern meines großen Bücherschranks aufwarten. Und sie hätte doch auch Recht damit, denn die Richtung unsers Luxus hat sich nun einmal geändert. Aber Lichtward hat ebenfalls Recht, denn er kann nicht nur mit Hamburger Leder, sondern auch mit Hamburger Gelde rechnen, und der Gesetzgeber in künstlerischen Dingen soll immer das Höchste verlangen. Wie sehr nun leider unsre arme Wirklichkeit hinter dem Geforderten zurückbleibt, das kann der Leser zufällig an diesen allerliebsten Bändchen unsers ästhetischen Gesetzgebers selbst sehen. Gibt es wohl etwas ordinäreres und zugleich etwas vergänglicheres, dem Papier schädlicheres, als die Drahtheftung? Und doch wollen nur unsre kleinen Buchbinder noch mit Faden heften, und der plebejische Draht, ein Erzeugniß der umfangreichsten Organisation des Jahrhunderts, der Metallindustrie, also eines der Wahrzeichen unsrer Zeit,

verunstaltet und zertrübt allmählich unsere Bücher, ob wir sie in Pappe oder in Kalbleder binden, mit Sicherheit, und keine Macht scheint diesen Unfug aufhalten zu können.\*)

Das letzte der uns vorliegenden Bändchen heißt Blumenkultus (Wilde Blumen) und handelt von der Pflege der jetzt vernachlässigten alten Hausblumen, wenn man diese Bezeichnung gebrauchen darf, die durch die kostbaren Zimmereinrichtungen mit den schweren dunkeln Vorhängen verdrängt worden sind. Man hat ja nicht einmal mehr Blumentöpfe, die Anspruch auf Schönheit machen, wie sie einst in den Fenstern unserer Eltern und Großeltern standen, früher aus Fayence mit Löwenmasken, die einen Ring im Maul hatten, später aus bemaltem Porzellan; man braucht ja für Gärten und Veranden nur noch die rohen irdnen Scherben. Man hat auch keine einfachen und dabei stilgerechten Vasen und Gläser zur Aufnahme abgeschnittener Blumen, denn wer fragt oder sieht bei den anspruchsvollen Chrysanthemumbüscheln darnach, in was für geschmacklose Behälter sie gesteckt sind? Hier wird nun wieder das alte Blumenfenster empfohlen, wozu der weißgestrichne Fensterrahmen in seiner Wirkung für die schlichte Backsteinfassade gehört; wenn nicht in der Stadt, so ließe sich dieser Schmuck doch draußen wiederherstellen. Dazu wird von Blumentöpfen, neuen Glasformen, Körben, Gittern, Brettern gehandelt und zuletzt auf den kleinen Hausgarten hingewiesen, aus dem die Blume vertrieben ist zu Gunsten einer „kläglichen Nachahmung der englischen Landschaft.“ Frischer Rasen und Büsche, vielleicht sogar ein paar wirkliche Bäume am Hause — das galt bisher für einen Fortschritt gegenüber dem früher säuberlich eingetheilten Küchengarten mit seinen Blumentabatten, denn es nimmt sich wie ein Stück Park aus und thut auch dem Auge wohl. Es ist der englische Garten, den wir vor nun hundertfünfzig Jahren zuerst über Hannover und Braunschweig bekamen, und der dann das Entzücken eines ganzen Zeitalters, des Rousseauschen, war, gewissermaßen in äußerster Parzellirung. Der Blumenkultus, meint Lichtward, werde den englischen Garten kleinerer Dimension zerstören; dessen Tage seien gezählt, und dann könne „der kleine Garten am Hause wieder nach künstlerischen Grundsätzen mit geraden Wegen und Blumenbeeten angelegt werden.“ Da wären wir also ungefähr wieder am Ausgangspunkte, wenn die Entwicklung den ihr hier vorgeschriebnen oder vorausgesagten Gang nähme. Ja Lichtward

\*) Die Buchbinderei ist aus technischen Gründen zur Drahtheftung übergegangen, nachdem diese sich bewährt hat, und Fadensvester giebt es jetzt gar nicht mehr im großen Betriebe. Es wird wohl darauf ankommen, ob die Drahtheftung gut oder schlecht ist. Bei guter Arbeit und solidem Material ist kaum zu fürchten, daß die gerügten Schäden eintreten. Schlechte Fadensheftung und schlechter Leim sind wohl ebenso verderblich für die Dauerhaftigkeit der Bücher, wie schlechte Drahtheftung. Immerhin mag es gut sein, Bibliotheksbände, wie es wohl auch meist geschieht, mit Faden zu heften, da ja für den Draht noch keine Erfahrung von Jahrhunderten vorliegt.

Der Verleger

meint sogar, der künstlerische Garten müsse wieder einen künstlerischen Geschmack auch in der Architektur hervorrufen. Auch gegen die kostspieligen naturalistischen Wintergärten bringt er allerlei vor und möchte sie nach dem Muster der alten Kreuzgänge als vor Wandfassaden hinlaufende Galerien mit Grün und Blumenbeeten geordnet wissen. Alle diese Gedanken, die zunächst für Hamburg gelten sollen, werden den historisch gestimmten Leser zu weiterem Nachdenken anregen. Praktisch genommen, wird wohl jeder Einzelne an einigen Punkten mit der stilvollern Einrichtung seines Daseins, insofern es etwas mit Blumen und Gewächsen zu thun hat, einverstanden sein, andres aber wird er nicht opfern wollen. Es erschien ihm immer als eine Verbesserung oder Verschönerung seines Lebens, und es hat doch auch seinen geschichtlichen Grund gehabt. Der Stadtbewohner hat vielleicht keine Zeit mehr, den kleinen Garten mit Blumen zu bestellen, oder er genießt ihn nicht, weil er selten hinuntergeht. Eine Veranda aber mit grünen Gewächsen kann er jeden Augenblick betreten. Darin stehen auch vielleicht echte alte Vasen, französische oder sächsische, in denen nie Blumen gesteckt haben, denn sie sind viel zu kostbar zum Gebrauch, auch hat er ja keine Blumen, die er abschneiden könnte. Das ist stilllos und unharmonisch; aber möchte sich wohl jeder derartige Besitzer nach dem Lichtwarkischen Buche reformiren lassen? Schwerlich, und selbst wer aus dem Stil ein berufsmäßiges Studium zu machen pflegt, wird doch als Bewohner seiner Räume meistens wohl vorziehen, Eklektiker zu bleiben.

Nach den Mittheilungen der Verlags-handlung wird die Reihe dieser kleinen Handbücher des Kunstunterrichts fortgesetzt werden. Wir sehen dem mit Interesse entgegen.



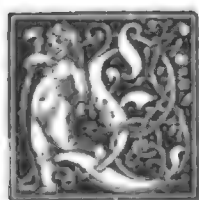
## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böginger“

(Fortsetzung)

### 6. Wer gewinnt?



in böser Sturm wars. So ist der April. Er ist wie die Leute, die uns täglich hundweise begegnen. Sie ziehen den Mund bald bis an die Ohren vor Freundlichkeit, während sie vor kurzem erst für uns tödtlich ein Graupelwetter besorgt haben. Aber der Sturm war vorüber, und in wohlvollender Majestät goß die Abendsonne ihren Glanz über das Dörflein und die Flur. Das Wasser ist verlaufen; aber in Winkeln, Gräben und Löchern liegen noch schmutzige Graupelmassen.

Sie werden noch schmelzen. Im Müsershaus hat sich aber ein Graupelschwall angefetzt, der so leicht nicht schmelzen wird.

Madlene hat sich umgekleidet. Auf dem Feld ist nunmehr nichts zu machen; dazu ist es schon zu spät am Tag und auch zu naß. Zum hantiren im Stall ist's noch zu bald. Der Kleine schneidet in der Scheune Futter; der Große webt. Madlene setzt sich am Lieblingsplätzchen ans Spinnrad, und der Fritz auf dem Südgelendenbedel schnurrt ein Lied dazu.

Es ist recht behaglich. Denn während Madlene sich umgekleidet hatte, hatte der Große im grünen Kachelofen eingeheizt. Madlene sollte nach der Durchnäffung ihr Plätzchen neben der Ofenblase warm finden. Für diese Liebe hätte der Große gestern noch ein freundliches Antlitz hinter dem Spinnrocken zu schauen bekommen. Heute wars anders. Das Graupelwetter! Ja, so ein Graupelwetter, das erkältet.

Sie hatte es dem Frieder sagen wollen, wie es mit ihr bestellt war. Aber bis heute hatte sie es ihm nicht gesagt. Wie hätte sie das gekonnt? Er liegt fest mit seinem Weinbruch. Soll sie ihm ins Haus laufen? Nun und nimmermehr! Eine reputirliche Jungfrau kann doch nicht ins Werben gehen. Da machts die Triltschenschristel anders. Die kanns; die versteht's! — Diese Graupeln saßen unschmelzbar in der Madlenenseele.

Es ist eine verfluchte Welt! Wer kanns? Die Dreisten und Unverschämten, die Fuchschwänzer und Speichellecker können's. — Nichts können sie, sonst brauchten sie nicht dreist und niederträchtig zu sein! — Wer kanns? Die Stillen, Wahrhaftigen und Stolzen können's. — Nichts können sie in der vermaledeiten Welt; denn die will betrogen sein! — Wer Glück hat, kanns. — Wer hat Glück? — Nichtsnutzige Redensarten! — Der Frieder hatte einst auf dem Berg gefessen und hatte aus der Tiefe herausgepredigt: Ich kann nichts! Und doch haben wir gesehen, daß der Frieder Großes vermochte.

Ich kanns nit! schrie die Madlenenseele auf, wenn die Graupeln wehthaten. Das Gemeine konnte sie nicht; aber das Große konnte sie, das einer deutschen Jungfrau ziemt und sie schmückt. Sie konnte lieben in keuscher Zurückhaltung, harren in himmlischer Geduld des Tages, an dem es euch verkündigt wird: Der Frieder ist mein!

In Zurückhaltung, Schweigen und Harren wird sie untergehn; es wird sie umbringen! Es wird der Madlene angst und bange. Tag und Nacht schreit es in ihr auf aus der Tiefe: Ich kanns nit, und wenn es mich gleich umbringt! — Wenn sie's über ihn gewinnt, die Christel? Die Christel ist besser, als die Leut denken. Huh, der Eissturm! —

Der April hatte seine übelsten Launen ausgespielt. Er rüstete sich zur Abreise und gedachte, sich ein gutes Andenken zu stiften. Die Welt war nun gar nicht mehr so abstoßend zum Verfluchen und Vermaledeien. Sie begann zu blühen und zu duften, zu jammern und zu schwirren und in Liederwonne zu schwimmen. Aber das alles wollte in der Madlene nicht zur Lust gedeihen wie in den andern Geschöpfen. Im Gegentheil: die Graupelschmerzen hatten sie ordentlich krank gemacht, das zum Weib geborne Wesen war so tiefgründig geworden, daß drinnen recht dunkle Schatten lagerten.

Die letzten Tage des April sind schon so lang, daß im Müsershaus bereits das Füttern und Melken besorgt, die Abendmahlzeit beendet und es doch noch nicht dunkel genug war zum Lichtanbrennen. Madlene hatte den Tisch, woran der Große und der Kleine noch im Gespräch sitzen geblieben waren, abgeräumt, das



Geschirt gespült und nahm nun ihr Plätzchen zwischen der Ofenblase und dem schnurrenden Fritz ein. Der Kleine erzählte eben dem Großen von der Kunst des Einsiedler Schmiedes. Die Abenddämmerung nahm sich recht gut dazu aus. Denn die Erzählung spielte stark ins Duster des Aberglaubens. Wie die Natur ihre unergründlichen Geheimnisse hat, so ergehen sich auch die natürlichen Seelen gern in Geheimnisvollem.

Der Gözemichel, erzählte der Kleine, hat doch wegen einer Eller\*) einen Streit gehabt mit dem Fax. Der Michel hat mirs selbst erzählt. Und der Streit hatte schon über ein Jahr gedauert im Amt. Da ist's dem Michel doch bang geworden. Und in seiner Sorg und Angst ist er zum Einsiedler Schmied gegangen; der sollte ihm sagen, wer gewinnt. Denn der Einsiedler Schmied hat einen Erdspiegel. Brüberle, hat der Einsiedler Schmied zu ihm gesagt, da mußt du mir einen Erbschlüssel bringen. Den hab ich mit, sagte der Michel. Denn er kannte die Sache schon ein wenig. Nun hat der Schmied seine Sache zurecht gemacht und gesagt zum Michel: Du wirst den Mann sehn, der gewinnt. Hernach hat er den Michel zum Erdspiegel geführt, und wie der hineinseht, hat er sich selbst gesehn. Und der Gözemichel hat auch den Streit gewonnen.

Wenn das! sagte der Große und erzählte eine merkwürdige Geschichte, die in Schlefien passirt war.

Mittlerweile war es dunkel genug geworden zum Lichtanbrennen, und bald war das Geschwisterfleebblatt bei der gewohnten Abendthätigkeit. Das Spinnen wollte der Madlene an diesem Abend aber gar nicht gut geraten. So oft wie einer Anfängerin „fuhrs ihr nein,“ und eine Wurst um die andre entstand im Faden, sodaß sie sich ordentlich schämte, den Rocken untersteckte und zu Bett ging. Der Vater Fritz schlich ihr auf den Boden nach und begann seine Mäusejagd.

Mit der Madlene ist's nit richtig. S wird wieder schlimmer, sagte der Kleine, der sich Schützen für seine Peitsche drehte. Der Große stellte den Schützen in Ruhe, stützte beide Ellenbogen auf den Brustbaum und drückte die Spitzen der kleinen Finger in die Mundwinkel. So brütete er seine schwersten Gedanken.

Es kommt mir zu schwer an, sonst thät ich einmal mit ihr drüber reden. Du könntest es vielleicht eher besorgen, Kleiner!

Ich? Der Kleine dehnte das i gewaltig. — Ich kann sie nit fragen, was ihr fehlt.

Klapp, klappklapp! arbeitete der Große weiter. Aber nicht lange. Der Schützen stand wieder, und die kleinen Finger berührten mit ihren Nägeln wieder die Zähne. Schwere Gedanken saßen dem Großen im Kopf. Er frischte sie an mit einer starken Prise aus der Rindendose und sagte: Hör, Kleiner, so thuts nit mehr gut!

Was is denn mei Sogen?

Ich hab mich noch nicht darüber ausgesprochen; und du mußt mir nit querig kommen!

Ich? Das lange i wich von dem vorigen ab und schlug mehr in Verwunderung. Mußt mich recht verstehn. Das Viertel Weizen hat sie selmal wieder mitgebracht auf seinem Schlitten. Verstehst du?

Was is denn mei Sogen!

Du hast mir noch nichts gesagt.

\*) Unkultivirtes, wüstes Stück Wald, auch Wiesboden, aus gal. ai „Gegend“ und leau „Wiese.“

Werd mich hüten!

Warum das?

Sie könnten einander nit erriech, sagen die Leut.

Habs auch so gehört; habs auch geglaubt. Aber, Kleiner! Das muß ich kenn! — Klipp, klappklapp! Nach einem Viertelstündchen ruhte wieder der Schügen, und sein Vändiger nahm gleich zwei Prisen hintereinander und rief: Aber! — Irren ist menschlich!

Wos is denn mei Sogen!

So hatten die Brüder mit ihren Vermutungen, beide zugleich, den Fuß ins Gehege des Madlenenleids gesetzt. Aber sie waren beide von so sorgenvoller Schonung gegen die Schwester erfüllt, daß sie es vor der Hand nicht wagten, auf dem betretenen Gebiet einen Schritt vorwärts zu thun.

Das war am Freitag. Der Sonnabend belastete Madlene mit so viel Arbeit, daß sich keine Gelegenheit bot, die Aufmerksamkeit der Brüder auf das Herzensgehege der Schwester zu lenken. Ein herrlicher Frühlingssonntag brach an. Vormittags, während die Brüder in der Kirche waren, kochte Madlene. Still und traulich war es in dem Müsershaus. Im alten grünen Kachelofen knisterte und pläpte das Feuer, und auf der Wäschestange der Porlam sang die eben aus fernen Landen heimgekehrte Hauschwalbe wie vor acht Jahren am Pfingstmorgen von Liebe und Treue, von Herd und Hof, von der Herrlichkeit des deutschen Hauses, von der Heiligkeit der Heimat. In einer Ecke unter dem Dach der Porlam stand auf dem Rand eines alten Korbes, der dort festgemacht war, eine Henne und verkündigte laut, daß sie eben ein Ei gelegt habe. Drinnen im Müsershaus war neben dem Feuergelknister nur der leichte Tritt der geschäftigen Madlene zu hören, der einförmige Pendelschlag der Schwarzwälderin und das Schnurren des Fritz, der bald die rechte, bald die linke Hälfte seines Schnurrbarts an seiner Herrin weppte. Es war, als spüre es die Madlenenseele, daß eben die Brüder im Gotteshaus bei dem Gebet um „gut Wetter, Friede und Gesundheit“ dem Herrgott ihre Schwester vorhielten. Und die Madlenenseele ward so feierlich und weich gestimmt, als schwebte sie abermals zitternd zwischen dem Morgenrot und der Sonne des Glücks. Und nun rührt mich nicht an, weder mit Worten noch Gedanken! Denn ich war verzagt und schwankend geworden. Stoßt mich nicht wieder dahinab!

Was fragt die vermaledeite Welt nach solchen Heiligtümern? Herein tritt der Gründel. Madlene hätte beinahe das Bratentiegelchen, das sie wieder in die Röhre zu schieben im Begriff stand, fallen lassen.

Guten Morgen, Madlene! Mit war, ein feltner Gast? Ihr Leut werdt vornehm; der tausend, ist das ein propper Birro! Na, 's schickt sich alls zusamman. Mein Briesle, das ich da bring, wird schon eines feinen Schubfächle wert sein.

Madlene hatte den Gründel noch nicht ordentlich angesehen. Sie war an ihrem Ofen geschäftig, röstete Weckbröckle, machte den Klofsteig — kurz, hatte sehr notwendig. Das mochte der Gründel merken und saßte sich darum kurz. Bei dem Wort „Briesle“ fuhr Madlene herum, als wär hinter ihr der Donnerkeil in den Fußboden geschlagen. Da lag schon das Briesle auf dem Tisch, und der Gründel sagte Adjes! und ging laut lachend davon. Madlene trat an den Tisch und starrte den Brief an. Sie hatte in ihrem Leben noch keinen erhalten. Da stand schwarz auf weiß: An die Zumser Machtlehne Helkin. Durch Güte!

Ohne das Ding angerührt zu haben, begab sie sich wieder an den Ofen und legte die Klöß ein. Darauf wusch sie sich die Hände, trocknete sie fein ab und

griff dann nach dem Brief. Durch Güte! Wo außer diesem Haus giebt's für mich Güte? Güte? Du meine Güte! Sie öffnete zitternd den Brief und las.

Liebe Nachtlehne!

Den Brief wird Dir der Gründel bringn. Darzu ist der Bögeljock meintwegn noch zu brauchn, heringegen er übrigens ein Lump ist. Darin stimmen wir überein. Es ist publik unter den Leuten, daß Du in mir verschamerirt bist und Ich in dir. Und unser verhältniß miteinander wie Dir bekant sein wird. Es sind nun schon 8 jar her. Und ich bin davor das der Dröttel gar wird. Ein man wie Ich; in Wien der ich bin und habe Mir mangeln Daz 50 Gulden verdient. Aber herlein in Wien kan ich kein bauernweibsen nicht inführen, wie Du wissen dun wirst. Heringegen wollt ich in Unsern Nest dort den eseln auffpilln. Werden verpflugt glozen und Du auch mitzamt Dein Schlezinger. Und unser jungens müssen hols der deufel alle nmal nach Wien. Werd halt komm. Da wirdz fest gemacht mit Dein tämischen Brüdern, das Dus hauß Belomm dust. Vor mein schöns Gelt will ich was ich heringehen Dir einzweiln verraden dun will, daß in die Dausente get, was Sahn; denn Ich wil nicht ümsonst in Wien gewest sein. Den ein man als Ich komt nicht ale tach. Gehdoch aber Zudem unzer verhältniß publik ist vor die weßd und auch schon Ald sat indem du daß so gud wissen dust wie Ich verbleibe Ich dein

Gelibter

Andres Höpflein

wi Ich mich gehtz Schreiben du und nicht  
meer Hopf.

Madlene war blaß geworden und zitterte vor Erregung. Das Blatt entfiel ihren Händen. Die Brust wogte. Das eggertse Auge starrte ins Leere. Und aus dem Leeren heraus trat der Türkendres, oder wie er sich jetzt schreibt: Andres Höpflein, von Wien her auf das unglückliche Mädchen zu und kam immer näher, eine schwere gelbe Uhrkette an der Weste, breitspurig weltmännisch in allen Bewegungen, mit verächnlichem, scheußlichem Gesichtsausdruck. Madlene hob schnell den Brief auf und riß ihn mitten durch und schrie laut: Elender! Da war die Erscheinung von Wien her weg, und der haarsträubende Buckel des Frits wurde wieder glatt, und sein eifriges Schnurren brachte Madlene zu sich. Sie ging in die Küche und warf die Briefseihen in die Flamme des alten Kachelofens, und sie hörte die Henne wieder „gahen,“ und dazwischen das trauliche Schwalbenlied, daß es ihr wieder besser zu Mut ward.

Seitab tauchte nun aber das Bild der Triltshenchristel auf, das ihr der Eissturm in die Phantasie gestellt, und mit dem sie Tag und Nacht schon gekämpft hatte. Sie hatte es schon ins Nichts verwiesen, hatte sich aufgerafft und war eben dahin gekommen, wieder zu sagen: Und nun rührt mich nicht an! Da war die vermaledeite Welt hereingetreten und hätte beinahe eine heilige Welt zertrümmert. Das Unglück war noch nicht ganz geraten, aber der Untrost war wieder mächtig geworden, und das Triltshenchristelbild begann wieder den Plan zu erklimmen.

Die Brüder kamen von der Kirche und fanden die Schwester still und ernst, wie sie war, als sie gegangen waren, nur blässer. Nach dem Mittagessen rüstete sie sich zum Kirchgang, klemmte einen Marumberumstengel und drei Rautenblättlein mit den Stielen ins Gesangbuch und machte sich beim zweiten Läuten auf den Weg.

In den Kirchenstand durfte ihr die vermaledeite Welt nicht nachziehen. Das

war geweihtes Gebiet. Gestärkt verließ Madlene das Gotteshaus. Auf dem Heimweg kam ein Entschluß in ihr zur Reife. Sie bekam dabei ein wenig eine Gänshaut. Aber der Kampf mit dem Christelbild sollte und mußte in ihr abgethan werden. Den lieben Herrgott konnte sie mit der Turteltaube nicht belästigen; wozu ist denn der Einsiedler Schmied da? Sein Erdspiegel soll mir sagen, wer gewinnt! Das war der gänshäutige Entschluß.

Gefangbuch und Kirchenmantel kamen an ihren Ort. Im Außern angethan wie zum Tanz verließ Madlene das Haus. Die Brüder meinten, sie unternähme ihren gewohnten Sonntagsflurgang. Aber diesmal ging sie den Bart hinan, über den Brand, die finstere Leite hinein, schräg durchs Neulehn, an den Schneidmühlen vorüber, über einen muntern Wiesenbach, der aus der Fel kommt, und: hinter der Waldecke liegt Einsiedel. Sie ging einige Schritte vom Weg ab und setzte sich unter eine mächtige Weißtanne. Hoch in ihrem Gezweig ruckte ein Tauber. Von der Biber herauf tönte das Lied des Jaunkönigs, mit dem sich die Rufe der gelben Bachstelze mischten. Mönch und Kottelchen flöteten und trüllerten. Ein Paar Eichhörnchen fauste knurrend an Madlene vorüber, daß sie erschrocken die Füße zurückzog, und jagte am nächsten Fichtenstamm in die Höh.

In die Höh! In die Höh, Madlene! Dein Grübeln nuyt nichts. Auf, zum Schmied mit dem Erdspiegel! Wer gewinnt? Ach, da beim Herrgott im Wald ist's so feierlich, so erquickend! Wie Balsam bringt dir's in die Seele, gequältes Mädchen! So bleibe sitzen! Trinke weiter das Labjal, das dir der frische Wald kredenzt! Habe keine Sorge; da ist's wie in deinem Kirchenstand vorhin: hieher bringt sie nicht, die vermaledeite Welt!

Sie trank. Der Oberkörper sank zurück ins Moos, die Hände falteten sich unter der vollen Brust, und das eggertse Auge drang durch den zart durchbrochnen grünen Tannendom hinauf zur treuen Himmelsbläue. So trank die wunde Madlenenseele in vollen Zügen heilenden, stärkenden Balsam.

Bist du stark genug, Madlene? Steh auf! Wer gewinnt? Da knickten dürre Zweige in der Nähe hinter ihr. Ein Reh? Madlene springt auf: der Einsiedler Schmied steht vor ihr mit einem Bündel Kräuter.

Ei, die Müsersmadlene da?

Madlene schlug die Augen verschämt nieder, und heiße Blut trat ihr ins Gesicht. Was ist's denn, mei Tichterle? Wo willst du hin?

Ich wollt zu Euch und hatt 's Herz nit.

Sihihithi! Mach mir keine Müs! Ei, du Lieberle! Der Schmied setzte sich ins weiche Moos nieder. Sey dich doch, mei Tichterle! Thu, als wärst drheim! Die schönsten Bänk wachjen im Wald.

Aber Madlene setzte sich nicht; sie lehnte an dem weißen Stamm der großen Tanne, und die langen, dunkeln Wimpern hielten von dem halbgeöffneten Auge die Blicke des Schmiedes ab.

Wir sind da allein, mei Tichterle! Sag mir's, was du von mir willst. Ich bin kein Freimäurer; sie habn mich nit angenommen. Was ich treib, da ist der Teufel ausgelassen. Mei Sach steht im siebnten Buch Mosis und in andern Büchern. Und was da nit steht, hat mir mit Gottes Hllf für Geld und gute Wort der alt schwarz Hans von Heboch beigebracht. Ruht schon lang unter der Erdn. Sogs, Tichterle, wo dir's faht!

Wer gewinnt, will ich von Euch wissen. Ihr habts dem Gözemichel auch gesagt.

Wer gewinnt? Hofst doch kein Streit, mei Tichterle?



Strellt nit. S ist ein Spiel.

Aha! Lotto! Du die Nummer, die andre eine andre Nummer!

Wie Ihr wollt. S ist so was; aber kein Lotto. Ob ichs bin, oder eine andre, oder ein Mannsleut, das verrat ich nit.

Gut, gut! Nacht sehr hübsch, mei Tichterle! Weiß schon genug. Da mußt du mir 'nen Erbschlüssel mitbring und mußt zu mir ins Haus kumm.

Den Erbschlüssel hab ich mit; aber ich hab nit 's Herz in Euer Haus. Wenn mich eins sieht, erfahrens die Leut, und das wär mir gar nit recht.

Hm, hm! Der Erdspiegel, zu dem ich den Erbschlüssel brauch, hat seine Kraft von der unterirdischen Gottesgewalt. Die Stern in der Nacht drobn am Firmament wissen auch viel; aber das is nit mei Sach. Die geht ins Erdherz. Mädle, wer das kennt, was von da unten rauswärts bricht nach dem Firmament zu, der weiß ebn so viel. Denn aus der Erden nach dem Firmament zu, und vom Firmament nach der Erden zu, das is ein Geheimnis. Der Erdspiegel, mei Tichterle, der red't halt ganz deutlich. Weil du ober nit in mei Haus willst, so muß ichs anders traktir. Das Erdgeheimnis wächst auch in die Pflanzen; wers versteht, kann sich auch ohne den Erdspiegel behelf. Das Pflanzla, das ich in deiner Sach brauch, giebt's ober im April noch nit in der freien Natur. Aber ich ziehs drheim in 'nem Aich, daß ichs auch im Winter zur Hand hab. Mein'n Erdspiegel kann ich dir nit hol, mei Tichterle. Aber von meinm Kräutla will ich a Zelgla hol. Wart da, bis ich wieder komm. Der Schmied ging.

Madlene setzte sich, aber nicht wieder aufs Moos, sondern wählte zum Sitz ein Bläklein, das mit durren Nadeln bedeckt war.

Das Moos wächst auch aus der Erde heraus, dachte sie. Es trägt auch das Geheimnis in sich von der unterirdischen Gottesmacht. Darauf darfst du dich nit wieder setzen. Und mit dem Gras wirds auch so sein. Ist der Einsiedler Schmied nit ein gescheiter Mann! Er hat recht. Wir andern Leut sind doch aber auch recht dumm, daß wir nit selbst daran denken. Was da rauswächst aus der Erden in den Weizenhalm und Kornhalm hinein, das erhält uns und giebt uns Blut, und in dem Blut steckt halt gar viel! Und da denken wir nit dran, wos herkommt, und daß es die unterirdisch Gottesgewalt ist. So was lernt man halt nit in der Christenlehr — und es ist halt doch auch wahr und weist einm recht, was für ein Heiligtum einm seine Acker und Wiesen sein sollten, wennes drauf wächst und blüht und zeitigt.

Durch den Einsiedler Schmied war in dem schlichten Mädchen eine neue, vergeistigte Weltanschauung geweckt worden. Wer gewinnt? Madlene hatte schon gewonnen.

Der Schmied kam wieder. Da bin ich schon, mei Tichterle. Er hielt der Madlene ein Pflanzenzweiglein vor. Das Zelgle wird dir antworten. Da, nimm's! Guck einmal durch die Blättle gegen den Himmel! Siehst die lichten Pünktle, wie Nadelstich? Da sind die Sternle vom Firmament abgebildet. Es geht naufwärts und runterwärts.

Schmied, das wächst im Sommer an unserm Aderrain.

Freilich, mei Tichterle! Kennst's? Kennst auch sei Sprach?

Das nit.

Nun geh in die Büsch dorthinten, daß ich dich nit seh. Zupist die Blättle vom Zelgle, drückst und kloppst sie zwischen zwei Nieselsteinen weich, und nachher drückst du durch weißleimets Tuch, das du auf dem Leib trägst, den Saft aus. Und wenn du an zu drücken fängst, denkst du an die Person, von der du wissen

willst, ob sie gewinnt. Wird die Leimet vom Saft grün, gewinnt die Person nit, wird sie rot wie Blut, gewinnt die Person. Bet aber erst ein Vaterunser, eh du machst!

Madlene huschte von dannen. Der Schmied setzte sich wieder ins Moos, stützte den linken Ellenbogen aufs Knie und den Kopf auf die Hand und drehte zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ein dürres Reisklein einmal so herum, dann wieder anders herum und führte ein murmelndes Selbstgespräch.

Es mochte wohl ein Viertelstündchen verstrichen sein, als Madlene wieder kam.

Bist du zufrieden, mei Tichterle?

Madlene war erregt. Die sonst so scheue Blut wich nicht aus ihrem Antlitz vor dem Schmied. Ja! Habt Dank! Was kosts?

Hihihih! Kost nichts, mei Tichterle. Aber wenn du mir einmal ein Viertel Weizen zukommen lassen kannst, nehm ichs mit Dank an. Dahinten bei uns wächst keiner.

Das sollt ihr habn! Habt Dank, und verrat mich nit.

Freilich nit! rief der Schmied der Davoneilenden nach.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Majestätsbeleidigungen. Die Beurteilung Trojans hat viel Staub aufgewirbelt. Der Fall ist dazu ausgebeutet worden, eine ganze Gutachtenlitteratur ins Leben zu rufen. Juristen, Theologen und andre Gelehrte, Dichter, Maler, Musiker und andre Künstler haben den Zeitungen auf ihre „Umfragen“ mehr oder minder geistreich ihre Meinung gesagt, und wenn man das Fazit zieht, so kommt heraus, daß die Majestätsbeleidiger in der sogenannten öffentlichen Meinung einen ausgesprochenen Sieg davon getragen haben. Das ist schlimm, und deshalb wärs besser gewesen, man hätte die Anklage nicht erhoben. Da sie aber einmal erhoben worden war, so mußte freilich die Beurteilung auch erfolgen, denn die Freisprechung hätte der Gerechtigkeit ins Gesicht geschlagen. Der Fall Trojan kann damit abgethan sein; man kann es ein bedauernswertes Schicksal nennen, wenn jemand vom Wipereissen leben muß und, um seinem Publikum nicht abgedroschen zu erscheinen, immer verwegnere Griffe zu thun gezwungen ist, bei denen er sich endlich die Finger verbrennt. Über die Majestätsbeleidigungen selbst haben wir noch ein Wort zu sagen.

Man hat den Satz ausgesprochen: die Häufigkeit der Majestätsbeleidigungsprozesse nähme den Charakter einer endemischen Krankheit an und laste wie ein Alp auf dem Volke. Das ist geschmacklos und unlogisch. Die Erhebung von Anklagen kann niemals einen endemischen Charakter annehmen, nur das zu verfolgende Vergehen kann endemisch werden, und dann kann freilich unter Umständen die Erhebung der Anklage zu einem Fehler werden. Wir glauben, so liegt die Sache jetzt bei uns; wir sind in einem ernstern und gefährlichen Krankheitszustande.

Will man über solche Krankheitserscheinungen urteilen, so kann das immer nur auf Grund persönlicher Wahrnehmungen geschehen; mit statistischen Thatsachen läßt sich da kein Staat machen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß seit acht Jahren die Neigung zu Majestätsbeleidigungen im weitesten Sinne des Wortes — d. h. die Neigung, die Person des Monarchen in Bezug auf seinen Beruf in gehässiger Weise herabzusetzen — unter den Gebildeten in Preußen, von allen übrigen Leuten vorläufig abgesehen, in unerhörter Weise zugenommen hat. Auffallend war diese Zunahme namentlich in den Kreisen, die sich sonst als konservativ und besonders königstreu zu bezeichnen pflegen und das auch früher wirklich waren; und noch auffallender war sie in den Berufsständen, die in einem nähern Verhältnis zu dem Staatsoberhaupt selbst stehen. Gerade in diesen Kreisen haben sich seit 1890 die raffinierten Schmähungen Quiddes und die ausgefuchst verlegenden, wenn auch dem Strafgesetzbuch geschickt angepaßten Pamphlete Gardens, auch die sich oft in derselben Richtung bewegenden Leistungen der Gelehrten des Kladderadatsch einer Beliebtheit erfreut, die in Erstaunen versetzen, ja geradezu erschrecken mußten. Wenn man eine der Wahrheit möglichst nahe kommende und gerechte Erklärung dieser Erscheinung finden wollte, müßte man natürlich vor allem das Verhalten des Monarchen selbst betrachten, umso mehr, als selbstverständlich die von der Krankheit erfaßten Kreise gerade darin den Grund für ihr eignes Verhalten sahen. Unzweifelhaft fordert Kaiser Wilhelm II. persönlich die Kritik mehr heraus als irgend ein anderer herrschender europäischer Monarch und die Mehrzahl der Monarchen der neuern Zeit überhaupt. Er ist eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit und ist geneigt, diese Persönlichkeit jederzeit ganz zum Ausdruck zu bringen, bei jeder Gelegenheit voll in die Waagschale zu werfen. Er spricht oft öffentlich über die Zeitfragen, die die Öffentlichkeit beschäftigen, und er ist natürlich nicht unfehlbar. Schon das führt dazu, daß viel über ihn gesprochen, viel kritisiert wird, und schon das würde *ceteris paribus* in einem gewissen Grade die Zunahme der Majestätsbeleidigungen erklären. Ein Monarch, von dem man nicht spricht, wird selten beleidigt werden. Aber das konnte doch nicht zur Erklärung der zunehmenden Liebhaberei für Majestätsbeleidigungen in den Kreisen, wo sie besonders auffallend waren, genügen. Möchte man auch öfters den Wunsch aussprechen hören: „Wenn doch der Kaiser weniger spräche; er giebt dem gehässigen Klatsch nur willkommene Nahrung!“ so war das doch wahrhaftig etwas anderes, als die auffällige Neigung der sich ihrer königstreuen und konservativen Gesinnung rühmenden Masse gebildeter Männer, die Reden des Kaisers und alle sonstigen Äußerungen seiner Persönlichkeit aufzubauen und dazu auszubeuten, den Monarchen herabzusetzen, zu verkleinern und zu verhöhnen; etwas anderes als das offenbare Vergnügen daran, wenn sich jemand angelegen sein ließ, durch öffentliche Bethätigung dieser Neigung das Vertrauen zum Monarchen im Volke zu untergraben. Man mag es bedauern und tadeln, wenn jemand in hochwichtiger Stellung unvorsichtig Gelegenheit giebt, ihn durch pfißige Entstellung der Wahrheit zu verleumden und zu karikieren, aber dem Mann, der diese Gelegenheit gehässig benützt, drückt man deshalb doch nicht die Hand, sondern weist ihn zur Thür hinaus, wenn man ein konservativer und königstreuer Mann, überhaupt ein ehrlicher Kerl ist. Dafür scheint seit 1890 in der „bessern“ Gesellschaft in Preußen das Gefühl stark abgenommen zu haben.

Und wodurch giebt denn die Politik des Kaisers Grund zu der leichtfertigen Spielerei der bessern Gesellschaft mit Majestätsbeleidigungen? Es ist klar, daß diese Liebhaberei besonders bei den Leuten guten Bodens fand, die sich über Bismarcks Entlassung besonders enttäuscht hatten. Es sind vielen damals bittere Thränen

in die Augen getreten, als sie diese traurige Katastrophe erleben mußten. Aber wenn man sich auch kein Urteil über Schuld und Nichtschuld anmaßen konnte, darüber durfte doch schon damals kein unbefangener Mann im Zweifel sein, daß die Geschichte es später als ungerichtet erweisen werde, wenn man dem jungen Kaiser allein die Schuld an diesen Vorgängen zuschriebe. Und vollends mußte sich jedem unbefangenen Manne mit jedem Jahr seit 1890 die Überzeugung mehr und mehr aufdrängen, daß die an die Entlassung Bismarcks anknüpfende und sie bis heute agitatorisch ausbeutende Fronde weit über die für einen königstreuen Preußen entschuldbare Grenze hinausgegangen ist und sich schwer an dem gesunden politischen Sinn unsrer bessern Stände veründigt hat. Mit unverzeihlicher Frivolität, sich feig hinter der thatsächlich sakrosankten Person des größten Mannes deckend, den Deutschland seit Jahrhunderten gehabt hat, hat diese Fronde unendlich viel zum Umsichgreifen der Krankheit, von der wir hier sprechen, beigetragen. Man soll sich hüten, diese schmutzige Wäsche jemals vor der „Öffentlichkeit,“ vor Gericht waschen zu wollen. Aber vor allem darf der ehrliche königstreue Monarchist heute nicht mehr im Unklaren darüber bleiben, daß gerade in der „besten“ Gesellschaft unter der mißbräuchlichen Schutzmarke „Bismarck“ die Neigung, die Majestät des Monarchen zu beleidigen, bedenklich zur Mode geworden ist.

Die politischen Fehler, die seit 1890 gemacht sein mögen, können dafür nicht als Entschuldigung dienen. Es ist müßig zu phantasieren, wie es geworden wäre, wenn Bismarck im Amt geblieben wäre. Es mußte auch ohne ihn gehen, gut oder schlecht, und „nur“ schlecht ist es doch nicht gegangen. Es ist freilich ein eignes Geschick, in dieser Zeit des sensationsklüsternden Pessimismus deutscher Kaiser zu sein, der Nachfolger der ruhm- und erfolgreichsten Männer der deutschen Geschichte. Dieser sensationsklüsterne Pessimismus — zu deutsch: die weibische Heulmeierei, die mit klatschfüchtiger Freude über alles gepaart, was elend und häßlich ist, und blind gegen alles Edle und Schöne, niemals daran denkt, selbst handelnd das Schlechte wieder gut zu machen — wo soll dieser Pessimismus die Fähigkeit und den guten Willen hernehmen, diesem Monarchen gerecht zu werden? Man sehe sich doch nur einmal um in den Kreisen, in die man Einblick hat, und wenn man die Augen der Herrn Räte aller Klassen und der Grafen, Freiherrn und Herrn „von“ glänzen sieht über Trojans Teufel mit dem Knoten im Schwanz oder über Sardens Giftzahn und Pferdefuß oder gar über die Unflätereien des „Vorwärts,“ dann frage man doch einmal, was die Liebhaber dieser pilanten Dinge in der praktischen Politik des Kaisers eigentlich geändert haben wollen, um das Gute an Stelle des Schlechten zu setzen. Da ist, 1000 gegen 1 zu wetten, sobald das Gesamtwohl in Betracht kommt, das Latein vollständig zu Ende! Wahrhaftig man möchte fast glauben, daß diese Kreise erst durch furchtbar schweres nationales Unglück zur Vernunft gebracht und von ihren pessimistischen Liebhabereien, auch von der für Majestätsbeleidigungen, geheilt werden können, daß sie erst durch schwere Not und Niederlagen das Große, Edle, Gute an der hohenzollerschen Monarchie und von diesem Hohenzollern wieder werden begreifen lernen.

Und wie nehmen sich in dieser Beleuchtung die Gutachten aus, die unsre so redlich um ruhige, ernste, weitblickende Förderung der Wahrheit bemühte Presse dem lieben Publikum geboten hat? Was sagen die befragten Herren Juristen und Theologen, Dichter und Klavierspieler schönes über die Majestätsbeleidigungen? Findet sich irgendwo auch nur ein Anklang an die Frage, ob das liebe Publikum, diese gute bis beste Gesellschaft, vielleicht auch ein klein wenig daran schuld sein könnte, daß es so ist, wie es ist, und ob diese Gesellschaft nicht auch ein klein



wenig dazu thun könnte, daß es besser werde? Nichts der Art ist zu bemerken. Nur eine Melodie in allen Tonarten: Es soll niemand mehr wegen Majestätsbeleidigung bestraft werden! Alle Achtung vor dieser „öffentlichen Meinung,“ aber solange sie laut wird ohne die Parole: Ein Schuft von jetzt ab, wer sich Patriot nennt in Deutschland und doch an den Schmähungen auf den Kaiser seine Freude hat! — so lange ist sie nichts als heller Unverstand oder infame Heuchelei!

Die Frage nach der Zunahme der Majestätsbeleidigungen in den weiten von der Sozialdemokratie oder in den viel kleinern vom reichsfeindlichen Partikularismus und dergleichen beherrschten Kreisen und ihrer gerichtlichen Verfolgung steht an Bedeutung weit hinter der leichtfertigen Spielerei der bessern Stände Preußens mit Majestätsbeleidigungen zurück. Auch der sozialdemokratischen und sonstigen reichsfeindlichen Sippschaft ohne weiteres Straflosigkeit für die Beleidigung des deutschen Kaisers zuzusprechen, wie das jetzt Mode ist, ist krasse Oberflächlichkeit. Das Gesetz darf vorläufig keine solchen Experimente bei uns machen. Freilich erweckt jeder Majestätsbeleidigungsprozeß die Besorgnis, ob nicht mehr mit ihm geschadet wird als genügt. Die Entscheidung ist Sache politischen Taltes. Es kommt alles darauf an, das Gefühl der Strafwürdigkeit der Majestätsbeleidigungen im Volke rege zu erhalten oder wieder wach zu rufen. Zahlreiche Verurteilungen können leicht das Gegenteil bewirken, aber erst recht thut das natürlich die neumodische Agitation für Straflosigkeit in der Presse.

Wie die Sachen jetzt liegen, brauchte man sich nicht zu wundern, wenn die Verurteilung Trojans für den Majestätsbeleidigungsteufel eine geschäftlich wertvolle Reklame machte. Den Kaiser kann das persönlich nicht anfechten, aber die „bessern“ Stände werden dabei zu beweisen haben, ob der Teufel sie richtig tagirt oder falsch.

Die Zeitschrift der Strafprofessoren. Vor kurzem ist das erste Heft der von Dr. Julius Wolf, ordentlichem Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, herausgegebenen „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ erschienen. Professor Wolf ist Hauptvertreter der neuen Spezies von Volkswirtschaftslehrern an den preußischen Universitäten, die Schmoller in der Eröffnungsrede der letzten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Köln als „Strafprofessoren“ bezeichnet hat. Zur „Strafe,“ wie Schmoller, und als Gegengewicht, wie Boffe meint, für den allzu-einseitig bisher vertretenen Kathedersozialismus sollen diese Herren in ihre Ämter berufen worden sein. Wir haben keinen Grund, den heutigen Kathedersozialisten die Strafe zu mißgönnen und den Strafprofessoren schlechten Erfolg zu wünschen. Als praktische Sozialpolitiker sind wir der Überzeugung, daß in der Wissenschaft mit der in den letzten zwanzig Jahren vorherrschend gewordenen sozialistischen Einseitigkeit gebrochen werden muß, ehe in der Praxis auf sozialem Gebiete an gesündere Verhältnisse und wirklichen Fortschritt gedacht werden kann. Der notwendigen Ruhe und Nüchternheit, für die in der Sozialpolitik, wie wir neulich hervorheben konnten, die verbündeten Regierungen nach den Erklärungen des Grafen Posadowsky energisch einzutreten scheinen, steht heute der Modesozialismus der gebildeten Nichtsozialdemokraten als das ärgste Hindernis im Wege. Erst wenn dieses beseitigt worden ist, kann der in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, wie der im agrarischen großen Haufen allmächtig gewordene sozialistische Egoismus und Fanatismus, nachhaltig eingedämmt werden. Diese auf wissenschaftlichem Gebiet zu lösende Aufgabe ist ungeheuer schwer. Professor Wolf kämpft mit anzuerkennender Freudigkeit gegen den weitverzweigten und, trotz manchem Hader im Innern,

nach außen fest geschlossenen Ring der heutigen Kathedersozialisten — die 1872 dem „Verein für Sozialpolitik“ beigetretne Masse ist damit keineswegs identisch. Er wird zu zeigen haben, ob er der Mann ist, ein großes Ziel kräftig und aufopfernd zu verfolgen und die Mitstreiter zu werben, die er in diesem Kampfe braucht. Die „Straßprofessoren“ werden Schule machen müssen, und sie werden sich zugleich das Vertrauen der freilich nicht sehr zahlreichen aber zum Teil hoch verdienten Professoren der Nationalökonomie in Deutschland zu erwerben haben, die von der sozialistischen Modeweise frei geblieben sind, es aber infolge allzufriedfertiger Gemütsart leider verabsäumt haben, dem Kathedersozialistischen Strebertum mit der allein dagegen wirksamen Schroffheit entgegenzutreten. Bei dieser Sachlage nimmt die neue Zeitschrift unser volles Interesse in Anspruch, wenn wir auch nach Durchsicht des ersten Heftes irgend welche Voraussage über ihre Zukunft nicht zu wagen vermögen.

In einem kurzen Vorwort „zur Einführung“ wird ein sehr weites Gebiet zur „Beackerung“ in Aussicht genommen. Fast scheint es darnach, als ob man auch „jedem Gebildeten,“ ja jedem, „der sein Brot verdient, eine Wirtschaft führt, eine Familie ernährt, Kinder erzieht und einen Abgeordneten in die Hauptstadt des Landes entsendet,“ Gelegenheit geben will, sich die „Einsichten der Sozialwissenschaft“ zu eigen zu machen. Hier klasse, meint der Herausgeber, besonders bei den Nichtsozialdemokraten, eine „Bildungslücke,“ die ausfüllen zu helfen „eine“ der Aufgaben der Zeitschrift sei. Als „zweite“ Aufgabe nimmt er in Aussicht, „einen Vereinigungspunkt abzugeben für die Vertreter der Naturwissenschaft und die der Nationalökonomie wie der andern politischen Wissenschaften in ihrer Beschäftigung mit den sozialen Dingen.“ Die Nationalökonomie, die Gesellschaftsphilosophie und die soziale Ethik, auch die Sozialgeschichte und die soziale Jurisprudenz sollen sich mit der Entwicklungslehre, der Anthropologie, Massen- auch Individualpsychologie, Medizin und Hygiene zusammenfinden. Als „dritte“ Aufgabe wird die Absicht bezeichnet, „die Männer der Praxis und gelegentlich die Männer der Politik mehr als bisher zur Äußerung in wissenschaftlichem Rahmen über Gegenstände der sozialen Theorie und Politik heranzuziehen,“ um aus der Erfahrung und den Gesichtspunkten des Empirikers Anregung zu empfangen und aus der Kenntnis des Wissenschaftlers solche zu bieten „zu beiderseitiger Korrektur vorhandener Einseitigkeiten und zur Anbahnung einer Verständigung, die heute vielfach fehlt.“ Mehr wird im Vorwort nicht verraten, und mit um so berechtigterer Spannung wendet man sich zu den „Aufsätzen,“ von denen sechs vorhanden sind. Dr. Alexander Peck in Wien ist mit einem kurzen Artikel über „Welt- und Handelspolitik“ vertreten, Professor Friedrich Rappert mit einer ebenso kurzen Besprechung über das Buch Dr. Paul Warth's „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie.“ Numa Droz schreibt über Alexis de Tocqueville et la démocratie libérale, Dr. S. Schurz über „Wertvernichtung durch den Totenkult,“ Professor August Oden in Bern über sein Thema „Das Adam Smith-Problem“ und endlich, und zwar an erster Stelle, der Herausgeber selbst über „Aussonnerer und Realisten in der Nationalökonomie.“ So hübsch die andern Aufsätze auch sind, so hat der des Herausgebers natürlich für uns ein besonderes Interesse. Einige Bemerkungen darüber mögen noch Platz finden.

Zunächst über etwas äußerliches, hoffentlich rein zufälliges, nicht gesuchtes. Herr Professor Wolf hat sich die Arbeit doch etwas zu bequem gemacht. Natürlich sind die Aufsätze geistreicher Leute nicht mit der Elle zu messen; in der „Jugend,“ im „Pan“ usw. kann man das lernen. Aber in dem ersten Hefte

dieser, noch dazu nur einmal im Monat erscheinenden Zeitschrift und unter diesen doch immerhin ernsthaft interessanten Umständen, unter denen der Herausgeber jetzt öffentlich laut wird, durfte man erwarten, daß er sich nicht mit dem kurzen, auch noch mit langen Zitaten belasteten Anfangsbruchstück einer Arbeit abfinden würde, die doch augenscheinlich die Kern- und Hauptfrage, um die er kämpfen will, programmatish treffen soll. Ist diese Art, mit dem Leser umzuspringen, nicht Zufall, dann ist gegen sie als schlechte Manier nachdrücklich Verwahrung einzulegen. Sie paßt für Pseudogenies wie Arno Holz, aber nicht in diese Zeitschrift. Dem Inhalt nach behandelt der Herausgeber auf seinen sieben Seiten den Widerspruch, in den gewisse Kathedersozialistische Erklärungen auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß in Leipzig (1897) geraten sind mit der früher von denselben Leuten in bekannter Unfehlbarkeit verkündeten Theorie von der „Vernichtung des Mittelstandes.“ Von dem Widerspruch, in den sich neuerdings die Sozialdemokraten mit der „Verelendungstheorie“ gesetzt haben, will er erst später reden. Wörtlich beginnt das Artikelbruchstück wie folgt: „Binnen fünf Jahren hat die in Deutschland herrschende Nationalökonomie einen merkwürdigen Wandel ihrer Anschauungen durchgemacht. In zwanzigjähriger Arbeit war sie dazu gelangt, für gewisse »Theorien« den Beifall der Presse und eines großen Teils der ungeschriebnen öffentlichen Meinung zu gewinnen. Binnen kurzer Frist verließ sie dieselbe und rief neue Götter an.“ Noch als der Herausgeber — heißt es an einer andern Stelle — vor fünf Jahren mit seinem Versuch hervorgetreten sei, „der als System des sozialen Optimismus den Kampf gegen die Lehren des Pessimismus aufnahm,“ sei es nur natürlich gewesen, „daß er mit Hohn als ein Einbruch in die Burg geschlossener Erbwahrheiten betrachtet und mit allen Mitteln, über welche beschränkter Fanatismus von den ältesten Zeiten an verfügt, zurückgewiesen und verurteilt wurde.“ „Nichts in der Ausnahme, die er fand, verriet, daß, ehe fünf Jahre um sein würden, der »Sozialismus« die dort bekämpfte Theorie der Verelendung, der »Kathedersozialismus« die Theorie vom Schwinden des Mittelstands fallen gelassen und beide Richtungen, jede für sich, eine von den zwei Festungen im Reiche des sozialen Pessimismus preisgegeben haben würde, denn in so kurzer Zeit vollziehen sich selten Belehrungen des öffentlichen Geistes.“ Wir begreifen, daß es Wolf eine gewisse Genugthuung gewährt, die alten Aussprüche Schmollers mit seiner Rettung des Mittelstands vor den Evangelisch-sozialen zu vergleichen, und er hat ganz gewiß Recht, wenn er den Vorwurf an die Kathedersozialisten zurückverweist, den Ab. Wagner auf dem Kongreß den Sozialdemokraten machte: „Ihr habt völlig falsch generalisirt, indem ihr das, was bei gewissen Erwerbsberufen, Gewerben teilweise gilt, ohne weiteres für die ganze Entwicklung der Volkswirtschaft als allgemeines Prinzip aufgestellt habt.“ Aber ob er deshalb schon von einer „Belehrung des öffentlichen Geistes“ nach dem Erscheinen seines Systems der Sozialpolitik vor fünf Jahren sprechen kann, ob die Kathedersozialisten wirklich eine „Schwenkung“ von nennenswerter praktischer Bedeutung bewußt vollzogen haben, das ist uns doch vorläufig noch keineswegs bewiesen. Jedenfalls werden diese unfehlbaren Herren selbst versichern, an eine Schwenkung gar nicht zu denken, und wenigstens Schmoller hat doch im Verein für Sozialpolitik in Köln und in seiner bekannten Berliner Rektoratsrede schon ganz unzweideutig kund gethan, daß er und die Seinen — zu denen ja Wagner ganz und gar nicht gehört — „unentwegt“ und unbelehrbar den Faden falscher Generalisirungen und vermessener Prophezeiungen fortzuspinnen entschlossen sind. Diese Leute zur Kapitulation zu zwingen, sollte sich Herr Professor Wolf lieber nicht gar so leicht vorstellen. Die Rolle, der Ruf, die Macht der

Kathedersozialisten von heute steht und fällt mit der in mühsamer zwanzigjähriger Arbeit endemisch gemachten Wahnvorstellung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, sie fällt und steht mit dem leichtfertigen Verallgemeinern und Prophezeien, mit dieser, vielleicht unwissentlich, dem Bedürfnis der „Modernen“ so bereitwillig und überreichlich entsprechenden Sensationsmacherei. Ehe sie das preisgeben, kapitulieren sie lieber bedingungslos vor der Sozialdemokratie, nachdem sie sie für „gemausert“ erklärt haben.

Die neue Zeitschrift sollte die „Bekehrung des öffentlichen Geistes“ nicht zum Ausgangspunkt nehmen; sie ist ihr fernes, schwer zu erringendes Ziel. Dabei ist der Sieg über Personen und ihre alten und neuen Theorien ganz unwesentlich. Wir brauchen in der Hauptsache weder ein System des Pessimismus noch eines des Optimismus. Wir brauchen endlich wieder: Ernst und Nüchternheit, gesunden Menschenverstand und reife Lebenserfahrung, Bescheidenheit und Vorsicht in unsern staatswissenschaftlichen Hörsälen und Zeitschriften. Nur dadurch werden wir zur Bekehrung des öffentlichen Geistes, zum Sieg über das sozialistische Strebertum aller Schattirungen gelangen. Möge die Zeitschrift der Straßprofessoren das ihrige dazu beitragen.



## Litteratur

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen in Schoa (März 1896 bis Januar 1897). Von Giovanni Gamerra, Major der Bersaglieri usw. Aus dem Italienischen übersetzt von Hedwig Zahn. Berlin, Franz Grunert

Wer mit einem Rundreisebillet von vierzig oder sechzig Tagen Gültigkeit ganz Italien durchreist, der bringt gewöhnlich keine gute Meinung von den Italienern mit nach Hause. Wer den tüchtigsten Bestandteil von ihnen kennen lernen will, der muß auf die fast nur mit dem internationalen Publikum, den Schnellläufern nach Rom und Neapel vollgestopften Schnellzüge verzichten. Den echten Italiener lernt man während der Reise auf der Eisenbahn nur in den Personen- oder Bummelzügen kennen, die übrigens nicht langsamer fahren als die deutschen. Dort hat der Deutsche, der nicht mit Empfehlungen ausgerüstet ist, die ihm die römischen und neapolitanischen Salons öffnen, vielleicht auch die einzige Gelegenheit, die Bekanntschaft italienischer Offiziere zu machen, die, zu ihrem Lobe sei es gesagt, bei weitem nicht so exklusiv sind wie die preußischen und sich doch durch die Gemessenheit und Bornehmheit ihres sonst liebenswürdigen und mitteilbaren Wesens von der geräuschvollen Beredsamkeit der Mehrzahl ihrer Landsleute vorteilhaft unterscheiden. Das Musterbeispiel eines solchen italienischen Offiziers lernen wir in dem Major Gamerra kennen, der bei der schweren Niederlage der Italiener in der Schlacht bei Adua trotz tapfersten Widerstandes der Niedermetzlung durch die Schoaner entging und dann fast ein ganzes Jahr in der Gefangenschaft leben mußte, bis ihm die Stunde der Befreiung schlug. Ein französischer Offizier, der in eine gleiche Lage geraten wäre, würde sich wie eine Art Leonidas gefeiert und die obersten Führer als Feiglinge und Verräter gebrandmarkt haben. Major Gamerra



spricht aber kein Wort der Anklage gegen einen Vorgesetzten aus, weil er die sittliche Kraft hat, auch im Unglück die Mannszucht zu bewahren, und wenn er über die Gefangenschaft klagt, so geschieht es meist nur, wenn es sich um die Leiden seiner mit ihm gefangnen Soldaten oder um schwere Verletzungen des Völkerrechts handelt. In der Art, wie er selbst Leiden und Entbehrungen ertragen hat, gegen Demütigungen aber auf Gefahr seines Lebens seinen persönlichen Stolz mit Zähigkeit einsetzt, fühlen wir einen Nachklang altrömischen Heldentums. Daß es wirklich noch nicht erstorben ist, weder bei den Offizieren noch bei den Soldaten, sehen wir aus vielen Einzelheiten der anregenden Schilderung, die ohne Pathos, als etwas selbstverständliches erzählt werden. Der Major hatte im Frieden die Zuversicht gewonnen, daß er sich auf seine Leute, selbst auf das aus Eingebornen gebildete achte Bataillon verlassen konnte. Er hat sich auch nicht getäuscht, da es am Tage der entscheidenden Schlacht bis zur völligen Vernichtung stand hielt. Man sollte nun meinen, daß mit so vortrefflichen Offizieren und Soldaten das Unglück hätte vermieden werden können. Aber der Oberbefehlshaber, General Baratieri, hatte nicht die Selbstzucht seiner Untergebenen. Dem durch leichte Erfolge verauschten Manne war es um einen Hauptschlag zu thun, um sich bei dem Ministerium Crispi, das auf schnellen Abschluß des afrikanischen Zwischenfalls drang, eine feste Stellung zu sichern. Es war wieder einer der „politischen“ Generale, der gefallen ist, weil er, wenn auch nur für wenige Tage, die militärische Klugheit dem politischen Eifer unterordnete. Aber auch ihm muß es zur Ehre angerechnet werden, daß er in seiner Schrift über den abessinischen Krieg, die nach den Erinnerungen des Majors Gamerra erschienen ist, seinen Hauptfehler bekannt hat. Die Italiener haben bei der Erwerbung und Verwaltung ihrer erythräischen Kolonie viele Mißgriffe gethan. Aber sie haben sie auch durch Unglücksfälle und schwere Verluste gebüßt. Ihre Schuld wird geringer, wenn man sich ihren Gegner, den sogenannten Kaiser Menelik, näher ansieht, einen orientalischen Despoten schlimmster Art, der nur so lange obenauf ist, als seine Unterhändler ihm zu Willen sind. Und dieser Schattenkönig, in dessen eingebildete Herrlichkeit Major Gamerra mit seiner scharfen Beobachtungsgabe tief eingedrungen ist, findet wohlwollende Unterstützung, jedenfalls die einem europäischen Souverän gebührende Hochachtung bei Rußland, England und selbst bei dem Papste, trotzdem daß er den Kriegsgefangnen Hände und Füße abhauen ließ, um sie für jeden weitem Kriegszug untauglich zu machen. Dieser Barbar, der seine Schandthaten unter dem Mantel des Christentums deckt, erfrecht sich sogar noch, Orden an ehrenwerte Männer in Europa zu senden. Statt in Abessinien einen neuen Herd der Zwietracht zu entzünden, sollten die Großmächte schnell dem Unfug ein Ende machen, den ein Duzend unzufriedner Häuptlinge, von denen Menelik übrigens noch nicht der schlimmste ist, angestiftet haben.





farben offen zu tragen, durch die Haltung des vornehmen und geringen tschechischen Pöbels in Prag erzwungen, und wie weit es sachlich begründet ist, das läßt sich schwer beurteilen; aber wie die Dinge dort nun einmal liegen, mußte es den Deutschen als eine schwächliche Nachgiebigkeit des Statthalters gegenüber der brutalen Unduldsamkeit der Tschechen erscheinen, deren blinder Nationalhaß so weit gediehen ist, daß sie in der Hauptstadt ihres nun doch einmal zweisprachigen „Königreichs“ den deutschen Mitbürgern nicht einmal das Recht des nationalen Daseins zugestehen wollen. Gerade deshalb wäre es aufs tiefste zu beklagen, wenn die deutschen Hochschulen schließlich den Kampf um ihre Stellung in der Landeshauptstadt aufgeben und einen uralten Vorposten deutscher Wissenschaft vor den Nachkommen der Huffiten ebenso räumen wollten, wie es 1409 vor diesen selbst geschehen ist. Wir wollen und können das bis jetzt nicht glauben, denn das wäre zugleich eine schwere Niederlage der Regierung, die damit zugestehen würde, daß sie nicht imstande sei, auch nur die Ordnung in den Straßen einer aufgeregten Stadt gegen Pöbeltrotten zu behaupten, geschweige denn nationale Minderheiten gegen rohe Vergewaltigung zu schützen.

Gegenüber dem Deutschen Reiche hat die Mehrzahl der Deutsch-Österreicher in dieser Zeit der größten nationalen Aufregung eine durchaus korrekte Haltung beobachtet und damit das Vertrauen auf ihre Besonnenheit, die allein ihnen den Sieg geben kann, wesentlich verstärkt. Sie haben mehrfach nachdrücklich erklärt, daß sie vom Deutschen Reiche weder eine Intervention erwarten und wünschen, noch daß sie vollends auf einen Zerfall Österreichs rechnen. Sie wollen lediglich Sympathiekundgebungen aus dem Reiche, und diese sind ihnen in der verschiedensten Weise und von den verschiedensten Seiten, auch im deutschen Reichstage, zu teil geworden. Nur die Schönerergruppe hat in ihrem Organ den Vorschlag gemacht, Österreich möge sich gegenüber Ungarn auf die Personalunion zurückziehen und mit seinen alten Bundesländern in das deutsche Reich eintreten. Da es auch in Deutschland noch unklare Köpfe giebt, die die Notwendigkeit der Ereignisse von 1866, also die Grundlagen unsers Reichs, nicht begreifen können und von der Geschichte nichts lernen wollen, so wollen wir hier nochmals die fattsam bekannten und ganz unbestreitbaren Grundthatfachen kurz zusammenfassen. Erstens: Die Trennung von 1866 war keine „Amputation,“ denn amputiren kann man nur, was organisch mit einem Körper verwachsen ist; Österreich aber stand vor 1866 nur in einem völkerrechtlichen Vertragsverhältnis, nicht in einem staatsrechtlichen Verbande mit dem übrigen Deutschland, und dies völkerrechtliche Verhältnis ist seit 1871, noch mehr seit 1879 nicht nur mit den ehemaligen Bundesländern, sondern mit der Gesamtmonarchie in sehr wirksamer Weise wiederhergestellt worden. Eine engere wirtschaftliche Vereinigung bestand auch vor 1866 nicht, konnte also auch nicht gelöst werden, und die geistige Verbindung, die allein die Deutschen

Österreichs zu vollberechtigten Gliedern unsrer Nation macht, ist heute enger als je, das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft stärker als jemals vor 1866. Was 1866 zerbrochen worden ist, das ist die unnatürliche Vorherrschaft eines Staats, der die innere Kraft, also das Recht, sie festzuhalten, gar nicht hatte, und die notwendige Erneuerung der deutschen Gesamtverfassung schlechterdings immer nur hinderte, niemals förderte. Zweitens: Die schwersten und bittersten Erfahrungen, vor allem der Jahre 1848/49, haben unwiderleglich bewiesen: mit Österreich war nur ein lockerer Staatenbund möglich, der weder die Sicherheit noch vollends die Wohlfahrt der Nation irgendwie verbürgte; eine bundesstaatliche Einheit, die allein diese Bedingung erfüllen konnte, war und ist nur ohne Österreich denkbar. Drittens: Die Reaktion der österreichischen Slawen gegen die deutsche Kulturherrschaft war schon längst vor 1866 eingeleitet und würde sich auch ohne die damalige Trennung weiter entwickelt haben, wie denn schon 1848 die tschechischen Wahlkreise die Wahlen zum Frankfurter Parlament verweigert haben. Viertens: Den Eintritt Deutsch-Österreichs in das deutsche Reich fordern, heißt auf der einen Seite den Habsburgern zuzumuten, ihre Monarchie in zwei selbständige Mittelstaaten zu zerlegen und auf ihre Großmachtstellung zu verzichten, auf der andern Seite Deutschland zuzumuten, seine schwer errungne Einheit zu lockern und sich zu seinen Polen auch noch acht Millionen Tschechen und Slowenen auf den Hals zu laden, also Unmögliches verlangen. Dazu kann ein reichsdeutscher Patriot niemals die Hand bieten. Doch genug hiervon.

Was in Österreich geschehen muß, um den Bestand des Reiches zu sichern, das kann und muß von Österreich allein gethan werden. Alles kommt jetzt darauf an, daß die Regierung dort mit unbeirrbarer Festigkeit ein klares Ziel verfolgt; nur dann werden die Nationalitäten endlich lernen, sich in die geographischen und historischen Bedingungen ihrer Lage zu finden. Das erste und wichtigste ist, daß endlich wieder, seitdem man sich ein Menschenalter lang an der Sisyphusarbeit abgemüht hat, die kleinen Nationalitäten zu befriedigen, das Interesse des Staats als maßgebend energisch betont wird, denn die erste Aufgabe des Staats ist, sich selbst zu behaupten, und das größte Verbrechen einer Regierung ist die Schwäche, die aus irgend welchen untergeordneten Gründen diese nächste Pflicht versäumt, wie es in Österreich jahrzehntelang geschehen ist. Sodann muß man an der Gleichberechtigung der österreichischen Völker in dem Sinne, daß der Angehörige jedes Volksstammes überall dieselben Rechte genießt, ebenso entschieden festhalten, wie man die Gleichberechtigung der Sprachen, die so oft damit verwechselt wird, verneinen muß. Denn einmal sind Mundarten, die von wenigen Millionen Menschen gesprochen werden, nun und nimmer mit den großen Kultursprachen gleichwertig; kommt man doch nicht einmal in Böhmen und Mähren mit der Kenntnis des Tschechischen allein durch, und kein gebildeter Mensch außerhalb Böhmens



wird den geringsten Mangel an seiner Bildung verspüren, wenn er von tschechischer Litteratur gar nichts weiß. Sodann bedarf jeder Staat einer Staatssprache, die in möglichst weiten Kreisen verstanden wird. Wie weit er von der Strenge dieser unabweislichen Forderung abgehen kann, das hängt von den Umständen ab; thut er es, so macht er Zugeständnisse, erfüllt aber keine rechtlich begründete Forderung. Diese Staatssprache kann natürlich in den österreichischen Ländern diesseits der Leitha schlechterdings nur das Deutsche sein, ohne daß damit die Deutschen zum Herrenvolke und alle andern Stämme zu Unterthanen dieses Herrenvolkes würden. Einer solchen Nothwendigkeit müssen sich ja auch die Deutschen in Ungarn und Rußland fügen. Drittens muß die längst vorgeschlagene Teilung Böhmens und Mährens in nationale Verwaltungsbezirke endlich durchgeführt und damit die schlimmste Veranlassung zu den endlosen und zwecklosen nationalen Händeln beseitigt werden. Das bedeutet freilich für die Tschechen den Verzicht auf die Tschechisirung ganz Böhmens, aber diese wäre nicht ohne die größte Vergewaltigung der Deutschen und wahrscheinlich nicht einmal mit dieser durchführbar, und über den Rechten der Nationalität steht das Recht der Kultur. Die staatsrechtliche Einheit des „Königreichs“ Böhmen wird dadurch so wenig verletzt wie die des Kantons Bern dadurch, daß dort Deutsch und Französisch in den verschiedenen Teilen der Landschaft amtlich gebraucht werden, und selbst wenn dies der Fall wäre: Böhmen ist eben thatsächlich nichts weiter als eine österreichische Provinz, und man hätte das ewige müßige Gerede vom böhmischen Staatsrecht eher zum Schweigen gebracht, wenn man, wie Joseph II. es wollte, die alten, politisch längst bedeutungslos gewordenen Titulaturen der „Königreiche und Länder“ einfach beseitigt und sie auch dem Namen nach in Provinzen verwandelt hätte, statt die stolzen Titel aus einer gewissen Eitelkeit beizubehalten. Im Interesse einer sichern Mehrheit im Reichsrate endlich wäre natürlich die Sonderstellung mindestens von Galizien, das die deutsche Verfassungskartei sowieso den Polen schon ausgeliefert hat, aber sie ist jetzt, mindestens auf verfassungsmäßigem Wege, schwerlich mehr zu erreichen.

Jedenfalls stehen also die österreichischen Slawen seit dem Zusammenschlusse der Deutschen einer ganz neuen Lage gegenüber, und die alte Mehrheit des Reichsrats ist zersprengt. Wenn tschechische Blätter jetzt damit drohen, daß nunmehr 16 Millionen Slawen den 8 Millionen Deutschen gegenüber treten würden, so will das wenig sagen, denn diese 16 Millionen bilden nicht ein Volk, sondern mindestens vier Völker von ganz verschiedenen Interessen, die sich sogar unter einander nur verständigen können, wenn sie Deutsch reden, und die Polen werden sich hüten, den Tschechen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Das Deutsche Reich aber würde den Gesundungsprozeß, der sich in Oesterreich einzuleiten scheint, wenn die Regierung wirklich weiß, was sie will und thut, was sie muß, nur stören, wenn es irgendwelche Gelüste verraten wollte, sich

einzumischen. Wie man an der maßgebenden Stelle in Berlin über vergangne und zukünftige föderalistische Experimente in Österreich urteilt, das hat neulich Fürst Hohenlohe sehr deutlich durchblicken lassen, als er im preußischen Abgeordnetenhaus den Polen erklärte, in Preußen sei kein Raum für föderalistische Bestrebungen, und dem tschechischen Übermut hat die Reichsregierung einen energischen Wink mit dem Beschlusse gegeben, ein deutsches Konsulat in Prag einzurichten. Die Spießgesellen der Tschechen und die Todseinde unsers Reichs, die österreichischen Feudalen, haben ihn auch sehr wohl verstanden, denn ihr Organ, das „Vaterland,“ sieht darin einen Versuch, der „Berliner Politik“ eine Stätte in Böhmen zu gründen. Gewiß, unsre Reichsangehörigen müssen dort besser geschützt werden, als es die österreichische Regierung während der Dezembermeutereien leider vermocht hat, und wenn das den Deutschböhmen den Nacken steift, so wird das nur im eigensten Interesse Österreichs sein. \*



## Agrarpolitische Ausichten



ährend die verbündeten Regierungen, wie es scheint, entschlossen sind, in der Sozialpolitik im engeren Sinne durch Festigkeit gegenüber dem neuerungsfüchtigen Doktrinarismus dem gesunden Fortschritt die unerläßliche Ruhe zu verschaffen, mehren sich leider die Anzeichen, daß in der Agrarpolitik gerade das Entgegengesetzte in Aussicht steht. Täuschen die Anzeichen nicht, so ist man auf dem besten Wege, durch gesteigerte Unruhe im agrarischen Lager die Beruhigung der sozialistischen Schwarmgeister ganz unmöglich zu machen.

Neuerdings hat sich das preußische Herrenhausmitglied, Graf Alindowström-Korklack, das Verdienst erworben, in einer bei Paul Parey in Berlin erschienenen kleinen Schrift: „Dr. Buchenbergers Agrarpolitik und die Forderungen der Landwirtschaft unter besondrer Berücksichtigung der östlichen Landesteile Preußens“ die Forderungen und wohl auch die Ausichten der ostelbischen Agrarier ziemlich ausführlich zu behandeln. Er bekämpft die von Buchenberger in seinen kürzlich in den Grenzboten ausführlich besprochenen „Grundzügen der Agrarpolitik“ dargelegten, ganz gewiß nicht gerade antiagrarischen Anschauungen und giebt damit ein anschauliches Bild von der Unruhe, die auf agrarpolischem Gebiete herrscht. Buchenberger ist badischer Finanzminister und nebenbei ein in Deutschland hochgeschätzter Agrarpolitiker. Er ist der Verfasser der Agrarpolitik in der von Adolf Wagner herausgegebenen „Poli-

tischen Ökonomie.“ Der praktische Ostelbier Graf Klinkowström bezeichnet Buchenbergers Ansichten als durchaus modern, das soll heißen: „Sammelnd, beruhigend, nach rechts und links, um schließlich zu Vorschlägen zu kommen, die allgemein bekannt und anerkannt, doch niemals genügen können, um eine so schwere Krankheit zu heilen, wie die, unter der die deutsche Landwirtschaft jetzt seit Jahren leidet.“ Zu bekämpfen unternimmt der ostpreussische Agrarier in erster Linie die Behauptung Buchenbergers, „daß im Norden und Nordosten der Großgrundbesitz stärker vertreten sei als erwünscht.“ Es sei unrichtig, von einer falschen Verteilung des Bodens östlich der Elbe zu sprechen und eine auf die Abstellung des angeblichen Fehlers gerichtete „sogenannte Landpolitik“ zu empfehlen. Der Domänenbesitz des Staats müsse auch im Osten „unbedingt erhalten“ werden. Eine „unbefriedigte Nachfrage nach Land“ sei auch für den Osten zu bestreiten. Land sei mehr zu haben, als gefordert werde. Buchenberger mache sich einer übertriebenen Schwärmerei für die preussische Ansiedlungspolitik schuldig. Er, Graf Klinkowström, sei immer dafür eingetreten, „mit Staatshilfe den bestehenden, arg gefährdeten Bauernbesitz in Rentengüter umzuwandeln, nicht aber durch Schaffung von kleinen neuen Stellen landwirtschaftliches Proletariat zu erzeugen.“ Der „alte, gute, einfache und zuverlässige Stamm“ sei da gewesen, warum wolle man da, statt ihn zu erhalten, „Neuerungen“ anfangen. Die Rentengutgesetzgebung sei doch immer nur „der Anfang der großen Agrargesetzgebung, deren Träger ein genialer preussischer Minister ist.“ Diese Gesetzgebung solle dem „ganzen Grundbesitz“ zu gute kommen, „wenigstens soweit es den Gewohnheiten entspricht,“ es müsse „voller Bruch mit der Kapitalschuld“ verlangt werden. Verfehlt sei der Vorschlag Buchenbergers, „von der Genehmigung zur Errichtung von Fideikommissgütern nur einen sparsamen Gebrauch zu machen.“ Im Gegenteil müsse man „von der neuen Fideikommissgesetzgebung erhebliche Erleichterungen“ erhoffen. Jedes neue Fideikommiss, jeder so oder so befestigte kleine Grundbesitz sei die „zuverlässigste Stütze für Königtum, Staat und Kirche.“

Das sind agrarpolitische Anschauungen, die in ihren praktischen Konsequenzen auf nichts mehr und nichts weniger hinauslaufen, als auf den völligen Umsturz der preussischen Agrarverfassung, die man als die Stein-Hardenbergsche zu bezeichnen pflegt; und nach gelegentlichen öffentlichen Äußerungen Herrn von Miquels kann Graf Klinkowström schon recht haben, wenn er diesen Umsturz als das Endziel der großen Agrargesetzgebung hinstellt, „deren Träger ein genialer preussischer Minister ist.“ Es soll hier nicht näher auf diesen Kampf von Genie gegen Genie eingegangen werden. Einige Gesetzesvorlagen sollen ja in Preußen schon bereit liegen, und man muß abwarten, was sie bringen. Wir haben in den Grenzboten wiederholt die Ansicht gefunden, daß eine auf möglichst schnelle und allgemeine Zerschlagung der Rittergüter im Osten gerichtete Landpolitik durchaus nicht am Platze wäre und nicht nur die

Landwirtschaft, sondern das ganze Land einer sehr wertvollen Kulturquelle berauben würde. Wir glauben, daß die ostelbischen Großgrundbesitzer noch eine sehr wichtige soziale, wirtschaftliche und politische Aufgabe zu lösen haben, die im Westen nicht leicht verstanden wird, und daß sie diese Aufgabe zu lösen auch ganz und gar die rechten Leute sein werden, wenn nur erst die agrarische Unruhe und Neuerungssucht wieder aus ihnen herausgebracht sein wird. Auch Professor Conrad in Halle, dieser vortreffliche Kenner und unbefangene Beurteiler der Agrarzustände des Ostens, hat immer vor der Rittergutszerschlagungsmanie gewarnt. Aber damit ist keineswegs die sogenannte „innere Kolonisation“ überhaupt verworfen. Sie fängt, wie alles in der Agrarpolitik, außer dem Schuldenmachen und dem Güterpreistreiben, langsam an, sich auf der Grundlage der Stein-Hardenbergschen Agrarverfassung ganz von selbst zu entwickeln, bisher nach der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik in einem durchaus gesunden, mäßigen Tempo. Man braucht augenblicklich den Prozeß künstlich gar nicht zu beschleunigen, soweit nicht andre, z. B. nationalpolitische Rücksichten, das empfehlen. Aber ihr für ewige Zeiten, obwohl das Tempo der innern Kolonisation ein so mäßiges ist, durch Bindung des kleinen wie des großen Grundbesitzes im Osten den Riegel vorschieben zu wollen, das mag vielleicht genial sein; aber vermessen im höchsten Grade wäre es jedenfalls. Es wäre das Zeichen einer revolutionären Neuerungssucht, die dadurch nicht konservativer wird, daß sie die Reformen der großen Männer am Anfang des Jahrhunderts beseitigen und den damals beseitigten Zuständen entsprechende wieder herstellen möchte. Am Ende unsers Jahrhunderts würde das ein blinder waghalsiger Sprung ins völlig Ungewisse sein. Graf Klinckowström und seine Gesinnungsgenossen sollten sich übrigens darüber nicht mehr allzulange täuschen, daß sie in der Befürwortung des genialen Umsturzes der Stein-Hardenbergschen Agrarverfassung im Ernst doch nur die Geschobnen sind, die zu schieben meinen. Es wird ein recht interessantes Schauspiel werden, wenn sich die kathedersozialistischen Agrarprofessoren mit den ostpreußischen Majoratsherren einmal auseinandersetzen werden.

Natürlich kann Graf Klinckowström auch über die agrarische Verschuldungsfrage nicht mit Buchenberger einig werden. Zunächst ist ihm in den „Grundzügen“ der Satz sehr unangenehm aufgefallen, daß „die durchgängige hohe und übermäßige Verschuldung der ganzen deutschen Landbevölkerung bis jetzt in keinem einzigen deutschen Staat statistisch nachweisbar“ gewesen, daß vielmehr nachgewiesen sei, daß zwar in bestimmten Gegenden und Gemeinden der Verschuldungsprozentsatz hoch ist, daß aber diese verschuldeten Gemeinden überall mit solchen durchsetzt sind, die eine vergleichsweise geringe oder jedenfalls unbedenkliche Höhe der Verschuldung aufweisen. Graf Klinckowström beruft sich auf die „Statistik Preußens,“ in der auf Grund der Mehrverschuldung von 1886/87 bis 1892/93 vorausgesagt sei: „Wenn es in dieser



Weise fortgeht (es geht aber viel schneller vorwärts), ist in fünfundzwanzig Jahren der ganze Grundbesitz enteignet.“ Es soll hier auf die Frage der „Enteignung“ des landwirtschaftlichen Grund und Bodens durch das „Kapital,“ wie man sagt, nicht näher eingegangen werden. Auch den amtlichen Statistikern Preußens dürfte es wohl nicht verborgen sein, wie ungeheuer schwer dabei das Abwägen der Verschuldung gegen den Wert ist, und wie völlig wir in dieser Beziehung noch im Dunkeln tappen. Vor Aufklärung dieses Dunkels sollte sich die amtliche Statistik überhaupt möglichst solcher Voraussetzungen enthalten. Ihre Zahlen werden ohnedies schon hinreichend durch Verallgemeinerungen und Übertreibungen von nichtamtlichen Statistikern gern „interessanter“ gemacht, d. h. im pessimistischen Sinne. Davon kann natürlich gar nicht die Rede sein, daß Buchenberger die Thatsachen der amtlichen Statistik Preußens über die Grundverschuldung nicht gekannt oder nicht berücksichtigt hätte. Wie Conrad neuerdings in seinem „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie“ wiederholt, ist der Wert des ländlichen Grund und Bodens in Preußen auf zweiunddreißig Milliarden, der der ländlichen Gebäude und des Inventars auf dreißig Milliarden, die Hypothekenschuld auf etwa zehn Milliarden veranschlagt worden. Das Anwachsen der ländlichen Hypothekenschulden in Preußen in letzter Zeit ist eine die genaueste Erforschung zweifellos herausfordernde Erscheinung. Da an ihr die Schulden industrieller Unternehmungen in Industriebezirken und in der Nachbarschaft der Großstädte mit riesigen Posten beteiligt sind, so ist es begreiflich, daß der Westen eine noch stärkere Verschuldungszunahme aufweist als der Osten, vor allem aber, daß bis zur Aussonderung der industriellen Hypotheken der Landbezirke in der ganzen Frage ein non liquet gilt. Zehn Milliarden Schulden gegenüber zweiundsechzig Milliarden Wert wären jedenfalls nicht als vernichtende, der Enteignung nahe kommende Überschuldung zu bezeichnen. Auch in dieser Frage ist den katheדרsozialistischen Übertreibungen und Verallgemeinerungen auf das schärfste entgegenzutreten; sie sind hier dem gesunden Fortschritt nicht weniger hinderlich als die sozialdemokratischen in der Arbeiterfrage.

Weiter tritt dann Graf Klinkowström ein für die gesetzliche Verschuldungsgrenze, als das „einzig durchgreifende Mittel, den Grundbesitz in Zukunft vor Kalamitäten zu bewahren, ja ihn von seiner jetzigen Stellung als »Ware« zu befreien.“ Daß die Sache gehe, könne man an den Fideikommissen sehen. Selbstverständlich gehöre zur Durchführung Zwangsamortisation und billiger Kredit. Er beruft sich darauf, daß sich der preußische Landwirtschaftsminister mit einem dahin ausgesprochenen Wunsche des preußischen Herrenhauses im Jahre 1896 „einverstanden“ erklärt habe.

Falsch nennt Graf Klinkowström ferner die Ansicht Buchenbergers, daß dem Staat bezüglich des Mangels an landwirtschaftlichen Arbeitern (Wechsel der Arbeiter, Verziehen nach den Industriebezirken) für eine „intervenirende

Thätigkeit“ wenig Raum bleibe. „Ist Herrn Buchenberger, so fragt er, bekannt, daß die königlich preussischen Eisenbahnen Arbeitertransporten nach dem Westen Fahrpreisermäßigungen bis zu 1,5 Pfennigen bewilligen? Unsere Produkte (Getreide) dürfen wir beileibe nicht an den Westen abgeben, lebende Fracht in Menschen dagegen ist hochwillkommen!“ Eine Einschränkung der Freizügigkeit hält er z. B. in der Form des „Anzugsgeldes“ für geboten. Auch gegen den Kontraktbruch der Arbeiter und das Agentenwesen, das die Arbeiter für die westlichen Industriebezirke werbe, könne der Staat Hilfe schaffen. Wir gehen auf die Fragen ebenso wenig näher ein, wie auf das, was Graf Klinckowström an der Eisenbahntarifpolitik Preußens und der Ansicht Buchenbergers darüber, und zwar teilweise nicht ohne Grund, bemängelt. Auch seine Klagen über die Arbeiterversicherung seien nur erwähnt. Wichtiger ist das entschiedne Verlangen, die Goldwährung zu beseitigen, das hier wieder einmal als die allgemeine Ansicht der ostdeutschen Landwirte hingestellt wird. Diese Forderung spielt unter den agrarischen Aufregungsmitteln in der That nach wie vor eine bevorzugte Rolle, der gegenüber Buchenbergers Beruhigungsversuche völlig gescheitert sind. Es hat den Grafen Klinckowström besonders interessiert, daß Buchenberger „zugiebt,“ eine „schlechtere Währung“ bedeute für den Schuldner eine Entlastung und für den Gläubiger eine Schädigung. „Dieser Satz umgekehrt — sagt der Graf — zeigt, welchen Schaden die Einführung der Goldwährung in Deutschland den verschuldeten Grundbesitzern gebracht hat. Damit ist also auch die Stellung der Landwirtschaft zu dieser Frage erklärt.“ Soll das heißen, daß die Landwirte durch die Goldwährung insofern geschädigt worden wären, als sie die früher in Silber erhaltenen Darlehen später hätten in Gold bezahlen müssen, so ist diese Frage für die heutige Lage völlig wesenlos geworden. Schon die Bewegung der Landgüterpreise nach Einführung der Goldwährung bis in die neunziger Jahre und nicht minder die des Zinsfußes widersprechen der Ansicht vollständig, daß die Hypothekenschuldner durch Einführung der Goldwährung geschädigt seien. Den heutigen Grundbesitzern kommt es in der Währungsfrage darauf an, und das ist es auch, was sie an Buchenbergers Ausführungen besonders interessieren muß, daß sie bei Verschlechterung der jetzigen Währung hoffen, die in Gold eingegangnen Schulden in Silber zurückzahlen zu können. Buchenberger warnt davor, dieser Hoffnung zu viel Wert beizulegen, und das mit Recht. Das „Kapital,“ das angeblich so dumm und so schlecht zugleich ist, den ertraglosen Grundbesitz durch übermäßige Beleihungen zu „enteignen,“ könnte doch am Ende einmal klug werden und die Tasche zuhalten. Das unausgesetzte Drohen mit dem allgemeinen Bankerott und der Verschlechterung der Währung muß auch dem sorglosesten Kapitalisten mit der Zeit den Erwerb von landwirtschaftlichen Hypotheken und Pfandbriefen verleiden. Und was ist dann die Folge? Freilich wird ja im agrarischen Lager in einem Atem be-

hauptet, die Erträge deckten nirgends mehr die Produktionskosten, aber man könne trotzdem auch das letzte Sechstel des Gutswerts ohne Risiko zu 3 Prozent beleihen. Bei einem so krausen Durcheinander von Widersprüchen und Unverstand — dem übrigens Graf Klinkowström selbst sich recht geschickt zu entziehen weiß — kann man sich eigentlich über nichts mehr wundern, und hoffentlich wird sich auch Dr. Buchenberger das Scheitern seines Versuchs, die agrarischen Wirkköpfe zur Vernunft zu bringen, nicht allzusehr zu Herzen nehmen.

Das Hauptziel der ostelbischen Wünsche ist und bleibt die Quintessenz des Antrags Ranig: die sofortige Hebung der Getreidepreise auf die bekannte mittlere Höhe. Daß Buchenberger die Wiederherstellung der Zollsätze des Gesetzes von 1887, fünf Mark für Weizen und Roggen, als die äußerste Grenze einer etwaigen Zollerhöhung bezeichnet, ist deshalb auch für Graf Klinkowström besonders störend, vollends bei der „Stellung,“ die Buchenberger einnimmt, und bei der Bedeutung, „die seine Haltung als Mitglied des Bundesrats hat.“ Alles spitzt sich auf das Verlangen zu, erheblich höhere Getreidezölle zu erreichen — wenn nicht sofort, so doch bei der bevorstehenden Neuordnung unserer Zoll- und Handelsvertragsverhältnisse. Der Stand dieser Frage wird deshalb bei der folgenden Betrachtung unserer agrarpolitischen Ausichten — nachdem die Klinkowströmsche Schrift uns im allgemeinen über die agrarischen Wünsche orientirt hat — besonders zu berücksichtigen sein.

Nur beiläufig seien vorher noch einem Geschichtsirrtum, dem in der ostpreußischen Agrarbewegung eine besondere Rolle angewiesen zu werden pflegt, einige Worte gewidmet. Graf Klinkowström glaubt die agrarischen Forderungen durch folgenden Hinweis auf die Leistungen der ostpreußischen Landwirtschaft zur Zeit der Freiheitskriege besonders unterstützen zu können: „Wäre damals die Provinz nicht in so blühender Lage, der Grundbesitz so wenig verschuldet gewesen, nie hätte Ostpreußen so wesentlich zur Wiedergeburt des Staats beitragen können.“ Es ist erstaunlich, wie diese Fabel zur allgemein anerkannten Wahrheit geworden ist! Es ist in den Grenzboten (Nr. 28, Jahrgang 1896) in einem Aufsatz „Agrarische Sünden vor hundert Jahren“ auf Grund der Schilderungen des Generals von Boyen, Ch. E. Langethals, von Knobloch usw. bereits zur Genüge nachgewiesen worden, daß die Not der napoleonischen Schreckenszeit gerade Ostpreußens Grundbesitzer in einem Zustande tiefster Verschuldung und völligen Verfalls überraschte, in den sie durch eine zehnjährige Periode wilder Güterspekulation hineingeraten waren. Daran ist nichts zu beschönigen, nichts zu bemänteln. Den agrarischen Annahmen wird durch nichts mehr der Boden unter den Füßen weggezogen als durch die Geschichte der ostpreußischen Landwirtschaft in jener Zeit. Graf Klinkowström wird seinen Irrtum sicher selbst einsehen, wenn er sich die Mühe nimmt, sich genauer zu unterrichten.

Aber darf man wohl erwarten, daß einer der Herren ostdeutschen — geschweige der ostpreußischen — Agrarier das Bedürfnis fühlen könnte, sich besser über irgend etwas zu unterrichten, nachdem das Agrariertum so glänzend in der Haupt- und Kernfrage gesiegt hat? Der preußische Landwirtschaftsminister hat am 28. Januar im Abgeordnetenhaus „sich für ermächtigt“ gehalten, namens der Staatsregierung folgendes zu erklären: „Die Königliche Staatsregierung ist gewillt, bei der Entscheidung der Frage, wie dem Auslande gegenüber künftig unsre Handels- und wirtschaftlichen Beziehungen zu ordnen sein werden, sorgsam zu prüfen, wie bei diesen Verhandlungen die Interessen der Landwirtschaft besser gewahrt werden können und müssen, als das bisher der Fall gewesen ist.“ Diese Erklärung wird von den Agrariern auf der ganzen Linie als ein voller Sieg gefeiert, obwohl ihr Wortlaut hundert Hintertüren offen läßt. Aber die Agrarier haben nach Lage der Umstände entschieden Recht mit ihrer Auffassung. Die Lage wird durch folgende Vorgänge hinreichend charakterisirt. Buchenberger hatte in seinen „Grundzügen der deutschen Agrarpolitik“ von ausgesprochen landwirtschaftsfreundlichem Standpunkte nachzuweisen gesucht und — wie Freiherr von Hammerstein selbst gewiß anerkennen wird — auch nachgewiesen: „daß angesichts der unzweifelhaft gegebenen sehr schwierigen Lage des landwirtschaftlichen Gewerbes die landwirtschaftliche Staatsfürsorge zu keiner Zeit kräftiger und planmäßiger ihres Amtes gewaltet hat als in der Gegenwart.“ Er hatte, davon ausgehend, nachdrücklich davor gewarnt, daß man der Regierungspolitik, die nicht gleich alle laut gewordenen Wünsche voll berücksichtige, sofort den Vorwurf einer „Preisgabe landwirtschaftlicher Interessen“ mache. Dem gegenüber ruft Graf Klinkowström aus: „Wer in aller Welt hat derartiges behauptet? Uns, die wir doch alle Vertreter agrarischer Interessen in den Parlamenten kennen und jede Rede sorgfältig verfolgen, ist ähnliches nie zu Ohren gekommen.“ Dabei hatte im Reichstage bei der ersten Lesung der Flottenvorlage am 6. Dezember v. J. Graf zu Limburg-Stürum wörtlich erklärt: „Meine Herren, welchen Schaden diese Politik der Unterdrückung der Landwirtschaft (d. h. die Agrarpolitik seit 1890) gehabt hat, können Sie daraus ersehen, daß jetzt in vielen Kreisen abweichend von früher das Interesse für die Flotte gesunken ist. Wir wissen, daß man in vielen landwirtschaftlichen Kreisen diese Vorlage und überhaupt Bewilligungen für die Flotte nicht wünscht. Die Männer sind doch zu einem solchen Grade von Entrüstung gekommen, daß sie sagen, wenn man uns so schlecht behandelt, dann soll für die Industrie und den Handel nichts geschehen und nichts bewilligt werden.“ Und am 13. Dezember hatte sich der Abgeordnete von Nordorff im Reichstage zum Etat 1898 folgendermaßen über die der Flottenverstärkung feindliche Stimmung unter den Landwirten geäußert: „Meine Herren, das ist eine Stimmung, die sehr verbreitet ist, und die, wie ich allerdings anerkennen muß, aus derjenigen mangelhaften Berücksichtigung landwirt-



schaftlicher Interessen hervorgeht, die wir seit dem Weggange des Fürsten Bismarck leider zu beklagen haben. Ich bin nicht der Meinung, daß der Weg, den die Herren gehen wollen, der richtige ist. Sie wollen gern einen Druck auf die Regierung ausüben, um sie landwirtschaftlichen Desiderien zugänglich zu machen."

Auch an die in den Grenzboten seinerzeit besprochenen „lokalen“ Äußerungen der Landwirtschaftskammer in Stettin in dem Bericht für 1896 sei beiläufig erinnert, der in der Beschimpfung gipfelt: „Der völlige Ruin ist unausbleiblich, wenn wir bei einer Wirtschaftspolitik verharren, die dem Auslande und dem internationalen Großkapital zuliebe die heimische Landwirtschaft um die Früchte ihrer Arbeit bringt.“ Von den sonstigen, den sozialdemokratischen an agitatorischem Gift um nichts nachstehenden öffentlichen Angriffen der Agrarier gegen die bisherige Agrar- und Handelsvertragspolitik der Regierung sei vor der Hand gar nicht gesprochen.

Schon das völlige Schweigen des Grafen von Posadowsky auf die Vorwürfe des Grafen zu Limburg und des Herrn von Kardorff im Reichstage war eine überaus beredte Antwort, zumal da gerade der Debelsche Vorwurf, die Interessen der Arbeiter fänden im Reich und in den Einzelstaaten keine Berücksichtigung, schlagend zurückgewiesen worden war. Nach diesen Vorgängen ist die Erklärung des Freiherrn von Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhaus ein unanfechtbares Pater peccavi, dessen Bedeutung wesentlich erhöht wird durch den lauten Beifall, die es aus nationalliberalen Kreisen gefunden hat. Herr von Hammerstein hat in seiner Rede vom 28. Januar noch folgende Bemerkung zu machen für nötig gehalten: „Meine Herren, ich kann nur oft wiederholt aussprechen, daß die Staatsregierung die schwierige Lage — ich will den Ausdruck Notstand gebrauchen — der Landwirtschaft in vollem Maße anerkennt, daß dieselbe gewillt ist, mit allen ihr zulässig erscheinenden und zur Verfügung stehenden Mitteln dem Notstand abzuhelpen. Ich trete vollständig dem bei, was in der Generaldiskussion über den Etat Herr von Eyvern ausführte, der darlegte: weil seit einer Reihe von Jahren mit reichen Mitteln das industrielle Gewerbe gefördert sei, so habe jetzt das landwirtschaftliche Gewerbe, selbst wenn es aus den Mitteln geschähe, die wesentlich von der Industrie dem Staate zufließen, einen vollberechtigten Anspruch auf gleiche Förderung durch staatliche Unterstützung.“

Diese Ausführungen werden genügen, dem ernsthaften Politiker jeden Zweifel zu nehmen über den Stand der agrarpolitischen Ausichten und namentlich der Ausichten auf wesentlich höhere Getreidezölle. Es ist müßig, jetzt zu erörtern, wie weit die Flottenfrage dabei mitwirkt; aber es ist klar, daß sie bei der unverantwortlichen Haltung des „Freisinn“, bei der Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie, bei der zwiespältigen Stellung des Zentrums und bei den agrarischen Einflüssen in dieser Partei die Regierung zu einer

Politik des Do ut des mit den Agrariern zu drängen geeignet ist. Die Flotte mußten wir haben, selbst um den Kaufpreis eines Sieges der agrarischen Übergriffe. Der Welthandelspolitik des Kaisers gehört die lange, unabsehbare Zukunft, dem agrarischen Siege vielleicht ein Jahrzehnt. Aber dieses Jahrzehnt kann in der That sehr traurig werden, und alle einsichtigen Vaterlandsfreunde, alle königstreuen deutschen Männer, die für die weitsichtige Politik des Kaisers einzutreten bereit sind, haben Grund, sich zum Kampfe zu rüsten gegen rechts und links, um unbeirrt um die augenblickliche Gunst des von materieller Begehrlichkeit beherrschten großen Haufens das Banner der Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe hoch zu halten, bis Ruhe und Friede wieder hergestellt sein werden in der Agrarpolitik wie in der Sozialpolitik.

Lügen haben kurze Beine auch in der Politik. Wie die Arbeiter einsehen werden, was das Reich für sie geleistet hat und zu leisten entschlossen ist, wenn nur den sozialpolitischen Unruhestiftern das Handwerk gelegt wird, so werden die deutschen Landwirte auch anerkennen, daß ihnen Milliarden aus den Taschen der Nichtlandwirte seit dem Beginn der heutigen Agrarkrise im Reich und in den Einzelstaaten zugeflossen sind, wenn nur erst den agrarischen Hebereien ein Halt geboten sein wird durch eine wirklich starke Staatsgewalt, den „Fels von Erz“ der Hohenzollernpolitik, an dem das ostelbische Junkertum früherer Zeiten sich, trotz aller Wechselfälle im Kampfe, noch immer die Köpfe blutig gestoßen hat.

Daß eine geringere Verteuerung des Brotgetreides durch Erhöhung der Zölle die Notlage der Landwirte beseitigen werde, ist kaum anzunehmen; die Zollerhöhung müßte jedenfalls bedeutend sein. Aber auch dann müßte die davon erwartete Steigerung der Grundrente sofort wieder zur Überschätzung des Grundwerts und zur weitem Überlastung durch Grundschulden führen. Die Agrarier haben darin gegen Buchenberger recht, daß nur eine staatlich garantirte Rente, nach dem alten Buchwert des Grund und Bodens bemessen, sie vor den Abschreibungen bewahren könnte, die sie als ordentliche Wirtschaftler vornehmen müßten. Graf Posadowsky, Freiherr von Hammerstein und auch Herr von Miquel werden sich dieser Folgerung auf die Dauer nicht entziehen können, ohne die schätzbare Liebe der treuen Bundesgenossen von heute wieder einzubüßen. Und glaubt man wirklich noch weiter bestreiten zu können, daß die vielen Millionen Mark jährlich, die die Getreidezölle bisher, oder sagen wir auch, bis zu ihrer letzten Ermäßigung den Landwirten gebracht haben, nicht von der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung gezahlt worden seien? Daß der Weltmarktpreis so tief herabging, daß trotzdem gegen früher, wenigstens bis 1897, der Konsument weniger zu zahlen hatte, als vor dem Zoll, ändert an der Rechnung gar nichts. Und wenn in Zukunft höhere Zölle den Landwirten helfen sollen, so muß eben

durch ihre Höhe jedes weitere Fallen des Weltmarktpreises wett gemacht werden. Will man dann auch noch sagen, der Zoll verteuere das Brot nicht? Auch wenn man das Müller- und Bäckergerberbe verstaatlicht haben wird, wird das wahr bleiben. Und glaubt man denn weiter, sich damit trösten zu können, daß Industrie und Handel die Millionen leicht ausbringen können, die der Zoll der Landwirtschaft einbringt? Ja wer ist denn das in diesem Falle, der zahlt? Unternehmer oder Arbeiter? Glaubte man wirklich, mit gutem Gewissen so ohne weiteres behaupten zu können, daß der Unternehmer zahlt, was der Arbeiter mehr für Brot braucht? Und wie lange soll denn die Garantie des Inlandspreises dauern? Doch unzweifelhaft für immer, entsprechend der Höhe der Produktionskosten, in die natürlich die Verzinsung des Anlagekapitals, mag die Anlage unvernünftig oder vernünftig sein, mit einzurechnen ist.

Es lohnt wahrlich nicht, sich länger bei diesen Fragen aufzuhalten, deren Beantwortung den verbündeten Regierungen so klar wie das Einmaleins sein müßten, auch wenn sie nicht von so warmen Vertretern der wahren Interessen der deutschen Landwirtschaft, wie Buchenberger und Conrad, erst kürzlich unzweideutig gegeben und begründet worden wäre. Wir wollen heute nicht auf Einzelheiten eingehen, die nächste Zukunft wird dazu leider mehr als reichlich zwingen. Nur darüber möchten wir keinen Zweifel lassen: Wer Ruhe verlangt in der Sozialpolitik, der soll auch Ruhe verlangen in der Agrarpolitik. Wer sich den Agrariern gegenüber schwach zeigt, der darf den Sozialdemokraten gegenüber nicht den Starken spielen! β



## Das deutsche Dorfwirtshaus

Eine Wanderstudie

4



er Bergwanderer, der bei sinkender Nacht noch das Joch überschritt, steigt auf kaum kenntlichem Pfad, über den sich gelegentlich eine morsche Wettertanne gelegt hat, ins Thal hinab. Durch das Gebüsch der Legföhren, aus dem nur einzelne schlanke Ebereschenbäumchen und schwanke Gerten der Zwergweide herausragen, glänzt ihm ein rötlicher Schimmer herauf, der, erst klein wie ein Stern ist, dann breiter, voller leuchtet, endlich die züngelnde Flamme zeigt, vor der sich unkenntliche Gestalten hin und her bewegen. Es ist das Herdfeuer einer für einige Wochen als Sommerwirtshaus dienenden Alphütte. Welch tröstlicher

Anblick empfängt nun den Müden, wenn er vor der breiten Thür des einfachen Blockhauses seinen Rucksack abhängt, um ihn neben dem Bergstock auf der Bank neben der Thür abzulegen, wo Reihen hölzerner Weidlinge (Milchschalen) zum Trocknen stehen. Über dem Herdfeuer hat die Stelle des gewaltigen Kessels, worin die Milch für den Käse zum Gerinnen gebracht wird, eine flache eiserne Pfanne eingenommen, in der ein Schmarren „brokelt,“ dem, indem er sich zu bräunen beginnt, ein herrlicher Geruch entqualmt. Eine kundige Hand bewegt dieses Mittelbrot von steifem Brei und Backwerk mit einem eisernen Schöpfelchen, hebt es immer wieder vom Boden der Pfanne ab und zerschneidet es in kleinere Stücke. Dem Duft merkt man an, wie süß die Milch war, die hier mit dem Mehl gemischt wurde, und wie rein die Butter, in der der Teig brät. Die Pfanne wird jetzt vom Herd gehoben, einer von den Hirten, der den Wirt spielt, teilt die Blechlöffel aus, und die Gesellschaft greift mit Wohlgefallen zu, ohne indessen die Mäßigung zu vergessen, die beim Essen aus gemeinsamer Schüssel geboten ist. So alt wie das gemeinsame Mahl der im Kreise um die Speise gelagerten, so alt ist auch die Quelle des Anstandes in der Zurückhaltung der Hungrigen, von denen jeder gleich den halben Schmarren auffressen möchte, aber geduldig wartet, bis sein Nachbar „hineingelangt“ hat. Der moderne Table d'hôte-Mensch, der seinem Nachbar den letzten Bissen wegißt, kann von diesen einfachen Leuten lernen.

Das Mahl ist beendet, man löscht nun den Durst aus einer Bütte frischen Wassers, das eben von einer nahen Quelle geholt worden ist, gießt sich Wasser über die Hände, die man mit wegnem Handtuch abtrocknet. Vielleicht wandert noch eine Flasche Enzian aus dem Dunkel des Wandschränkchens dort in der Ecke unter dem Heiligenbild hervor und würzt zusammen mit dem unvermeidlichen Tabak die Unterhaltung der Hirten und ihres Gastes, die sich wieder um das Herdfeuer versammelt haben. Es plaudert sich auch ohne das vortrefflich angefaßte der Flammen, die wie lebend auf und nieder steigen, sich ausbreiten und zurücksinken. Es liegt soviel beruhigendes, in Träume wiegendes im Anschauen eines Herdfeuers; ich würde es nervösen, schlafsuchenden Menschen empfehlen. Eine harzgefüllte Lücke zersprengt mitunter ein dürres Fichtenscheit mit lautem Knall und schleudert wohl gar einen Feuerbrand vom Herd. Der Gast, der vermutlich das lustarme Schlaffämmerchen neben dem gleichzeitig als Käserei, Küche und Gastzimmer dienenden Raum verschmäht, steigt eine Stunde nach Sonnenuntergang mit wohlversicherter Laterne einen schmalen Hühnersteig empor zum Heulager über dem Ziegenstall, wo er sich zwischen zwei Wolldecken unbeschreiblich behaglich bettet. Schön ist's dann, wenn bei der ersten Dämmerung die Sterne ohne Funkeln vom Himmel verschwinden, und nicht eine Wolke im regenverkündenden Morgenrot heraufzieht; es ist aber auch nicht so ganz unschön, wenn nach einem warmen Abend ein Landregen „einhängt,“ der mit stiller Notwendigkeit herniedertiesel. Kennt



du vielleicht, lieber Leser, auch eine Stimmung, in der du dem grauen Regenschleier dankst, daß er sich zwischen deiner Einsamkeit und der Welt zuzieht? Jedenfalls thut es beim einformigen Ton der fallenden Tropfen gut, sich noch etwas tiefer ins Heu zurückzuziehen und das Gefühl der Geborgenheit im Trocknen und Warmen zu genießen.

So ungefähr denke ich mir auch das ursprüngliche Wirtshaus, das ähnlich bei Holzfällern im Walde und bei Fischern am Seestrand sein mochte. In erweiterter Form, aber im Kern dasselbe war das niedersächsische Bauernhaus mit dem Herd im Hintergrund der Lenne, über dem Ganzen der offene Dachstuhl wie in einer byzantinischen Kirche. Wenn in Westfalen oder im Lüneburgischen ein Bauernhaus Gäste aufnahm, so saßen sie gerade so um das Herdfeuer wie heute dort in der Alphütte; und ihre Schlafstelle war dann meistens auch über dem Schafstall neben dem uralten Langhaus.

Im heutigen Wirtshaus ist der Herd streng vom Gastzimmer gesondert. Der Herd ist eine Werkstätte geworden, die mit zahlreichen kunstreichen Geräten ausgestattet ist, womit eine entsprechend mannigfaltige Menge von Speisen zubereitet wird. Eine sehr tiefgehende Arbeitsteilung spricht sich darin aus. Der halbtädtische Charakter des in ganz Mittel- und Süddeutschland vorherrschenden fränkischen Bauernhauses mit seiner Absonderung mehrerer Räume zum Wohnen, Schlafen und Kochen, außerdem nicht selten noch eines Prunk- und Vorratzzimmers kam dieser Arbeitsteilung entgegen. Daher finden wir merkwürdigerweise das Wirtshaus auch in solchen Dörfern Niederdeutschlands nach fränkischem Stil angelegt, wo die Bauernhäuser noch niedersächsisch sind. In der Abtrennung besonderer Räume kommt auch das alemannische und bairisch-tirolerische Bauernhaus der Auscheidung von Küchen- und Wirtschaftsräumen entgegen. Daher leuchtet uns hier überall nicht mehr der Herd vom Mittelpunkt des Hauses her mit seiner die Kultur und die Gastlichkeit symbolisierenden Flamme. Beim Eintritt in das Haus haben wir in der Regel gleich links von der Hausflur das Wirtszimmer, dessen in der rechten Ecke sich mächtig erhebender Kachelofen mit seinen behaglichen Bänken die Stelle des Herdes als Sammelplatz der Hausgenossen und Gäste eingenommen hat, während die gegenüberliegende Kammer als „Herrenstübchen“ eingerichtet ist, wo dazu ein Bedürfnis ist. Aus dem Hintergrund her macht sich durch den Duft und das Geklapper der Töpfe die Küche bemerklich, und man muß froh sein, wenn man von der Flur aus einen Einblick in ihr Inneres gewinnt. Mit dem Herde, dem dunkeln Rauchfang, den leuchtenden kupfernen und zinnernen Geschirren, und durch den bläulichen Dampf, in dem alles erscheint, ist das oft der einzige noch malerisch gebliebne Raum im ganzen Hause.

Daß nun die Entwicklung doch nicht notwendig gerade diesen Weg nehmen mußte, lehrt die Erhaltung des großen Vorraumes mit dem Herde in den französischen und italienischen Wirtshäusern nicht bloß der Dörfer, sondern auch

ländlicher Städte. So wie das französische und norditalienische Bauernhaus diesen Raum als Eintrittsraum, Küche und Wohnraum bewahrt, so ist er auch im Wirtshaus erhalten geblieben, wo sich daneben ein kleines Gastzimmer befindet, das mehr Speise- als Trinkzimmer ist. Es giebt aber auch größere, vortreffliche Gasthäuser, wo die Küche mit Bratspieß, Rost usw. im Hintergrund, alles glänzend und rein, von der Straße aus zugänglich ist; man findet darin sogar den Schreibtisch, an den Wänden die Eisenbahnsfahrpläne, kurz es ist eine Verbindung von Küche und Kontor und symbolisiert klar die beherrschende Stellung der hier waltenden Wirtin. Daneben erst führt eine kleinere Thür zu den Gast- und Wohnzimmern.

Ist nun bei uns auch räumlich der Herd aus der Mitte des Hauses gerückt, so bildet für das Wirtshaus doch die Küche noch immer den Schwerpunkt, um den alles andre sich reiht und ordnet; und das auch dort, wo nicht eine energische Wirtsfrau am Herde den Kochlöffel als Feldherrnstab schwingt. In der Nähe der Küche pflegt der Eingang zum Keller zu liegen, und um Speis und Trank drehen sich ja die Wünsche und Hoffnungen der Gäste des Hauses. Für solche, die länger unter dem gastlichen Dach des Wirtshauses verweilen, ist selbstverständlich die Leistungsfähigkeit der Wirtsküche ebenso wichtig, wie die Einrichtung des ganzen übrigen Hauses; aber auch dem Wanderer, der nur im Vorübergehen vorspricht, wird es erst recht wohl, wenn er sich in einen fruchtbringenden Rapport mit der Küche setzen kann. Am Aufprasseln des Feuers und am Klang der Küchengeräte merkt er, daß man sich dort für ihn in Thätigkeit setzt, und sein Behagen wird nun erst voll. Gewiegte Speisefenner verfügen sich wohl gleich selbst in die Küche, um Wünsche oder Ratschläge vorzubringen, z. B. die, die sich den Schnittlauch auf der Suppe oder die Cichorie im Kaffee zu verbitten wagen. Sie setzen sich aber dabei der Gefahr einer abweisenden Behandlung nach dem Grundsatz der Nichteinmischung und der territorialen Unverletzlichkeit eines Gebietes aus, wohin sich die Gynäokratie als auf ihr eifersüchtig gehütetes Altenteil zurückgezogen hat.

Was und wie auch das Wirtshaus sein mag, von der in der Küche waltenden Kunst und Wissenschaft hängt ein großer Teil des Rufes des Hauses ab. Und darum seien am Schluß dieser Wanderstudie einige Erfahrungen aus dem Gebiet der deutschen Kochkunst bescheidenlich mitgeteilt. Sie bestreben sich, den schuldigen Respekt vor der in Deutschland, wie nirgends sonst, in der Küche alleinherrschenden Weiblichkeit mit dem Freimut zu verbinden, dem der deutsche Mann auch dort nicht entsagen darf, wo er von den Werken der holden Frauen spricht. Sie scheuen sich auch nicht, Dinge mit Wichtigkeit zu behandeln, die man hergebrachterweise als unwichtig hinstellt, während das Wohl und Wehe der Nationen auch von ihnen abhängt. Ist es nicht eine Thorheit, der Küche wie einer unantastbaren Institution gegenüber-

zustehen, sich zu ärgern und zu schweigen? Ich bin überzeugt, daß ein guter Teil deutscher Grämlichkeit und Empfindlichkeit vom schlechten Essen kommt.

Es ist ein Grundzug des deutschen Dorfwirtshauses von den Alpen bis zum Belt, daß die Frau die Küche und der Mann den Keller verwaltet, während die Ordnung der Schlafzimmer den weiblichen Dienstboten obliegt. Der Mann unterhält außerdem die Gäste. Daß es anderswo ganz anders ist, haben wir schon bei der Erwähnung lothringischer Wirtshäuser erwähnt. In Frankreich und Italien besorgt der Mann die Küche, die Frau die Gast- und Speisezimmer. Der Keller tritt dort mehr zurück. Dort taucht in stark besuchten Wirtshäusern überhaupt der Mann den ganzen Tag kaum aus seinem dunkeln Herdraume hervor, der Gast hat es nur mit weiblichen Wesen zu thun. Bekennen wir es mit dem oben gewahrten Freimut: die Küche fährt besser dabei. Der Mann erweist sich auch hier als der Träger des Fortschritts. Die beherrschende Stellung der französischen Kochkunst hat der Koch geschaffen, und nicht die Köchin. Die Unselbständigkeit der deutschen Küche entspricht der Unselbständigkeit der deutschen Frau neben ihrem Mann. Alle Achtung vor dem ehrbaren Stand der Köchinnen. Aber man giebt allgemein zu, daß zu den höchsten Höhen der Kochkunst nur Köche emporgestiegen sind. Man muß auch zugeben, daß kochende Männer nicht Rückschritte zugelassen hätten, wie wir sie gerade in der Küche des Dorfwirtshauses beobachten müssen, wo sie allerdings nur ein deutlicher hervortretendes Symptom eines allgemeineren Verfalls sind. Der lebenswürdigen Flatterhaftigkeit der weiblichen Natur entspringen unzählige kleine Verstöße gegen die so einfachen Grundregeln der vernünftigen Speisebereitung. So wie man dem englischen Kunstgewerbe vielfach den überwiegenden Einfluß der Frau in Charakterzügen der Feinheit und Zartheit anmerkt, die aber oft ins Süßliche, ich möchte sagen ins Theehafte, ab-schweifen, so muß man in der deutschen Küche einen Mangel an Kraft, Würze, Gefalzenheit der Herrschaft des von Natur schwachen, empfindlichen weiblichen Geschmacks zuschreiben. Nur ein Mann konnte die Grundlagen der Poprikaküche Ungarns schaffen und die kräftige Olla potrida des Kastilianers auf wohlgewürzter Höhe erhalten. Unbillig wäre es allerdings, zu verschweigen, daß die deutsche Küche unter dem Druck der Volksverarmung in früheren Jahrhunderten so manches Gute verloren hat, was ihr einst eigen war, und daß die weibliche Sparsamkeit Bewundernswertes in der Anpassung an dürftige Lebensverhältnisse gerade in der Küche geleistet hat.

Bei allen landschaftlichen Unterschieden ist von einem Ende zum andern Deutschland das Land der großen Suppen. Die französische Küche spendet kunstreiche, gewürzte Suppen in so kleinen Mengen, daß sie kaum den Boden des Tellers bedecken. England brät sein Fleisch und läßt Beef-Tea nur tassenweis für schwache Mägen zu. Italien hat seine kräftigen Minestras, Reis-

und Gemüsesuppen, in deren dickflüssiger Masse soviel Fleischbröckchen, Fragmente von Leber, Herz und Stücke von unbestimmbaren Vögeln stecken, zum Glück unbestimmbar! denn sie könnten auch von Mäusen oder Maulwürfen stammen, daß sie eine ganze Mahlzeit in sich vereinigen. Deutschland allein ißt aus großen Suppenschüsseln dünne Suppen, in die die Kraft des gekochten Fleisches übergegangen ist, oder denen man in anderer Weise etwas Gehalt zu verleihen bemüht ist. Mit einer solchen Suppe muß das deutsche Essen anfangen. Undankbar wäre es, zu verkennen, daß in deutsche Suppen schon manche schöne „Ideen,“ gebackne und andre, hineingelegt wurden, wodurch man sie befähigte, ein Mittagmahl nicht bloß in stofflich genußreicher, sondern auch in gemüthlich ergötzlicher Weise einzuleiten. Denken wir uns einmal unter Vernachlässigung aller Unterschiede des Raumes Norddeutschland beim Essen. Welche mannigfaltige Suppen erscheinen da! Immerhin sind landschaftliche Unterschiede wohl zu erkennen. Im Süden herrschen die Teigsuppen, schwimmende Mehlspeisen könnte man sie nennen, vom Wasgau bis zur Salzach, vom Bodensee bis zur Lahn; die hervorragendsten unter diesen Suppenbestandteilen sind die Nudeln (als Nouille sind diese kunstvoll dünn geschnittenen Ränder und Fäden aus Teig auch ins Französische übergegangen) und der geriebne Teig, auch Eiergerstl genannt, die Spätzle in Schwaben und am Oberrhein, deren Vertreter in Baiern die verschiedenen Arten von Knödeln sind, die Flädle, die aus dünnen, in Schmalz gebacknen „Fladen“ bandförmig geschnitten werden, die gebacknen Erbsen aus Tropfen eines dünnen Teiges, die man in heißes Fett fallen läßt. Es ist ein endloses Variiren über das Thema Mehl, Milch und Ei, ein Variiren mit Geschmack und Phantasie. In Schwaben erreicht diese Entwicklung ihren Höhepunkt. In Baiern, dem Lande des größten Fleischkonsums in Deutschland, kommt die kräftige Milzsuppe und jene herkömmlich am Samstag geessene Suppe mit einer großen, mit flüssiger Fleischmasse gefüllten Wurst, deren Inhalt der Essende geschickt, wenn auch nicht immer appetitlich, in die Suppe streift. Diese mannigfaltigen Suppen nehmen nach Norden immer mehr ab, nördlich von Köln, Kassel, in Thüringen, Oberachsen treten Graupen, Reis, Hülsenfrüchte, Kartoffeln immer mehr an ihre Stelle, und es erscheinen dazu ganz neue Schöpfungen und Suppenzuthaten: Rosinen im Nordwesten in der Pumpernickelsuppe, Kirschen, gedörrte Zwetschgen, Bier. Hier ist auch das Land der Kalteschale und der Fischsuppen, die in der Hamburger Naluppe eine wahrhaft phantastische Ausbildung erfahren haben. Der Kenner slawischen Volkstums wird hier manchen Spuren begegnen, die nach Osten weisen. Eine Fischsuppe und daneben ein mohnbestreutes „Striezel“ sind mir immer als ganz fremde Erscheinungen auf deutschen Wirtstischen erschienen, und man begegnet jener auch nur im Osten, hier aber von Lithauen bis Kroatien. Die im ganzen Südeuropa und in Frankreich und Belgien so wichtigen Gemüsesuppen, in die auch Rüben, Sellerie und Kartoffeln geschnitten werden, die Grund-



lage des französischen Pot-au-feu und der spanischen Olla podrida, sind in Süddeutschland nicht heimisch; in unsre Wirtsküchen sind sie nur in der sehr verdünnten Form der sogenannten Juliennesuppe eingedrungen. Die deutsche Küche hat überhaupt viel von der Kenntnis des Wertes der Suppenkräuter eingebüßt, die einst viel weiter verbreitet war. Das Sprichwort „Er ist wie Petersilie auf allen Suppen,“ d. h. überall zu finden, versteht man in vielen Teilen Deutschlands schon heute nicht mehr. Der vortreffliche Lauch ist durch den besonders in Baiern grassirenden Schnittlauch übel ersetzt worden. Daß Sauerampfer und Körbel treffliche Suppen geben, weiß man im östlichen Deutschland überhaupt nicht, und der in Frankreich beliebte Löwenzahn, den man für nichts auf jeder Wiese pflücken kann, wird bei uns verschmäht. In manchen Teilen Deutschlands ist die Gartenkunst nicht weit genug fortgeschritten, um dem Gastwirtsstisch die Gemüse, Salate und Würzpflanzen zu liefern, die notwendig sind, wenn die Speisen mannigfaltig und schmackhaft werden sollen. In manchem Wirtsgarten Frankreichs findet man ein Duzend Salatarten, in ganz Oberbaiern und Schwaben, im größten Teile von Mittel- und Norddeutschland nur eine, und zwar die schlechteste, grasgrüne, weichblättrige Kopfsalatart. Salate, die zu den Freuden des genußfähigen Menschen gehören, wie der römische, kommen überhaupt in dieser Zone auf keine Wirtstafel. So ist es mit den Gemüsen und dem Obst. Daher der Unsinn der Mäpfe voll eingemachter Preiselbeeren im Hochsommer und der dürren Zwetschgen vom vorigen Jahr in der Zeit der Kirschen- und Aprikosenernte. In einem Lande, wo es Boden und Sonne genug giebt, frische Gemüse, frisches Obst, frische Milch, frische Butter und frisches Fleisch in Masse zu erzeugen, muten mich die Pyramiden von Konservenbüchsen, Margarinetöpfen und geräucherten Schinken und Würsten, mit denen die Ladenseiter prahlen, als eine kolossale Verirrung an. Es ist ja ganz schön, daß Deutschland eine große Konservenindustrie für den Export hat, und auch für die Versorgung der Armee und der Marine sind Konserven nötig. Sie werden aber zum Unsinn und zur Landplage, wo sie dazu verleiten, die frischen Erzeugnisse im Übermaß zu konserviren, um sie dann teurer, schlechter und ungesunder als die frischen auf den Markt zu bringen. Soviel, wie den Gästen an Genuß und Behagen, entgeht dabei den Wirten und Bauern durch die Vernachlässigung der Gartenzucht an Gewinn. Nicht vom Klima, wie man entschuldigend sagt, hängt die Armut der Gemüse- und Obstgärten in Baiern und im größten Teil von Mittel- und Norddeutschland ab; ich kenne vortrefflich gepflegte und ertragreiche Gärten in hoher Lage in Nordtirol und in den südwestdeutschen Gebirgen. Die Ursache dieses Verfalls ist allerdings zusammengesetzt, doch aus nahverwandten Eigenschaften des Volkes: der Trägheit der Arbeitenden und der Genügsamkeit der Genießenden. Das sind aber die Grundursachen aller Barbarei, die ja mit einer in andern Dingen sehr hohen Kultur zusammengehen kann. Ist es nicht

barbarisch, die Gaben zu vernachlässigen, die dem Menschen verliehen sind, damit er sich sein Dasein immer reicher ausgestalte? Die Kulturfortschritte liegen in der Steigerung der Leistungen und Forderungen. Darum sind auch die kleinsten Merkmale der Ausstattung des täglichen Lebens so lehrreich.

Da ich hier gerade von Pflanzen gesprochen habe, die uns die köstliche Erfrischung der Salate liefern — der von Eichrodt besungne Schneckenalat ist spezifisch südwestdeutsch, der Ochsenmaulsalat ist wahrscheinlich auch ursprünglich nur in beschränkten fränkischen Gebieten bekannt gewesen —, so mögen auch einige Worte über Öl und Essig erlaubt sein, ohne die es keinen Salat giebt. Öl aus Nüssen und Bucheckern spielt heutzutage selbst in der Dorfküche keine Rolle mehr. Das Olivenöl herrscht unbedingt vor. Die deutsche Nase ist nun diesem welschen Produkt gar wenig gewachsen. Mit rauhem und ranzigem Öl kann man aber aus den zartesten Pflanzen keinen guten Salat bereiten. Und der Essig gehört heute der chemischen Industrie, die ihn aus Holz wasserklar und scharf wie Mineralsäure herstellt; früher galt er als ein Nebenerzeugnis der Bierbrauerei und Weinküferei. Ihn durch Zusatz von Würzkräutern zu verbessern, versteht man fast nirgends in Deutschland mehr. Französischer Essig und französische Essigkonserven von Maille und andern werden dagegen massenhaft nach Deutschland eingeführt. Von Pfeffer verbraucht Deutschland nur die mildesten Sorten, und wenn auch seit vierzig Jahren Gulasche und andre Paprikagerichte in Deutschland in die Wirtsküche und im Süden auch in die bürgerliche Küche eingedrungen sind, so ist ihre Würzung doch nur ein blasser Schatten von der brennenden Schärfe des spanischen Pfeffers in Ungarn und Spanien. Auch die englische Küche würzt schärfer und mannigfaltiger als die deutsche. Wenn diese ihre guten alten „Tunken“ und „Brühen“ bewahrt hätte, so könnte sie freilich mit Verachtung auf die Batterien von Saucen in Gläsern herabsehen, die den englischen Wirtstisch zieren. Aber irgend ein ärmlich verneinender Geist hat die Erfindung gemacht, daß man jeder Bratenbrühe mehr „Konsistenz“ verleihen kann, indem man sie mit billiger Kartoffelstärke zu einem ekelhaften braunen Kleister verrührt. Und damit verderben nun unsre Wirte ihre besten Braten, indem sie eine einzige Generalsauce über jegliche Art von Fleisch gießen.

Die Zeiten sind vorbei, wo sich die Diensthoten am Rhein ausbedangen, nicht jeden Tag Lachs essen zu müssen, und wo Wildbret in den waldreichen Gegenden Mitteldeutschlands billiger war als Rindfleisch. Deutschland ist indessen noch immer ein wildreiches Land. Seinen Fischreichtum hat die Industrie schwer geschädigt, aber die Fischzucht hat auch wieder manches Gewässer fruchtbarer gemacht, und die Hochseefischerei liefert ihre Erzeugnisse tief ins Binnenland, wo sonst Seefisch eine unbekannte Größe war. Auf den Tischen der höchstgelegnen Alpengasthäuser wechseln Nordseefische mit Frutti di mare des Mittelmeers ab. Aber die zunehmende Bevölkerung hat die Fleischpreise überall

in die Höhe getrieben. Seit etwa zehn Jahren sind selbst im Osten und Südosten Deutschlands, wo Breslau und München die billigsten deutschen Großstädte waren, die Klagen über die hohen Fleischpreise immer lauter geworden. Auf dem Dorfe ist Fleisch immer eine Feiertagspeise geblieben, aber der Bedarf der Städte nimmt das gute Fleisch dem Lande und läßt ihm das schlechte. Fleisch ist daher die schwächste Seite der Küche des Dorfwirtshauses, und im Sommer tritt in den überfüllten Sommerfrischen und Seebädern gelegentlich einmal ein Fleischmangel ein, dem durch schleunigen Bezug aus der nächsten Großstadt vorgebeugt werden muß.

Wo man am Fleisch sparen muß, sucht man es doppelt auszunutzen; man kocht es, um seine Brühe zu haben, und ißt dann das gekochte Fleisch oder brät es noch einmal. „Suppe und Fleisch“ ist das Lösungswort der bürgerlichen Küche in ganz Deutschland. Für den Tisch bedeutet das soviel wie Suppe und Suppenfleisch. Früher war der Unterschied des Wertes der Fleischstücke vom Rind so gering, daß auch die besten Stücke gekocht wurden, und da stand das gesottne „Tellerfleisch“, das der Baier vom Holzsteller ißt, keinem Braten nach, und das „Rindfleisch mit Beilage“ war am Gasthaustisch der Kern des Mittagmahls. Das hat sich in den meisten Gegenden stark geändert, und auf dem Lande essen selbst die wohlhabenden Bauern ein zähes Kuh- oder Stierfleisch, das dem Städter ungenießbar vorkommt. Deswegen nimmt auch die Zubereitung des Fleisches in solchen Formen überhand, wo die schlechte Beschaffenheit des Stückes verdeckt wird: das Kochen des in Stücke geschnittenen Fleisches mit Kartoffeln, das gehackte Fleisch, als Kuchen, Klops usw., vor allem aber die zu Zusätzen aller Art einladende Wurst. „Gebäcknes“ war einst nur der österreichischen Küche eigen, und die Bachhändl bleiben charakteristisch für Wien und alles Land östlich von Wien, während die Schnitzel als die bequemste Zubereitung des schlechtesten, zu hautartiger Dünne ausgezogenen Kalbfleisches sich weit verbreitet haben.

Wo ist die alte Kunst des Bratens hinverschunden, die wir auch darum als eine edle bezeichnen müssen, weil sie dem einfachsten, natürlichen Vorgang noch so nahe stand? Der Jäger, der ein Stück Wild erlegte, schnitt ein Stück Fleisch ab und brät es an einem Stab, den er schräg in die Erde steckte, sodas das Fleisch gerade vom Feuer bestrichen ward. Er drehte ihn einigemale herum, und der Braten war fertig mit dem naturmäßigsten, besten Geschmack, dem des frisch gerösteten Fleisches, um das ausgetretne Blut und Fett eine schöne, wohlduftende Rinde bilden. Das Braten am Spieß ist eine leichte Abänderung dieses Verfahrens. In England und Frankreich hört man das Geräusch des durch ein Uhrwerk gedrehten Bratenspießes aus der Wirtsküche, Deutschland ist fast überall vom Spieß abgegangen. Für die meisten sind die großen Bratenspieße in den alten Schlössern fossile Merkwürdigkeiten, und erst das Zeitalter der Bugenscheiben und Truhen hat auch den Spieß da und dort wieder in die Küche zurückgeführt. Das Braten zwischen zwei beweglichen eisernen

Rosten, in England vor den Augen des Gastes im Grill-Room geübt, in Frankreich und Italien noch weit verbreitet, ist bei uns ebenfalls außer Gebrauch gekommen. Es ist wahr, daß beide Methoden nicht so einfach sind, wie das deutsche Braten in der Bratröhre des Herdes; aber ein Huhn vom Spieß oder ein Beefsteak vom Rost ist auch etwas anderes als ein Braten in der Pfanne, der immer in der trocknen heißen Dienluft von seinem natürlichen Saft und Duft verliert. Gar nicht zu reden von jener zur Verhüllung der schlechten Qualität des Fleisches erfundenen Verballhornung des Lendenstücks, des „deutschen“ Beefsteak, des zerhackten, mit Zwiebeln dicht bestreuten und infizierten, das mit dem echten Beefsteak nichts als den Namen gemein hat, oder des Rostbratens, der ungleich dem italienischen arrosto nie einen Rost gesehen hat, oder des bairischen Kalbsbratens, der zuerst gekocht und dann leicht angebraten wird! Diese und viele andre würde der Biolog „Kümmerformen“ des echten Bratens nennen, mit dem sie nur den Schein einer Berührung mit dem Feuer gemein haben. Das einzige Beefsteak hat die natürliche Eigenschaft des Bratens bewahrt, die Kraft und den Wohlgeschmack der Fleischfaser und des Blutes gleichsam in verdichteter Form zu bieten. Zum Teil sind diese Entartungen aus Sparsamkeit geboren, zum größern Teil aber aus Dummheit und Bequemlichkeit, die sich in der deutschen Küche mit einer merkwürdigen Unbeständigkeit verbündet haben. Gerade die Geschichte des Bratens zeigt, wie fest die Engländer an einmal bewährten Gebräuchen halten, und auch die Franzosen sind in der Küche viel konservativer als die Deutschen. So wie bei uns das Gewerbe und besonders das vielgelobte Kunstgewerbe auf die Massen-erzeugung billiger Scheinwaren, die im Kern nur Schund sind, mit einem gewissen Radikalismus ausgeht, so ist in der deutschen Wirtsküche die rasche und billige Massendarstellung der Speisen im Fortschreiten, wobei sich eine kurzfristige Weisheit in Surrogat und schön sein sollenden Spielereien gefällt. Was nützt mir die Muschelschale, in die man ein gemeines Hackfleisch füllt? Oder die alten Krebschalen, in die man gekochte Semmelkrumen hineinstopft? Ich kann mich dabei nie enthalten, an die Petroleumlampe mit schlechtem Brenner und verschnörkelten „Renaissance“-Füßen zu denken. Die liebevolle Vertiefung in die Geheimnisse der Kochkunst schwindet immer mehr. Ich sehe die Zeit kommen, wo man im deutschen Wirtshaus dem nach einem Mittagessen verlangenden Gast eine Erbswurstsuppe und eine Fleischkonservenbüchse in heißem Wasser hinstellt, die er sich öffnet und aus dem Blech heraus leer ist. Der Wirt als Händler, vielleicht auch als Spekulant in Konserven und sonstigen „Dauerwaren“: das ist das Ziel, dem unsre Küche zustrebt, oder vielmehr der Strudel, in den sie hineingerissen wird. Zum Glück scheint man die Gefahr zu erkennen und sucht durch Kochschulen der kulinarischen Verrohung und Verflachung entgegenzuwirken, die in der kleinbürgerlichen und Arbeiterküche noch viel bedenklichere, unmittelbar das Familienleben bedrohende Wirkungen hat als in der Wirtsküche.



Genug nun von der Küche! Es giebt Dinge, von denen man einmal muß abbrechen können. Mit Recht gilt es als ein Zeichen schlechter Erziehung, viel vom Essen zu reden. Wir konnten aber an der Küche bei unsrer Wanderung durch das ländliche Wirtshaus nicht vorübergehen, und wollten es nicht, denn sie ist der Beachtung wohl wert. Vielleicht hat unsre Plauderei, die nur einzelnes berühren konnte, schon gezeigt, daß sich auch in der Küche der Charakter und die Geschichte eines Volkes spiegelt. Die Wissenschaft sollte das wohl in Betracht ziehen. Ich hoffe auch dafür viel von der ausblühenden Volkskunde. Zwar ist noch in dem neuen Werke „Deutsche Volkskunde“ von Elard Hugo Meyer (Straßburg, 1897), das in vielen Beziehungen vortrefflich ist, die Küche und die Volksernährung so kärglich behandelt, daß man von einer auffallenden Lücke sprechen kann. Die Bedeutung der Speisen und Getränke, ihrer Bereitung und ihres Genusses hat der Verfasser dieses Buches offenbar zu gering geschätzt. Sind sie aber nicht mindestens ebenso wichtig wie Dorf- anlage, Hausbau, Arbeiten, Feste, Sprüche und Sagen? Ist es vielleicht weniger der Forschung würdig, der Verwandtschaft des schlesischen Hefenkloßes, dieser von Dichtern gepriesenen Nationalspeise, mit der schwäbisch-fränkischen Dampfknudel nachzugehen, als den Beziehungen des schlesischen und fränkischen Bauernhauses? Auch die Verbreitung der Kochkunst und ihrer Werke zeigt große Züge, die den Zusammenhang des Alltäglichen mit mächtigen Bewegungen der Geschichte zeigen.

Es giebt zu denken, daß im allgemeinen in Deutschland von Westen nach Osten die Kochkunst abnimmt. In Süddeutschland ist Baiern, trotz manchem Guten, tief unter Schwaben, in Mitteldeutschland ist Sachsen ein ausgesprochenes Minimalgebiet, in Norddeutschland bietet Westfalen viel mehr eigentümliche gute Dinge als alles Land östlich davon. Spiegelt sich nicht auch darin der Gang der deutschen Kultur aus ihren alten rheinischen Sitzen nach Osten wieder, und die Veränderung und Verarmung als die Folge der Anpflanzung auf neuem kolonialen Boden, dessen eignes Wachstum niedergetreten war? Rätselhaft bleibt allerdings der Tiefstand der Kochkunst in ganz Mitteldeutschland von der belgischen bis zur polnischen Grenze, und ebenso schwer ist die Dürftigkeit der deutsch-schweizerischen Küche außerhalb des Bannkreises der Fremden Gasthäuser zu erklären. Österreich ist ein Gebiet für sich, dessen Küche unter dem Einflusse Italiens und Ungarns in manchen Beziehungen noch die Südwestdeutschlands übertrifft, und zwar sind in Österreich Böhmen und Schlesien noch trefflich ausgestattet, wo wir auf der deutschen Seite schon einer traurigen Verarmung gegenüberstehen.





der ältern Litteratur ist umfassend und genau, seine Beobachtung in Bezug auf das, worin die neueste abhängt von der Art ihres Landes und den Zeitereignissen, scharfsinnig und mannigfaltig. Man hat bei ihm immer den Eindruck, daß es sich um etwas lebendiges handelt, und dies Leben versetzt unsre Gedanken in Mitthätigkeit, während uns seine Fachgenossen oft nur durch herkömmlich eingeschachtelte Kategorien belehren und langweilen. So enthält denn auch dieses Buch unter allen, die über Hauptmann geschrieben worden sind, am meisten durchdachtes und unterrichtendes. Anerkennender aber, milder und weniger scharf in seinem Urtheil konnte ein Mann von seinen Ansprüchen unmöglich sein.

Ehe wir etwas näher darauf eingehen, möchten wir noch ein gleichfalls eben erschienenenes Buch von J. E. Frhr. von Grotthuß erwähnen, das unter einem etwas gesuchtem Titel: Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unsrer Zeit (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer), dreizehn einzelne Essays, leicht und elegant geschrieben, aber ernst und vornehm in der Auffassung, enthält, darunter auch einen über Gerhart Hauptmann. Grotthuß giebt uns entsprechend der Form seines Vortrags an Stelle einer geschlossenen Beweisführung mehr Aperçus, aber darum doch nicht weniger sachlichen Gehalt; wer sich über unsre neueste Litteratur ernstlich und doch angenehm unterrichten möchte, der sollte sich diesen Vertrauen erweckenden Führer nicht entgehen lassen. Bis auf den Artikel über Ibsen habe ich das Buch von Anfang bis zu Ende mit Interesse gelesen (über Hendrik Ibsen lese ich überhaupt nichts mehr, seit ich mindestens ein halbes Duzend Bücher über ihn kennen gelernt und gefunden habe, daß schon alles möglicherweise Sagbare über den von ihm gestifteten Nutzen oder Schaden gesagt worden ist); um aber eine bestimmtere Vorstellung zu geben, hebe ich außer einer zutreffenden, kühlen Beleuchtung von Ebers und Felix Dahn neben der etwas wärmern Niehls einen aus dem vollen Herzen kommenden Lobgesang auf Ziliencrons kleine Lieder hervor, worin es heißt: „Es gehört die ganze goldne, treuherzige Naivität eines Ziliencron dazu — ich habe nicht die Ehre, ihn persönlich zu kennen —, mit einem Richard Dehmel Freundschaft zu schließen. Und es gehört der ganze Skeptizismus und Ästhetizismus eines Dehmel dazu — auch ihn kenne ich persönlich nicht —, um sich für einen Detlev von Ziliencron zu begeistern,“ und dann erhalten wir eine Beurteilung der Dehmelschen Lyrik, mit der wir uns ebenfalls einverstanden erklären. Von geradezu entscheidender Bedeutung aber ist, was Grotthuß über Niehlsche schreibt, wovon ein paar Proben in freier Wiedergabe hier stehen mögen. Niehlsche ist gar kein Philosoph. Das Beste, was er geschrieben hat, namentlich der Zarathustra, ist Gedankenlyrik. Sein ganzes sogenanntes System beruht nicht auf notwendigen Voraussetzungen und Schlüssen, sondern auf subjektiven Stimmungen, und wie Stimmungen wechseln und sich widersprechen, so ist auch er in beständigen

Wandlungen und Widersprüchen begriffen. Das wußte niemand so gut wie er selbst: „Dieser Denker braucht niemanden, der ihn widerlegt; er genügt sich dazu selber,“ und „am Philosophen giebt es ganz und gar nichts unpersönliches.“ Wie gering, wie unbedeutend muß eine Individualität sein, die es über sich gewinnt, den Launen und Stimmungen einer andern und überdies so willkürlichen durch alle ihre Widersprüche gehorsam zu folgen! Zu dem Traum Niezsches von seinem eignen Ich, dem Übermenschentum, meint Grotthuß nicht unrichtig, es sei sein positives Verdienst, die große, aber leider immer mehr in Vergessenheit geratende aristokratische Wahrheit von der Ungleichheit der Menschen wieder auf ein hohes Postament gestellt zu haben. Zu Niezsches Formvollendung und Bildersprache aber, die „stellenweise zum Schönsten gehört, was je aus einer deutschen Feder geflossen ist,“ hätte Grotthuß eigentlich in Anschlag bringen sollen, daß Niezsches ganze innere Anschauung, als er schrieb, von der griechischen Poesie förmlich gesättigt war. Nichtphilologen können kaum ahnen, was darin für eine Schule zur Schönheit liegt für den, der überhaupt Formensinn hat. Wer aber eine Vorstellung davon hat, dem wird das Verdienst oder die Originalität Niezsches nicht mehr ganz so groß scheinen. Und wer so aufrichtig anerkennen kann, wie Grotthuß, dessen Ablehnung wird umso mehr Eindruck machen, und deswegen wäre dieser Aufsatz besonders der Gefolgschaft Niezsches zu empfehlen, zu der ja auch diese neuesten Dichter gehören.

Daß gerade in der letzten Zeit über Gerhart Hauptmann soviel geschrieben worden ist, hat sein neuestes Werk veranlaßt, die Versunkne Glocke (1896), die auf dem Theater und in der Buchauslage einen ganz ungeheuren Erfolg gehabt hat. Während aber die große Menge sie für sein Höchstes erklärt hat, bekennt sich die ernstere, mit wissenschaftlichen Mitteln arbeitende Kritik durchaus nicht zu dieser Ansicht. Bestechend wirkt die Einkleidung mit ihren Entlehnungen aus Volkstum und Sage, die Scheinromantik, die wohl lautenden lyrischen Verse, und im Hinblick auf diese formalpoetischen Vorzüge meint sogar Bartels, es sei keiner außer Hauptmann, der „als Ganzes“ so etwas hätte machen können. Andererseits aber ist er ein viel zu guter Kenner aller frühern Poesie, als daß er nicht in einer langen Reihe von Namen und Titeln von Shakespeare bis auf Ibsen die Muster zur Hand hätte, nach denen hier gearbeitet worden ist. Und da er ferner ohne weiteres ein ganzes Verzeichnis unleugbarer Geschmackslosigkeiten im poetischen Ausdruck zusammenstellen kann, so schränkt sich doch sein allgemeines dem Dichter gespendetes Lob erheblich ein. Einen größern Eindruck haben Hauptmanns Lyrismen auf Grotthuß gemacht; ein öfter wiederholtes „Ringelreigenflüsterkranz,“ das Bartels als unangenehmen Schwulst auf den Index seiner Tadel setzt, atmet z. B. für ihn einen undefinirbaren, aus Mondesdüster, träumerischem Blätterrauschen und geheimnisvollem Nebelgrauen gewobnen Zauber, und einzelnen seiner Verstreihen, an



denen Bartels noch mit kritischem Bemühen Fehler sammelt, erteilt er die denkbar höchsten Lobsprüche. Die Versunkne Glocke als Ganzes befriedigt ihn aber womöglich noch weniger als Bartels.

Viele Leser und Hörer hat darin rührend angesprochen ein oft anklingender Ton, der aus dem alten Kirchenglauben kommt. Gerade so war es auch schon in „Hanneles Himmelfahrt,“ und nun meinten die Leute, daß der Dichter sich nach seinem frühern scharfen, herzlosen Naturalisiren auf etwas besseres besonnen habe und umgekehrt sei zu einer idealen Auffassung der Lebensverhältnisse, die ihn nun auch für anständige Christenmenschen genießbar macht. Wer so empfindet, der denkt natürlich kaum darüber nach, welche Rolle denn eigentlich dem Christentum in diesen Stücken zugewiesen ist. Es siegt nicht, es entscheidet nichts, es wirkt nur auf die Sinne als bewegliche Nebendekoration. Wem die Niecksche Herrenmoral nicht zusagt, der mag sich auch einmal an einem Zipfel vom Sternenmantel des lieben Gottes freuen, das verpflichtet zu nichts weiter. Grotthuß nennt den Dichter einen Halben, der auf beiden Seiten sicht, Bartels erinnert an den Pantheismus, den einst Heine dem Christentum entgegenstellte. Aber die Sache liegt noch einfacher, meint ein Pseudonymus (W. Freimuth) in einer kurzen, klar geschriebnen Broschüre, die Rickelmanns: „Bim haum, Hülfe dir Gott aus deinem Traum“ als Titel trägt (Berlin, Fuhlinger) — dies ganze „idealistische Experiment“ sei kluge Berechnung. Warum sollten auch bei Hauptmann die Leute mit frommer und ernster Gesinnung allein leer ausgehen?

Daß jede größere dramatische Dichtung, auch wenn sie sich als Märchendichtung der Rechenhaft zu entziehen und unter eigne Geseze zu stellen sucht, irgend ein ernsthaft zu nehmendes allgemeines oder größeres Ziel haben muß, ist wohl zugestanden unter allen Menschen, die Dramen lesen oder aufführen sehen. Daß aber der Glockengießer dieses Dramas ein alberner, weinerlicher Tropf, und die ganze Handlung ein großes Nichts ist, legen unsre Kritiker einstimmig dar. Wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten, denn für uns hat es dazu überhaupt niemals eines Wortes bedurft. Wir für unsre Person können der Glocke sowohl wie dem Hannele höchstens den Klang eines guten Opernlibrettos zuerkennen, für dessen Schwächen die Musik zu entschädigen hat. Einen höhern Maßstab vertragen sie nicht. Mögen sie sich Jahrzehnte auf der Bühne halten, das hängt von andern Umständen ab, als von dem innern Werte einer Dichtung — als wirkliche Dichtung, als Bücher, die man liest, werden sie kein langes Leben haben.

Wir können es darum auch ganz Bartels nachfühlen, wenn er in dem visionären Hannele und dem neuen Zaubermärchen aus dem Lande Rübezahls nicht das Letzte und Beste seines Dichters sehen will. Auf keinen Fall, meint er, ist die Glocke ein Produkt freier und ursprünglich schaffender Phantasie, sondern eher ein Gewebe aus lauter fremden Motiven. Überall in unsrer

Litteratur stößt man auf Anregungen, denen der Dichter, bewußt oder unbewußt, folgen konnte. Eine Weltichtung, die man lächerlicherweise mit dem Faust vergleichen wollte (und die auch einige Flittern daher entlehnt hat), muß mehr sein, als ein Niederschlag der verbreiteten poetischen Kultur! Mit der Versunknen Glocke sei der Dichter auf der schiefen Ebene, auf die er sich mit dem Hannele begeben habe, noch weiter hinabgerollt zu der Konvention und Unnatur. „Meiner Empfindung nach will Hauptmann auch hier etwas, was er im Grunde nicht kann, handelt es sich hier um eine subjektiv recht wohl erklärliche, auch mit großer Kunst in Szene gesetzte, darum aber nicht minder verderbliche künstlerische Täuschung, Selbsttäuschung und Täuschung des Publikums zugleich, die als solche zu kennzeichnen die Aufgabe aller derer ist, die es mit Hauptmann selbst und der deutschen Litteratur ernst und gut meinen.“

Also was „kann“ Hauptmann? Die Frage muß uns zu seiner „Höhe“ führen, wenn diese nicht durch die zwei Märchendramen bezeichnet wird. Bartels nennt ihn schon auf seiner ersten Stufe einen „Meister, der sein Talent so in der Gewalt hat, daß er sich kaum noch vergreifen kann,“ nämlich in Bezug auf seine ersten drei Dramen (Vor Sonnenaufgang, Das Friedensfest, Einsame Menschen), die er trotzdem ohne Rücksicht für ihre Schwächen abjährt. Er findet auch namentlich mit Rücksicht auf die Gattungsbezeichnung „Sturm und Drang“ beim Vergleichen Vorteile auf Seiten der Alten vor hundert Jahren (Lenz), und was den Hauptunterschied der beiden Perioden betrifft, daß bis jetzt noch kein zweiter Goethe gekommen ist — ja, das pflegt man in unsrer neuesten Litteraturhistorie nicht ganz so zudringlich und konkret auszudrücken.

Bartels findet, daß Hauptmanns Meisterschaft in der naturalistischen Schilderung liege, und sieht seine höchste Leistung in einer Reihe solcher „naturalistischen“ Dramen, der zweiten im ganzen, die wieder aus drei Stücken besteht: Die Weber, Kollege Crampton, Der Wiberpelz. Diese Werke fallen in des Dichters neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Jahr. „Nicht alle Dichter, aber die meisten pflegen in diesen Jahren ihr Bestes zu geben, und ich bin nach dem, was später eingetreten ist, der Überzeugung, daß auch Hauptmann dies gethan hat, ohne damit freilich die Unmöglichkeit einer zweiten Höhe behaupten zu wollen.“ Aber eigentlich doch wohl, denn dies ist doch schon die Litotes der Resignation! Wir müssen also von der Voraussetzung aus urteilen, daß dieser Dichter mit zweiunddreißig Jahren „fertigt“ ist, wenn er auch mehr als doppelt so lange leben sollte. Bartels würdigt die Vorzüge der drei Dramen eingehend, am höchsten stellt er die „Weber,“ das Drama des Milieu, des Nebeneinander ohne Hauptindividuen, und dadurch sei Hauptmann unter die Weltichter emporgewachsen. „Weder Ibsen noch Zola, weder Tolstoy noch Dostojewsky, soweit sie nach meiner Überzeugung Hauptmann

alle geistig überragen, haben ein ähnliches Werk zu schaffen vermocht," und die „Weber“ würden ebenso lange genannt werden, wie Molières Tartuffe und Beaumarchais Figaros Hochzeit oder Schillers Kabale und Liebe — freilich nicht als Kunstwerk, sondern als Zeugnis der Gesellschaft ihrer Zeit! Das wären zunächst mindestens hundert Jahre, und wenn wir das für undenkbar erklären, was will man dagegen anführen? Aber abgesehen davon, das eigne Verdienst des Dichters an den „Webern“ wird bekanntlich durch gleichzeitige Aufzeichnungen, denen er manchmal fast wörtlich folgen konnte, eingeschränkt, die Erfindung ist gleich Null, die geistige That besteht eigentlich nur in dem Entschluß, diesen Rohstoff für die Bühne herzurichten, und wenn man dazu erwägt, daß der Aufwand an Kunstmitteln im Sinne der ältern Anschauung zugestandnermaßen gering ist, so bleibt schwerlich von dem Ganzen genug übrig, um daraus ein Postament für einen Dichter von dieser Bedeutung zu bauen. Wir kennen zwar Menschen, die die Weber für Hauptmanns interessantestes Stück erklärt haben, aber uns sind noch weit mehr bekannt, die es für ein absolut widerwärtiges halten, und wir selbst sind nicht sehr weit von dieser Auffassung entfernt. — Nun noch ein Wort über die Diebskomödie „Biberpelz," die ziemlich lau aufgenommen worden ist, wie Bartels hervorhebt. Er selbst aber findet darin einen neuen wertvollen Ansaß zu einem Lustspiel echt deutschen Stils, der in der Litteraturgeschichte wahrscheinlich stets mit seinem großen Vorbild, Kleists Zerbrochnem Krug, zusammen genannt werden werde. Andre denken anders, z. B. Grotthuß: „ich überlasse ihn den Motten der Zeit, die von dem abgelegten Bühnenbelleidungsstücke kaum viel übrig lassen werden.“

Nach den Ausstellungen im einzelnen überraschen uns bei Bartels oft die allgemeinen Werturteile, und am wenigsten können wir uns in das Hauptergebnis finden, daß der fünfunddreißigjährige Hauptmann seine Höhe überschritten habe und zugleich unser bedeutendster lebender Dichter sein soll. Sollen wir das erste glauben, so verstehen wir das letzte nicht, auch wenn wir uns auf das Sprichwort zurückziehen, daß unter Blinden der Einäugige König ist. Halten wir aber vielmehr den Dichter für einen Anfänger und seine Dramen für sehr verschiedenartige Proben eines Talents, das beobachten kann und auch zu der Sprache ein Verhältnis zu finden weiß: so kommt uns auf die Frage, um wie viel dieser Dichterjüngling schon seine Genossen etwa überragen möge, nicht viel an, und zum Vergleichen mit den der Geschichte angehörigen Größen langt es bei ihm noch nicht. So viel interessantes demnach das Bartels'sche Buch enthält, so wenig paßt doch vielfach der Inhalt zu dem wirklichen Hauptmann. Vielleicht wird dieser aber nun zu der hohen wissenschaftlichen Einschätzung die Leistungen nachliefern.

Wie kommt es doch, daß unsre großen Dichter des vorigen Jahrhunderts uns immer noch zuerst als Lehrer ihres Volks erscheinen, der eine für diesen

der andre für jenen Teil? Sie hatten eine zusammenhängende Weltanschauung, und diese beruhte zuletzt auf einer großen Summe erworbnener Kenntnisse, die sie zugleich befähigte, in den Fächern des Lebens auch etwas ganz bestimmtes zu leisten. Was sie lehrten, das kannten sie auch. Wie leicht und windig, alltäglich und zufällig erscheint dagegen alles, was man als nach 1870 entstandne schöne Litteratur bezeichnet! Könnte man sich diese unsicher hin- und herfahrenden Dichter, die meistens noch mit der Grammatik im Streit liegen, auch wohl als Lehrer ihrer Zeitgenossen denken? Höchstens doch als ihre Unterhalter oder Spaßmacher. Greifen wir noch aus den kürzlich Verstorbnen zwei ganz verschiedene Erscheinungen zufällig heraus, einen Dichter und einen Prosaiter, Rückert und Freytag: welch eine Weite des Gesichtskreises, was für ein Umfang von Kenntnissen tritt uns bei ihnen entgegen! Einem sorgfältigen Beobachter muß an Freytags Journalisten in höherm Maße die Beobachtung und das fein Studirte auffallen, als die etwaige Genialität, die Erfindung; das Stück ist dem Dichter wahrlich nicht in den Schoß gefallen. Wir sehen und lesen es nun bald seit fünfzig Jahren, und es wirkt mit derselben Frische wie am ersten Tage. Von welchem der seit 1870 entstandnen Dramen ließe sich das erwarten?

Oder denken wir an einen der letzten, die uns noch von den ältern Dichtern geblieben sind. Paul Heyse, den seine jüngsten Fachgenossen nur noch als Formkünstler anzusehen pflegen, hat allerdings vieles geschrieben, was uns kalt läßt, und was nicht weiter leben wird, weil uns sein Inhalt nichts angeht. Das gilt namentlich von manchen italienischen Stoffen; wissenschaftlich genommen, könnten sie uns zum Teil vielleicht noch beschäftigen, poetisch nicht. Nun nehme man aber den kürzlich erschienenen Band: Neue Gedichte und Jugendlieder (Berlin, W. Herz) in die Hand. Darin sagt der bald Siebzigjährige:

Längst läutete der Glockenhall  
 Von drüben Feierabend ein,  
 Doch lauschend auf die Nachtigall  
 Sing ich noch in die Nacht hinein.

Darin haben wir wieder die Weite des Blicks, die Menge der Kenntnisse, die Mannigfaltigkeit der Töne, kurz die Fülle der Anregungen, die jene Alten, die „Lehrer“ auszeichnet, und der Dichter gehört in der That zu denen, die etwas gelernt haben. Da sind Sprüche, die beinahe an Goethe und Rückert, unsre Meister in dem Fache, herantreiben, ferner Gelegenheitsgedichte an bedeutende Männer im scherzenden Lehrton. Beide Gattungen lieben ja auch die Modernen, aber wie fallen sie ab mit ihren Leistungen gegen die Menge, die Paul Heyse hier verschwenderisch in allen Tonarten vor uns hinschüttet! Den Gegnern des Klassizismus sei sodann „Die Mutter des Siegers“ empfohlen, scheinbar ein altes, fernes Lied, aber ergreifend und neu,

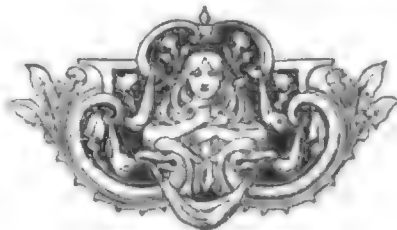


ebenso „Fürst Bismarck in München.“ die Schilderung einer Abendgesellschaft bei Lenbach, wo dem Dichter plötzlich einfällt

Das Märlein von Admet, dem Thraakentönig,  
In dessen schimmernder Hofburg Herkules  
Zuweilen vorsprach, als verehrter Hausfreund,  
In Zwischenakten seiner Ruhmesthaten  
Sich menschlicher Gesellschaft zu erfreun usw.

bis dann wieder ebenso plötzlich die Erzählung über Herkules zu Bismarck zurückkehrt. Zum Beweis, wie bei Heyse das Selbsterlebte in immer neuen Wendungen zu Dichtung wird, mögen noch die Gedichte hervorgehoben werden, die von seinem einzig schönen Verhältnis zu seiner Frau ausgehen. Schließlich möchten wir unsern Lesern empfehlen, unmittelbar nach diesen Gedichten einen Band Dehmel, Hartleben oder Bierbaum zu probiren, denn — doch dazu müssen wir noch etwas weiter ausholen.

Wir haben seit 1870 in Deutschland offenbar sehr viel erreicht, und bisweilen werden wir ja darauf erst durch fremde Beobachter aufmerksam gemacht, die sich über unsre Fortschritte in der Industrie, im Handel, im Städtebau oder im Schiffbau verwundern. Dazu hat es doch aber Arbeit gebraucht und Gedanken, nicht wahr? Ist es denn unverständlich, wenn in diesem „Milieu,“ von dem man ja soviel spricht, die Dichter wirklich einmal ausgeblieben sein sollten? Das heißt wahre Dichter — denn Verse machen können wir ja fast alle, bei der hohen Zucht, sagt einmal Nordau, die unsre Lyrik seit anderthalb Jahrhunderten erfahren hat, liegt ein ganz annehmbarer Reimklang jedem Deutschen im Blute. Es ist eine Erbfähigkeit, die man durch die Abstammung von deutschen Eltern erlangt, und deren sich jeder Gymnasiast bewußt wird, ja jeder etwas gebildete Handwerksbursche. Hieraus folgt nun jedenfalls, erstens daß Dichter, die als solche gerechnet werden wollen, sich merklich über dieses Niveau erheben müssen, und zweitens, daß die Litteraturgeschichte, ehe sie Lückenbüßer einreicht, lieber einmal ein weißes Blatt einlegen soll. Wir stimmen aber völlig überein mit Grotthuß, der sich in dieser Frage so ausdrückt: Unsre Kultur hat ihre größten Kunstwerke bereits gezeitigt; das Kunstwerk der Zukunft kann nur von einer Kultur der Zukunft geschaffen werden. Bis dahin, fügen wir hinzu, wollen wir uns tüchtige Nachahmer gern gefallen lassen. Sie sollen sich nur nicht weit über Verdienst geberden.





Den Märzaußstand in Berlin hatte Genée schon als Vierundzwanzigjähriger erlebt und aus allernächster Nähe. Man wird seine Berichte gern lesen, aber sie enthalten nichts neues und sind in Bezug auf einzelnes, z. B. den ermordeten Posten vor der Bank in der Jägerstraße, Seite 66, schon durch andre bekannt gewordne Zeugnisse überholt. Aber ganz außerordentlich unterrichtend sind Genées Erzählungen aus den Theaterzuständen Berlins vor 1848 und aus dem Leben der Schriftsteller. Hier ziehen sie höchst lebhaftig und noch jung an uns vorüber, denen man noch bis in die sechziger Jahre als Reliquien begegnen konnte mit allerlei kleinen Geschichten aus älterer Zeit, die ihnen anhängen: Kossak, der unvergleichliche Musikrezensent und Plauderer, Klein, der Verfasser des ungeheuerlichen Buches, das er Geschichte des Dramas nannte, der zierliche, pathetische Titus Ulrich, dessen philosophisch-episches „Hohes Lied“ mit dem durch zweiundzwanzig Druckbogen sich hindurchziehenden Grundgedanken „Und immer übrig bleibt allein — der Mensch“ die Zensur im Winter 1844/45, wahrscheinlich nicht zum Glück des Autors, passiren ließ, der schlaue kleine Kalisch, der den Geist der Zeit zu erfassen und in klingenden Erfolg umzuwandeln verstand, und viele andre. Der „Edensteher Mante“ gehört übrigens schon Holtei an (das „Trauerspiel in Berlin,“ Ende der dreißiger Jahre). Von bekannten Litteraten, mit denen der Verfasser später verkehrt hat, ist hauptsächlich Gutzkow zu nennen; daß dieser einem durch diese Schilderungen lieber würde, kann man nicht sagen.

Genée ist dem größern Publikum hauptsächlich als Vorleser bekannt geworden, und in diesem Fach, das ja nicht allzu häufig gut besetzt ist, wird er noch lange in Erinnerung bleiben. Er erzählt uns, wie er zu dieser Beschäftigung gekommen sei, die er dann, seit er die Redaktion in Koburg niedergelegt hatte, als Hauptberuf ausübte und lange ausübte. In einem besondern kleinen Abschnitte spricht er auch über die Technik des Vortrags, die er sich bei Dramen zuerst an Sheridans Lästerschule zugelegt habe, sodaß er „fünf bis sechs Personen in schnellem Tempo, und jede an der Sprechart erkennbar, durch einander sprechen und sogar lachen ließ,“ und sein Hausarzt ihm sagte, er trete seinen Kehlkopf mit Füßen. Er sieht in diesen Stimmkünsten keinen „eigentlichen Kunstzweck“ — was doch aber selbstverständlich ist —, sondern ein Mittel, die Personen des Dramas nach einmaliger Nennung nun allein weiterlaufen zu lassen. Dies mußte vor allem im Lustspiel zu einem sehr starken Naturalisiren führen, dem der Verfasser das Wort redet, und das ja für das zuhörende Publikum sehr bequem ist. Wer aber Goethes Bemerkungen über Rezitiren und Deklamiren im Sinne hat und sich an Erzählungen über die berühmten Vorleser früherer Zeit — Tieck und Holtei — erinnert, wird fragen, ob nicht doch eine, wenn ich so sagen soll, zurückhaltendere Behandlung angemessener wäre, weil sie der Kunst des Vorlesens eine gewisse Höhe sichert. Das vollkommenste Bild eines Vorlesers war für mich Palleste in seiner frühern Zeit (Ende der fünfziger Jahre). Später soll er, vielleicht veranlaßt

durch vieles Vorlesen Fritz Reuterscher Sachen, mehr „chargirt“ haben, und da er dem Publikum bis zuletzt gefiel, so wird der stärkere Auftrag, der den Rezitator etwas mehr zum Komödianten macht, einem Wechsel des Zeitgeschmacks Rechnung getragen und den gröbern Ansprüchen einer weniger empfindlichen Zuhörerschaft nachgegeben haben. Einen noch weitem Fortschritt auf diesem Wege bezeichnet dann, was Genée über die Mimik als Begleitung des Wortes sagt: er ist der Überzeugung, daß die Unterstützung durch Gesichtsveränderung und Gesten im weitesten Umfang zu gestatten sei. Wer die Worte des Dichters zum vollen, vom Dichter beabsichtigten Ausdruck bringen wolle, der dürfe sich nicht allein auf das gesprochne Wort beschränken, sondern er müsse es im Sinne des Dichters, also auch mit den Ausdrucksmitteln des Gesichts, des Körpers, der Hände darstellen. „Denn wir sollen doch auch hierin der Natur nachahmen, und wo käme es im Leben vor, daß jemand bei Worten, die etwas besonders nachdrücklich sagen wollen, seine Rede nicht auch mit gewissen Handbewegungen ganz unwillkürlich unterstützte. Und wie sehr kann eine noch so geringe Handbewegung den Sinn des Wortes zum kräftigen Ausdruck bringen!“ Gewiß, z. B. beim Solokuplettsänger im Tingeltangel. Weil aber der Vorleser von Dramen nach unsern Vorstellungen eine höhere Kunst auszuüben hat, und ein Rezitator mehr sein soll als ein mißratener Schauspieler (vergleichen man ja auch bisweilen auftreten sieht), so halten wir diese auf die gröbern Instinkte des Publikums gebaute „Mimik“ des Vorlesers für falsch und geschmacklos.

Genée war auch Gelegenheitsdichter, einzelne seiner Vaterlandslieder werden nicht verloren gehen. Ein vortreffliches, das er für sein bestes hält, hat er in dem Buche wiedergegeben: „Germanias Gruß“ in vier achtzeiligen Strophen. Es ist zu lang zum Abschreiben. Dafür mag ein wenig bekannter kleiner, tiefempfundner Spruch aus dem Nachlaß Friedrich Rückerts, den Genée mittheilt (er hat einst von Koburg aus mit dem Dichter verkehrt), hier noch eine Stelle finden:

Wie der Vogel auf dem Baum,  
Der sich müd am Tage sang,  
Nur noch zwitschert leis im Traum,  
Daß es in der Nacht erklang:

Also werden meine Lieder  
Leiser gegen meine Nacht;  
Und die lautern sing ich wieder,  
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Gute Memoiren von Frauen sind bei uns selten. Männer können ja von vielen Sachen sprechen, mit denen ihre Lebensstellung sie in die nächste Berührung gebracht hat. Bei der Frau muß die Auffassung das meiste thun; auf die Person, die schreibt, kommt es viel mehr an als dort. Wenn aber dann einmal die Richtige kommt, so giebt es dafür auch eine kapitale Leistung. Zu den besten Männern Schleswig-Holsteins gehörte der 1872 in Schleswig



gestorbene Advokat Karl Heiberg. Sein Leben war mit den Geschicken der Herzogtümer eng verflochten. Er hatte in dänischen Zeiten Verbannung, Amtsentsetzung, Verfolgung und Plackerei aller Art zu erdulden gehabt, und als die neuen, befreienden Ereignisse sich ankündigten, war er nicht mehr der Alte an Körperkraft und Energie, die Liebe seiner Landsleute aber folgte ihm bis an seinen letzten Tag, und sein Andenken wird als das eines Märtyrers in hohen Ehren gehalten. Am Neujahrstage 1835 verlobte sich der junge Doktor Heiberg auf eine sehr originelle Weise mit einer Komtesse Baudissin, indem er bei einer Abendgesellschaft in ihrer Eltern Hause ihre Schulter küßte. „Ganz verstört sah ich ihn an, schreibt seine nachmalige Lebensgefährtin viele Jahre später, und er stammelte einige Worte, die ich nicht verstand. Der peinliche Auftritt wurde unterbrochen, weil mein Vater mit einem Herrn ins Zimmer trat. Später habe ich meinen Mann gefragt: Wie kamst du, der Schüchterne, dazu, mich zu küssen? Ich weiß es nicht, sagte er, und kann es nicht erklären, es war eine fremde Macht, die mich dazu trieb.“ So lautet eine Stelle in den Erinnerungen aus meinem Leben von Asta Heiberg, die schon in zweiter Auflage vorliegen (Berlin, Karl Heymann). Die nun Achtzigjährige hat ihren Gatten lange überlebt, und der Erinnerung an ihn widmet sie das Buch, in dem ja hauptsächlich von ihm die Rede ist. Die kluge, thatkräftige Frau war seine Helferin, seine Gefährtin im besten Sinne, und so werden uns hier mit klarem Urtheil und festen Strichen die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Herzogtümer und des Volkes geschildert, dem anzugehören ihr Stolz war. Durch ihren Zusammenhang mit den ersten Familien des Landes reichten ihre Beziehungen bis zum Königshause hinauf, und den Augustenburgern stand sie fast freundschaftlich nahe. Aber sie wollte nichts weiter sein als Frau Doktor Heiberg; um ihres Mannes willen hatte sie viel zu leiden, an ihn gab sie aber auch die Ehre, wenn sie ihr zu teil wurde, weiter. Wie erhaben und zugleich bescheiden diese innerlich vornehme Frau unter den Männern dasteht und an der Geschichte ihres Landes mitarbeitet, und wie schlicht sie darüber berichtet, davon läßt sich durch knappe Auszüge keine hinlängliche Vorstellung geben. Wie sie feindliche und freundliche Einquartierungen empfängt zur Zeit der Schlachten von Fredericia, Idstedt und Friedrichstadt, wie sie Flüchtlinge ins Ausland schafft, wie sie bei einem Volksfeste dem dänischen Kommandeur einen Tanz verweigert und dafür von den Bürgern ein jubelndes Hoch und von einem sogar einen Kuß auf den Hals erhält, wie beim Einzug des Königs Friedrich VII. nach der Schlacht bei Bau in Schleswig sogar der wohlherzogne kleine Familienpiz sich durch plötzliches, energisches Umkehren von der Begrüßungspflicht löst, „mit diesen wollte er keine Gemeinschaft“: das werden unsre Leser mit dauernder Teilnahme, nicht selten auch mit Bewegung und zwischendurch mit allerlei kleinen Erheiterungen hoffentlich selbst nachlesen. Wir möchten lieber ein wenig in den Teilen des Buches blättern, aus denen die Natur der Frau mit ihren besondern Erfahrungen,

Beobachtungen und Ansichten zu uns spricht, und daraus eines und das andre hervorheben.

Da wären zuerst die Schilderungen ihrer Kindheitszeit. Der alte Graf, ihr Vater, zog von einem Orte zum andern, hauptsächlich aus Rücksicht auf die Erziehung seiner Kinder, deren Zukunft ihn immer besorgter und ernster machte, während doch die Reihe sich nach unten immer mehr verlängerte. Aста muß einen Theil der Geschwister bemuttern und wächst, abgesehen von diesen Pflichten, frei und wild heran, häßlich und ungraziös, so beschreibt sie sich, aber durch die Beschreibung hindurch wird dieses Stück Natur auf den Leser anziehender wirken, als manche gepflegte Schönheit. „Ich habe dich häufig im stillen beobachtet, du warst so gut mit deinen Eltern und Geschwistern, das zeigte mir dein goldnes Herz und dein Pflichtgefühl,“ sagt ihr Bräutigam kurz vor der Hochzeit zu ihr, als sie ihm vorwirft, daß er, ohne sie zu kennen, wie ein Thor um ihre Hand angehalten habe, und als sie nach der Hochzeit abreißt, weint der jüngste Bruder: „Wer wird mir nun mein Butterbrot machen?“ Viel Unterricht hat sie nicht gehabt, aber welche Klugheit, welche Weite des Gesichtskreises zeichnet sie aus und spricht aus allen ihren Beobachtungen! Als junges Mädchen war sie einige Zeit in Dresden gewesen, bei dem Bruder ihres Vaters, dem bekannten Freunde von Tieck, sonst hatte sie immer in ihrem Heimatslande gelebt, die längste Zeit in der Stadt Schleswig. Als sie sich bereits im höhern Alter zum erstenmale zu einer größern Reise aufmacht durch Deutschland bis nach Florenz, um überall nahe Verwandte zu besuchen, da führt sie sich bei dem Leser ein als eine Unerfahrene und Ungerübte in der Kunst des Reisens: „Wir fehlen für solchen Zweck die Begabung und das Wissen, ja selbst das erforderliche eingehende Interesse für die Werke der Menschenhand. Ich interessire mich eigentlich nur für die Natur und die Menschen. Die Künste erfreuen mich hauptsächlich, weil sie einen Beweis für das Kulturstreben liefern, doch sehe ich lieber den lebendigen schönen Menschen als den von Marmor.“ — Und wir lesen lieber ein solches einfaches, kluges Kapitel: „Reise nach Italien,“ als wenn es eine ihrer Meinung nach kunstverständige Verfasserin geschrieben hätte.

So wie wir andern, die wir nicht vornehm sind, die Vornehmheit am liebsten haben, die nicht ledig äußerer Sorge und darum fleißig und tüchtig ist, aber auch stolz, wo es am Plage ist, und eingedenk des Zusammenhangs mit edeln Stammesgenossen, so war der jungen Komtesse das Leben zugemessen worden, bis sie achtzehnjährig dem bürgerlichen Manne die Hand reichte. Darnach hatte sie mit ziemlich beschränkten Mitteln den Anforderungen einer wachsenden Familie und einer gastfreien Häuslichkeit zu genügen, und nur ein starker Charakter konnte die Heiterkeit des Gemüths und dieses beinahe kindliche Lebensvertrauen durch die Mühen und Sorgen hindurch retten bis ins Alter. „Wenn das Alter so harmlos befriedigt verlief, wie wir in reizenden kleinen Erzählungen lesen, dann wäre es ein Vergnügen, alt und grau zu werden. Es

möchte wohl jeder eine Hauptperson in dieser Idylle sein. Die Wirklichkeit entspricht leider nicht der Dichtung. Mir fehlt nicht die Liebe und Teilnahme für meine Kinder und Enkel; ich möchte sie, wie alle Menschen, glücklich machen. Dieser Wunsch vernichtet die Idylle, die scheinbare Ruhe und Beschaulichkeit erleiden immer wieder neue Störung.“ Dann kommt sie auf die Sorgen, die der stets wachsende Kreis der Nachkommen ihrem Alter bereite, und auf den Abschluß ihres Tagewerks zu sprechen. „Und doch lebe ich nicht umsonst, auch ich habe nach meinen bescheidenen Kräften in der großen Kette mitgewirkt, und das überlebt mich, das ist mein Gewinn, ein Besitz für diese und jene Welt, auf die wir alle hoffen, von der wir wissen, daß sie schöner ist als das Erdenleben. Ich habe brave Nachkommen, Kinder und Enkel; zu dem Glück, daß ich sie besitze, gesellen sich naturgemäß auch Sorgen. Aber mit heißem Danke erkenne ich die Bevorzugung vor andern, denn meiner Kinder Entwicklung ist nicht mein Verdienst.“

Diese kurzen Stellen mögen zeigen, daß wir uns in einem höhern Bereiche befinden, als in dem uns viele Bücher mit ähnlichem Titel festhalten. Wenige können ihr Leben mit einer so klaren und für andre anziehenden Abrechnung abschließen. Als charakteristisch heben wir noch ein schönes Kapitel hervor, das so anfängt: „Zwei Frauen leben in meiner Erinnerung wie zwei Lichtpunkte. Sie waren in jeder Beziehung verschieden. Die eine gehörte dem Adel an und befand sich in angesehener Stellung, die andre war eine Bürgerliche, in bescheidenen Verhältnissen. Die erste war eine Dame mit reichem Geist und reichem Gemüt. Die andre besaß eine tiefe Seele und ein goldnes Herz.“ Und nun erhalten wir die Bilder der Frau eines Grobschmieds Niese, die am Kummer über den plötzlichen Tod ihres in die Fremde gegangnen Sohnes allmählich zu Grunde geht, und des Fräuleins Ulrike von Bogwisch, der Schwester von Goethes Schwiegertochter Ottilie. Sie hatte einst mit einem roten Zylinder in Weimar alle Bälle eines Winters, auch die am Hofe Karl Augusts, wo ihre Mutter damals Oberzeremonienmeisterin war, mitgemacht und hatte nun als Priörin des adelichen Damenstifts in Schleswig Gelegenheit, die Genußfähigkeit ihrer neuen Landsleute mit der Einfachheit ihrer Weimarer Jugendtage zu vergleichen. „Sie erzählte von der Geselligkeit in Weimar. Der Verkehr war lebhaft, die Jugend tanzte in einem Saale, der nur durch zwei Lichter erhellt war. Die Bewirtung bestand in Thee, etwas Kuchen und Butterbrot. Eine Familie belegte einst zur Feier eines Geburtstags das Brot mit Fleisch und Käse und gab außerdem noch Punsch zum Schluß des Tages. Diese Extravaganz versetzte Weimar in vollständige Aufregung.“ Und so dachte Fräulein von Bogwisch in Schleswig bei jeder Gelegenheit an Weimar zurück und pflegte ihren Geschichten die Wendung hinzuzufügen: „Aber alle Welt war entzückt, denn jeder brachte den Geist mit, und der fehlt meist jetzt,“ worin sie wohl Recht gehabt haben wird.

Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne Hermann Fischer ist ein kleines Heft (Tübingen, Laupp) betitelt, über das wir einige Bemerkungen hier anschließen möchten. Der ältere Fischer starb kürzlich achtzig Jahre alt und gehört zu den nicht wenigen schwäbischen Dichtern, die nach guter Landesart und Sitte erst etwas tüchtiges gelernt und sich einen Lebensberuf erarbeitet haben, ehe sie Gedichte veröffentlichen, die dann, ohne etwas bedeutendes zu sein, als freundliche Zugabe im Kreise der Freunde und Landsleute gern aufgenommen werden und auch weiterleben. Sein Ruhm beruht, wie uns der Sohn mitteilt, hauptsächlich auf zuerst 1854 gesammelt bei Cotta erschienenen Gedichten, die dann noch zweimal wieder aufgelegt worden sind (1858, 1883). „Wenn Goethe der eigentliche Vertreter dieser dichterischen Weltanschauung (eines naturalistischen Pantheismus) und nach ihm Mörike ihr bedeutendster Vertreter ist, so ist diese Grundstimmung am ausschließlichen, vielleicht am reinsten bei meinem Vater vorhanden,“ lesen wir S. 30. Aber die Gedichte waren, heißt es weiter, schwerverständlich, und für größere Dichtungen war die ganze Art wenig geeignet. Wir kennen sie nicht, und vielleicht geht es den meisten so außerhalb Schwabens. Aber überall wird man dieses kurze sehr gut geschriebne Lebensbild eines tüchtigen und angesehenen Schulmanns mit Nutzen lesen. Die geistige Atmosphäre, in der wir uns befinden, ist durch und durch gesund, und das Büchlein rühmlich für die Umgebung, für Volk und Land, aus dem es hervorgegangen ist.



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böginger“

(Fortsetzung)

### 7. Auf dem Sichelmarkt



Das war ein Sprung über den Helbach. Der murmelte verwundert über des Mädchens Frische und Kraft. Hinwärts wäre sie beinahe zu kurz gesprungen, daß der Bach schon gierig nach den weißen Strümpfen leckte; und nun heimwärts war der Sprung so weit, daß der Bach beinahe noch einmal so breit hätte sein können. Der ist die Hochzeit in die Beine gefahren! lachten die Sprudelwellen und eilten ihrer Vermählung mit der Viber entgegen.

Madlene hätte doch beinahe laut zu singen begonnen am Neulehn hinaus nach der Leiten zu. Aber sie ließ das Lied nur leis zwischen den halbgeöffneten Lippen hindurch:



Es fängt sich schon das Frühjahr an,  
Nun freut sich, was sich freuen kann.  
Das Bächlein hüpfet in seinem Lauf,  
Das Blümlein thut die Auglein auf.

In Flur und Wald, im grünen Alee  
Das Käferlein und Lerch und Reh,  
Sie freun sich all, gesellt in Lieb:  
Nur ich alleine übrig blieb.

Den zweiten Reim der ersten Strophe wiederholte Madlene, wie es die Melodie erheischte; bei der zweiten Strophe blieb sie ohne Wiederholung auf dem Halbsehluß stehen: Nur ich alleine übrig blieb. Vor dieser Klage erschrak sie. Ja, wenn sie gleich ein deutsches Lied ein, das neben der Freude nicht die Klage hätte!

Vor der Klage war Madlene erschrocken. Welch ein Umschwung! Sie gewinnt: wozu die Klage? Wäre die Madlenenseele nicht durch ihr Schicksal, durch die Lebensschule zu einem gewissen Gleichmut erzogen worden, sie hätte laut aufgejubelt im Bewußtsein ihres Gewinns. Des konnte sie wohl nicht; aber die plötzliche Klage im Frühlingsliedchen hatte sie doch erschreckt wie eine Schlange vor den Füßen. Wirklich war ihr der Fuß einen Augenblick wie angewurzelt. Nur ich alleine übrig blieb! Es war über die Lippe geschlüpft. Hinaus ist es; draußen bleibst! Drinnen sitzt das Gewinnen auf dem Thron. Den soll ein Lied nicht umstoßen.

Müdig schreitet Madlene wieder fürbaß. Sie hat den Brand hinter sich und kommt am Bart herab. Drüben steht die Sonne auf dem Rollbrett. Das ist die Berglinie am Horizont, mit der die Neigungslinie der untergehenden Sonne zusammenfällt, sodaß diese wirklich eine Zeit lang als rollender Feuerball auf schiefer Ebene erscheint. Es ist für das Dörflein eine immer wiederkehrende Erscheinung, verliert aber nie das Interesse der einfachen Landleute, weil sie an Erhabenheit und Pracht unvergleichlich ist und auch in ewiger Wiederholung stets überwältigend bleibt. Madlenens Auge ist unverwandt hinübergerichtet, und in Andacht versunken steht die Jungfrau auf der Höhe still, bis das majestätische Gestirn hinabgerollt ist. Und dann schweift ihr Blick hinab zum Dörflein und bleibt hangen an des Frieders Haus. Ihr Antlitz glüht. Nach einem tiefen Atemzug eilt sie weiter den Berg hinab. Das Herz war ihr so weit geworden, die Welt so klein: sie hatte wieder den Herzschlag des Frieder an ihrer Brust vernommen.

Das Leben im Müsershause gestaltete sich wieder freundlicher. Von der Sonne auf dem Rollbrett mußte ein Strahl in der Madlenenseele geborgen worden sein. Eines Tags, als sie allein waren, sagte der Große zum Kleinen: Bin ich dir froh, Kleiner, daß ich nit mit der Madlene zu reden brauch von wegen dem Viertel Weizen selmal! Mußt mich recht verstehn!

Was is denn mei Sogen! Was ich weiß, dos weiß ich. Jen'n Sonntag in der Kirch hab ichs gespürt, doß es anners wird.

Hast recht. Und Irren ist menschlich. Ich kenn die Welt!

Und nun rührt sie nicht an, weder in Worten noch Gedanken, bis euch verkündigt wird: Madlene hat gewonnen!

Der schöne Mai mit seinen Bonnen war vergangen. Alles vergeht! Der Sonnenstrahl in der Madlenenseele war auch wieder erloschen. Ja, die vermaledeite Welt! Auf dem Kirchweg hatte die Matthesensbärbel zur Madlene gesagt: Weißts schon? Der Frieder geht wieder aus, aber freilich erst noch an einer Krücken.

Verwichen wär er beim Schreiner mit der Triltschendchristel zusanmn kommen. Wirds wohl doch noch was. Die Christel verstehts. Die kanns!

Und etliche Tage darnach war Madlene im Schuppen, einen Arm voll Holz zu holen; da reckte der Gründel seinen Kopf zur Thüre hinein und lachte: Na, Madlene, noch kein Briefle wieder? Der Andres wird bald komma. Derweil springt der Frieder wieder über Stock und Stein, und es wird vollends richtig mit der Triltschendchristel. Er hat sie verwichen zum Schreiner bestellt derwegen. S könnt nachher gleich zwei Paar gebn zum Kopulirn.

Wer gewinnt? Der Thron, auf dem die Gewißheit des Gewinnens sich aufgepflanzt hatte, war zusammengebrochen, und in der Madlenenseele schwankte und bebte es, als käme der jüngste Tag.

Es muß was passirt sein, sagte der Große zum Kleinen. Die Madlene schleicht wieder im Haus rum, als hätten ihr die Hühner 's Brot genommen.

Was is denn mei Sogen!

So war im Müsershaus alles wieder auf dem alten Fleck; nur die zweihundertfünfzig Thaler behaupteten ihren neuen Kasten hinter dem Bezirksloß.

Und es hat doch rot wie Blut gefärbt. Und ich hab erst ein Vaterunser gebet't. Vielleicht ist mir die Christel in die Gedanken getreten, als ich gerade gepreßt hab? So ist's; so ist's! Die Christel gewinnt! Aber es kann halt doch nit sein! Ich hab nit an die Christel gedacht. So ist die Madlenenseele auf der Folter. Diese vermaledeite Welt!

O, wär ich doch ins Schmiedshaus gegangen! Der Erdspiegel hätt mirs deutlich gezeigt, das Wild. Soll ich noch einmal gehen?

Zwei Monate lang war so die Madlenenseele in Qual und Pein geschmiedet. Und die blasse Blüte des Leids schlug wieder aus den Wangen, und heimlich zitterte der Thräntau darüber.

An einem Sonntag, am 8. August — noch war Madlene nicht wieder zum Einsiedler Schmied gegangen —, lehrte sie gegen Abend von ihrem Flurgang heim, kleidete sich um und setzte sich auf die Ofenbank, das Zeichen zum Melken der Kühe abzuwarten. In den Hundstagen ist für viele Leute der Ofen abgethan. Aber da neben der Ofenblase unter der Bratröhre ist auch im Sommer für Madlene der Mittelpunkt ihrer häuslichen Geschäftigkeit; da locht sie, spinnut sie und feiert sie auch, besonders, wenn eine freie Zeitspanne von Wirtschaftsgedanken in Anspruch genommen wird.

Der Große saß am Tisch und blätterte in seinem Schreibkalender. Es war einmal recht still im Müsershaus.

Madlene, begann der Große, morgen müssen die Sackdrilliche abgeliefert werden. Es ist der Sichelmarkt, und du wirfst auch mancherlei in der Stadt zu thun habn; um wieviel Uhr wolln wir denn gehn?

Das Korn auf dem Kilzmannsacker ist zeitig, wie ich vorhin gesehn hab; da müssen wirs halt übermorgen schneiden. Der Kleine kann morgen 's Kraut häufeln. Ich will ihm zum Mittagseßen gestockten Kartoffelkuchen zurecht machen, eh wir in die Stadt gehn. Da wirds wohl neun Uhr werden, eh wir fortkommen.

Der Kleine trat ein. Hab fürgelegt, kannst gemelt, Madlene!

Madlene ging.

Am folgenden Vormittag Punkt neun Uhr rückte der Müsersgroße mit seiner Madlene aus nach der Stadt auf den Sichelmarkt.

Steht auch Milch dort zu deinem Flockkuchen, Kleiner! rief Madlene im

Vorbetgehen zur Scheune hinein. Sie trug die Sackdrillche im Korb auf dem Rücken. Der Große ließ ihr etliche Schritte Vorsprung und drehte bei jedem Tritt des linken Fußes mit der Zwinge seines Stodes ein Loch in den Weg, so stattdes führte er ihn. Es war auch keine Kleinigkeit, was ihm im Kopf herumging. Was da die Madlene im Korb trug, war sein Werk. Das Garn dazu war bezahlt. Denn was die Madlene spann, war zu gut zum Sackdrillch; das war seines Garn zu Leinwand ins Haus. Das Drillchgarn war bezahlt: von dem heutigen Drillch-erlös — so rechnete der Große — müssen doch nach Abzug des Marktgeldes zu Einkäufen fürs Haus mindestens noch zehn Thaler übrig bleiben. Von heute abend an werden also 260 Thaler im Birro hinter dem Bezirksloß in Sicherheit liegen.

Mit seinem rechnenden Kopf wäre der Große beinahe an die Schwester gerannt, die plötzlich stehen geblieben war. Sie waren noch nicht weit über das letzte Haus des Dörfleins hinaus.

Da guck her, Großer! Es ist Zeit, daß das Kraut gehäufelt wird.

Schön Kraut das! Aber in Schlessien hab ich Kraut gesehn, das hatte Köpfe wie eine Ofenblase.

In Schlessien ist halt alles größer wie bei uns, spottete Madlene und schritt wieder rüstig vorwärts.

Will's mein'n, Madlene, erwiderte der Große und nahm eine Prise aus der Sandauer. — Denn der Jahrmarkt zählte beim Großen zu den Festtagen. Mithin war zum Sichelmarkt die Bindendose mit dem Lederzipfel in den Tischlasten gestellt und die Sandauer hervorgeholt worden.

Du scheinst mir heut aufgeräumt, Madlene? Das laß ich mir gefallen.

Well er hinterdrein ging, also die hintere Seite der Madlene, eigentlich nur der Tragkorb mit den Sackdrillchen, für ihn in Sicht war, stieg ihm der Mut, daß er beim Herzgehege der Schwester in solcher Weise leise anklopste.

Aufgeräumt? Wie dus nehmen willst.

Es war aber wirklich so, sonst wäre schon die Freude am Kraut nicht zum Vorschein gekommen. Es war auch an dem Schritt zu merken, den sie führte, am Klang der Stimme, am ganzen Wesen. Es war, als beginne der Strahl vom Kollbrett her in der Madlenseele aufzugehen, als schwinde sie sich wieder auf zum himmlischen Heim im Morgenrot des Glücks. Und es war doch nichts geschehen, gar nichts, was ihr einen Anstoß zur Erhebung hätte geben können. So giebt es Tage im Leben. Man spürt das schlechte Wetter in den Gliedern, ehe es kommt. Das Tier wird uns zum Wetterpropheten. Warum sollte so eine natürliche Madlenseele nicht vorher spüren, was ihr der Sichelmarkt entgegen-trägt? Und wenn es zutrifft, Madlene, so muß dir der Sichelmarkt Freude bringen, so mußt du emporgehoben werden aus Zweifel und Qual, hinauf über das Morgenrot.

Den Aklersberg hinan wollte der Große den Korb tragen. Denn er wußte, was seine Sackdrillche wogen, und gedachte bei der Madlene noch ein wenig mehr aufzuräumen. Aber Madlene gab ihm auf seinen Antrag zurück: In Schlessinge trügst du den Korb gewiß nit; daheim sollst du 'n auch nit tragn. Hab schon schwerer zu tragen gehabt.

Da blieb der Große stehen, holte seine Sandauer hervor und klopfte mit zwei Fingern drauf, als hätte alles seine Wichtigkeit, und nahm eine berbe Prise. Mit „klapp, klappklapp“ konnte er da draußen unter Gottes freiem Himmel nicht antworten; da mußte die Sandauer, vielmehr die Nase herhalten. Er hatte zu thun, um die Madlene einzuholen.

Hör, Madlene, heute trinkst du bei der Deibfern ein Gläse Wein. Du sollst spürn, daß ich nit so bin. In Schlesien habn wir das auch gemacht, wenn ein Feiertag war.

Bei? Wir Leut? Steig nit so hoch, Großer! Auß Seil geh ich nit!

Das suchte nun doch den Schlesinger. Er that drei Schläge auf die Saundauer und nahm zwei Prisen gleich hinter einander.

Wenn du nit willst, läßt dus bleibn! Aber vom Seil ist keine Red nit!

Die Höhe des Astersbergs war erstiegen. Die „Bäumle“ — eine junge Allee von Ahornen und Ebereschen — bekamen nichts von dem Geschwisterpaar zu hören. Der Schlesinger sah öfter zum Himmel auf, als ob er nach jemand auf dem Seil schaue; Madlene sah vor sich nieder auf den Weg und hatte ihre Betrachtung darüber, daß unter den Füßen der landläufigen Menschheit nichts vom Erdgeheimnis hervorbreche. Wie kanns? Sie zertreten alles. Und sie war vorhin in leichtem Mutwillen gar auf das Herzensgeheimnis des Großen getreten, der doch so viel Schonung und Güte für sie hatte. Das war just ein Streich wie der, als sie vor acht Jahren dem glücklich träumenden Frieder mit dem Grashälmlen unter der Nase hingefahren war, bis er erwachte. Ja, es war wieder so ein Streich, den ihr die gute Laune gespielt hatte, sich selbst umzubringen. Sie war dahin, die angeheiterte Stimmung. Es kam eine Wehmut über die Madlene, daß ihr das Auge feucht wurde und drunter sich die blasse Blüte entfaltete. Aber zum Großen sagen: Verzeih mir meine Red! — das konnte sie nicht!

Der spürte das alles, was in der Madlene vorging, und kurz vor der Stadt war er wie zufällig an ihre Seite geraten und kam ein wenig in Verwirrung bei den Worten: Wir werden nunmehr wohl alle beide nit frein! Er wollte damit seine Ahnungslosigkeit gegenüber ihrem heißesten Sehnen an den Tag legen und ihr zu verstehen geben, daß er nie versucht habe, ihr ins Herzensgehege zu dringen. Sie sollte das respektiren. Zugleich sollte dieses Zeichen seiner versöhnenden Milde den Schatten des Seiles beseitigen. Und das fühlte Madlene so tief, daß es ihr einige hörbare Stöße von innen heraus gab. Das war nun dem Schlesinger doch zu arg. Er blieb stehen und faßte die Schwester am Armel und stieß mit seinem Stock auf den Weg auf und sagte, etwas nach dem Gesicht der Madlene hingebengt: So frei du! Dann marschierte er voraus, und Madlene folgte lächelnd und trocknete sich die Thränen. Nach einem kleinen Weilchen drehte er den Kopf etwas um und sagte: Ich kenn die Welt!

Bald verlor sich das Geschwisterpaar in den Wogen der Marktleute.

Die Sackdrilliche waren an den Mann gebracht, die Einkäufe fürs Haus auch besorgt: statt zehn hatten sich elf Thaler ergeben zur Vergung hinter dem Bezirkschloß. Der Große hatte eine Laune wie sonst in Schlesien, wenn er am ersten Feiertag bei einem Schöppllein Wein saß. Aber diesmal saß er im Schwan seines Heimatstädtchens bei einem Glas Bier neben seiner Madlene. Zwischen ihnen lag auf dem Tisch ein ansehnlicher Brotausschnitt und eine geräucherte Wurst. Das Brot hatte Madlene gebacken, und das Wurtschwein hatte sie auch gefüttert. Es schmeckte beiden vortrefflich. Alle Tische des Zimmers waren von schmausenden Marktleuten besetzt. Die meisten hatten sich ihr Mahl ebenfalls aus ihrem Korbe geholt; nur hie und da tauchte eine Portion Sauerbraten auf vor dem roten Gesicht eines Händlers oder reichen Bauern.

Der große Fleischerhund des Wirtes schnappte die ihm zugeworfnen Wurtschalen mit erstaunlicher Sicherheit auf, und die dicke Schwanenwirtin hatte für alle Gehenden oder Kommenden freundliche Worte auf der Zunge und ein wohlwollendes Lächeln im umfangreichen Gesicht. Der Sohn des Hauses schenkte fleißig



ein, und der Alte steckte dieser oder jener Hausfrau ein Pfündchen Fleisch zur Schnittersuppe ins Säcklein. Dazwischen herum bewegten sich der Zündschwammbeeg von Neustadt und der Kochlöffel-Lambauer\*) von der Schnett und boten ihre Waren aus. Und es ging hinaus und herein wie in einem Taubenschlag.

Madlene wickelte eben das übrig gebliebne Brot wieder ein, um es in den Korb zu thun. Da trat die Triltschenschristel ein und steuerte gerade auf den Tisch der Müsersgeschwister los, weil da noch ein Stuhl leer war. Mit lautem Lachen trat sie heran, sodaß der Madlene das Brot vor die Füße fiel. Die Triltschenschristel setzte sich zwischen die Geschwister und ihren Korb neben den der Madlene.

Hots geschmeckt? Ich will auch a weng aß.

Der Große schob sein Bierglas der Christel zu: Da, trink! Es ist heut warm; da dünkt ein kühles Tränkle gut.

Auf dein Wohl, Schlesinger! sagte die Christel lachend und that einen guten Zug; dann packte sie aus zum einfachen Mahl und ließ sich schmecken.

Madlene hatte ihr Brot aufgehoben, schön eingewickelt und in den Korb gelegt. Sie strich die kleinen Brotkrümchen, die vor ihr auf dem Tisch lagen, weg, brachte ihre Schürzenbandschleife in Ordnung, drückte am Jopfnest herum, machte sich wieder in ihrem Korb zu schaffen, als ob sie sich überzeugen wollte, daß nichts vergessen sei: sie war nicht instande, es über ihre innere Unruhe zu gewinnen, und mußte ihr in körperlichen Bewegungen Ableitung verschaffen. Am liebsten wäre sie davongelaufen. Nicht auf Kohlen saß sie: viel tausendmal schlimmer war für sie das Schicksal, neben der Triltschenschristel sitzen zu müssen, neben dem Wesen, das mit ihr rang um das Höchste, was die Welt ihr bieten konnte, um das bis zur Verzehrung ersehnte Heim an der braven Mannesbrust — acht lange, leidvolle Jahre! Und lachend, garstig lachend that es jene bis heute. Und nun pflanzt sie sich neben ihr auf, neben der leidenden Seele, um lachend über sie zu triumphiren?

Ich hab was vergessen! stößt Madlene hervor und eilt davon. Straße auf, Straße ab eilt sie durch die Stadt. Sie hört nicht, wenn sie angerebet wird. Flieht sie, oder sucht sie? Man kann es ihr nicht ansehen; sie weiß es selbst nicht. „Leer“ ist sie; ihr Korb steht noch neben dem der Triltschenschristel im Schwan. Plötzlich bleibt sie vor einer Bude stehen, deren Inhaber außer Badeschwämmen auch Muscheln verkauft.

Für sechs Kreuzer Otterköpfe!

Der Krämer nimmt von einer Schnur drei kleine weiße Muscheln ab, wickelt sie in ein Papier und überreicht sie dem Mädchen mit den Worten: Ist Sie nicht die Müsersmadlene? Ich soll Ihr viel Grüße ausrichten vom Andres Höpflin. Vor vier Wochen hab ich ihn in Nürnberg gesprochen. Er kam bald.

Wie vor einem aus der Erde steigenden Drachen flieht Madlene die Marktstraße hinab. Und es zischt ihr nach mit giftigem Rauch. Da sieht sie von einer Seitenstraße her den Gründel kommen. Diese Steigerung der Heße bringt sie fast ums Bewußtsein, sodaß sie der Instinkt wieder dem Schwan zutreibt an die Seite des Bruders, zurück zum Anfangspunkt der Heße — in den Rachen des garstigen Gelächters. Aber ehe sie die Gaststube betritt, schlüpft sie in den Schwanenhof und setzt sich auf eine Stufe der nach dem Futterboden führenden Treppe. Da birgt sie das Antlitz im Schoß und sitzt so ein Weilchen still, und ihr Atem wird ruhiger.

\*) Ein gewesener Tambour.

Möcht nur wissen, was sie vergessen hat! jagte der Große, als sich ihm die Rückkehr der Schwester zu lange verzögerte. Die Zeit wurde ihm besonders lang, weil ihm die Unterhaltung mit der Triltschenschristel nicht gefiel.

Die Madlene ist ne alberne Tösel! jagte die Christel. Hab ich ihr denn was gethan?

Der Große nahm eine Prise und erwiderte: Das am End nit. Aber die Madlene ist brav und nit albern!

Da trat sie ein und legte das Papter mit den „Otterköpfschen“ dem Großen hin: Es ist für den Kleinen an seinen Geldbeutel.

Das wird ihn freun; er hat die Dinger gern. Hat er sichs bestellt?

Nit. Aber er hat an einem Nestel drei; da gehören doch an den andern auch drei.

Der Große klopfte mit zwei Fingern auf seine Sandauer und nahm zwei Prisen; und es stand ihm davon ein wenig Wasser in den Augen.

Euer Klenner, sagte die Triltschenschristel, hätt sein Aug aufs Döhlerkätterle geworfen, hab ich gehört. Laßt euch nur im Frein net vom Jüngsten noch ausstech!

Das war eine große Überraschung für die Geschwister. Aber sie ließen sich nicht merken, und der Große meinte: Gehört? Ja, man hört dies und das. Hab auch gehört, du hättstis verwichen beim Schreiner mit dem Rödersfrieder fertig gemacht.

Ich mit dem Frieder? rief die Christel und lachte sehr garstig. Der Hafensfuß! Der kann sich mit seiner Krüden laß kopulir! Was du nur denkst, Schlesfinger! Dem Frieder gönnt ichs, wenn ers ander Wein auch noch brechen thät. Ich magß gar net sag, was er mir hat sagen lassen, der Esel! Aber daß ihr seht, wie er ist, muß ichs euch doch sag. Ich wär ihm zu ordinär, hat er gesagt! Ich dem zu ordinär? Und wenn er den Hals bräch, ich ließ ihn liegn. Du warst so dumm, Madlene! Hättst ihn doch liegn lassen, den Holofernes! Kannst ihn doch auch net erriechen. Na, du hast dein Teil; dich brauchts net zu kümmern.

Madlene erhob sich. Trink aus, Großer! Ich komme gleich wieder; dann müssen wir gehn.

Sie hatte die Thüre kaum hinter sich zgedrückt: da schlug sie sich mit beiden Händen vor die Stirn; dann fuhr sie nach der Brust, und es war, als läme ein Schwindel über sie. Sie eilte nach der Futterbodentreppe und sank auf eine Stufe nieder mit dem Ausruf: Ach, du lieber Gott!

Wer gewinnt, Madlenenseele? Ach, diese Seele ist in wildem Aufruhr. Sie droht die schöne Hülle zu sprengen. Sie will sich loslösen und sich versenken in die Mannesseele und vereint mit ihr sich ausschwingen, empor über diese vermaledeite Welt zu den Gefilden der Seligen. Aber Kopf und Brust sind zu stark und zu schön, als daß sie schon zerfallen könnten. Sie müssen sich erst in Ebenbildern abprägen, ehe sie dem Vergehen anheimfallen — nach dem Willen der ewig zeugenden Schöpfung. Und Kopf und Brust werden zum wehrenden Damm, und es zieht Frieden und Glück ein. Und nun rührt sie nicht an, die Madlenenseele, weder in Worten noch Gedanken, bis es euch verkündigt wird: Sie sind eins!

Madlene? Ich hab ausgetrunken!

Der Große hat sie gefunden. Und nun ziehen sie mit einander heim vom Sichelmarkt.

(Fortsetzung folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Erwin Rohde. In der Nacht vom 10. zum 11. Januar ist unerwartet Erwin Rohde, Professor der klassischen Philologie an der Universität Heidelberg, einem Herzschlag erlegen. Er gehörte zu den Gelehrten, die nicht nur für Fachgenossen schreiben, sondern alle Gebildeten zu fesseln verstehen. Es liegt dies an den Stoffen, denen er sich zuwandte, wie an der Leichtigkeit, mit der er das Rüstzeug schwerer Gelehrsamkeit und methodischer Forschung handhabte. Seine Hauptwerke sind: „Der griechische Roman und seine Vorläufer“ (Leipzig, 1876), „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen“ (Freiburg, 1894), „Friedr. Kreuzer und Karoline von Gündertode“ (Heidelberg, 1896). Aber auch viele seiner kleinern Arbeiten, in Zeitschriften zerstreut, haben eine Bedeutung, wie sie derartige Aufsätze nicht häufig in Anspruch nehmen dürfen. Die „Psyche“ ist ein klassisches Werk, das seinem Namen Unsterblichkeit sichert, es sei denn, daß unsre Wissenschaft unterginge und unsre Kultur, die auch heute ihre Wurzeln noch tiefer ins Hellenentum geschlagen hat, als viele ahnen oder zugeben wollen. Ein weites Gebiet ist hier zum erstenmal aufgeheilt worden, Zusammenhänge der spätern Zeit mit der einsam aus der Vergangenheit ragenden homerischen Welt werden erkannt, und rückwärts wird Licht geworfen in die wallenden Nebel der vorhomerischen Zeit, die trügerisch den Blick verwirrten und sichere Erkenntnis für immer auszuschließen schienen. Und in künstlerisch vollendeter Darstellung und Sprache hat der Entdecker die Resultate besonnenster Forschung verkündet. Rohde ist nur zweiundfünfzig Jahre alt geworden. Er hatte noch viel zu sagen und zu geben, was keiner so wie er geben konnte. Einen engern Kreis hat ebenso tiefes Weh ergriffen, wie es vor kurzem viele sah, als Heinrich von Treitschke die Augen schloß. Vornehm und selbstbewußt ging er seinen Weg, seit Nietzsche sich von seiner Seite riß, auch einsam. Er konnte, er wollte vielleicht auch keinen Ersatz finden für den Verlust, der ihn nicht plötzlich traf; er sah den Freund zum Abgrund taumeln, er versuchte ihn zu halten, ward zurückgestoßen, in ungeahnter Schrecklichkeit traf jenen die Vernichtung, und dem andern blieb die nie geheilte Wunde. Früh hat auch ihn das Schicksal hingerafft, doch nicht umsonst hat er gelebt; was er geschaffen hat, wird weiter wirken, noch übersteht niemand, wie weit. D. St.

Achilleus und Herberos. Es war auf dem Berliner Kongreß. Graf Schuvalow hielt eben einen Vortrag, in dem er die Forderungen des russischen Kabinetts entwickelte: als sich plötzlich Lord Beaconsfield erhob, dem russischen Bevollmächtigten mit einer kurzen und gebieterischen Geberde das Wort abschchnitt und mit erhobener Stimme rief: Quesei Kaksös Belloi! — wozu die beiden andern Vertreter Englands, der Marquis von Salisbury und Lord Ampthill, mit dem Kopfe nickten. Aber außer ihnen wußte niemand, was Lord Beaconsfield eigentlich gesagt hatte. Wie einmal ein ostpreussischer Gutsbesitzer in einem Berliner Gasthause den Kellner rief und sagte: Schicken Sie mal die Margell raus, daß sie mit dem Rodder kommt, ich habe den Schmand verschwaddert! — und der Kellner zum Besitzer lief und meinte, es sei ein Herr oben, der spreche wohl Deutsch, aber es könne ihn keiner verstehen: so schien Lord Beaconsfield wohl englisch zu sprechen, aber der Kongreß konnte ihn nicht verstehen. Graf Schuvalow war außer stande, seine Rede fortzusetzen, Fürst Gortschalow blieb sprachlos, und Fürst Bismarck mußte die Sitzung aufheben. Erst am Abend beim Diner ergab es sich, daß Lord

Beaconsfield lateinisch gesprochen hatte. Seine Worte waren gewesen: Quasi Casus Belli, fast ein Kriegsfall. Ein ähuliches Befremden erregt es in Neapel, wenn ein Engländer nach Pompeii fahren will, will sagen nach Pompeji, wenn er im Museum nach der Daianna, das heißt nach der Diana fragt, oder wenn er in der Geschichte von dem Alsibaiadis (Alcibiades) oder von dem Siksär (Cäsar) oder von dem Sairös (Cyrus) oder von den Diksiai Magistrai (Decii Magistri) spricht. Der Engländer spricht die klassischen Namen und die lateinischen Worte englisch aus.

Daselbe thun bekanntlich die Franzosen und die Italiener, deren Sprache eben aus dieser eigenmächtigen Behandlung des Lateins hervorgegangen ist. Zum Beispiel hat im Französischen M am Ende einer Silbe den nasalen Ton des N; Nom, Name, und non, nein, wird beidemal wie noug ausgesprochen. So kommt es, daß Hommo, das lateinische Homo, nachdem es zu Hom und Om verkürzt worden ist, wie On ausgesprochen und geschrieben wird und das unbestimmte Fürwort der dritten Person bildet, das unserm man entspricht. Ähnlich wird aber auch die lateinische Endung —am, wenn sie sich in Frankreich, wie bei den Worten Opium und Todoum, erhalten hat, wie —ong ausgesprochen, während die Italiener, die keinen Konsonanten im Auslaute dulden, das m ganz abwerfen, das u in o verwandeln und: Oppio, Tedeo sagen. Das lateinische Cumulus wird von den Franzosen etwa wie Kümme! ausgesprochen, das von Cuminam kommt, mit dreifachem u und hörbarem s; einen Trottel bezeichnet man in Frankreich gelegentlich als einen Minus-habens, das wird ausgesprochen: Minüsabängs. Genau so verfahren die Franzosen und die Italiener mit den alten Eigennamen, auch diese werden nach Landesart behandelt und ausgesprochen; ja die romanischen Nationen gehen sogar noch weiter als die Engländer, indem sie diese Namen, wenigstens die bekanntern unter ihnen, auch so schreiben wie sie sprechen. Napoleon III. schrieb nicht eine Histoire de Julius Caesar, sondern eine Histoire de Jules César; und die Italiener kennen keinen Alexander Magnus, sondern: Alessandro il Grande, keinen Anaxagoras, sondern einen Anassagora, für Cicero sagen sie: Cicerone und für Julius Cäsar: Giulio Cesaro. Freie und selbstbewusste Nationen pflegen so mit dem ererbten Sprachgut zu schalten und zu walten; auch die Deutschen haben sich dieser Freiheit einmal bedient.

Der Kaisertitel allein würde zu dem Beweis genügen, daß das Volk seine eigne Manier hat, die Namen auszusprechen. Kaiser ist joviel wie Cäsar, das Wort knüpft wie Zar an den Julius Cäsar an; aber die Aussprache stimmt nicht mit der des Namens Cäsar überein. Kaiser klingt altertümlicher als Cäsar; Kaiser stammt noch aus einer Zeit, wo das C vor ae seine alte gutturale Aussprache noch nicht verloren hatte, wo daher auch die Griechen den lateinischen Namen *Kaïσαρ* schrieben. Plutarch zum Beispiel, im ersten Jahrhundert nach Christus, schreibt noch *Kaïσαρ*. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wie lange diese Aussprache nach dem Untergange des weströmischen Reiches noch bestanden hat; jedenfalls haben sie die Germanen beibehalten und nicht aufgegeben, als die Gelehrten: Cäsar zu sprechen und zu schreiben anfingen. Der Umstand, daß der Diphthong ae wie im Griechischen mit ai wiedergegeben wird, macht es nicht unwahrscheinlich, daß die Goten, die zuerst und ursprünglich Kaiser sagten, nicht den Römern, sondern den Griechen nachgesprochen haben, das heißt: daß das Wort Kaiser der deutschen Sprache durch die Griechen vermittelt worden ist. Wir haben also hier den Fall, daß ein lateinischer Name in Deutschland eine Form empfangen und beibehalten hat, die ihm die Griechen gegeben haben. Noch



häufiger ist das Umgekehrte der Fall: daß ein griechischer Name in Deutschland so ausgesprochen wird, wie ihn die Römer ausgesprochen haben.

Man spricht die Namen immer so aus, wie sie das Volk ausspricht, von dem man sie gehört hat: das liegt in der Natur der Sache. Zum Beispiel alle im Homer vorkommenden Eigennamen brauchen wir in der Form, die sie im Lateinischen haben, weil Homer im Mittelalter dem Abendlande nur durch den metrischen Auszug der Ilias, den aus dem ersten Jahrhundert und der Zeit der Julischen Dynastie stammenden *Homerus latinus*, ein Schulbuch, daneben durch Virgil bekannt geworden ist. Im Mittelalter hat man nur die Erzeugnisse der klassischen lateinischen Litteratur gelesen, die wenigen Kenner des Griechischen wurden als ein Wunder angestaunt. Erst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur allgemeiner. Reuchlin war der erste Lehrer des Griechischen in Deutschland. Im Jahre 1488 besorgte Demetrius Chalkondylas in Florenz die erste Ausgabe des Homer, das erste größere griechisch gedruckte Werk überhaupt. Bis dahin schöpften die Gelehrten also nicht aus der Quelle, sondern empfangen die griechischen Namen aus zweiter und dritter Hand.

So kam es, daß man z. B. den Namen Aeneas, der im Griechischen: *Αἰνείας* lautet, nicht nach Analogie von Kaiser behandelte, sondern wie im Lateinischen: *Aeneas* oder wie im Französischen: *Éneas* schrieb, wobei man auch darin noch vom Original abwich, daß man nach deutscher Manier den Hochton auf die erste Silbe legte. Heinrich von Beldete schrieb im Jahre 1183 eine Enoide, die nicht einmal auf der Aeneide Virgils, sondern auf einem französischen Gedicht, dem Roman d'Éneas des Benoit de Sainte-More beruht. Der Name des göttlichen Dulders Odysseus erscheint bei Virgil in der vollstümlichen Form *Ulysses* oder *Ulixes*, indem das *d*, wie so häufig, in *l* übergegangen ist (wie bei *lingua*, *lacrima*, *littera* usw.). Dieses *Ulysses* hat folglich auch in Deutschland bis in die neuere Zeit gegolten. Im Jahre 1537 übersehte der Münchner Stadtschreiber Simon Schaidenraißer, genannt *Minervium*, die *Odyssea*: „Das sind die allerzierlichsten und lustigsten vierundzwanzig Bücher des ältesten, kunstreichsten Vaters aller Poeten Homeri von der zehnjährigen Irrfahrt des weltweisen Griechischen Fürstens *Ulyssis*.“ Ja, noch Schiller schrieb im Jahre 1803, als der Name *Odysseus* bereits durch Johann Heinrich Voss eingebürgert worden war, im „*Siegesfest*“ die Zeile:

sprachs Ulyß mit Warnungsblide,  
von Athenens Geist befeelt.

Der Name *Ulysses* zeigt zugleich die Gewohnheit der Römer, bekannte griechische Namen auf *-eus* abzukürzen und aus *Achilleus*: *Achilles* zu machen, was jedoch nicht immer geschah, z. B. bei *Atreus*, *Proteus* und *Morpheus* nicht. Wir haben dann die Endung vollends abgestoßen. Noch zwei Namen, bei denen die lateinische Vermittlung recht hervortritt, sind: *Ajax* (*Μαιας*) und *Pollux* (*Πολυδευκης*).

Im Zusammenhang damit steht die durchgängige Verwandlung des griechischen *-os* in das lateinische *-us*, des griechischen *-ov* in das lateinische *-um*; ein Name wie *Corberus* hat nicht nur durch die Assimilation des Anlauts, sondern auch durch die Latinisierung des ganzen Wortes gelitten. Das Wort *Logos* ist ein seltenes Beispiel der Erhaltung; sonst scheint es selbstverständlich, daß man jeden griechischen *Os* in einen lateinischen *Us* umsetzt und *Demodocus*, *Athanasius*, *Angelus*, *Parthasius*, *Potrus* und *Paulus* sagt. Es heißt ja auch: *Evangelium*, obgleich jeder Quartaner den griechischen Ursprung merkt. Dem allen soll nun ein Ende gemacht werden: in gelehrten und sogar in populärwissenschaftlichen Werken wird neuerdings

immer häufiger pedantisch: Achilleus und Kerberos, Kirke, Kentaure geschrieben und damit die Wissenschaft dem Volke abermals entfremdet, die Sprache künstlich zurückgeschraubt und zunächst für jeden gebildeten Mann ein Stein des Anstoßes geschaffen.

Von der Inkonsequenz will ich gar nicht reden. Selbst wenn es gelänge, alle altgriechischen Namen wiederherzustellen: es bleiben immer noch tausend Eigennamen übrig, die auch dem Originale nicht entsprechen, die willkürlich überliefert worden sind und in der Sprache leben. Warum setzt man denn nicht auch *Xšayārša* für Xerxes, *Darajaviš* für Darius oder Dareios, wie denn Niebische: *Zarathustra* statt *Zoroaster* schreibt? Wie kann man es aushalten, Rom zu sagen und nicht Roma, Theben und nicht Thobao, Venedig und nicht Venetia, Mailand und nicht Mediolanum oder wenigstens Milano? Warum corrigirt man nicht schnell in der Geschichte der Mark Brandenburg, wo fahrlässig Albrecht Achilles steht: Albrecht Achilleus? Von dem Accent, der ebenfalls wieder griechisch gemacht werden müßte, sodaß es nicht Diógenes, sondern: Diogenes, nicht Achilleus, sondern: Achilleüs lautete, will ich ganz schweigen.

Ich will nur fragen: wird der Gelehrte, der jetzt krampfhaft, um recht gelehrt zu erscheinen, Kentaure, Kerberos und Kirke drucken läßt, auch in Gesellschaft und in der Hoffnung, verstanden zu werden, von der Achilleusferse reden und zu einer Dame sagen: sie sei eine wahre Kirke? — Thut er es nicht, so giebt er stillschweigend damit zu, daß diese Formen nicht im Volke leben, daß sie nicht deutsch sind. Der Deutsche sagt eben Achilles, Cerberus und Circe. Der Deutsche hat diese Begriffe in seiner Sprache, der Gelehrte wagt sie nur nicht zu gebrauchen, weil er glaubt, daß sie seinem Volke nicht gehörten. Seiner Meinung nach gehören sie den alten Griechen, und er darf daran nichts ändern. Der bescheidne Mann! Er vergißt den Rat, den Cäsar selbst gab, als er *de Ratione latine loquendi* schrieb: *Habe semper in memoria atque in pectore, ut tanquam scopulam, sic fugias inauditam atque insolens verbum.*

Leipzig

Rudolf Kleinpaul



## Litteratur

Der Achtstundentag. Wenn eine praktische Frage durch die Erfahrung ausgemacht werden kann, so ist nach dem Buche von John Rae: *Der Achtstundentag* (autorisierte Übersetzung von Julian Borchardt, Weimar, Emil Felber, 1898) die Frage nach den Wirkungen der Abkürzung der Arbeitszeit in der Industrie ausgemacht. Der Verfasser benützt nur ausnahmsweise Werke von frühern Bearbeitern und stützt sich größtenteils auf die Aussagen von Fabrikanten, Fabrikdirektoren und Beamten, die, soweit es sich um englische handelt, mit deutlicher Nennung der Firmen wörtlich angeführt werden. Im Laufe der Untersuchung, sagt er im Vorwort, „habe ich es persönlich unmöglich gefunden, nicht von Tag zu Tag ein entschiedener Anhänger des Achtstundentages zu werden. Die kürzere Arbeitszeit hat jedes Volk, das sie einführt, gesünder, reicher und

weiser gemacht, und die Verkürzung auf acht Stunden scheint noch mehr Segen zu bringen als die frühern Verkürzungen.“ Rae beginnt mit einem historischen Rückblick. Bekanntlich ist es der gute und weise König Alfred gewesen, der den Tag in drei gleiche Teile, die er an brennenden Kerzen maß, einteilte. Sein Volk ist dieser Einteilung treu geblieben,\*) die Engländer haben sich mit Ausnahme der kurzen Zeit, wo harter Zwang sie nötigte, nie überarbeitet — ein Spötter hat sie die fleißigsten Faulenzer auf Gottes Erdboden genannt —, und der Achtstundentagsarbeitstag ist tatsächlich das allgemein gebräuchliche gewesen bis in das vorige Jahrhundert hinein. Erst die Maschinenindustrie hat jene lange Arbeitszeit gebracht, die, wie Rae sagt, dem englischen Volke beinahe das Herz aus dem Leibe gefressen hätte; aber dieses Volk hat sie sich nicht gefallen lassen, sondern ist zu seinen alten Arbeitsgewohnheiten zurückgekehrt — zum Glück nicht allein für die Arbeiterschaft, sondern namentlich auch für die Fabrikanten. Denn mag immerhin eine Zeit lang die Überlegenheit der englischen Industrie auf der spottbilligen Frauen- und Kinderarbeit beruht haben, heute beruht sie, und zwar gerade in der mechanischen Spinnerei und Weberei, die mit dem großen Kindermord begonnen hat, auf der hochbezahlten und darum wohlfeilen Männerarbeit bei zehnstündigem Arbeitstage. Auf 1000 Spindeln kommen, wie wir in Deutschland schon von Schulze-Gävernitz erfahren haben, in Oldham 2,4, in Mülhausen 5,8, im Durchschnitt der elsässischen Fabriken 8,9, in der Schweiz, in Baden und Württemberg 6,2, in Sachsen 7,2 und in Bombay 25 Arbeiter. Das bedeutet aber nicht allein trotz der schlechtern Bezahlung der Arbeiter außerhalb Englands mehr Arbeitslohn, sondern auch doppelt und dreifach so viel Gebäude, Maschinerie, Beleuchtung, Heizung, Verwaltungs- und Aufsichtspersonal. In England giebt es einen Meister auf 60000 bis 80000 Spindeln, im Elsaß einen auf 15000, in Sachsen einen auf 3000 bis 4000. Aber die Kostenersparnis ist nicht der einzige Vorteil, den die Verkürzung der Arbeitszeit bringt, diese vermehrt und verbessert auch das Produkt. Daß im Handwerk, wo ohne Maschinen gearbeitet wird, ein tüchtiger und energischer Arbeiter in kürzerer Zeit mehr leisten kann als ein schwächerer oder träger in längerer Zeit, leuchtet ohne weiteres ein; daß aber eine Maschine in acht Stunden ebenso viel oder gar mehr Produkt liefern könne als in 11, 12 oder 14 Stunden, wenn sie von andern oder von anders gestimmten Arbeitern bedient wird, das wollten anfangs auch die Arbeiter nicht glauben; schließlich sah sich jedermann zum Glauben gezwungen, da es eben Tatsache war. Erst nachträglich hat man die Erklärung gefunden. Die Leistung jeder Maschine hängt in hohem Grade von der Sorgfalt, gespannten Aufmerksamkeit und Intelligenz der Leute ab, die sie bedienen. Die verdrossenen, übermüdeten, nachlässigen und unwissenden Arbeiter der frühern Zeit verursachten soviel Störungen, daß ein großer Teil der Arbeitszeit darauf verwendet werden mußte, bald einen Schaden an einer Maschine auszubessern, bald die in Verwirrung geratene Produktion wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt geht alles glatt von statten, weil die Arbeiter kräftig und gesund, frisch und gut gelaunt, aufmerksam und sorgfältig sind und sich durch einiges Studium der Mechanik Einsicht in den Bau und die Arbeitsweise der Maschinen verschafft haben. Dazu kommt dann noch, daß die steigende Energie der Arbeiter gestattet, die Maschinen schneller laufen zu lassen. Ehemals

\*) Mit einer kleinen Variation: Alfred verwendete acht Stunden auf Staatsgeschäfte, acht Stunden auf Gebet und Studium, acht Stunden auf Essen, Schlafen und sonstige körperliche Erholung.

waren die Fabrikanten überzeugt, daß ihnen erst die letzte Arbeitsstunde den Profit bringe; heute sehen die verständigen unter ihnen ein, daß es bei der frühern langen Arbeitszeit gerade die letzte Stunde war, die nicht selten den Profit vernichtete, und einer von ihnen bekennt, bei langer Arbeitszeit gehe regelmäßig die erste Stunde des Tages mit der Ausbesserung der Schäden verloren, die in der letzten des vorhergehenden angerichtet worden seien. Je länger die Arbeit dauert, desto verdrossener, unaufmerksamer, nachlässiger und bummeliger wird gearbeitet, desto öfter werden in der Arbeitszeit kleine Ruhepausen gemacht, und, was für das Einkommen der Arbeiter ausschlaggebend ist, desto mehr Arbeitstage werden versäumt; der eine macht regelmäßig den Montag und allenfalls noch den Dienstag blau, der andre erlaubt sich von Zeit zu Zeit vierzehn Tage Ferien, ein dritter erkrankt häufig. Und da kurze Arbeitszeit und hoher Lohn eine der Gesundheit zuträgliche Lebensweise und namentlich kräftige Ernährung möglich machen, so kommt immer ein Vorteil dem andern zu Hilfe. In einem Schreiben eines deutschen Eisenindustriellen an einen Sir J. V. Bell heißt es: „Wir haben oft dieselben technischen Hilfsmittel wie Sie in England, denn alles, was ein Maschinenbauer sieht, kann er nachmachen und konstruieren, aber was wir nicht nachmachen können, das ist, mit unsern schlecht genährten Leuten ebenso kräftig zu arbeiten, wie Ihre Engländer arbeiten.“ Und bei Ankündigung der Einführung des Achstundentages in den Werkstätten des Kriegsministeriums erklärte der Kriegsminister Campbell-Bannermann, es sei nicht zu befürchten, daß man nun mehr Leute brauchen werde; die sorgfältige Vergleichung der anderwärts erzielten Ergebnisse berechne zu dem Schlusse (der durch die eigne Erfahrung des Kriegsministeriums bei vorgenommenen Proben bestätigt worden sei), daß jede Lohnerhöhung und Zeitverkürzung durch Ersparnisse aller Art, durch die vermehrte Energie der Arbeiter und den Wegfall der Pausen ausgeglichen werde. Zu den Vorteilen der Industrie kommt die Erhöhung der Volkskraft durch die physische und moralische Umwandlung der Arbeiter, die aus Schwindsuchtscandidaten, Trunkenbolden und rohen, unwissenden Niederjahns häußliche und gebildete Männer werden und eifrig an ihrer Fortbildung arbeiten; mit Verkürzung der Arbeitszeit tritt überall sofort das Bedürfnis nach Bibliotheken hervor. Diese Wirkung ist nach Rae in England so bekannt und so allgemein anerkannt, daß die Achstundenbewegung keine grimmigern Feinde hat als die Inhaber von Schnapskneipen. In Australien, wo der Achstundentag in einzelnen Gewerben schon vor dreißig Jahren eingeführt war und heute beinahe allgemein ist, sind nach der übereinstimmenden Schilderung der Beobachter die Arbeiter gebildete Leute, die in schönen von Gärten umgebenen Häusern wohnen und ihre Mußezeit in ihrer Häuslichkeit, mit der Pflege ihrer Gärten, in den Bibliotheken, mit allerlei Sport und in den für anständige Unterhaltung eingerichteten öffentlichen Erholungsstätten zubringen; die Männer zeichnen sich durch athletische Stärke aus und besiegen die Männer aller andern Völker, auch der Engländer, bei der Konkurrenz auf dem Spielplatz wie in der Werkstatt. Und, was Herrn Tille gegenüber hervorzuheben ist, es sind, wie aus Raes Darstellung hervorgeht, und wie gelegentlich ausdrücklich hervorgehoben wird, dieselben Arbeiter, die bei der langen Arbeitszeit untauglich, faul, leiblich und moralisch verkommen gewesen sind, und die jetzt gesund, stark, energisch und intelligent sind, teils dieselben Arbeiter, teils deren Kinder, nicht, wie Tille glauben machen will, Leute andrer Abstammung.

Einer der Gründe, aus denen die Arbeiter, namentlich die sozialistischen, den Achstundentag empfehlen und erstreben, ist allerdings hinfällig: die Verkürzung der



Arbeitszeit hat, wie Rae zeigt, noch nie und nirgends zur Verminderung der Arbeitslosigkeit beigetragen. Zum Teil ist das aus dem Umstande zu erklären, daß bei langen Arbeitszeiten, wo von den fest eingestellten Arbeitern wegen Krankheit oder aus Trägheit täglich einige fehlen, Reservearbeiter notwendig sind, die bei kurzer Arbeitszeit wegfallen. Auf das Problem der Arbeitslosigkeit kann hier nicht eingegangen werden. Was endlich die Frage anlangt, ob der Staat den Achtstundentag erzwingen soll, so gesteht Rae zu, daß es sich bei diesem anders verhält als bei den frühern Abkürzungen der Arbeitszeit. Diese seien ein Gebot der Menschlichkeit gewesen, dessen Befolgung durchzusetzen der Staat verpflichtet gewesen sei. Ferner seien in einzelnen Fällen schon von selbst, ohne Staatszwang, Abkürzungen eingetreten, aber nicht aus Menschlichkeit, sondern weil es die Leute schlechterdings nicht aushielten. So zum Beispiel giebt es in manchen chemischen Fabriken eine Abteilung, wo die Arbeiter vor akuter Vergiftung durch einen Maulkorb von dreißigfach gefaltetem Flanell geschützt werden müssen, und bei dieser Art Atmung die Leute länger als sechs Stunden auf den Beinen zu halten ist einfach unmöglich, sie haben daher niemals längere als sechsstündige Schichten gehabt; dagegen würde man in den übrigen Abteilungen, wo das Gift langsam wirkt, die Leute zwölf und mehr Stunden arbeiten lassen, wenn es der Staat nicht verhinderte. Also die Beseitigung mörderischer Arbeitszeiten ist Pflicht für den Staat; dagegen handelt es sich bei der weiteren Verkürzung der Arbeitszeit auf acht Stunden auch in den gesunden Gewerben nur um Zweckmäßigkeit und um Vorteile, die zu erstreben nicht unbedingt Pflicht ist. Zudem giebt es Gewerbe, wie die Landwirtschaft, wo die Arbeit schlechterdings nicht auf acht Stunden zusammengepreßt werden kann. Rae meint daher, der Staat solle die verschiedenen Industrien abstimmen lassen und den Achtstundentag nur in solchen zwangsweise durchführen, in denen die Mehrheit der Unternehmer und Arbeiter dafür ist. Das Buch von Rae ist vor ein paar Jahren geschrieben. Der Verlauf des Maschinenbauerauflandes macht den Eindruck, als ob die öffentliche Meinung in Beziehung auf die Frage in England rückläufig würde, und es wäre immerhin denkbar, daß die Besorgnis vor der internationalen Konkurrenz den Unternehmern den Mut nähme, auf der eingeschlagenen Bahn zum an sich vernünftigen zu beharren. In der *Saturday Review* vom 8. Januar finden wir einen merkwürdigen Nebenerfolg der Besserung der Lage des englischen Arbeiterstandes hervorgehoben, den Rae nicht erwähnt. In einer Besprechung des neuesten Buches von Sidney und Beatrice Webb (*Industrial Democracy*) wird bemerkt, die englischen Arbeiter hätten den Malthusianismus — je nachdem man es nimmt — auf den Kopf gestellt oder befolgt. Nach Malthus habe jede Lohnsteigerung eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung zur Folge, die die Steigerung durch das vermehrte Angebot von Händen wieder rückgängig mache; im heutigen England aber sei nichts gewisser, als daß jede Besserung der Lage einer Schicht von Arbeitern in dieser Schicht die Geburten vermindere; die Leute würden eben durch Bildung klug.

Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen nebst Skizzen und Ausführungen. Von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel

Das meiste dieser lose aneinandergereihten Mitteilungen stammt aus dem Nachlaß N. N. Wöttigers, der in zahlreichen Bänden auf der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden bewahrt wird. Wurde dieser große Sad ausgeschüttet, so

war zu erwarten, daß allerlei mehr oder weniger Interessantes, mehr oder weniger Wichtiges an den Tag kommen würde. So erfährt man denn über Ereignisse und über Persönlichkeiten manches, was zur Kenntnis des Weimarer Lebens in den drei ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts dient. Zustände und Stimmungen, Litterarisches und Politisches kommen in buntem Wechsel an die Reihe. Die Korrespondenz, die Böttiger nach seinem Abgang von Weimar (1804) mit dortigen Freunden führte, bietet nach allen diesen Seiten ergänzende Notizen, und willig wird man anerkennen, daß Böttiger selbst, dessen Schwächen bekannter sind, bei näherer Kenntnis vielfach in einem günstigeren Lichte erscheint. Zu den willkommensten Stücken gehört ein (aus der Sammlung von H. Brockhaus mitgeteilter) kummervoller Brief Wielands vom Jahre 1802 an seinen damals in der Schweiz lebenden Sohn Ludwig. Das Zerwürfniß zwischen Vater und Sohn hatte persönliche, aber auch politische und litterarische Gründe. Bekannt ist Ludwig Wielands Parteinahme für die Romantiker. „Auch in Briefen von Frau Reinhard wird, wie Erich Schmidt mich belehrt, diese fast komisch zur Schau getragne Hinneigung L. Wielands zu den Romantikern berichtet“ (S. 37). Das Geheimniß, das sich der Herausgeber von Erich Schmidt zuraunen ließ — „wie Erich Schmidt mich belehrt“ —, steht in einem Brief von Frau Christine Reinhard an ihre Jugendfreundin Johanna Frommann, geb. Wesselhöft, abgedruckt in einem nicht ganz unbekanntem Buch: Das Frommannsche Haus und seine Freunde (S. 22).

Seite 4 erwähnt Geiger die Neujahrnacht des anbrechenden Jahrhunderts, die Goethe, Schiller und Schelling während einer vom Weimarer Hof veranstalteten Nedoute in einem Nebenzimmer vereinigt bei fließendem Champagner gefeiert haben sollen. Er hat die Erzählung, für die er kein weiteres Zeugnis weiß, bei Dünker gefunden. Doch hatte er den vierten Band von Steffens „Was ich erlebte“ zur Hand; hätte er hier bis Seite 407 u. ff. geblättert, so hätte er die Erzählung gefunden, die Dünker fast wörtlich wiederholt. Leider ist Steffens der einzige Zeuge für diese denkwürdige Szene, bei der die Einbildungskraft gern verweilt: unsre größten Geister bei Gläserklang das alte Jahrhundert schließend, das neue eröffnend. Je ansprechender die Szene ist, um so mehr liegt uns daran, sie sicher beglaubigt zu wissen. Steffens erzählt zwar als Augenzeuge, er selbst hat als vierter dabei sein dürfen. Gleichwohl müßte uns ein weiterer Zeuge erwünscht sein. Wir erinnern uns, daß der norwegische Dichter und Naturphilosoph kein sehr zuverlässiger Gewährsmann ist. Er hat seine Denkwürdigkeiten im Alter „aus der Erinnerung“ niedergeschrieben; es finden sich bei ihm Ungenauigkeiten, namentlich in Zeitangaben, die nicht bloß auf ein unsicheres Gedächtnis, sondern auch auf eine starke Phantasie zurückzuführen sind, und stets zeigt er sich durchdrungen von seiner eignen Wichtigkeit. Goethes Tagebuch schweigt über diese von Steffens berichtete Feier der Neujahrnacht. Zum 31. Dezember 1800 ist bloß bemerkt: „Abends Herr Hofrat Schiller und Professor Schelling zum Abendessen.“ Also eine ganz intime Sylvesterfeier im eignen Hause, aber kein Wort davon, daß sich daran noch der Besuch eines Maskenballes angeschlossen hätte, der nach der Erzählung von Steffens mit einem von Goethe entworfenen Aufzug eröffnet wurde. Mindestens wird man so viel aus dem Schweigen Goethes schließen dürfen, daß die Szene, wenn sie wirklich die Episode einer Nedoute war, doch im Sinne der Teilnehmer nicht die Bedeutung hatte, die ihr Steffens giebt, der zufällig ein Zeuge des Sylvestersymposions wurde. Er hatte nämlich, damals achtundzwanzig Jahre alt, von Freiberg, wo er bei Werner studirte, mitten im Winter eine Fußreise nach

Jena gemacht. Hier lernte er Friedrich Schlegel und Novalis kennen;\*) Schelling aber war in Weimar, wohin er von Goethe über die Weihnachtsfeiertage mitgenommen worden war. Um auch Schelling zu sehen, mußte Steffens ihm nach Weimar nachreisen. So kam es, daß er den von ihm bewunderten Naturphilosophen „bei Goethe“ traf und in Weimar Teilnehmer der Neujahrsredoute wurde. Noch in derselben Nacht fuhr er unmittelbar vom Ballsaal nach Auerstädt und von da nach Freiberg zurück. So der Bericht von Steffens, der anscheinend an die Redoute selbst noch eine lebhaftere Erinnerung hat. Zwar was er von Goethes übermütig lustigen Einfällen und Schillers doktrinären Ausführungen schreibt, sieht gemacht aus; aber Einzelheiten der Maskerade, dann das Hinzutreten Hufelands, der im Begriff war, einem Ruf nach Berlin zu folgen, was Anlaß zu spöttischen Äußerungen über Preußen gab, das scheint aus einem treuen Gedächtnis geschöpft zu sein, wie sich Steffens ja auch richtig erinnert, daß Goethe gleich darnach schwer erkrankte, zwar nicht nach dem Maskenball, aber nach einer Theateraufführung am Neujahrstage.

Das sind scheinbar deutliche Erinnerungen. Dennoch bleibt es bei dem durch Goethes Stillschweigen geweckten Zweifel, und der Zweifel wird verstärkt, wenn wir durch ein unanfechtbares Zeugnis erfahren, daß am 26. Dezember 1800, also fünf Tage vor Sylvester, in Weimar eine Redoute stattgefunden hat. Goethe selbst verzeichnet im Tagebuch am 26. Dezember: „Freitag nach Weimar mit Herrn Prof. Schelling. Abends Redoute.“ Ist es nun wahrscheinlich, daß am 26. Dezember und fünf Tage darauf, am 31. Dezember, abermals Redoute war? Die Vermutung liegt nahe, daß Steffens auf der Redoute vom 26. Dezember war, und daß das, was er erzählt, sich so oder etwas anders bei diesem Anlaß ereignete, nicht aber in der Neujahrnacht. Beide Daten lagen ja nahe bei einander, und in dem Gespräch, dessen Zeuge Steffens war, mag auch des bevorstehenden Jahrhundertwechsels gedacht worden sein. So schmolzen in der Erinnerung oder in der Phantasie des Erzählers beide Daten zusammen; umso mehr, als das Ereignis dadurch pikanter wurde. Da die Redoute an demselben Tage stattfand, an dem Goethe mit Schelling von Jena angekommen war, so würde sich daraus die weitere Folgerung ergeben, daß Steffens, der Schelling in Jena nicht mehr traf, ihm am gleichen Tage nach Weimar nachreiste und noch in derselben Nacht wieder zurückreiste.

Ob auch am 31. Dezember in Weimar eine Redoute stattgefunden hat, wird sich ja noch leicht ermitteln lassen. Die Sache ist an sich nicht von Wichtigkeit. Immerhin erscheint es der Mühe wert, ihr auf den Grund zu gehen, denn angeht das bevorstehende Jahrhundertwechsell wird das Gedächtnis auch jener denkwürdigen Neujahrnacht wieder belebt, die Goethe, Schiller und Schelling zusammen feierten, und die mit den Umständen, die Steffens erzählt, in die Geschichtsbücher übergegangen ist. Auf alle Fälle bleibt bestehen, daß der letzte Abend des Jahrhunderts die beiden Dichter und den Philosophen vereinigt hat, und zwar in Goethes Hause. Aber die Redoute in der Neujahrnacht? Für diese müßten wir ein zuverlässigeres Zeugnis haben, als den nicht einwandfreien Bericht von Henrik Steffens.

£.

\*) Man kann die Erzählung von Steffens, die allerdings wiederholt abreißt, nicht anders verstehen, als daß er erst jetzt bei dem winterlichen Ausflug nach Jena die Bekanntschaft von Friedrich Schlegel und Novalis gemacht haben will. Was ich erlebte, IV, 294, 302, 320. Siehe dagegen Haym, Die Romantische Schule, S. 626. Daß Steffens mit Novalis nicht erst jetzt bekannt wurde, ist auch aus des letztern Brief an Fr. Schlegel vom 31. Januar 1800 ersichtlich. Naich, S. 131.

Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland Generals der Artillerie usw. Erster Band. Vom Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos in Wien 1856. Berlin, E. S. Mittler und Sohn

Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten, die General von Teichmann und Logischen nach der Verfügung des verstorbenen Prinzen fünf Jahre nach dessen Tode der Öffentlichkeit übergibt, war einer von den tüchtigen, gründlich gebildeten Offizieren, die Zeit ihres Lebens immer in Verborgenheit gedacht, gearbeitet und geschaffen, aber sei es aus persönlicher Bescheidenheit, sei es unter dem Druck der Disziplin, vermieden haben, ihr Licht vor der Öffentlichkeit leuchten zu lassen. Er hat sowohl durch eine unablässig über zwanzig Jahre durchgeführte praktische und theoretische Ausbildung seiner Spezialwaffe als durch persönliche Tapferkeit wesentlich zu den großen Erfolgen der Jahre 1866 und 1870/71 beigetragen. Aber sein Name trat hinter denen, die sich, bisweilen mit Unrecht, in der Gunst des Volkes festsetzten, zurück. Trotzdem hat ihn nicht etwa gekränkter Ehrgeiz zur Niederschrift seiner Erinnerungen veranlaßt. Aus ihnen spricht im Gegenteil eine heitere Gelassenheit, eine glückliche Zufriedenheit mit dem, was er errungen hat. Und er hätte doch stolz auf seine Erfolge sein können, da er sie nicht seinem Stande, seinem alten Namen oder gar seinem Vermögen verdankt hat, sondern fast allein seiner eignen Tüchtigkeit. Sein Vater, der 1862 auch einige Monate vor Bismarck Ministerpräsident war, galt bei Friedrich Wilhelm IV. viel. Auf militärische Beförderungen hatten aber solche persönlichen Beziehungen nur wenig Einfluß. Friedrich Wilhelm scheute sich, in militärische Angelegenheiten einzugreifen, weil er niemals seiner Sache ganz sicher war. Ein Entschluß jagte immer den andern, und immer hatte der Recht, der zuletzt bei ihm Vortrag gehalten hatte. Mit irdischen Gütern konnte Prinz Hohenlohe ganz und gar nicht prunken, da eine traurige Erbschaft des Großvaters die ganze Familie zu äußerster Einschränkung gezwungen hatte. Unstre jungen Offiziere sollten dieses Buch fleißig lesen, um aus seinen ersten Abschnitten die Kunst des Sparens und die noch größere Kunst des Entfagens zu lernen.

Es spricht für den Verfasser, daß der Leser seiner Denkwürdigkeiten sofort durch die Person des Erzählers angezogen wird. Man gewinnt dadurch Vertrauen zu seinen tatsächlichen Mitteilungen, und umso mehr, als er sie so lange für sich allein behalten hat. Wenn man das Persönliche ausscheidet und sie nur auf ihren geschichtlichen Gehalt prüft, hat man sich namentlich mit zwei Gruppen abzufinden. Die eine betrifft die Ereignisse der Berliner Märztage von 1848, die jetzt gerade wieder politische Leidenschaften erregt haben, weil man in Berlin den Begräbnisplatz der „Märzgefallenen,“ wie Magistrat und Stadtverordneten in rührender Unkenntnis der deutschen Wortzusammensetzung sagen, durchaus mit einem Denkmal schmücken will, wenn auch nicht gerade mit einem Kriegerdenkmal im Stile von 1870. Prinz Hohenlohe ist Augen- und Ohrenzeuge dieser Märztage gewesen. Er schreibt schlicht nieder, was er gesehen und gehört hat. Er hat gehört, daß die Aufwiegler französisch und polnisch gesprochen haben, er hat sie an den Straßenecken gesehen, wie sie ihre Maßregeln trafen, und er behauptet sogar, daß die geheime Polizei sie gewähren ließ, weil die maßgebenden Instanzen selbst mit einander im Kriege lagen. Um die Wirkung dieser schlichten Darstellung abzuschwächen, hat man behauptet, der Prinz, der seine Erinnerungen doch erst viele Jahre später niedergeschrieben, habe Erlebtes mit Gehörtem und Gelesenem vermischt und nur eine alte, längst widerlegte Legende wieder aufgefrischt. Fast um dieselbe Zeit hat nämlich ein Berliner Schriftsteller, der ebenfalls die Bewegung der Märztage



erlebt, mitgemacht und als denkender Mensch beobachtet hat, seine Lebenserinnerungen herausgegeben, und er behauptet das Gegentheil. Nach seiner Meinung wäre es wirklich ein aus der Mitte der Bürgerschaft entsprungener Verzweiflungskampf um die Freiheit, eine durch und durch volkstümliche Sache gewesen. Man könnte aus diesem Dilemma sehr leicht mit der banalen Redensart, daß die Wahrheit in der Mitte liegt, einen Ausweg finden. Aber die schlaffe Haltung der Bürgerwehr nach dem leicht errungenen Siege läßt sich doch kaum anders erklären, als durch die Thatsache, daß die Masse des arbeitenden Volks, der auf Erwerb angewiesenen Bürger wie der Handarbeiter, keineswegs mit ganzem Herzen bei der Bewegung war. Ein wenig Festigkeit mehr bei der Regierung — und die Revolution von 1848, die immer noch als wichtiges Agitationsmittel ausgebeutet wird, wäre bloß ein jämmerlicher Putsch gewesen. Die Ratlosigkeit und die Verlegenheit, die in jenen Tagen im Berliner Schlosse geherrscht haben, müssen allerdings groß gewesen sein. Auch darüber verbreiten die Erinnerungen des Prinzen Hohenlohe neues Licht. Friedrich Wilhelm war darnach weniger schuld an der unbegreiflichen Schwäche der Regierung als seine Umgebung, die, wenn man von dem stets besonnenen, aber in begreiflicher Zurückhaltung verharrenden Prinzen von Preußen absieht, aus lauter unfähigen Leuten bestand, die den unglücklichen König von der Außenwelt vollständig abgeschnitten hatten.

Sind auch die Mitteilungen des Prinzen Hohenlohe über die Jahre 1848 und 1849 noch dem Streit der Meinungen unterworfen, so ist die Zuverlässigkeit seiner militärischen Berichte, die er während eines Kommandos nach Wien von dort aus an mehrere Stellen in Berlin sandte, durch die Ereignisse von 1866 glänzend bestätigt worden. Militärattachés wie heute gab es damals bei den Gesandtschaften noch nicht. Als Prinz Hohenlohe 1854 nach Wien geschickt wurde, um über die militärischen Verhältnisse Oesterreichs zu berichten, fand er zuerst keinen Boden vor. Selbst der eignen preussischen Gesandtschaft war er unbequem, weil die Diplomaten der Metternichschen Schule von vornherein jedem Soldaten mit Mißtrauen begegneten. Hohenlohe sah sich also auf sich selbst angewiesen, und seiner Energie, seiner Arbeitskraft, seiner Ausdauer, die sich durch keine Mißerfolge zurückschrecken ließ, gelang es auch, völlige Klarheit über den Zustand der österreichischen Armee von 1854—1856 zu verschaffen. Daß die preussische Heeresleitung rechtzeitig davon unterrichtet wurde, freilich ohne eine Ahnung von der Wichtigkeit der Mitteilungen Hohenlohes zu bekommen, ist das Verdienst des ersten preussischen Militärattachés, der durch seine Persönlichkeit, durch sein freimütiges Wesen und — seine Nüchternheit die Notwendigkeit eines solchen Amtes bewiesen hat. Er hat mit seinem scharfen Blick der Schwäche des österreichischen Heerwesens bis auf den Grund gesehen. Er hat aber auch seine einzige Tugend, die Überlegenheit der österreichischen Artillerie über die preussische erkannt, und wenn dieser Erkenntnis auch nicht der Sieg von Königgrätz zu verdanken war, wo Prinz Hohenlohe selbst eine Batterie gegen die Oesterreicher geführt hat, so doch der größere Sieg von Sedan.

Der erste Band schließt mit dem Jahre 1856, wo Prinz Hohenlohe Adjutant Friedrich Wilhelms IV. wurde. Aus den folgenden Bänden haben wir wohl noch wichtigere Mitteilungen zur Geschichte der fünfziger und sechziger Jahre zu erwarten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig

Berlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



dafür wenigstens wieder reger zu machen, was unsre Herren Kathedersozialisten eigentlich thun, wenn sie bemüht sind, durch ihre immer neuen, immer übertriebeneren, immer aufregenderen Beurteilungen der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, sei es auch unwissentlich, die Sozialdemokratie vor dem ganzen Volke ins Recht zu setzen.

Zuerst trumpft Herr „Parvus“ vor dem staunenden Leser die von niemand bestrittene Thatsache als Neuheit aus, daß neben den „Ersatzbauten“ unter Umständen auch die dadurch zu ersetzenden „Originale“ werden fortbestehen können, wenn auch in einer niedrigeren Verwendungsstufe. Das ist natürlich „nichts als eine Irreführung des Reichstags und der Öffentlichkeit.“ Mit jedem Schiffe, das der Reichstag jetzt bauen läßt, soll er auch schon einen nach fünf und zwanzig, zwanzig oder fünfzehn Jahren zu bauenden „Doppelgänger“ bewilligen, sodaß z. B. „König Wilhelm“ Ende des kommenden Jahrhunderts schon sechs Ersatzschiffe haben würde. So werde, meint Herr Parvus, auf dem Papier der geforderte Sollbestand der Kriegsflotte kaum erreicht, während er in Wirklichkeit weit überschritten werde. „Ein Kaufmann, der eine derartige Buchführung gewagt hätte, käme im Falle seiner Insolvenz als böswilliger Bankerotteur ins Loch.“ Für ganz so dumm, wie der sozialdemokratische Piffikus hier annimmt, hat das Reichsmarineamt denn doch den Reichstag wohl nicht gehalten. Die Frage der Ersatzbauten ist unter Angabe der Fristen, in denen sie nach dem Urteil der Sachverständigen nötig werden, offen zur Diskussion gestellt worden, und es wird auf die Einsicht und den politischen Takt der Reichstagsmehrheit ankommen, ob sie diesen Sachverständigen mehr vertraut als Herrn Parvus, wenn er meint, die Vorlage stelle den Grundsatz auf, „daß die Panzerschiffe sich abnutzen, wie ein Wischlappen, bis zur völligen Unbrauchbarkeit.“ Natürlich hat auch Parvus seine konstitutionellen Bedenken. Er ist entrüstet darüber, daß „der Reichstag der Regierung sieben Blankowechsel ausstellen soll, in welche diese die Kosten in beliebigem Betrage hineinschreibt.“ Sein Schlufurteil über die Kosten lautet: „Diese Ausgaben für die immer weitere Vervollkommnung der Kriegsmarine sind dem gleich, als wenn man Gold in vollen Säcken ins Meer würde.“ Die ganze Seepolitik ist Unsinn. „Deutschlands Küsten sind gegen feindliche Landungsversuche vollkommen sicher.“ Und weiter: „Eine Kriegsmarine, wie sie die Regierung wünscht, würde dem deutschen Volke teurer zu stehen kommen, als wenn die gesamte Handelsflotte vom Feinde in den Grund gebohrt wäre.“ Die Reeder, die großen Export- und Importgeschäfte sollten diese „Versicherungsprämie“ selbst zahlen. Aber sie würden sich hüten, denn sie könnten im Falle des Kriegs ihre Waren dadurch „in Sicherheit bringen, daß sie die deutschen Schiffe nur zur Ausfuhr gebrauchen und die Einfuhr nach Deutschland auf fremden Schiffen besorgen lassen.“ Sie würden „neutrale Schiffe mieten,“ denen sie einen um ein paar Pfennige höhern Frachtsatz per Tonne bezahlen,

„und ihre Fracht ist gesichert.“ Und um den Großhändlern die um ein paar Pfennige teurere Fracht zu ersparen, „zu diesem Zweck soll das deutsche Volk hunderte und abermals hunderte von Millionen für eine Kriegsflotte ausgeben!“ „Wie die Landarmee mit ihren Kanonen und Flinten, so hat auch die Kriegsmarine mit ihren Granaten und Torpedos nur den einen Zweck: Tod und Verderben zu bereiten. Man führt die Soldaten zu Land wie zu Wasser zur Schlachtbank — das ist alles. Das eine mal Kanonensfutter, das andre — Futter für die Haifische.“ Deutschland solle ruhig „England die Kosten des Seekriegs“ überlassen, um selbst auf dem Festlande die Hände frei zu halten, statt Rußland „als Hausknecht“ zu dienen. Und was haben die Arbeiter von der Flotte? Der Schutz der Deutschen im Ausland ist nur ein Vorwand; „die Kriegsschiffe gehen nach Afrika und Asien, um die Eingebornen anzugreifen, ihnen ihr Land zu rauben und sie selbst zu unterjochen.“ Ganz scharf geht Parvus gegen die Behauptung vor, die Arbeiter fänden durch den Schiffsbau erwünschte Arbeitsgelegenheit. Das könne man von jeder Geldausgabe sagen. „Darin liegt ja die Macht und der Fluch des Geldes, daß, wer es hat, damit nach seiner Laune Arbeiter beschäftigt, indem er diese oder jene Warenbestellungen macht. Der reiche Prosz vermag nicht nur seine eigne Zeit totzuschlagen, sondern auch die Arbeitszeit vieler rechtschaffner Leute zu vergeuden. Wer Champagner kauft, bezahlt den Gastwirt, den Kellner, den Weinhändler, den Flaschenfabrikanten usw. Stets behaupten deshalb die Reichen, es sei zum Wohle des Volks, wenn sie sich den Bauch mit Verkereien vollstopfen. Ähnlich der Staat bei jeder Verschwendung von Geld und Arbeit des Volkes. Was man dabei nicht sehen will, ist, daß das Geld auch in den Händen des armen Mannes, des Steuerzahlers nicht verrostet. Der Arbeiter, der Bauer wüßten schon, was sie mit ihrem Geld anfangen sollten, wenn der Staat es ihnen nicht als Verbrauchssteuern und sonstige Abgaben abgenommen hätte. Den Massen des deutschen Volks fehlt schon mancherlei, es ist mancherlei, was die deutsche Arbeiter-, Handwerker- und Bauernfamilie braucht und nicht hat.“ Und nun rechnet Parvus den armen Leuten in bekannter Manier vor, daß die Flottenvorlage in den sieben Jahren ganze 10 Mark „per Kopf der Bevölkerung“ verlange, das mache „per Familie durchschnittlich“ 40 Mark. „Hätte man nun diese 40 Mark nicht an den Staat abzuliefern gehabt, so würde man sich dafür vielleicht ein Kleidungsstück angeschafft haben, für das sich während dieser sieben Jahre wohl in jeder Familie ein Bedarf herausstellen würde.“ Erhalte aber die Regierung die vielen Millionen für Marinezwecke, so wanderten diese Geldsummen in die Kruppschen Hütten, in die großen Schiffswerften. Sie würden für dicke Stahlplatten, Kanonen usw., „zur Bezahlung der Rechnungen der deutschen Marineoffiziere in den chinesischen Theehäusern und der deutschen Marinesoldaten in



den chinesischen Bordellen verwendet.“ Blieben aber die 530 Millionen in den Händen des deutschen Volkes, so bekämen die Konfektionsarbeiter, die Textilarbeiter was zu thun, der Schneider, der Schuhmacher, der Bäcker, der Krämer, der Metzger! „Ist es wichtiger, daß jeder im Volke einen Rock auf dem Leibe hat — oder daß die Schiffe dicke Panzerplatten erhalten? So steht es mit der ›Beschäftigung,‹ welche die Marinebauten gewähren und mit ihrem Nutzen für die Arbeiter.“

Das ist nun freilich schon ganz unverdauliches Gefasel, aber weil es seiner Wirkung sicher ist, mußte es hier eine Stelle finden. Was noch kommt, ist eher noch konfus, aber wir bitten auch dafür um etwas geduldige Aufmerksamkeit. Das handelspolitische Problem der Zeit wird zunächst mit folgenden Variationen bekannter Melodien abgethan: „Die ganze Not besteht also darin, daß die reichen deutschen Kapitalisten nicht mehr wissen, wo sie ihren Reichthumsüberfluß hinthun sollen — statt dessen stellt man die Sache so dar, als ob die Schuld das deutsche Volk treffe, weil es nicht Geld genug hat, um die Waren für sich zu kaufen. Ventet das Volk nicht so jämmerlich aus, so wird es auch mehr kaufen können! . . . Die ganze Kolonialpolitik — gemeint ist immer die neue Seehandelspolitik überhaupt — besteht darin, daß man dem Volke von seinem kargen Einkommen Millionen abpreßt, um den Reichthumsüberfluß der Kapitalisten in fremden Ländern profitabel unterbringen zu können. Die Kapitalistenklasse ist interessirt an dieser Politik, nicht nur weil es ihr daran liegt, ihr Kapital unterzubringen, sondern weil sie interessirt ist an der Aufrechterhaltung der Ausbeutung.“ „Anders das arbeitende und ausgebeutete Volk. Statt die Marinepläne und Kolonialabenteuer zu unterstützen, hat es vielmehr dafür zu sorgen, daß seine eigne Lage verbessert wird. Will man schon vom nationalen Interesse reden, so liegt gerade darin das größte nationale Interesse.“

Auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaft glaubt Parvus vorläufig folgendes empfehlen zu sollen: „Keine kostspieligen Panzerbauten! Keine Volksbelastung! Weg mit dem Seemachtstizel! Keine kolonialen Abenteuer! Keine Kriegsprovokationen! Aufrechterhaltung des Friedens. Bündnis mit England. Handelsvertrag mit Nordamerika. Abschaffung der Getreidezölle. Abschaffung der Verbrauchssteuern. Einführung der Reichseinkommensteuer. Besserung der Lage der Staatsarbeiter und Beamten. Achtstündiger Normalarbeitstag. Sicherung der Koalitionsfreiheit.“ Aber über diesen Vorschlägen soll man das Ziel doch ja nicht aus dem Auge verlieren, in dem das Wesen der Sozialdemokratie besteht. Parvus fügt deshalb wohlweislich am Schluß seiner ganzen Schrift das gehörige Memento hinzu: „Wir sind nun freilich weit davon entfernt, anzunehmen, daß durch diese Maßregeln die Profitmacherei der Kapitalisten erheblich gekürzt oder gar die kapitalistische Produktion geregelt werde. Das Grundübel der Ausbeutung der Massen durch wenige bleibt bestehen und muß

zu einer grundlegenden Umwälzung der Verhältnisse, zur sozialen Revolution führen. Aber das ist jedenfalls der Weg einer geregelten Entwicklung unter möglichster Vinderung des letzten Zusammenbruchs, währenddem der Weg der Kolonialpolitik gerade zu einer maßlosen Steigerung der Wucht des endlichen Zusammenbruchs dieser wahnwitzigen Wirtschaftsweise, zu einer ungeheuern Katastrophe, zu einem Ende mit Schrecken führt. Entweder soziale Reform und soziale Revolution, oder Weltkrisis und soziale Revolution! So steht die Entscheidung. Die Regierung und das Kapital wählen den letzten Weg. Wir stehen vor ereignissschweren Tagen!"

Da haben wir die „gemauferten“ Sozialdemokraten, die verdienten Arbeiterfreunde, die kein Mensch das Recht haben soll, vaterlandslose Gesellen zu nennen! Ihr Ziel bleibt die Revolution, und nationale Interessen sind ihnen Unsinn!

In einer kleinen Schrift: „Der nationale Kampf gegen die Sozialdemokratie“ (Leipzig, Grunow) hat im vorigen Sommer Max Lorenz — ein sich, wie es scheint, wirklich zu nüchternem Urteil mausernder jugendlicher Schildträger des Träumers Naumann — in ganz vortrefflicher Weise die Stellung der Sozialdemokratie zur Flottenfrage gekennzeichnet. Die sozialdemokratische Taktik geht nach ihm dahin: „Man sammelt allen Oppositionsstoff, der sich in einem halben Jahrhundert aufgehäuft hat. Die sozialistische und die bürgerliche Demokratie schließen ihr Bündnis. Das vereinigte Heer richtet einen Stoß gegen die Stelle, die den Lebenspunkt, die Seele des Reichs bedeutet. Nun wäre es aber zwecklos, unmöglich, gegen die Monarchie, gegen den Monarchen offiziell den Stoß zu richten. Das machen in der Form die Gefolgsleute doch nicht mit. Der Schein der Gesetzmäßigkeit, die Form des Parlamentarismus muß gewahrt werden. Darum kämpft man formell nicht gegen den Monarchen, sondern gegen die Pläne des Monarchen, gegen die Marinepläne. Das drückt Schönlant bekanntlich so aus: »Die Marinepolitik und der Kampf gegen das persönliche Regiment sind innig verbunden, sie hängen ursächlich zusammen, und sie werden die Wahlparole sein.«“ Was der Kaiser als die Politik des „Größeren Deutschlands“ bezeichnet habe, sagt Lorenz an einer andern Stelle, das gebe am letzten Ende die Möglichkeit, die unsre Zeit bewegende „soziale Frage“ zu „lösen.“ Die soziale Frage laufe in eine nationale aus, und es sei die auswärtige Politik, wodurch die Frage der innern Reformarbeit bestimmt und bedingt werde. Und weiter klagt er: „Das aber ist das große und wahre Unglück der armen Volksklassen, daß sie nicht nur in materieller Not sind, sondern daß diese Not auch politische Einsichtslosigkeit und geistige Verblendung im Gefolge hat. Infolge solcher Einsichtslosigkeit verkennen sie nicht nur die Existenznotwendigkeiten des Staats und werden so staatsgefährlich; ihre Verblendung verschließt ihnen auch den einzigen Rettungsweg aus ihrer sozialen Not, läßt sie nicht erkennen, daß soziale Reformen im Innern ohne die Weiterentwicklung nationaler Macht nach außen hin ein Unding ist. So

verblendet, wirken sie thatsächlich ihren eignen Zwecken, der Hebung ihrer Lebenslage entgegen."

So sagt der sich mausernde Lorenz, und wer sich über die Mauserung der Sozialdemokraten, diese bewußte, wohl berechnete Unwahrheit des modernsten Kathedersozialismus — und „Freisinn“, genauer unterrichten will, der lese das Schriftchen. Was wir hier mitgeteilt haben, wird genügen zur Veranschaulichung der Vaterlands- und Arbeiterliebe der Herren um Singer und Bebel. Aber freilich kann das wenig ins Gewicht fallen, wenn sich die verehrliche Zunft der bestellten und verordneten Vertreter der Staatsweisheit mit ihrer ganzen Unfehlbarkeit in die andre Waagschale wirft. Wir haben besondere Veranlassung, hierüber noch ein Wort zu reden.

Herr Professor Dr. von Schulze-Gaevernick hat kürzlich in einem fünften und letzten handelspolitischen „akademischen“ Vortrage in Freiburg in Baden „über die Zukunft der deutschen Handelspolitik“ gesprochen. Wie wir in der Neuen Badischen Landeszeitung vom 25. Januar dieses Jahres lesen, hat sich Herr von Schulze über die zukünftige Handelspolitik und auch die Flottenpolitik des Reichs sehr verständig ausgelassen. Umso bezeichnender und bedauerlicher ist es aber, daß auch dieser zunftgerechte moderne Kathedersozialist, sobald er auf den — man verzeihe den häßlichen Ausdruck — Toppunkt der Schule kommt, und auf den kommen sie leider alle immer und überall, sich für verpflichtet hält, seiner lernbegierigen Zuhörerschaft ganz unverantwortliche Dinge vorzutragen. In der Hauptsache folgendes: Was die Notwendigkeit der Flottenvermehrung anbeträfe, so wird berichtet, als deren Anhänger sich der Redner im Laufe seiner Ausführungen bekannt habe, so seien die in letzter Zeit gethanen „nutzlosen Äußerungen der Offiziösen wie »vaterlandslose Gesellen« nicht geeignet, bei den Gegnern die Liebe zum Vaterlande zu erwecken,“ vielmehr sei zu „konstatiren, daß ein großer Teil des deutschen Volkes seine Interessen noch nicht als identisch mit den Interessen des deutschen Staats empfindet.“ Am stärksten sei diese Strömung vertreten in der Arbeiterwelt. Das sei umso schlimmer, als man zugeben müsse, daß dieses Gefühl in Deutschland fortwährend durch kleinliche Polizeichikanen und veraltete Vereinsgesetze aufrecht gehalten werde. Professor Schäfer in Heidelberg habe einmal gesagt: Der deutsche Werkmann möchte nicht mit dem englischen tauschen. Er, der Vortragende, müsse leider die Thatsache konstatiren, der Westfale würde gern mit dem Northumberländer tauschen, weil sich dieser seiner politischen Freiheit, vor allem eines freiheitlichen Vereinsgesetzes erfreue. Sollte das Flottengesetz Schiffbruch erleiden, so mache er, Herr von Schulze, in erster Linie verantwortlich dieselbe deutsche Regierung, die noch vor kurzem durch eine Rückwärtsrevidirung des Vereinsgesetzes einen großen Teil ihrer Unterthanen habe „entrechtet“ wollen, deren Zustimmung zu der Vorlage doch heute erforderlich sei. Schlimmer als die Lohnerhöhung, die Verkürzung der Arbeitszeit, die Verluste bei Streiks, denen

man durch eine Beschneidung des Vereinsgesetzes zu begegnen suche, sei es, wenn sich die der Zahl nach am stärksten wachsende, zukunftsreichste Klasse der Nation, die sich heute noch als nationale Outsiders empfinde, von der Flottenfrage gar nicht berührt fühle. Auf die Dauer sei dieses Verhältnis ganz unmöglich, und ein Umschwung nur denkbar, wenn auch diese Kreise allmählich zu einer nationalen Gesinnung emporgezogen würden.

Welch ungeheurer Kontrast zwischen dem gereiften, abgeklärten, milden, bescheiden, wahrhaft vornehmen Urteil des Geschlechts politischer Professoren, die vor einem Menschenalter — als Herr von Schulze-Gaevernitz in Breslau geboren wurde — ihre vielleicht weniger zahlreichen Schüler für die Höhe und Freiheit der Wissenschaft zu begeistern wußten, und dieser modernen Staatsweisheit ihrer Söhne! Wenn — und es ist wohl kaum daran zu zweifeln — Herr Professor von Schulze das wirklich gesagt hat, was wir gelesen haben, so müssen wir offen bekennen, daß wenige Auslassungen deutscher Universitätsprofessoren seit dreißig Jahren uns zu solchem Bedauern Veranlassung gegeben haben wie diese. Was in aller Welt soll das ostensible Eintreten für die Flottengegnerschaft der Sozialdemokraten in diesem Augenblick im „akademischen“ Vortrage eines Professors? Von einer Flottengegnerschaft oder Vaterlandslosigkeit der „Arbeiter“ ist überhaupt nicht geredet worden, ist gar nicht zu reden. Sie zu „konstatieren“ und sie sogar zu rechtfertigen ist das traurige „wissenschaftliche“ Verdienst des Herrn von Schulze. Daß er nicht weiß, was er thut, daß er von deutschen Arbeitern spricht, von denen er nur Ausnahmen auf seinem kurzen Lebenswege gesehen hat, dient ihm zur Entschuldigung, aber der Schade, den er als Anwalt der vaterlandslosen Gesellen anrichtet, wird dadurch nicht gemildert. Klar und greifbar springt in diesem Falle der pseudowissenschaftliche Charakter des modernen Ratheder-Sozialismus in die Augen: die politische Agitation, die parteiische, einseitige Arbeiterfreundlichkeit als Tendenz. Dieser agitatorische, tendenziöse Charakter wird durch die zünftigen Ratheder-Sozialisten viel mehr als durch die Angehörigen anderer Fakultäten oder Wissenschaften auch den neumodischen „akademischen“ Vorträgen und „volkstümlichen Hochschulkursen“ aufgeprägt. Er ist es auch, der die Privatdozentenfrage überhaupt politisch wichtig macht. Für diese agitatorische und tendenziöse Wirksamkeit die Freiheit der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, ist eine Herabsetzung der Wissenschaft selbst. Mit staatlichen Repressalien dagegen vorzugehen, würde das Übel nur schlimmer machen, auch würden sich die meisten dieser jungen Herren in der Märtyrertolle ganz wohl fühlen. Nur langsam wird diese in langer Zeit erzeugte und gepflegte krankhafte Strömung in den Staatswissenschaften einer gesunden Auffassung weichen, umso langsamer, je jünger die privilegierten Inhaber der akademischen Lehrstühle heute sind. Helfen kann nur ein regeres und gründlicheres Interesse und Verständnis der gebildeten Kreise der Nation für diese Verirrungen in unsrer staatswissen-



schaftlichen Bildung. Dazu wird die überaus traurige Erscheinung: Herr von Schulze-Gaevernik als Anwalt der Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokraten und ihrer bethörten Gefolgschaft unter den Arbeitern — das ihrige sicher beitragen. Auf die Sache selbst, die Herr von Schulze zu vertreten versucht, werden die Grenzboten wohl noch Veranlassung haben zurückzukommen. Sie steht im Vordergrund des Interesses unsrer nationalen Selbsterhaltung.



## Wie soll der Kampf um die Ostmark geführt werden?

Ein Nachwort zu den „Realpolitischen Betrachtungen“ des Herrn C. C. in den vorjährigen Septemberheften der Grenzboten

**V**or einigen Tagen saß ich in die Betrachtung einer Völker- und Sprachenkarte des russischen Reichs vertieft. Es war nicht schwer, sie zu verstehen: Dieses Grün, sagte ich mir, das so entschieden vorherrscht, bezeichnet natürlich das slawische Sprachgebiet. Und jenes Hellblau oder Gelb — nun, eine von diesen beiden Farben muß doch die Verbreitung der deutschen Sprache andeuten, da ein so großer Teil der Ostseeländer damit angestrichen ist. Doch was sagte die Farbenerklärung am Rande meiner Karte? Hellblau ist litauisch, Gelb ist esthnisch. Ja, aber warum, fragte ich mich, spricht man denn immer von den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands? Und wieder vertiefte ich mich in meine Karte. Da entdeckte denn mein Auge endlich inmitten des Meeres von Blau und Gelb einige rote Inselchen, und dieses Rot bezeichnete, nach der Farbenerklärung, deutsches Sprachgebiet. Und alle diese roten Pünktchen hatten einen Namen: Reval, Dorpat, Mitau, Riga usw. Aha, sagte ich zu mir selbst, jetzt verstehe ich, warum man in Rußland von deutschen Ostseeprovinzen spricht; einfach deshalb, weil die Bevölkerung ihrer Städte vorwiegend deutsch ist.

Und nun erinnerte ich mich einer vor langer Zeit gemachten Beobachtung. Im Jahre 1870 war ich durch das Elsaß gekommen. Da alle Eisenbahnverbindungen unterbrochen waren, mußte ich im Wagen reisen. Das ging zwar etwas langsam, aber es bot mir den Vorteil, auch das platte Land und seine Bewohner ein wenig kennen zu lernen. Und was sah ich da? Eine Bevölkerung in Sprache und Tracht ebenso deutsch wie die von Baden oder Hessen. Aber aus ihrer französischen Gesinnung machten diese Leute mir gegenüber, der ich ja nicht als Eroberer, sondern nur als harmloser Tourist

zu ihnen kam, durchaus kein Fehl. Wie war es gekommen, daß diese ferndeutschen Menschen ihren Ursprung und ihre frühere Zugehörigkeit zu Deutschland so gänzlich vergessen hatten? Auf diese Frage hatte ich damals keine recht befriedigende Antwort gefunden. Jetzt, beim Anblick der Karte von Rußland, war sie mir eingefallen: weil Straßburg, Mülhausen und Kolmar französisirt waren, deshalb fühlte und dachte das ganze Land französisch.

Und wenn ich (um noch ein näher liegendes Beispiel anzuführen) auf den in Österreich tobenden Nationalitätenkampf hinweise, so finde ich auch hier die stärkste Bestätigung meiner Auffassung. Warum wehren sich z. B. die Deutschen in Mähren gegen die Verordnung der österreichischen Regierung, wonach alle Städte mit eigener Gemeindeordnung und alle Landgemeinden mit mehr als zehn Prozent von Einwohnern der andern Nationalität als zweisprachig erklärt werden sollen? Besonders deshalb, weil dadurch Städte wie Znaim und Jglau ihren deutschen Charakter verlieren würden. Diese mährischen Deutschen sind sich eben vollkommen darüber klar, daß ihre Nationalität in Mähren keinen Halt mehr hat, wenn erst einmal die Städte tschechisch geworden sind.

Gewiß — in den Städten und nicht auf dem Laude wird in allen idealen Fragen die öffentliche Meinung gemacht. Man nenne mir in der Geschichte der Menschheit eine einzige geistige Bewegung, die nicht in den Städten ihren Ursprung gehabt hätte? Als das Christentum in Gallien eindrang, war sein Sieg entschieden von dem Augenblick an, wo die Bevölkerung der größern Städte für die neue Lehre gewonnen war. Die Agrarier beteten freilich noch lange zu den alten Göttern — daher wurde der Name *paganus* (Dorfbewohner) gleichbedeutend mit „der Heide“ (französisch *le païen*, spanisch *el pagano*).

Kurz: die Städte sind es, die besonders auch in der Frage der Nationalität die Gesinnung eines ganzen Landes bestimmen. Ich bin sicherlich nicht der erste, der diese Wahrheit verkündigt. Auch würde es für meinen Ehrgeiz schon genügen, wenn ich dazu beitragen könnte, daß jene Wahrheit mehr und mehr zur praktischen Anerkennung gelangte.

Wie steht es denn heutzutage mit dieser praktischen Anerkennung? Im Westen, Norden und Osten des Vaterlands hat sich das Deutschtum gegen fremde Nationalitäten zu behaupten, und überall sind die Organe der Regierung bemüht, ihm zu der vorherrschenden Stellung zu verhelfen, ohne die diese Gebiete doch nur ein unsicherer Besitz sein würden. Was nun die von der Regierung bei ihrem Vorgehen angewandte Methode anbetrifft, so kann der Verfasser dieses Aufsatzes aus eigener Anschauung nur über das urteilen, was im Osten des Landes zu dem Zweck unternommen wird, das um sich greifende Polentum zurückzudrängen. Da sieht man denn auf den ersten Blick, daß die von der preussischen Regierung befolgte Methode zu dem von mir oben ent-

widelten Gedanken in direktem Widerspruch steht: nicht auf die Städte in erster Linie ist es abgesehen, sondern man verfolgt seit einer Reihe von Jahren den Plan, das platte Land durch deutsche Ansiedler zu germanisiren.\*)

Gegen die Art und Weise, wie dabei zu Werke gegangen wird, nämlich durch Ankauf und Parzellirung größerer Güter, läßt sich selbst vom staatsrechtlichen Standpunkte kaum etwas einwenden. Es ist wahr, die Maßregel ist gegen das politische Polentum gerichtet; aber solange dieses Polentum seine Zugehörigkeit zu Preußen nur mit dem Vorbehalt anerkennt, durch irgend welche Fügungen der Weltgeschichte früher oder später aus diesem Verband auszuscheiden, kann man es der preußischen Regierung nicht verdenken, daß sie sich für ihre Machtstellung hier im Osten eine andre, zuverlässigere Stütze sucht.

Noch weniger aber läßt sich vom privatrechtlichen Standpunkte aus gegen dies Verfahren der preußischen Regierung etwas vorbringen. Die Klagen der Polen in dieser Beziehung sind einfach lächerlich. Es wird doch keiner von ihnen gezwungen, sein Gut an die Ansiedlungskommission zu verkaufen!

Aber eine andre Frage ist es nun freilich, ob der beabsichtigte Zweck, die Germanisirung des Landes, durch das Mittel erreicht werden wird. Es giebt bei uns im Osten deutschgesinnte Männer genug, die dies bezweifeln, und der Verfasser bekennt, daß auch er sich mehr und mehr von diesem Zweifel ergriffen fühlt, so wenig er im übrigen geneigt ist, die Bedeutung des Ansiedlungswerks nach der sozialpolitischen Seite hin irgendwie zu unterschätzen. Aber was will es für die nationalen Verhältnisse bedeuten, wenn z. B. im Kreise Gnesen, wo eine größere Anzahl Güter zu Ansiedlungszwecken erworben worden sind, insolge dessen zur Zeit (wenn es hochkommt) vielleicht 1500 deutsche Einwanderer neue Heimstätten gefunden haben mögen? Da der Kreis bisher von ungefähr 14000 Deutschen und 28000 Polen bewohnt war, so kamen früher auf je 1000 Einwohner 330 Deutsche. In Zukunft werden es 350 sein. Das wird gerade ausreichen, um auf ein paar Jahre das Minus der Geburten auf deutscher Seite auszugleichen.

Mehr aber als dieses Bedenken spricht gegen das jetzt übliche Ansiedlungssystem noch etwas andres, worauf schon wiederholt in den öffentlichen Blättern hingewiesen worden ist, nämlich der Umstand, daß diese Thätigkeit der Ansiedlungskommission eine Stärkung des Polentums gerade in den Städten, und vor allem in der Hauptstadt der Provinz, zur Folge gehabt zu haben scheint.

Dies ist nun freilich ein so gewichtiger Einwand gegen das Ansiedlungswerk, daß er nur nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse erhoben werden sollte. Wie dem nun auch sei — jedenfalls liegen äußere Anzeichen genug

\*) Diese Zeilen wurden geschrieben, ehe der inzwischen scheinbar eingetretene Umschwung in der Regierungspolitik bekannt geworden war.

vor, die darauf schließen lassen, daß das polnische Element besonders in der Stadt Posen selbst in starker Zunahme begriffen ist. So oft ich in den letzten Jahren Gelegenheit hatte, mit einem Bekannten, der nach längerer Abwesenheit einmal hierher zurückgekehrt war, über unsre Verhältnisse zu sprechen, mußte ich stets die Bemerkung hören: „Zu meiner Zeit machte Posen viel mehr als jetzt den Eindruck einer deutschen Stadt. Es muß jetzt hier weit mehr Polen geben als Deutsche — man hört ja viel mehr polnisch als deutsch sprechen.“ Stimmt diese Beobachtung mit den Thatsachen überein? Die folgenden Zahlen werden uns darüber belehren.

Nach der Volkszählung vom 2. Dezember 1895 waren unter den (rund) 73200 Einwohnern unsrer Stadt 43593 Katholiken, 23745 Evangelische und 5810 Juden.

Von diesen waren ihrer Muttersprache nach Polen 38296, Deutsche 34049, und etwa 500 Zweisprachige. Zieht man nun von den 43593 Katholiken die Polen mit 38296 ab, so verbleiben rund 5300 deutsche Katholiken, sodaß also auf je 1000 katholische Einwohner etwa 878 Polen und 122 Deutsche entfallen.

Seit 1871 hat sich nun das Zahlenverhältnis der Konfessionen in der Stadt Posen folgendermaßen entwickelt:

	Katholiken	Evangelische (inkl. Dissidenten)	Juden	Gesamtzahl (inkl. Militär)
1871 . . .	28733	20368	7255	56374
1880 . . .	35717	22882	7063	65713
1885 . . .	37960	23498	6719	68318
1895 . . .	43593	23745	5810	73239

Ergebnis: In fünfundzwanzig Jahren hat die Zahl der Katholiken um 14860, die der Evangelischen (mit Einschluß der etwa 100 christlichen Dissidenten) nur um 3377 zugenommen. Die der Juden ist sogar um 1445 zurückgegangen. Nimmt man an, daß auch 1871 unter den Katholiken etwa 12 Prozent Deutsche waren, und rechnet man die Evangelischen sämtlich, die Juden zum weitaus größten Teil der deutsch redenden Bevölkerung zu, so ergibt sich in runden Zahlen folgendes Verhältnis der Nationalitäten zu einander:

1871 . . .	25300 Polen und 31000 Deutsche = 56300
1895 . . .	38300 Polen und 34000 Deutsche = 72300.

Mit andern Worten: Auf je tausend Einwohner aller drei Konfessionen kamen:

1871 . . .	450 Polen und 550 Deutsche
1895 . . .	530 Polen und 470 Deutsche.

Diese Verschiebung zu Gunsten der Polen wird aber von noch viel größerer Tragweite, wenn man sich folgende Thatsachen vergegenwärtigt.

Die Polen bilden eine kompakte, in religiösen und nationalen Fragen



stets einige Masse. Die Deutschen sind politisch und konfessionell gespalten. Wie die Dinge im Osten, besonders in der Provinz Posen, nun einmal liegen, hängt hier die Zukunft des Deutschtums hauptsächlich von dem evangelischen Teile der deutschen Bevölkerung ab. Wie hat sich nun gerade diese in ihrem Zahlenverhältnis zur katholischen Bevölkerung entwickelt? Die folgende Tabelle giebt von dieser Entwicklung ein deutliches, für uns Deutsche leider nicht sehr erfreuliches Bild.

Jahrgang	Bevölkerungszahl	Evangelische				Katholiken			
		Ge- burten	Sterbe- fälle	Über- schuß	Staf je 1000 können an Geburten	Ge- burten	Sterbe- fälle	Über- schuß	Staf je 1000 können an Geburten
1886/87	{ 23498 Evang. 37960 Kathol. }	666	623	+ 43	28,3	1485	1336	149	36,4
1887/88	" "	631	558	+ 73	26,8	1542	1230	312	40,5
1888/89	" "	655	483	+172	27,87	1614	1154	460	42,47
1889/90	" "	636	619	+ 17	27,0	1610	1394	216	42,3
1890/91	" "	598	529	+ 69	25,44	1509	1239	270	39,75
1891/92	{ 23102 Evang. 40188 Kathol. }	585	513	+ 72	25,33	1529	1177	352	38,0
1892/93	" "	619	545	+ 74	26,8	1450	1225	225	36,0
1893/94	" "	543	491	+ 49	23,5	1559	1332	227	36,79
1894/95	" "	550	455	+ 95	23,8	1577	1050	527	39,24
1895/96	{ 23745 Evang. 43595 Kathol. }	601	535	+ 66	25,3	1565	1353	212	35,9
1896/97	" "	571	480	+ 82	24,0	1673	1310	363	36,37
		Summa: 812				Summa: 3313			

Ergebnis: Bei den Evangelischen (und in noch stärkerem Maße bei den Juden) ein beständiges Sinken der Anzahl und des Prozentsatzes der Geburten, während bei den Katholiken die an sich schon (um 10 pro mille) höhere Anfangsziffer durch den ganzen Zeitraum festgehalten, häufig sogar überschritten wird. Und dabei kommt leider der Überschuß ihrer Geburten über die Sterbefälle der evangelischen Bevölkerung nicht einmal vollständig zu gute, sondern wird durch die Auswanderung (teilweise allerdings nur nach den, von Posen jedoch komunal getrennten, Vororten) größtenteils wieder aufgewogen. Dadurch, wie auch durch die Verlegung eines großen Teils der Garnison nach eben jenen Vororten erklärt es sich, daß die Zahl der evangelischen deutschen Einwohner Posens sich von 1885 bis 1895 nur um 247 Personen gehoben hat, obwohl der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle die Ziffer von 812 Köpfen erreicht. Bei den Katholiken findet, umgekehrt, noch eine sehr bedeutende Einwanderung statt, wodurch es sich erklärt, daß ihre Zahl in jenen elf Jahren (1885 bis 1896) um 5635 zugenommen hat, obwohl der Überschuß der Ge-

burten nur 3313 Köpfe beträgt. Fassen wir aber das Gesamtergebnis zusammen, so können wir zu keinem andern Urteil gelangen als zu diesem: Wenn es mit der Volksvermehrung in der bisherigen Weise weitergeht, so wird die Stadt Posen in wenigen Jahrzehnten doppelt so viele polnische Einwohner haben als deutsche.

Aber vielleicht wird man mir einwenden: „Die Zahl der Köpfe allein macht's doch nicht! Der Besitz, die Bildung — das sind die Hauptträger der Macht, und so lange das deutsche Element in dieser Beziehung seine Überlegenheit bewahrt, braucht man sich wegen des bloßen Zahlenverhältnisses der Köpfe keine Sorgen zu machen.“

Darauf ist zu entgegnen: Erstens: In der Zeit des allgemeinen Stimmrechts hat die Zahl der Köpfe eine sehr ernste Bedeutung. Und ferner: Wie lange wird denn dem Deutschtum seine Überlegenheit der Bildung und besonders des Besitzes noch erhalten bleiben? Das ist eben die zweite ernste Frage, die sich dem Beobachter hier aufdrängt.

Die Überlegenheit der Bildung wird dem Deutschtum jedenfalls noch auf lange Zeit gewahrt bleiben. Wir haben durch die große Anzahl der studierten Beamten in dieser Beziehung einen gewaltigen Vorsprung. Aber andererseits ist auch nicht zu leugnen, daß das Polentum von dem, was es an gebildeten Elementen hat, weit mehr Nutzen hat als das Deutschtum, dessen akademisch gebildete Stände — zum großen Nachteil für die deutsche Sache — mit dem Bürgertum viel zu wenig Fühlung unterhalten.

Auch bezüglich des Einkommens und des Besitzes behauptet die deutsche Bevölkerung zur Zeit noch entschieden das Übergewicht: von den 1966 Personen, die für 1897/98 mit einem Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark zur Staatseinkommensteuer herangezogen worden sind, gehören nur 315, d. h. 16 Prozent, der polnischen Nationalität an. Aber das sieht für uns tröstlicher aus, als es wirklich ist; denn auch hier wieder beruht die Überlegenheit der Deutschen viel mehr auf der großen Menge von hochbesoldeten Beamten und Offizieren, als auf ihrer größern Betriebsamkeit und wirtschaftlichen Tüchtigkeit. Zudem fangen die Polen schon seit einiger Zeit an, uns auf dem wirtschaftlichen Gebiet eine erfolgreiche Konkurrenz zu bereiten.

Dies zeigt sich zunächst in der Zunahme ihrer gewerblichen Unternehmungen, wie sie sich aus der beifolgenden Zusammenstellung der in Posen bestehenden Handelsfirmen, Gesellschaften und Genossenschaften ergibt:

Jahr	Deutsche		Polnische	Insgesamt
	a) christliche	b) jüdische		
1894	155	490	115	760
1895	157	483	119	759
1896	158	482	124	764
1897	155	483	125	763

Bei den Polen finden wir also eine regelmäßige Zunahme, bei den Deutschen Stillstand und sogar entschiedenen Rückgang. Hätte ich diese Untersuchung auf einen größeren Zeitraum ausdehnen können, so würde sich unzweifelhaft herausgestellt haben, daß es sich hier nicht um eine vorübergehende Erscheinung, sondern um eine beständige Entwicklung handelt. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß es den einzelnen Polen doch nur sehr allmählich gelingt, sich auf dem wirtschaftlichen Gebiet empor zu arbeiten. Dies wird deutlich, wenn man ihren Anteil an dem Ertrage gewisser Steuern, z. B. der Gewerbesteuer und der Staatseinkommensteuer, in Betracht zieht.

Von dem Gesamtertrag der beiden obersten Stufen der Gewerbesteuer (Klasse A I mit durchschnittlich 216 und Klasse A II mit durchschnittlich 48 Mark Steuerfuß) brachten nämlich auf

1885/86	die Deutschen	86,33	Prozent,	die Polen	13,67	Prozent
1890/91	" "	82,08	" "	" "	17,92	" "
1892/93	" "	84,55	" "	" "	15,45	" "

Seit der Einführung des neuen Gewerbesteuergesetzes hat sich das Verhältnis für die polnischen Gewerbetreibenden noch weiter verschlechtert. Von dem Gesamtertrag der drei obersten Stufen der Gewerbesteuer (Klasse I mit mehr als 50000, Klasse II von 20—50000, Klasse III von 4—20000 Mark Ertrag) haben aufgebracht

1893/94	die Deutschen	83,97	Prozent,	die Polen	16,03	Prozent
1896/97	" "	86,83	" "	" "	13,17	" "

Günstiger hat sich dagegen die Entwicklung der Einkommensteuerverhältnisse für die Polen gestaltet. Von der Gesamtzahl der Consiten, die zur Staatseinkommensteuer mit einem Einkommen von mehr als 3000 Mark veranlagt waren, bildeten

1885/86	die Deutschen	89	Prozent,	die Polen	11	Prozent
1890/91	" "	83	" "	" "	17	" "

Von der Gesamtsumme des betreffenden Steuerertrages lieferten

1885/86	die Deutschen	89,0	Prozent,	die Polen	11,0	Prozent
1890/91	" "	85,47	" "	" "	14,53	" "

Seit Einführung der SelbstdeklARATION haben sich diese Verhältnisse für die Polen wieder etwas ungünstiger gestaltet, so daß z. B. ihr Anteil an dem Gesamtertrag der Staatseinkommensteuer für 1897/98 nur noch 13,56 Prozent beträgt, während der der Deutschen wieder auf 87,44 Prozent gestiegen ist, wozu natürlich die im vorigen Jahr eingetretene Erhöhung der Beamtengehälter stark mitgewirkt hat. Aber wie hoch man diese Mitwirkung auch anschlagen mag, jedenfalls läßt sich nicht verkennen, daß die Polen nur langsam dazu

gelangen, sich zu einer höhern Stufe des Wohlstands emporzuschwingen. Umso merkwürdiger erscheint aber dem gegenüber die Entwicklung, die in Posen die Verhältnisse des Grundbesitzes während des in Rede stehenden Zeitabschnitts genommen haben.

Seit 1885 haben nämlich gekauft:

Polen von Deutschen: 94 Wohnhäuser  
 Deutsche von Polen: 74 „

mithin haben Polen 20 Wohnhäuser mehr gekauft als Deutsche.

An Neubauten sind in der Zeit von 1888 bis 1898 aufgeführt worden im ganzen 320 Wohnhäuser. Davon entfallen

auf Deutsche 219 = 68,44 Prozent der Gesamtzahl,  
 auf Polen . 101 = 31,56 „ „ „

Die von den Deutschen erbauten Häuser repräsentiren indessen einen größern Wert, da von den Konsensgebühren (im ganzen 310025 Mark) von den Deutschen 71,77 Prozent, von den Polen nur 28,23 Prozent erlegt worden sind. Jedenfalls aber sind — sei es durch Kauf oder Neubau — von Deutschen 293 und von Polen 195 Häuser erworben worden.

Wer aber in einer Stadt wie Posen ein Haus erwerben will, muß unbedingt zu den „obern Zehntausend,“ bei uns also mindestens zu den Steuerzahlern mit einem Jahreseinkommen von mehr als 3000 Mark gehören. Nun hat von 1885 bis 1898 die Gesamtzahl aller Censiten dieser Art im Durchschnitt 1768 (und zwar 1506 Deutsche und 262 Polen) betragen. Darnach müßte man — vorausgesetzt, daß keiner mehr als ein Haus erworben hat — annehmen, daß innerhalb dieser zwölf Jahre von je 100 deutschen Censiten etwa 19, von je 100 polnischen Censiten etwa 74(!) ein Haus erworben haben. Die Unmöglichkeit dieser Annahme leuchtet ein. Die polnischen Häuser können größtenteils nur mit fremdem Gelde gekauft oder erbaut worden sein. Was liegt nun da wohl näher als die Vermutung, daß viele der ausgekauften polnischen Gutsbesitzer die Reste ihres Vermögens unter Vermittlung einer Posener polnischen Bank zur Erwerbung städtischer Hypotheken benützt haben? Inwiefern hieran die preussische Ansiedlungskommission beteiligt ist, läßt sich natürlich nicht feststellen, aber ohne allen Zweifel hat ihre Thätigkeit zu dieser ganzen, für die Lage des Deutschtums in den Städten so nachteiligen Güterbewegung den Anstoß gegeben.

Die von mir angeführten Daten werden wohl genügen, um zu beweisen, daß das deutsche Element in der wichtigsten Stadt des Landes sich im Verhältnis zu den Polen an Zahl in bedenklichem Rückgang befindet und zugleich in großer Gefahr ist, in absehbarer Zeit auch seine wirtschaftliche Überlegenheit zu verlieren.



Mit dem bloßen Nachweis dieser Thatsachen ist indessen noch nicht viel gewonnen, wenn es nicht zugleich möglich ist, ihre Ursachen anzugeben, denn nur die richtige Erkenntnis dieser Ursachen könnte zur Auffindung der geeigneten Gegenmittel hinführen.

(Schluß folgt)



## Bellamys Gleichheit

Von Theodor Duimken



Der Verfasser des „Rückblicks aus dem Jahre Zweitausend“ (Looking backward) hat kürzlich unter dem Titel „Gleichheit“ einen neuen Band veröffentlicht,\*) der eine Fortsetzung und ein Ausbau des in dem „Rückblick“ Vorgetragenen und zum Teil nur Angedeuteten ist; Bellamy benutzt denn auch die dem „Rückblick“ zu Grunde gelegte Geschichte als Ausgangspunkt und als Rahmen für sein neues Buch.

Unsre Leser werden sich des „Rückblicks“ erinnern. Julian West, ein junger Bostoner Millionär, ist im Jahre 1887 eines Abends in einem unterirdischen Zimmer, das er sich seiner Schlaflosigkeit wegen hat bauen lassen, wie schon oft von einem Spezialisten in hypnotischen Schlaf versenkt worden. In der Nacht war das Haus abgebrannt, Wests Diener ist beim Feuer umgekommen, und man hat angenommen, daß auch West umgekommen sei. Der magnetische Schlaf (trance) hat aber den jungen Mann ein Jahrhundert lang erhalten, und der neue Siebenschläfer wird im Jahre Zweitausend von einem Dr. Leete in Boston, der in seinem Garten Ausgrabungen veranstaltet, aufgefunden. Wie die alten Siebenschläfer bei ihrem Wiedereintritt in die Welt das zu ihren Lebzeiten verfolgte Kreuz überall auf den Türmen der Dome siegreich im Sonnenlichte funkeln sahen, so findet West bei seinem Wiedererwachen den einst verlachten Zukunftsstaat, die Bergesellschaftung der Produktion schon fast seit einem Jahrhundert eingeführt. Er verlobt sich mit der Tochter seines Finders und Wirts, Miß Edith Leete, wird ein begeisterter Bürger des neuen Amerikas und erzählt im „Rückblick“ seinen neuen Zeitgenossen, welche Eindrücke ihre Einrichtungen auf ihn gemacht haben, und was seine alten Zeitgenossen über das, was man damals allgemein für Utopien gehalten habe, gedacht hätten.

\*) Equality by Edward Bellamy. Second Edition. New York, D. Appleton and Company, 1897.

Jetzt schreibt er nun das zweite, ausführlichere Buch. Die Erzählung spielt an der Scheide des zwanzigsten und des einundzwanzigsten Jahrhunderts, setzt aber voraus, daß die wirtschaftliche Gleichheit schon seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts bestehe. Die frühern United States of America führen den amtlichen Titel Republic of the Golden Rule. Die Übersetzungen Freistaat der goldnen Regel, des goldnen Sazes, des goldnen Regiments usw. geben leider alle den Titel mit seinen vielen Anklängen nicht wieder. Man denkt dabei zunächst an das „goldne Zeitalter“; golden Rule ist aber auch der Hauptsatz der Jesuslehre „Liebet euch unter einander“ und auf der andern Seite der englisch-amerikanische Ausdruck für die Regeldetri.

Bellamys „Gleichheit“ meint: Bergesellschaftung aller Gewerbe, alles Handels, allgemeine Arbeitspflicht aller männlichen und weiblichen Staatsbürger während einer mäßigen Reihe von Dienstjahren, gleiches Recht aller an den so erzeugten Gütern nach freier Auswahl, gleiche Erziehung und gleicher Unterricht für alle bis zum zwanzigsten Jahre; alles bei vollster Erhaltung der Familie, des Familienlebens, des Privateigentums (mit Ausschluß der Produktionsmittel) und des Erbrechts. Die Grundlage der Verfassung ist der aristokratische Grundsatz, daß nur die Leute von Bildung und Besitz, die Leute, die Verständnis für den Staat und besonders Interesse am Staate haben, gute Staatsbürger sein können; nur geht die Republik nicht den alten Toryweg, den andern das Stimmrecht zu nehmen, sondern weil sie allen dasselbe Stimmrecht giebt, verbürgt sie auch allen dieselbe Erziehung und ein völlig gleiches Einkommen aus den Ergebnissen der organisirten, allgemeinen Arbeit. Gerechnet wird noch immer nach Dollars und Cents, nur daß der Dollar ein Begriff geworden ist, wie die alte Bankmark der Hamburgischen Girobank, die bekanntlich diese ihre Münze auch nie in irgend welchem Metall jemals ausgeprägt hat. Im Jahre von Wests Ausgrabung ist das Konto jedes erwachsenen Bürgers und jeder erwachsenen Bürgerin der Republik mit einem „Haben“ von viertausend Dollars eröffnet worden, einer Summe, die nach Dr. Leetes Berechnung dieselbe Kaufkraft hat wie siebentausend Dollars in unsern Tagen. Jedermann ist also in der glücklichen Lage wie jemand, der heute eine Million in dreiprozentigen Konsols besitzt, er hat ein Einkommen von dreißigtausend Mark, das ihm vom Staate gewährleistet ist, nur mit dem Unterschiede, daß er sich von diesen dreißigtausend Mark nichts sparen kann, denn die Bürgertugend des Sparens gilt derart für ein Vergehen an der Nation, daß sie von Grund aus unmöglich gemacht worden ist: wenn jemand von seinen viertausend Dollars am 31. Dezember irgend einen Teil nicht verbraucht hat, so gilt dieser Rest als zu Gunsten der Gesamtheit verfallen, und am 1. Januar werden alle Konten wieder mit dem für alle gleichen Jahresguthaben eröffnet, das nach der letzten Jahresproduktion mit der nötigen reichlichen Vorsorge für unvorhergesehene Fälle neu festgesetzt ist.

Schon in den ersten Tagen — es ist Ende September — stellt sich West in Begleitung von Dr. Leete bei der zuständigen Bankfiliale in Boston vor und läßt sich dort sein Konto mit den auf den Rest des Jahres noch fallenden 1075,41 Dollars eröffnen. Er nimmt gleich Bankzettel (vouchers) im Betrage von dreihundert Dollars mit und läßt den Rest im Depot, genau so, wie er es hundert Jahre früher bei seiner damaligen Bank gemacht haben würde. Geld ist, wie gesagt, völlig abgeschafft, aber die ganze Wissenschaft des Bankwesens überhaupt ist ja von Anbeginn gewesen, das wirkliche, das geprägte Geld überflüssig zu machen und abzuschaffen.

Herr West prüft alsbald seine Bankzettel auf ihren innern Wert, indem er Miß Leete und eine Freundin von ihr, die Generaldirektorin einer Papierfabrik, zum Frühstück einlädt, und findet zu seiner Beruhigung, daß er in dem staatlichen Palastrestaurant für sich und seine Damen die auserlesensten Gerichte dafür bekommt, unbekannte Gerichte von einer Feinheit und Mannigfaltigkeit des Geschmacks, wie er sie sich seinerzeit in Boston für irgend welchen Betrag der damaligen Greenbacks nicht hätte verschaffen können. Dabei ist die Mahlzeit unverhältnismäßig billig, denn das Haushalten ist auch vergesellschaftet und wird nur noch von der Nation im Dienste aller Einzelnen streng ohne jeden Nutzen betrieben. Man ist aber nicht gezwungen, immer erst sein Haus zu verlassen, um sein Frühstück oder sein Diner einzunehmen, sondern man kann von Hause aus telephonisch alles bestellen; die Küche des Viertels liefert dann binnen einer Minute alles Gewünschte durch ein weitverbreitetes pneumatisches Röhrennetz ins Haus. Die Gefäße, in denen die Speisen befördert werden, sind aus einer Art von Papierstoff hergestellt. In solchen Gefäßen werden sie auch wieder erwärmt, aber nicht durch Feuer von außen, sondern durch Einführung elektrischer Drähte von innen. Gekocht wird infolge dessen auch auf sehr hübschen, aus Holz geschnitzten Herden. Wie die Indianer einst das Wasser in Töpfen von Birkenrinde kochten, indem sie erhitzte Steine hinein warfen, so kochen wieder die Kinder der neuen Zeit: die Geschichte von der ewig aufsteigenden Spirallinie. Servirt wird auf Geschirr, das aus einer andern Papiermasse besteht und so hübsch ist, daß sich unser Porzellan nicht entfernt damit würde vergleichen lassen. Kein Geschirr wird zweimal benutzt, ebenso wenig die Leibwäsche, die Kleider, die wieder aus einem andern papierartigen Stoff angefertigt sind. Um sich wirkliche Reinlichkeit zu sichern, hat man das Waschfaß ganz abgeschafft. Ist irgend ein Stoff so schmutzig geworden, daß man wünschen möchte, ihn zu waschen, so wirft man ihn weg, oder vielmehr alles wandert in die verschiedenen Fabriken zurück, um wieder in neue Sachen umgeschaffen zu werden.

Ungeheuer ist natürlich der Unterschied zwischen Fabriken, wie sie West nun sieht, und denen, die er gekannt hat. Damals niedrige Räume, die Decke aus rohen Balken, die Wände aus nackten oder weißgefaltten Ziegelsteinen, alles der Raumersparnis wegen so mit Maschinerie vollgestopft, daß für die

Arbeiter kaum Platz bleibt, sich unter den tausenden Armen und Klauen von Stahl zu bewegen, jede falsche Bewegung mit Tod oder Verstümmelung bedroht, die Luft ein Ausdünstungsgemisch von Öl und Kehlricht, von ungewaschenen Körpern und schmutzigen Kleidern und beständig erfüllt von dem ununterbrochenen Donnern und Dröhnen der Maschinen, wie von dem Getöse eines Wirbelwinds, endlose Reihen von bleichen, hohlwangigen Frauen, die Gesichter ausdruckslos bis auf den Zug des Glends, ihre Kleidung zerrissen, verschliffen und schmutzig, unzählige Mengen von zerlumpten kleinen Kindern mit welken Gesichtern, von Kindern, noch mit der Muttermilch im Blute und mit Knochen, die noch nicht hart geworden sind. Dagegen nun diese schönen prächtigen Menschen, denen die mäßige Arbeit in den herrlichen Räumen eine Lust und eine Freude ist! Die Arbeiter bestimmen eben selbst, wie das Werk gethan werden soll, und es ist nicht zu verwundern, daß die Arbeitsbedingungen so angenehm wie möglich sind.

Wohlverstanden, nicht die Arbeiter in einem Gewerbe setzen die Arbeitsbedingungen ihres besondern Berufs fest: der Lebensnerv unsrer Verwaltung ist ihre Einheitlichkeit, ohne die sie sofort unmöglich werden würde. Wenn die Mitglieder jedes einzelnen Berufs ihre Arbeitsbedingungen selbst anordneten, so würde sofort die Versuchung da sein, diesen Beruf selbstsüchtig und den allgemeinen Interessen der Gesamtheit entgegengesetzt einzurichten: sie würden, wie früher die Kapitalisten, so viel als möglich zu bekommen und so wenig als möglich zu geben suchen, und nicht nur jede Berufsgenossenschaft, sondern sogar jede Unterabteilung in ein und demselben Berufe würde diese Politik verfolgen, bis die ganze neue Ordnung zerseht wäre und man die Kapitalisten wieder aus ihren Gräbern zu Hilfe rufen müßte. Nicht gewisse Arbeiter, sondern die Arbeiter als ein Ganzes, mit andern Worten das gesamte Volk, denn alle sind ja Arbeiter, ordnet durch die Regierung die gegenseitige Anpassung aller Arbeitsbedingungen. Aber gleichzeitig werden die Arbeitsbedingungen in jedem Berufe sehr wirksam, wenn auch mittelbar, durch die darin beschäftigten Arbeiter beeinflusst: alle Bürger und Bürgerinnen haben nämlich das Recht, ihre Beschäftigung selbst zu wählen und zu ändern. Da aber niemand eine Beschäftigung wählen würde, deren Bedingungen nicht zufriedenstellend sind, so müssen in allen Berufen die Arbeitsbedingungen befriedigend gemacht und erhalten werden.

Die Kleider sind, obgleich gar keine lange Dauer beabsichtigt wird, doch ungemein haltbar und wetterbeständig bei außerordentlicher Leichtigkeit und Zartheit des Gewebes, künstlerischem Reiz der Farben und erstaunlicher Schönheit und Mannigfaltigkeit im Schnitt. Das, was wir Mode nennen, giebt es nicht mehr. Die Diktatur gewisser Schneider und Fabrikanten hat aufgehört. Man richtet sich weder nach dem Prinzen von Wales noch nach einem andern Gentleman oder Gesellschaftsleiter, weder nach Modejournalen noch nach Pariser Vorschriften. Die Regierung ist das Werkzeug des Volkswillens: während sie sehr gebräuchliche und häufig geforderte Stoffe, Farben und



Schmitte in großer Auswahl vorrätig hält, liefert sie auch die Stoffe und die Kostüme aller Zeiten und jeder Laune sofort auf Bestellung, sie ordnet die Kleiderfrage nicht nach den Beschlüssen der Mehrheit, sondern nach den Wünschen jedes Einzelnen, sie ist auch sonst überall wirklich das, was sie angeblich in Amerika schon immer gewesen ist: das Werkzeug, wodurch das Volk seinen Willen in Wirkung umsetzt, das aber selbst völlig ohne Willen ist.

Der öffentliche Wille wird auf zwei Arten ausgedrückt, die völlig verschieden sind, wie sie sich auf völlig verschiedne Gebiete beziehen. Erstens gemeinschaftlich durch Mehrheit in Bezug auf die allen gemeinsamen Interessen, also die großen wirtschaftlichen und politischen Fragen, zweitens persönlich durch jeden Einzelnen selbst, wenn es sich um private Dinge, um Dinge handelt, die nur jeden Einzelnen selbst angehen. Die Regierung ist ebenso vollkommen die Dienerin des gemeinschaftlichen Willens in Bezug auf die gemeinschaftlichen Interessen, wie sie in persönlichen Dingen die Dienerin der Bequemlichkeit jedes Einzelnen ist. Sie ist gleichzeitig der erhabne Repräsentant aller in allgemeinen Dingen und jedermanns Agent, Lausbursche und Faktotum für alle privaten Zwecke; nichts ist so hoch oder so niedrig, so groß oder so klein, daß sie es nicht für jeden thäte.

Schmuck, Edelsteine, Juwelen werden nicht mehr getragen. Der alte Jeremias würde sich verwundern, wenn er seine Frage: Kann eine Jungfrau ihres Schmucks vergessen? mit ja beantwortet fände. Schmuck zu tragen, mit Kostbarkeiten zu prunken hat keinen Sinn unter Leuten, von denen jeder weiß, daß das Bankkonto des andern ebenso groß ist wie das eigene; daher ist es allmählich abgekommen. Gold, Silber, Edelsteine werden nur noch zu technischen Zwecken verwendet.

Der Wunsch, dem andern Geschlecht zu gefallen, ist natürlich bei beiden Geschlechtern noch genügend stark und zwar gleich stark vorhanden; man kann aber nur noch dadurch gefallen, daß man durch natürliche Gaben glänzt, die man möglichst hoch entwickelt hat. Die Männer legen viel mehr Wert auf ihre Erscheinung, da ihnen nicht mehr ihr Geldbeutel, sondern nur noch ihre Persönlichkeit Glück bei Frauen verschafft. Die Frauen leben nicht mehr so ausschließlich wie früher der Toilette, da sie etwas Gescheiteres zu thun haben und in Bezug auf ihr wirtschaftliches Wohlergehen von den Männern völlig unabhängig geworden sind: sie haben es nicht mehr nötig, die Augen der Männer durch alle Mittel auf sich zu ziehen, um versorgt zu werden.

Es lebt sich überhaupt sehr gut in Boston am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Sonntage und die öffentlichen gesetzlichen Feiertage sind abgeschafft. Man bedarf dieser jämmerlichen Pausen nicht mehr, die das arbeitende Volk früher nötig hatte, damit es wenigstens von Zeit zu Zeit einmal Atem holen konnte. Jetzt, wo der Arbeitstag so kurz geworden ist und das Arbeitsjahr so mit reichlichen Ferien durchsetzt ist, hat der altmodische Feiertag aufgehört, irgend welchem Zwecke zu dienen und würde nur als

Unsinn empfunden werden. Man zieht vor, seine Mußestunden zu wählen und zu verwenden, wie man will, und man kann sie sehr gut verwenden, diese reichlichen Mußestunden. Der Raum ist fast gänzlich überwunden. Neben Bahnen aller Art, die mit unglaublicher Schnelligkeit jedermann unentgeltlich befördern, wohin er will, hat der Gebrauch des Fahrrads und anderer Arten selbstthätiger Fortbewegung eine riesige Ausdehnung gewonnen. Die Pferde sind vollständig abgeschafft, kein Zugtier irgend welcher Art ist mehr nötig. Schmale Straßen, glatt wie ein Teppich und sauber wie ein Tisch, überziehen wie ein dichtes Netz das ganze Land. Die Luftschiffahrt ist hoch entwickelt, und wem die Fortbewegung auf festem Boden nicht genügt, kann sich auf jedem öffentlichen Platz eine Luftdrohke mieten. So in der reinen Luft über das Land dahinzugleiten, gewährt einen besondern Genuß. Die Sünden der Väter sind wieder gut gemacht, das ganze Land sieht aus wie ein großartiger Park, unsere Großstädte mit ihrer gedrängten Bauart sind verschwunden, eine mächtige Wiederaufforstung schützt für immer die Fruchtbarkeit des Landes.

Auch das Problem der Unterseeschiffahrt ist gelöst, in und auf dem Meere wimmeln Flotten von Fahrzeugen, die aber nicht mehr der Verteidigung und dem Angriff, sondern ausschließlich der Fischerei, dem Verkehr und dem Vergnügen dienen.

Von seinem Hause aus ist man imstande, mit Hilfe des Elektroskops, das mit einem sehr vervollkommeneten Telephon verbunden ist, Musikaufführungen, Konzerte, Opern, Dramen, gymnastische Aufführungen, Schaustellungen aller Art, fremde Gegenden und Länder, Versammlungen von irgend welcher Bedeutung sich mit ein, zwei Handgriffen vor Auge und Ohr zu rücken. Diese technischen Hilfsmittel sind so vollkommen, daß die verwickeltsten und vielfältigsten Arten der Abstimmung über alle möglichen Gegenstände auffallend leicht geworden sind, so leicht, daß die ganze Nation bei jeder wichtigen Maßregel, die über die Grenzen der laufenden Geschäftserledigung hinausgeht, wie ein großes Parlament verhandeln kann: man entscheidet also in jedem solchen Falle binnen unglaublich kurzer Zeit durch Volksabstimmung. Nicht aus Furcht: the republic of the golden rule könnte sich ganz ruhig von irgend einer ausgewählten Körperschaft diktatorisch regieren lassen, denn die wirtschaftliche Gleichheit schützt ja alle Lebensinteressen des neuen Systems aufs vollkommenste, und niemand kann aus irgend einem andern Grunde ein Amt annehmen, als um sich allgemeine Achtung, weitverbreitete Dankbarkeit und die Möglichkeit zu erwerben, sich immer aufs neue den Genuß zu verschaffen, den die Ausübung höherer, leitender Thätigkeit gewährt, und der nun ihr einziger, aber auch der Lohn ist, der ihr unzertrennlich anhaftet und innewohnt. „Wir thun es eigentlich nur des Vergnügens wegen, wie zu Ihrer Zeit reiche Herren, auch wenn sie einen Kutscher hatten, doch gern selbst die Zügel führten,“ sagt Dr. Veete.

(Schluß folgt)



Kolonialschwärmerei, die anfangs sogar höchst burleske Formen annahm, in einem nur kurzen Zeitraum besonnener Betrachtung und einsichtiger Förderung gewichen ist, und daß die Kolonialbewegung schneller, als zu hoffen war, eine solide Grundlage gewonnen hat, die auch durch einige häßliche, tief beklagenswerte Ereignisse, die in jüngster Zeit in der innern Verwaltung unserer Kolonien vorgekommen sind, nicht mehr erschüttert werden kann.

Diese Besonnenheit, diese ihres Zieles bewußte, im stillen fortschreitende Arbeit, die jetzt überwiegend die Kennzeichen der von Privatleuten getragenen deutschen Kolonialbewegung wie der amtlichen Kolonialpolitik sind, spiegeln sich auch in dem erwähnten Werke wieder, das die wissenschaftlichen und praktischen Ergebnisse der Berliner Kolonialausstellung zusammenfaßt. \*) Wenn die Herausgeber auch mit berechtigtem Stolz auf ihren Erfolg der Beschreibung der Ausstellung einen beträchtlichen Teil des Werkes eingeräumt haben, so liegt doch sein Schwerpunkt nicht darin, sondern in dem wissenschaftlichen Teil, der wieder in mehrere Unterabteilungen zerfällt, in denen mit echt deutscher Gründlichkeit die Geschichte der deutschen Kolonien, ihre handelspolitische Bedeutung, ihre geographische Lage, ihr Klima behandelt werden, wozu sich dann noch erschöpfende Bearbeitungen der Völkerkunde, der Zoologie, der Botanik und der Geologie in den deutschen Schutzgebieten gesellen.

Es ist den Herausgebern und dem mit der Redaktion des Werkes beauftragten Fachmanne gelungen, zur Bearbeitung dieser verschiednen Gebiete Kräfte heranzuziehen, die, mit dem erforderlichen wissenschaftlichen Rüstzeug ausgestattet, ihre Aufgaben mit Eifer und tief eindringender Sachkenntnis gelöst haben. Obwohl Journalist von Beruf ist Gustav Meinecke, seit zehn Jahren Leiter der Deutschen Kolonialzeitung, nicht einer der Kolonialpolitiker vom „grünen Tisch.“ Vor drei Jahren hat er selbst eine Reise nach Deutsch-Ostafrika gemacht, hat die deutschen Schutzgebiete aus eigener Anschauung kennen gelernt und sich um die Anlage und Förderung von Kaffeeplantagen bemüht, deren Gedeihen allerdings leider durch das Auftreten eines schwer zu bekämpfenden Parasiten beeinträchtigt worden ist. Der Versuch, günstigen Boden für Kaffeebau zu gewinnen, ist aber geglückt, und an andern Orten Deutsch-Ostafrikas sind auch schon mit dem Kaffeebau verheißungsvolle Erfolge erzielt worden. Auf der Berliner Ausstellung ist schon viel Kaffee der Usambaragesellschaft getrunken worden, und er hat auch Beifall gefunden. Seine Güte wird mit den Jahren zunehmen, weil sie von dem Alter der Pflanzungen abhängt. Einen ebenso günstigen Boden glaubt man in Ostafrika für die Anpflanzung von

\*) Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonialausstellung. Herausgegeben von dem Arbeitsauschuß (Graf von Schweinitz, C. von Beck, F. Imberg). Redaktion: Gustav Meinecke. Mit einem Kupferdruck, 185 Illustrationen im Text, 6 Karten, 40 Tafeln in Lichtdruck usw. 568 S. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Bohsen).



Zuckerrohr gefunden zu haben, und auf Anregung Meinekes hat sich schon eine Gesellschaft gebildet, die auch für diesen Versuch Geldmittel hergeben will.

Durch diese Verbindung von praktischen Zwecken mit litterarischer Thätigkeit hat Meineke eine feste Organisation geschaffen, die ihren Mittelpunkt in der Deutschen Kolonialzeitung, in einem Kolonialen Jahrbuch und einem Kolonialkalender erhalten hat und sich jetzt auch bei der Zusammenstellung und Gliederung des reichen Stoffes, der ihm von seinen Mitarbeitern zugeflossen ist, bewährt hat.

Daß die eigentlichen Kolonialmänner, die aus geschäftlichem Interesse oder aus persönlichem Ehrgeiz, weil sie in dieser Pionierarbeit das ideale Ziel eines sonst unbefriedigten Strebens sehen, kräftig mitgewirkt haben, ist selbstverständlich. Es muß aber, wie wir aus der Haltung des ganzen Werkes sehen, für alle Mitarbeiter die Parole ausgegeben worden sein: „Haltet euch fern von allen leeren Phrasen und allem Überschwang!“ Als bezeichnend für diese Zurückhaltung darf ein Aufsatz von Konjul Zimmermann herangezogen werden, der sich über die Notwendigkeit der Kolonialpolitik von handelspolitischen Gesichtspunkten aus verbreitet. Auch der Skeptiker, der noch mit Mißtrauen auf unsre kolonialen Bestrebungen sieht, wird kein Wort finden, das er als „kolonial-fanatich“ brandmarken könnte. Nach einem geschichtlichen Überblick über die Entwicklung der Kolonisation, beiläufig gesagt, einem Muster knapper und doch alles Wesentliche umfassender Darstellung, wägt er die Vorteile und die Nachteile der Kolonialpolitik gegen einander ab. Neue Gesichtspunkte kommen dabei nicht zu Tage, und das wird niemand überraschen, der die Koloniallitteratur der letzten Jahrzehnte, die Polemik in den Zeitungen, die Debatten im Reichstage usw. verfolgt hat. Das Für und Wider ist so erschöpfend behandelt, daß der Augenblick gekommen ist, wo nichts Belangreiches mehr gesagt werden kann, und man die praktischen Erfolge der Kolonialpolitik abwarten muß. Luftschlösser zu bauen und glänzende Aussichten zu eröffnen lag aber auch nicht in der Absicht der Herausgeber dieses Werkes, das einen im wesentlichen historischen Charakter haben sollte, und an ihm hat Zimmermann in seinem Aufsatz auch bis zum Schluß festgehalten, wo er von den Nachteilen spricht, die Deutschland aus kolonialem Besitz erwachsen könnten. Er denkt hierbei an zwei Möglichkeiten. Einerseits könnten durch unsern Kolonialbesitz „in irgend einer Weise Staaten, mit denen der deutsche Handel wichtige Beziehungen unterhält, zu feindseligen Maßnahmen gegen das Reich gereizt werden,“ und andererseits könnten „etwa durch abenteuerliche Maßnahmen die Finanzen des Reichs zu stark in Anspruch genommen und Mittel, welche zur Befriedigung dringender Bedürfnisse dienen, dem deutschen Volke entzogen werden.“ Es ist bisher weder zu dem einen noch zu dem andern gekommen, und es wird nach der Meinung des Verfassers auch nicht dazu kommen, „so lange eine maßvolle Regierung am Ruder ist, und die Volksvertretung ihre

Pflicht thut. Bisher haben alle deutschen Schutzgebiete mit den an sie grenzenden fremden Kolonien die besten Beziehungen unterhalten. Die Reichsregierung hat ängstlich jeden Schritt vermieden, der zu irgend welchen Verwicklungen führen könnte, und ebenso hat sie unerlösten Plänen, die von Zeit zu Zeit von privater Seite auftauchen, niemals ihr Ohr geliehen. Solange diese Grundsätze befolgt werden — und es ist nicht zu befürchten, daß das in absehbarer Zeit nicht der Fall sein würde —, wird die koloniale Politik Deutschlands Volkswirtschaft im allgemeinen und seinem Handel im besondern nur Vorteile bieten.“

Dem wissenschaftlichen Teile des Wertes ist besonders die Mitarbeiterchaft der Beamten der königlichen Museen Berlins zu gute gekommen, die von Anfang an dem Unternehmen ihr Wissen und ihre persönliche Mitwirkung in regem Schaffenseifer zur Verfügung gestellt haben. Es ist bekannt, daß die Pioniere der deutschen Wissenschaft, Forschungsreisende und Naturkundige, schon um mehrere Jahrzehnte den deutschen Kolonisten vorausgezogen sind und dafür gesorgt haben, daß diese nicht völlig unbekanntem Boden betraten. Nicht wenigen ist es auch gelungen, ihre reichen zoologischen, botanischen, ethnologischen und sonstigen Sammlungen glücklich heimzubringen, und schon seit den sechziger Jahren ist vieles davon nach Berlin gekommen, wo die Sammlungen später in den prächtigen Museen für Völker- und Naturkunde aufgestellt und systematisch bearbeitet worden sind. Bei dieser Arbeit hat sich mit der Zeit eine stattliche Zahl von Gelehrten herangebildet, die mit dem erforderlichen Rüstzeug ausgestattet waren, als ihnen die Kolonialausstellung eine kaum übersehbare Fülle neuer Schätze eröffnete. Von besonderer Wichtigkeit war dabei die mit großen Kosten verknüpfte Überführung von Bewohnern aller deutschen Schutzgebiete nach Berlin, die freilich zunächst zur Befriedigung der Schaulust des großen Publikums dienen sollten, mit der gerechnet werden mußte, wenn man eines finanziellen Erfolgs sicher sein wollte. Diese Vorführung von Suahelis, Quallanegern, Massais, Togo- und Neu-Guinealeuten, Hereros und Hottentotten, die die getreu nach der heimischen Gewohnheit erbauten und eingerichteten „Eingebornendörfer“ belebten, hat denn auch in der That das Glück der Ausstellung gemacht, zugleich aber auch der anthropologischen und ethnographischen Wissenschaft ein überaus wertvolles Material zugeführt, das von Professor von Luschan, dem vielgewanderten Reisenden, Arzt und Naturforscher zugleich, im Verein mit mehreren Fachgenossen mit größter Sorgfalt bearbeitet worden ist. Was an Ort und Stelle nur unter den größten Schwierigkeiten oder gar nicht erreicht werden kann: anthropologische Messungen und photographische Aufnahmen, die wissenschaftlich brauchbar sind, das konnte in den Eingebornendörfern der Ausstellung unter den günstigsten Bedingungen, wenn man von den klimatischen Widerwärtigkeiten des nachkalten Sommers von 1896 absieht, und mit den vollkommensten Hilfsmitteln vorgenommen werden. Diese

Musbeute allein, die in einer ausführlichen Beschreibung, in Meßtabelleu und auf zwanzig in Lichtdruck nach photographischen Aufnahmen ausgeführten Tafeln mitgeteilt wird, rechtfertigt schon den großen Aufwand, den die Herausgabe des Werks verursacht hat, der aber keineswegs durch den Preis wieder eingebracht werden soll. Der Preis ist im Gegenteil sehr niedrig angesetzt worden, weil man eine große Verbreitung des Werks zur Bekämpfung falscher Anschauungen und zur Aufklärung über die Bewohner, die Fauna, die Flora und die geologische Beschaffenheit unsrer Schutzgebiete wünscht. Diesen letzten Zwecken dienen die ebenfalls mit gründlicher Sachkenntnis verfaßten, reich illustrierten Abschnitte über Zoologie von Paul Matschie, über Botanik von Dr. Gürke und über Geologie von Stromer von Reichenbach. Die Verfasser behaupten zwar mit Bescheidenheit, nur Stückwerk, im besten Falle nur Vorarbeiten geliefert zu haben; der Laie bekommt aber — und für Laien ist das Werk zunächst bestimmt — den Eindruck, daß ihm hier schon reife Früchte wissenschaftlicher Forschung in anziehender, gemeinverständlicher Form geboten werden.



## Budgetrecht und Flottengesetz

Don H. v. Kusserow (Hamburg)



n seiner jüngst erschienenen Broschüre „Flotte und Flottengesetz“ hat Herr Eugen Richter auf Seite 11 unter Zurückweisung einer auf die Haltung der Fortschrittspartei gegenüber dem Flotten Gründungsplan von 1867 bezüglichen Bemerkung des Abgeordneten Rickert behauptet: „über den Plan von 1867 hat der Reichstag keinen Beschluß gefaßt.“

Mit derselben Behauptung hat seinerzeit die „Freisinnige Zeitung“ eine Äußerung zurückweisen zu können geglaubt, die ich bei meinem Vortrag über die Flottenfrage im Architektenhause in Berlin am 13. September v. J. gethan hatte, und die lautete:\*)

Jener Plan ist der einzige feste Boden, auf den wir uns stellen können, um uns nicht in dem Labyrinth der spätern Pläne und der hierüber gepflognen Reichstagsdebatten zu verlieren und uns mit abgethanen parlamentarischen Situationen zu beschäftigen, was zu einer unfruchtbaren retrospektiven Kritik führen müßte. Wir haben die Zukunft im Auge. Und für diese bleibt, wie für die Vergangenheit, der Plan von 1867 die leider nicht immer festgehaltne gesetzliche Norm für die not-

\*) Siehe Beilage zur „Deutschen Kolonialzeitung“ Nr. 20 vom 25. September 1897.

wendige Entwicklung und Unterhaltung unsrer Marine. Alle spätern Pläne und Denkschriften waren lediglich thatsächliche Kompromisse, einerseits zwischen wechselnden Ansichten der jeweiligen Marineverwaltung über die augenblicklich dringendsten Bedürfnisse, und andererseits der Rücksicht auf die Bewilligungschancen im Reichstag, je nach seiner derzeitigen Zusammensetzung. Von diesen spätern Plänen und Denkschriften hat noch in der letzten Reichstagsitzung unwiderlegt gesagt werden können, daß dieselben niemals zu bindenden, gesetzlichen Beschlüssen erhoben worden seien. Die geschlossenen Kompromisse hatten aber die Vernachlässigung bald der einen, bald der andern Aufgabe und schließlich die verminderte Leistungsfähigkeit der Flotte für alle ihre Aufgaben zur Folge. Der Flottengründungsplan von 1867 ist aber durch keinen spätern gesetzgeberischen Akt aufgehoben worden und muß wieder die feste Richtschnur werden.

Dem gegenüber sagte die „Freisinnige Zeitung“: „Jener Plan ist weder durch Gesetz, noch durch eine Zustimmung des Reichstags festgelegt worden, vielmehr ist derselbe nur eine Motivirung der damaligen Anleiheforderungen von dreißig Millionen Mark gewesen.“ Ich schiene wohl, so schloß jener Angriff, vor meiner Marinerede das Reichstagsgesetzblatt von 1867 und die Anlagen zu den Reichstagsitzungen jener Zeit nicht in die Hand genommen zu haben.

Bei der entscheidenden grundsätzlichen Bedeutung, die der Frage einer Bindung des Reichstags hinsichtlich seines verfassungsmäßigen Budgetrechts für die Annahme des Flottengesetzentwurfs von seinen Gegnern beigelegt wird, erscheint es gerade jetzt von Wert, die Behauptung des Leiters der „Freisinnigen Zeitung“ an der Hand der Verhandlungen des Norddeutschen Reichstags und des Deutschen Reichstags auf ihre geschichtliche Richtigkeit zu prüfen.

Der Bundeskanzler Graf von Bismarck legte mit Schreiben vom 15. Oktober 1867 dem Reichstag des Norddeutschen Bundes den Entwurf eines „Gesetzes, betreffend den außerordentlichen Geldbedarf des Norddeutschen Bundes zum Zwecke der Erweiterung der Bundeskriegsmarine und der Herstellung der Küstenverteidigung nebst Motiven, wie solcher von dem Bundesrate beschloffen worden, zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme“ vor. Diese Motive enthielten den sogenannten Flottengründungsplan, der unbestrittenermaßen den Aufbau der Bundeskriegsmarine innerhalb einer ersten Periode von zehn Jahren bezweckte. § 1 des Gesetzes lautete:

Zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben für die Bundesmarine, soweit dieselben während der nächsten Jahre nach Maßgabe der Bestimmungen des Artikels 70 der Verfassung des Norddeutschen Bundes ihre Deckung nicht finden, sowie zu den Kosten der Küstenverteidigung sind die erforderlichen Geldmittel bis auf Höhe von zehn Millionen Thaler durch eine verzinsliche Anleihe zu beschaffen, die nach Maßgabe des Bedarfs allmählich zu realisiren und der Marine-, resp. Militärverwaltung zu überweisen ist.

Der Gesetzentwurf kam in der Sitzung vom 22. Oktober 1867 zur Verhandlung. Zunächst begründete der Bundeskommissar Kontreadmiral Sachmann



die Vorlage, indem er ausführte, daß die Regierung hoffe, mit der Flotte die derselben in der Denkschrift gestellten Aufgaben erfüllen zu können, wenn es ihr gelungen sein werde, innerhalb einer zehnjährigen Frist mit den beantragten Mitteln die Bundesflotte auf die in der Denkschrift angegebene Stärke von sechzehn Panzerschiffen, zwanzig Korvetten und einer Anzahl kleinerer Schiffe zu bringen. Die in der Anlage III der Denkschrift enthaltene Aufstellung über Zweck und Verwendung der beantragten Mittel solle nicht eine strikte Norm für die fortlaufenden zehn Jahre sein, vielmehr würde der alljährlich dem Reichstag vorzulegende Staatshaushaltsetat über die spezielle Verwendung der Mittel jedes kommenden Jahres Aufschluß geben. Es käme jedoch darauf an, daß der Reichstag anerkenne, daß die von der Regierung beantragten außerordentlichen Mittel für die Förderung der Flotte nötig seien, und daß die Flotte in der beantragten Stärke sich nicht durch die im Etat bewilligten Mittel erlangen ließe.

Der erste Redner war der zur Fortschrittspartei gehörige Abgeordnete von Kirchmann. Er erkannte an, daß es sich bei dem Gesetzentwurf um die Zustimmung für Ausgaben von 80 Millionen Thalern im Interesse der Marine in den nächsten zehn Jahren handle. Auch erklärte er, daß er hinsichtlich des Planes der Regierung, wie er für die erste Periode (zehn Jahre) angedeutet sei, keine wesentlichen Bedenken namens seiner politischen Freunde erhebe, doch glaube er, statt des vorgeschlagenen Weges der Anleihe den einer eventuellen Erhöhung der Matrikularbeiträge empfehlen zu sollen. Nach Artikel 73 der Verfassung sei die Beschließung von solchen Anleihen allerdings zulässig, doch bestehe keine Verbindlichkeit hierzu. Er befürwortete eine Jahresbewilligung in der Höhe des für das kommende Jahr notwendigen Bedarfs und schloß mit dem Satz: „Wenn das für das eine Jahr geschehen ist, so ist meines Erachtens auch die Regierung vollkommen gedeckt für die spätern Jahre, denn, wie ich schon ausgeführt habe, der Beschluß des Hauses wird gewiß in den spätern Jahren, soweit er sich eben auf die Fortführung eines in seinem Anfang genehmigten Planes bezieht, festgehalten werden.“

Hierauf nahm Abgeordneter Twisten das Wort zu der Vorlage und zu einem von ihm eingebrachten Amendement folgenden Wortlauts: „Nach § 8 des Gesetzentwurfs als § 9 einzuschalten: Die auf Grund dieses Gesetzes zu erhebenden Anleihequoten und die aus der Anleihe zu verwendenden Summen sind alljährlich durch den Bundeshaushaltsetat oder durch ein besonderes Gesetz festzustellen.“ Herr Twisten begründete sein Amendement folgendermaßen:

Wir sehen aus den Motiven und aus dem Vergleich derselben mit dem von uns für das Jahr 1868 bewilligten Marineetat, daß durchschnittlich in den nächsten zehn Jahren jährlich acht Millionen (Thaler) auf die Marine verwendet werden sollen; die Summe bleibt ungefähr dieselbe nach dem Plan der Regierung. Ein

Unterschied liegt nur darin, daß im Anfang das Extraordinarium größer und das Ordinarium geringer ist, während allmählich beim Wachsen der Marine das Ordinarium größer, das Extraordinarium geringer wird. . . .

Der Zweck, die Marine schneller zu erweitern und schneller auf einen achtungsgebietenden Fuß zu bringen, als es durch Matritularbeiträge geschehen kann, wird im ganzen Hause keinem Widerspruch begegnen. Damit ist für mich die Frage der Anleihe entschieden. Die Regierung glaubt für die nächsten zehn Jahre zehn Millionen (Thaler) durch eine Anleihe aufbringen zu müssen. Ich finde nicht das mindeste Bedenken, das zu genehmigen.

Später sagte Herr Twesten:

Ich halte uns hier durch das jetzige Gesetz, wenn die Anleihe auf Grund der uns mitgeteilten Motive genehmigt wird, für gebunden und verpflichtet, in jedem Jahre, sei es im Etat oder durch ein besonderes Gesetz, dasjenige zu genehmigen, was die Regierung auf Grund dieses Planes verwenden will, und noch mehr ist es selbstverständlich, daß, wenn die Regierung auf Grund der Verwendung sagt: Um diese Verwendung zu bestreiten, wollen wir aus der Anleihe die betreffende Summe von so und so viel Millionen entnehmen, daß es dann nur eine Formsache ist, diese Quoten der Anleihe in das Staatsgesetz aufzunehmen. Wenn uns die Regierung gesagt hätte oder noch jetzt sagen wollte, was sie im nächsten Jahre aus dieser Anleihe verwenden will, so würde ich vollkommen bereit sein, diese Summe schon jetzt in einen § 9 des Gesetzes aufzunehmen und mein Amendement etwa dahin abzuändern, daß durch den Staatshaushaltsetat festgestellt werden soll die Summe der Ausgaben und die entsprechende Quote der Anleihen für jedes Jahr, daß aber für das Jahr 1868 bereits eine Summe von so und so viel der Regierung zur Disposition gestellt wird. Durch den Etat kann nie eine Anleihe bewilligt werden.

Dagegen können die Ausgaben für bestimmte Zwecke nicht durch dieses Gesetz bewilligt werden, weil sie nicht darin stehen; die Ausgaben, die die Regierung machen will, stehen nur in den Motiven, die Motive sind aber kein Gesetz. Ich will es aber aus den Motiven in das Gesetz bringen, weil eben Motive kein Gesetz sind, und eine gesetzliche Feststellung notwendig ist.

Abgeordneter Twesten zog im Lauf der Debatte sein Amendement zu Gunsten des folgendermaßen lautenden Amendements des Abgeordneten v. Unruh zurück:

Die auf Grund dieses Gesetzes jährlich zu verwendenden Beträge sind in den Bundeshaushaltsetat des betreffenden Jahres aufzunehmen. Für das Jahr 1868 werden der Marineverwaltung 3 100 000 Thaler und der Militärverwaltung zur Küstenverteidigung 500 000 Thaler zur Verfügung gestellt.

Nachdem der Abgeordnete Dr. Waldeck sich gegen eine Bindung für viele Jahre ausgesprochen hatte, teils aus verfassungsmäßigen Bedenken, teils weil er von der Notwendigkeit einer stärkern Entwicklung der deutschen Flotte, wie sie in den Motiven nach Ablauf der zehnjährigen ersten Periode vielleicht beabsichtigt werde, nicht überzeugt war, nahm Abgeordneter Vasker zur Spezialdebatte das Wort; er äußerte sich folgendermaßen:

Ich will mich zunächst gegen prinzipielle Bedenken wenden, welche der Abgeordnete Waldeck gegen die Anleihe vorgebracht hat. Nach seiner Meinung ver-

stützt jede Vorbewilligung auf eine bestimmte Zeit gegen unser Budgetrecht und gegen die ausdrückliche Bestimmung der Verfassung. Dagegen verweise ich auf den Artikel 71 der Verfassung, wonach die gemeinschaftlichen Ausgaben zwar in der Regel für ein Jahr bewilligt werden, jedoch in besondern Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden können. In der Diskussion der Verfassung sind, wenn ich nicht irre, gerade für die Marine Anleihen und die Vorbewilligung für mehrere Jahre ins Auge gefaßt worden. Ich glaube also, daß wir heute nur das ausführen, woran wir bei der Beratung über die Verfassung bereits gedacht haben. — Später sagte er: Wenn dem aber so ist, und wenn wir alle übereinstimmen, daß unsre Marine notwendigerweise einer gesicherten Grundlage und einer erheblichen Förderung bedarf, einer solchen Förderung, wie sie möglicherweise über die Kräfte der einzelnen Staaten hinausgeht, dann handeln wir nicht nur nach unsrer verfassungsmäßigen Befugnis, sondern auch nach unsrer verfassungsmäßigen Verpflichtung, daß wir den Norddeutschen Bund mit den notwendigen Bedürfnissen im Wege der Anleihe versehen.

Es wurde hierauf die Diskussion über § 1 geschlossen, und der Paragraph wurde mit großer Majorität angenommen. Nachdem der Bundeskommissar erklärt hatte, die Regierung würde dem Amendement von Unruh zustimmen, wurde der den Anträgen entsprechende Zusatzparagraph mit fast einstimmiger Majorität des Hauses angenommen. Hierauf erfolgte die Ablehnung eines auf Abkürzung der zehnjährigen Bauperiode gerichteten Antrags des Abgeordneten Meier (Bremen). Diese Ablehnung motivirte der Abgeordnete Graf Schwerin-Buzar dahin, daß der Reichstag hinsichtlich des Tempos wohl der Regierung vertrauen könne.

In der dritten Lesung erneuerte der Abgeordnete von Kirchmann den Versuch, die Anleihe zu Fall zu bringen. Er wollte allerdings nicht, wie jetzt die Gegner des Flottengesetzes, die Zukunft der Marine ausschließlich von der jährlichen Etatsbewilligung abhängig machen, er erklärte vielmehr am Schluß seiner Rede: „Wir wollen ebenso eine Flotte wie Sie (auf die rechte Seite deutend), wir wollen die Regierung auch in der ersten Periode unterstützen, wie es in dem Berichte angedeutet worden ist. Wir wollen aber für diesen Zweck nicht Mittel anwenden, die jede gesunde Staats- und Hauswirtschaft verurteilt.“

Er war also nur gegen das Mittel der Anleihe. Gleichwohl wurde das Anleihegesetz mit großer Majorität angenommen.

Da nach den stenographischen Berichten die Abstimmungen nicht namentlich waren, so ist es nicht möglich, mit Bestimmtheit zu sagen, ob die Fortschrittspartei geschlossen oder nur teilweise gegen das Gesetz gestimmt hat. Hierauf kommt es aber auch gar nicht an, vielmehr darauf, wie die Frage des Budgetrechts damals von der überwiegenden Majorität des Norddeutschen Reichstags beantwortet worden ist. Aus dem Vorstehenden kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er durch seine am 24. Oktober 1867 erfolgte verfassungsmäßige Zustimmung zu dem am 9. November 1867 publizirten Anleihegesetz sich selbst

und seine Rechtsnachfolger für eine längere Reihe von Jahren positiv zur Bewilligung der nötigen Mittel für die Ausführung des in den Motiven zu dem Gesetze niedergelegten und vom Bundesrat und Reichstag angenommenen Flottengründungsplans verpflichtet hatte. Desgleichen lassen die Ausführungen der als besonders treue Hüter des verfassungsmäßigen Budgetrechts bekannten Abgeordneten Twisten und Lasker keinen Zweifel zu weder über die gewollte Bindung des Budgetrechts durch das Anleihegesetz, noch über die gewollte Tragweite dieser Bindung. In den folgenden Jahren ist auch ein solcher Zweifel thatsächlich von keiner Seite erhoben worden. Die verbündeten Regierungen und der Reichstag behandelten vielmehr ihrerseits den Flottengründungsplan von 1867 als die beschlossene Grundlage für die Fortentwicklung der Marine und für die darnach erforderliche Bewilligung sowohl der in die nachfolgenden Etats einzustellenden Geldmittel, wie für die formale Beschließung der entsprechenden Anleihequoten durch Spezialgesetze, um die Ausführung des Planes zu sichern.

In der Sitzung des Reichstags des Norddeutschen Bundes vom 17. Juni 1868 wurde der Marineetat für das Jahr 1869 in Verbindung mit dem Gesetze betreffend die Verwaltung der nach Maßgabe des Gesetzes vom 9. November 1867 aufzunehmenden Bundesanleihe erledigt. Der Bevollmächtigte zum Bundesrat, Vizeadmiral Sachmann, führte an, daß der Marineetat für das kommende Jahr auf Grund des Flottengründungsplans von 1867 aufgestellt sei. Er enthalte in einem Ordinarium die Vermehrung im Personal, die in der Denkschrift angedeutet worden sei, als der bis zum Jahre 1877 beabsichtigte Fortgang der Personalentwicklung der Marine. Die Budgetfrage fand ihre Erledigung durch die Anfrage des Präsidenten, ob zu einer der fünf Einnahmepositionen (die letzte lautete: „Zuschuß zum Marineetat nach Maßgabe des Anleihegesetzes von 1867“) eine Erinnerung erhoben werde. Er stellte darauf fest, daß dies nicht der Fall sei, und daß die Summe der Einnahmen also dem Voranschlage gemäß von dem Hause als richtig anerkannt werde.\*)

Erwähnt sei noch eine Äußerung des Abgeordneten Twisten zu den Ausgaben, die zwar nicht direkt das Budgetrecht betraf, aber doch bezeichnend für die in dieser Hinsicht damals herrschende grundsätzliche Auffassung erscheint. Er sagte:

Für Schiffsbau sind im Jahre 1869 1700 000 Thaler ausgeworfen. Ich meinerseits freue mich, daß die Marineverwaltung eine so beträchtliche Summe auf den Schiffsbauetat gebracht hat, und daß ich daraus entnehmen kann, daß die Marineverwaltung mit dem Bau von Schiffen rüstig vorgehen will, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, daß man wohl voraussehen kann, daß in einigen Jahren die jetzt gebauten Schiffe wieder durch neue Vervollkommnungen, durch neue stärkere Schiffe übertroffen werden. Diesem, meine ich, können wir uns nicht entziehen.

\*) Seite 504, Band 1 der sten. Ber. des Norddeutschen Reichstags von 1868.



Um mit den andern Marinen einigermaßen Schritt zu halten, werden wir nicht warten können, bis die besten Schiffe festgestellt sind; wir werden auch bauen müssen und müssen damit zufrieden sein, wenn unsre Schiffe den besten des Augenblicks gleichkommen. (Zustimmung.)

Ich möchte mir nur die Bitte noch erlauben, daß uns der Herr Vertreter der Marineverwaltung sagen möchte, welche Schiffsbauten für das nächste Jahr in Aussicht genommen sind. Eine spezielle Übersicht für den Schiffsbau ist diesmal nicht wie im vorigen Jahre dem Etat beigelegt, und ich möchte fragen, ob darüber uns jetzt eine Auskunft gegeben werden könnte.

Diese Anfrage spricht am deutlichsten für die Tragweite der Vollmacht, die die Marineverwaltung durch das Gesetz vom 9. November 1867 zur Ausführung des Flottengründungsplans erhalten hatte.

In der Sitzung des Norddeutschen Reichstags vom 24. April 1869\*) stand der Marineetat für 1870 auf der Tagesordnung. Vizeadmiral Sachmann leitete die Besprechung mit der Bemerkung ein: „Der Marineetat für 1870 ist aufgestellt nach Maßgabe der Denkschrift von 1867.“ Zugleich kam ein Gesetzentwurf wegen Abänderung des Anleihegesetzes vom 9. November 1867 in zweiter Lesung zur Beratung. Dieser lautete in seinem einzigen Paragraphen:

Der Betrag der zur Bestreitung der außerordentlichen Ausgaben für die Bundeskriegsmarine, sowie zu den Kosten der Küstenverteidigung erforderlichen Geldmittel, welche nach Maßgabe des Gesetzes vom 9. November 1867 durch eine verzinsliche, nach den Bestimmungen des Gesetzes vom 19. Juni 1868 zu verwaltende Anleihe zu beschaffen sind, wird auf siebenzehn Millionen Thaler erhöht.

Der Abgeordnete Freiherr von Hoverbeck bemerkte zwar, daß seines Erachtens der Reichstag weder den Beruf, noch die Berechtigung habe, für lange Jahre hinaus schon Gelder zur Disposition zu stellen, und also in diesem Falle seinem etwaigen Nachfolger ein Recht zu vergeben. Der Reichstag verharrte jedoch auf dem im Jahre 1867 eingenommenen Standpunkt, und es wurde das Anleihegesetz in dem vorangehenden Wortlaute abermals mit großer Majorität angenommen und am 20. Mai 1869 publiziert.

Bemerkenswert sind noch einige Äußerungen des damaligen Vertreters von Bremen, des Abgeordneten Meier, worin er gegenüber dem Abgeordneten von Hoverbeck die Notwendigkeit eines für eine Reihe von Jahren bemessenen Bauplanes betonte und die Entwicklung der Marine nicht dadurch gefährdet wissen wollte, daß man in dem einen Jahre etwas bewillige und dessen Fortsetzung etwa im folgenden Jahre verweigere; er schloß mit folgendem Satze:

Die Verwaltung wird wohl nicht gerade nötig haben, sich genau an den damaligen Plan zu halten, denn so wie die Schiffsbaukunst weitererschreitet, werden sich da natürlich Modifikationen ergeben. Ich glaube aber, daß wir unsrerseits uns das vergegenwärtigen und mindestens eine Summe, wie die hier in Aussicht

\*) S. 571 Band 1 der Sten. Ber. des Nordd. Reichstags von 1869.

genommene, sei es im Wege einer Anleihe, sei es im Wege der Steuern — das ist mir ganz gleichgiltig — bewilligen müssen, sonst, meine Herren, geben Sie die Marine auf!

Der Abgeordnete Hartort erklärte sich seinerseits auch nicht etwa gegen einen Plan für längere Zeit, sondern nur gegen die Art der Anleihe und verlangte statt dessen, daß die Flotte bei der Verteilung (also der Einnahmen des Bundes) besser bedacht werden möchte.

Der Marineetat für das Jahr 1871 kam in der Sitzung vom 28. März 1870 wiederum in Verbindung mit einem Gesetzentwurf wegen Abänderung des Anleihegesetzes vom 9. November 1867 zur Verhandlung, und es wurde auch in diesem Falle an der Grundlage des Flottengründungsplans von 1867 unverändert festgehalten. Durch die hierbei geführte finanzpolitische Debatte wurden lediglich einige die Tilgung des Schuldkapitals betreffende Gesetzesparagraphen abgeändert.

Auch bei den Verhandlungen im November 1871 wurde bei der Vorberatung des Haushaltsetats des Deutschen Reichs für 1872 an dem Flottengründungsplan von 1867 allseits als an dem Fundament festgehalten. Die Mehrheit der mit dieser Vorberatung betrauten Kommissarien des Reichstags, als deren Wortführer Herr von Jordanbeck auftrat, erklärte sich für eine Beschleunigung des Flottengründungsplans unter gleichmäßiger Festhaltung an dessen drei Aufgaben, namentlich auch an der vollen Entwicklung der Offensivkraft der Flotte. Der auf Abkürzung der zehnjährigen Periode gerichtete Antrag der Kommissarien, den ich\*) durch den Eventualantrag ergänzt hatte, zu dem Ende einen entsprechenden Anteil aus der französischen Kriegskontribution zu entnehmen, blieb allerdings in der Minderheit, weil von dem Marineminister Grafen Roon eingewandt wurde, daß sich schneller als in der bezeichneten zehnjährigen Frist das Personal nicht ausbilden lassen würde. Im übrigen aber erklärte sich auch Graf Roon für die volle Durchführung des Plans, namentlich was die Offensive anlange, die er als die beste Defensiv bezeichnete, und Anträge, die den Plan von 1867 in dieser Richtung abzuschwächen versuchten, blieben in der Minderheit. Mit großer Majorität wurde alsdann eine Resolution angenommen, die dahin ging:

Den Reichskanzler aufzufordern: Mit dem nächsten Etat dem Reichstage eine ausführliche Denkschrift vorzulegen, in welcher mit Bezug auf den im Jahre 1867 vorgelegten Gründungsplan namentlich erörtert wird: Wie weit derselbe bereits ausgeführt ist, und welche Mittel zur Ausführung desselben noch erforderlich sind.

Mit Bezug auf diesen Beschluß legte Fürst Bismarck dem deutschen Reichstage am 6. Mai 1872 eine von der Kaiserlichen Admiralität aufgestellte Denkschrift vor, die die Überschrift hatte: Denkschrift, betreffend eine Darlegung,

\*) Der Verfasser vertrat im ersten deutschen Reichstage den Wahlkreis Elberfeld-Barmen.  
Grenzboten I 1898

wie weit der in den Motiven zum Anleihegesetz vom 9. November 1867 enthaltene Plan für die Entwicklung der Kaiserlichen Marine — der sogenannte Flottengründungsplan — bereits zur Ausführung gelangt, und welche Mittel noch erforderlich sind zu seiner Durchführung. Die Denkschrift begann mit folgenden Worten:

Der Flottengründungsplan von 1867 hatte den Zweck, die allgemeinen Grundzüge zu veranschaulichen, nach welchen die Marineverwaltung bei dem allmählichen Aufbau der Marine zu verfahren beabsichtige, falls ihr die erforderlichen Geldmittel zu teil würden. Bei der bisherigen Ausführung haben diese Grundzüge sich auch überall als entsprechend erwiesen und werden auch ferner festzuhalten sein, wiewgleich sie in einzelnen Richtungen der Erweiterung bedürfen, was in der Folge erläutert werden wird.

Hier ist zu bemerken, daß das Gesetz vom 8. Juli 1872 über die französische Kriegskostenentschädigung im Artikel VI bestimmte, daß die von der Kriegskostenentschädigung einstweilen reservierten anderthalb Milliarden, über deren Verwendung im Wege der Reichsgesetzgebung Bestimmungen getroffen werden sollten, insbesondere die auf Grund der Gesetze vom 9. November 1867 und vom 20. Mai 1869 zur Erweiterung der Bundeskriegsmarine und zur Herstellung der Küstenverteidigung kontrahierten und noch zu kontrahierenden Anleihen getilgt werden sollten.

Die über die Denkschrift vom 6. Mai 1872 im Reichstag gepflognen Verhandlungen hatten wiederum zur Folge, daß der Reichskanzler Fürst Bismarck unterm 21. April 1873 eine Denkschrift vorlegte, die man sich den Flottengründungsplan von 1873 zu nennen gewöhnt hat, mit dem aber eigentlich nicht beabsichtigt war, den Flottengründungsplan von 1867 aufzuheben, obwohl dies thatsächlich später eintrat. In dem Schreiben des Reichskanzlers heißt es:

Der Reichstag hat in seiner vorjährigen Session zu Kapitel 6, Titel 7 der einmaligen und außerordentlichen Ausgaben im Reichshaushaltsetat für 1873 beschlossen: Die Erwartung auszusprechen, daß mit dem Marineetat für 1874 ein Plan über die als notwendig erkannten Abänderungen des ursprünglichen Flottengründungsplans über die in den folgenden fünf Jahren zur weiteren Entwicklung der deutschen Marine vorzunehmenden Bauten und auszuführenden Anlagen und über die hierzu erforderlichen Geldmittel nebst den Vorschlägen zu deren Beschaffung vorgelegt werde. Diesem Beschlusse ist der Bundesrat beigetreten.

Es folgt dann der Passus, der die Aufbringung der Mittel für die außerordentlichen Ausgaben der Jahre 1873 bis 1882 im Gesamtbetrage von 72812500 Thalern betraf, von denen für die Jahre 1873 und 1874 über 18 Millionen aus der französischen Kriegskostenentschädigung übernommen werden sollten.

Die Denkschrift selbst begann mit folgenden Worten:

Die dem Entwurf des Gesetzes, betreffend den außerordentlichen Geldbedarf des Norddeutschen Bundes zum Zwecke der Erweiterung der Bundeskriegsmarine 1867

beigegebenen Motive stellen folgende Forderungen an die deutsche Kriegsmarine: 1. Schutz und Vertretung des Seehandels auf allen Meeren; 2. Verteidigung der vaterländischen Küsten; 3. Entwicklung des eignen Offensivvermögens.

Im Gegensatz zur Behauptung des Herrn Richter und der „Freisinnigen Zeitung“ heißt es dann:

Der darauf gegründete sogenannte Flottengründungsplan fand damals die Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags, die daraus entspringenden Bedürfnisse wurden bewilligt, und die deutsche Marineverwaltung schritt zu dessen Ausführung. Die unter dem 6. Mai v. J. (1872) dem Reichstage vorgelegte Denkschrift führte aber aus, daß die damals bewilligten Mittel nicht mehr hinreichten, das 1867 gesteckte Ziel zu gewinnen, sondern daß sich zu diesem Zweck ein Mehrbedarf von rund 35 Millionen ergebe.

Die 1867 mitbeschlossenen Motive waren also das Fundament für die Flottenerweiterung, ohne das jenes Gesetz überhaupt in der Luft geschwebt hätte. Denn das Gesetz selbst bezweckte eben nur die Sicherstellung außerordentlicher Geldmittel zu der in den Motiven vorgezeichneten Entwicklung der Marine im Wege der Anleihe, insoweit sie nicht während der nächsten Jahre nach den Bestimmungen des Artikels 70 der Verfassung, also aus Überschüssen gemeinschaftlicher Einnahmen und aus Matrifularbeiträgen, aufgebracht werden würden.

Aus diesen aktenmäßig feststehenden Thatsachen geht klar hervor, daß alle gesetzgebenden Mächte des Norddeutschen Bundes und des Reichs von 1867 bis 1873 nie darüber im Zweifel gewesen sind, daß der Flottengründungsplan von 1867 die verfassungsmäßige Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags des Norddeutschen Bundes gefunden hatte, und daß hieraus von allen Seiten die weiteren gesetzlichen und administrativen Folgen gezogen worden sind. Bezeichnend ist auch, daß bei den Beratungen über die Reichsverfassung kein Versuch gemacht worden ist, die heute umstrittenen Bestimmungen der Norddeutschen Bundesverfassung vor ihrer Übernahme auf das Reich abzuändern. Es ist nicht anzunehmen, daß bei einer tiefgehenden Meinungsverschiedenheit über die Auslegung und bisherige praktische Anwendung des verfassungsmäßigen Budgetrechts die gebotene Gelegenheit zu einem Revisionsversuche verabsäumt worden wäre. Jedenfalls stimmen die betreffenden Artikel in beiden Verfassungen wörtlich miteinander überein.

Somit steht fest, daß im Jahre 1867 der Reichstag des Norddeutschen Bundes sich und seine Rechtsnachfolger mit vollem Bewußtsein gebunden hatte, für eine Zeit von zehn Jahren der Marineverwaltung die Mittel zur Ausführung des in den Motiven zu dem Gesetz vom 9. November 1867 niedergelegten Flottengründungsplanes zu bewilligen, und zwar in der darin annähernd geschätzten Höhe zunächst im Rahmen der jährlichen Etats und zuschufweise im Wege entsprechender Anleihequoten. Als die sich seit 1867 allmählich steigenden Kosten für den Schiffsbau eine Erhöhung der ursprünglich geschätzten Bau-



summe notwendig machten, wurde das ursprüngliche Anleihkapital schon im Frühjahr 1869 bereitwilligst von zehn auf siebenzehn Millionen Thaler erhöht. Der Flottengründungsplan von 1867 würde bis zum Jahre 1877 unter fortwauernder partieller Bindung des Budgetrechts des Reichstags ausgeführt worden sein, wenn nicht abermals durch das Fortschreiten der Marinetchnik eine starke Erhöhung der ursprünglichen Bausumme erforderlich geworden wäre, und dies im Jahre 1873 dazu geführt hätte, vorläufig von einer systematischen Ausführung des Planes von 1867 bei einzelnen Schiffsgattungen abzuweichen und den Plan abzuändern. Im Verfolg dieser Abänderungen wurde thatsächlich, ohne daß es damals zu grundsätzlichen, die frühern Auslegungen der Verfassung umstoßenden Erörterungen gekommen wäre, von der Regierung auf den Vorteil verzichtet, den ihr die teilweise anerkannte Bindung des Budgetrechts des Reichstags zu Gunsten eines planmäßigen Aufbaus der Flotte gewährt hatte. Gleichviel, ob dies unbewußt oder bewußt geschah, der Verzicht beruhte jedenfalls auf dem festen Vertrauen, daß sich nie eine Majorität im Reichstage gegen eine kräftige Entwicklung unsrer Marine zur Lösung der ihr von Anfang an gestellten Aufgaben in Kriegs- wie in Friedenszeiten finden werde. Dieses Vertrauen erwies sich leider später als trügerisch. Wollte nun die Reichsregierung nicht für unabschbare Zeit auf den durch die allgemeine Weltlage, durch die Machtstellung des Reichs und das Schutzbedürfnis seines Handels und seiner Kolonien immer dringender gebotenen planmäßigen Aufbau der Flotte verzichten, so mußte sie sich nach den in den letzten Reichstagsessionen gemachten Erfahrungen des Vorgangs von 1867 wieder erinnern und denselben Weg oder einen ähnlichen einschlagen, wie ihn seinerzeit die gesetzgebenden Mächte des Norddeutschen Bundes als politisch ratsam und als verfassungsmäßig zulässig angesehen hatten.

Wird nun etwa dem Deutschen Reichstage in dem heute seiner verfassungsmäßigen Zustimmung unterliegenden Flottengesetzentwurf eine weiter gehende Bindung seines Budgetrechts zugemutet, als die war, die die große Majorität des Norddeutschen Bundes nicht nur für zulässig ansah, sondern in die im nationalen Interesse zu willigen — um mit den Worten Lasfers zu reden — sie für eine verfassungsmäßige Verpflichtung der Volksvertretung hielt? Das Gegenteil ist der Fall. Denn hatte der Abgeordnete Twisten im Jahre 1867 an dem ursprünglichen Anleihegesetzentwurf bemängelt, daß dieser die erste der in der zehnjährigen Periode jedenfalls zu bewilligenden Anleihequoten nicht von vornherein enthielt, und daß die Höhe dieser Quote nur aus den Motiven zu ersehen war, und wurde deswegen ein entsprechender Zusatzparagraph beschloffen, dessen verpflichtende Folgen für alle kommenden Etatsjahre während der zehnjährigen Periode vom Reichstag anerkannt wurde, und ließen das Anleihegesetz und der Plan von 1867 der Marineverwaltung für die Ausführung des in den Motiven niedergelegten Planes

die größtmögliche Freiheit: so sieht die heutige Regierungsvorlage im Gesetze selbst nicht nur die Frage der Bewilligung der für die Ausführung des neuen Flottengründungsplans erforderlichen Mittel vor, sondern kleidet auch alle wesentlichen Einzelheiten dieses Planes selbst in Gesetzesparagrafen. Außerdem aber steht im Flottengesetzentwurf der gesetzliche Bindung des Budgetrechts des Reichstags die im Flottengründungsplan von 1867 nicht gegebene und auch später nie beantragte gesetzliche Organisation der Marine und die gesetzliche Bindung der Marineverwaltung gegenüber. Es darf daher mit aller Bestimmtheit angenommen werden, daß die Majorität des Norddeutschen Reichstags von 1867 — wenn sie heute im Deutschen Reichstage säße — den Flottengesetzentwurf vom Standpunkte des Budgetrechts für noch unbedenklicher ansehen würde als den damaligen Flottengründungsplan und daher die jetzige Vorlage lediglich von dem Gesichtspunkte der materiellen Notwendigkeit der vorgeschlagenen Flottenverstärkung aus prüfen würde. Daß bei der nationalen Gesinnung der damaligen durch keine parteipolitischen zum Nachteil nationaler Interessen beeinflussten Reichstagsmajorität heute diese Notwendigkeit von ihr anerkannt werden würde, kann unmöglich bezweifelt werden.

In der „Deutschen Juristenzeitung“ Nr. 23 vom Jahrgang 1897 und Nr. 4 vom Jahrgang 1898 haben zwei bedeutende Staatsrechtslehrer, Professor Dr. Laband und Professor Dr. Arndt, dies näher dargelegt, wie wenig stichhaltig der jetzt von den Gegnern der Flottenvorlage noch festgehaltne Einwand sei, daß die darin beantragte Bindung des Budgetrechts des Reichstags wider die Verfassung verstoße; sie haben insbesondere auf die analoge Bindung der gesetzgebenden Mächte des Reichs, u. a. durch die Organisationsgesetze für das deutsche Heer hingewiesen.

Zu der Parteitaktik der Gegenwart gehört es aber, den lebenden Autoritäten auf dem Gebiete des Staatsrechts die subjektive Unabhängigkeit und daher die unbedingte Objektivität bei Beurteilung der in Betracht kommenden Verfassungs- und Rechtsfragen abzustreiten, und so werden diese Auffätze leider nur wenig Gegner überreden. Es schien mir deshalb nützlich, einmal an die Rechtsauffassung verstorbener rechtsgelehrter Reichstagsmitglieder zu erinnern, die bei ihren Lebzeiten und darüber hinaus bei allen Parteien als Autoritäten auf diesem Gebiet gegolten haben, vor allem aber die Auslegung und Anwendung des Budgetrechts durch die gesetzgebenden Gewalten des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs in den Jahren 1867 bis 1873.

Möchte es mir hierdurch gelingen, eine Lebensfrage des Vaterlandes fördern zu helfen!





Vorgehens, Welch umsichtiges Maßhalten! Wir haben lediglich in unserm Interesse gehandelt, keinem zuliebe, aber auch keinem zuleide. Unsere Interessen laufen parallel mit denen Rußlands, dessen Interessen in Europa nirgends die unsrigen durchkreuzen, und dessen natürliche Machtentwicklung wir als aufrichtige Freunde mit neidloser Sympathie begleiten; wir finden es begreiflich, „wenn Frankreich von Tonking aus neue Verkehrswege sucht,“ und wir denken nicht daran, „berechtigten englischen Interessen entgegenzutreten zu wollen.“ Überhaupt sind unsere Beziehungen zu keinem Staate getrübt worden, auch nicht zu England, mit dem wir für die Erhaltung des Weltfriedens und für den Kulturfortschritt gern zusammengehen wollen. Wir denken auch keineswegs an eine Teilung Chinas, die phantasievolle Leute schon in naher Zukunft erwarten, denn Herr von Bülow vermag nicht einzusehen, warum ein Reich, das schon seit 4377 Jahren besteht, nicht auch noch wenigstens 3000 Jahre weiterbestehen soll. Im Gegenteil, wir wollen China nicht erobern, wir wollen nur friedlich kolonisieren. Ebenso ruhig und besonnen urteilt er über die orientalische und namentlich über die kretische Frage. An diesen Dingen hat Deutschland kein unmittelbares Interesse; es will nur den Frieden und die Gerechtigkeit wahren, es hat deshalb das große Schwergewicht der deutschen Politik nicht zu Gunsten der Griechen in die Schale geworfen, da diese den Krieg vom Zaune brachen, und es ist nur soweit energisch aufgetreten, als es die Rechte der deutschen Gläubiger zu wahren hatte. Wer Gouverneur von Kreta wird, ist uns gleichgiltig; Deutschland wird jeden anerkennen, über den sich die übrigen Großmächte einigen werden, aber einen Druck auf den Sultan wird es nicht ausüben, und was aus Kreta schließlich wird, das ruht im Schoße der unsterblichen Götter.

Nun kann man daselbe in verschiedner Weise sagen. Herr von Bülow hat die glückliche Gabe, manches mit guter Laune in eine gewisse humoristische Beleuchtung zu rücken, wie die naive Frage, ob das chinesische Reich wohl noch lange bestehen werde; er schlägt gern mit leichtem Anklänge Dichterstellen an, wie am Schlusse der zweiten Rede das Citat aus Goethes Faust, und er weiß oft mit einem glücklichen bildlichen Ausdruck die Dinge zu sinnlicher Anschaulichkeit zu bringen, fast wie Bismarck. „Wir wollen niemandem im Wege stehen, aber wir verlangen auch einen Platz in der Sonne,“ sagte er schon im Dezember. „Ich kann nicht einmal beim Whist meinem Partner Aufschlüsse geben über jeden Trick,“ bemerkt er, um seine anfängliche Zurückhaltung in seinen Äußerungen über die chinesische Frage zu rechtfertigen. Ohne einen festen Punkt an der chinesischen Küste „würde deutsche Arbeit und Intelligenz für andrer Leute Acker den Dünger liefern, statt unsern eignen Garten zu befruchten.“ „Wir sind glücklich vorbeigekommen an der Schylla und der Charibdis menschlicher Entschließungen, Übereilung und Verschümnis.“ „Wir werden vorgehen Schritt für Schritt, nicht als Konquistadoren, aber auch nicht als



Kalkulatoren, sondern als tüchtige und kluge Kaufleute, die, wie weiland die Makkabäer, die Waffe in der einen Hand haben, in der andern aber die Kelle und den Spaten;" und sehr ergötzlich ist der Vergleich des europäischen Konzerts in der orientalischen Frage mit einem Orchester im Konzertsaal, „in dem wir (in Konstantinopel) die Flöte diplomatischer Einwirkung bliesen“; „doch, wenn Dissonanzen laut werden, legen wir die Flöte still auf den Tisch und verlassen den Konzertsaal.“ Dergleichen erweckt in dem Zuhörer sofort eine behagliche Stimmung, er fühlt sich dem Redner nicht nur als Geschäftsmann gegenüber, sondern menschlich nahe, und damit hat dieser seine Sache schon halb gewonnen.

Und der Erfolg? Der 8. Februar war für den Reichstag zwar kein großer Tag wie der 6. Februar 1888, aber ein guter Tag. „Sehr richtig!“ „sehr gut“; „lebhafter Beifall,“ „wiederholter Beifall,“ „große Heiterkeit,“ diese Bemerkungen folgen im Bericht einander in dichter Reihe. Sie machen den Eindruck, daß das hohe Haus in einer recht befriedigten, ja vergnügten Stimmung war, und das ist eine weit bessere Grundlage für vernünftige Beschlüsse als grämliche Verdrossenheit und altkluge Nörgelei. Dem entsprachen die Reden der Reichsboten. Vom rechten bis zum linken Flügel, von den Konservativen bis zu den Freisinnigen wurden Anerkennung und Zustimmung laut. Selbst Eugen Richter stimmte ein, ohne hinterdrein nein zu sagen. Wenn der Mann, der so manche tüchtige Seiten hat, nur noch zu der Erkenntnis durchdringen wollte, daß er mit seinem ewigen Neinsagen nur die Geschäfte der Todfeinde des „freisinnigen“ Bürgertums besorgt, und daß der öde Doktrinarismus des „Freisinn“ im tiefsten Grunde reaktionär ist, reaktionär gegen jeden wirklichen Fortschritt Deutschlands zu fester nationaler Geschlossenheit und zur Stellung einer Weltmacht. Ob er selbst nur Freude hat an dieser verneinenden Thätigkeit? Man kann sich nicht denken, aber man könnte sich denken, daß er sie empfände, wenn er dazu hülfe, die unnatürliche Machtstellung des Zentrums zu brechen, die doch nur durch dies unnatürliche Bündnis des „freisinnigen“ Bürgertums mit den blinden deutschen Schildknappen des staatsfeindlichen Ultramontanismus aufrecht erhalten wird. Daß die Sozialdemokratie durch Babels Mund auch hier nein sagte, in stolzer Isolierung und in dem erhebenden Bewußtsein vollendeter Vaterlandslosigkeit, das entsprach zwar ihrem immer noch gläubig nachgebeteten Dogma, war aber durchaus unvernünftig, denn es war keine Vertretung des vierten Standes, dessen Geschäfte die Herren zu führen behaupten, sondern ein Verrat am vierten Stande, dessen eigenstes Interesse die Ausbreitung unsrer Absatzmärkte ist. Was die Öffnung Chinas für Europa wirtschaftlich bedeutet, das kann heute noch kein Mensch sagen; das aber kann man heute schon sagen, daß sie unvermeidlich geworden ist, und daß Deutschland nur die Wahl hat, entweder müßig zuzusehn und alles wieder einmal ändern zu überlassen, oder mitzuthun. Wie so

oft zeigt es sich auch hier, daß die nächstinteressirten ihr eigenstes Interesse zuweilen am allerwenigsten verstehen.

Jedenfalls waren die ganze Verhandlung und im besondern die Reden des Staatssekretärs eine vortreffliche Einleitung zur Beratung der Flottenvorlage, denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Zum Schlusse seien noch zwei Fragen erlaubt, von denen freilich Herr von Bülow nur die zweite wirklich beantworten könnte, denn die erste richtet sich vor allem an die deutschen Kapitalisten: Wie kommt es doch, daß sich deutsches Kapital für jede noch so fragwürdige fremde Anleihe, für Griechen und Argentinier so leicht findet, und daß es auch jetzt offenbar ohne jede Schwierigkeit gelingen wird, das nötige Kapital für deutsche Eisenbahnen, Hafenanlagen und Kohlenbergwerke im fernen China zu beschaffen, daß es dagegen in unsre afrikanischen Kolonien, die es vor allem bedürfen, so spärlich und schwerfällig fließt? Die unentbehrliche Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk muß aus Reichsmitteln erbaut werden, und die nicht minder nötige ostafrikanische Linie ist in der Küstenzone stecken geblieben, während die Engländer von Mombas aus ihre Eisenbahn schon mehrere hundert Kilometer weit ins Innere nach dem Viktoriassee zu geführt haben und sich gelegentlich das Vergnügen machen, deutsche Marineoffiziere auf ihr eine Strecke spazieren zu fahren, damit diese recht deutlich sehen, was englische Thatkraft vermag und deutsche Lässigkeit versäumt. Es scheint doch, als ob unsre kapitalkräftigen Kreise noch immer am liebsten nur dort etwas wagen wollen, wo eine gute Verzinsung in kurzer Zeit sicher ist, also nichts zu wagen ist, dort aber nicht, wo eine solche erst nach längerer Zeit zu erwarten steht. Herr von Bülow würde das vielleicht als Kalkulatorensstandpunkt bezeichnen, man könnte auch von Krämerart reden, und jedenfalls ist es ein Rest alter Angstlichkeit aus der alten schlechten Zeit, es ist nicht kaufmännisch in dem guten Sinne wie die Engländer jetzt verfahren, wie unsre Hansenten vor alters verfahren sind, und wie Herr von Bülow in China verfahren will. Hoffentlich ändert sich jetzt auch das, nachdem die Caprivische Mattheitigkeit in der Kolonialpolitik überwunden ist und einem frischen Zuge Platz gemacht hat, der Vertrauen einflößt.

Die zweite Frage ist diplomatischer Art. Herr von Bülow hat wieder von „unsrer Uninteressirtheit in orientalischen Dingen und in der Mittelmeerfrage“ geredet. Entspricht das mehr der Tradition oder den Thatfachen? Vor zwanzig Jahren mag es noch richtig gewesen sein, ist es das noch heute? Unsre großen Dampferlinien durchkreuzen das ganze Mittelmeer, unsre Flagge ist in Neapel und Genua zu Hause, seit 1868 bestehen blühende deutsche Ackerbaukolonien der württembergischen Templer im südlichen Palästina, die zukunftsreichen anatolischen Bahnen sind mit deutschem Gelde gebaut und stehen unter deutscher Verwaltung, unsre Offiziere haben die türkische Armee so trefflich organisirt und geschult, daß sie die griechische Zuchtlosigkeit mit leichter Mühe niederwarf, und was mehr

bedeuten will, ohne jede Schwierigkeit mobilisirt werden konnte. Und da sollen wir keine Interessen im Mittelmeer haben? Vielleicht keine territorialen, aber sind sie denn in China wesentlich territorialer Art? An einen nahen Zerfall der Türkei glauben wir freilich nicht recht. Die Auflösung des Reichs in Europa wird allerdings wahrscheinlich weitere Fortschritte machen, weil es eben unmöglich geworden ist, daß christliche Völker unter mohammedanischer Herrschaft stehen, so wenig erbaulich die Zustände der befreiten Völker sein mögen, und weil die Mohammedaner, Türken und Araber zusammen, zu schwach an Volkszahl sind, um das ganze ungeheure Reich gegen rebellische Unterthanen und auswärtige Angriffe mit den Waffen zu behaupten. Aber warum sich ein türkisches Reich nicht in Asien erhalten sollte, wo die Mohammedaner nicht das Herrenvolk, sondern den Stamm der Bevölkerung, die Christen kleine verstreute Minderheiten bilden, warum Kleinasien notwendig russischer, Syrien etwa französischer Herrschaft verfallen soll, das ist bei der unzweifelhaften Tüchtigkeit, namentlich des Türkenvolks, nicht einzusehen. Es ist recht wohl möglich, daß das osmanische Reich, wenn es im wesentlichen auf Asien und in Europa etwa auf die Umgebung von Konstantinopel (das ja nicht Hauptstadt zu bleiben brauchte und auch vor 1453 nicht gewesen ist) beschränkt wäre, ein sehr haltbares Gebilde würde, zumal wenn es europäische Kultur-elemente in sich aufnähme, etwa wie Ägypten. Und warum sollte dabei Deutschland nach so glücklichen Anfängen nicht eine Hauptrolle spielen können? Denn eine Vergrößerung unsrer beiden Nachbarmächte auf türkische Kosten liegt doch wahrhaftig nicht in unserm Interesse. Der Gedanke, das teilweise so herrliche und fruchtbare Kleinasien mit deutschem Kapital und deutscher Arbeit aus seiner Verwahrlosung wieder emporzubringen, ist, nachdem ihn Ludwig Roth und Hellmut von Moltke schon vor mehr als sechzig Jahren zuerst ausgesprochen haben, neuerdings wieder mit besondrer Lebhaftigkeit vertreten worden und hat jetzt in zwei landkundigen jungen deutschen Offizieren in einem besondern Werke beredte Verfechter gefunden.\*) Sie geben keine zusammenhängende Schilderung von Land und Leuten, vielmehr werden Tierleben, Kulturpflanzen, Mineralschätze, Bodengestaltung und Gewässer des Landes im einzelnen mehr vom naturgeschichtlichen Standpunkte aus dargestellt unter Hinzufügung ihrer türkischen und griechischen Namen und nach ihrer praktischen Kulturbedeutung besprochen, was natürlich auch zu manchen allgemeineren kulturgeschichtlich interessanten Erörterungen und Schilderungen Veranlassung giebt, wie z. B. über Viehzucht, Landbau, Seidenindustrie oder über den „Absentismus“ der türkischen Großgrundbesitzer Kleasiens, der einen großen Teil der Schuld an

\*) Kleinasien's Naturschätze vom wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkte. Von Karl Kannenberg. Mit Beiträgen von Schäffer. Mit 31 (meist vorzüglichen) Bildern und 2 Plänen. Berlin, Gebr. Bornträger, 1897. XII und 278 S.

seiner Verödung trägt. Das Ganze ist also mehr eine Stoffsammlung als eine Darstellung, aber eine sehr sorgfältige und vermutlich praktisch besonders brauchbare Sammlung.

Das Interesse für Kleinasien als Zukunftsland deutscher Arbeit ist also erwacht, und uns scheint, als ob es an der Zeit sei, daß auch die große Masse der politisch interessirten Deutschen sich daran gewöhne, an unsre Mittelmeerinteressen zu glauben. Wie sie von oben her zu fördern sind, das zu sagen maßen wir uns nicht an, aber Herr von Bülow ist sicherlich nicht umsonst Botschafter in Rom gewesen, und wenn der Kaiser in diesem Jahre nach Jerusalem geht, der zweite Träger der deutschen Kaiserkrone, der die heilige Stadt betritt, dann wird der ganze mohammedanische Orient wiederhallen von dem mächtigen Sultan des Abendlandes, der als Freund des Khalifen kommt, nicht als Feind des Islam. Soll dieser Eindruck, diese ganze Gunst der Lage unbenutzt bleiben? Vielleicht mischt Herr von Bülow schon die Karten zu einer interessanten und glücklichen Whistpartie. Jedenfalls dürfen wir auch hier volles Vertrauen haben. Bei dem deutschen Erfolg in China haben sich weltumspannende Weite des politischen und wirtschaftlichen Gesichtskreises, umsichtige Benutzung der Weltlage und Energie der Durchführung so glücklich vereinigt, daß keine Macht Widerspruch erhoben hat, und daß jeder die Überzeugung gewinnen muß: die auswärtige Politik des Deutschen Reichs liegt in den Händen der rechten Männer. \*



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böglinger“

(Fortsetzung)

### 8. Reif zur Ernte



Reif zur Ernte. Ein altes Lied und ein langes Lied von kühn schweifender Modulation, das nicht ausgesungen werden kann. Reif zur Ernte! So klingt dem Landmann nach dem Sichelmarkt das Rauschen des goldigen Ährenfeldes im Ohr als beglückender Gesang. Bald wie Strenengesang, bald wie Richterruf trifft es den Menschen, ob Jüngling, Greis oder Säugling: Reif zur Ernte! Denn der Mensch ist begehrlieh und doch auch wie Gras, ein aufgegangnes Körnlein im Völkeracker. Aber jedes Menschenherz ist wieder ein besonders bestellter Acker, ein Mutterboden mit wunderbarer Saat von tausenderlei Samen. Und je nach der Beschaffenheit des Mutterbodens und der Witterung kommt da zur Reife eine



Distelernte, oder besser und besser bis hinauf zur tausendfältigen Weizenernte. Der Same der Liebe und des Hasses fällt da hinein in den Mutterboden des Herzens, der Same der Hoffnung, Geduld, Bescheidenheit, Selbstverleugnung — der Selbstsucht, des Hochmuts, der Ungebuld, Verzagung und Verzweiflung; o wer könnte alle die Gräser und Kräutlein, Hecken und Schlinggewächse aufzählen, deren Samen da keimen und wachsen! Die vermaledeite Welt hat viel schlimmen Samen, und der Wind steht ihr nur gar zu gern zu Diensten.

In das Madlenenherz hatte er viel des bösen Samens getragen. Aber trotz Graupelwetter und Unkraut hat die Saat der Liebe zwischen den stützenden Stengeln der Bescheidenheit, Selbstverleugnung, Geduld und Hoffnung die Übermacht gewonnen, und es klang nun in diesem Herzen berauschend das alte, ewige Lied: Reif zur Ernte!

Aber der Herr der Ernte, der Frieder, kommt nicht; und Madlene trägt ihm die Ernte nicht zu. —

Das Korn auf dem Nilzmannsacker war von der Madlene am Sonntag vor dem Sichelmarkt als reif zur Ernte erkannt und am Tag nach dem Sichelmarkt auch geschnitten worden. Da hatte beim Schneiden die Madlene, die sehr „aufgeräumt“ gewesen war, dem Kleinen vom Döhlerklätterle her ein paar Holzäpfelchen zugeworfen. Und der Kleine hatte, ohne sich aufzurichten, in ganz neuer Melodie mit ungewöhnlich langgedehntem i gefragt: Ich? Er hatte sich nicht aufgerichtet, weil sonst Himmel und Erde um ihn herum hätte bemerken können, wie er feuerrot geworden war. Die Sicheln hatten aber darnach beim Halmburchschneiden viel lauter gesungen, und das hatte den Kleinen mehr geärgert als die Holzäpfelchen, sodaß er immer eifriger drauflos schnitt. Und je lauter seine Sichel sang, desto rackriger wurde er, sodaß er herausplakte: Ich könnt zum Türkendres bald Schwager sagen, sagen die Leut.

Gegen dies Geschloß war jedoch Madlene nunmehr gehörnt. Und ich Mann! hatte sie schnell erwidert.

Was is denn mei Sogen!

So war der Türkendres in dem Müsershaus schon zum Spielball des Mutwillens geworden. Wenn man aber den Teufel an die Wand malt, läßt er nicht lange auf sich warten. Es war noch nicht alles bewältigt, was reif zur Ernte war, da erschien plötzlich der Türkendres. Als er in selbstgefälliger Nachlässigkeit zum erstenmal durchs Dorf ging, strichen die Schwalben vor ihm durch die Luft mit dem Schreckruf: Ziwitt! Ziwitt! als hätten sie die Gegenwart eines Falken oder einer Rahe anzuzeigen; die prahlerische gelbe Uhrkette mochte sie gereizt haben. Die alte Dorflinde schüttelte ihr ehrwürdiges Haupt und rauschte es über die Dächer hinweg den Holunderbäumen hinter den Scheunen und Backöfen zu: Der Türkendres ist da! daß sie zusammenschauerten. Und unter den Dächern und auf der Gasse, in Gärten, Flur und Wald ging es von Mund zu Mund: Der Türkendres ist da!

Seit vierzehn Tagen hatte der Rödersfrieder seine Krücke zwar hinter den Kleiderischrank gelehnt; aber zu einer Flucht vor dem Ruf: Der Türkendres ist da! war sein Bein doch noch nicht tüchtig genug. Er mußte das Unabänderliche über sich ergehen lassen, wie sehr er auch dabei litt.

Am Sonntagnachmittag brannte er sein Pfeisichen an, ging zur hintern Thür hinaus durch den Obstgarten und freute sich der reichen Apfeltracht, mit der ihn die treuen Bäume anlachten. Es war recht heiß; seine Hemdärmel leuchteten, und seine pelzverbrämte Mütze mit der Goldtroddel war just noch so schön wie vor acht Jahren, und es zog ihn hinten auf der Wiese nieder in den Schatten der

Hecke, wo ihn einst die Madlene mit dem Grasshalmlein unter der Nase gekitzelt hatte. Auf demselben Wiesenpfad, wo damals die Madlene herangekommen war, näherte sich jetzt die Matthesensbärbel. An einem lieben Sonntag plaudert sichs doch noch besser als bei der Arbeit. War das Plaudern für die Bärbel an den Wochentagen nur Arbeitswürze, so konnte sie sich ihm am Sonntag als Selbstzweck mit völliger Hingabe widmen, und darum verfiel an diesem Tag ihrem Mundwerk ein Kreis von viel beträchtlichem Radius — räumlich und persönlich. Räumlich lag der kommenden Bärbel der Höbersrieder ja wohl nahe; aber seine Person lag ihr doch eigentlich fern. An einem Werkeltag wäre er vielleicht verschont geblieben; aber heute fiel er in den Kreis des Bärbelbedürfnisses.

Ruht sichs gut, Frieder? Wollt einmal nach meinem Haser guck drobn am Bart, ob wir ihn morn schneiden können. Ist heut wieder recht warm. Hastis schon gehört? Der Türkendres ist da! Man sollts doch nit mein'n, wie der Mensch sein Glück machen kann, wenn er in die Welt geht. Du lieber Gott! Wie er noch in die Schul ging — du liebe Zeit! Da kam er manchmal zu mir geschlichen, weil ihm vor Hunger der Magen krumm hing. Nun guck ihn alleweil an! In Nürnberg hätt er Pferde und Kutschen verkauft, weils bei uns kein'n ordentlichen Pferdestall gäb. Sollt mans denn mein'n? Er spielt mit den Goldstücken, wie wir nit mit den Pfennigen.

Sie stemmte beide Hände auf die Hüften und machte bei jedem Kraftausdruck eine Verbeugung.

Er will gewiß um die Müsersmadlene anhalt. Die Madlene hätt ihn vor acht Jahrn schon gern genommen, wenns ihre Leut hätten gelitten. Derwegen wär er in die Fremd. Alleweil ist sie ihr eigner Herr; und der ewig Reichtum! Herr Jeses! Da braucht er nit erst groß um sie anzuhalten. Hat das Weiberleut Glück! Es ist drüberaus!

Ja! sagte der Frieder und wandte sich seinem Haus zu. Die Bärbel rief ihm noch nach: Na, die Triltshendristel ist auch nit ganz ohne!

Es litt den Frieder nicht im Haus. Er schritt bald wieder durch den Obstgarten, über die Wiese, an der Feldlehne empor; unter dem Pelzgebräm setzten sich Schweißperlen an auf der Stirn. Immer höher stieg er, über die Kartoffelfelder hinaus zwischen Wacholberbüschen und rotblühendem Heidekraut aufwärts, daß ihm dicke salzige Tropfen über die Wangen rannen.

Da saß er wieder auf der Höhe wie vor acht Jahren und schaute in die Welt hinaus. Und der Flug seiner Gedanken riß ihn bis nach Wien. Da sah er Menschen rennen in den Straßen und Kutschen fahren. Aus einer mit rotem Plüsch ausgeschlagenen machte ihm der Türkendres eine lange Nase. Die Höhe des Stolzes, auf der sich Frieder bis zur Stunde tapfer behauptet hatte, begann zu schwanken, daß der Unglückliche trunken hinabstürzte in die Tiefe. Es dauerte geraume Zeit, ehe ihm das Bewußtsein wiederkehrte. Er fühlte sich aufgerichtet, von zwei starken Armen fest umschlungen, gepreßt an einen mächtig wogenden Busen. Madlene! schrie Frieder auf, laut, daß es den Berg hinabschallte wie ein Hilferuf.

Frieder erschrak vor seiner eignen Stimme, und es war ihm, als erwache er aus einem Traum. Seine Seele loderte glühend auf und hing an einer leuchtenden Mädchengestalt und laß aus der Blüte des Leides unter zitterndem Tau himmlischer Offenbarung der Keuschheit und Reine, der sich das Gemeine und Niedre, Verwüstung und Schmutz nicht nahen dürfen. Und Frieder erhob sich; seine Wangen brannten, sein Auge flammete Begeisterung, und er streckte die Arme empor und rief: Es kann nicht sein, Madlene!

Wie ein Prophet, der auf dem Berg die Weihe empfangen hat, schritt Frieder gestärkt in Vertrauen und Hoffnung abwärts — gewappnet und gefeit gegen das Geschrei: Der Türkendres ist da!

Just zu derselben Zeit, da Frieder von der Höhe seines Stolzes hinabgestürzt war in die Tiefe des Unbewußtseins und dann erwachend sich an einen gewaltigen Busen gepreßt fühlte, daß er laut Madlene! rief, saß Madlene auf der Tischdecke vor dem Fenster und nähte mit rotem Zwirn die Anfangsbuchstaben ihres Namens unter dem Brustschlitze in neue Hemden.

Der Kleine machte heute den Sonntagsflurgang, der Große saß am „Birro“ vor seinem Schreibkalender. Der Kater schnurrte auf dem warmen Südgeltendeckel, und die Schwarzwälderin schlug den Takt dazu. Sonst war es still im Müsershaus, ja feierlich wie in einem Tempel.

Aber die vermaledeite Welt! Es pochte an der Stubenthüre. Madlene hatte nicht gesehen, wer zur Hausthür eingegangen war, denn sie saß am Fenster auf der andern Seite.

Herein! rief der Große.

Der Türkendres trat ein. Guten Tag! Was macht ihr denn, ihr Leute? Da wärn wir. Hat länger gedauert, als ich dacht.

Der Große war aufgefahren von seinem Pult und begrüßte den Eintretenden; aber Madlene neigte sich tiefer, als wären ihr die Augen auf einmal blödd geworden zum Nähen. Da schlug ihr der Türkendres mit seiner breiten Hand auf die Schulter und fuhr ihr mit der andern Hand ans Kinn, als wollte er das abgewandte Antlitz zum Anschauen seiner wichtigen Persönlichkeit zwingen.

Die lieb Unschuld! sagte er lachend, verstell dich doch nit!

Das letzte Wort war kaum gesprochen, da war auch Madlene schon zur Thür hinaus.

Nun pflanzte sich der Türkendres auf einem Stuhl am Tisch auf, schlug die ausgestreckten Beine über einander und ließ die Finger der einen Hand auf der Mitte des Tisches spielen wie die Hämmer einer Ölmühle, während der andre Arm nachlässig über die Stuhllehne hinabhing.

In Wien ist das anders. Davon habt ihr Leute freilich keinen Begriff. Da regnets Geld, wenn mans versteht.

Ist auch in Schlessien anders wie hierzuland. Die Zeiten kommen nit wieder.

Hahaha! Bessere Zeiten jezt! Zum Exempel ich. Heringegen muß mans verstehn. Als ich mit dem Ibig-Meyer Kompanie hatt, da hats geslutscht. Schlessinger, du hättest Sprüung gemacht wie ein jung Bockle, hättest du das Geld gesehn, straf mich Gott!

Ibig-Meyer? Das war doch gar kein Christ nit!

Christ hin, Christ her! Hättn sie ihn nit geklemmt, wir hättn heut noch 's Geschäft zusamman.

Geklemmt? War wohl ein Spizbub?

Spizbub hin, Spizbub her! Aber 's Geschäft hat der Mann verstandn. Dem war kein Weibsbild zu schön und zu schlau, kein Mannskleit zu vornehm. Der angellte Leut, die kein andrer machte, Gott straf mich! Aber ohne mich hätt ers auch nit gekonnt, das muß ich sogn. Heringegen hat er falsch mit mir geteilt. Da hab ich ihn halt klemmn lassen, den dämischen Kerl. Ihr habt ja da ein ganz neu Birro?

Wir habn unsern Spaß dran. Und gut ist's auch; ich kenn die Welt!

Kann schon sein. Ja, du bist auch draußen gewesen. Aber Schlessien ist

halt doch in Wien. Heringegen thäten wir beide schon eher zusammen passen. Du bist auch ein intelganter Kerl. Wenn wir Kompante machten, sollt das Birro bald schwerer werden. Aber da könnt man sich schon helfen. Wir ließen ein Bezirchloß anbringen. Später würden wir freilich einen eisernen Geldschrank haben müssen. In Wien hab ich dergleichen gesehn. Die wirds in Schlesien noch nit gegeben habn.

Eiserner Geldschrank? Ganz gut; denn ich kenn die Welt! Aber ein Bezirchloß habn wir schon.

Der Türkendres schlug mit der Faust auf den Tisch. Nit möglich! Er sprang auf und schlug den Großen auf die Schulter. Du bist mein Mann! Ein intelganter Kerl, wie ich ihn brauchen kann!

Geschmeichelt drehte sich der Schlesinger um nach seinem offenen Birro und zog von einem Fach ein Schlüßfeldchen ab. Da, Dres! Du warst ja in Wien; schließ einmal auf!

Foxen! Mir ein Leichtes!

Der Türkendres probirte es so und so, und wieder anders: er war aber nicht imstande, das Schloß zu öffnen.

Hätt nit gedacht, daß mir der Schlesinger über wär, sagte er und reichte mit respektvoller Miene das Schlüßfeldchen dem Großen.

Ich kenn die Welt! Und nun gieb acht! Dreimal rechts, zweimal links, einmal rechts, dreimal links!

Da sprang das Kästchen heraus, daß die Weieraugen des Türkendresen die Thalerrollen liegen sahen. Es war nur ein Augenblick, aber der scharfe Beobachter wußte gerade genug. Als hätte er kaum Notiz davon genommen, wie mit viel wichtigern Gedanken beschäftigt, erfaßte er den Schlesinger am Arm, drehte ihn von seinem Birro ab und redete mit schwacher Stimme, aber eifrig in ihn hinein.

Possen das! Es liegt mir sehr an, ein Wort mit der Madlene zu reden. Wir sind nun einmal in einander verschamerirt; alle Deut reden davon. Dem Tröbel muß ein End gemacht werden. Ein Mann wie ich! Nun, du kennst das. Und wir müssen es zum eisernen Geldschrank mit einander bring. Da steh ich davor! Ein intelganter Kerl wie du hat mir gesehlt bis dato. Wo ist denn das Mädcl?

Wird obn sein, im obern Stüble.

Sol sie herunter, wollns fertig machn!

Dabei hatte der Türkendres den Schlesinger bis an die Thür bugfirt. Der Große ging. Der Türkendres war allein, das Birro stand noch auf, und das Bezirchschlüßfeldchen steckte noch am Kasten.

Elastisch wie eine Nahe, die funkelnden Augen auf das Schlüßfeldchen gerichtet, schoß der Türkendres nach dem Birro, zog das Bezirchschlüßfeldchen ab und aus der Tasche ein etuiartiges Ding, das sich alsbald in seinen Hälften aus einander that. Es umfaßte zullappend das Schlüßfeldchen, und nach einem Druck ging es wieder aus einander. Dann wurde das Schlüßfeldchen wieder an sein Bezirchloß gesteckt, und das Wachsfutteral mit einem Abdruck verschwand in der Brusttasche des Türkendresen. Das war alles sehr rasch gegangen. Der saubere Freierrsmann holte aus einer andern Tasche eine Brieffafel und trug gewissenhaft ein: dreimal rechts, zweimal links, einmal rechts, dreimal links. Nun saß er wieder ölmühlspielend am Tisch mit gestreckten Beinen und baumelndem Arm. Die Rollen hinter dem Bezirchloß hielt er einstweilen für reif zur Ernte. Gerät die große Ernte, gehen sie ohnedies mit. Und die muß geraten. Das dumme Mädclen muß nur erst erkannt haben, daß sie den reichen Andreas Höpfstein aus Wien zum Freierrsmann hat, der



in Nürnberg Kutsche und Pferde verkauft hat, weiß in dem lumpigen Nest keinen Pferdestall giebt. Ist sie kopulirt, tritt der Schlesinger in Kompanie, das Anwesen wird verkauft, dem Kleinen ein X für ein U gemacht, und hei! gehts nach Wien mit einem schönen Sümichen und einem feinen, frischen Stück Ware, das man für ein zweites schönes Sümichen an den Mann bringt, wenn der Bruder in einem Gasthof vergeblich auf die Rückkunft des jungen Ehepaares wartet. Wir sind in Wien gewesen und haben den Ibig-Meyer klemmen lassen. Wir werden doch die dummen Leutle da auch zu klemmen wissen! Sie bleiben lang aus. Die Madlene ist zu dumm! Aber beim Schlesinger haben Kompanie und eiserner Gelschrank verfangen. Er ist ein intelganter Kerl; wird ihr schon den Kopf zurecht setzen. So spielten die Gedanken des Türkendresen wie eine Fuchsfamilie in der Dämmerung auf einsamer Waldwiese.

Endlich tritt Madlene ein. Sie schreitet mutig heran, daß der Saum ihres Kleides fast die in die Luft sturzenden Fußspitzen des nachlässig sitzenbleibenden Türkendresen berührt, und fragt mit fester Stimme: Da bin ich; was soll ich?

Der Große lehnt an dem Klinkeposten der Stubenthür, als hätte er einer Flucht vorzubeugen.

Du sollst nichts, erwiderte der Türkendres. Ist es dir nicht genug, daß ich da bin, der reiche Andreas Höpflin aus Wien? Ein Mann wie ich fragt nur: Willst du, oder willst du nicht? Fünzigtausend Gulden stehen hinter mir. Wien steht vor uns. Du kannst eine Dame spielen, wenn du willst, Gott straf mich! Heringegen setzt sich in dies Lumpennest la Wiener, wie ich nunmehr einer geworden bin. Habs mir anders überlegt, wie ich dir geschrieben hab, daß wirs machn wollten. Ich konnt die glänzendsten Partien machen. Aber nein! Heringegen fehr ich zu meiner Jugendliebe zurück. Du brauchst bloß ja zu sagen. Ich hab schon mit Grafen zu thun gehabt, Gott straf mich! Das mußt du wissen. Heringegen aber geht mir über alles meine Jugendliebe. Wenn dir das a reicher Wiener sagt, schlägst du wohl ein.

Dabei sprang der Türkendres auf, und sein Gesicht glänzte wie Wagenschmiere, und er hielt der Madlene die Rechte hin.

In das Antlitz der Madlene trat die Röte der Empörung. Dres, du bist mir zu schlecht! Geh du nach deinem Wien; ich bleib in meinem Lumpennest! Und du, Großer, schließ das Birro zu und, wenn der da fort ist, die Hausthür auch noch!

Weg war sie.

Ungebildetes Weibslent! schrie der Türkendres. Keine Ahnung gehabt von solcher Noheit! Hätt mich gehüt't. Hahaha! Fünzigtausend Gulden, Bettelpack! Hahaha!

Die Thür slog hinter dem Türkendresen zu, daß der Kater, der sein Schnurren längst eingestellt hatte, vom warmen Südgelstendeckel herunter sprang und an der Stubenthür hin- und herstrich, als gäbs da was zu heilen.

Aber der Große schloß verblüfft sein Birro und steckte den Schlüssel ein. Dann ging er, eifrig schnupfend, in der Stube auf und ab und fühlte öfter nach, ob er den Birroschlüssel wirklich eingesteckt habe. Denn er hatte heute die Schlüsselwoche angetreten.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Parlamentarismus. Nichts erscheint natürlicher, als daß ein Österreicher im Jahre der Obstruktion, des ewigen Ausgleichs und der weltgeschichtlichen Studentenkappen über das Wesen und die Lebensbedingungen des Parlamentarismus nachdenkt. Möglicherweise wird aber nirgends weniger darüber nachgedacht als gerade in Österreich, und wir glauben dem Freiherrn von Offermann, der soeben (bei Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig) eine Broschüre über den Gegenstand herausgegeben hat (Parlamentarismus contra Staat in unsrer Zeit), wenn er in einer Vorbemerkung schreibt: „Die nachfolgende Arbeit versucht, das Krankheitsbild des modernen Parlamentarismus festzustellen, und die Ereignisse, die wir eben in Österreich durchleben, sind keine üble Verifikation der gewonnenen Resultate. Dieses Zusammentreffen ist aber ein rein zufälliges. . . . Auch dürfte dies zufällige Zusammentreffen der Aufnahme unsrer Arbeit hier eher ungünstig als günstig werden.“ Selbstverständlich beginnt er mit England. Sich meistens an Gneist anlehnd, jagt er nichts bisher unbekanntes, aber es gelingt ihm, in seiner Darstellung das Wesen des englischen Parlamentarismus sehr klar hervortreten zu lassen. Das englische Unterhaus war in seiner Blütezeit bekanntlich die Vertretung der herrschenden Aristokratie, einer in Nationalität, Religion, Berufsstand und Interesse vollkommen gleichartigen Aristokratie, deren einander in der Regierung periodisch ablösende Parteien nicht die Vertretungen von Klassen oder Berufsständen, sondern nur Familiengruppen waren. Offermann legt ein besonderes Gewicht darauf, daß diese Aristokratie ihre Stellung im Staate nicht ihrem Grundbesitz, sondern den ihr vom König übertragenen Ämtern verdankte, daß sie sich das Recht auf diese Stellung durch unentgeltliche Verwaltung von Gemeindeehrenämtern immer neu verdiente, und daß sie auf Privilegien keinen Anspruch machte; daß ferner das Parlament im Grunde genommen nur die Vereinigung der Kommunen war, und daß der Parteiwchsel keinen Einfluß auf die Verwaltung hatte, da die Vergebung der meisten Ämter der Regierungswillkür entrückt war; durch die wohlorganisirte Selbstverwaltung und die Jury war die persönliche Freiheit jedes Bürgers gesichert und der politischen Verfolgung der Weg versperrt. Jedermann weiß, daß die festländischen Parlamente ganz anders entstanden, anders beschaffen und in einen ganz andern Staatsorganismus hineingepflanzt worden sind, und daß daher außerhalb Englands die Lebensbedingungen einer parlamentarischen Regierung fehlen.

Offermann findet nun den Grundfehler der festländischen Verfassungen darin, daß sie auf einer Verwechslung und Vermischung der beiden Begriffe Staat und Gesellschaft beruhten. Unsrer Parlamente seien Interessenvertretungen. Das System widerstreitender Interessen aber, „das die Gesellschaft darstellt, kann nur durch etwas Höheres, Mächtigeres, durch den Staat überwunden werden. Seine Natur ist es gerade, zum Unterschiede der Gesellschaft, die gleichsam ein Gemenge aller Interessen ist, selbst kein Interesse zu haben und dadurch befähigt zu sein, das Interesse der einen gegen die andern zu schützen; er setzt in der Mannigfaltigkeit der Interessenkämpfe sowohl der Einzelnen als der Körperschaften, Stände und Klassen unter einander dasjenige als seine Aufgabe und einziges Ziel, was allen zugleich förderlich ist.“ Wir wollen nicht untersuchen, ob die hier gegebne Definition der Gesellschaft auf allgemeine Anerkennung zu rechnen hat, sondern beschränken uns auf den interessantesten Punkt. Es wird hier wieder einmal die Aufgabe gestellt, einen Staat zu konstruiren, der über den Interessen schwebt. Daran haben sich nun die

Geschlechter seit Jahrtausenden abgearbeitet, aber mehr als zwei Wege zum Ziel bis heute noch nicht gefunden. Der eine der beiden Wege führt zum orientalischen Despotentum. Die Gottheit schenkt einem Monarchen Land und Leute und gießt ihm die zum Regieren nötige Weisheit ein, entweder mit Hilfe einer Priesterzunft oder unmittelbar. Dieser Monarch ist dann der Staat und steht über den Interessen aller seiner Unterthanen, die, wie ungleich sie auch sonst sein mögen, doch als seine rechtlosen Knechte einander gleich sind. Stört nun ein Interessentkonflikt die Ruhe des Staats, d. h. des Monarchen, so läßt er die beiden Streitenden oder einen von ihnen einen Kopf kürzer machen, und die Ruhe ist wieder hergestellt. Der andre Weg führt zum Kommunismus. Wenn die Interessen einander entgegengesetzt sind, so kann es Maßregeln, die „allen zugleich förderlich“ wären, nicht geben. Soll also ein Staat möglich sein, der das Wohl aller gleichmäßig fördert, so müssen die Interessengegensätze aufgehoben werden, und das ist eben der Traum des Kommunismus. Oeffermann neigt mehr dem zweiten als dem ersten Wege zu, wie man aus den Forderungen sieht, die er an die Staatsgewalt stellt. Sie werde das Recht des Privateigentums stark modifizieren müssen; es bedürfe einer unablässig thätigen Gesetzgebung, nicht nur, um den Gegensatz der Bildung zwischen Besitzern und Nichtbesitzenden zu mildern, sondern auch, um den Arbeitern die Ansammlung eignen Kapitals zu erleichtern und ein menschenwürdiges Dasein zu sichern (S. 67). Als höchste Aufgabe des Staats bezeichnet er „die Herstellung gleicher Bedingungen für alle persönliche Entwicklung.“ Erst nach „gänzlicher Loslösung der Staatsidee von der Gesellschaft“ könne der Staat den Grundsatz „der freien Klassenbewegung verwirklichen, d. h. den Übergang der einzelnen aus der einen Klasse in die andre in die Kraft und Selbstbestimmung des eignen Willens und der eignen That der Person verlegen. Geburt oder zünftige Organisation der Arbeit dürfen keine Hindernisse mehr bilden“ (S. 71). Man sieht da wieder einmal, wie es nicht dasselbe ist, wenn zwei dasselbe sagen. Oeffermann fordert als Anfang der Besserung vor allem ein starkes Königtum; andre Leute fordern das auch, aber sie denken dabei etwas ganz andres.

In der That ist im Großstaat eine starke Regierungsgewalt, mag sie nun von einem Erblönig oder von einem gewählten Diktator geübt werden, unentbehrlich. Ob aber selbst der fähigste Regent die idealen Aufgaben zu lösen vermag, die ihm Oeffermann zuweist, ist eine andre Frage. Man wird zufrieden sein können, wenn es ihm gelingt, den Interessentkampf so weit in Schranken zu halten, daß er nicht zur Auflösung des Staats führt. Sich streng über den Parteien zu halten, ganz außerhalb des Parteikampfes zu stehen, wird ihm schwerlich gelingen, denn um aufs Ganze einwirken zu können, muß er sich eines Teiles als Mittels und Werkzeugs bedienen; eine Bureaukratie und ein Heer aber, die jede Fühlung mit den Berufsständen verloren hätten, würden bald in einen feindlichen Gegensatz zu diesen geraten, und wenn es zum Kriege zwischen Staat und Gesellschaft kommt, so muß der Staat den kürzern ziehen, denn er lebt von der Gesellschaft, während diese nur ihre Ordnung von ihm empfängt; ohne Ordnung leben kann man allenfalls, aber nicht Ordnung halten ohne zu leben. Die heutigen Schwierigkeiten rühren nicht von falschen Theorien her, sondern von der Größe und Volkszahl der Staaten und von ihren verwickelten Verhältnissen, oder — wie man das heute nennt — von der starken Differenzierung der Bildung, der Religionen, der Meinungen und vor allem der Vermögen und der Gewerbe. Oeffermann bemerkt ganz richtig, daß im Mittelalter in England der Staat mit der Gesellschaft zusammengefallen sei, ohne daß das üble Folgen gehabt habe, und daß heute, wo im Parla-

ment außer den Engländern auch die Schotten und Iren, außer der Staatskirche die Katholiken und die Dissenters vertreten seien, wo das Wahlrecht fast von allen Engländern ausgeübt werde, Industrie und Handel neben und vor dem Grundbesitz ihre Interessen geltend machten, daß da die alte englische Verfassung in die Brüche gehe. In einem durch natürliche Grenzen abgeschlossenen Lande, dessen Einwohnerschaft sich auf nicht mehr als zwei Millionen beläuft und fast ganz aus großen und kleinen Bauern besteht, in einem solchen Lande macht sich alles ganz leicht, mit jeder Theorie, wie ohne alle Theorie. In einem Staate dagegen, wie unser heutiges Deutsches Reich einer ist, können uns alle Theorien nichts helfen, auch nicht die von dem Gegensatz zwischen der schlechten selbstüchtigen Gesellschaft und dem guten selbstlosen Staate.

Ubrigens sind wir im Deutschen Reiche von dem reformirten Parlamentarismus, den Dffermann für die nächste Zukunft vorschlägt, gar nicht so sehr weit entfernt. Er spricht unsern zweiten Kammern, eben weil sie Interessensvertretungen seien, die Befähigung zur Gesetzgebung ab (ob die Herren von Bloek und von Kardorff derselben Meinung sein mögen?) und will besondere Gesetzgebungskammern eingerichtet wissen. Eine solche Kammer soll „die im höchsten Verwaltungs-, Gerichts- und Militärdienst und dazu noch die sonst in Theorie oder Praxis hervorragendsten Männer“ vereinigen. Das ist doch wohl eigentlich bei uns in Preußen-Deutschland der Fall. Alle wichtigern Gesetze werden von der Regierung, im Reiche von den verbündeten Regierungen vorgeschlagen, die sie von Sachverständigen haben ausarbeiten lassen. Manchmal wird die Ausarbeitung von den Ministerien besorgt, manchmal, wie beim bürgerlichen Gesetzbuch, von einer besondern Kommission, manchmal wird zu den Vorberatungen der ganz nach den Wünschen Dffermanns zusammengesetzte Staatsrat, manchmal eine Anzahl von Sachverständigen und Interessenten zu Räte gezogen. Die zweiten Kammern und der Reichstag ändern die Regierungsvorlagen nur ab, und schneiden diese Abänderungen der Vorlage zu tief ins Fleisch, so verleugnet die Regierung ihr verstümmeltes Kind. Die Regierung im Verein mit den von ihr ausgewählten Sachverständigen bleibt also die eigentliche Gesetzgeberin. Die Durchberatung der Vorlagen in den Parlamenten hat, abgesehen von wirklichen Verbesserungen, die eine größere Anzahl von Kritikern unter Umständen herbeiführen kann, hauptsächlich den Sinn und Zweck, die Regierung von einem Teil ihrer Verantwortung zu entlasten und die Gefahr von ihr abzuwenden, die darin liegen würde, wenn man ihr nachsagen könnte, daß sie dem Volke Gesetze aufgezwungen habe, denen die Mehrheit des Volkes widerstrebt. Die Unterhäuser sollen nach Dffermann ein beschränktes Budgetrecht ausüben, bei der Budgetberatung die Verwaltung kritisieren und dadurch die Regierung kontrollieren. Nun, das thun ja unsre zweiten Kammern und der Reichstag. Es handelt sich daher nur noch um eine formelle Differenz. Dffermann tadelt es, daß man dem vereinbarten Voranschlage, der doch nur ein Akt der Finanzverwaltung sei, die feierliche Form und den Namen eines Gesetzes gebe. Uns ist das auch immer wunderbar vorgekommen, aber viel Unheil richtet wohl diese ungenaue Ausdrucksweise, in der eine scheinbare Vermehrung der Rechte und Erhöhung der Würde der Volksvertretung liegt, nicht an. Endlich verlangt der Kritiker des Parlamentarismus, daß die Staatsbürger dem Staate an der Stelle eingegliedert werden, wo ihre lebendige Teilnahme am Gemeinwohl und ersprießliche Thätigkeit dafür möglich ist: in der Gemeindeverwaltung. Auch das geschieht bei uns; unsre Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz ist nicht genau das, was früher einmal die englische gewesen ist, sie leidet auch noch, wie alles Irdische, an vielen



Mängeln, aber sie kann sich in dieser unvollkommenen Welt schon sehen lassen. Nehmen wir nun noch hinzu, daß wir das, was man gewöhnlich unter Parlamentarismus versteht, die Parteilregierung, in Deutschland überhaupt nicht haben, so können wir sagen, daß der deutsche Parlamentarismus von der Dffermannschen Kritik eigentlich wenig getroffen wird. Der der romanischen Staaten freilich desto mehr, vom österreichischen nicht zu reden, von dem man vorläufig nicht weiß, ob er in Bisleithanien überhaupt noch vorhanden ist.



## Litteratur

Sie gut Württemberg allewege! Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. Erster Band. Heilbronn, Eugen Salzer, 1898

Wie sehr wir auch in politischen Dingen auf eine geschlossene, kräftige Reichseinheit dringen, so möchten wir doch nicht den Partikularismus, die Sonderinteressen der Stämme und Landschaften in der Dichtung und in den musischen und bildenden Künsten missen. Wir haben schon genug über das Eindringen der vielgepriesenen „modernen“ Kultur in die entlegensten Gebirgsgegenden und Heide-landschaften unsers Vaterlands zu klagen, über diese öde Gleichmacherei, die alles urwüchsige Volkstum so gründlich vernichtet, daß sich die Museen schon als rettende Häfen aufstun müssen, um wenigstens etwas von altdeutschem Hausrat, altdeutscher Hauskunst und Tracht zu retten. Darum sind uns Sammelstellen, wie sie das schwäbische Jahrbuch für Dichtung, Litteratur und Kunst begründen will, sehr willkommen, auch wenn, was hier der Fall ist, der gute Wille stärker war als die vollbrachte That. Es ist aber ein erster Versuch, den der Verleger unter dem Eindruck der über einen großen Teil Württembergs hereingebrochnen Unwetter und Überschwemmungen schnell unternommen und durchgeführt hat. Nur kurze Zeit stand ihm zur Verfügung, wenn er wirklich, wie er sich vorgenommen hatte, den durch Hagelschlag geschädigten Landleuten etwas helfen wollte. Trotzdem ist ihm mehr gelungen, als er vielleicht selbst erwartet hat. Viel berühmte Namen wird man freilich nicht finden. Die Dichter Württembergs, deren Namen in ganz Deutschland geschätzt werden, haben sich noch zurückgehalten. Nur Isolde Kurz hat sich mit einer wunderlichen Plauderei mystisch-psychologischen Inhalts beteiligt, und Eduard Paulus hat zwei Gedichte gebracht, die in wenigen schlichten Strophen einen wahren Reichtum von inniger Empfindung und sinniger Betrachtung des Vergangnen und Gegenwärtigen enthüllen. Desto mehr haben sich die nur in kleinern Kreisen bekannten Volksdichter und die Schriftsteller Stuttgarts angestrengt, ihrem engern Vaterlande Ehre zu machen. Unter den Dialektdichtungen von Eduard Hüller, Gustav Seuffer und Eugen Keller findet man einige ganz prächtige Sachen, die der an Volksthyrik bettelarm gewordne Norddeutsche mit besonderer Andacht lesen sollte, und in den Aufsätzen von Th. Biegler über Hölderlin und Nietzsche, von Eugen Schneider über die Adelsakademie in Tübingen und von Adolf Palm über das Hoftheater in Stuttgart unter dem jetzigen Könige ist mancher wertvolle Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland enthalten.

Wenn der Gedanke, der dieses Jahrbuch hervorgerufen hat, in vielen württembergischen Herzen nachklingt, werden sich vielleicht auch die Herren Künstler dazu bequemen, besseres aus ihren Mappen hervorzufuchen, als es das erstemal geschehen ist.

Theoretische und praktische Ethik. Da heute bei uns im Reiche\*) der Zug aufs positiv Kirchliche geht, so mag Richard Nothe wohl nur in den geistlichen Kreisen noch stille Verehrer haben. Für den vereinzelt Denkenden bleibt der berühmte Ethiker, der ein ganz selbständiger Geist war, eine höchst anziehende Erscheinung. Mit großem Interesse haben wir die Übersicht der Theologischen Ethik gelesen, die Dr. Rudolf Ahrendts (Bremen, M. Heinsius Nachfolger, 1895) aus dem handschriftlichen Nachlaß Nothes herausgegeben hat. Seine Ethik ist ein Kühnes spekulatives Gebäude, das eigentlich mit der philosophischen Glaubenslehre zusammenfällt. Vom Gottesgefühl im Menschen ausgehend, konstruiert er den Gottesbegriff und untersucht dann, wie sich Gott „sein kosmisches Sein“ schafft. Selbstverständlich ist ihm nur der Geist „schlechthin volles Sein“ und eine für sich selbst bestehende Natur gar nicht denkbar. Ähnlich wie in der alten Gnostik schafft sich Gott sein kosmisches Sein in einer Stufenfolge von Schöpfungskreisen, Weltsphären oder Himmeln, und dabei wird nun ein mehr kühner als klarer Begriff der Materie entwickelt. „Der weitere Verlauf der Scala der Creaturstufen stellt sich folgendergestalt heraus: Gott differenzirt die reine Materie oder die Atonenwelt in die in reine Indifferenz in ihr zusammengeschlossenen Elemente, Raum und Zeit, und bezieht diese letztern gegenseitig auf einander und bestimmt sie hierdurch gegenseitig durch einander. Der durch die Zeit bestimmte Raum ist die Ausdehnung, die durch den Raum bestimmte Zeit die Bewegung, die unmittelbare Zusammenfassung, mithin die Indifferenz beider aber der Äther (das Chaos). Indem dieser wieder auf dieselbige Weise in sich indifferenzirt wird, ist die durch die Bewegung bestimmte Ausdehnung die Attraktion und Repulsion (die Welt der Atome), die durch die Ausdehnung bestimmte Bewegung die Schwere, die unmittelbare Zusammenfassung und mithin die Indifferenz dieser beiden aber das Weltgebäude, die mechanische, d. i. astronomische Natur“ (S. 59). Durch die Fähigkeit, sich selbst zu bestimmen, wird das Menschentier eine Person, ein sittliches Wesen; seine sittliche Aufgabe besteht darin, sich die Natur zuzueignen, und der normale Lebensprozeß verläuft als ein Prozeß der Erzeugung von Geist. Das sittliche Gute ist die Übereinstimmung des wirklichen Menschen mit dem Begriff des Menschen. Daß das bloße Menschentier noch keine Begriffe hat, also auch nicht den der Menschheit, daß ihm die Begriffe erst durch die Erziehung beigebracht werden, daß der erste Mensch keiner Erziehung teilhaft werden konnte, „auch nicht durch Gott,“ daß er also ganz unter der Herrschaft der Sinnlichkeit stehen, und daß die Entwicklung des Menschengeschlechts zunächst im Widerspruch mit der Idee der Menschheit verlaufen mußte (S. 219), das verstehen wir, dagegen verstehen wir nicht, wie diese unvermeidliche Abweichung dem Menschen von Gott als Schuld angerechnet werden konnte (S. 211), und die „Verührung“ der sündigen Menschheit „mit dem bösen Geisterreich“ kann überhaupt nicht „spekulativ“ abgeleitet werden, sondern ist ganz mechanisch durch den Kirchenglauben in das System hineingekommen. Wie denn Nothe überhaupt in naher Beziehung zu Kant, Fichte und Hegel steht, so ist ihm

\*) Und auch beim Nachbar. „Am Dogma darf nicht gerüttelt werden!“ rief der Vorsitzende des Gerichtshofs zu Graz im Prozeß Wille, als von der Hölle die Rede war.

auch der Staat „die vollstündliche moralische Gemeinschaft.“ Die Organisation dieser Gemeinschaft ist die Verfassung, und deren Charakter ist notwendig der demokratische. „Die Demokratie ist nicht mit der Republik zu verwechseln. Eine demokratische Staatsform giebt es gar nicht, sondern nur ein demokratisches Prinzip, und einen demokratischen Charakter der Staatsverfassung. . . . In der Erbmonarchie ist noch ein Rest von noch nicht versittlichter bloßer Naturkausalität übrig, daher sie auch immer zu ihrer Stütze etwas von dem theokratisch gefaßten *droit divin* in Anspruch nehmen muß“ (203 bis 205).

Wunderlich wird einem zu Mute, wenn man aus dem stolzen Gebäude, das der Denker in seiner Studirstube errichtet hat, ins Leben hinabsteigt und die Bedingungen betrachtet, unter denen das wirkliche Ethos der Massen zu stande kommt. Was für eine Art Geist erzeugt denn — nun, wir wollen nicht zu tief hinabsteigen und nicht in Regionen, die dem gebildeten Publikum verschlossen sind, also sagen wir — ein Pferdebahnschaffner? Geist erzeugt er ohne Zweifel, und zwar weit mehr als Fleisch. Oder hat jemand schon einmal einen dickbäuchigen Pferdebahnschaffner gesehen? Hat er doch weit weniger Zeit zum Essen und Schlafen als der durchschnittliche „Geistliche.“ Aber was für eine Art Geist? Sein Geist ist ein Guckkasten, worin ein Gewirr von Menschen, Droschken, Kollwagen, Pferden, Schaufenstern wirbelt, gemischt mit der Vorstellung von Betteln, die er verteilt, und von Nickeln, die er einsteckt; und auf dieses Verteilen von Betteln und Einstecken von Nickeln, verbunden mit dem dazu erforderlichen Auf- und Abgehen im Wagen und dem Ausrufen der Stationen, beschränkt sich seine „Selbstbestimmung“ und seine „Zueignung der Natur.“ Was ist da Ethisches dran? Wie viel Äonen werden noch vergehen, und welche gewaltigen Umwälzungen werden sich vollziehen müssen, ehe aus dem Ameisenhaufen, den wir die Gesellschaft nennen, der Vernunftstaat der Philosophen oder das Reich Gottes der Theologen wird! Das gegenwärtige Ethos des deutschen Volks beleuchten einige der christlich-sozialen Partei angehörige Männer, deren Beiträge der bekannte Pfarrer in München-Glabbach, Lic. V. Weber, zusammengestellt und unter dem Titel: *Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren* (Güterloh, C. Bertelsmann, 1895) herausgegeben hat. Nicht weniger als sechzehn Verfasser haben Beiträge geliefert, einige davon mehrere. Es werden geschildert: der Einfluß der Kirche, der Einfluß der politischen Entwicklung auf die sittlich-religiösen Zustände, der Einfluß der Naturwissenschaften, Kunst und Künstler, Schulwesen, Handel und Industrie, die sozialen Lehren, die Sozialdemokratie, die Presse, die Parteien, die Notstände, Alkoholismus und Prostitution, das häusliche Leben, die Sonntagsfeier, die Vornehmen, die Bauern, die Handwerker, die Landarbeiter, die Industriearbeiter, das Proletariat, die Bethätigung der Humanität und der christlichen Liebe. Wir erfahren nichts neues aus diesen Darstellungen. Wie könnte überhaupt jemand über die Zustände der Gegenwart etwas neues lehren in einer Zeit, wo in der Reichshauptstadt über 1200 Zeitungen erscheinen! Aber durch die eigentümlichen Auffassungen der in Temperament und geistiger Richtung sehr verschiedenen Verfasser und durch die Vereinigung der Einzelschilderungen zu einem Gesamtbilde wirkt das Buch doch in hohem Grade belehrend. Am meisten allgemeines Interesse dürften die Aufsätze von Karl Friedrich Jordan über die Kunst und Künstlerwelt und der von Dr. H. von Petersdorff über die Presse beanspruchen. Wer aber das Buch nur durchblättern will, dem empfehlen wir dringend, wenigstens einen der Aufsätze vollständig zu lesen (oder wenigstens anzufangen; wer ihn angefangen hat, der liest schon ohne unsre Empfehlung in einem Zuge bis zu Ende): das Proletariat, von Vieber „S. v. S.“ [so!]. Das

ist keine gewöhnliche Schriftstellerleistung; hier spricht ein außerordentlicher Mensch, und er spricht das aus, was in unsrer Zeit vor allem not thut; das sollte kein gebildeter deutscher Mann und keine gebildete deutsche Frau ungelesen lassen!

Das Ende des Darwinismus. Die Anhänger der Descendenztheorie sind so uneinig unter sich und bekämpfen einander so heftig, die Physiologen und Philosophen lehnen die darwinischen Lehren so entschieden ab, und die Leistungsunfähigkeit des Darwinismus wird in so vielen Büchern und Broschüren nachgewiesen, daß man wohl sagen darf: die Herrschaftsperiode dieser Modephilosophie ist abgelaufen. Von den Schriften der erwähnten Art wollen wir den Lesern heute drei Proben vorlegen. Robert Hugo Herxsch ist Anhänger der Entwicklungslehre, aber nicht der darwinischen Selektionstheorie, und er benützt jene in seinem originellen kleinen Schriftchen\*) dazu, die Frucht zu vernichten, um deren willen der Darwinismus in Deutschland mit solcher Begeisterung aufgenommen worden war. Er folgert: nach dem biogenetischen Grundgesetz ist die Ontogenese eine kurze Recapitulation der Phylogenese. Die Ontogenese beginnt mit der Mischung zweier Wesen, also muß auch die Phylogenese mit einer solchen begonnen haben. Da aber der Mensch Geist hat, und am Anfange der Phylogenese auf der einen Seite die geistlose anorganische Materie gestanden hat, so muß der zweite Beitragspender ein Geist gewesen sein, und zwar ein allen Menschenggeistern überlegener, also der göttliche Geist. Denn jedes organische Wesen entwickelt sich von dem unvollkommenen Zustande seines Keimdaseins an so lange, bis es den Eltern ähnlich ist. Die Phylogenese ist noch nicht abgeschlossen, und ihre Zukunft besteht augenscheinlich in der Vervollkommnung des Menschengeistes. Also muß der eine der beiden Eltern des Weltalls ein persönlicher Geist sein, der ebenso hoch über dem vollkommensten Menschengeiste steht, als der andre, die anorganische Materie, unter ihm steht. Das ist nur eine eigentümliche Fassung der Wahrheit, die wir schon oft hervorgehoben haben, daß aus nichts — nichts wird, und daß die Ursache größer als die Wirkung, daher die Ursache des bewußten Menschengeistes der vollkommenste bewußte Geist sein muß. — In einem stattlichen Bande entwickelt der Zoologe Dr. Wilhelm Haacke seine antidarwinische Weltansicht.\*\*\*) Sehr gut bezeichnet er die Grenzen unsrer Naturerkenntnis: wir können nichts, als ein kleines Stück Welt annähernd richtig beschreiben; von erklären kann keine Rede sein. Der Entwicklungsprozeß ist nur denkbar als eine fortwährende Neuschöpfung, indem der Weltwille, Gott, in jedem Augenblick die seinem Zweck entsprechende Gruppierung der Atome herbeiführt. Die alle Wesen bewegende Kraft ist das Streben nach Gleichgewicht, da jede Gleichgewichtsstörung als Unlust empfunden wird. Materie und Geist werden gleicherweise von dem Gesetze des zunehmenden Gleichgewichts beherrscht, „das für die Pflanzen, Tiere und Menschen ein Gesetz der zunehmenden Höhe der Organisation und damit der Vervollkommnung ist. Und unsre Lehre von der Vervollkommnung aus innerer Notwendigkeit ist etwas ganz andres als die trübselige Doltrin des Darwinismus vom Überleben des zufällig passendsten, des vom wüsten Wirrwarr der Ereignisse begünstigten.“ Der Darwinismus wird ausführlich widerlegt, und jeder der umlaufenden Entwicklungslehren

\*) *Εἶρηνα* oder endlich ein mathematischer und darum unzerstörbarer Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes, woraus die Unsterblichkeit der Seele resultirt. Halle a. S., Herm. Köhler, 1896.

\*\*) Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Ein Versuch zur Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft. Mit 62 Abbildungen im Text. Jena, Hermann Costenoble, 1895.



eine besondere Kritik gewidmet. Was die Abstammung des Menschen anlangt, so glaubt der Verfasser, daß die menschliche Ahnenreihe mit keiner Ahnenreihe von Tieren zusammenfalle, sondern daß schon das erste organische Wesen dieser Reihe die Bestimmung, sich zum Menschen zu entwickeln, in sich getragen habe, daß aber die Menschenstadien der einzelnen Stufen den Tieren der entsprechenden Stufen des Hückelschen Stammbaums, also z. B. Beuteltieren und Affen, ähnlich gewesen sein mögen. Sein Gottesbegriff ist pantheistisch. „Sterben heißt nichts anderes, als Gott kommt aus dieser einen bestimmten Vorstellung, die er sich von einem unvollkommenen Wesen gemacht und in die er sich hineingelegt hat, gerade wie der Künstler in seine Gestalten, wieder zu sich selbst. Sterben ist also das Erwachen Gottes aus einem Traum“ (S. 482). Die Weismannsche Theorie erklärt Haacke, sowie Wundt, für die alte Einschachtelungstheorie; er hat sie in einer Reihe von Aufsätzen in Fachzeitschriften bekämpft, Weismann hat ihn jedoch bis jetzt noch keiner Antwort gewürdigt. — Viel weiter noch geht Dr. Adolf Wagner in seinem fein ausgestatteten kleinen Buche: Grundprobleme der Naturwissenschaft. Briefe eines unmodernen Naturforschers. (Berlin, Gebrüder Bornträger, 1897.) Der Verfasser steht auf dem Kant-Schopenhauerschen Standpunkt (von Schopenhauer nimmt er nicht den Pessimismus, sondern nur die Erkenntnistheorie an), weist von da aus, da ja die Materie nur eine unserer Vorstellungen sei, die völlige Grund- und Haltlosigkeit des Materialismus nach und gelangt bei der Prüfung der verschiedenen biologischen Theorien zu Schlußergebnissen wie: die darwinische Theorie „erklärt die Zweckmäßigkeit durch die Zweckmäßigkeit, d. h. sie erklärt gar nichts“ (S. 225). „Was wissen wir über die natürliche Selektion? Nichts“ (S. 231). Wenn er die Atomistik gänzlich verwirft und sie höchstens noch in der Chemie als ein Bild von Berechnungen will gelten lassen, so schießt er wohl über das Ziel hinaus; wir betrachten es als einen Fortschritt, daß der Idealismus in der Philosophie dem transcendenten Realismus, wie Hartmann das nennt, Platz gemacht hat, d. h. wir nehmen an, daß unsern Vorstellungen, auch der von Atomen, in der Wirklichkeit etwas entspricht, wenn wir auch das Wesen dieses Wirklichen nicht zu ergründen vermögen. Wagners Betrachtungen sind schön geschrieben und voll origineller Ansichten und Auffassungen, ohne an irgend einer Stelle barock oder schrullenhaft zu werden. Der Schluß lautet: „Und weil nun das Erkennen ein Spezifikum der Tierheit ist, weil mit dem Auftreten eines Intellekts, und sei er noch so armselig, eine ganz neue Erscheinungsstufe betreten ist, so füge ich, entgegen der mechanistischen Ansicht, zu der ausgesprochenen Unterscheidung noch den Satz hinzu: Ein Organismus ist entweder ausgesprochen Tier, oder ausgesprochen Pflanze; ein drittes giebt es nicht. Und wo etwa Zweifel herrschen können, da liegt der Grund in unserer mangelhaften Einsicht und Kenntnis des betreffenden Organismus, nicht aber darin, daß etwa ein Übergang von Tier zu Pflanze vorliege. Ein solcher Übergang ist undenkbar. Daher muß sich auch das Bestreben als ein verfehltes herausstellen, Tiere und Pflanzen von gemeinsamen indifferenten Urwesen allmählich entstanden zu denken. Und dasselbe gilt überall dort, wo neue, charakteristische Typen auftreten. In Konsequenz dieser Erkenntnisse erweist sich dann aus diesen wie manchen andern Gründen die moderne darwinistische Fassung des Descendenzgedankens mit dem »Nützlichkeitsprinzip« und der natural selection als völlig unzureichend und irrig.“

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



und Semmes. Im Süden gab es keine Maschinenfabriken, keine bedeutenden Schiffsbauwerften, nur wenige Pulverfabriken und nur eine kleine Geschützfabrik. Der Süden war in Bezug auf alle Erzeugnisse des Gewerbefleißes abhängig vom Norden und von Europa gewesen und wurde beim Kriege fast völlig abhängig von der Seezufuhr. Die Verwertung seiner landwirtschaftlichen Produkte, besonders der Baumwolle und des Tabaks, und die Erlangung von Geldmitteln machten die Ausfuhr über See durchaus notwendig; war diese gehemmt, so mußten die Landbesitzer und das Land verarmen. Es war Lebensfrage für den Süden, den Seeverkehr offen zu erhalten; der Süden baute deshalb im Kriege eigne Kriegsfahrzeuge für die Küsten und Flußmündungen, gab ihnen Maschinen aus andern Dampfern, baute Forts an den Küsteneinschnitten und Flüssen und kaufte im Auslande schnelle Schiffe. Die Armirung dieser Schiffe wurde möglich, weil infolge grober Nachlässigkeit der Nordstaaten am 21. April 1861 die große Werft von Norfolk mit ihren reichen Kriegsvorräten den Südstaaten in die Hände fiel, und mit ihr mehr als zweihundert Schiffs- und Küstengeschütze, unter denen auch dreihundert gute Dahlgreenkanonen waren. Diese Geschütze haben während des ganzen Krieges zur Armirung der Südstaatenschiffe und der Forts gedient. Bei der unblutig verlaufenden Eroberung der Werft wurden die dort außer Dienst befindlichen Segelschiffe der Nordstaatenflotte verbrannt und der Rumpf der durch den Brand wenig beschädigten Schraubensregatte Merrimac weggenommen. Außerdem lieferte die Übergabe der Werft von Pensacola an die Südstaaten diesen auch noch Kriegsmaterial, Geschütze und Pulver. Der Besitzwechsel des Materials dieser beiden Werften ist verhängnisvoll für beide Parteien geworden, weil er den Südstaaten die Mittel gewährte, im Widerstande gegen die Nordstaaten unverhältnismäßig lange zu verharren, und den Nordstaaten den sicher voraussehenden endlichen Sieg sehr erschwerte.

Da den Nordstaaten die Unfähigkeit des Südens, Schiffsmaterial, Maschinen und Kriegsmaterial selbst herzustellen, und die Notwendigkeit der Ausfuhr von Baumwolle, Tabak usw. bekannt waren, so wurde sofort nach Beginn der Feindseligkeiten der Seeverkehr der Südstaaten abgeschnitten. Am 19. April 1861 befahl der Präsident Lincoln die Blockade der Südstaaten, vorläufig noch mit Ausnahme von Texas und Virginia, und am 27. April auch für diese Staaten. Von diesem Zeitpunkte ab beginnt die Thätigkeit der Flotte der Nordstaaten. Die Aufgabe, die gegen 3000 Seemeilen lange feindliche Küste mit ungefähr 185 Häfen und schiffbaren Einschnitten zu blockiren, war zunächst nicht durchführbar für eine Flotte von kaum 35 brauchbaren Dampfschiffen. Wenn auch Nordamerika der Pariser Konvention von 1856 nicht beigetreten war, so zwang besonders die feindliche Haltung des neutralen England, dessen Industrie allerdings bedeutend unter der Verminderung der Baumwollenausfuhr aus dem damaligen Hauptbaumwollenlande der Erde leiden mußte, doch die

Nordstaaten zur Beachtung der herrschenden Ansicht, daß Blockaden, um für Neutrale bindend zu sein, von einer militärischen Macht aufrecht erhalten werden müßten, die genügend stark sei, um den Bezug zur feindlichen Küste auch wirklich verhindern zu können. Die Nordstaaten stellten deshalb zunächst alte Segelkriegsschiffe beim Blockadedienst ein, kauften eine Menge Rauffahrteischiffe, die sie in Kriegsfahrzeuge umwandelten, und bauten zur Verstärkung der eigentlichen Kriegsflotte in Eile Schiffe. Bis zum Dezember 1861 hatten die Nordstaaten 58 Segelschiffe und 79 Dampfer, und bis zu Ende des Krieges 418 Fahrzeuge, von denen 313 Dampfer waren, angekauft. Viele der später angekauften Schiffe waren nur für den Krieg auf den großen Strömen bestimmt. Zwanzig Jahre früher war die Flotte stärker gewesen als 1860, weil damals die Segelfregatten und Sloops noch vollen Gefechtswert hatten. Nach dem Kriege hatten die Nordstaaten zwar über 650 Schiffe, doch waren nicht nur die angekauften Schiffe, sondern auch der größte Teil der zu eilig gebauten Schiffe für fernere Verwendung wertlos. Der Schaden, den die Nordstaaten dadurch erlitten, daß ihre Marine hinter den Fortschritten des Schiffs- und Maschinenbaues zurückgeblieben war, und daß sie nun ziemlich wertloses Material schnell und teuer beschafften, wurde noch erhöht durch die Unfähigkeit, in der ersten Zeit die Blockaden genügend scharf auszuüben; hierdurch hatte der Süden viel Gelegenheit, seine Kriegsvorräte aus Europa zu ergänzen. Daß schließlich das vollständige Abschneiden der Südstaaten von der Außenwelt, das Beherrschen der großen Flußläufe durch die Union und die Wegnahme der dort erbauten Befestigungen die Kraft des Südens lähmten und ihn trotz der Erfolge im Kampfe von Armee gegen Armee zum längern Widerstande gegen die Übermacht unfähig machten, ist bekannt.

Infolge der Blockadeerklärung erkannten England und Frankreich die Südstaaten sogleich als kriegsführende Partei an. Hampton Roads waren der erste wirklich blockirte Meeresteil, die Blockirung der andern Haupthäfen wie Wilmington, Charleston, Pensacola, Mobile und New Orleans folgte später. Die zunächst völlig ungenügende Durchführung der Blockade ließ bald das Gewerbe des Blockadebrechens entstehen. Blockadebruch durch anerkannte Kriegsfahrzeuge einer kriegsführenden Partei ist etwas anderes als Blockadebrechen durch Handelsschiffe. Der die Blockade brechende Kreuzer kann, wenn er bedroht wird, seine Waffen gebrauchen, um dadurch seinen Zweck oder seine Rettung zu erreichen; seiner Mannschaft steht bei Gefangennahme nur das Loos der Kriegsgefangenschaft bevor. Feuert dagegen der die Blockade brechende Handelsdampfer beim Gejagtwerden, und während er selbst beschossen wird, nur einen Schuß zur eignen Verteidigung, so wird er dadurch zum Seeräuberschiff; seiner Besatzung steht dann eine schlechtere Behandlung bevor, als die ohne Gegenwehr schon drohende Kriegsgefangenschaft. In ältern Zeiten war Hängen die übliche Strafe für alle Seeräuber.



Die Baumwolle der Südstaaten beschäftigte hunderttausende von Arbeitern in Frankreich und besonders in England. Der Baumwollpreis ging durch die Blockade in Europa ebenso in die Höhe, wie der Preis des Kriegsmaterials, der Maschinen, der Fabrikate der Technik und vieler Genussmittel in den Südstaaten. Der Baumwollpreis ist in Liverpool gegen Ende des Krieges zwölfmal höher als in Charleston gewesen. Kriegsmaterial und Fabrikate in die Südstaaten einführen und Baumwolle und Tabak ausführen, das warf Gewinne ab, denen zuliebe Abenteurer gern Schiff und Freiheit aufs Spiel setzten. Die britischen Bahamainseln, vor allem Nassau, und auch die Bermudasinseln eigneten sich als neutrale Häfen besonders zum Schmuggelgeschäft. An dort bestehende Firmen und nach Havanna wurden alle für die Südstaaten bestimmten Güter von Europa aus adressirt, wodurch sie der Wegnahme auf offener See entzogen wurden. Charleston und Wilmington wurden die Haupthäfen der Blockadebrecher auf südstaatlichem Gebiet, und erst mit Wilingtons Wegnahme im Januar 1865 hörte das Blockadebrechen ganz auf.

Zunächst wurden nur ältere, wertlose Schiffe beim Blockadebrechen gewagt, bald aber entstanden auf Englands Werften auf Veranlassung der besonders am Verkehr mit den Südstaaten interessirten Kaufleute Liverpools schnelle, flachgehende, besonders für das Blockadebrechen gebaute, stählerne Raddampfer, z. B. *Banshee* Nr. 1 und Nr. 2, *Will-o'-the-Wisp*, *Kate*, *Wild Dayrell* und *Wild Rover*, von denen einzelne bis zu siebenzehn Knoten liefen. Zwischen Nassau und den südstaatlichen Häfen sind vom November 1861 bis zum März 1864 in fast 400 Fahrten im ganzen 84 verschiedene Dampfer gelaufen, von denen 37 im Laufe der Zeit weggefangen wurden, während 24 durch andre Ursachen verloren gingen. Die Höhe der Frachten deckte bei einigen glücklichen Fahrten den Verlust des Schiffes; sie betrug zeitweise beim Einbringen von Kriegsmaterial für die Tonne 250 Dollar Gold, bei der Ausfuhr für eine Tonne Tabak 350 Dollars und für den Ballen Baumwolle 250 Dollars. (1 Tonne = 1000 Kilogramm.)

Der zu einer englischen Firma in Liverpool gehörige Agent Thomas E. Taylor hat in seinem Buch *Running the blockade* in anregender Weise seine Erlebnisse und die Erfahrungen niedergeschrieben, die er auf 27 erfolgreichen Fahrten und einer unglücklichen Fahrt durch die blockirten Gewässer gesammelt hat.

Nachdem die Südstaaten Fort Sumter genommen hatten, war am 15. April 1861 von Präsident Lincoln die Mobilmachung von Truppen gegen die Konföderirten veranlaßt worden, am 17. April hatte Jefferson Davis zur Ausrüstung von Kapern gegen die Nordstaaten aufgefordert, und Lincoln hatte am 19. April darauf mit der Blockadeerklärung geantwortet. Am 2. Juni 1861 segelte als erster Kaper ein früherer Votenschoner *Savannah* aus Charleston aus. Nachdem der *Savannah* eine Handelsbrigg der Nordstaaten genommen

hatte, folgte er irrtümlich einer Kriegsbrigg der Nordstaaten und wurde von dieser gefangen. Die Besatzung dieses ersten Kapers wurde in New York in Eisen gelegt. Man war im Norden um so empörter über die Kaperei, als man sich an keinem Seehandel der Südstaaten schadlos halten konnte, und war nicht abgeneigt, die Mannschaft der Savannah einfach als Seeräuber zu hängen. Die gleichzeitige Gefangennahme nordstaatlicher Offiziere bei Manassas durch die Konföderirten und der Protest des südstaatlichen Oberhauptes Jefferson Davis sicherten jedoch diesen und auch den später gefangnen Kapermannschaften die Behandlung als Kriegsgefangne. Andre Südstaatenkaper waren erfolgreicher und machten zahlreiche Prisen, z. B. der frühere Baltimorekipper Jefferson Davis, sowie die Kaper Dixie, Freely und York. Ein früherer Zollkutter, der in den Kaper Petrel umgewandelt worden war und scheinbar gänzlich ohne seemännisches Verständniß geführt wurde, hatte dagegen die kürzeste Laufbahn. Nachdem der Petrel eben frei aus Charleston herausgeschlüpft war, soll er in dummdreister Weise eine blockirende nordstaatliche Segelsregatte St. Lawrence verfolgt haben, die er für ein großes Kauffahrteischiff hielt. Den damaligen Berichten zufolge hat dann der Führer der Petrel selbst in größter Nähe seinen Irrtum nicht erkannt, sondern versucht, durch Kanonenschüsse die Fregatte zum Weidrehen zu bringen. Diese verstand den Scherz aber falsch, öffnete ihre Kanonenpforten, schoß mit drei Schüssen den frechen kleinen Petrel in den Grund und fischte dann die Überlebenden auf. Die Unternehmungen der Kaper und die einer Zahl von kleinen schnellen Schonern, der sogenannten Hatteraspiraten, waren zwar von wenig Bedeutung für den Lauf des Krieges, doch trieben sie im Verein mit der Thätigkeit der Blockadebrecher die Nordstaaten dazu, sich der Häfen selbst zu bemächtigen.

Viel schädlicher als die kleinen Kaperschiffe wurden dem Handel der Nordstaaten die größern, seegehenden Kaperschiffe der Südstaaten, die aber als Eigentum der südstaatlichen Regierung und wegen ihrer Bewaffnung und Führung als Kreuzer und Kriegsschiffe angesehen und demgemäß behandelt wurden. Am 3. Juni 1861 stellte der später so bekannt gewordne Raphael Semmes den aus einem mittelmäßigen Küstendampfer zu New Orleans hergestellten, mit Geschützen der Norfolk-Werft aber schwer armirten Kreuzer Sumter in Dienst. Am 30. Juni gelang es ihm trotz der blockirenden Fregatte Brooklyn die offene See zu gewinnen und seine kühnen Fahrten in sechs Monaten über den Golf von Mexiko, an die brasilianischen Küsten und bis Gibraltar auszudehnen. Hier wurde der Kreuzer jedoch von Kriegsschiffen der Nordstaaten festblockirt und mußte schließlich als Kauffahrteischiff in englische Hände verkauft werden. Der Sumter hatte unter Semmes Führung achtzehn Schiffe gekapert; er war später als Blockadebrecher unter englischer Flagge noch einmal in Charleston und ist dann schließlich in der Nordsee untergegangen.

Da in den Häfen der Südstaaten nur wenige Schiffe waren, die sich zu Handelszerstörern eigneten, so ließen die Leiter der Konföderation durch ihre Agenten und Zwischenhändler in England passende Schiffe bauen und kaufen. Diese verließen ohne Kriegsausrüstung den englischen Hafen, trafen dann stets in See oder an gewissen, abseits von den Hauptverkehrsstraßen gelegenen Plätzen ein anderes Schiff mit Kanonen, Munition und Vorräten und überzähliger Mannschaft und wurden dort Kreuzer der Südstaaten. Der Hauptagent für derartige Geschäfte der Südstaaten war in England Kapitän J. D. Bullock, während der Commodore S. Barron die Interessen der Südstaaten in Frankreich vertrat.

Der erste dieser im Auslande gebauten Kreuzer war die Florida, die in Liverpool im Winter 1861—62 völlig nach dem Muster der besten damaligen englischen Kanonenboote unter dem Namen *Dreto* gebaut wurde. Am 3. März 1862 wurde sie als Kauffahrteischiff auf den Namen einer sizilianischen Firma eingetragen und am 22. März trotz des Protestes des Gesandten der Union, Mr. Adams, in England für die Reise nach Palermo, dem Mittelmeer und Jamaika von den Hafenbehörden in Liverpool abgefertigt. Sie lief jedoch direkt nach Nassau auf den Bahamainseln, wo man zum Schein über ihre Echtheit als Kauffahrteischiff ein Gericht abhielt. Am 7. August 1862 erhielt die Florida ihre richtige Besatzung und bei einer kleinen Insel Green Key von dem englischen Dampfer *Bahama* aus Liverpool ihre volle aus England stammende Armirung. Ihr neuer Kommandant wurde John Newland Massitt, ein früherer Seeoffizier der Union. Um die Mannschaft vollzählig zu machen, dampfte Massitt, der auf die Ähnlichkeit seines Schiffes mit einem englischen Kanonenboot vertraute, mit gehißter englischer Flagge bei Tage durch die Blockadeschiffe vor Mobile, die zu spät die Täuschung merkten, und deren Schüsse dann nicht trafen. Mit großer Kühnheit wurde die Florida von Massitt geführt; sie nahm während der Zeit von fünf Monaten siebenzehn Prisen, worauf das Schiff in Brest einer gründlichen Reparatur unterzogen wurde. Während dieser Zeit kreuzte einer der Offiziere der Florida, Leutnant Charles W. Read, mit einer Prise, der *Clarence*, und später mit dem gleichfalls gefaperten Segelschiff *Archer* im nordatlantischen Ozean. Er nahm im ganzen fünfzehn Schiffe und verbrannte an der Küste von Maine einen Zolllutter, den er in kühnster Weise mit seinen Schiffsbooten nachts aus dem Hafen von Portland herausgeholt hatte, worauf er aber von Dampfern der Nordstaaten eingeholt und mitsamt dem *Archer* gefangen wurde. Die Florida lief nach beendeter Reparatur unter einem neuen Kommandanten, dem Kapitän Charles M. Morris, nach weitem Fahrten vom Februar bis Oktober 1863 in den brasilianischen Hafen von Bahia ein und wurde dort am 7. Oktober unter Verletzung der Neutralität Brasiliens im Hafen von dem Kriegsschiff der Union *Wachusett* weggenommen, wobei allerdings bedacht werden muß,

daß die südstaatlichen Kreuzer brasilianische Häfen zeitweise als Basis ihrer Unternehmungen benutzt hatten. Als die Florida auf Verlangen Brasiliens später 1864, als widerrechtlich genommen, von Hampton Roads nach Bahia zurückgebracht werden sollte, sank sie ohne äußere Veranlassung im Hafen. Man hatte heimlich Ventile geöffnet, um sie nicht ausliefern zu müssen.

Am 10. November 1863 kauften die Südstaaten durch Agenten ein Depeschensfahrzeug, Victor, von der englischen Regierung, das dann unter dem Namen Kappahannock nach Calais ging, um sich dort auszurüsten, aber von der französischen Regierung während des Krieges am Auslaufen verhindert wurde.

Ein anderer Dampfer, die Georgia, war am Clyde zum Schein für eine Firma in Liverpool, in Wirklichkeit aber für die Konföderirten gebaut worden. Die Georgia verließ unter Führung des Leutnants W. L. Maury am 1. April 1863 den Hafen, fand auf der Höhe von Morlaix einen mit der Kriegsausrüstung beladenen Dampfer vor und kreuzte dann, mit Unterbrechungen wegen längerer Reparaturen in französischen Häfen, ein Jahr im Atlantischen Ozean, ohne jedoch viel auszurichten. Sie wurde dann von Kapitän Bullock an einen englischen Kaufmann verkauft, auf der Höhe von Lissabon aber von dem Nordstaatenschiff Niagara gekapert und, ohne daß dem englischen Kaufmann jemals eine Entschädigung für seine 15000 Pfund Sterling betragende Kauffumme gezahlt worden wäre, in Boston für die Nordstaaten eingerichtet.

Ein viertes von den Südstaaten gekauftes Schiff war der mit einer Hilfsmaschine versehene Schnellsegler Sea King, der bis dahin Fahrten nach Ostindien gemacht hatte. Am 8. Oktober 1864 lief dieses englische Schiff von London mit der Bestimmung aus, daß sein Führer es innerhalb der nächsten sechs Monate verkaufen dürfe. An demselben Tage verließ auch der englische Dampfer Laurel Liverpool; beide Schiffe trafen bei den Desertas, einer Inselgruppe bei Madeira, zusammen, wo die Offiziere und Mannschaften der Konföderirten, die an Bord des Laurel waren, und eine volle Kriegsausrüstung auf den Sea King übergingen, der von nun an unter dem Namen Shenandoah ein südstaatlicher Kreuzer wurde. Der Shenandoah sollte besonders die amerikanischen Walfischfänger in den japanischen und arktischen Gewässern im Westen Amerikas vernichten, was ihm zum Vorteil Englands nur zu gut gelungen ist. Nach Wegnahme einiger nordstaatlicher Schiffe im Atlantischen Ozean lief Shenandoah unter Führung des Kapitäns Waddel Melbourne an und segelte dann am 18. Februar 1865 nach der Beringstraße und dem Eismeer, wo er 36 Fahrzeuge von Walfischfahrern zerstörte. Nachdem Waddel am 28. Juni 1865 erfahren hatte, daß der Krieg beendet sei, segelte er nach Liverpool, wo er das Schiff an die englische Regierung auslieferte.

Das erfolgreichste dieser den nordstaatlichen Handel zerstörenden Schiffe war der Kreuzer Alabama, der auf Lairds Werft 1862 gebaut und im Juli 1862



in Liverpool ausgerüstet wurde. Der Gesandte der Nordstaaten, Mr. Adams, machte schon im Juni die englische Regierung auf die Verletzung der Neutralität aufmerksam, was aber nicht hinderte, daß das Schiff am 29. Juli zu einer angemeldeten Probefahrt Liverpool verlassen durfte. Die Alabama kehrte von dieser Probefahrt natürlich nicht nach Liverpool zurück, vollendete vielmehr ihre Ausrüstung bei Point Lynas an der Küste von Anglesea, fünfzig Seemeilen von Liverpool, und lief dann am 31. Juli um den Norden von Irland herum nach den Azoren. Am 18. August brachte ihr die englische Bark Agrippina Kanonen, Munition, Kohlen und Vorräte nach Port Praya auf den Azoren, während am 20. mit dem englischen Dampfer Bahama der Führer der Alabama, der auf dem Kreuzer Sumter erprobte Raphael Semmes, sowie der Rest der Offiziere und Mannschaften ankamen. Nach kurzem Aufenthalt vor Angra auf Terceira stellte Semmes die Alabama außerhalb der Neutralitätsgrenze der Azoren als Südstaatenkreuzer in Dienst. Semmes hatte gründlich die Verkehrswege des Seehandels der Nordstaaten studirt; er wußte, daß nach dem Bekanntwerden seiner Thätigkeit in einer Gegend des Ozeans gegen zwei Monate vergehen würden, ehe nordstaatliche Kriegsschiffe ihn auf seinem Thätigkeitsfelde auffuchen konnten, und wechselte deshalb alle zwei Monate sein Jagdgebiet. Im nordatlantischen Ozean machte die Alabama in den ersten zwei Monaten zwanzig Prisen, dann verlegte Semmes seine Operationen nach Westindien, nahm in Blanquilla Kohlen, wiederum aus der dorthin bestellten Bark Agrippina, und lief nach Galveston an der Küste von Texas. Hier schoß die Alabama am 11. Januar 1863 in einem Gefecht von dreizehn Minuten Dauer den großen Raddampfer Hatteras in Grund, der von den Nordstaaten armirt und dem dortigen Blockadegeschwader beigegeben war, und den Semmes durch langjames Fliehen von den andern Schiffen weit weg gelockt hatte. Der Hatteras wehrte sich wohl mit seinen Geschützen, aber er war bei der hohen Lage seiner Maschine ein sehr minderwertiger Gegner der Alabama, die, in ihrer Bauart der frühern deutschen Glatdeckskorvette Augusta sehr ähnlich, die Maschine unterhalb der Wasserlinie und außerdem noch durch die Kohlenvorräte geschützt liegen hatte.

Dann wurde der südatlantische Ozean, die brasilianische Küste und darauf die Gegend beim Kap der guten Hoffnung abgesucht. In der Nachbarschaft von Kapstadt blieb die Alabama bis Ende September 1863, nachdem sie eine genommene, gut segelnde Bark unter dem Namen Tuscaloosa als Hilfskreuzer armirt hatte. In Kapstadt und Simonsbai fand Semmes gute Aufnahme und eine stark gegen die Gesetze der Neutralität verstoßende Unterstützung. Die Tuscaloosa kreuzte dann an der brasilianischen Küste, während die Alabama in den ostindischen und chinesischen Gewässern amerikanische Schiffe verbrannte. Am 20. März 1864 traf Semmes wieder in Kapstadt ein, segelte am 24. März nach Europa und traf am 10. Juni abends spät mit der Alabama in Cherbourg

ein, nachdem er mit ihr im ganzen 69 Prisen gemacht hatte. Am 12. Juni erhielt die Korvette *Rearfarge* der Nordstaaten, die vor Flushing in Holland lag, die Depesche von der Ankunft der *Alabama*. Kapitän J. A. Winslow von der *Rearfarge* blieb nun mit seinem Schiff außerhalb Cherbourgs und bewachte die *Alabama*, die aber nicht fliehen wollte. Kapitän Semmes zeigte im Gegenteil dem Konsul der Vereinigten Staaten in Cherbourg seine Absicht, mit der *Rearfarge* zu kämpfen, an. Dieses Schiff hatte durch Anbringung von Ketten außenbords eine Art Panzerung zum Schutze der Maschine erhalten, was Semmes nicht wußte, und war auch sonst der *Alabama* in Armirung, Munition, Zahl und Güte der Mannschaft bedeutend überlegen. Am Sonntag den 19. Juni 1864 wurde das bekannte Duell der beiden Schiffe in ungefähr sieben Seemeilen Abstand von der französischen Küste ausgefochten, das nach einem Kampfe von etwas mehr als einstündiger Dauer mit der völligen Vernichtung und dem Untergange der *Alabama* endete. Semmes und 41 seiner Leute wurden von der englischen Dampfsjacht *Dearehound* gerettet und nach England gebracht, wo sie sehr gefeiert wurden. Siebzig Mann retteten die Boote der *Rearfarge*.

Die für die Konföderirten bestimmten Neubauten von zwei Panzerschiffen in Laird in Birkenhead liefen zwar vom Stapel, wurden aber dann der britischen Marine als *Skorpion* und *Wivern* einverleibt, weil Mr. Adams gedroht hatte, daß die Ausrüstung und der Abgang dieser beiden Rammschiffe nach den Südstaaten von den Nordstaaten einer Kriegserklärung Englands gleich geachtet werden würde. In Frankreich hatte die Konföderation bei Privatwerften zwar vier Korvetten und zwei gepanzerte Rammschiffe bestellt, doch konnte wegen der Wachsamkeit der französischen Regierung nur ein Rammschiff, der *Stonewall Jackson*, gegen Schluß des Krieges in die Hände der südstaatlichen Agenten gelangen, aber nicht mehr zur kriegerischen Verwendung kommen.

Die Blockade und die Kaperei im Sezessionskriege haben den Gang der Ereignisse im Kriege und das Gedeihen der Vereinigten Staaten nach dem Frieden mehr beeinflusst, als blutige Siege oder Zerstörungen von Eigentum an Land vermocht hätten. Bei der Blockade war außer den Südstaaten auch Europa und besonders England mitleidend. Durch die Kaperei wurden zunächst die Nordstaaten allein geschädigt, nach dem Frieden durch die Folgen der Kaperei aber die ganze Union.

Die Blockade war seit 1862 selbst nach dem Urtheil der Südstaaten vor allen Hauptplätzen der Küste thatsächlich durchgeführt, im Laufe des Jahres 1864 wurde sie sogar an der ganzen Küste so fest, daß das Blockadebrechen selbst für die schnellsten Dampfer wenig erfolgreich wurde. Die Südstaaten litten unter der Blockade, wie nur ein Staat leiden kann, dessen Seemacht im stärksten Mißverhältnis zu der des Gegners steht, und der trotzdem auf den Seeverkehr notwendig angewiesen ist. Das Blockadebrechen hatte nur in der ersten Zeit der großen Masse des Volkes etwas nützen können, aber durch

die Zufuhr von Waffen den Widerstand des Südens bedeutend verlängert. Den Wohlstand großer Hafenstädte wie New Orleans und Charleston hatte die Blockade für Jahre vernichtet. Durch die Verarmung der Landbesitzer, die ihre Bodenerzeugnisse nicht absetzen konnten, verarmte der Süden schnell, sein Papiergeld sank zuletzt bis auf ein Zwanzigstel des Nennwertes. Der Verarmung des Volkes und der Minderwertigkeit des Papiergeldes folgte der Niedergang der Produktion der gewöhnlichen Nahrungsmittel, wie Kartoffeln, Fleisch, Speck, Butter, Eier usw., deren Preise um das Dreifache und Vierfache stiegen. Bei dem Mangel an eigener Industrie, bei der geringen Einfuhr durch die Blockadebrecher, und bei deren riesigen Frachtsätzen wurden Kaffee, Thee, Zucker, Wein, Kleider, Schuhwerk usw. bald unbezahlbar für das Volk und das Heer der Südstaaten. 1862 kostete in der Hafenstadt Savannah das Pfund Kaffee 6,30 bis 7,35 Mark, 1863 in Richmond schon 17 Mark, während ein Pfund Thee mit 71 Mark und Zucker mit 11,50 Mark bezahlt wurde.

Da eigene Maschinenfabriken fehlten, so wurde das Eisenbahnmateriale immer schadhafter, sodaß die Zufuhr aus andern Staaten der Konföderation nach den Staaten, in denen beständig gekämpft wurde, also besonders nach Virginia, immer geringer wurde. Die Soldaten der Armee des General Lee erhielten deshalb schon im Winter 1862/63 nur noch halbe Rationen, Ende 1864 nur noch Fleisch, wenn sie Vorräte der Nordstaatentruppen erbeutet hatten. Die Kleidung der Soldaten wurde immer unzureichender, im Jahre 1864 hatten oft je drei Mann nur eine Decke. Wie groß auch immer der Patriotismus der südstaatlichen Truppen war, wie todesmutig sie stets gegen den Feind gekämpft haben, dem jahrelangen Mangel an den nötigsten Lebensmitteln und Kleidungsstücken konnten sie zuletzt nicht mehr widerstehen. Der Süden ging schließlich an den Folgen der durchgeführten Blockade zu Grunde.

Mit Recht kann man die Leiden der Bevölkerung von Frankreich 1870/71 als gering im Vergleich zu den jahrelangen Leiden der Bürger und Soldaten der Südstaaten bezeichnen. Hätte aber Deutschland 1870/71 den freien Seeverkehr Englands und der Vereinigten Staaten mit Frankreich, der dem Feinde andauernd Waffen, Vorräte und Nahrungsmittel zuführte, hemmen können, so wäre uns viel Blut erspart worden, und Frankreichs Niederwerfung wäre schneller und gründlicher erreicht worden.

Große Seemächte werden durch die Pariser Konvention wenig in der Handhabung der Blockade behindert, sie können außerdem im Kriege selbst ohne Blockade jede von schwächern Neutralen nach Feindesland verschifft Fracht von Getreide und andern Lebensmitteln als Kriegskontrebande erklären, was die Franzosen im letzten Kriege gegen China für die Reiszufuhr auch durchgesetzt hätten, wenn das interessirte England nicht dagegen protestirt hätte. Die Berufungen auf Völkerrecht, Konventionen, Humanität und ähnliches sind heute für den Schwachen ebenso wertlos, wie sie es vor Jahrhunderten waren.

Hatte die Blockade die Südstaaten während des Krieges äußerst geschädigt und schließlich zur Unterwerfung gezwungen, so hat die Thätigkeit der kapernden südstaatlichen Kreuzer den Handel der Nordstaaten und später den der Union auf Jahrzehnte niedergeworfen. Die Nordstaaten konnten aus Mangel an geeigneten Kreuzern und infolge der seltsamen Auffassung der Neutralität durch England den feindlichen Kreuzern das Handwerk nicht schnell genug legen. Die südstaatlichen Kreuzer haben damals die Handelsflagge der Nordstaaten vom Ozean weggefegt, der Kaufmann wagte nicht mehr seine Waren mit amerikanischen Schiffen zu versenden, der Gütertransport ging auf die Schiffe anderer Nationen über. Durch den versöhnenden Friedensschluß und die Wiederaufnahme der Südstaaten in die Union wurden die siegreichen Nordstaaten um die Entschädigung für die großen Handelsverluste gebracht, die ihnen durch die Kaperei schon zugefügt worden waren, und die noch nachwirkten. Sie waren trotz ihrer Siege in derselben Lage, in die ein Staat kommt, dessen Seehandel durch eine größere Seemacht vernichtet ist, und der nach dem Frieden, entweder weil er selbst besiegt worden ist, oder weil er dem Gegner nicht genügend beikommen konnte, keine volle Entschädigung für alle Verluste erzwingen kann.

Nach dem Kriege erinnerten sich die Nordstaaten indes der eigentümlichen Handlungsweise Englands, sowohl bei der Herstellung der Blockadebrecher, als auch beim Bau und bei der Unterstützung der südstaatlichen Kreuzer. England hätte gern die Trennung der Union in zwei selbständige Teile gesehen, hatte so aber durch den Krieg wenigstens großen Vorteil von der Vernichtung des Handels seines darin gefährlichsten Rivalen und zieht noch heute Gewinn von den damals auf seine Reeder und Kaufleute übergegangnen Handelsbeziehungen Amerikas. Die Vereinigten Staaten beriefen sich in ihrer Entschädigungsklage gegen England auf die unbeachteten Proteste ihres Gesandten gegen den Bau und die Ausrüstung der südstaatlichen Kreuzer in England und auf die Proteste ihrer Konsulu gegen die Unterstützung der feindlichen Schiffe in den englischen Kolonien.

England hat in neuerer Zeit wenig Lust, in einen Krieg mit Nordamerika verwickelt zu werden, da es außer den bösen Erfahrungen, die es im Anfange dieses Jahrhunderts beim Kampfe amerikanischer Fregatten gegen englische gemacht hat, stets die Lebensmittelfrage bedenken muß, denn Nordamerika ist der Hauptlieferant für das Brotgetreide Englands. Trotz mehrfacher starker Meinungsverschiedenheiten mit den Vertretern der Vereinigten Staaten bei der Behandlung der Alabamafrage ließ sich die englische Regierung herbei, den Streit einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Dieses Schiedsgericht trat in Genf zusammen und urteilte am 15. September 1872, daß England für die direkten Schädigungen der Union durch die Florida, Alabama und den Shenandoah fünfzehn Millionen Dollars zu zahlen habe.

Einige amerikanische Geschichtschreiber geben ihrem Unmut über Eng-

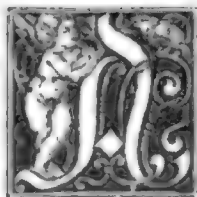


lands parteiisches und selbstfüchtiges Handeln kräftigen Ausdruck und betonen, daß England 1862—65 sich mit so wenig Kosten einen gefährlichen Mitbewerber am Welthandel vom Halbe geschafft habe. Naiv klingt dazu in diesen Tagen die Klage der englischen Army and Navy Gazette vom 5. Februar dieses Jahres über das Ende 1897 bei Scribners Sons in New York in vier Bänden erschienene Geschichtswerk von J. R. Spears über die amerikanische Marine. Das englische Fachblatt schreibt nach kurzer Wiedergabe eines das Buch als sehr zeitgemäß anerkennenden amerikanischen Urteils: „Dieses neue Geschichtswerk ist so rasend antienglisch geschrieben, daß ein britischer Kritiker es nicht als ein »besonders zeitgemäßes« Buch betrachten kann. Im Gegenteil; trotz der schönen Ausstattung und trotz der zahlreichen Abbildungen kann es nur als ein sehr verderbliches Geschichtswerk bezeichnet werden. Man braucht es nur zu lesen, um sofort zu verstehen, daß eine in solcher Geschichtsauffassung erzogene amerikanische Jugend alles andre als eine freundliche Gesinnung gegen unser Land haben kann, wenn kleine Differenzen zwischen beiden Nationen entstehen.“

(Schluß folgt)



## Sozialauslese



uf der neudarwinischen Grundlage, die wir unter der Überschrift: Anthropologische Fragen (47., 48. und 49. Heft des vorigen Jahrgangs) geprüft haben, errichtet Otto Ammon in seinem letzten Werke den Bau der Gesellschaftswissenschaft. Das Buch hat den Titel: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen. (Zena, Gustav Fischer, 1895.) Die Grundgedanken des Buches sind: Eine Gesellschaftsordnung ist umso vollkommener, je mehr darin die Forderung erfüllt wird, daß jede Person an die richtige Stelle gebracht werde. Diese Forderung wird in unserer gegenwärtig bestehenden, aus dem Prozeß der natürlichen Auslese hervorgegangenen Gesellschaftsordnung so ziemlich erfüllt. Ganz vollkommen ist diese Ordnung freilich nicht; sie bedarf in manchen Beziehungen der Verbesserung; das ist auch ganz gut, da ja die Weltgeschichte zu Ende sein würde, wenn es nichts mehr zu verbessern gäbe, und die gegenwärtige Ordnung in alle Ewigkeit unverändert bleiben müßte. Wird nur der Ausleseprozeß, aus dem die Gesellschaftsordnung hervorgegangen sein soll, mit dem nötigen Scheffel Salz verstanden,

so ist in dieser Gedankenreihe nichts, was abgelehnt werden müßte, und man könnte sich mit der vorstehenden kurzen Anzeige begnügen und allenfalls noch hinzufügen, daß, wie das bei allen solchen Büchern zu sein pflegt, unter den Verbesserungsvorschlägen des Verfassers einige sind, denen man beistimmt, und einige andre, die einem weniger gut gefallen. Aber das Buch dient einer Tendenz, die nicht schon in diesem Grundriß, sondern erst in der Ausführung hervortritt, und die ich nicht für ungefährlich halte. Sie trifft mit der des in den Grenzboten schon wiederholt erwähnten Alexander Lille zusammen, ungeachtet der starken Meinungsunterschiede in einzelnen wichtigen Punkten, die zwischen diesen beiden Vertretern des Neudarwinismus bestehen, und ich möchte daher den Gegenstand einmal etwas gründlicher erledigen, als es in den Fragen an die Selektionisten (im 40. Heft des Jahrgangs 1896) geschehen ist.

Bei Ammon fällt nun zunächst der seltsame Widerspruch auf, der schon wiederholt hervorgehoben worden ist. Während er als das Ziel der Entwicklung die Hervorbringung höherer Arten durch Zuchtwahl hinstellt und jeden Eingriff in den Prozeß der natürlichen Auslese als eine Sünde gegen die Natur verurteilt, findet er nach dem Vorgange der meisten Gelehrten seiner Schule, daß der Ausleseprozeß unter den Menschen zur Vernichtung der edelsten Rasse, der langköpfigen Arier, führe. Im vorliegenden Buche erscheint dieser Widerspruch in der Fassung: die gesellschaftliche Auslese befördert die Besten und Fähigsten (die nach Ammon natürlich Arier oder wenigstens Halbrier sind) an die höchsten Stellen, um sie dort aufzureiben. Dieser Widerspruch wäre unbegreiflich (denn Ammon müßte doch auf Grund seines allerdings sehr ansehbaren historischen und statistischen Materials zu der Folgerung kommen, daß der Naturprozeß schlecht wirke und ins Verderben führe), wenn man nicht merkte, daß ihm seine Tendenz diesen schlimmen Streich spielt. Er ist nämlich entrüstet über die Vorwürfe, die gegen die höhern Stände erhoben werden, und will beweisen, daß deren Mitglieder im allgemeinen die Stellen, die sie einnehmen, ebenso verdienen, wie das Einkommen, das sie beziehen. Im Eifer gegen die Umstürzler nun, die ja in der That dadurch sündigen, daß sie auf die Unfähigkeit und Unwürdigkeit einzelner Vornehmen ein Verdammungsurteil über alles Hochstehende gründen, im Kampfeifer gegen diese Verallgemeinerer schießt er seinerseits über das Ziel hinaus und macht aus allen Ablichen, Rentnern, Unternehmern und akademisch Gebildeten Tugendhelden, die sich im Dienste des Vaterlands aufreiben. Er stützt sich dabei auf Hausen, der in seinem Buche über die drei Bevölkerungsstufen u. a. darstellt, wie die Stadt ihre Bewohner frißt und auf Ergänzung durch ländlichen Zuzug angewiesen ist. Es mag ununtersucht bleiben, ob Ammon Hausens Meinung genau wiedergibt, und ob das, was von der mittelalterlichen Stadt gilt, ohne weiteres auf die moderne übertragen werden kann. Von den mittelalterlichen Städten, Deutschlands wenigstens, scheint es festzustehen, daß sie ohne den beständigen

Zuzug vom Lande allesamt ausgestorben sein würden, denn die Zusammen-  
drängung der Menschen auf einen engen ummauerten Raum, der niemals eine  
gründliche Reinigung von dem durch Menschen und Vieh erzeugten Unrat  
erfuhr, und die ewigen Parteikämpfe, bei denen man sich gegenseitig die Köpfe  
einschlug, hatten natürlich eine sehr hohe Sterblichkeit zur Folge, und außer-  
dem beförderte eine väterlich gesinnte Obrigkeit alljährlich eine ansehnliche Zahl  
von Schelmen, Ketzern und politischen oder geschäftlichen Gegnern durch Strick,  
Eisen und Feuer in ein besseres Jenseits. Das alles ist doch heute ein wenig  
anders geworden. Aber wir bedürfen keiner weitschichtigen statistischen Unter-  
suchung, um zu erkennen, daß sich Ammon in der Hauptsache irrt. Er schreibt  
S. 146: „Die Macht, welche in den höhern Ständen Raum schafft für die  
Nachschübe von unten, ist der Tod. Wir haben bereits gesehen, daß der hohe  
Adel fortwährend durch Aussterben ganzer Familien heimgesucht wird, und  
das gleiche kann von allen sozial bevorzugten Familien gesagt werden. Teils  
sind es die Schädlichkeiten der sitzenden Lebensweise, teils die Folge der Über-  
anstrengung des Nervensystems, teils aber auch soziale Rücksichten, späte Heirat  
und Beschränkung der Kinderzahl, welche das Erlöschen der Familien herbei-  
führen.“ Ferner S. 149: „Die höhern Stände verfallen ganz zweifellos dem  
Aussterben infolge der auf sie einwirkenden gesundheitswidrigen und sozialen  
Faktoren. Eine Überfüllung der höhern Stände durch die Nachschübe von  
unten entsteht daher nicht; im Gegenteil, die Nachschübe sind unumgänglich  
notwendig, um jene fortwährend zu erneuern und aufzufrischen.“ Endlich  
S. 182: „Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß innerhalb zweier  
Generationen durchschnittlich auch die Gesundheit der in höhere Stellungen  
beförderten Familien aufgebraucht ist, also das Schwinden des Talents mit  
dem physischen Erlöschen der Familien selbst zusammenfällt.“ Das Aussterben  
von Familien kann zweierlei Ursachen haben: eine hohe Mortalität, d. h. vor-  
zeitigen Tod der Familienglieder, und geringe Kinderzahl. Wenn die erste  
Ursache in der Stadt in einem stärkeren Maße wirkt als auf dem Lande, so  
werden davon ganz gewiß nicht die Angehörigen der höhern Stände betroffen.  
Die Unterschiede in der Sterblichkeit decken sich aber überhaupt nicht mit dem  
Unterschiede von Stadt und Land, sondern sie sind an die verschiedenen Berufe  
gebunden. Auch hier bedarf es keines großartigen statistischen Apparats.

Jedermann weiß, daß der Kohlenhauer, der meist auf dem Lande lebt, ein  
kurzlebiger Mensch ist, während der Ministerberuf zu den allergesündesten ge-  
hört, denn die Minister werden durchschnittlich sehr alt, nicht gerade darum,  
weil sie Minister sind, sondern weil ihnen ihr Einkommen eine gesunde Lebens-  
weise ermöglicht und ihr Beruf sie nicht daran hindert. Oder man durch-  
wandere den böhmischen Industriebezirk und sehe sich einerseits eine Gesellschaft  
wohlgenährter Honoratioren mit ihren blühenden Gesichtern an, und anderer-  
seits die elenden Gestalten der Glasarbeiter, Spinner und Weber mit ihren

eingefallenen erbfahnen Gesichtern, wobei es gar keinen Unterschied macht, ob sie auf dem Lande wohnen oder in der Stadt. Übermäßig lange Sitzarbeit mit andern Gesundheitschädlichkeiten verbunden ist das Los der Schneider und der kleinen Bureaubeamten, aber nicht der hochstehenden Beamten, die alleamt in der Lage sind, ein zeitweiliges Übermaß von Sitzstunden durch Spaziergänge und Spazierritte, Bergtouren, Badereisen, Jagd und andern Sport auszugleichen. Und geistige Anstrengung an sich ist, wenn nur nicht ungünstige Nebenumstände wie schlechte Ernährung und ungesunde Wohnung hinzutreten, so wenig schädlich wie stramme körperliche Arbeit; im Gegenteil konserviren beide gleich gut. Die berühmten Gelehrten und großen Künstler werden ebenso wie die englischen Lords und die großen Staatsmänner steinalt; nur die ländlichen Tagelöhnerinnen und die Bettelweiber können mit ihnen konkurriren. Wer hat mehr gearbeitet als Mommsen? Und der ist mit achtzig Jahren noch ganz frisch, der Kohlenhauer dagegen mit fünfundvierzig Jahren durchschnittlich ein Arbeitsinvalid. Und ist denn wirklich die Thätigkeit der höhern Beamten gar so nervenaufreibend? Ein paar Jahre lang hatte ich Verkehr mit einigen Regierungsräten und erfuhr dadurch ganz genau, wie die Herren lebten. Am meisten hatten die Schulräte zu thun. Der eine arbeitete täglich vier Stunden: von morgens acht bis zwölf. Nachmittags, hat er mir wiederholt gesagt, muß man nicht arbeiten. Nach dem Mittagsschlaf ging er spazieren und machte Besuche, und abends las er. Sein Nachfolger hatte allerdings, bis er eingearbeitet war, noch ein paar Nachmittagsstunden zu thun. Der eine Abteilungsdirigent bekannte offen, daß er nur eine Stunde täglich arbeite. Zwischen jenem Höchst- und diesem Mindestmaß bewegte sich die Arbeitszeit der übrigen Herren. Dazu kamen dann noch wöchentlich eine Sitzung und bei den Schulräten die Visitationsreisen, die jedoch als angenehme Abwechslung empfunden wurden. Mit Richtern habe ich an drei Orten nähern Verkehr gehabt; über andre als gefellige Strapazen hatte keiner von ihnen zu klagen. Nun liegen diese Erfahrungen allerdings um einige Jahrzehnte zurück, und ich weiß wohl, daß nach 1870 für die meisten Beamtenklassen eine Zeit der Überbürdung und der ungemütlichen Hitze angegangen ist; infolge des ganz überflüssigen Kulturkampfes sollen einige von Falcks Mitarbeitern den Verstand verloren haben. Aber das liegt doch eben nur an der Zeit und ist nicht der normale Zustand; die Regierten werden herzlich froh sein, wenn die Gesezmacherei und die Vielregiererei einmal ein Ende haben, und wenn es sich die Regierungsräte, namentlich aber die Staatsanwälte und die Richter wieder bequem machen werden. Ammon hätte sich die Mühe ersparen können, weitläufig zu beweisen, daß die höhern Beamten und die Leiter großer Unternehmungen gute Nahrung und eine gesunde Wohnung brauchen und der Sorge um das tägliche Brot überhoben sein müssen (obwohl in Dachkammern von hungernden Dichtern unsterbliche Werke geschaffen worden sind, die denn doch



noch etwas höhere Leistungen darstellen als die Erledigung von Steuerreflexationen und die Anfertigung statistischer Tabellen); kein Vernünftiger bestreitet das — bewilligen doch auch die Sozialdemokraten ihrem Liebsteck 7000 Mark Gehalt —, und Unvernünftige verdienen keine Antwort. Aber die Sache so darstellen, als ob die Angehörigen der höhern Stände trotz dieser Vorteile, die man ihnen willig einräumt, einem vorzeitigen Tode durch Überanstrengung geweiht wären, das geht denn doch über den Spaß. Nicht einmal die geschäftlichen Sorgen der Großindustriellen, das Spielfieber des Börsenjobbers und die Aufregungen des politischen Parteiführers schädigen an sich die Gesundheit. Wenn freilich der zweite zum Revolver greift, und der dritte bei einem Wahlkampfe in New York oder in einer Wiener Reichsratsitzung mit Fäusten bearbeitet wird, so kann das nachteilige Folgen haben. Den Vater der Bodenbesitzreform soll die Wahlaufregung sogar ohne Anwendung gefährlicher Werkzeuge umgebracht haben, aber das kommt doch nur selten vor. Wenn ein Rentner, oder ein hoher Beamter, oder ein Magnat vor der Zeit stirbt, so ist gewöhnlich der Zustand, den man in Marienbad kurirt, die Ursache, und der rührt weder von Überanstrengung des Denkapparats, noch von Entbehrungen her. Unter den akademischen Berufen ist nur einer ungesund, der der Ärzte; Ärzte werden selten sehr alt. Wenn es also wahr sein sollte, daß die Familien der Höhergestellten kurzlebig sind — ich glaube es vor der Hand nicht —, sei es, weil das Familienhaupt jung stirbt, oder weil die Kinder degeneriren, so könnten Überarbeit und eine vom Beruf geforderte ungesunde Lebensweise nicht daran schuld sein. Wäre aber die geringe Kinderzahl daran schuld, so würde mit der Erörterung dieser Ursache ein Gebiet betreten, auf das ich mich nicht wagen mag.

Die Gesellschaft ist ein in beständiger Wandlung begriffenes Gebilde, und zu diesem Wandel gehört, daß fortwährend aus den untern Schichten Personen nach oben emporsteigen und aus den obern Schichten einzelne in die Tiefe sinken, ja daß auch ganze Schichten ihre Lage vertauschen. In diesem Vorgange wirken unzählige erforschbare und eine noch größere Zahl unerforschlicher Kräfte zusammen. Wollen wir diesen Vorgang einmal mit dem einen viel zu dürftigen Begriff ausdrückenden Modewort Auslese bezeichnen, so müssen wir sagen, diese Auslese macht in dem eben besprochenen Punkte ihre Sache gar nicht so schlecht, wie ihr sozusagen amtlicher Bewunderer behauptet. Sie läßt die Begabten nicht in die Höhe steigen, um sie dort durch allerlei qualvolle Prozeduren abzuschlachten, sondern die einmal oben sind, lassen sich wohl sein dort in der Höhe, werden alt, zeugen Kinder und begründen Geschlechter, deren manche ein halbes Jahrtausend im vollen Lichte der Geschichte blühen, und wer sie unter- und hinunterkriegen will, der stellt sich eine harte Aufgabe. Aber das Bestreben, die Vornehmen als Märtyrer des Gemeinwohls darzustellen, war nicht der einzige Grund für Ammon, seine geliebte Auslese in übeln Ruf zu bringen. Er wollte auch

den demokratischen Einwurf abweisen, daß der feste Zusammenschluß der herrschenden Stände keinen Raum lasse für aufsteigende Talente, und daher schilderte er die Höhen der Gesellschaft als das vom Todesengel bevorzugte Erntefeld. Damit verband sich dann die Aussicht, wieder in ein Geleise zu kommen, das sich für den Lobpreiser des Ausleseprozesses besser schickt. Wenn man die Aufsteigenden ins Auge faßt und überlegt, daß sie aus keinem andern Grunde aufsteigen, als weil sie die Besten sind, so liegt der Schluß nahe, daß alle, die nicht aufsteigen, nichts taugen. Diesen Schluß zieht Ammon wirklich: die unterste Gesellschaftsschicht, meint er, kann nur aus Untauglichen bestehen, denn wer etwas taugt, der bleibt eben nicht unten. Um den Vorwurf, die bestehende Gesellschaftsordnung lasse sehr viele verkümmern, die ihren Anlagen nach recht wohl eine höhere Stellung einnehmen könnten und ein besseres Los verdienen, um diesen Vorwurf recht gründlich abzuthun, beweist er biologisch und arithmetisch, daß die Zahl der Talente und Genies nur klein sei, und daß es nicht mehr von ihnen geben könne, als wir wirklich sich entfalten sehen, sodaß also anzunehmen sei, es bleibe von den vorhandenen Talenten keins unentfaltet. Die Anlage des Individuums, setzt er aus einander, geht aus der Mischung der elterlichen Anlagen hervor, wie jede von diesen wieder aus Mischung der Anlagen der Voreltern hervorgegangen ist. Der Anlagen giebt es sehr viele, eigentlich unzählige, die sich in vier Gruppen sondern lassen: körperliche, intellektuelle, moralische, wirtschaftliche. Den vielen Anlagen entsprechen ebenso viele Determinanten des Keimplasmas, und das Ergebnis einer Zeugung hängt nun davon ab, welche Anlagen, welche Gruppen von beiden Teilen in den Fötus übergegangen sind. Nun lehrt die Kombinationslehre, daß bei Würfeln von vier Würfeln (unter den vier Würfeln kann man sich die vier Anlagengruppen und unter je einem Auge eine Anlage denken) sowohl der höchste wie der niedrigste Wurf nur auf eine Weise zu stande kommt, während jede mittlere Zahl auf sehr verschiedene Weisen herauskommen kann. Nur die vier Sechsen ergeben 24, und nur die vier Einsen ergeben 4; die 23 kann schon auf vier verschiedene Weisen zu stande kommen, indem bei jedem der vier Würfel der Reihe nach die Fünf oben liegen kann, während die andern drei die Sechs zeigen, und ebenso ist es mit der Zahl 5, da bei jedem der Würfel die zwei oben liegen kann, während die andern drei die Eins haben. So steigt die Zahl der möglichen Kombinationen nach der Mitte hin, und der mittlere Wurf, die 14, kann auf hundertsechszigerlei Weise herauskommen. Auf die Zeugungslehre angewandt bedeutet dies, daß die glücklichsten und die unglücklichsten Mischungen nur selten, die mittelmäßig guten oder schlechten häufig vorkommen. Darnach hat Galton die Zahl der Begabungen in einer Million Menschen berechnet. Er teilt die Menschen ihrer Begabung nach in sechzehn Klassen ein, stellt die Klassen mittlerer Begabung in die Mitte und ordnet von da die höhern und die schlechtern

Begabungen der Reihe nach so an, daß jene über und diese unter dem Mittel liegen. Und da findet er nun, daß die beiden Mittelschichten, die bessere und die schlechtere, jede 256 791 Mann, zusammen also über eine halbe Million zählen, während die höchste wie die niedrigste Begabung nur durch je eine Person vertreten ist. Stellt man die Schichten als Rechtecke dar, so liegen die mittleren quer und werden nach der Spitze zu immer kürzer; an irgend einer Stelle erscheint ein Quadrat, und von da ab stehen die Rechtecke auf der kürzern Seite und werden immer schmaler, bis das letzte zu einer senkrechten Linie zusammenschrumpft. Die Verbindungslinie der Ecken dieser Figur ergibt zwei Kurven, die eine Zwiebel bilden, aber sozusagen eine Doppelzwiebel, deren Wurzelhälfte genau so gestaltet ist wie die obere Hälfte, sodaß einander eine obere und eine untere Spitze gegenüberstehen.

Diese Darstellung enthält zwei uralte Wahrheiten und eine Menge neuer Irrtümer. Jahrtausende vor Darwin und Weismann hat man gewußt, daß die Anlagen der Eltern\*) auf das mannigfachste gemischt in den Kindern vorkommen, und daß bei allen Arten Wesen das Mittelgut überwiegt, das Außerordentliche eben außerordentlich und ungewöhnlich, mit einem andern Worte selten ist. Das sind die zwei alten Wahrheiten. Irrtum dagegen ist es, daß das Genie aus einer bloßen Mischung elterlicher Elemente erklärt werden könne; es muß noch etwas andres hinzukommen; was das ist, wissen wir nicht, wir glauben nur, daß es unmittelbar göttlichen Ursprungs sei. Mag sich auch Goethe in dem bekannten Scherzgedichtchen selbst verspotten als einen bloßen Komplex elterlicher und großelterlicher Elemente, so erkennen wir doch klar genug, daß die Gleichung  $\frac{1}{2}$  Herr Rat +  $\frac{1}{2}$  Frau Rat = 1 Johann Wolfgang falsch ist und selbst dann falsch bleiben würde, wenn wir auf der linken Seite noch ein paar Duzend Ahnen, Ruhmen und Uroßmuhmen addierten. Und nun gar einen Lionardo da Vinci aus den Tanten des unbedeutenden Edelmanns und der Bauermagd erklären wollen, die ihm das Leben geschenkt haben! Sodann: Es giebt keinen „Nummereinsmann,“ wie Ammon den an der Spitze der Zwiebel nennt, weder einen positiven oben, noch einen negativen unten. Ich habe bei einer andern Gelegenheit einmal bemerkt, daß es ein Irrtum sei, wenn man Christus für den Idealmenschen in dem Sinne halte, daß er alle menschlichen Vollkommenheiten in sich schließe, denn einen solchen Idealmenschen könne es nicht geben, weil die verschiedenen menschlichen Vollkommenheiten einander widersprechen und unvereinbar mit einander sind: Christus als weltlicher Fürst, oder als einsamer, mit mathematischen Formeln beschäftigter Gelehrter, oder als siegreicher Feldherr und Eroberer, oder als Geldfürst, oder als alles dieses zusammengenommen, das sind lauter unvollziehbare Begriffe, wie der Dogmatiker Lipsius sagen würde. Das Genie, die höchste Spitze einer bestimmten Begabung, ist einseitig, oder es umfaßt,

\*) Und Großeltern, denn auch das hat schon Aristoteles bemerkt.

wenn mehrseitig, nur mehrere verwandte, bei weitem nicht alle Begabungen. Schon der Polyhistor ist meistens kein Genie, obwohl das bloße Vielwissen selbst nur etwas einseitiges ist. Und an welcher Stelle der Zwiebel bringen wir Tiberius, Cesare Borgia, Napoleon I. unter? Oben oder unten? Zu unterst stehen die Blödsinnigen und die Trottel (deren Zahl übrigens leider, wie Ammon selbst bemerkt, bedeutend größer ist als einer auf eine Million), aber jene Herren waren doch wahrhaftig nichts weniger als geisteschwach. Und wo stellen wir die Pizarro und die übrigen Konquistadoren hin, die durch Verbrechen ohne Zahl den landhungrigen Europäern eine neue Welt erschlossen und unterworfen haben? Wohin die gottesfürchtigen Seeräuber und Sklavenhändler, die Psalmen singend mit Gewürzen, Gold und Silber beladene Schiffe gekapert, Menschen geraubt, Mordthaten verübt und so ihr Vaterland England groß und reich gemacht haben? (Über solche berichtet neuerdings wieder einmal die Saturday Review vom 27. November v. J. nach einem Buche über den Liverpooler Sklavenhandel unter der Überschrift: Patriotische britische Seeräuber.) Und sind denn auch nur die gewöhnlichen Verbrecher schwach begabte Menschen? Gehört nicht viel Begabung dazu, eine Räuberbande zu befehligen, oder jahrelang als Hochstapler die Polizei nicht allein, sondern auch die vornehmen Kreise zu täuschen, in die er sich einzuschmuggeln versteht? Alle diese Leute sind vom Blödsinn viel weiter entfernt als ein rechtschaffener Bureauchef, den Ammon sicher noch einige Stufen über das Mittelgut stellt, und da das Urteil über Revolutionsmänner bekanntlich ausschließlich vom Erfolg abhängt, sodaß die unterliegenden als Verbrecher verurteilt, die siegreichen als Helden gepriesen werden — ist doch ein von der Dichtung verklärter jagenhafter Meuchelmörder Jahrzehnte hindurch der Abgott der gebildeten Jugend Deutschlands gewesen — so würde es gar nicht sinnwidrig sein, die großen Despoten, Gottesgeißeln, Henker, Verbrecher, Umstürzler in die obere Stockwerke der Gesellschaftszwiebel einzuquartieren. Oder sollen wir sie in die Mitte stecken, weil sie aus einer Mischung guter und schlechter Eigenschaften bestehen und Negatives zu Positivem addirt eine mittlere, der Null sich nähernde Zahl ergibt? Ammon dürfte dazu geneigt sein, denn er rechnet, an der Würfelaugenanalgie festhaltend, zum Mittelgut nicht allein die Leute, die von allen guten Gaben ihr bescheidenes Teil abbekommen haben ( $3 + 3 + 3 + 3 = 12$ ), sondern auch solche, die im ganzen nur mit untermittelmäßigen Gaben ausgestattet sind, aber durch eine einzelne Gabe glänzen, von der sie ein reichliches Maß empfangen haben ( $2 + 2 + 2 + 6 = 12$ ). Es giebt also darunter Leute, die geistig hoch begabt sind, aber wegen schwacher sittlicher und wirtschaftlicher Begabung nichts erreichen, ferner solche, die zwar einen guten Charakter haben, aber in allem andern schwach sind, dann solche, die sehr wirtschaftlich, aber geistig und körperlich schwach und schlechten Charakters sind, endlich körperlich starke Leute, denen es an allem andern fehlt. „Fällt die 6 mit dem vierten, die Körperkraft darstellenden Würfel, so bedeutet dies einen Herkules, der



höchstens zu einer Jahrmärtschauausstellung zu gebrauchen ist.“ Aber ein solcher gehört doch nicht zum Mittelgut der Gesellschaft, sondern schon zu den unnützen Schmarozkern, wenigstens in einer Gesellschaft, die wegen ausgedehnter Anwendung von Maschinen für Herkulesse nicht mehr viel nützliche Verwendungsarten hat. Und denken wir uns hohen Verstand mit schlechtem Charakter, Unwirtschaftlichkeit und schwachen Körper vereinigt, so bekommen wir einen jener großen Halunken, die sich berühmt machen, und die also schlechterdings nicht ins Mittelgut passen. Da die mittlern Würffzahlen auf die verschiedenste Weise — durch Addition gleicher wie auch großer und kleiner Zahlen — entstehen können, während nach oben wie nach unten die Würfe immer gleichmäßiger ausfallen, der höchste wie der niedrigste aus je vier Zahlen besteht, so schließt Ammon, daß beim Mittelgut die Unharmonischen vorherrschen; und umgekehrt, schreibt er, nimmt man wahr, daß, je höher man hinaufgeht, die Begabung um so harmonischer wird.“ Ja, bei den Würfelaugen freilich nimmt man die zunehmende Harmonie wahr, bei den menschlichen Begabungen aber gerade das Gegenteil. In einem gesunden Volke auf der Kulturstufe des Ackerbaues ist die Masse harmonisch begabt. Es sind Leute von mäßiger Einsicht, mittlerer Tüchtigkeit, gutem Charakter und gesundem, wohlgebildetem Körper, bei denen weder die eine Anlage mit der andern noch der Einzelne mit seiner Umgebung in unheilbare Konflikte gerät; Leute von beschränktem Gesichtskreis, die ihre bescheidne Stellung ausfüllen und sich in ihrer bescheidnen Lage wohl fühlen. Bei reinen Bauernvölkern wie bei dem der Schweizer Urkantone sind so ziemlich alle von dieser Art; einer unterscheidet sich nur wenig vom andern, und auffällige Abweichungen im guten oder im schlechten Sinne, nach oben oder nach unten, kommen nicht vor. Die großen Unterschiede in der Begabung treten erst bei starker sozialer Differenzierung ein, woraus also folgt, daß die Genies wie die Verbrecher und die Blödsinnigen nicht Produkte einer Mischung von Idanten sind, die durch alle Geschlechter unverändert blieben, sondern Produkte äußerer Verhältnisse und — was das Genie anbetrifft — hinzutretender metaphysischer Ursachen, die nicht früher wirksam werden können, als bis die geeignete äußere Lage hergestellt ist, denn auch ein Christus ist nur in jener griechisch-römisch-hebräischen Welt denkbar, in die hinein er geboren wurde. Ist also die Mittelschicht ursprünglich harmonisch angelegt, so zeichnet sich dagegen das Genie keineswegs durch harmonische Begabung aus. Der Durchschnittsmensch kann ein tüchtiger gemeiner Soldat und dabei nach einander ein musterhafter Schüler, braver Handwerker oder Bürobeamter, vortrefflicher Gatte und Hausvater sein und nebenbei Sinn für Kunst und wissenschaftliche Lektüre haben. Das Genie wird entweder ein militärisches Genie sein und dann für sehr viele Berufe, in die sich der Mittelmäßige gleich gut schickt, nicht taugen, oder es wird ein künstlerisches oder religiöses Genie sein und dann weder zum Offizier noch zum gemeinen Soldaten viel taugen. Die

großen Dichter und Komponisten haben sich aufs Geldmachen und Geldsparen meistens sehr schlecht verstanden (viele ausübende Musiker und namentlich die Sängerinnen desto besser), und Finanzgenies pflegen sich nicht durch künstlerische Begabung auszuzeichnen. Verhältnismäßig harmonische Genies wie Goethe unter den Dichtern und Moltke unter den Feldherrn sind selten.

Wenn man ein Bild der Gesellschaft bergestalt in zwei Hälften teilen will, daß eine wagerechte Linie die nützlichen, schaffenden Mitglieder von den unnützen Schmarozern und den Schädlingen scheidet, so bekommt man keineswegs die Figur einer Doppelzwiebel. Vielmehr würde die Figur einer mit Pflanzen bestandnen Humusschicht gleichen, aus deren Gräsern und Kräutern Bäume der verschiedensten Art: die hochbegabten Menschen, hervorragten. Von einer einheitlichen Spitze ist dabei weder auf der positiven noch auf der negativen Seite die Rede: der Despot, der Intrigant, der Verbrecher und der Schwachsinrige stehen ebenso weit von einander ab wie etwa Goethe und Bismarck oder Beethoven und der Freiherr von Stein. Aber die Giftpflanzen wachsen ja überhaupt nicht abwärts in die Erde hinein, daher ist es ganz unmöglich, das Zahlenverhältnis der positiven und der negativen Bestandteile der Gesellschaft geometrisch darzustellen; sie wachsen eben wie Fruchtbäume und Giftpflanzen, wie Weizen und Unkraut durch einander, und bei vielen weiß man gar nicht einmal, ob man sie zu der einen oder zu der andern Klasse rechnen soll, weil sie thatsächlich beiden Klassen angehören, sowohl aufbauend wie zerstörend thätig sind. Ammon übersieht alle diese Schwierigkeiten, weil er gar nicht an das Leben, sondern immer nur an die Amtsstube denkt. „Die Gesellschaftsordnung, meint er, verdient keinen Vorwurf, wenn sie verbummelten Talenten oder verkannten Genies oder ungeschickten Biedermännern den Weg verlegt, denn an wichtigen Posten kann man nur Persönlichkeiten brauchen, die in jeder der hauptsächlichsten Anlagegruppen hervorragend begabt sind.“ Als ob alle Forscher und Künstler, die es nicht im Staatsdienst zur Exzellenz bringen, verbummelte Talente und verkannte Genies wären! Wie weit hat es denn Kepler gebracht, und was hat denn Spinoza für ein Staatsamt bekleidet?

Die Darstellung Ammons läuft auf die Behauptung hinaus, daß die hohe Stellung eines Mannes seine hohe Befähigung, die niedrige Stellung seinen Mangel an Befähigung beweise, daß alle, die oben zu sein verdienen, auch wirklich nach oben gelangten, daß alles, was unten bleibt, Schund und Bodensatz sei, und daß es in den Massen Talente, denen die Möglichkeit, sich zu entfalten, gefehlt hätte, nicht gebe. Er führt zur Bekräftigung seiner Ansicht noch die Thatsache an, daß zwar Unterbeamte auf ihre Vorgesetzten schimpften und überzeugt seien, sie würden an deren Stelle alles weit besser machen, daß dagegen ein Kollegialmitglied selten einen Minister für einen ganz unbegabten Mann halten werde. Dagegen ist nun zunächst zu sagen, daß sicherlich kein

Lokomotivführer den Eisenbahnminister für einen ganz unfähigen Mann hält und sich die Ministerqualifikation zutraut (der Mann denkt nur: wenn der Minister einmal ein paar Tage hinter einander zwölf bis sechzehn Stunden Lokomotivführerdienst hätte, so würde er manches anders einrichten), daß dagegen in neuerer Zeit von sehr hoher Stelle aus über preußische Minister vernichtende Urteile gefällt worden sind. Und war Badenis Befähigung dadurch bewiesen, daß ihn sein Kaiser zur Leitung Cisleithaniens berief? Wie hat doch der Kanzler Ogenstierna gesagt? Wie urteilen die drei Premierminister Crispi, Giolitti und Rudini über einander? Wie urteilt Ammon selbst über die Günstlingswirtschaft der großen Katharina und über die Panamiten unter den französischen Ministern? Was meint er zu der in den parlamentarischen Ländern üblichen Ministerstürzerei, die doch weder von Unterbeamten noch von Proletariern betrieben wird? Und wie wird Friedrich Wilhelm IV. samt seinen Ministern von berühmten Geschichtschreibern beurteilt, die der politischen Richtung Ammons angehören? Er kann also wohl sagen: ich bin überzeugt, daß im heutigen Baden, oder im heutigen Preußen, oder im heutigen deutschen Reiche jeder Mann auf dem richtigen Plage steht, und daß für keinen hervorragenden Posten ein Bewerber gefunden werden kann, der dafür geeigneter wäre, als sein jetziger Inhaber, aber er kann diesen Vorzug nicht der bestehenden Gesellschaftsordnung gutschreiben, denn die ist dieselbe bei uns wie in Italien und in Frankreich, im alten Preußen und im Rußland des vorigen Jahrhunderts, und Crispi, Giolitti und Rudini sind wenigstens darin einig, daß sie die Feinde dieser Ordnung mit Mitteln bekämpfen, die — dem Scheine nach — weit kräftiger wirken als Bücher.

Ist es also falsch, daß die „Auslese“ überall und immer unfehlbar den richtigen Mann an die richtige Stelle bringe, so ist es noch weit falscher, daß alles, was unten zurückbleibt, nur Bodensatz und Abraum wäre, der nichts brauchbares mehr enthielte, geschweige denn Talent oder gar Genie. Niemand widerlegt diese Ansicht vollkommener, als Ammon selbst. Nach ihm sterben die obere Klassen beständig ab und müssen aus dem Bauernstande ersetzt werden. Nun war der Bauernstand im vorigen Jahrhundert, wo es noch kein Proletariat von Lohnarbeitern gab, der unterste Stand. Er war gedrückt und verachtet, er war unwissend, abergläubisch, stumpfsinnig und indolent. Wie aus solchen Heloten unsere heutigen wohlhabenden, gebildeten, gemeinnützig und politisch thätigen Bauern geworden sein können, vermag zwar Ammon nicht zu erklären — wir ändern, die wir nicht an unveränderliche Idee und Idanten glauben, wissen, daß sie es durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und den Schulzwang samt den übrigen heutigen Bildungsmitteln geworden sind —, aber gleichviel, er glaubt doch, daß in den Buzüglern vom Lande die Großindustriellen-, Professoren- und Ministerdeterminanten schlummern, die in der dritten oder vierten Generation zum Vorschein kommen werden; denn daß die

Beifähigung für solche Stellungen durch Vererbung angesammelt werden könne aus dem, was jede einzelne Generation mit Hilfe städtischer Bildungsmittel und begünstigt von einer bessern Lage erwirbt, das glaubt er ja eben nicht. Es müssen also doch da unten trotz allen Abflusses immer noch Anlagen zurückbleiben, die später in die Stadt wandern werden, um die neu entstandnen Lücken auszufüllen. Und es ist nicht abzusehen, warum unter den Fabrikarbeitern solche Anlagen seltner sein sollten als unter den Bauern, da sie doch Sprößlinge der Bauern des vorigen Jahrhunderts sind, und zwar nach Ammon die begabtern Sprößlinge, denn gerade diese läßt er ja in die Stadt ziehn.

Ich bin weit entfernt davon, unsrer Gesellschaftsordnung einen Vorwurf daraus zu machen, daß oben nicht immer die rechten Männer auf dem rechten Plage stehen, und daß unten nicht wenige Talente unentfaltet bleiben. Was das erste anlangt, so giebt es eben in dieser Beziehung nichts vollkommnes, und was das zweite betrifft, so unterliegt die Gesellschaft demselben Gesetze wie die Natur, daß unzählige Samen zu Grunde gehen müssen, damit einige aufgehen können. Übrigens ist das nicht einmal durchweg für die unentfalteten Talente selbst ein Unglück, da ihnen das, was sie unter andern Umständen leisten könnten, meistens gar nicht zum Bewußtsein kommt, und da der Mensch in niedriger Stellung leichter glücklich wird als in hoher. Aber Ammon hat sich durch unverständige Angriffe auf die höhern Stände zu einer noch unverständigern Abwehr verleiten lassen, die nicht unkritisiert bleiben darf, weil sie ein falsches Bild von gesellschaftlichen Vorgängen entwirft, das dazu gemißbraucht werden kann, eine verkehrte Politik zu empfehlen.

(Fortsetzung folgt)



## Wie soll der Kampf um die Ostmark geführt werden?

Ein Nachwort zu den „Realspolitischen Betrachtungen“ des Herrn C. C. in den vorjährigen Septemberheften der Grenzboten

(Schluß)



as zunächst den Rückgang in der Zahl der deutschen Bevölkerung Bosens betrifft, so beruht er auf zwei Umständen, auf der verhältnismäßig geringern Zahl der Geburten, und auf dem Übelstand, daß neben der Auswanderung keine entsprechende Einwanderung hergeht.

Die geringere Zahl der Geburten erklärt sich schon genügend daraus, daß bei den Deutschen ein unverhältnismäßig großer Bruchteil den sogenannten



„bessern Ständen“ angehört, während umgekehrt bei den Polen ein sehr großer Prozentsatz dem niederen Volke zuzurechnen ist.

An der Auswanderung der Deutschen tragen zum Teil die hohen Preise der Posener Mietwohnungen die Schuld. Sie treiben den deutschen Arbeiter und besonders den kleinen Beamten, der nicht, wie der polnische Proletarier, daran gewöhnt ist, in einem dumpfen Keller zu hausen, hinaus in die Vororte. Welchen Umfang diese *secessio plebis* — an der sich übrigens auch manche „Patrizier“ beteiligt haben — angenommen hat, ist ersichtlich aus folgender dem städtischen Verwaltungsbericht für 1891 entnommenen Zusammenstellung.

„Die Vororte — heißt es da — haben in den rückliegenden fünf Jahren wie folgt an Einwohnern zugenommen:

	1885	1890	Zunahme	in Prozenten
Jersitz . . . . .	9434	11749	2315	24,54
St. Lazarus . . . . .	671	2071	1400	208,65
Wilsda . . . . .	2707	4149	1422	53,26

welche Zunahme hauptsächlich auf Zuzug aus der Stadt Posen zurückzuführen ist.“

Der Nachteil, der hieraus für das kommunale Leben der Provinzialhauptstadt selbst entsteht, liegt auf der Hand. Die Sache hat aber auch eine politische Bedeutung. Die Vororte gehören zu den beiden Landkreisen Posen-Ost und Posen-West. Da nun in diesen die Polen — trotz der deutschen Einwanderung — noch immer eine gewaltige Mehrheit haben, so gehen (wenigstens bei den Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus) alle diese deutschen Stimmen einfach verloren.

Aber es gibt noch einen tiefer liegenden Grund für die Auswanderung der Deutschen, der zugleich auch ihren Ersatz durch Einwanderung erschwert: dem Deutschen wird es heutzutage schwerer als dem Polen, in dem gewerblichen Leben unserer Stadt und Provinz Beschäftigung zu finden. Wie kommt das? Ist er weniger fleißig und geschickt? Durchaus nicht, aber der Pole spricht in der Regel auch deutsch, der Deutsche dagegen fast niemals polnisch. Und doch werden in unsern deutschen Zeitungen Tag für Tag Stellen angeboten, für deren Erlangung die Kenntnis der polnischen Sprache zur Bedingung gemacht wird. Hier wird ein Kommiss gesucht, da eine Verkäuferin, dort ein Gutsinspektor usw., und immer heißt es „Polnisch sprechende Bewerber erhalten den Vorzug.“

Daraufhin wird nun vielfach den betreffenden Arbeitgebern der Vorwurf mangelnden Nationalitätsgefühls gemacht. Ganz mit Unrecht! Wer hierzulande mit dem großen Publikum arbeiten muß, also besonders der Gewerbetreibende, der kann ohne doppelsprachige Leute nicht auskommen, der Pole ebensowenig wie der Deutsche. Ich behaupte, es gibt in Posen keinen

polnischen Läden, wo ein deutscher Käufer nicht aufs höflichste in deutscher Sprache bedient wird. Dieselbe Rücksicht verlangt dann natürlich auch der Pole, wenn er in ein deutsches Geschäft kommt. Selbst die Behörden sind ja gezwungen, diesen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Deshalb sollte man denn auch z. B. der Postverwaltung keinen Vorwurf daraus machen, daß sie eine gewisse Anzahl polnischer Briefträger angenommen hat. Es geht ihr eben wie einem mit bekannten Gutsbesitzer, einem durch und durch deutschen Mann. Als man ihn tadelte, weil er einen Polen als Inspektor angestellt hatte, sagte er: „Was soll ich machen? Es muß doch jemand auf dem Gut sein, der sich mit den Arbeitern verständigen kann.“

Ja — warum lernen die Deutschen nicht Polnisch?\*) Wäre es nicht besser, wenn z. B. auf der hiesigen Mittelschule, die doch den lokalen Bedürfnissen dienen soll, statt des völlig zwecklosen Englisch das Polnische gelehrt würde?

Die Hauptschwäche des hiesigen Deutschtums liegt jedoch, meines Erachtens, in der wirtschaftlich ungesunden Zusammensetzung seiner Elemente.

Posen ist bekanntlich eine Festung ersten Ranges mit einer gewaltigen Besatzung. Es ist zugleich Sitz der Provinzialregierung, des Oberlandesgerichts und vieler andern Behörden. Die Offiziere und die Beamten bilden daher einen überaus großen Bruchteil der deutschen Einwohnerschaft. Aber wie viele von diesen Offizieren und Beamten kommen denn dazu, in unsrer Stadt und Provinz heimisch zu werden, sich für ihr Wohl und Weh zu interessieren?

Vor Jahren war ein Oberlehrer aus der Provinz Sachsen an eins der hiesigen Gymnasien versetzt worden, das besonders von den Söhnen der Offiziere und Beamten besucht wird. Nachdem dieser Herr eine Zeit lang hier unterrichtet hatte, sagte er eines Tages zu mir: „Unter meinen Schülern sind die Polen die einzigen, die Posen als ihre Heimat betrachten.“

Die Bemerkung ist nur allzuwahr. Der Beamte, der Offizier, besonders in den höhern Stellen, ist ein Nomade, der heute sein Zelt am Ufer der Warthe aufschlägt, um es wieder abzubauen, sobald er (wie der Ausdruck lautet) „seine fünf Jahre Posen abgefessen hat.“

In den mittlern und untern Stellen sind ja die Versetzungen nicht so häufig, und da kommt es denn auch oft genug vor, daß ein Beamter zwanzig, dreißig Jahre hier bleibt. Aber sobald er in den Ruhestand getreten ist, schüttelt auch er den Posener Staub (und daran haben wir ja Gott sei Dank keinen Mangel) von den Füßen und zieht anderswohin, an einen Ort, wo es angenehmer und vor allem billiger zu leben ist, z. B. Hirschberg oder Görlitz. Und ähnlich macht es auch der jüdische Kaufmann, Arzt oder Rechtsanwalt.

\*) Früher lernten sie es, und jetzt könnten sie das um so eher thun, als doch seit 1866 und 1870 auch bei den Deutschen das Nationalgefühl weit stärker und die Gefahr der Polonisation entsprechend geringer geworden ist.

Sobald er ein ausreichendes Vermögen erworben hat, giebt er sein Geschäft auf und zieht nach Berlin. Dort darf er sich wenigstens als Mensch fühlen, während er hier außerhalb des Ghetto nur ausnahmsweise eine gesellschaftliche Stellung erlangen kann.

Was wir hier brauchen, das ist vor allem ein festhafter Mittelstand, ein kräftiges deutsches Bürgertum. Denn es sind — wie gesagt — nicht die Beamten, auf denen in erster Linie die wirtschaftliche Zukunft des Posener Deutschtums beruht, sondern die gewerblich schaffenden, produktiven Bürger.

Die Bildung und Erhaltung eines aufstrebenden Mittelstandes hängt aber natürlich in der Hauptsache von der Entwicklung der Erwerbsverhältnisse ab.

Leider hat sich — nicht ohne Mitschuld des Staates — das Posener Bürgertum von der gewerblichen Thätigkeit mehr und mehr abgewandt. Diese Art von Thätigkeit wird eben hierzulande nicht so hoch geschätzt, wie sie es in Anbetracht ihrer Wichtigkeit für das Gemeinwesen eigentlich verdient. Die Folge davon ist, daß der deutsche Posener Bürger, sobald er selbst etwas erworben hat, nichts besseres zu thun weiß, als seine Söhne in die zwar weniger einträgliche, aber so viel höher geachtete Beamtenlaufbahn zu bringen — ganz im Gegensatz zum Polen, für den die preussische Beamtenkarriere begreiflicherweise weniger Anziehungskraft hat, und der es deshalb lieber sieht, wenn sich seine Söhne im Erwerbsleben als Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute oder Industrielle eine Stellung erringen. Statt einzelne Fälle dieses unglückseligen Hanges der Deutschen (die mir übrigens zahlreich genug zu Gebote stehen) anzuführen, beschränke ich mich auf die Mitteilung folgender Zahlen, die dem „Statistischen Jahrbuch deutscher Städte“ (Breslau, 1896) entnommen sind. In diesem Bande wird u. a. untersucht, welche Unterschiede zwischen einzelnen größern deutschen Städten bestehen hinsichtlich der Bevorzugung humanistischer oder realistischer Schulbildung. Das Ergebnis ist folgendes: „Unter den (in dem betreffenden Aufsatz) behandelten dreiundvierzig größern deutschen Städten ist humanistische Vorbildung am meisten in — Posen gesucht. Hier entfallen von allen Schülern höherer Lehranstalten 75,9 Prozent auf die (humanistischen) Gymnasien. Dann folgt Königsberg mit 67,2 Prozent usw., endlich Hamburg mit 19 Prozent! Die Verschiedenheiten sind also von ganz außerordentlicher Bedeutung — beträgt doch der auf Posen entfallende Prozentsatz humanistisch vorgebildeter Schüler fast das Vierfache des für Hamburg sich ergebenden Betrages.“

Glückliches Posen! Mit welchem Stolz kannst du mit deinen 76 Prozent Humanisten auf das armselige Hamburg hinabsehen. Zwar diese Hamburger, man muß es ihnen lassen, entfalten auf dem wirtschaftlichen Gebiet eine staunenerregende Thätigkeit, sie leisten jahraus jahrein eine Kulturarbeit, vor der unsre ganze Provinz Posen sich beschämt verkriechen muß — aber, aber, nur 19 Prozent Humanisten auf den höhern Schulen!

Doch ich bitte, mich nicht mißzuverstehen! Es fällt mir gar nicht ein

zu behaupten, dieses Überwiegen des Humanismus sei die Ursache unseres wirtschaftlichen Niedergangs — aber ein Symptom davon ist es ganz gewiß. Und auch das steht fest, daß wir da auf einer falschen Bahn sind, und daß es hohe Zeit wäre, die Verkehrtheit dieser Entwicklung einzusehen und ihr nach Möglichkeit entgegen zu wirken. Der Hauptanstoß zur Besserung muß freilich aus dem deutschen Bürgertum selbst kommen; es muß sich aufraffen aus der dumpfen Apathie, in die es verfallen ist. Aber zum Aufraffen gehört Vertrauen und Hoffnung, denn wo diese nicht vorhanden sind, da fehlt auch der Mut zur That. Es ist nötig, daß das deutsche Bürgertum das Vertrauen gewinnt, es werde endlich auch für unsern Osten in wirtschaftlicher Beziehung eine bessere Zeit anbrechen. Ihm dies Vertrauen oder wenigstens diese Hoffnung einzufößen, dazu ist vor allem die Staatsregierung selbst berufen. Aber nicht durch Worte würde sie dies zu leisten vermögen, sondern allein durch die That.

Was hat nun die Regierung bisher für die Hebung des städtischen Bürgerstandes in unsrer Provinz geleistet?

Selbst der Verfasser des kürzlich in diesen Blättern erschienenen Aufsatzes „Aus unsrer Ostmark“ — obwohl er sonst mit seiner Anerkennung staatlicher Leistungen nicht kargt — weiß darüber nur wenig zu vermelden: „Manches ist übrigens schon durch den Staat für den deutschen Nährstand der Städte geschehen, in Posen durch die Gründung der Baugewerkschule\*) und die Eröffnung einer königlichen Gewerbe- und Haushaltungsschule für Mädchen, in Bromberg durch die Schaffung einer gewerblichen Fortbildungsschule.“ Aber das ist auch alles, was er anführen kann. Daß aber dies auch nicht im entferntesten genügt, um den oben erwähnten Zweck (die Hebung des Bürgertums) zu erreichen, das braucht doch nicht erst bewiesen zu werden.

Welches sind nun die Thaten und Leistungen der Regierung, die geeignet wären, dem deutschen Bürger zu neuem wirtschaftlichen Aufschwung die Bahn frei zu machen?

Zum Teil vermögen dazu gewisse Verwaltungsmaßregeln beizutragen, die alle von dem gemeinsamen Grundsatz diktiert sein müßten, auf dem wirtschaftlichen Gebiet zunächst die lokalen Interessen der wichtigeren Städte dieser Provinz zu fördern. Für die Stadt Posen besonders wären etwa folgende Maßregeln ins Auge zu fassen:

1. Die Einverleibung der Vororte. Der Haupteinwand gegen diese Änderung — die für die Stadt Posen dadurch eintretende Notwendigkeit, dann die für ihre Finanzen wichtige Schlachtsteuer aufzugeben — wird hinfällig von dem Augenblick an, wo der schon in der Anlage begriffne Schlacht- und Viehhof vollendet sein wird. Alles für den städtischen Verbrauch bestimmte Vieh wird in Zukunft nur dort geschlachtet werden dürfen, wodurch dann auch die Steuererhebung außerordentlich erleichtert wird.

\*) Deren prächtiges Gebäude übrigens auf städtische Kosten errichtet worden ist!



2. Die Niederlegung der innern Umwallung — für unsre Stadt eine der ersten Vorbedingungen des Emporblühens. Während ich dieses schreibe, trifft die Nachricht ein, daß die Abtragung der Westseite (diese kommt für die künftige Ausdehnung der Stadt allein in Betracht) im Prinzip zugestanden sei.

Aber nun quält mich eine andre Sorge: Wird das dadurch zur Bebauung freiverdende Gelände nicht der Gegenstand einer wilden Grundstückspekulation werden? Dies müßte um jeden Preis verhütet werden. Vielleicht könnte dieses (und natürlich auch andres, geeignetes) Terrain auch dazu verwandt werden, deutsche Bürger und Beamte durch Erleichterung des Ankaufs hier festhaft zu machen. Auch ließe sich für diese und ähnliche städtische Ansiedlungen möglicherweise sogar der so vielfach angefeindete Ansiedlungsfonds nutzbar machen, etwa in folgender Weise.

In Verbindung mit der Ansiedlungsbehörde wird eine Hypothekenbank errichtet, die städtische Grundstücke beleihet. Die von ihr so erworbenen Wertobjekte dienen als Fundirung der von ihr auszugehenden verzinslichen Hypothekencertifikate, deren Verzinsung sich eben aus den Zahlungen der Hypothekenschuldner ergibt. Nur mit solchen Certifikaten werden in Zukunft die angekauften Landgüter bezahlt. Da diese Certifikate — wie gesagt — verzinslich sind, so brauchen sie nicht sofort einlösbar zu sein, sondern dies erit in dem Maße zu werden, wie die Gelder für die draußen auf dem Lande verkauften Ansiedlungsstellen eingehen. Sollten nach Einführung dieses Systems nicht mehr genug Verkaufsangebote von polnischen Grundbesitzern vorliegen, so könnte man sich (noch mehr als bisher) auf den Ankauf deutscher Landgüter verlegen. Der Effekt wäre für die Schaffung von deutschen Bauernwirtschaften derselbe, aber der Ansiedlungsfonds würde sich nach zwei Seiten hin nützlich erweisen.

Als Maßregeln von allgemeinerer Bedeutung wären etwa folgende in Aussicht zu nehmen.

1. Die Hebung des Handwerkerstandes, z. B. durch Errichtung besonderer Handwerker- oder Volksbanken, namentlich aber auch durch Fachschulen. (Siehe unten!)

2. Die Verbesserung der Wasserstraßen, insbesondere die Vertiefung und bessere Instandhaltung des Flußkanals der Warthe.

3. Die Begünstigung des ganzen Ostens durch Differentialtarife, aber nicht nur für Güter, sondern auch für Personen.

Bekanntlich wurden die Differentialtarife für Getreide im Jahre 1892 abgeschafft, um die Zustimmung der Süd- und Westdeutschen zum russischen Handelsvertrag zu erlangen.

Solche Tarife\*) sind aber wirtschaftlich wie eisenbahntechnisch eine durchaus

\*) Ich meine natürlich nur Tarife für den inländischen Verkehr und nicht solche, die bloß zur Begünstigung des Exports nach dem Auslande dienen.

berechtigte Maßnahme. Ihre Aufhebung hat natürlich vorzugsweise die Landwirtschaft des Ostens geschädigt. Daß aber diese ein solches Opfer bringen mußte, das wäre doch nur dann billig und gerecht gewesen, wenn gerade sie von dem russischen Handelsvertrag besondere Vorteile zu erwarten gehabt hätte.

Es sind aber auch Differentialtarife für die Personenbeförderung zu erstreben, vielleicht in der Form, daß über eine gewisse Kilometerzahl hinaus der Fahrpreis keine weitere Steigerung erfährt. Dadurch würde für die Bewohner der östlichen Provinzen der große materielle Nachteil, der sich für sie aus der geographischen Lage ihrer Wohnsitze ergibt, bedeutend gemildert werden. Das bisherige System der Tarifirung legt gerade den Bewohnern des Ostens eine unverhältnismäßig hohe Eisenbahnsteuer auf; durch ihre Ermäßigung würde dem Deutschen, der hierher verschlagen wird, sein Loos erträglicher gemacht werden, denn jetzt ist die Versetzung nach Posen namentlich für viele der weniger bemittelten Beamten gleichbedeutend mit einer Verbannung.

Aber auch unsere Eisenbahnverbindungen müssen besser werden. Hamburg, Hannover, Kassel, Breslau — sie alle haben weit schnellere Verbindungen mit andern Mittelpunkten des Verkehrs, insbesondere mit Berlin.

4. Zweckmäßigere Einrichtungen auf dem Gebiet der Schule. Ich habe schon oben auf das Mißverhältnis hingewiesen, das in der Stadt Posen zwischen der Zahl der humanistisch und der realistisch vorgebildeten Schüler höherer Lehranstalten besteht. Noch greller tritt dieses Mißverhältnis hervor, wenn man sämtliche höhere Schulen der Provinz, soweit sie eine allgemeine und nicht bloß eine fachmäßige Bildung zu vermitteln bestimmt sind, zum Vergleich heranzieht. Da ergibt sich nämlich, daß auf je 100 Schüler dieser höhern Lehranstalten nicht weniger als 86,6 Humanisten kommen!

Nun mag man eine noch so hohe Meinung von dem Wert der klassischen Bildung haben — man wird doch zugeben müssen, daß es eine Verkehrtheit ist, sie allen aufzuzwingen, die überhaupt nach höherer Bildung streben. Und bei uns wird sie thatsächlich fast allen aufgezwungen, denn nur in zwei Städten (Bromberg und Posen) bestehen neben den humanistischen auch noch realistische Bildungsanstalten. Das sind doch keine gesunden Zustände! Die Überfüllung der studierten Berufe ist noch nicht einmal die schlimmste ihrer Folgen. Als solche betrachte ich vielmehr diese: wer das Gymnasium durchgemacht hat, besitzt — wie doch wohl allgemein zugestanden werden wird — die Grundlagen einer gelehrten Bildung. Aber eben deshalb hält er sich selbst eo ipso zu etwas „Höherm“ berufen, und dieses Höhere ist natürlich eine Stellung innerhalb der sogenannten „leitenden Kreise.“ Die Folge ist, daß im allgemeinen nur noch die Gymnasialschüler sich einem gewerblichen Beruf zuwenden, die auf dem Gymnasium nicht weiter kommen konnten — mit einem Wort, der Schund. Dadurch wird aber das Ansehen der produktiven Stände und Berufsarten noch mehr herabgedrückt. Dazu kommt dann noch der weitere

Nachteil, daß oft genug blühende gewerbliche Unternehmungen wieder eingehen oder in fremde (z. B. in polnische) Hände geraten, weil die studierten Herren Söhne des ursprünglichen Inhabers nicht in der Lage sind, das Geschäft weiter zu führen, und weil sich doch nicht immer in den Familien ein „Dummer“ vorfindet, der dazu noch zu brauchen ist.

Die Forderung müßte also dahin gehn, daß auch für die Bildungsbedürfnisse des höhern und mittlern Bürgerstandes ausreichender als bisher gesorgt würde, sowohl für sein Bedürfnis nach einer allgemeinen modernen Bildung (durch Errichtung von Realschulen), wie auch für sein Bedürfnis nach Fachbildung (durch Gründung von technischen und Fachschulen.)

Als Krönung dieses ganzen Gebäudes denke ich mir und wünsche ich für die Provinz Posen eine Hochschule.

Als die Rheinlande mit Preußen vereinigt wurden, als Elsaß-Lothringen für Deutschland wieder errungen war — da erkannte man sofort die Notwendigkeit, die Bevölkerung der neuen Gebietsteile vor allem auch für die Beteiligung an der geistigen Entwicklung des großen Ganzen zu gewinnen. Auch in unsrer Provinz muß es ein deutsches Kulturzentrum geben, eine Hochburg deutscher Kunst und Wissenschaft, durch die es auch dem gebildeten Slawentum fortwährend zum Bewußtsein gebracht wird, daß unsre Macht nicht bloß auf den Kanonen und Bajonetten beruht, sondern daß sie die Frucht einer mehr als tausendjährigen Geistesarbeit ist.

In welcher Stadt soll diese Hochschule errichtet werden?

Nirgends anders als in Posen selbst. \*) Ich weiß, daß man gegen die Wahl dieses Ortes diese und jene Gründe ins Feld führen kann. Für mich ist jedoch folgende Erwägung ausschlaggebend.

Die Stadt Posen ist in Bezug auf die Nationalitätenfrage weitaus der wichtigste Punkt im ganzen Osten. Dieser Punkt muß unter allen Umständen wiedergewonnen werden — ich sage „wiedergewonnen,“ denn er ist schon halb verloren. Nun wohl! Wir haben viele Millionen für strategische Eisenbahnen ausgegeben — so opfere man denn auch einmal einige Millionen für eine aus nationalstrategischen Rücksichten gegründete Hochschule. An dem Tage, wo wir sagen können: Posen ist eine deutsche Stadt, an dem Tage haben wir einen Sieg gewonnen, der an Bedeutung kaum hinter dem von Königgrätz zurücksteht.

5. Eine hochwichtige Frage für unsre Provinz sind endlich die Handels- und Verkehrsbeziehungen zu unserm östlichen Nachbar. Zwar besteht zur Zeit ein Handelsvertrag mit Rußland; daß wir ihn aber in sechs Jahren noch haben werden, wer möchte darauf schwören? Tritt aber zwischen beiden Reichen

\*) Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, daß ich zu den städtischen Behörden Posens in gar keiner amtlichen Beziehung stehe. Ich bin königlicher Beamter und nehme an diesen Dingen kein persönliches, sondern nur ein sachliches Interesse.

das frühere Verhältnis gegenseitiger Absperrung durch übermäßige Zölle wieder in Kraft, dann wird, wie ich fürchte, die Entwertung des Großgrundbesitzes auf die Dauer zwar auch nicht verhindert, der industrielle Aufschwung der Provinz aber sicherlich im Keime erstickt werden. Schafft man dagegen eine blühende Industrie, so wird das Land, das noch viele Tausende von Bewohnern ernähren könnte, dichter bevölkert werden, und dann kann auch der Landwirt für seine Erzeugnisse auf bessere Absatzbedingungen rechnen.

Daß manche der hier empfohlenen Maßnahmen auch den Polen zu gute kommen würden, kann um so weniger davon abschrecken, da es ja doch auf deren wirtschaftlichen Ruin gar nicht abgesehen ist, sondern nur darauf, deutsches Kapital, deutsche Intelligenz und Thatkraft in größerem Maße als bisher für unsre Provinz zu erhalten und von auswärts herbeizuziehen.

Zum Schluß noch einige allgemeine Bemerkungen. Es bedarf keines Beweises, daß es für Deutschland wünschenswert wäre, hier an der gefährdeten Ostgrenze eine geschlossene national-deutsche Bevölkerung zu haben. Aber sie ist nun einmal nicht vorhanden und wird sich auf künstliche Weise weder durch Güte noch mit Gewalt schaffen lassen. Der Gedanke, die Polen in Masse zu germanisiren, ist unter den heutigen Verhältnissen — wir leben in einem Verfassungsstaat und stehen einem scharf ausgeprägten Nationalbewußtsein gegenüber — nichts weiter als eine Utopie. Die Politik aber hat mit Utopien nichts zu thun, sie erstrebt überhaupt nicht das Wünschenswerte, sondern vor allem das Notwendige. Das Notwendige ist aber nicht, das Polentum auszurotten, sondern dafür zu sorgen, daß das deutsche Element ihm an Zahl einigermaßen gewachsen, an Besitz und Bildung überlegen bleibt.

Auch das ist schon ein sehr hohes Ziel, bei dessen Verfolgung man gar leicht auf Abwege geraten kann. Die Gefahr liegt — wie mir scheint — besonders darin, daß man zu viel auf einmal erreichen will: *Qui trop embrasse, mal étreint*. Vielleicht würden die Erfolge besser sein, wenn man sich das Ziel etwas niedriger steckte und seine Kräfte zunächst auf einige wichtige Punkte richtete. Als solche besonders wichtigen Punkte möchte ich wieder und wieder die Städte hervorheben. In ihnen dem deutschen Elemente zum entschiednen Übergewicht zu verhelfen, das liegt wenigstens im Bereich der Möglichkeit. Sind aber erst einmal die fünf oder sechs wichtigsten Städte der Provinz überwiegend deutsch, dann ist dem politischen Polentum und seinen Sonderbestrebungen das Rückgrat gebrochen, und was alle materielle Fürsorge der Regierung bisher nicht erreicht hat, nämlich die Polen wenigstens zu guten Preußen zu machen, das bewirkt dann vielleicht die Hoffnungslosigkeit.







leuchtet werden, mit seinen gold- und marmorstrahlenden Räumen feenhaft, obgleich es sich um eines der ältern Bäder handelt, das die Bostoner den modernen Gebäuden dieser Art gegenüber für ziemlich untergeordnet halten. Die Aufgabe des Arztes ist sehr erleichtert worden dadurch, daß fast alle gesundheitsfeindlichen Arbeits- und Lebensbedingungen verschwunden und die Einsicht in medizinische und gesundheitliche Fragen bei der Bildung aller allgemein verbreitet ist. Kurz: alles hat sich gewaltig umgestaltet.

Nur eins findet West bei seinen Streifereien unverändert: inmitten eines wundervollen Parks erhebt sich eine der schmutzigen stinkigen Mietkasernen, wie sie am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts im Norden Bostons von den Großkapitalisten für Arbeiter gebaut wurden. Über dem Portale steht in goldnen Buchstaben die Inschrift: „Diese Wohnung der Grausamkeit wird erhalten allen kommenden Geschlechtern zu warnender Erinnerung an die Herrschaft der Reichen.“ In der Nähe steht Huntingtons weltberühmte Gruppe zu Ehren der wirtschaftlichen Gleichheit: die Streiker. Rücken gegen Rücken stehen drei Männer in der Arbeiterkleidung des neunzehnten Jahrhunderts, vor ihnen liegen weggeworfne Werkzeuge am Boden, in ihren Gesichtern drückt jeder Muskel todenschlossene, verstockte Weigerung aus; über die Weiber zu ihren Füßen mit hungernden Kindern im Arm sehen sie hinweg, das Auge bohrend auf den Feind in der Ferne gerichtet. West wird mächtig ergriffen von dem genialen, in unvergleichlicher Lebenswahrheit dastehenden Werke des großen Bildhauers, wundert sich aber doch, daß man gerade Streiker, die ungebildetsten und beschränktesten seiner frühern Zeitgenossen als Vertreter der großen Idee darstellt, die dem neuen Gemeinwesen zu Grunde liegt, und die die Wurzel des allgemeinen Überflusses, des üppigen Volkswohlstands ist. Er meint, diese Leute hätten doch gar keine Ahnung gehabt von dem nun erreichten Ziele, sie hätten gekämpft um ein paar Cents höhern Lohn, um einige Minuten kürzere Arbeitszeit, oft sogar nur um die Wiederaufstellung eines befreundeten oder um die Entlassung eines mißliebigen Werkführers. Das ist ganz richtig, meint Dr. Leete, aber die Milizen von Concord und Lexington wußten im Jahre 1775 auch noch nicht, daß sie ihre Gewehre gegen die monarchische Idee richteten, auch der dritte Stand in Frankreich wußte nicht, als er 1789 in den Konvent einzog, daß sein Weg über die Trümmer eines Thrones führen würde, und als die Bahnbrecher der englischen Freiheit begannen, sich dem Willen Karls des Ersten zu widersetzen, sahen sie ebenso wenig voraus, daß sie gezwungen sein würden, ihm den Kopf abzuschlagen, um den ihrigen durchzusetzen. Wir ehren in ihnen die Vorläufer, die ersten Märtyrer der Gesellschaftsarbeit und der wirtschaftlichen Gleichheit, sie waren größere Helden als irgend ein Soldat, der in die Schlacht zog unter schmetternden Fanfaren und getragen von der Begeisterung seines Landes, denn diese fochten mit Ruhmlosigkeit und Verachtung bedeckt, sie wußten, daß ihr Miß-

geschick und ihre Niederlage allgemein bejauchzt werden würde; sie fochten zunächst für sich und ihre Nächsten, und doch kämpften sie den Kampf der Menschlichkeit und der Nachwelt. Sie richteten ihre Streiche, so gut sie konnten, und während noch niemand anders einen Streich wagte gegen das wirtschaftliche System, das die Welt bei der Gurgel hatte. Dafür ehren wir sie und bringen unsere Kinder hierher, damit sie in Dankbarkeit die rauhbeschuhnten Füße derer küssen können, die für uns den Weg bahnten, die wie Winkelried der Freiheit eine Gasse machten und starben.

Die neue Gesellschaftsordnung wägt Bellamy gegen die alte mit ihrem unbegrenzten Privateigentumsrecht an der Oberfläche der Erde und allen ihren Hilfsquellen, bei der Kauf fast die ausschließliche Beziehung der Einzelnen unter einander und die Grundlage aller Erzeugung und Verteilung der Güter war, in der Weise gegen einander ab, daß er Dr. Veete und Julian West an einem Examen, das reifere Schüler und Schülerinnen über ökonomische Fragen in der Arlingtonschule ablegen, elektroskopisch teilnehmen, und daß er sie ferner über ein Buch sprechen läßt, das ein gewisser Kenloe kurz nach dem Siege der Revolution, also zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts geschrieben hat. Die Prediger nämlich, die Lehrer, die Schriftsteller, die gegen die Umwälzung gepredigt, gelehrt und geschrieben hatten, waren nun am lautesten in ihrem Lobe und wünschten nichts so sehr, als daß ihre frühere Weisheit in Vergessenheit geraten möchte. Kenloe aber wollte in seinem harten Gerechtigkeitsfönn nicht zulassen, daß sie vergessen würde, und so hat er sich denn die Mühe gemacht, aus Predigtsammlungen, wissenschaftlichen Werken, Parlamentsberichten alles zu sammeln, was man gegen den Grundsatz der wirtschaftlichen Gleichheit eingewandt hatte, und zwar boshafterweise mit genauen Quellenangaben, mit Daten, Belegen und Namen der Gegner. Als das Buch fertig war, nannte er es das Buch der Blinden.

In der Arlingtonschule wird die alte Wirtschaftsordnung der Kürze wegen immer das „Profitsystem“ oder der „Privatkapitalismus“ genannt. Daß man das Eigentumsrecht abgeschafft habe, wird bestritten, es wird vielmehr behauptet, daß die große Umwälzung das Eigentum gerade vor den Privatmonopolen der großen Ausfauget geschützt habe. Die an West gerichtete Frage: Sind ein unbegrenzter Besitz an Kunstwerken, Einrichtungsgegenständen, Büchern, Schriften usw. und ein jährliches, unbedingt sicheres Einkommen von dreißigtausend Mark kein Eigentum? kann ja der junge Herr auch nicht gut mit „Nein“ beantworten. Die Schüler und Schülerinnen überzeugen nun West, von dessen Zuhörerschaft sie keine Ahnung haben, auch theoretisch von der unendlichen Überlegenheit der neuen Ordnung. Er erkennt, wie der Geschäftsnutzen den Konsum verkrüppeln und allmählich eine todbringende Kluft zwischen Produktion und Konsum erzeugen mußte, begreift, was eigentlich schon der Ausdruck „Überproduktion“ für ein Unsinn gewesen ist, wie der Wettbewerb

um die Gunst der Käufer nichts befördert hat als Niedertracht, Falschheit und Lüge, die das einzige, aber in ungeheuern Massen verbrauchte Schmieröl gewesen sind, womit man die Wirtschaftsmaschine in Gang hielt, daß das „Profitsystem“ allein Schuld daran gewesen ist, daß die wirtschaftliche Lage der Menschheit durch die Erfindungen, die doch infolge der unendlichen Vielfältigung der Produktionskraft nach allen Regeln des gesunden Menschenverstandes jeden Mangel völlig von der Erde hätte verbannen müssen, nur eine kleine, kaum bemerkbare, wenn überhaupt eine Verbesserung erfahren hat.

Die Frage, ob Schutz Zoll oder Freihandel, ist nur ein Kapitalistenstreit gewesen, denn mindestens neun Zehnteln jedes Kulturvolks konnte es ganz gleichgültig sein, ob sie nur für einheimische oder auch für auswärtige Kapitalisten frohuden mußten, und für den Wert, den der Ausfuhrhandel für die Völker hatte, findet ein weiblicher Zögling der Arlingtonschule, namens Helene, folgenden drastischen Vergleich: Der Kampf um die fremden Märkte war im Grunde nur ein Wettrudern sklavensmänneter Galeeren um einen Preis, den die Besitzer behielten; die gewinnende Galeere, die siegreiche Mannschaft hatte es wohl am schlechtesten dabei, denn vermutlich war sie am blutigsten gepeitscht worden.

Die gesamte Kritik des „Profitsystems“ wird in das Gleichnis vom Wasserbecken zusammengefaßt. Die Kapitalisten werden mit Leuten verglichen, die alle Wasserquellen des Landes an sich gebracht haben, das Wasser steht dabei für die Gesamtheit aller Güter. Durch den Durst haben sie die ganze Bevölkerung gezwungen, das Brunnengraben, Quellsuchen, Wassertragen nur noch in ihrem Dienste zu thun und alles Wasser in ein großes Sammelbecken abzuliefern, den „Markt.“ Für jeden Eimer Wasser, den sie abliefern, bekommen sie einen Pfennig, und für jeden Eimer Wasser, den sie holen, um ihren Durst zu löschen, müssen sie zwei Pfennige bezahlen. Die Folgen sind unvermeidlich: das Volk, das doch alles Wasser selbst liefert, muß verdursten, weil zu viel Wasser da ist. Das wirkliche, innere Wesen von „Überproduktion,“ „Überbevölkerung,“ „Arbeitsnot,“ „Krisis“ wird sehr hübsch und deutlich gezeigt, ebenso aber die völlige Haltlosigkeit dessen nachgewiesen, was die von den „Herren des Wasserbeckens,“ den Kapitalisten abhängigen „falschen Propheten“ (die ganze Parabel ist im Bibelton gehalten) in deren Auftrag über diese „Probleme“ lehren. — Schließlich droht Mord und Totschlag, bis die Umstürzler (agitators) kommen und dem Volke den Rat geben: Wählt zuverlässige Männer unter euch, die eure Arbeit ordnen, die aber nicht eure Herren sind wie die Kapitalisten, sondern eure Brüder und Beamten, die euern Willen thun, sie sollen auch keinen Profit haben, sondern jeder gleichen Anteil am Wasser wie ihr andern. Das thun die Durstigen, „und der Segen Gottes ruht auf dem Lande für immer.“

In Kenloes Buch werden auch der Malthusianische Einwand und der Einwand des mangelnden Ansporns abgefertigt. Die Blinden hatten



eingewandt, daß sowohl die Peitsche, die die Massen an ihre Arbeit trieb: der stets gegenwärtige Druck, die drohende Furcht vor Mangel, als auch der Anreiz zu immer weiterer Produktion, der in dem Wunsche der Reichen lag, immer reicher zu werden, unentbehrlich wären. Kein volkswirtschaftliches System kann aber schlechter sein als eins, das nur durch den ewigen Hunger des Volks in Gang gehalten wird. Daß die Reichen weiter arbeiten, um noch reicher zu werden, ist kein Vorteil, sondern ein weiterer Nachteil, denn reich wurde man nicht durch starke Gütererzeugung, sondern durch Aneignung der durch andre erzeugten Güter; daß man andre Leute Produkte an sich raffte, daß man ihren Unternehmungen ein Bein stellte, das allein waren die leichten, schnell zum Ziel führenden, königlichen Wege zum Reichtum, und dadurch konnte der Gesamtwohlfstand natürlich nicht um das mindeste erhöht werden. Bei der wirtschaftlichen Gleichheit stellte sich bald heraus, daß Selbstachtung, Anspruch auf die Achtung anderer, Stolz auf Leistungen, Ehrgeiz nach Rang und Führerschaft, kurz, die innern Antriebe viel wirksamer waren. Dazu kam die Kontrolle der Mitarbeiter, die Einzelne, denen die Faulheit angeboren war, viel wirksamer als die Kontrolle bezahlter Aufseher zu dem nötigen Maß von Arbeit zwang. „Früher war der Unternehmer der Feind aller, jetzt betrügt der Faule nicht ihn, sondern jeden Mitarbeiter, und es wäre immer noch besser, sich gleich aufzuhängen, als in den Ruf eines Drückebergers zu kommen.“ Von Malthus, der den Armen als den einzigen Weg, das Verhungern zu vermeiden, empfohlen habe, nicht geboren zu werden, wird gesagt, daß der alte Bursche der einzige unter der ganzen Blase gewesen sei, der das „Profitsystem“ bis in die Wurzel erkannt und deshalb auch eingesehen habe, daß für diese Wirtschaftsordnung und für die Menschheit nicht gleichzeitig Platz auf dieser Erde sei. Nun habe er aber das „Profitsystem“ als eine gottverordnete Einrichtung verehrt, und so habe in seinem Geist auch kein Zweifel darüber sein können, daß sich die Menschheit von der Erde wegzuscheren habe. Er habe auf der Erde aus Gutherzigkeit eine Pestplage gehißt als Warnung für alle Seelen im Weltall, etwa auf diesem Planeten zu landen. Ohne das „Profitsystem“ ist aber keine Gefahr vorhanden, daß Mangel entstehen könnte: schon Ende des neunzehnten Jahrhunderts war die Produktion praktisch nur durch den Konsum beschränkt. Schon die Produktion jener Tage, verkrüppelt und gelähmt, wie sie durch den Privatkapitalismus war, hätte das vielfache von dem leisten können, was sie leistete. Den damaligen Volkswirtschaftlern schon war es eine Binsenwahrheit (truism), daß einer der Kulturstaaten allein den Bedarf der ganzen Welt hätte decken können. Und daß nunmehr die Frage des Kinderkriegens (child bearing) nicht mehr ausschließlich von dem Geschlecht geregelt wird, das die Kinder nicht kriegt (the non child bearing sex), daß alle nunmehr so leben, wie früher die sogenannten besseren Klassen lebten, hat die Erscheinungen allgemein gemacht, die man innerhalb dieser Klassen schon

immer und überall beobachtet hatte; die Auswahl unter einer Fülle mannigfaltigster Erholungen und Genüsse, Sport und Gymnastik, die vielen geistigen Interessen und Bethätigungen aller im Verein mit der materiellen Unabhängigkeit der Frau und der daraus folgenden Rücksicht auf sie und ihr Verlangen, sich auch selbst ausleben zu können, erhöhen die Qualität der Gebornen, vermindern aber die Anzahl der Geburten, während die natürlichen Triebe der Geschlechtsliebe, des unbewußten Wunsches der Mutterschaft selbstverständlich immer stark genug bleiben, um die Erhaltung des Menschengeschlechts unbedingt sicher zu stellen.

Über den Gang der Ereignisse, darüber, wie sich der große Umschwung vollzogen hat, belehrt Dr. Veete seinen jungen Freund an der Hand von Storiots Geschichte der großen Umwälzung. Den Beginn der Revolution setzt dieser Historiker auf den 4. Juli 1776 fest, denn schon die Einleitung zur Unabhängigkeitserklärung habe das gleiche Recht aller auf Leben, Freiheit und Glück, damit also, wie immer klarer geworden sei, in neues auch die wirtschaftliche Gleichheit aller verlangt. Hundert Jahre lang sei das Volk allerdings wie hypnotisirt gewesen, ja es habe sich wirklich eingebildet, daß sich Freiheit ohne wirtschaftliche Gleichheit aufrecht erhalten lasse, und die Worte Gleichheit und Freiheit nur auf politische Formen bezogen. Bald aber führten die ungeheuerlichen Wucherungen des Privatkapitals dazu, daß die Arbeiter Amerikas den Vorprung einbüßten, den sie bis dahin vor den Arbeitern der alten Länder gehabt hatten. Amerika, das über die ganze Welt berühmt gewesen war als ein Land der guten Gelegenheiten, war das Land der Monopole geworden, die Lage der Arbeiter war Anfang der siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts schon so gedrückt, daß Amerika exportfähig wurde, daß die amerikanischen Kapitalisten mit ihren Lohnsklaven (slaves) gegen die englischen, belgischen und deutschen in Wettbewerb treten konnten. Die Farmer sahen sich um dieselbe Zeit in fürchterlicher Weise von dem Kapital ausgefogen und schon den Tag herannahen, wo ihre Lage ärger sein würde, als die der Kolonen des kaiserlichen Rom. Da besinnt sich das Volk, daß es im allgemeinen Stimmrecht die unsehlbare Waffe hat, sich zu befreien. Zuerst geht es sehr langsam, Wahl-niederlage folgt auf Wahl-niederlage: immer aufs neue siegt die Macht des Geldes. Das aber ist gerade der Segen. Die Besten der Nation befürchteten damals gerade, daß die Kapitalisten Zugeständnisse machen und dadurch den wirtschaftlichen Fortschritt jahrhundertlang verzögern würden. Nun aber dringt immer tiefer ins Volk die Überzeugung ein, daß keine Teilreform helfe, daß mit nichts anderm auszukommen sei, als mit der dauernden, wirtschaftlichen Gleichheit aller. Das Tempo der Entwicklung wird immer mehr beschleunigt, und als zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zuerst die Partei des Umschwungs (revolutionists) in den Wahlen die Mehrheit und damit den Auftrag des Volks erringt, die wirtschaftliche

Gleichheit einzuführen, ist die Übergangsperiode eingeleitet. Der Übergang vollzieht sich in der Weise, daß die ganzen Vereinigten Staaten langsam und von oben herab zu einem produzierenden Konsumverein gemacht werden. Alles vollzieht sich sowohl ohne Gewalt, als auch ohne sonderliche Störung. Weder das Fallbeil noch der Galgen, noch das Feuer von Exekutionspelotons hat irgend welchen Anteil an dem Siege der guten Sache.

„Gleichheit“ ist der Form nach ein Roman, darf aber, wenn man gerecht sein will, nicht als Roman beurteilt werden. Als epische Dichtung ist das Buch ganz wertlos: die eingeführten Menschen interessieren keinen Augenblick, sie sind nur Mannequins, behängt mit den Ideen Bellamys. Wie er aber die Möglichkeit der ungeheuern Veränderung glaubhaft macht, seine anschauliche Schilderung der neuen Zeit und der neuen Menschheit, das steht auf einer hohen Stufe der Darstellungskunst, und hierin möchte ich den Hauptvorzug des Buches sehen. Was die sozialistischen Theorien angeht, so ist daran, wie die eben gegebene Darstellung zeigt, nichts neues. Auch in der Hauptsache, was nämlich den Weg betrifft, der ins Wunderland führen soll, wiederholt er eigentlich nur Vorhandnes. Auch daß der Verfasser nicht von der Geistlichkeit, wohl aber von der großen religiösen „Erweckung“ (great revival) mächtige Hilfe erwartet, kann ihm weder als besondere Geistes that noch als eine neue Entdeckung angerechnet werden. Die Zeichen, daß man sich auf den sozialistischen Untergrund der Lehre Jesu besinnt und gerade deshalb in diesem Sinne wieder fromm wird, mehren sich in allen Ländern der Christenheit.

Trotz alledem ist „Gleichheit“ ein sehr anregendes und ein sehr lehrreiches Buch: die Utopisten fangen an, unheimlich geschickt und praktisch zu werden. Gerade diese unendlich vielen, wohl ausgearbeiteten Einzelheiten, das überlegene Lächeln, die launige Humut, womit ein Kolumbusei nach dem andern auf die Spitze gestellt wird, sind sehr eindringlich. Die plastische Fülle der Gesichte wirkt ganz anders als der Vortrag abstrakter Theorien. Hat man sich erst hineingelesen, so fesselt das Buch trotz seiner unkünstlerischen Komposition oder vielmehr seiner Kompositionslosigkeit, trotz mancher Längen und zahlreicher unnötiger Wiederholungen, und man lebt dieses Leben am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wirklich mit.

Allerdings, wenn man dann das Buch zuklappt und die letzten Zeitungen liest, oder wenn das Auge durch das Fenster zufällig auf den Schuhmann an der nächsten Straßenecke fällt, der vielleicht selber maust oder unbescholtene Töchtern des Volks schamlos die Kleider vom Leibe reißt und sie brutaler Untersuchung preisgibt, aber trotzdem die Ordnung aufrecht erhält, Thron und Altar schützt, dann kommt der Rückschlag: es scheint durchaus unmöglich, aus den heutigen Zuständen heraus jemals in irgend ein Land der Liebe und der vernünftigen Regeldetri, zu einem aus dem Wettbewerb unter völlig ehrlichen Bedingungen sich immer neu erzeugenden

ablichen Menschentum, zu einem Zusammenwachsen so feindlicher Begriffe wie „Staat“ und „freie Persönlichkeit,“ zu einer wirklichen Herrschaft der Besten, zu einer wahrhaft demo-aristokratischen Verfassung zu gelangen! Bellamy hat auch diesen Einwand vorausgesetzt; er beantwortet ihn aber gleich, indem er seinen Julian West gelegentlich folgendes zum Doktor Lecte sagen läßt: „Wenn Sie je eine Wüsten- oder Meeres-Fatamorgana gesehen haben, so werden Sie sich erinnern, daß das Bild am Himmel zwar durchaus klar und deutlich ist, seine Unwirklichkeit aber doch durch einen Mangel an Einzelheiten, durch eine gewisse Verschwommenheit verrät, da wo es in den Vordergrund übergeht, auf dem man steht. Wissen Sie, daß zuerst diese neue Gesellschaftsordnung, deren Zeuge ich auf so seltsame Weise geworden bin, einigermaßen wie eine Luftspiegelung auf mich wirkte? An sich war es eine genaue, wohlgeordnete und sehr vernünftige Sache, ich vermochte aber nicht einzusehen, wie das alles aus den völlig verschiedenen Verhältnissen des neunzehnten Jahrhunderts natürlich hervorgewachsen sein sollte. Heute sehe ich jedoch klar, daß an dem Ausbau der Gütererzeugung und Verteilung zu einem öffentlichen Geschäft nur eines wirklich wunderbar ist: nicht, daß alles so gekommen ist, sondern nur, daß es so lange gedauert hat, ehe es gekommen ist, daß ein ganzes Volk vernunftbegabter Wesen sich herbeigelassen hat, noch ein Jahrhundert lang die wirtschaftlichen Sklaven niemand verantwortlicher Herren zu bleiben, nachdem es in den Besitz der vollkommenen Macht gelangt war, nach Belieben jede gesellschaftliche Einrichtung abzuändern, die ihm lästig wurde.“



## Das Wirtshausleben in Italien

Von H. E.



an sagt, daß keine Kunst so schwer sei, wie die des Reisens. Thatsächlich lernt niemand sie aus. Größere Abwechslungen und Überraschungen aber bietet selbst dem erfahrenen Reisenden kein Land wie Italien, und vollends dem Unkundigen drängen sich dort alltäglich ungewohnte Erscheinungen in so mannigfaltiger Fülle auf, daß er leicht die Auffassungsfähigkeit verliert, in Mißmut sich selbst um jeden Genuß betrügt und voller Enttäuschung vor-schnell die Heimreise antritt. Da die Zahl der unbefriedigten Italiensfahrer größer ist, als man vielleicht glauben mag, und da trotzdem jahraus jahrein der Strom der Deutschen, die das gelobte Land aufsuchen, immer mehr zunimmt und anschwillt, so werden einige praktische Winke nicht unwillkommen sein, die ich auf Grund langer und häufiger Reisen in Italien glaube geben zu können. Die schier unendliche Zahl italienischer Reisebeschreibungen soll durch die



folgende Darstellung nicht um eine neue Nummer vermehrt werden, es soll nicht die wundervolle Landschaft und die unvergleichliche Kunst des sonnigen Südens gepriesen werden, sondern diese Zeilen wollen das zu behandeln suchen, was dem Menschen nun einmal in seiner irdischen Unvollkommenheit am nächsten steht: die Leib- und Magenfrage! Fühlt sich der Körper nicht wohl, so kann auch der Geist nicht mit voller Frische all die zauberhaften Bilder in sich aufnehmen, die unablässig vor Italien in ihm auftauchen. Sorgsame, wenngleich nicht übertriebene Körperpflege ist die erste Vorbedingung für einen guten Verlauf der Reise. Merkwürdig genug, daß so wenig von dieser Körperpflege die Rede ist! Wäre es anders, so könnten nicht so häufig Klagen über das schlechte Gasthofs- und Wirtshausleben Italiens ertönen. Freilich ist es schwierig, über sie zu sprechen. Die Bedürfnisse und Gewohnheiten sind kaum auf einem Gebiete verschieden, als auf dem der Küche und der häuslichen Einrichtung. Eine Beschränkung muß deshalb auch ich mir auferlegen. Ich will nicht die Lebensweise der obersten Tausend oder Zehntausend ins Auge fassen, für die der vornehmste Luxus gerade gut genug ist, und nicht das Dasein der Armen schildern, das in Italien viel entbehrungsreicher ist als bei uns, sondern ich wende mich an die große Schar derer, die in ihren Ausgaben eine mittlere Linie einzuhalten genötigt sind, ihre Bildung erweitern und sich mit offenem Auge und frischem Herzen ganz den herrlichen Genüssen hingeben wollen, die Kunst und Natur in Italien darbieten.

Daß eine gewisse Kenntnis der Sprache eines Landes eine unerläßliche Voraussetzung für seine verständnisvolle Vereiung ist, sollte als selbstverständlich gelten, wird aber immer noch häufig in dem Irrwahne vernachlässigt, daß man mit Französisch durchkomme. Gewiß kommt man mit Hilfe des Französischen durch, mir sind sogar Fälle bekannt, wo Reisende von der Lombardei bis Sizilien lediglich mit Deutsch durchgekommen sind; aber wie viel sie dabei an feinerem Genuß verloren haben, und wie viel unangenehmer und teurer sie gefahren sind als andre, das weiß jeder, der mit der Landessprache ausgerüstet Italien bereist hat. In den letzten Jahren ist es auch schon besser geworden; so weit ich urteilen kann, hat das Erlernen der italienischen Sprache in Deutschland neuerdings ganz bedeutende Fortschritte gemacht, die man vor einem Jahrzehnt nicht einmal hätte zu ahnen wagen. Es ist auch nicht schwer, sich die nötigsten Grundlagen anzueignen, da nur das vornehme Italienisch Schwierigkeiten bietet.

Neben diesem ersten Erfordernis möchte ich aber noch ein zweites voranstellen, das mindestens ebenso wichtig ist, nämlich das, die Scheuklappen gefälligst abzulegen, die wir Deutschen so gern tragen! Nicht vergleichen oder kleinherzig abwägen, ob dies oder jenes daheim besser sei, sondern in dem Bewußtsein, vor etwas Neuem zu stehen, in den Geist dieses Neuen einzudringen und es in seiner Eigenart ganz zu erfassen suchen — das ist ein unerläßliches Gebot der Gerechtigkeit gegen die Fremden und eine unbedingte Voraussetzung eines vollen Reiseerfolges. Streift die deutschen Vorurteile ab und fühlt mit denen, deren Gäste ihr seid! Und nun zur Sache selbst.

Man kann in Italien ziemlich scharf die Grenze zwischen den Fremdenhotels und den Gasthöfen der Einheimischen ziehen. In die erstern geht kein Italiener, vor den letztern hat der unkundige Fremde eine gewisse Scheu, denkt an die romantischen Schauer- und Räubergeschichten, die ihm einst von der Amme erzählt worden sind, oder fürchtet sich doch vor weniger gefährlichen, aber

gleichwohl die Nachtruhe störenden kleinen Feinden und vor der sprichwörtlichen Unsauberkeit südländischer Wirtschaft. Die Bedenken sind in der Regel unbegründet. Zwar wird der italienische albergo kaum jemals einen Fahrstuhl besitzen, und gewiß ist die Tapete an den Wänden nicht immer zweifelsohne, und manche abgelegne Räumlichkeit nicht so, wie man sie zu haben wünscht. Aber was will das besagen gegenüber den großen Vorzügen! Im Fremdenhotel trifft man liebe und unliebe Landsleute, genau so, wie man die zu Hause auch hat, einige anständige und einige freche Engländer, wie man sie gleichfalls bei uns überall findet; und das Ganze (trotz einzelner rühmlicher Ausnahmen) umrahmt von einem Haufen mehr oder weniger unverschämter und unaufmerksamer Kellner aller Nationen, wie man sie ebenfalls zur Genüge aus Deutschland kennt; im übrigen ist man, wenn man kein Krösus ist, Nummer und bekommt von Landesbrauch und Landessitte nichts zu sehen. Der Fremde dagegen, der den albergo aufsucht, wird mit ausgezeichnete Höflichkeit und Rücksicht behandelt, die Verpflegung ist vorzüglich, das Bett sauber und groß, der ganze Aufenthalt behaglich und gemütlich, und vor allem, man ist mitten in das Leben und Treiben dieses zart sinnigen schönen Volkes hineinversetzt.

Die Ausstattung ist nie prunkend, wird aber bei den bessern Gasthäusern meist als ausreichend zu betrachten sein und ist teilweise sogar sehr gut. Gefällt einem etwas nicht, z. B. das Tischtuch, so braucht man nur um ein andres zu bitten, um sofort befriedigt zu werden; doch wird die Tafel oft genug mit aller denkbaren Liebe und Sorgfalt hergerichtet. Wirkliche Unsauberkeit herrscht bloß in den kleinen Osterien (Weinschänken), bei denen man nie vergessen darf, daß sie in der Rangstufe unsern gewöhnlichen Branntweinkneipen entsprechen und von den wohlhabendern Ständen der Italiener nicht besucht werden, und daß wir lediglich des köstlichen unverfälschten Weines wegen hingehen, der dort meist zu haben ist.

Notwendig muß man, der Landessitte entsprechend, sich bei allem vorher nach dem Preise erkundigen; sonst wird man für einen Dummen gehalten, der mit aller Gewalt übermäßig viel Geld los werden will, und man wird sich nicht zu wundern brauchen, wenn der Wirt mit lebenswürdiger sachkundiger Miene diesen augenscheinlichen Wunsch des Fremden zu erfüllen sucht. Im Gegensatz zu unserm Brauch wird die Frage nach dem Preis als etwas selbstverständliches aufgenommen und demgemäß beantwortet. Mit der ersten Forderung giebt man sich, namentlich in kleinern Orten, nicht zufrieden, sondern bietet etwas ab; das combinare, das ruhige vergnügte Feilschen bereitet dem echten Italiener eine so unendlich große Freude, daß man sie ihm wohl erfüllen kann. Sieht man, daß der Zimmerpreis fest ist, so schneidet man jede Möglichkeit einer Übervorteilung durch die Erklärung ab, daß in dem geforderten unerhörten Preise aber alles einbegriffen, tutto compreso, sei, und demgemäß Licht und servizio nicht besonders auf die Rechnung gesetzt werden dürfen. Der Preis für Zimmer, Licht und Bedienung ist in derartigen bessern italienischen Gasthäusern recht verschieden. In Oberitalien und in Rom zahlt man meist zwei bis drei Lire (Franken), in Neapel und in zahlreichen kleinern Städten Mittelitaliens, z. B. in Perugia, anderthalb Lire. In Terracina hatten wir, ohne zu handeln, im albergo reale, dem ersten Gasthof des Ortes, nur einviertel Lire, in Bracciano bei Rom nur eine Lira zu entrichten, und in beiden Fällen war die Unterkunft ganz vortrefflich.

Bleibt man für längere Zeit in einer Stadt, so thut man auch gut, wenn man sich ein oder mehrere möblirte Zimmer mietet. Hierbei ist natürlich Vorsicht geboten, man wird sich die Vermieter anzusehen und während der Wintermonate namentlich auf das Vorhandensein von Sonnenschein und Teppichen zu achten haben. Die Preisschwankungen sind hier noch größer, als in den alberghi; man wird auf ein Zimmer monatlich dreißig bis achtzig Lire zu rechnen haben.

In Süditalien ist es Sitte, daß man sich, selbst wenn man nur einen oder zwei Tage zu verweilen gedenkt, sofort Pensionspreis ausbedingt. Im altberühmten, jetzt sehr vernachlässigten Künstlerheim, albergo del sole zu Pompeji beträgt die Pension viereinhalb Lire,\*) ein besonders niedriger Satz, in der Luna zu Amalfi sieben bis acht Lire, in Salerno gleichfalls acht Lire, und in dem durch Scheffels Dichtung und zahlreiche deutsche Künstler geheiligten Pagano zu Capri sechs Lire, für Künstler nur fünf Lire oder auch — gar nichts! Man erzählt, daß der alte Pagano auf dem Sterbebette seinen Söhnen das Versprechen abgenommen habe, das Haus auch zukünftig stets in der gleichen einfachen, streng zuverlässigen Weise zu führen, durch die er zu Ruhm und Ansehen gelangt sei; und die Söhne haben trotz der Verführung, die bei dem unausgesetzt wachsenden Verkehr häufig genug an sie herantrat, ihr Versprechen treu gehalten. In der belebtesten Reisezeit ist es allerdings im Pagano oft dermaßen überfüllt, daß die Behaglichkeit schwindet, und der Besuch abzuraten ist. Aber im übrigen bleibt dieser ehrwürdige Gasthof noch immer ein Aufenthaltsort, zu dem man stets mit Wonne zurückkehrt. Die meisten Schlafzimmer befinden sich in kleinen Häuschen mit flachen Dächern und Balkonen, die sich um einen durch prächtige Palmen ausgezeichneten Garten gruppieren und zum Teil durch Brücken mit einander verbunden sind; ihre Einrichtung ist so, wie ich sie oben skizzirt habe, einfach und sauber. Gespeist wird in einem großen Saale des Hauptgebäudes, der von deutschen Künstlern unter Leitung von Heinz Hoffmeister im Jahre 1885 mit Fresken ausgeschmückt ist. Für den Pensionspreis von sechs Lire erhielten wir hier in der Neujareszeit außer Zimmer, Licht und Bedienung des Morgens Kaffee, Semmeln, Butter und zwei Eier; des Mittags zwölf Uhr eine Collazione, bestehend in einem Fleischgericht, einer Eierspeise, südländischen Früchten, einer Tasse Kaffee und einem Liter vorzüglichen Rotweins; und des Abends sechs Uhr die Hauptmahlzeit: Suppe, Fisch oder dergleichen, Gemüse mit Beilage, Braten, süße Speise, Käse, Früchte (Apfelsinen, Feigen, Nüsse, Maronen), eine Tasse Kaffee und wieder einen Liter Rotwein. Die Zubereitung der Speisen war nicht ersten Ranges, aber doch recht gut. Da allein eine Flasche des Weines in Deutschland etwa drei Mark kosten würde, so erhält man nach unserm Begriffen lediglich an Wein mehr geliefert, als der Preis für die gesamte Unterkunft und Beköstigung ausmacht. Damit aber nicht genug! Kann man, wie es wohl meistens der Fall sein wird, an der Collazione wegen eines Ausflugs nicht teil nehmen, so giebt der Wirt auf vorherige Verabredung eine reichliche Zehrung auf den Weg, ohne hierfür etwas besondres zu berechnen. So er-

\*) In der Hauptreisezeit, zu Ostern, findet selbstverständlich fast überall eine Erhöhung der Preise statt. Andererseits fährt, wer imstande ist, die sommerliche Hitze zu vertragen, etwas billiger; er wird außerdem finden, daß in der heißen Jahreszeit die Landschaft ihren höchsten Glanz entfaltet.

hielten wir in Capri, aber auch in Salerno, Amalfi usw. stets ein sauberes Päckchen mit gutem Fleisch, Käse, Brot, Orangen und eine Flasche Wein als Frühstück. Ja der Gedanke, daß der Wirt für den bedungenen Preis vollkommen für das äußere Wohl seines Gastes zu sorgen habe, wird so weit durchgeführt, daß einem mir bekannten namhaften Berliner Künstler, als er zwischen collazione und pranzo in der am Hafen liegenden succursale des Pagano mit Freunden einen Nachmittagschoppen getrunken hatte, die Annahme einer Bezahlung hierfür rundweg abgelehnt wurde, mit dem Bemerkten, daß er ja in Pension sei.

In Nord- und Mittelitalien und auch in Neapel wird es vom Wirt in der Regel nicht vorausgesetzt, daß man, wenn man bei ihm nächtigt, Kaffee oder sonst eine Mahlzeit bei ihm einnimmt. Die hierdurch ermöglichte Ungebundenheit ist bei der Größe der Hauptstädte und bei der Fülle ihrer Sehenswürdigkeiten sehr angenehm; man ist durch keinerlei Rücksichten gezwungen, sich Unbequemlichkeiten in der Ausführung seines Tagesplans oder im Genuß plötzlich auftauchender Vorteile aufzuerlegen. Man verkehrt vielmehr in den zahlreichen Cafés und Wirtshäusern, den sogenannten Trattorien, wo man nach der Karte je nach Bedürfnis, Laune und Geldbeutel speisen und trinken kann. Alles wird in ihnen einzeln berechnet; bietet sich hierdurch für die Kellner eine herrliche Gelegenheit, den Landesunkundigen zu betrügen, und stimmte das Konto in den ersten Wochen meines italienischen Aufenthalts nur ausnahmsweise, so habe ich später niemals mehr zu Klagen Anlaß gehabt. Die in Deutschland sehr beliebte Einrichtung, für einen festen Preis eine bestimmte Anzahl von Gängen zu liefern, ist in Italien (wenn man von den Hotels absteht) nicht recht verbreitet; unter anderm ist sie in Genua, Siena und Florenz zu treffen, wo man für eine verhältnismäßig geringe Summe (anderthalb bis vier Lire) eine gute Reihenfolge der ausgezeichnetsten Speisen erhält. Das einzelne Fleisch- oder Fischgericht wird mit sechzig bis hundertzwanzig Centesimi berechnet (meist siebenzig bis achtzig Centesimi), das Gemüse mit dreißig bis sechzig, meist vierzig Centesimi, der Nachtisch mit dreißig bis vierzig Centesimi. Das Brötchen kostet fünf Centesimi. An Trinkgeld giebt man fünf bis zehn Prozent der verbrauchten Summe. Eine große und überraschende Annehmlichkeit dieser Wirtshäuser besteht darin, daß man sich so gleich bei der Bestellung von der Güte der Fische oder des Fleisches überzeugen kann; der Kellner bringt auf Wunsch bereitwillig die rohen, unbereiteten Stücke heran und nimmt ebenso Speisen, die in der Küche verdorben oder mißraten sind, auf Verlangen des Gastes ohne weiteres zurück. Die äußere Einrichtung und Ausstattung ist natürlich recht verschieden; in den Trattorien von Labò in Genua, Bonciani in Florenz, Le Venete in Rom und andern werden selbst die in Bezug auf Geschmack und Sauberkeit verwöhntesten deutschen Damen sich wohl und behaglich fühlen. Daneben trifft man Trattorien, die hinsichtlich der Reinlichkeit gleichfalls zu Klagen keinen Anlaß bieten, aber sich einen noch ursprünglicheren nationalen Charakter bewahrt haben. Wie gemütlich sitzt es sich z. B. bei Tito Costa in Genua, wo in der Mitte der gewölbten Halle hinter einem erhöhten Katheder der Direttore der Wirtschaft sitzt, und rings um ihn die köstlichsten, noch unbereiteten Gemüse, Geflügel und Delikatessen aller Art in südlicher Farbenpracht höchst geschmackvoll und eigenartig angeordnet zur Auswahl und Bestellung bereit liegen. An solchen Orten ist es eine Kunst, kein Feinschmecker zu werden. Andre Trattorien sind einfacher



und poesieloser. Immer aber wird man zuvorkommender Aufnahme und liebenswürdiger Behandlung gewiß sein. Eine Ausnahme machen lediglich solche ristoranti, die für den Fremdenfang bestimmt und demgemäß von un- kundigen Fremden überfüllt sind.

Früh geht man in das Café; bei guter Jahreszeit nimmt man hier seine Tasse zu sich (Preis 15 oder 20 Centesimi), dazu etwas Gebäck, vor der Thür an einem Marmortischchen auf offenem Markte und beginnt so das südliche Bummelleben in höchst stimmungsvoller, behaglicher Weise gleich am Morgen. Weilt man längere Zeit in einer Stadt, und hat man in ihr irgendwelche Geschäfte, so wird man sich der Abkürzung halber von seinen Wirtsleuten heißes Wasser und Semmeln geben lassen und sich selbst Kakao bereiten. Auch des Abends kann man sehr wohl in seiner Stube speisen, die dienstbeflissene Wirtin besorgt gern kalte Küche und einen schilsumflochtenen Fiasco Wein. Um etwas warmes zu sich zu nehmen, wird man aber mittags und abends in eine Trattorie gehen, wobei man je nach Tagesplan, Verhältnissen und Gesellschaft den Schwerpunkt mehr auf die Mittags- oder die Abendmahlzeit legen wird. Auf diese Verschiedenheiten kann im folgenden selbstverständlich keine Rücksicht genommen werden, es sei deshalb die italienische Küche in deren einzelnen Teilen nach der üblichen Anordnung größerer Mahlzeiten beschrieben.

Von den Suppen (zuppa, minestra) habe ich keinen günstigen Eindruck erhalten. Die Fleischbrühen sind fast- und kraftlos und werden vom Italiener nur selten begehrt; eher läßt sich noch den Gemüsesuppen ein gewisser Geschmack abgewinnen, zumal wenn man nach Landesart Parmesankäse darauf streut. Für einzelne, nicht für jeden, bilden Fischsuppen (alla marinaja) eine Delikatesse. Als Eingangsgericht wählt aber der Italiener vorzugsweise seinen geliebten Risotto (Reisbrei) oder Maccheroni. Die Mannigfaltigkeit, die er bei der Herstellung dieser Gerichte entfaltet, ist erstaunlich. Man bereitet die Nudeln in den verschiedensten Größen und Formen und bezeichnet sie darnach spaghetti, vermicelli u. ä. Sie werden entweder einfach in Wasser gekocht (dazu dann Parmesankäse) oder mit Tomaten (al sugo, con pomodoro) angerichtet. Eine große Feinheit sind dabei als Zuthat das Innere des Huhns (Leber, Herz) und die Hahnenkämme. Reis oder Maccheroni, pastetenartig gebacken, heißen Timballo di Riso usw. Die niedlichen mit Parmesankäse gefüllten Figurennudeln aus Bologna (tortellini) sind neuerdings vom Handel in Deutschland eingeführt und geben gleichfalls ein leckeres Vorgericht.

Eine bedeutende Rolle in der Ernährung spielt in dem meerumschlungenen Lande selbstverständlich das Fischgericht, das der deutschen Sitte entsprechend an dieser Stelle erwähnt sei, obwohl es der Italiener gern nach dem Braten ißt. Ein Besuch des Fischmarktes in Neapel gehört zu den größten Überraschungen. Mit Bewunderung erkennt man hier die unendliche Vielheit der Formen, die das südliche Wasser gebiert; und in den herrlichsten schönsten Farben, sogar durchleuchtendem Schmelz gleich, schimmern und glitzern die Tierchen. Ein besondres und lehrreiches Vergnügen bereitet es, auf antiken Mosaikfußböden und Wandgemälden zu verfolgen, wie die Alten genau dieselben Fischarten zu speisen pflegten, wie ihre heutigen Nachkommen. Wie denn überhaupt den jetzigen Italienern und namentlich den Römern trotz allem politischem Radikalismus ein erstaunlich konservativer Sinn innewohnt; Fuhrwesen und Weinbetrieb stehen in der römischen Campagna noch genau auf

derselben Stufe, die wir z. B. auf Mosaiken in der Kirche Santa Costanza, dem Grabmal der Tochter Kaiser Konstantins des Großen, vor den Mauern Roms kennen lernen.

(Schluß folgt)



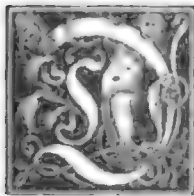
## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Vöglinger“

(Fortsetzung)

### 9. Die Äpfel der Idun



er Türkendres! Der Türkendres! Auf allen Zungen saß er, auf jedem Dachziegel. In Stall und Scheune, am Tisch und im Bett, auf dem Holzweg und dem Kirchweg, in Flur und Wald, überall der Türkendres. Wenn eine Großmutter in der Dämmerung die Hunderschachtel auf den Tisch stellte und nach Herzenslust Feuer zu schlagen begann, fuhr sie gewiß nach jedem dritten oder vierten Schlag herum: Wie? der Türkendres? — oder: Ha freilich! der Türkendres! Und wenn die Hausfrau, Tochter oder Magd auf dem Meltschemel saß und den Kopf in die Weiche der Kuh drückte, wurde das Milchzischen oft unterbrochen von einem: Mit dem Türkendres! kann sein! oder von einem: Der Türkendres hats gesagt! Am Tag reimten die Späßen ihr Lied auf „Türkendres!“, und nachts hatten die Träume „Köpen und Körbe“ voll Türkendresen auszusühnten. Wenn der Wind durch selbige Gegend strich, ward er mit Türkendresen geschwängert, daß sie aus der Luft purzelten wie Heuschrecken in der Wüste. Aber der leibhaftige Türkendres war über alle Berge. — Nächste Woche kommt er wieder. — Hunderttausend hätt er. — Er wär wieder nach Wien. — Er hätt einen Juden erschlagen. — Die Müsers-Madlene hätt er mitnehmen wolln. — Das große Los soll der Türkendres gewonnen habn. — Das Müsersmädle dacht, sie hätt den Türkendresen schon an allen vier Zipseln, die dumme Tautel! — Er hielt's mit dem Teufel. — In Wien thät er eine Bornehme frein. — Der Türkendres hätt einen Höllenzwang. — Er käm wieder; in vier Wochen wär Hiegabet\*) mit der Müsers-Madlene.

Das Dörflein konnte nicht wieder zur Ruhe kommen, so war es durch den Türkendres in Aufregung geraten.

Aber zwei gingen durch dieses Geschwirr, als wäre es nichts. Hohen Hauptes und vollen Herzens hatten sie nicht Raum für Wind und Klatsch. Ein Kleinod leuchtete ihnen aus der Zukunft entgegen, so funkelnd und prächtig aus dem Läuterungsfeuer hervorgegangen, daß die gärende Welt ringsherum in dumpfen Schatten gestellt wurde. Und es blinkte und blickte in diese beiden Seelen hinein,

\*) Verlobung.

daß sie schier in jubelnder Liebe ineinander gesunken wären. Aber der einen Seele stand immer noch der Rübersfrieder im Weg, und der andern die Müsers-Madlene. Und es waren doch eben die Seelen dieser beiden Menschenkinder. Der Glaube an die Reinheit, der die Friederseele erfüllte, konnte sich noch nicht über die Höhe des Stolzes hinwegsetzen: und so ging der Frieder zwar mit seinem guten Glauben vorläufig noch in den Gründen spazieren; aber die Einsiedelei auf der Höhe bestand noch. Und der Glaube an den „Gewinn,“ der die Madlenenseele erleuchtete, war noch in jungfräulicher Schamhaftigkeit gefangen also, daß die Madlene vorläufig die Geduld nicht verlor, sich beileibe aber nicht dem Frieder an den Hals warf.

Zeit bringt Rosen. Nun wird es Zeit!

Es war anfangs Oktober. Das ist nun freilich nicht die Zeit der Rosen. Im Madlenenherzen waren aber trotzdem die Knospen zum Aufbrechen. Denn zwischen den stützenden Stengeln der Bescheidenheit, Selbstverleugnung, Geduld und Hoffnung waren die Rosentriebe der Liebe zeitlich kräftiger geworden, und ihre Knospen harrten nur noch eines Sonnenblickes aus dem Friederauge. Und in den Herzensgründen des Frieder begann es auch zu blühen, und Duft und Verchen- und Nachtigallengesang stieg daraus empor und drang hinauf zur Einsiedelei, daß der Zurückgezogene begann, die verdunkelnden Schlinggewächse auszuroden.

Ich ho fürgelegt; kannst gemelt, Madlene! rief der Kleine zur Stubenthür hinein. Madlene setzte einen Napf in die Ofenröhre und verfügte sich dann in den Stall. Die Morgensfütterung fand statt. Der Kleine machte sich mit den Kälbern zu schaffen, und während des Mellens rief ihm Madlene zu: Wir habn heuer zu Pfingsten keine Pfannkuchen gesotten; wie wärs denn zur Kirmes? Sie ist in drei Wochen.

Freilich! Woß is denn mei Sogen?

Es paßt heut grad. Du könntst nachher ein Viertel Weizen einfaß. Es ist dem Müller lieber, wenn er ihn rechtzeitig bekommt. Denn er mag unsern hübschen nit mit jedem zusammen mahln.

Woß is denn mei Sogen?

Willst du 'n denn, oder soll ich ihn in die Mühl schaff?

Wir paßt nit racht; wollt heut 's lang Beet ader.

So will ich in die Mühl. Bis zum Kochen bin ich wieder da.

Freilich!

Mit dem Viertel Weizen auf dem Rücken ging Madlene am Haus des Rübersfrieder vorüber. Der stand eben am Fenster und wollte sich nach dem Wetter umsehen, ob es halte. Denn er hatte heute sein Geld für ein ins Hüttenwirtschhaus in der Schönau verkauftes Schwein zu holen. Als ihm Madlene ins Auge fiel, fuhr er mit dem Kopf zurück. Die geht in die Hennenmühl! Allweil wollt ich ja auch fort. Da läuft sie mir in meinem Weg rum. Herr Gott im Himmel!

Frieder hatte sich schon ein Stück Brot eingesteckt; das war der letzte und wichtigste Akt zur Rüstung über Land. Sein Vater hatte es auch so gehalten und dem Frieder einmal gesagt: Jung, das merk dir! Wer ein Stück hausbaden Brot in der Taschen trägt, hat den Haussegen bei sich, und dem passiert so leicht nichts! Frieder war in großer Aufregung. Er fuhr nach dem Brot in der Tasche — ließ es aber stecken. Er griff nach dem jungelichen Stock hinter dem Uhrkasten — ließ ihn aber doch lehnen. Er nahm die Mühe ab und strich sich

vor dem kleinen Spiegel das Haar hübsch aus der Stirn — behielt aber die Mütze in der Hand. Er schob den Fensterschieber zurück und sah noch einmal nach dem Wetter, aber so, als trüg es die Madlene im Korb. Dann flog der Schieber zu, die Mütze auf den Kopf und der Stock hinter dem Uhrkasten vor, und der Frieder stand vor der Tischdecke, als bete er ein Vaterunser.

Soll ich hinterdrein gehn wie ein stöckischer Esel? Soll ich durchs Feld hintemweg ihr voraus eihn wie ein schämiger Munk? Ich könnt mein Geld auch morgen holn. Herr Gott im Himmel! Ich sag's ihr, daß ich mein Geld heut holn müßt, und daß ich nichts, gar nichts von ihr gewußt hätt. Hernach mag sie denken, was sie will. — Ich geh, Mutter! rief er noch in die Küche, und dann flog er durch die hintere Thür und den Garten. Und dabei raffte er ellihe prächtige, rotwangige Äpfel zu sich, die im fahlen, wirren Herbstgras lagen.

Was hast du gethan, Frieder? Das sind die Äpfel der Idun! Aber erschreck nur nicht! sie hat sie für dich fallen lassen. Horch, Frieder, was es für ein Bewandtnis damit hat!

Im Norden, vom Meer umspült, wohnen auch Leute, und vor mehr als tausend Jahren haben schon ihre Vorfahren da gewohnt. Nach dem Völkerstammbaum sind wir mit ihnen verwandt. In jener uralten Zeit konnten die Leute das Kreuz noch nicht und beteten zu Göttern und Göttinnen. Im Grund genommen war das nicht so dumm, wie viele Leute heut glauben. Denn der ewige, einige Gott wußte auch damals schon recht gut, daß die Menschheit ihn nun einmal nicht fassen und verstehen kann, und hat sich von den Deutschen und Nordischen der alten Zeit die zersplitterte Verehrung gern gefallen lassen. Denn es war doch eben nur eine Zersplitterung der als Eins unfaßbaren Allgewalt, die in den Göttern und Göttinnen zum Vorschein kam. Und die Idun ist eine von den nordischen Göttinnen. Ihr ist die Hegung und Erhaltung alles Naturlebens anvertraut. Das Wiesen-, Saat- und Waldgrün des Frühlings und Sommers ist ihr Werk. Die leimbergenden Früchte stehen in ihrer Hut. Neues Naturleben und Jugend spendet ihre Macht. Drum ging auch die Sage, daß die Himmlischen ihre Jugend und unvergängliche Schönheit nur dem Genuß der Äpfel zu verdanken hätten, die in der Verwahrung der Idun standen. Und als einmal die Idun von einem tückischen Riesen geraubt worden war, begannen die Götter alt und grau zu werden. Aber die Idun wurde wieder zurückgewonnen, und da war große Freude im Himmelreich; denn nun waren auch die Äpfel wieder zum Genuß in Bereitschaft, und Jugend und Schönheit begann sich wieder zu entfalten. Der Raub der Idun zielt auf den Winter, ihre beglückende Rückkehr auf den Frühling. — Nun horch, Frieder! Die Herbststürme brechen herein: die Idun wird schon vom Riesen gefesselt. Und weil sie 's so gut mit dir meint, hat sie dir eine Hand voll ihrer schönsten Äpfel aus der Luft herunter, durch die sie der sturmbeschwingte Riese trägt, in den Garten geworfen, von denen du freilich steif und fest glaubst, sie seien an deinen Bäumen gewachsen. Wenn du aufgemerkt hast, Frieder, so weißt du nun, was für einen Schatz du in der Tasche trägst: Lebensverjüngung, Keime zu neuen Lebewesen! Bewahre sie ins gebührliche Gehege!

Frieder eilte auf einem Feldpfad den rotblizenden Vogelbeerbäumen am Bergweg zu. Zwischen diesen Bäumen war sie mit dem Verunglückten ausgangs Februar dahingeflogen, und er hatte gerufen: Madlene! Das sind die Zeugen, die damals als arme, kahle Leute im Frost gen Himmel startten. Heute neigen sie ihre Zweige mit schimmernder Beerenlast. Wie ein Schwall von Segensgrüßen schwebt es über der rüstig schreitenden Madlene. Und es glühen wieder ihre Wangen, heute



vielleicht vom roten Beerenstimmer über ihr. Oder ist es die Rosenpracht der Liebe?

Reiß zur Ernte! Der Herr der Ernte naht. Halt ein, Madlene! Schau um dich! Nur noch zehn Schritte hat er zu machen.

Sie hat ihn erblickt; aber stille stehen kann sie nicht. Fliehen? Das kann sie nicht, will sie nicht. Er kommt, er kommt! Er ist da! O diese Last auf dem Rücken! Hinweg mit ihr! Empor, Haupt! Frei, wogende Brust! Umfaßt ihn, ihr starken Arme, und laßt ihn nimmer wieder! So jubelt es in ihr, und der Jubel will sie zertrümmern. Aber Madlene schreitet still dahin, ohne umzuschauen, ohne sich aufzurichten.

Guten Morgen, Madlene!

Guten Morgen!

Sie gehen neben einander dahin unter dem roten Beerenstimmer — still.

So sagst ihr doch, Frieder, du hättest nichts von ihr gewußt — gar nichts! Und du müßtest heute dein Schweinsgeld holen! Nichts sagt er, der Frieder. Er muß nicht recht bei Trost sein; denn er lehnt in Gedanken an einer Straßenecke in Wien und läßt sich aus einer plüschbeschlagnen Kutsche heraus vom Türkendresen eine lange Nase machen. Und dabei schreitet er der Madlene zur Seite, als geschähe es von Rechts wegen.

Ist dein Bein wieder geheilt?

Ja, Madlene! Wenn ich daran denk! Ach, du lieber Gott! Wieder die unbeschreibliche Melodie.

Nun sagst ihm, Madlene! An jenem Abend, da du den Frieder mit gebrochnem Bein an der Brust getragen hattest, war es dir zum Bewußtsein gekommen, daß du ihm mit Leib und Seele angehörst und nimmermehr von ihm lassen kannst. Und das hast du ihm sagen wollen. Sagst ihm doch, Madlene!

Er weiß es! Ach, er muß es wissen. Soll ichs ihm noch sagen, was er wissen muß? Und sie schritt neben dem Frieder dahin, als neben dem aus ihrem Herzen herausgetretenen Geheimnis.

Madlene, ich hab manchmal daran gedacht, was du an mir gethan hast.

Es war Christenpflicht. Jedwedem andre hätte's auch gethan.

Die Rede verdroß den Frieder ein wenig. Es war dem Frieder, als läge er wieder im Schnee unter der Holzlast mit gebrochnem Bein. Er stellte sich vor, der Gründel käm. Der Gründel half ihm auch. Er stellte sich vor, der Türkendres käm, oder die Matthesensbärbel, oder die Triltschenschristel: jedes von ihnen half ihm. Er stellte sich vor, wie er dem oder dem gedankt, und wie jedes von ihnen die That mit Selbstzufriedenheit erzählt und auch ausgeschmückt haben würde. Der Madlene hatte er bis heute noch nicht gedankt, und sie hatte nie von der Geschichte erzählt — das wußte er. Es war eben ein Unterschied zwischen der That der Madlene und der Erfüllung der Christenpflicht. Es wäre eine andre That gewesen, wenn sie von einer andern Person vollbracht worden wäre. Das wurde dem Frieder nun erst klar. Nicht die That hatte den tiefen Eindruck auf ihn gemacht, sondern das Wesen, an das die That geknüpft war. Daß diese That sich durch dieses Wesen vollzogen hatte, hatte sie dem Frieder zum Wendepunkt seines Lebens erhoben. Er hatte das noch nie so gefühlt. Und plötzlich ging es in ihm auf wie neues Leben. Vorhin der Gruß von ihr hatte auch anders geklungen wie aus einem andern Munde. Wie wonnig müßte es sein, wenn all ihr Thun dir gälte! Herr Gott im Himmel!

In dem Frieder begann es zu fluten und zu wogen.

Madlene, ich wollt dich schon lange fragen, ob was dran ist mit dem Türkendresen?

Er wußte es, daß nichts dran war, und wollte so nur aufräumen, um den Punkt frei zu bekommen, auf den er zielte. Da blieb Madlene stehen und sah von der Seite zum Antlitz des Frieder empor und sagte: Wenn du mich das fragst, so frag ich auch nach der Triltschendristel, ob was dran wär. Und die Rosenpracht war hinweg, und über der blassen Blüte des Leides zitterte der Tau, als sie weiter schritt.

Schweigend gingen sie neben einander dahin. In der Brust des Frieders brannte es wie Feuer. Er schämte sich, diese Gestalten heraufbeschworen zu haben. Wie sind sie wieder zu bannen, die schon allzulang im bösen Spiel waren?

Madlene, ich frag nit wieder so, daß du mir mit deiner Frag vom Hals bleibst.

Madlene schwieg.

Und nun ging es schweigend ein gut Stück über der Kerbe drüben weiter im Erbethal abwärts.

Frieder, so ist's nit gut. Wenn wir doch lieber heut nit zamm kommn wärn! Schwere Thränen rollten über die blassen Wangen.

Frieder sah es, und es kam über ihn wie auf dem Prophetenberg. Madlene! Madlene! rief er. In dem Wald, der sie umgab, hallte es wieder: Madlene! Madlene!

Blöpflich stand er vor dem Mädchen, daß es still stehen mußte, und erfaßte ihre Hand. Am Weg hin zog sich ein Rand, mit Moos und grünem Gras gepflastert wie eine Bank. Madlene sank nieder auf den Rand, daß ihr Korb an eine Gruppe junger Fichten zu lehnen kam, und hielt ihre freie Hand vor die Augen. Die andre hielt Frieder fest. Ja, Madlene, so ist's nit gut! Raus muß es! Und wenns nit raus will, reiß ich mirs Herz raus!

Madlene zog die Hand, die der Frieder in der seinen hielt, zurück, und dabei kam es wie Krampf in diese Hand, daß sie des Frieders Hand umklammerte zu einem schmerzlichen Empfinden, das ihm auf die Brust zog und machte, daß er taumelnd der Madlene in den Schoß sank.

Es war am lichten Vormittag. Die Tauperlen an den Spinnenrädern glitzerten im Sonnenschein.

Die freie Hand der Madlene war von den Augen gesunken und aus dem Tragband des Korbes geschlüpft und ruhte dem Frieder im Nacken. Und seine unbändigen Arme umschlangen die teure, bebende Gestalt.

Die dabei freigewordne andre Hand der Madlene war nun auch aus ihrem Tragband geschlüpft, daß der Korb mit dem Viertel Weizen nur noch der jungen Fichtengruppe anheimgegeben blieb, und kein Tragband mehr hemmend die Schultern belastete. Frei! Abgestreift die störende, beengende Last. Abgeschüttelt alle zurückhaltenden Mächte!

Ringsherum brach aus tausend Tautropfen der Abglanz der Sonne. Es funkelte und blickte aus Freudenthränen heraus, die die Natur hat für zwei ineinander rinnende brave Menschenseelen.

Ja, im heiligen Wald ist es anders als in dem unheiligen Menschenleben, in der vermaledeiten Welt. Das Draußen des Waldes ist der Odem der heiligen Ewigkeit; das Draußen der Menschenzungen ist von Gift geschwängert. Alles Unheilige, das der Mensch in den Wald trägt, muß da verkümmern. Haß, Ver-

leumbung, Neid, Mißgunst, Lug und Trug: all dies Gift verliert da seine fortzeugende Kraft. Trauer, Angst, Not, Verzweiflung — alles Elend findet dort Vinderung. Freude und Lust verlieren dort ihren geillen Wassertrieb. Ausgleichung und Frieden wirkt der Odem des Walbes.

Ausgleichung und Frieden, beseligendes Behagen ist eingezogen in den Herzen der nunmehr wieder neben einander durch den Wald wandernden, in den Herzen des Frieder und der Madlene.

So wars doch gut, daß uns dieser Tag zusammengeführt hat, Frieder.

Ach, du lieber Gott! Madlene, es warn acht schwere Jahr für uns. Weißts, als du damals am Freitag vor Pfingsten deinem Vater das Essen in die Maß brachtest? Von der Stund an konnt ich nimmer von dir lassn.

Frieder, ich auch nit. Da hattst du mich angeguckt, Frieder! Und da wars über mich kommen!

Und die Mairen warn von mir, Madlene.

Ich wußts. Ach, ich habß gewußt.

Aber von dem andern reden wir nit.

Von dem, das uns blind gemacht hat!

Blind nit! Ach, du lieber Gott! Ich hab immer gut sehen können. Aber von dem Gered ist mirs manchmal ganz dumm im Schädel worden.

Es war aus, Frieder! Ganz aus wars. Wenn nit dein Beinbruch konnt wär, wärs nit wieder gewornd.

Ich weiß 's, Madlene. Ach der Beinbruch war gut. Ich spürs noch immer.

Wies weh gethan hat, gelte?

Nit! Wies weh gethan hat, nit. Wies hübsch war! Wie du mich aufgehobn hast, Madlene, wars doch grad, als hōb mich ein Engel in den Himmel.

Ach, Frieder! Es konnt 'n Stein erbarm. Ich bin selmal erst gscheit wordn, was 's wollt besagen.

Was denn, Madlene? Meinst den Beinbruch?

Nit! O, Frieder! Ich schām mich noch immer.

Weiß nit recht, was du meinst, Madlene.

Ich muß dich doch gar ewig sehr an mein Herz gedrückt habn.

Der Frieder blieb stehen und holte tief Atem. Er sah der Madlene ins eggertse Auge und umschlang sie und küßte sie. Und sie wollten gar nicht wieder von einander lassen. Aber hernach trollten sie doch wieder weiter und redeten noch mancherlei Gutes und Schönes mit einander. Und eh sich vor der Henssenmühle der Frieder von der Madlene trennte, warf er ihr fünf prächtige Äpfel in den Korb.

Nun sind es doch die Äpfel der Idun.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Deckung des Flottenaufwands. Das Reichsmarineamt hat seiner Denkschrift über die Seeinteressen des Deutschen Reichs eine zweite folgen lassen: „Die Ausgaben für Flotte und Landheer und ihre Stellung im Haushalt der wichtigsten Großstaaten.“ Zweck und Gegenstand der „Untersuchung“ ist, die Annahme zu widerlegen, daß der bisherige Aufwand des Deutschen Reichs für Heer und Flotte schon unverhältnismäßig groß sei, die Ausgaben für Kulturzwecke in unzulässiger Weise beschränke und die Steuerkraft übermäßig in Anspruch nehme. Ein zutreffendes Urteil hierüber, meint der Nationalökonom und Statistiker unserer Marine, sei nur durch eine zahlenmäßige Untersuchung zu gewinnen, die es möglich mache, die Höhe der militärischen, insbesondere der Marineausgaben in Deutschland an dem entsprechenden Aufwand der andern Großstaaten und an den von der Kriegsslotte zu schätzenden Werten zu messen, die finanziellen Leistungen für die Machtstellung des Landes mit denen für die sonstigen Zwecke des Gemeinlebens zu vergleichen und die Steuerlasten zu bestimmen, die in den verschiedenen Ländern aus den militärischen Anforderungen erwachsen.

Sehen wir zunächst ab von den zum Vergleich der Marineausgaben mit den von der Kriegsslotte zu schätzenden Werten gegebenen Zahlen, so sind folgende drei für die Beurteilung der Kostenfrage außerordentlich wichtige Thatsachen in der Denkschrift erwiesen:

1. Unsere bisherigen Ausgaben für die Kriegsslotte stehen hinter denen aller andern europäischen Großstaaten, mit Ausnahme von Oesterreich, und hinter denen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zurück. Der Marineaufwand betrug 1890 bis 1897 in Deutschland (mit Pensionen) 703 433 000 Mark, also durchschnittlich im Jahre 87 929 000; in Rußland (ohne Pensionen) 890 455 000 Mark, also durchschnittlich 111 307 000 Mark; in Frankreich (mit Pensionen) 1 814 156 000 Mark, also durchschnittlich 226 769 000; in Großbritannien (mit Pensionen) 2 875 420 000 Mark, also durchschnittlich 359 427 000. Ferner in der Periode 1890 bis 1896, und zwar überall ohne Pensionen: in Deutschland 570 487 000 Mark (Durchschnitt: 81 498 000); in Italien 581 375 000 Mark (Durchschnitt: 83 054 000); in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 866 916 000 Mark (Durchschnitt: 123 845 000).

2. Die Aufwendungen für die Landesverteidigung überhaupt, einschließlich der Ausgaben für die Schuld, sind in Deutschland sehr mäßig gegenüber den andern Großstaaten, im Verhältnis zur Gesamtheit der „öffentlichen Ausgaben“ niedriger, als irgendwo sonst. Es betrug 1897/98 in Deutschland alle öffentlichen Ausgaben auf den Kopf der Bevölkerung berechnet: 38 Mark 98 Pfennige, dagegen die Ausgaben für Landesverteidigung und Schuld: 18 Mark 51 Pfennige, also 47,5 Prozent der Gesamtausgabe. Die entsprechenden Zahlen waren 1897 in Oesterreich: 33 Mark 27 Pfennige und 16 Mark 90 Pfennige, also 50,8 Prozent; 1897 in Frankreich: 65 Mark 6 Pfennige und 41 Mark 3 Pfennige, also 63,1 Prozent; 1896/97 in Italien: 36 Mark 73 Pfennige und 26 Mark 27 Pfennige, also 72,6 Prozent; 1896/97 in Großbritannien: 44 Mark 88 Pfennige und 32 Mark 69 Pfennige, also 72,8 Prozent; 1896/97 in Rußland: 19 Mark 6 Pfennige und 9 Mark 57 Pfennige, also 51,2 Prozent; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 25 Mark 93 Pfennige und 15 Mark 6 Pfennige, also 58,1 Prozent.



3. Die Belastung der deutschen Bevölkerung durch „öffentliche Ausgaben“ — abgesehen von der wesentlich ärmern russischen Bevölkerung — ist geringer, als in irgend einem der andern europäischen Großstaaten oder in der nordamerikanischen Union. Es belaufen sich nämlich, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, in Deutschland die öffentlichen Ausgaben (wie oben schon gesagt) auf 38 Mark 98 Pfennige und die öffentlichen Abgaben auf 22 Mark 31 Pfennige; dagegen in Österreich: 33 Mark 27 Pfennige Ausgaben gegen 31 Mark 88 Pfennige Abgaben; in Frankreich: 65 Mark 66 Pfennige Ausgaben gegen 60 Mark 95 Pfennige Abgaben; in Italien: 36 Mark 73 Pfennige Ausgaben gegen 32 Mark 36 Pfennige Abgaben; in Großbritannien: 44 Mark 88 Pfennige Ausgaben gegen 41 Mark 64 Pfennige Abgaben; in Rußland: 19 Mark 6 Pfennige Ausgaben gegen 15 Mark 1 Pfennig Abgaben; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: 25 Mark 93 Pfennige Ausgaben gegen 23 Mark 72 Pfennige Abgaben.

Das sind in der That Zahlen, die nicht nur jedem Gebildeten in Deutschland bekannt sein sollten, sondern dem ganzen Volk zum Verständnis gebracht werden müßten. Adolf Wagner hatte nur zu sehr recht, als er in seinem Flottengutachten in der „Allgemeinen Zeitung“ sagte, man müsse sich nicht einbilden, daß man ein großes Volk sein, ein großes modernes Gemeinwesen darstellen könne, ohne daß es etwas ordentliches koste. Das hätten alle andern großen Völker längst gelernt, nur wir leider immer noch nicht. Und doch koste es uns weniger als jedes andre, gerade weil wir „keine unproduktiven Schulden“ hätten. Wollten wir im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert der Welt wieder das jämmerliche Schauspiel geben, wie im fünfzehnten und sechzehnten? Wieder keinen „gemeinen Pfennig“ aufbringen, wie zur Zeit der Hussiten- und Türkenkriege, „wo man höhnisch das »Deutsche Reich grüßen ließ,« wenn es mit Steuerforderungen kam?“ „Sollten wir wirklich gar nichts gelernt haben! Dann wäre freilich an unsrer Nation zu verzweifeln. Dann hätten wir ein 1870/71 auch nicht verdient. Es giebt kein traurigeres Zeichen, als daß keine politische Partei offen wagt, ihren Wählern zu sagen: im Opfer bringen für das Gemeinwesen liegt die erste Pflicht, aber auch die beste Kapitalanlage, die ein Volk und jeder einzelne gute Volksgenosse machen kann. Finanziell haben wir ohne jede wesentliche Schwierigkeit die Macht, eine Flotte gleich der französischen zu erlangen, eine so bescheidne Verstärkung, wie die jetzt verlangte, ist finanziell gar kein Objekt.“ Auch Schäffle, der die augenblickliche Finanzlage nicht einmal so rosig ansehen will, sagt in seinem Gutachten ausdrücklich: „Die Steuerkraft der Nation erträgt eine Steigerung der Ausgaben für notwendige Ergänzungen und Verbesserungen der Seestreitkräfte. Jeder Kenner der vergleichenden Steuergesetzgebung und Finanzstatistik müsse zugeben, daß eine ganze Reihe von Steuerquellen, welche in andern Staaten, darunter auch England, die reichsten Erträge geben, von der deutschen Finanzkunst teils noch gar nicht angebohrt, teils nur schwach ausgeschöpft sind.“ Aber auch berufne Beurteiler unsrer nationalen Finanzkraft aus der Praxis haben sich schon mit allem Nachdruck in gleichem Sinne ausgesprochen. So erklärt unter anderm der Herausgeber des „Deutschen Ökonomen“, eines der angesehensten Bank- und Finanzblätter Deutschlands, W. Christians, in seinem Gutachten in der „Allgemeinen Zeitung“ kurz und bündig: „Gegenüber einer blühenden Industrie wiegen die Marinelasten leicht.“ Und in seinem Blatte wird in einer Besprechung der zweiten Denkschrift des Reichsmarineamts ausgeführt, es würde zwar niemals gelingen, zahlenmäßig den Gegnern der Flottenverstärkung zu beweisen, daß Deutschland nicht zu arm sei, auch eine im Verhältnis zu andern Großstaaten klein erscheinende Mehrausgabe zu

ertragen, aber jeder ernsthafte erfahrene Finanzmann und Volkswirt in Deutschland könne aus seiner allgemeinen Kenntnis der wirtschaftlichen Zustände heraus das Urteil mit aller Bestimmtheit dahin abgeben, daß Deutschlands Steuerkraft und Nationalreichtum heute, trotz des lächerlichen Geschreis von dem völligen Bankrott seiner Landwirtschaft, so stark und fest begründet seien, daß die in der Marinevorlage geforderten Aufwendungen getragen werden könnten, ohne daß auch nur der geringste hemmende und lähmende Einfluß auf den fernern wirtschaftlichen und Kulturfortschritt der Nation davon zu besorgen wäre.

Mit Recht legt übrigens das genannte Finanzblatt weniger Wert auf den in der Denkschrift versuchten Vergleich der Marinekosten mit den „drei Hauptobjekten des Marine-schutzes,“ das heißt der Handelsflotte, der Seeschiffahrtsbewegung und dem Seehandel. Die Werte, deren Schutz die Verstärkung unsrer Seemacht gilt, sind durchaus nicht auf die sogenannten Seeinteressen in diesem Sinne beschränkt. Es handelt sich — und das kann gar nicht scharf genug betont werden — um die nationalen Werte überhaupt, um unsre ganze nationale Wirtschaft und Existenz. Der „Deutsche Ökonomist“ sagt darüber wörtlich: „Nur eine Großmacht, die ein ganz gewaltiges, Furcht gebietendes politisches Gewicht in die Waagschale zu werfen vermag, wird in dem bevorstehenden wirtschaftlichen Weltkriege, selbst wenn er unblutig verlaufen könnte, ihre Interessen zu wahren vermögen. Niemals in der Geschichte ist deshalb die auf der Waffengewalt beruhende Machtstellung des Staats überhaupt von so eminent praktischer Bedeutung für materielle Interessen jedes am Wirtschaftsleben beteiligten oder von ihm abhängenden Staatsbürgers gewesen wie gegenwärtig. Und unsre Machtstellung reicht dazu nicht aus, solange wir nur auf dem Lande Großmacht sind, zur See ein jämmerlicher Kleinstaat.“ Die Landmacht und die Seemacht Deutschlands gehören heute zusammen als für einander unentbehrliche Teile eines Ganzen. Hätte man vor fünfundzwanzig Jahren das nicht mehr als gut war außer acht gelassen, dann würde die deutsche Flotte im europäischen Konzert ganz anders zur Geltung kommen, als das heute der Fall ist. So ganz nur zum Spaß verlassen wir den Konzertsaal, wo unsre Handelsinteressen im Orient auf dem Spiele stehen, doch wohl nicht immer, sondern weil wir fühlen, wie kläglich schwach wir sind, trotz unsrer gewaltigen Landarmee.

Aber je leichter es im allgemeinen der deutschen Nation fällt, die Kosten für die gebotne Verstärkung der Flotte aufzubringen, umso unverantwortlicher wäre es, bei dieser Neubelastung nicht alle nur irgend denkbaren sozialpolitischen Rücksichten zu nehmen. Es entspricht leider der Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit der augenblicklich herrschenden genialen Wirtschaftspolitik, es als selbstverständlich zu behandeln, daß die Mehrkosten durch höhere Erträge der landwirtschaftlichen Schutzzölle gedeckt werden, wobei nach Adam Riese die Getreide verkaufenden Gutbesitzer baren Profit machen, und die Industriearbeiter die Hauptlast zu tragen haben würden. Wohin diese Gedankenlosigkeit führen muß, liegt auf der Hand. Nichts leisten, nur profitieren und doch herrschen, das geht nicht mehr lange. Hohenzollernpolitik verträgt das nicht, und hohenzollernsche Weltpolitik am wenigsten. Die Herren hinter Bloek und Miquel sollen sich hüten, den Bogen zu überspannen.

Offne Erklärung. Die nachstehende Erklärung, die ursprünglich für den An kündigungsteil mehrerer angesehenen Tagesblätter bestimmt war, ist von diesen wie auf Verabredung, aus mir unbekanntem Gründen, vielleicht aus Geschäftsrücksichten, beanstandet und zurückgewiesen worden. Daher ist es für mich eine Genugthuung,

daß ihr die Grenzboten, die sich schon mehrfach mit meinem eigenartigen Verhältnisse zu meinem geistigen Vater beschäftigt haben (vgl. 1896 Heft 18, 1897 Heft 2), einen Platz an dieser Stelle nicht haben versagen wollen. So möge denn diese Erklärung unverkürzt folgen und jedem urteilsfähigen Leser die Entscheidung darüber überlassen bleiben, auf wessen Seite Vernunft und Recht sind.

#### Offne Erklärung an Herrn Hermann Sudermann

Nachdem ich dir wiederholt und, wie ich glaube, unzweideutig meine Meinung gesagt habe, dir auch, wie du dich erinnern wirst, bei unsrer letzten Zusammenkunft mit einer völligen Lösung unsrer Beziehungen habe drohen müssen, so sehe ich mich nunmehr nach Erscheinen und nach Ausführung deines „Johannes,“ da der Worte genug gewechselt sind, gezwungen, diesen Bruch öffentlich zu bekunden. Ich wähle den Weg der Öffentlichkeit, nicht nur weil er unserm Ruhme entspricht, sondern auch weil ich von einer nochmaligen persönlichen Aussprache nichts mehr erwarten kann.

Sogleich, als ich durch die Borankündigungen in den Blättern von deinem neuen Stücke und der befremdlichen Stoffwahl hörte, ahnte mir schlimmes, und ich will dir gestehen, daß ich es gewesen bin, der das Ausführungsverbot veranlaßt hat. Ich bedaure diesen meinen Schritt, den ich jetzt als lapsus bezeichnen muß; denn er hat, anstatt das Stück zu unterdrücken, ihm eine äußerst unerwünschte Reklame gemacht. Daß ich dich durch persönliche Einwirkung nicht würde bestimmen können, das Stück zurückzuziehen, war mir von vornherein klar, und ich nehme dir dieses in Würdigung des nun einmal angewandten Fleißes auch nicht übel, obwohl ich es als einen Mangel an Vertrauen bezeichnen muß, daß du mich nicht, bevor du dich an die Arbeit machtest, um Rat gefragt hast. Ich hätte dir noch im guten persönlich sagen können, was ich dir jetzt in der Scheidestunde vor aller Welt sagen muß, was ich dir übrigens im allgemeinen schon oft entwickelt habe: Ein Stoff wie der Johannes liegt gänzlich außerhalb des Bereiches deiner Gaben, deines Talents, meinetwegen sogar deines Genies.

Ich gestehe dir gern zu, daß du deine Sache mit ungewöhnlichem Geschick angegriffen hast, und daß in deinem neuen Stücke einige ganz vorzügliche Treffer sind. Ganz so würde auch ein Kaufmann von allgemeiner Geschäftsgewandtheit, der eine neue Spekulationsbahn betritt, einige vorübergehende Gewinne einheimen. Aber er wie du muß schließlich an dem Mangel an näherer Branchekenntnis scheitern.

Ich bekümmere mich nicht gern um anderer Leute religiöse Grundanschauung; das ist mir einmal nicht gegeben, ich bin praktischer Philosoph, Weltkind und Weltmann. Da du dich nun aber auf ein religiöses Gebiet hast locken lassen, muß ich mir deine Person leider auch einmal von der religiösen Seite ansehen; und da finde ich denn, du bist ganz dasselbe, was ich bin, also praktischer Philosoph etwa, Weltkind und Weltmann. Kein Wunder, da ich Fleisch von deinem Fleisch, oder besser Geist von deinem Geiste bin. Mit solchen Thaten aber bringt man keine wesentlich religiösen Helden zur Welt und versucht auch nicht, um euern Kunstausdruck zu gebrauchen, das milien eines wesentlich religiösen Volkes zu treffen. Die übrigen Züge dieses langlebigen Volkes, die auch dem minder fein organisirten Schriftsteller gelingen würden und bei einem Teile des Publikums auch auf entgegenkommendes Verständnis rechnen könnten, drastisch vorzuführen, hast du dir, gottlob! versagt, wie ich glaube und anerkennen will, wohl mit Rücksicht auf die heutigen Nachkommen im Berliner Tiergartenviertel und sonstwo. Die hätten dir die Lust an jüdischen Stoffen gründlicher ausgetrieben, als ich es vermag, hättest du es gewagt,

den Volksscharakter etwas derber zu zeichnen und über ganz leise Andeutungen hinauszugehen. Daß du da vorsichtig gewesen bist, will ich also nicht tadeln, denn trotz deiner Abwendung von mir liegt mir dein äußeres Fortkommen immer noch am Herzen.

Was nun den religiösen Kern deines Stückes anbetrifft, so habe ich mich da mit dem Pastor Hefsterdingt, den ich lediglich zu diesem Zweck in seiner Heimat aufgesucht habe, ausgesprochen, um ein Urteil zu hören, das auch du würdest anerkennen müssen. Hefsterdingt ist doch ein tüchtiger Theologe, mögen ihm im Drange der Praxis auch akademische Einzelheiten abhandeln gekommen sein. Der Pastor ist nun, obgleich er sich in seiner milden Weise über die Stoffwahl im allgemeinen und grundsätzlich nicht äußern wollte, doch der Ansicht, daß dir die Persönlichkeit des Johannes nicht aufgegangen sei, und daß du wohl einige Züge richtig aufgefaßt haben magst, aber in sein Wesen nicht eingedrungen seiest. Und insofern gab er mir recht, daß dir der Stoff nicht liegt, wenn er sich auch, wie gesagt, nicht so grundsätzlich wie ich zu äußern liebt. Ich will mich nun über die Frage, wie weit ein Dichter geschichtlich gegebene und bekannte Personen für seine Zwecke umgestalten darf, nicht auslassen. Das ist eine heikle Frage, und du magst dich darüber mit den Aesthetikern von Fach auseinandersetzen. Hefsterdingt nun sagt, daß Johannes sich lediglich als Vorläufer Christi bekannt habe. In diesem Punkte bleibst ja nun auch du bei der Stange. Aber dein Johannes wird von einer ganz falschen Vorstellung über den erwarteten Messias geleitet, die dir ja zu der ganz wirkungsvollen und hübschen Szene mit der alten Bettlerin Mesulemeth verhilft, aber deinen Helden zu einem ganz unklaren Schwärmer macht, der eigentlich gewissenlos handelt, da er das Volk ins Blaue hinein aufregt ohne jeden klaren Gedanken über das Ziel seines Thuns. In den Berichten über das Auftreten und das Geschick des Johannes findet sich auch nicht die leiseste Andeutung, daß er sich den Messias in der vollstümlichen Weise als weltlichen Machthaber, der mit Prangen kommen werde, gedacht habe. Vielmehr war seine Hauptthätigkeit das Predigen der Buße, und er machte mit der Buße bei sich den Anfang, wie sein enthaltames Leben zur Genüge zeigt. Sein Ausgang ist denn auch eine Folge dieser unbequemen Bußpredigt, die selbst vor dem Herodes nicht Halt macht. Sein Grübeln bei dir über die Liebe in ihrer vielfachen Gestalt ist durchaus modern. Und durchaus unwahrscheinlich ist das schnelle Verständnis für die Sendung Jesu, die ihm auf einmal vor der Hofgesellschaft aus den paar Worten des Herrn aufgeht, die ihm gemeldet werden. Was er oder du aus den Worten „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert“ zu machen sucht, paßt für den Täufer doch wohl nicht, dessen Gestalt, gerade weil er sich so willig und bescheiden nur als vorbereitendes Werkzeug giebt und aufsaßt, so anziehend ist. Dein Johannes ist zum Teil Poseur geblieben. Was natürlich seinen Worten einen großen Reiz verleiht, das sind die uns allen von Kindheit an wohlvertrauten Worte der Bibel, die du ihm in den Mund legst. Wo du von ihnen abweichst, wird seine Sprache matt, unklar oder schwunglos. Das kommt davon, wenn ein durch und durch moderner Mensch durch den Mund eines Johannes Baptista zu uns sprechen will.

War es dir durchaus um einen Stoff mit Reformideen oder um einen unklaren Pops, wie du ihn aus dem Täufer gemacht hast, zu thun, so brauchtest du nur einen Mann wie den Kandidaten von Wächter zu wählen, den du in die Mitte des modernen Lebens stellen konntest, dessen Erscheinungen du recht hübsch zu deuten verstehst. Das kannst du so gut, daß du auch in deinem Stücke alles, was nur an moderne Zustände, oder sagen wir gerade heraus, an moderne Verberbnis



anklingt, brillant herauszuarbeiten versteht. Und das ist es ja gerade, was mein Urteil über dich bestimmt und mich jetzt zwingt, mich von dir loszusagen. Wenn irgend etwas, so sollte deine Auffassung der Salome, der Tochter der Herodias, dich zur Selbsteinkehr bringen, und vielleicht hat das von dir angeschnittne Johannes-thema bei dir die Folge, daß du in dich gehst und dich auf dich selbst besinnst. Alles, was mit dem Viersürsten und seinem verlobborten Hause zusammenhängt, ist richtig gesehen und aus einem Gusse, und diese Partien werden bei deinen Bewundrern einschlagen, wenn sie sich auch aus der Behandlung des religiösen Problems blutwenig machen werden. Die wikelnde, gesinnungslose Umgebung des Fürsten, der blasirte Römer Vitellius und der in allen Farben schillernde Herodes selbst sind Beweise für dein durchaus zeitgemäßes Talent und Zeugen für meine These. Vor allen aber das Prachtstück des Dramas, Salome, dieses nach Jerusalem zurückverpflanzte überreizte Berliner Judenmädchen, das für die feinen Griechen zu Antiochia eingenommen ist, ihren Stiefvater zu litren versteht und zwischendurch und zur Abwechslung einmal einen unbegreiflichen, aber deshalb interessanten Propheten, der sich in Kamelshaare kleidet, von wildem Honig lebt und so wunderbare Sachen sagt, verführen und sich selbst untreu machen möchte, um sich an dem Triumphe ihrer Reize zu berauschen — sieh, diese kalte, sinnlich-grausame Rose von Saron beweist mir unwiderleglich, daß ich recht habe.

Es muß wohl einen eignen Reiz haben, mit einer gewissen Auffassung der Dinge und einem bestimmten Können die Weltgeschichte zu durchmessen und an aufgestöberten Stoffen die einmal gesunde Formel zu erproben. So muß ich es vielleicht zu meinem Schmerz noch erfahren, daß du so rückwärts wandernd noch bei Adam und Eva ankommst. Daß du fähig bist, auch im Paradiese noch Berliner Motive aufzufinden und modernen Lesern und Zuschauern schmackhaft zu machen, bezweifle ich keinen Augenblick, besonders nach der Szene nicht, wo du den Johannes sich bei den Leuten aus Galiläa nach Jesus von Nazareth erkundigen läßt. Die Antworten der Männer sind mit solcher Treffsicherheit auf ein realistisch veranlagtes Publikum zugeschnitten, das sich über alles amüsiren will, daß es mir, wie gesagt, leid thut, wenn ich dich auf Schauplätzen arbeiten sehe, die doch immer nur gelegentlich solche Kunststückchen ermöglichen, während du, bliebest du in der Gegenwart und in dem dir vertrauten Lebensraume, eine volle Ernte einheimen könntest.

Benigstens will ich für meine Person mich nicht in einer Unzahl von solchen Leuten, wie Teja, diesem Johannes und nun womöglich noch dem alten Adam verlieren. Dies dir zum letztenmale zu sagen, ist der Zweck dieser öffentlichen Erklärung.

Mag sein, daß die Zeit dem realistischen Zeitdrama nicht mehr so recht günstig ist, worauf deine und deiner Herren Kollegen Experimente zu deuten scheinen. Dann ist mein Rat, zieh dich vom Geschäft zurück, und setz nicht durch gewagte Spekulationen das erworbne Kapital aufs Spiel, von dem du gemächlich leben kannst.

Es sollte mich freuen, wenn dein Schweigen oder dein weiteres Schaffen beweisen würde, daß du mir Recht geben willst. In diesem Falle würde ein Wiederanknüpfen unsrer Beziehungen möglich sein. Bis dahin lebe wohl!

Berlin, den 20. Januar 1898

Graf Trast-Chre

Hotel Hohenzollern

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilt. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquardt in Leipzig



während das südlich daran grenzende Fahrwasser mit Hampton Roads (Needen von Hampton) bezeichnet wird. Bei der Wichtigkeit der großen Flußläufe und der daran liegenden Städte hatten die Nordstaaten, vom Beginn bis zum Ende des Krieges, Kriegsschiffe auf den Hampton Roads liegen, die hier jede Verbindung der Südstaaten mit dem Ozean hinderten. Die nordstaatlichen Schiffe lagen unter dem Schutze der Kanonen von Fort Monroe und Newport News und blockirten von hier aus die Zugänge zum James- und Elisabethfluß wirksamer, als ein Blockadegeschwader durch Kreuzen im Atlantischen Ozean vor der Chesapeakebai vermocht hätte.

Hampton Roads und Chesapeakebai waren beim Beginn des Krieges die der zu blockirenden Küste am nächsten gelegenen Ausrüstungsplätze der nordstaatlichen Flotte. Die an der atlantischen Küste gelegenen Haupthafenstädte der Südstaaten Wilmington, Charleston und Savannah lagen etwa dreihundert bis fünfhundert Seemeilen davon entfernt. Die Küste ist meistens flach, ohne natürliche Landmarken, hat vielfach große Haffbildungen mit weit vorliegenden, flachen Nehrungen, tief einschneidenden, vielverzweigten Flußmündungen, sowie zahlreichen Inseln und bietet mit ihren Sandbänken und Watten mindestens ebenso schwierige Fahrwasserverhältnisse wie unsere Nordseeküste. Die Ostküste Floridas ist hafenlos und ohne Bedeutung. Die Südküste am Golf von Mexiko ist ähnlich wie die atlantische Küste beschaffen und hat die für den Seeverkehr der Südstaaten wichtigen Plätze Pensacola, Mobile, New Orleans und Galveston.

Die Wetterverhältnisse an der atlantischen Küste sind für Blockadeschiffe nicht günstig, besonders ungünstig aber in der Nähe des wegen der häufigen Stürme verrufenen Raps Hatteras. Das Kohlenübernehmen von Schiff zu Schiff in offener See ist dort des Seegangs halber fast niemals möglich. Ein Teil der Blockadeschiffe mußte deshalb zuerst immer in regelmäßiger Ablösung zur Ergänzung der Vorräte mindestens bis nach Fort Monroe laufen und blieb dann tagelang dem Blockadegebiet fern. Der beständige Aufenthalt auf offenem Meere in der Nähe einer kaum sichtbaren, gefährlichen Küste erforderte besonders in den stürmischen Wintermonaten sehr seetüchtige Schiffe und war zugleich für das Personal und das Schiffs- und Maschinenmaterial sehr aufreibend. Zugleich gewährte die Blockade von See aus nur geringe Sicherheit gegen das Blockadebrechen, besonders bei Nacht und bei unsichtigem Wetter. Trotz der Schiffsgeschütze der Blockadeschiffe konnte selbst bei Tage ein schneller, mit südstaatlichen Lotjen versehener Blockadebrecher leicht in den Schutz der von den Südstaaten an allen Einfahrten angelegten Befestigungen kommen. Zwischen den Blockadebrechern und diesen Forts herrschten die besten Beziehungen; es war Ehrensache, daß ein vom Feinde entdeckter Blockadebrecher sowohl mit den schweren Geschützen von den Forts als auch mit Feldgeschützen am Strande verteidigt und nach Möglichkeit unterstützt wurde. Außerdem

liefen aus den Häfen und den Flußläufen kleine und große Kaperschiffe zur Zerstörung der Handelsschiffe der Nordstaaten aus, sobald Witterungsverhältnisse oder andre Gründe die Blockadeschiffe aus der Nähe der Einfahrten entfernt hatten. Die Nordstaaten mußten deshalb darnach streben, die Blockade möglichst bald vom Ozean in die Einfahrten zu verlegen; sie mußten sich der Befestigungen an den Hafeneingängen und an den Durchfahrten zu den Häfen bemächtigen. Hatten sie die Befestigungen genommen, so wurden diese durch die dort stationirten Blockadeschiffe gedeckt, und die Schiffe selbst hatten gesicherte Ankerplätze. Es konnten an solchen Stellen an Land Depots für Kohlen, Vorräte, Reservetheile und Werkstätten errichtet werden, auch wenn das dahinterliegende Land noch in Feindeshand war.

Die Südstaaten wurden durch den Angriff der Flotte auf die Einfahrten und Häfen zur Verstärkung der Verteidigungsmittel gezwungen. Es wurden Fahrwasserperren aus Balken, Ketten, Netzen und Seeminen angebracht, Flußdampfer und andre Dampfschiffe zu Kriegsschiffen umgeändert und Panzer- und Rammerschiffe gebaut, die zwar für das offene Meer nicht geeignet, für den Kampf in ruhigem Wasser aber recht wertvoll waren. Todesmutig wurde mit mangelhaften Spierentorpedobooten gegen die Schiffe der Nordstaaten vorgegangen. In Charleston wurde ein Unterwasserboot, obgleich es schon viermal bei Versuchen und Angriffen mit seiner ganzen freiwilligen Mannschaft gesunken war, nach seiner letzten Hebung zum fünften male von Leutnant Dixon mit acht Freiwilligen besetzt. Am 17. Februar 1864 abends neun Uhr griff Dixon die blockirende, vor Anker liegende Korvette der Nordstaaten *Housatonic* an und brachte einen Torpedo unterhalb ihrer Wasserlinie zur Explosion. Die *Housatonic* sank, das Unterwasserboot kam aber auch nie wieder an die Oberfläche und soll erst nach dem Kriege hundert Meter von der Korvette entfernt aufgefunden worden sein. In ähnlicher Weise vernichtete Leutnant Cushing von den Nordstaaten am 27. Oktober 1864 das neugebaute Panzerschiff der Südstaaten *Albemarle* mit Spierentorpedos. Diese Beispiele mögen zur Schätzung des Wagemuths und der Entschlossenheit dienen, mit der auf beiden Seiten um den Besitz der Häfen und Verkehrswege gekämpft wurde. Die hartnäckig durchgeführten Kämpfe der Schiffe und Fahrzeuge der Nordstaaten auf den großen Strömen gegen Forts und Fahrzeuge der Südstaaten haben für die schließliche Niederwerfung des Südens die größte Wichtigkeit gehabt, doch würde eine Schilderung zu weit führen, zumal da eine derartige Kriegsführung doch nur auf amerikanischen, wasserreichen Strömen und bei den damaligen schlechten Eisenbahnverbindungen Erfolg haben konnte.

Die erste Unternehmung der Nordstaaten war bei Kap Hatteras gegen die Einfahrten des riesigen Hafens gerichtet, das als Pamlico- und weiter nördlich als Albemarlefund tief ins Land einschneidet. An den Hauptdurchfahrten durch die schmale, mehrfach unterbrochne Mehrung südwestlich von Kap Hatteras



waren die Forts Hatteras, Fort Clark und Fort Ocracoke gebaut. Die Wassertiefe von nur vierzehn Fuß bei Hochwasser auf der vor der Haupteinfahrt bei Fort Hatteras liegenden äußern, und von gewöhnlich acht Fuß auf der innern Barre gestattet großen Schiffen nicht das Einlaufen; aber kleinere Fahrzeuge finden innerhalb der Einfahrt sichern Ankerplatz. In den beiden Sunden und den breiten darin mündenden Läusen des Roanoke-, Pamlico- und Neuseflusses waren bekannte Schlupfwinkel der kleinen Raper und Blockadebrecher.

Am 26. August 1861 ankerte unter dem Kommando des Commodore Stringham eine von Hampton Roads kommende Flotte drei Seemeilen vor der Hatteraseinfahrt. Diese Flotte bestand aus zwei Fregatten, zwei Korvetten, einem armirten Zerstörer, einem Kanonenboot, einem Schleppdampfer, zwei Transportdampfern, die 860 Mann Landtruppen und eine Haubizenbatterie an Bord hatten, und einigen Schonern mit eisernen Brandungsbooten an Bord zum Landen der Truppen. Am 28. morgens wurden unter Deckung durch die Kanonen der kleinen Fahrzeuge zweiundeinehalbe Seemeilen oberhalb vom Hatterasfort Truppen gelandet, was aber trotz der Brandungsboote wegen der starken Brandung nur für 420 Mann mit zwei Haubizen gelang. Auch wurden die Brandungsboote dabei untauglich, sodaß die gelandeten Truppen, meist mit nasser Munition und ohne Proviant, vom Verkehr mit den Schiffen abgeschnitten waren. Glücklicherweise beschäftigten die andern Schiffe die Besatzung der Forts derart, daß die Truppen nicht angegriffen wurden. Die Schiffe, zu denen noch eine Segelfregatte hinzugekommen war, die dann während des Kampfes von einer Dampffregatte geschleppt wurde, gingen Anker auf und beschossen die Forts im Vorbeidampfen auf einem Kurse, der in der Form einer gestreckten Ellipse den Schiffen Gelegenheit zur Verwendung ihrer Breitseiten gab. Mittags war Fort Hatteras fast zum Schweigen gebracht, und nachmittags konnte das geräumte Fort Clark von den Landungstruppen besetzt werden. Am 29. August morgens wurde nochmals das Feuer auf das noch vom Feind gehaltne und in der Nacht ausgebefferte Fort Hatteras eröffnet, das dann um elf Uhr die Flagge herunterholte. Die Landungstruppen waren ohne Nutzen gewesen und wären in eine üble Lage gekommen, wenn die Schiffe den Feind nicht von ihnen abgezogen hätten. Der Feind verlor 615 Mann an Gefangnen und 24 an Toten und Verwundeten. Fort Ocracoke wurde als unhaltbar geräumt; seine Geschütze und seine Munition wurden am 16. September von einem Fahrzeuge der Nordstaaten zerstört. Fort Hatteras und die Mehrung wurde von den Nordstaaten besetzt gehalten und Kanonenboote und kleinere Fahrzeuge dort stationirt, sodaß die Seezugänge zum Pamlico- und Albemarleesund von nun an geschlossen waren. Die Gewinnung der Einfahrt von Hatteras zum Pamlicosund durch die Flotte war der erste kriegerische Erfolg, den die Nordstaaten hatten, während ihre Armeen zuerst stets unglücklich kämpften.

Bei der Wichtigkeit des Besizes des Albemarleesundes, der wegen seiner

Lage und seiner Verbindung mit Norfolk durch den Dismal Swampkanal gestattete, Truppen von Süden aus gegen das wichtige Norfolk zu senden, zögerten die Südstaaten nicht, die innerhalb der Mehrung zwischen dem Pamlico- und Albemarleesund gelegene Insel Roanoke stark zu befestigen und mit Schiffsbauten im innern Teil des Albemarleesundes zu beginnen. Im Januar 1862 wurden deshalb 12000 Mann der nordstaatlichen Truppen auf einer aus zwanzig flachgehenden, armirten Schlepp- und Fährdampfern und sechsundvierzig kleinen Transportern bestehenden Flotte eingeschifft und am 11. Januar von Hampton Roads aus über See nach der Hatteraseinfahrt gesandt. Obgleich wegen der flachen Fahrwasserkanäle im Pamlico- und Albemarleesund die meisten Fahrzeuge nicht über acht Fuß Tiefgang hatten, verstrichen dennoch über zwanzig Tage, ehe das letzte Fahrzeug die Barren der Hatteraseinfahrt hinter sich hatte. Am 7. Februar war die Flotte nach Auslotung und Betonung des Fahrwassers in dem Kanal zwischen Roanoke und dem Festlande angekommen. Der Feind hatte hier eine Sperre aus Pfählen und versenkten Fahrzeugen quer über das Fahrwasser gebaut und an beiden Seiten Forts errichtet. Außer durch zwei andre Forts im nördlichen Teil der Insel und zwei Batterieaufstellungen wurde die Insel noch von acht zu Kanonenbooten eingerichteten Dampfern der Südstaaten verteidigt. Die gesamten Streitkräfte der Südstaaten auf der Insel Roanoke betragen gegen 4000 Mann. Nach sehr erfolgreicher Beschießung der Forts, der Kanonenboote und der südstaatlichen Truppen durch die armirten Fahrzeuge der Flotte wurde am 7. Februar abends mit der Ausschiffung der Truppen begonnen, und am 8. nachmittags die Sperre von den Fahrzeugen durchbrochen und darauf die Insel genommen, wobei 2675 Gefangne gemacht wurden. Die nordstaatlichen Kriegsfahrzeuge setzten dann noch monatelang ihre Streifzüge auf den Flußläufen des Albemarleesundes fort, zerstörten die verschiedenen Neubauten von Kriegsfahrzeugen in den anliegenden Städten und verbrannten die dort vorhandnen Vorräte, ohne daß der Staat Nordkarolina selbst in den Händen der Nordstaaten war.

Ermutigt durch die Erfolge der Flotte gegen Fort Hatteras gingen die Nordstaaten noch in demselben Jahre an die Aufgabe, noch weiter südlich an der atlantischen Küste einen Stützpunkt für ihre Blockadeschiffe zu gewinnen. Bei dem starken Kohlenverbrauch der damaligen Kriegsschiffe konnten die besten höchstens zehn Tage unter Dampf fahren, ihre Maschinen wurden zudem oft schadhast; es war mithin dringend nötig, im Süden möglichst in der Nähe der Haupthäfen der Südstaaten einen Hafen mit genügender Wassertiefe als Operationsbasis für die großen seetüchtigen Blockadeschiffe zu erobern. Ein solcher Hafen war Port Royal in Südkarolina, der, zwischen Savannah und Charleston gelegen, der beste Hafen der atlantischen Küste südlich von Hampton Roads ist. Er hat in den drei Zugängen zum innern Fahrwasser 23 bis

25 Fuß Wassertiefe bei Hochwasser. Da der Ausgang des Hafens aber von mehreren Inseln begrenzt wird, so erforderte die Anlage einer festen Flottenstation die ständige Besetzung dieser Inseln durch eine starke Truppenmacht. Je näher der Winter mit seinen Stürmen heranrückte, umso mehr wurde der Mangel eines Schutzhafens empfunden; deshalb wurden Anfang Oktober 1861 Kriegsschiffe, eine Transportflotte für 12000 Mann und eine Transportflotte für Vorräte und Kohlen zur Einrichtung der neuen Flottenstation ausgerüstet. Am 29. Oktober verließ die Flotte mit geheim gehaltenen Befehlen Hampton Roads. Die Kriegsslotte und die Transportflotte der Armee, zusammen gegen fünfzig Schiffe, standen unter dem Kommando des Admirals S. F. Dupont; die Transportflotte für die Vorräte, aus etwa fünfundzwanzig Segelschiffen, war schon vorausgeschickt und wurde von der Segelkorvette *Bandalia* begleitet. Dupont hatte zur Verfügung zwei Dampffregatten, *Wabash* und die *Susquehanna*, die als Blockadeschiff vor Charleston kreuzte und zum Kampf gegen Port Royal herangezogen wurde, drei Dampfforvetten, ein Vermessungsschiff, zehn Kanonenboote und die Segelkorvette *Bandalia*, die, von einem Kanonenboot geschleppt, das Gefecht mitmachte. Die Armeetransportflotte war aus allen möglichen Handelsdampfern und großen Fährdampfern hergestellt. Das Landungskorps stand unter dem Befehl des Generals T. W. Sherman. Bei Kap Hatteras wurde die Flotte am 1. November durch einen der bekannten Orkane vollständig zerstreut. Admiral Dupont setzte die Reise indes nach dem bestimmten Versammlungsort vor der Barre von Port Royal fort und hatte das Glück, daß sich die meisten Transporter und Kanonenboote nach und nach bis zum 4. November dort einfanden. Es waren schließlich nur ein Armee- und zwei Vorratstransporter verloren gegangen, deren Mannschaften aber fast vollzählig gerettet waren.

Eine große Schwierigkeit, die Auffindung und Markierung des Fahrwassers durch die mehr als zehn Seemeilen von der niedrigen, kaum sichtbaren Küste abliegende Barre, und die weitere Auslotung nach dem eigentlichen Hafen wurde, obgleich alle Landmarken entfernt und die Bojen absichtlich zur Täuschung umgelegt worden waren, von der Vermessungsabteilung mit Hilfe der Kanonenboote gut überwunden. Der Feind konnte diese Arbeit nicht stören, weil seine unter dem Kommando des früheren Seeoffiziers J. Tatnall stehenden, schwach armierten Handelsdampfer von den Kanonenbooten bald bis unter die Kanonen der beiden Forts am Eingang des Hafens zurückgetrieben wurden. Wären stärkere Schiffe im Besitz der Südstaaten gewesen, so würde die Vermessung und dadurch das ganze Unternehmen der Nordstaaten sehr verzögert oder unmöglich gemacht worden sein. Der Vorstoß der Kanonenboote orientierte zugleich die nordstaatliche Flotte über die Lage und Stärke der Befestigungen am Hafeneingang, des Forts Beauregard an der Nordseite und des Forts Walker an der Südseite.

Am 4. November nachmittags konnte Dupont die kleinern Schiffe über die Barre schicken und in ruhigem Wasser ankern lassen, am 5. konnte er mit den beiden Fregatten und den schweren Schiffen folgen und in etwa sechstausend Meter Abstand von Fort Walker ankern. Am 6. wehte es zu stark, um etwas vorzunehmen; am 7. um 9 Uhr morgens griff die Kriegsflotte, in Kiellinie rangirt, an, indem sie zwischen den gegen 4800 Meter von einander entfernten Forts langsam hindurchdampfte, dann zwei Seemeilen oberhalb der Forts umdrehte und auf beiden Fahrten die Forts beschloß. Sechs Kanonenboote begleiteten die Flotte bis zum ersten Drehpunkt innerhalb der Forts, worauf sie dort bleiben, die Forts von der Flanke beschießen und die Durchfahrt für die südstaatlichen armirten Dampfer sperren sollten, damit diese nicht etwa durchschlüpfen könnten, um die außen auf der Reede verankerten hilflosen Truppentransporter anzugreifen. Seeminen hatten die Südstaaten nicht in Port Royal, auch keine andern Sperren. Nachdem die Schiffe dreimal den Hin- und Rückweg zwischen den Forts gemacht hatten, waren diese kampfunfähig und geräumt, sodaß die Transporter mit dem Ausschiffen der Mannschaften beginnen konnten. Port Royal war genommen, und die Landtruppen besetzten und besetzten die Umgebung des Hafens, der während des Krieges in den Händen der Nordstaaten blieb. Dieser wiederum von der Flotte errungne Sieg hob die durch die Mißerfolge an Land gedrückte Stimmung in den Nordstaaten und bewies die früher bezweifelte Befähigung der Flotte zum Küstenkriege. Zugleich wurde dadurch gründlich mit dem damals überall verbreiteten Glauben ausgeräumt, daß ein Geschütz in fester Stellung an Land im Küstenkampf soviel Wirkung habe wie fünf Geschütze an Bord eines Schiffes. Die Ergebnisse der Beschießung von Alexandria 1862 haben später ebenfalls zur Verminderung der besonders durch das Gefecht bei Eckernförde entstandnen Überschätzung der Küstengeschütze beigetragen. Die Nordstaaten hatten nun eine Operationsbasis in Feindesland, die bald zur bessern Durchführung der Blockade, zur Unterstützung der Wegnahme der meisten Inseln an der Küste und als Stützpunkt für die Unternehmungen gegen Charleston benutzt wurde.

Bei dem erfolgreichen Kampfe der von den Südstaaten in Norfolk zu einem Panzerkasemattschiff umgebauten, früher nordstaatlichen Fregatte Merrimac mit der Unionsflotte bei Hampton Roads, am 8. März 1862, haben die Küstenbefestigungen der Nordstaaten bei Newport News Point sehr zum Nachteil der Besatzung des Merrimac und der beiden südstaatlichen Kanonenboote eingegriffen. Der Versuch der Südstaaten, mit dem Merrimac die Blockade der Chesapeakebai und der Hampton Roads, von innen ausgehend, zu brechen und das Schiff weiter gegen die Holzschiffe der Union zu verwenden, wurde durch die Ankunft des Monitor am 8. März abends und den unentschiednen Kampf mit diesem am 9. März für immer vereitelt. Infolge dessen wurde



Merrimac nach der Räumung Norfolks von den Südstaaten am 10. Mai 1862 verbrannt. Sein Gegner Monitor ging in einem Sturm am 1. Januar 1863 bei Kap Hatteras unter.

Der Einfluß dieses ersten Kampfes zweier Panzerschiffe auf den Schiffbau der Nord- und Südstaaten sowie auf den Panzerschiffbau in Europa ist bekannt.

Vor New Orleans war die Blockade des Mississippi seit dem Juli 1861 ausgeführt, indem die nordstaatlichen Kriegsschiffe im Fluß etwas oberhalb der Ausgangsstelle der drei weit in den Golf hinausgeschobnen Mündungsarme, beim Head of the Passes vor Anker lagen, wodurch sie völlig den Verkehr sperren konnten. Die von den Südstaaten besetzten, am Fluß gegen achtzehn Seemeilen oberhalb sich schräg gegenüber liegenden Forts, Fort Jackson und Fort Philip, waren von New Orleans immer noch etwa sechzig Seemeilen entfernt. Die Sperrung des Seeverkehrs wurde in New Orleans sehr hart empfunden, und man baute deshalb, um den Fluß von den Blockadeschiffen zu befreien, vielfach durch Umbau von Schleppdampfern, in Eile teilweise gepanzerte Rammschiffe und bereitete Brander vor, die mit dem Strom gegen die feindlichen Schiffe treiben sollten. Ein von dem Rammschiff Manassas und drei Brandern am 13. Oktober 1861 um vier Uhr morgens gegen vier starke nordstaatliche Kriegsschiffe unternommener, eigentlich mißglückter Angriff vertrieb diese trotzdem von ihrem Ankerplatz nach den Mündungen des Stromes. Die Kopslosigkeit und Panik eines Teils der Kommandanten und Offiziere der Kriegsschiffe bei dieser Gelegenheit wird mit den ähnlichen Vorkommnissen bei der Armee der Nordstaaten in der verlorenen Schlacht bei Bull Run verglichen.

Der Gedanke, die Stadt New Orleans zu nehmen, ging von dem damaligen Kommander D. D. Porter aus, der zeitweise ein Blockadeschiff vor dem Mississippi geführt hatte. Admiral D. G. Faragut wurde mit der Aufgabe betraut, die Durchfahrt nach New Orleans zu erzwingen; ihm wurden dazu vier Dampssloops, eine Raddampfskorvette, drei Schraubenkorvetten und neun Kanonenboote zur Verfügung gestellt, die er am 7. April auf dem Mississippi beisammen hatte. Größere Schiffe, z. B. die Dampffregatte Colorado, zu benutzen, mußte wegen der geringen Wassertiefe in den Mündungsarmen aufgegeben werden. Zu diesen Schiffen kamen noch zwanzig Schoner unter Führung des Kommander Porter, von denen jeder mit einem riesigen dreißigzölligen Mörser armirt war, und sechs schwer armirte Kanonenboote, darunter fünf frühere Handelsdampfer, die die Mörserschoner schleppen und schützen sollten. Die Schiffe wurden zweckmäßig für den Kampf auf dem Fluß mit seinem schwierigen Fahrwasser und seinen dicht bewaldeten Ufern vorbereitet, durch Tiefgangsänderungen, Anbringung von Schutz für die Maschinen, Verminderung der Takelage und Armirung der Marsen, die Mörserschoner durch

Anbringung von belaubten Büschen an den Masten, um diese Fahrzeuge in wenig auffälliger Weise im Schutz der Ufer verwenden zu können. Während Faragut seine Schiffe vorbereitete, ließ er das Fahrwasser stromaufwärts vermessen und die Punkte bezeichnen, wo die Mörserjehoner liegen sollten. Die Konföderirten hatten außer einigen Geschützen und Mörjern in Uferbatterien in dem am Ostufer des Flusses liegenden Fort Philip 41, in Fort Jackson 62 Kanonen und hatten eine allerdings primitive Sperre aus Balken, verankerten Fahrzeugen und Ketten zwischen den Forts über den Strom gezogen. Außerdem hatten sie elf armirte Dampfer, darunter das Kammischiff *Manassas*, eine gepanzerte schwimmende Batterie und Fahrzeuge und Flöße, die als Brander dienten.

Nach Beendigung der Vorbereitungen dampfte die Flotte unter der Leitung der Vermessungsoffiziere stromaufwärts und ankerte am 16. April 1862 unterhalb der Forts außer Kanonenschußweite. Am 18. wurden die Mörserjehoner dicht am Ufer auf ihre besonders für das Bombardement des Fort Jackson bestimmten Stationen gelegt, worauf sie die Beschießung begannen und sechs Tage und Nächte fortsetzten. Die Sperre wurde trotz des Feuers der Forts in der Nacht des 20. teilweise zerstört und blieb offen. Am 24. morgens drei Uhr dampfte die in zwei Divisionen geteilte Flotte stromaufwärts, um, während die Mörserjehoner die Forts von Süden im Schnellfeuer beschossen, an den Forts vorbeizulaufen. Die erste Division führte Kapitän Bayley auf der *Cahuga*, die zweite Faragut selbst auf seinem Flaggschiff, der Sloop *Hartford*. Obgleich die Konföderirten den Fluß durch brennende Holzstöcke an den Ufern beleuchteten, Brander abschiedten, aus den Forts und aus ihren Fahrzeugen ein heftiges Feuer unterhielten und verschiedene Kammstöße mit ihren Kammischiffen ausführten, gelang der gewaltsame Durchbruch, und mit Tagesanbruch ankerte die Flotte fünf Seemeilen oberhalb der Forts. Die Flotte hatte die Korvette *Varuna*, die vom Feinde in den Grund gehohrt worden war, und 163 Mann, Tote und Verwundete, verloren. Die Mehrzahl der feindlichen Fahrzeuge war in der Nacht vernichtet worden, die übrig gebliebenen wurden in der nächsten Zeit vom Feinde verbrannt. Am 25. ankerte die Flotte nach kurzem Gefechte mit einigen Uferbatterien vor der Stadt New Orleans, wo die Flagge der Union gehißt wurde. Am 28. wurden Fort Jackson und Fort Philip, als mit Wiedereröffnung des Feuers gedroht wurde, an den Leiter der Mörserjehonerflotte, Kommander Porter, übergeben, während Faragut am 1. Mai die Stadt der Fürsorge des mit Truppen eintreffenden Generals Butler überließ und seine Thätigkeit weiter stromaufwärts verlegte.

In Mobile, einer Stadt im Innern des gleichnamigen Meerbusens nordnordöstlich von den Mississippimündungen, bauten die Konföderirten eifrig ein Panzerschiff. Admiral Faragut, seit dem 18. Januar 1864 wieder Geschwaderchef im Golf von Mexiko, wünschte die Befestigungen an der Bucht von Mobile

eher anzugreifen, als das Panzerschiff vollendet wäre. Es fehlte aber damals an Truppen, um die Forts und Inseln vor Mobilebai zu besetzen, wenn sie von der Flotte genommen wären. Endlich kamen die von Faragut gewünschten Monitors Ende Juli, der letzte am 4. August, und mit ihm zugleich kamen auch Truppen unter General Oranger an, die am 4. August auf der großen Dauphininsel westlich vom Südausgange der Bucht gelandet wurden.

Die Konföderirten hatten inzwischen ihr Panzerrammschiff Tennessee fertiggestellt und in die Nähe der Forts gebracht. Abgesehen vom kleinen Fort Powell an einer flachen, zum Mississippi und führenden Durchfahrt wurden die Bucht und der südliche Hauptzugang zur Mobilebai von dem auf der Ostseite der Einfahrt auf Mobile Point gelegenen sehr starken Fort Morgan und dem auf der Dauphininsel in fast 6000 Meter Abstand westlich gegenüberliegenden Fort Gaines geschützt. Das Fahrwasser führte unmittelbar unter den Kanonen von Fort Morgan vorbei. Eine Minensperre aus mindestens drei Minenreihen, die von Fort Morgan aus das tiefe Fahrwasser nach Fort Gaines zu schlossen, ließ nur in kaum 100 Meter Abstand vom Fort dicht am Land eine schmale Durchfahrtslücke offen. Die Konföderirten machten von diesem Verteidigungsmittel in den letzten Jahren des Krieges ausgiebigen Gebrauch, während ihre Gegner es für eine nicht anständige, hinterlistige Waffe erklärten. Weiter nach Fort Gaines zu, in flachem Wasser, war die Minensperre durch eine Balken- und Pfahlsperre fortgesetzt. An Kriegsfahrzeugen hatten die Verteidiger unter dem Kommando des Admirals Franklin Buchanan, des früheren Kommandanten der Merrimac, bei Hampton Roads außer dem starken aber langsamen und schlechtsteuernden Tennessee noch drei Raddampferkanonenboote, die zwar wenig widerstandsfähig waren, sich aber dennoch, mutig geführt, am Kampfe der Schiffe beteiligten. Faragut kannte genau die Stärke des Feindes und auch die Lage der Durchfahrt in der Minensperre. Fort Powell im Westen der Bucht kam gar nicht, und Fort Gaines nur wenig beim Angriff in Betracht, weil letzteres von der eigentlichen Durchfahrt zu weit ablag.

Die Streitkräfte Faraguts bestanden in vier Monitors, sieben Sloops und Korvetten und sieben kleinen Fahrzeugen, von denen jedoch drei nur armierte Raddampfer waren. Ebenso wie auf dem Mississippi bei Port Hudson wurden auf seinen Befehl aus den hölzernen Schiffen Schiffspaare gebildet, indem die sieben kleinen Fahrzeuge an der dem Hauptfeinde bei der Durchfahrt abgewandten Seite längsseit der Sloops oder der Korvetten befestigt wurden. Wurde dann die Maschine des großen Schiffes vom Feinde beschädigt, so konnte das kleine Beischiff seinen Genossen immer noch vorwärts bringen oder aus dem heftigsten Geschützfeuer herausziehen. Die sonstigen Vorbereitungen für den Kampf waren ebenso wie vor New Orleans.

Am 5. August, sechs Uhr morgens, beginnt Faragut den Angriff. Voran sollen die vier Monitors dicht am Lande durch die Sperrlücke dampfen,

während die sieben Schiffspaare etwas schräg an Backbord dahinter folgen sollen. Hinter der Sperre liegen das Rammschiff Tennessee und die drei südstaatlichen Kanonenboote bereit, mit dem Fort Morgan die Schiffe zuerst wirksam in deren Längsrichtung zu beschießen. Der Monitor Tecumseh an der Spitze verfehlt die Sperrlücke und sinkt infolge mehrerer Minenexplosionen etwa in 30 Sekunden mit 110 Mann seiner Besatzung. Die andern Monitors kommen glücklich durch die Durchfahrt. Da sie durch ihre Form gegen das Gerammtwerden geschützt sind, so wartet Tennessee auf die Holzschiffe. Von diesen verfehlt die führende Brooklyn mit ihrem Weischiff die Richtung auf die Durchfahrt, sieht scheinbar Minen voraus und läßt deshalb vor der Sperre die Maschine rückwärts schlagen, wodurch sie quer zum Fahrwasser zu liegen kommt und dem nachfolgenden Flaggschiff, der Hartford, den richtigen Weg versperrt. Faragut fragt beim Passiren den Kommandanten der Brooklyn, warum er rückwärts gegangen sei, und erhält zur Antwort: Torpedoes ahead! (Minen voraus!) Ohne zu zögern, mit den Worten Damn the torpedoes! und zum Kommandanten der Hartford Go ahead, Captain Drayton! läßt Faragut die Hartford über die Sperre laufen, nachdem er der Flotte das Signal gemacht hat: „Dicht aufgeschlossen folgen!“ Das Glück beschirmt den Tapfern. Wohl hören die im untern Schiff in den Pulvermagazinen beschäftigten Leute die Minen an den Schiffsseiten und dem Schiffsboden unheimlich anschlagen, aber die Zünder der Minen versagen; die Hartford und der Rest der Holzflotte kommen glücklich jenseits von Sperren und Fort an. Dem schlecht steuernden Tennessee gelingen die Rammstöße nicht recht, er wird arg zerschossen und auf Befehl Faraguts mehrfach von den Sloops und Korvetten gerammt, die sich innerhalb der Sperre teilweise ihrer Weischiffe entledigt haben. Der tapfere Buchanan wird schwer verletzt, der Tennessee ergiebt sich um zehn Uhr vormittags als halbes Wrack, die feindlichen Kanonenboote werden genommen, die Schiffe bleiben oberhalb des Fort Morgan, der Sieg ist errungen.

Fort Gaines und Fort Powell wurden am 6. beschossen und darauf geräumt, Fort Morgan aber ergab sich erst, nachdem die Truppen des Generals Granger nach Mobile Point übergesetzt waren und dort im Rücken des Forts Batterien gebaut hatten. Nachdem am 22. August das Fort von den drei Monitors, den andern Schiffen und den Landbatterien beschossen worden war, strich es am 23. die Flagge. Die Verluste Faraguts waren groß, 162 Tote und 170 Verwundete, aber er hatte seine Aufgabe erfüllt, der letzte Hafen der Südstaaten am Golf war genommen. Daß die Seeminen in Mobilebai recht gefährlich waren, geht daraus hervor, daß nach dem Aufräumen der Bucht noch sieben Fahrzeuge durch das Explodiren nicht gesundner Minen zum Sinken gebracht sind.

Bei der Wichtigkeit der durch Eisenbahnen mit dem Hinterlande verbundenen Stadt Charleston für die Südstaaten hatte die Union schon früh darnach



gestrebt, den Hafen durch Blockade und andre Mittel zu schließen. Der Versuch im Dezember 1861 und Januar 1862, die Einfahrt durch Versenken vieler mit Steinen belasteter Schiffe zu sperren, hatte bei der starken Strömung nicht den gewünschten Erfolg gehabt und war außerdem in Europa, besonders in England, sehr mißfällig beurteilt worden. Bei der weiten Ausdehnung der Befestigungsanlagen fanden die schnellen Blockadebrecher früh Schutz unter den Kanonen der Forts. Die Verteidigungsmittel Charlestons waren im Laufe der jahrelangen Blockade und infolge der häufigen Angriffe mehr verstärkt worden, als an irgend einem andern Punkte der Küste. Die Hauptforts, Sumter, Moultrie, Beauregard und Wagner, vier kleinere Forts und gegen zwanzig Batterien führten im ganzen 150 gut aufgestellte Geschütze, von denen 76 wegen ihrer Durchschlagskraft sogar den Panzerschiffen der Nordstaaten gefährlich waren. Die Sperren aus Balken, Pfählen, besonders aber die aus Netzen und Tauwerk hinderten das Vorbeilaufen an den Forts. Hunderte von Minen mit elektrischer und Kontaktzündung waren als Sperren oder vereinzelt im Hafen und auch davor verteilt. Als neues Verteidigungsmittel traten die Spierentorpedo- und Unterwasserboote hinzu. Auch wurden mit unzulänglichen Hilfsmitteln Panzerschiffe gebaut, von denen zwei am 31. Januar 1863 einen erfolgreichen Ausfall machten und mehrere Blockadeschiffe außer Gefecht setzten.

Dieser Ausfall zwang den Leiter der Blockade, Admiral Dupont, Monitors und das neue Panzerschiff *New Ironsides* heranzuziehen, und bewog die nordstaatliche Regierung zum Befehl, nunmehr mit ernstern Angriffen gegen Charleston vorzugehen. Indes hier versagte die Flotte. Während man somit bei den meisten Kämpfen der Flotte im Küstenkriege ein entschiedenes und erfolgreiches Handeln rühmen kann, hat vor dem starken und mutig verteidigten Charleston die Marine ihr Ziel nicht erreicht. Am 6. Juli löste der Admiral Dahlgreen den Admiral Dupont ab. Beide haben mehrfach angegriffen, konnten aber bei aller Tapferkeit und Zähigkeit der Schiffsbefahrungen nicht in den Hafen eindringen, obgleich seit April 1863 Landtruppen unter den Generalen Hunter und Willmore ihre Angriffe gegen die äußern Seeforts unterstützten. Das rücksichtslose Daransehen von Material und Personal, das wir an Faragut bewundern, fehlte aber vor Charleston. Faragut erreichte sein Ziel öfters mit großen Opfern; vor Charleston waren die Verluste im Verlaufe der Zeit bedeutend größer, aber nur wenig wurde erreicht. Die Forts waren zu Ruinen zusammengeschoffen, die Verpflegung der Truppen war kaum noch ausreichend, das Leben zu fristen, und dennoch hielt sich Charleston gegen den sich immer mehr verstärkenden Feind, der es immer enger umspannte, aber nicht wagte, sich durch Aufräumen der Sperren und der ihm so unheimlichen Minen den Weg zum innern Hafen zu öffnen. Doch die Entscheidung des Bürgerkrieges stand bevor; General Sherman nahte mit einem Heere Charleston von der Landseite, und als die Schiffe am Morgen des 18. Februar 1865 in üblicher

Weise nach den Forts schossen, erhielten sie keine Antwort. Die Forts und die Stadt waren am 17. abends wegen der Annäherung Shermans geräumt worden.

Die Verluste an nordstaatlichen Truppen vor Charleston sind nicht angegeben worden, sie sind aber sicher recht groß. Außer einigen Transportern, die durch Minenexplosionen in den verschiedenen Zugängen zu Charleston zerstört wurden, gingen der Monitor Keokuk durch die Geschüßwirkung, der Monitor Patapsko durch die Explosion einer Seemine, die Dampfschiffbrücke Housatonic durch den Angriff eines Unterwasserboots und der Monitor Beeharken infolge ungeschickter Stauung durch Volllaufen durch die Klüsen vor Anker unter.

Der letzte Erfolg der Flotte an der Küste war am 15. Januar 1865 die Einnahme von Fort Fisher, das an der Nordseite des Einganges zum Hafen von Wilmington liegt und sehr gut gebaut war. Es war ein großer Fehler der Nordstaaten, daß von ihnen Wilmington nicht früher genommen wurde, da dies der Haupthafen für die Blockadebrecher war, die unter dem Schutz des sehr gut armierten Fort Fisher hier andauernd ihre Kriegsvorräte einführten. Im Dezember 1864 wurde endlich in Hampton Roads eine Expedition unter Admiral D. D. Porter ausgerüstet, der ein starkes Landungskorps unter General Butler beigegeben war. Am 24. und 25. Dezember wurde Fort Fisher stark beschossen, und am 25. Dezember auch ein Versuch gemacht, das Fort mit 3000 Mann von der Landseite aus anzugreifen. Das Einvernehmen zwischen Porter und Butler war nicht das beste. Das Fort wurde von Butler als noch zu stark befunden, und weil schlechtes Wetter eintrat, wurde der weitere Angriff aufgeschoben. Am 13. Januar 1865 lag abermals eine Flotte von 6 Monitoren, 36 Kriegsschiffen und vielen Transportern vor Fort Fisher und landete 6000 Mann unter General Terry vier Seemeilen nördlich vom Fort. Am 13., 14. und 15. bis nachmittags drei Uhr beschloß die Flotte das Fort; dann gingen die Landtruppen, verstärkt durch 2000 Matrosen und Seesoldaten, zum Angriff über, worauf die durch das Bombardement geschwächte Besatzung das Fort übergab. Bis zum 22. Januar hatte Porter dann auch die innern Forts stromaufwärts bis Wilmington genommen. Mit dem Fall von Wilmington hörte die letzte Sendung von Kriegsmaterial und Vorräten an die Armee des Generals Lee vor Richmond auf; das hoffnungslose Ringen der Südstaaten mußte nun ein Ende nehmen.

Die Waffen für den See- und Küstentrieg sind seitdem verbessert worden, das Stärkeverhältnis zwischen Angreifer und Verteidiger hat sich aber nicht geändert. Mit jeder neuen Waffe erscheint sofort ein Schutzmittel. Nachdem Torpedos mit eigener Vorwärtsbewegung gebaut sind, hat man die weitere Zelleneinteilung bei den Schiffen eingeführt, die auch die Wirkung der Seeminen verkleinert. Dem schnellen Torpedoboot begegnen Scheinwerfer, Schnelllade- und Maschinencanonen, gegen Minensperren geht man mit Minensuch-

gerät und Breschirminen vor, und bester Nickelstahl als Panzerung kämpft mit den stärksten Kanonen um den Sieg.

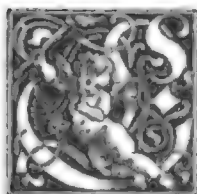
Ein Beispiel zähester Verteidigung wird Charleston stets bleiben; ob andre Soldaten und Bürger dasselbe vollbracht hätten, ist fraglich; sicher aber ist, daß ein Admiral vom Schlage Faraguts die Einfahrt doch erzwungen hätte. Der Mangel an einer Flotte bei den Südstaaten wurde entscheidend für den Ausgang des Krieges. Die Siege der Landheere und die schwachen Schiffe konnten trotz kühner Führung das Land nicht davor schützen, vom Seeverkehr abgeschnitten zu werden. Die Küstenplätze des Südens fielen in Feindeshand, das schwierige Fahrwasser der Küsten und Flüsse mit ihren Forts, Sperren und Seeminen konnte gegen den kräftigen Angriff der Flotte nicht gehalten werden. Von einer Selbstverteidigung der Küsten konnte schon gar nicht die Rede sein, da das mit Hilfsmitteln reich ausgestattete Vermessungspersonal des Feindes die Schwierigkeiten der Durchfahrt bald beseitigte; dagegen hätten nur zum Ausfallgefecht geeignete Schiffe geschützt. Hätten die Südstaaten eine nur einigermaßen brauchbare Flotte und nicht bloß Seeoffiziere gehabt, so würde der Kampf bei der Tapferkeit und Opferfreudigkeit ihrer Bevölkerung zu andern Ergebnissen und vielleicht zur Teilung der Union geführt haben.

Kiel

R. U.



## Öffentliche Fernsprechstellen und Telephonkioske



§ gibt in Berlin 33\*) öffentliche Fernsprechstellen zur Benutzung für jedermann, natürlich gegen Entgelt. Im ganzen Deutschen Reiche zählt man deren jedoch 564, darunter 115 Börsenzellen, die sich auf 265 Orte verteilen.\*\*) Sie befinden sich in Post- oder Telegraphenämtern, in großen, mehr oder weniger dunkeln, mit Zeug ausgepolsterten Schränken, die das Geräusch der Umgebung abhalten sollen; doch werden sie vom Publikum merkwürdig wenig benutzt. Meistenteils sind es, wenigstens in Berlin, Journalisten, die sich ihrer bedienen, und auch diese kommen nur selten und fast nur zu ganz bestimmten Tagesstunden. In der

\*) Darunter eine, die im Winter geschlossen ist, in der Kunstausstellung.

\*\*\*) Im deutschen Reichspostgebiete (ohne Baiern und Württemberg) zählte man 1895: 214 öffentliche Sprachstellen in 120 Orten, sowie 110 Börsenzellen; 1896: 222 in 123 Orten und 113 Börsenzellen. In ganz Deutschland 1896 (nach der neuesten Statistik) 502 öffentliche Fernsprechstellen in 296 Orten und 118 Börsenzellen, zusammen also 620.

übrigen Zeit stehen sie gewöhnlich unbenutzt da, oft stundenlang. In sämtlichen 564 Kabinen des Reichs wurden im Betriebsjahre 1895/96 nur 527850 Gespräche geführt, also durchschnittlich im Jahre 936 Gespräche oder 2,55 Gespräche an einem Tage auf je einer Sprechstelle, während auf die Privattelefone der Abonnenten durchschnittlich im Jahre je 2966 Gespräche, für die Sprechstelle also 8 Gespräche an einem Tage fielen. Wenn man aber sämtliche ausgeführten Verbindungen — also auch die der Vermittlungsämter — mitzählt, so kommen auf jeden Apparat durchschnittlich 11 auf jeden Tag. Gerade im Lokalverkehr werden die öffentlichen Telefone Deutschlands sehr wenig benutzt, obwohl sie hier eigentlich eine bedeutende Rolle spielen müßten. Sollten sie dazu wohl zu gering an Zahl sein? Oder vielleicht schon zu zahlreich?

Es dürfte wohl interessant sein, zu verfolgen, welche Rolle die öffentlichen Fernsprechstellen in andern Ländern spielen, und wie sie dort eingerichtet sind. Ein wenig verblüfft wird man dabei freilich sein, wenn man sieht, wie sie anderwärts zum Teil sogar außerordentlich viel mehr verbreitet sind als hierzulande.

Das Deutsche Reich mit seinen 52340000 Einwohnern zählte 1895/96 nur 564 öffentliche Sprechstellen; Frankreich nur mit 38517975 Einwohnern dagegen 762 öffentliche Telephonstellen; Schweden mit 4919260 Bewohnern sogar 829 (darunter 33 in Staatsanstalten); die kleine Schweiz mit 3029925 Menschen 516; Norwegen, schon 1893, mit 2041600 Menschen — also kaum soviel als Großberlin — 546, und das Ländchen Luxemburg mit nur 217583 Bewohnern 88 öffentliche Fernsprechstellen. Es kommt demnach eine öffentliche Sprechstelle auf je 2472 Einwohner in Luxemburg; auf 3739 in Norwegen; auf 5871 in der Schweiz; auf 5933 in Schweden; auf 50548 in Frankreich und erst auf 92801 Einwohner in Deutschland. Natürlich giebt es Staaten mit noch weniger öffentlichen Fernsprechern, doch lassen wir diese beiseite, da sie uns hier nicht interessieren. In Schweden ist die Zahl der öffentlichen Sprechstellen übrigens noch größer als oben angegeben, doch ist die Statistik darin leider unvollständig, da die von vielen Privatleuten in öffentliche Gesprächsstellen verwandelten Reichstelephone in ihr fehlen. 1896 waren 427 staatliche Telephonapparate im Dienste öffentlicher Sprechstellen, von den privaten ganz abgesehen. Wenn Deutschland relativ — nach dem Verhältnis seiner Einwohnerzahl — ebenso viele öffentliche Fernsprecher besäße, wie Luxemburg, so müßte es statt der jetzigen 564 deren im ganzen 20868 aufweisen, also siebenunddreißigmal mehr. Und wenn es auch nur soviele hätte, wie Schweden, die Schweiz oder Norwegen, so müßten es doch immer etwa 9 bis 14000 sein.

In Kristiania, der Hauptstadt Norwegens, mit 148000 Einwohnern gab es (schon zu Ende des Jahres 1892) 92 öffentliche Fernsprechstellen, also je eine auf je 1608 Menschen. Berlin mit seinen 1708000 Einwohnern müßte,



wenn hier dasselbe Verhältnis herrschte, statt der jetzigen 33 öffentlichen Telefone deren 1058 haben, also elfeinhalbmal so viel. In Bergen in Norwegen gab es zu derselben Zeit 30 solcher öffentlichen Sprechstellen, also je eine auf 1766 Einwohner (Bergen hat etwa 53000 Einwohner). Mit Recht wurde deshalb in den letzten deutschen Postkonferenzen auch eine Vermehrung der öffentlichen Fernsprecher gefordert, namentlich auch in den kleinern Landstädten, wo sie zur Zeit noch fast ganz fehlen.

In Schweden, Norwegen und Dänemark ist übrigens die Mehrzahl solcher städtischen öffentlichen Fernsprechstellen nicht in den staatlichen Post-, Telegraphen- oder Telephonanstalten untergebracht oder in den Büreaus der Privattelephongesellschaften, sondern meist viel praktischer und zweckmäßiger, dicht am Wege, für jedermann sichtbar und sofort benutzbar: nämlich in besondern Telephonkiosken, in Seltersbuden, Zeitungspavillons, Blumenbuden usw. Natürlich müssen die Inhaber solcher Sprechstellen den staatlichen oder privaten Telephonverwaltungen eine besondere Vergütung zahlen, sei es nun eine jährliche Abgabe oder eine Tantieme für jedes bezahlte Gespräch. Es ist oft ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit und Fertigkeit man sich in jenen Ländern, namentlich in Schweden, des Telefons bedient. In Stockholm pflegen die Sprechenden gar nicht erst in einen solchen Kiosk einzutreten, sondern sie lassen sich den an der Schnur hängenden Hörapparat auf die Straße herausreichen, und da der Schalltrichter zum Hineinsprechen mit ihm verbunden ist und so beim Hören schon von selbst immer vor dem Munde ruht, so ist Sprechen und Hören hier die leichteste Sache von der Welt. Auch sind die Apparate so zierlich und geschmackvoll gearbeitet, wie man sie in Deutschland gar nicht kennt. Die Leitungen sind stets doppelt, die Verständigung ist daher vortrefflich, trotz des Straßenlärms nebenbei, und trotzdem daß man meist nur leise hineinspricht. Alle Augenblicke kann man Herren und Damen oder selbst Männer und Frauen der einfachern Stände, so in Stockholm, auf den Straßen am Telephon sprechen, antworten und lachen hören. Es sind ja auch nur 10 Öre (11 Pfennige) für ein Stadtgespräch zu bezahlen. In den Kiosks werden außerdem noch Zeitungen, Kursbücher, Witzblätter verkauft und allerlei Dienstleistungen übernommen. Ihre Glaswände sind mit Annoncen und Reklametransparenten bedeckt.

Sehr praktisch und merkwürdig sind die großartigen Telephonkioske in Kopenhagen, die seit dem 1. Juli 1896 von einer besondern Privatgesellschaft in Betrieb gesetzt wurden und schon im ersten Halbjahr eine Dividende von 6 Prozent einbrachten. Es giebt zur Zeit zehn Kioske, und sie stehen an den Hauptverkehrsadern der Stadt. Fast um die Hälfte höher, also etwa sieben Meter hoch, und drei- bis viermal dicker als die Uraniasäulen in Berlin, sind sie stillvoll in sechseckiger Gestalt auf Granitquadern von etwa einem Meter Höhe errichtet, oben mit rundem Dach, das sich später zu einer Spitze verjüngt und

mit Holzschnitzwerk sauber verziert ist. Die Wände ringsum sind aus Glas, und der Schalter ist von einem Glasvordach beschützt. Das Innere zerfällt in drei Räume: in den Schalterraum, worin eine junge Dame sitzt; in eine hohe, lustige und helle Telephonsprechzelle und in einen Schreibraum mit Pult, wo Telegramme, Briefe und dergleichen geschrieben werden können. Diese drei Räume stehen mit einander in Verbindung, und die Dame kann sie durch zwei Klappfensterchen beständig überwachen.

In jeden Kiosk münden zwei doppelbrähtige Telephonleitungen. Ein Telephon hat das Fräulein zu ihrem Gebrauch am Schalter, und eins befindet sich in der öffentlichen Sprechzelle. Annoncen und erleuchtbare Reklametransparente bedecken die Wände. Am Schalter hängt ein Thermometer, ein Barometer, eine Wetterkarte u. dgl., und auf dem Dache ist eine große Normaluhr. Die sechs Ecken des Daches tragen als Abzeichen je eine grüne Laterne. Die Beleuchtung ist elektrisch im Innern und Äußern, und ein kleiner Metallofen erwärmt nötigenfalls den Schalterraum. Über dem Schalter sind Wochentag und Datum angezeigt. Ein großgedrucktes Preisverzeichnis erläutert, was man außer Zeitungen usw. in diesen Kiosks noch alles haben kann, nämlich:

1. Telephongespräche (je 3 Minuten):		
in Kopenhagen mit den angrenzenden Nachbarorten . . . . .	10 Ore	(11 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> Pf.)
mit der Umgegend Kopenhagens (etwa 10—11 km im Umkreis) . . . . .	20 "	(22 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> " )
mit den übrigen Teilen der Insel Seeland (etwa 130 km lang) . . . . .	40 "	(45 " )
2. Lokaltelegramme (Grundtaxe 10 Ore + 1 Ore pro Wort), minimum 25 "		
" bis zu 1 km Abstand von der Post, Extragebühr . . . . .	20 "	
Glückwunschtelegramme zu ermäßigten Preisen.		
3. Expressbotendienst:		
Briefe und kleine Pakete, innerhalb der Stadt . . . . .	10 "	
" " " " mit Velociped, unter Garantie innerhalb einer Stunde bestellt . . . . .	20 "	
" " " " mit sofortiger Bestellung per Velociped . . . . .	35 "	
" " " " in der Umgegend der Stadt, innerhalb zwei Stunden bestellt . . . . .	40 "	
" " " " sofortige Bestellung per Rad . . . . .	65 "	
" " " " mit Rückantwort zum Kiosk, extra . . . . .	10 "	
" " " " " " an eine andre Adresse, extra . . . . .	20 "	
" " " " mit Garantie für Wertpapiere, extra . . . . .	10 "	
" " " " mit Abholung vom Absender, extra . . . . .	10 "	
" " " " rekommandirt (nur dem Adressaten persönlich abzugeben), extra . . . . .	20 "	
(Boten sind bei jedem Kiosk oder auch im Hauptkontor zu haben.)		
4. Auskünfte:		
Benutzung eines „Führers“ (Bäderers u. dgl.) . . . . .	5 "	(5,6 Pf.)
Benutzung eines Kursbuchs (von Dänemark, Schweden, Norwegen) . . . . .	5 "	
andre Auskunfterteilungen . . . . .	20 "	
Auskünfte, die besondere Erkundigungen erfordern, nach besondrer Taxe.		
Grenzboten I 1898		60

## 5. Merkei:

Einlieferung von „Kiosk-lagernden“ Briefen und kleinen Paketen	
zur Auslieferung in demselben Kiosk . . . . .	5 Öre (5,6 Pf.)
zur Auslieferung in einem andern Kiosk . . . . .	10 „
Einlieferung von Programmen, Zirkularen, Reklamen usw. zur Auslieferung von einem oder von allen Kiosken	
per 100 Stück . . . . .	2 Kronen (225 Pf.)
„ 1000 „ . . . . .	5 „ (575 „)
Benutzung des Schreibraumes mit Zugabe von Papier und Couvert . . . . .	10 „
Bestellung von Theater-, Konzert- usw. Billeten, pro Stück . . . . .	10 „
Verzollung von Postpaketen . . . . .	50 „
Beförderung von Briefen zu den Abendschnellzügen nach dem Kontinent, pro Stück . . . . .	5 „
Bestellung oder Herbeischaffung von Droschken . . . . .	10 „
Bestellung von Paketen zum Weihnachtsabend (Einlieferung schon vom 20. Dezember an gestattet), je nach der Größe und Entfernung . . . . .	10 „
	oder 15, 20, 25, 30 Öre.

Wie man sieht, sind diese Kopenhagner Telephonkioske, die im Sommer von 7 $\frac{1}{2}$  Uhr morgens bis 10 $\frac{1}{2}$  Uhr abends, im Winter von 8 Uhr morgens bis 10 Uhr abends geöffnet sind, eine ganz vortreffliche und vielseitige Einrichtung, und sie verdienen in Deutschland nachgeahmt zu werden. In größeren Städten würde der Erfolg sicherlich nicht ausbleiben — allerdings unter der Voraussetzung, daß der Tarif für Lokalgespräche herabgesetzt würde, und zwar von 25 auf 10 Pfennige. Die Kopenhagner Telephongesellschaft und die Kioskgesellschaft, die deren Telephone und Leitungen benutzt, haben sich daher mit einander verabredet, daß sie den Gewinn für Telephongespräche teilen, also jede 5 Öre für ein Gespräch erhält.

In Deutschland dürfen die Haus- oder Grundbesitzer nur ihren Mietern die Benutzung ihres Fernsprechers gegen Entgelt gestatten. Es wäre aber doch wünschenswert, wenn solche öffentlichen Telephonkioske auch hier zu ähnlichen Bedingungen errichtet würden, und wenn auch die Seltersbuden, die übrigens in Stockholm auffallend elegant und geschmackvoll eingerichtet und meist mit Reichs- und Privattelephon versehen sind, zu öffentlichen Fernsprechstellen gemacht werden könnten. Die Postverwaltung würde wahrscheinlich ein besseres Geschäft dabei machen, als jetzt, wo man für Lokalgespräche 25 Pfennige zahlen muß. Infolge dessen spricht natürlich niemand, sondern man zieht Postkarten und Pferdebahnen (10 Pfennige) vor; und nötigenfalls kauft man sich, wenn man Raucher ist, für 10 Pfennige eine Cigarre oder man trinkt einen Schnitt Bier und telephonirt umsonst im Cigarrenladen oder im Bierlokal. 10 Pfennige für ein Gespräch in der Stadt und den nähern Vororten wären aber ganz genug. Ein höherer Tarif bedeutet eben, wie die Statistik lehrt, Verschwendung des Verkehrs: 2 $\frac{1}{2}$  Gespräche täglich auf jede öffentliche Sprechstelle — welcher dürftiger Verkehr, welche klägliche Einnahme und Verzinsung der Anlage!

Eine Herabsetzung des Tarifs für öffentliche Lokalgespräche empfiehlt sich aber auch im Hinblick auf die Gebühren anderer Länder. Im deutschen Reichspostgebiet zahlt man für 3 Minuten 25 Pfennige; in Baiern für 5 Minuten 25 Pfennige; in Belgien für 5 Minuten 20 Pfennige (25 Centimes); in Ungarn für 5 Minuten 17 Pfennige (10 Kreuzer); in Österreich für 3 Minuten 17 Pfennige (10 Kreuzer); in Schweden, Norwegen und Dänemark 11 $\frac{1}{4}$  Pfennige (10 Öre); in der Schweiz sogar nur 8 Pfennige (10 Centimes) für ein Gespräch ohne begrenzte Dauer; in Spanien 16 Pfennige (20 Centimes); in Japan für 5 Minuten 10 Pfennige (5 Sen); bei den öffentlichen Sprechstellen der Privatgesellschaften Italiens: in Rom 8 Pfennige (10 Centimes), bei einer andern römischen Gesellschaft 12 Pfennige (15 Centimes); in Ferrara, Padua, Pifa, Verona 8 Pfennige (10 Centimes); in Mailand und Brescia für 5 Minuten 16 Pfennige (20 Centimes) usw. Also in den zehn angeführten Ländern sind die Tarife für Lokalgespräche in den öffentlichen Fernsprechstellen zum Teil um ein bedeutendes billiger, und der deutsche Gebührensatz ist um 212 Prozent teurer als der schweizerische! Daß man für 25 Pfennige auch auf Entfernungen bis 50 Kilometer sprechen kann, ist ein geringer Trost, denn im täglichen Leben des Durchschnittstädters handelt es sich vor allen Dingen um die nächsten Lokalbeziehungen; das Sprechen in die Ferne ist doch mehr eine Ausnahme. Übrigens ist auch der Tarif für Ferngespräche in Deutschland sehr teuer im Vergleich mit manchen andern Ländern. Von Interesse dürfte es noch sein zu erfahren, daß Abonnirte, die sich durch ihre Karten legitimiren, in Belgien an öffentlichen Sprechstellen gratis sprechen und in Baiern im gleichen Falle nur 10 (statt 25) Pfennige bezahlen, und daß auch ihre Angehörigen diese Vergünstigung genießen.

Ferner können Nichtabonnirte in Baiern für 5 Mark Billets zu 50 Lokalgesprächen — mit einjähriger Gültigkeit — erhalten (also auch 10 Pfennige für das Gespräch), und in Belgien können die Angestellten, Associés oder Agenten von Telephonabonnenten für 16 Mark 20 Pfennige (20 Francs) eine Jahreskarte zur beliebigen Benutzung öffentlicher Sprechzellen bekommen, die im zweiten Jahre sogar nur 8 Mark 10 Pfennige (10 Francs) kostet. Außerdem kann jedermann für 5 Francs (4 Mark) eine Monatskarte für beliebig viele Lokalgespräche kaufen.

Für viele Geschäfts- und Privatleute sowie für die Presse ist diese Einrichtung sicherlich von hohem Wert. Besonders angenehm ist es aber für den Benutzer, daß man in Belgien (für 25 Centimes = 20 Pfennige), Schweden (25 Öre = 28 Pfennige), Dänemark (25 Öre) und Norwegen (25 Öre) auch Nichtabonnenten in einer andern Stadt zu einer bestimmten Stunde durch Vermittlung der Fernsprechanstalt (durch einen besondern Boten) an das Telephon einer öffentlichen Sprechstelle rufen lassen kann, um mit ihnen telephonisch zu verhandeln. In Deutschland kann man das unsers Wissens zu



diesem niedrigen Preise nicht haben. Wir schließen mit dem Wunsche, daß die öffentlichen Fernsprechstellen bald angemessen vermehrt, bequemer eingerichtet und besser gelüftet und ihre Lokaltarife auf 10 Pfennige herabgesetzt werden. Zu verlieren ist dabei ganz sicher nichts, denn die Lokalgespräche sind in ihnen selten und bringen herzlich wenig ein, und die Ferngesprächsgebühr bleibt ja unberührt. Wenn die rund 500 000 jährlichen Gespräche in den öffentlichen Sprachstellen der Reichstelegraphenverwaltung sämtlich Lokalgespräche wären, so würde das eine Einnahme von 125 000 Mark bedeuten, und bei einer Herabsetzung der Lokalgesprächsgebühr von 25 auf 10 Pfennige einen theoretischen Verlust von 75 000 Mark, d. h. also ein so kleines Risiko, daß es in einer so großen Verwaltung überhaupt nicht in Betracht kommt. Tatsächlich dürften aber wohl die Hälfte dieser Gespräche Ferngespräche sein, sodas das Risiko schon auf 37 000 Mark sänte. Da sich der Verkehr bei einer solchen Ermäßigung aber bald verdreifachen würde, so wird ein Ausfall wohl überhaupt nicht stattfinden und nun eine bessere Ausnutzung der Anlagen eintreten.



## Sozialauslese

(Fortsetzung)



ie verkehrte Politik, zu der man von Animons „naturwissenschaftlicher“ Grundlage aus gelangen kann, hat er gleich selbst gelehrt. Vor allem bekämpft er das allgemeine Wahlrecht als eine höchst verderbliche Einrichtung. Dabei legt er S. 196 eine glänzende Probe ab von seiner wissenschaftlichen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit auch außerhalb des naturwissenschaftlichen Gebiets, indem er schreibt: „Durch das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag ist Deutschland in eine Lage versetzt, bei der die untern Klassen vermöge ihrer großen Kopfzahl fast alle Macht besitzen, und es sich nur darum handeln kann, die infolge dessen drohenden Gefahren womöglich abzuwenden.“ Das würde sich ja in einer Wahlrede ganz gut ausnehmen, aber wenn es in einem Buche steht, so reicht das Lesen dieses einen Satzes schon hin, den Kritiker zu überzeugen, daß dieses Buch nicht in die wissenschaftliche Litteratur, sondern zu den Parteipamphleten gehört. Denn in Wirklichkeit haben die Regierungen und die obern Zehntausend alle Macht, die untern Klassen gar keine. Nicht einmal der Reichstag, wo doch die Vertreter der untern Klassen nur eine schwache Minderheit bilden, hat irgendwelche Macht; er mag immerhin beschließen, daß seinen Mitgliedern

Diäten zu zahlen seien, wie die Mitglieder des preussischen Abgeordnetenhauses welche beziehen,\*) er mag die Aufhebung des Jesuitengesetzes ein halbes Duzend mal beschließen, es nützt ihm nichts; der Bundesrat versagt die Bestätigung. So steht es mit der Gesetzgebung, auf die er freilich im übrigen einen beschränkten und bedingten Einfluß hat, von dem auch auf die Vertretung der untern Klassen in ihm ein Stückchen kommt, dagegen hat er auf Verwaltung und Rechtspflege schlechthin gar keinen Einfluß. Die Verbindung dieser und ähnlicher Behauptungen mit der „naturwissenschaftlichen“ Grundlage wird auf S. 87 vollzogen. (Zum Verständnis des Sayes schide ich voraus, daß in der Gesellschaftszwiebel die obere und die untere Mittelschicht mit A und a bezeichnet werden, die höchste und die unterste Schicht mit G und g): „Von den elf Millionen Deutscher über fünfundzwanzig Jahren, welche das Reichstagswahlrecht besitzen, kommen etwa neun Millionen auf das Mittelgut der Klassen A, a, B, b, aber mehr als 800000 Schwachbegabte der Klassen c und d stimmen ebenfalls mit und helfen mit ihrer Intelligenz das Schicksal des Reiches lenken. Sie sind gerade ausreichend, um die höher Begabten lahm zu legen, welche wegen der Symmetrie der Kurve die nämliche Zahl ausmachen.“ Wir wollen nicht weiter dabei verweilen, daß „der Symmetrie der Kurve,“ d. h. einer durch willkürliche Anwendung der Kombinationslehre auf die Begabungen der Menschen gewonnenen Zahlenreihe, eine zwingende und gesetzgebende Gewalt zugeschrieben wird; das haben wir abgemacht. Aber steht denn die Sache so, daß unser Volk in zwei Parteien zerfiel, und die Scheidungslinie irgendwo durch die Begabungszwiebel quer durchginge, sodaß alle Intelligenzen der einen, alle Dummköpfe der andern Partei zufielen, und die Klugen von den Dummen überstimmt werden könnten? Sehn Sie uns doch mal an, hat Windthorst einmal im Reichstage gerufen, sind wir denn gar so dumm? Vielmehr verhält es sich so — es ist lächerlich, das am Ende des neunzehnten Jahrhunderts einer deutschen Intelligenz klar machen zu müssen —, daß die Gründer und Führer aller Parteien gescheite Leute sind, und daß ihnen allen sowohl mittelmäßige Jugenia wie Dummköpfe folgen. Was aber die stillschweigende Voraussetzung anlangt, die gemacht werden muß, wenn Ammons Theorie für die Zensuswahlen gegen die allgemeinen Wahlen etwas beweisen soll, die Voraussetzung, daß die Intelligenzklassen mit den Zensusklassen zusammenfielen, so wollen wir sie mit einer Anekdote beleuchten. Zur Zeit des Septennatsstreits saßen einige Herren in einer Weinstube beim Frühschoppen und besprechen die brennende Frage des Tages. Endlich ruft der Mittagstisch, und einer nach dem andern entfernt sich. Nur einer, der die ganze Zeit über den Mund nicht aufgethan hat, und der offenbar etwas auf

\*) In seiner letzten Session hat er es — mit 179 gegen 49 Stimmen — zum zehnten male beschlossen.

dem Herzen hat — es ist einer der reichsten Leute des Ortes —, bleibt zurück und mit dem Wirt allein. Diesen fragt er, nachdem sich die Hausthür hinter dem letzten Mitgast geschlossen hat, mit vorgehaltener Hand: „Du, erklär mir doch mal, was ist denn das eigentlich, der Septennar?“ Wir sind überzeugt, daß jeder unserer Leser mit entsprechenden Proben von Intelligenz aus der ersten Steuerklasse aufwarten könnte.

Eine andre falsche Voraussetzung, die Ammon gleich andern Gegnern des allgemeinen gleichen Wahlrechts stillschweigend macht, ist die, daß die Wähler alle Gesetvorlagen zu beurteilen imstande sein müßten. Diese Bedingung erfüllt aber in unsern modernen Großstaaten mit ihren verwickelten Verhältnissen kein Mensch, auch keiner der höchsten Intelligenzklasse. Einen Sinn hätte die Forderung nur, wenn die Wähler nicht Wähler, sondern Gesetzgeber sein sollten, wie das die Schweizer Staatsbürger im Fall eines Referendums sind. Der deutsche Reichstagswähler hat nicht Gesetze zu begutachten, sondern er hat nur Vertrauensmänner zu wählen, von denen er glaubt, daß sie imstande sein werden, wenn auch nicht alle, so doch einige Vorlagen richtig zu beurteilen. Der Reichstag hat dann Kommissionen zu wählen, in denen sich die für jede Gruppe von Vorlagen Sachverständigen zusammenfinden. Der Wähler läßt sich gewöhnlich von der Erwägung leiten, ob der Kandidat wohl sein, des Wählers, Klassen- oder Standesinteresse gut vertreten werde. Das ist kein sehr erhabener oder idealer Standpunkt, aber da so ziemlich alle Wähler diesen Standpunkt einnehmen, so gleichen sich die verschiedenen Egoismen aus, und das Wohl des Ganzen bleibt leidlich gewahrt, und damit muß man sich zufrieden geben in dieser unvollkommenen Welt. Messen wir nun einmal die Leistungen dieses auf dem nach Ammon schlechtesten Wahlssystem\*) beruhenden Reichstages an dem Parteimaßstabe Ammons, der als Vertreter der badischen Intelligenz und als Feind der Ultramontanen und Demokraten doch unbedingt der nationalliberalen Partei angehört, und der ein ausgesprochener Bismarckverehrer ist! Von allen großen Entwürfen Bismarcks ist nur einer gescheitert, das Tabakmonopol. In dessen Verwerfung waren aber fast alle Parteien einig, und seine heftigsten Gegner waren die badischen Nationalliberalen; ich selbst habe oft mit solchen darüber gestritten. Bis zum Jahre 1878 waren die Nationalliberalen, trotz des „schlechten“ Wahlrechts, die stärkste Partei des Reichstags; wer sie dann an die Wand drückte, das war nicht der blinde Hödur der Intelligenz- und Steuerklasse o — die sozialdemokratische Fraktion schmolz nach den Attentaten auf neun Mann zusammen —, sondern Bismarck durch seine neue Wirtschaftspolitik. Seit jenen Tagen der großen Umkehr ist die Gesetzgebung vorzugsweise auf zwei Gebieten thätig gewesen, auf dem sogenannten sozialen und auf dem wirtschaftlichen. Auf jenem haben wir zunächst

\*) Bismarck hat bekanntlich das preussische Zensuswahlrecht so genannt.

die Arbeiterversicherung zu verzeichnen, die bekanntlich Bismarcks Werk ist. Die Art des Arbeiterschutzes aber hat unser jetziger Kaiser eingeleitet, und obwohl ihm die Kartellparteien — nicht aus naturwissenschaftlichen, sondern aus andern Gründen — anfangs kühl gegenüberstanden, thun sich doch seit einiger Zeit gerade die Nationalliberalen unter der Führung des Freiherrn von Heyl mit Vorschlägen zum Arbeiterschutz hervor. Die Sozialdemokraten haben, wie ihnen unzähligemal vorgeworfen worden ist, gegen die meisten Gesetze dieser beiden Gruppen gestimmt. Auf wirtschaftlichem Gebiet ist eine Reihe von Gesetzen beschlossen worden, die man als schutzvöllerisch-agrarisch-zünftlerisch-reaktionär zu bezeichnen pflegt. Wenn man unter Intelligenz die Gesamtheit der akademisch Gebildeten versteht, so hat ihre Mehrheit wahrscheinlich wenig Freude an dieser Gesetzgebung gehabt. Aber der preussische Adel, die Großindustrie, die Handwerker und die Bauern haben sich zu ihrer Durchführung verbündet, und diese Klassen sind es ja, die nach Ammons Ansicht herrschen sollen, und die sich des erblichen Besitzes der Intelligenz erfreuen; der Reichstag hat also durchaus im Sinne Ammons gearbeitet.

Herr Ammon hat einen Bruder im Apostolat für die Sozialaristokratie: Herrn Alexander Tille in Glasgow. Dieser steht auf derselben „naturwissenschaftlichen“ Grundlage. Wie Ammon leugnet er die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften, bekämpft er den Neulamarckismus, lehrt er die Entstehung, Erhaltung und Verbesserung der edlern Menschenrassen durch die Sozialauslese im Kampfe ums Dasein; wie Ammon haßt er die Demokratie, den Sozialismus, die Gewerksvereine. Und dieser Mann, der ihm in seinem Denken und Fühlen und in der wissenschaftlichen Erkenntnis so nahe steht wie kein anderer in der ganzen Kulturwelt, dieser Mann — erklärt Krieg und Militarismus für unsinnige, verderbliche, antiselektionistische Dinge, würde also als deutscher Reichsbürger, wenn ihn nicht vielleicht parteitaktische, also außerhalb der Sache liegende Gründe zu einer andern Haltung bewögen, wahrscheinlich gegen alle Militärvorlagen stimmen. Würden die beiden Herren auf eine wüste Insel versetzt und gründeten einen Staat zusammen, so würden sie einander, als konservative Partei und Opposition, in die Haare geraten. Es ist wirklich eine recht kindliche Auffassung, daß die Regierungspartei allemal die Partei der Gescheiten und die Gegenpartei die der Dummen sei, und daß das allgemeine gleiche Wahlrecht den Dummen zum Siege über die Gescheiten verhelfe. Wo immer es zwei Parteien im Staate giebt, da stehen Gescheite Gescheiten gegenüber, und welche von beiden die Gescheitern oder die eigentlich Gescheiten sind, das bringt immer erst etliche Jahrzehnte oder Jahrhunderte später die Weltgeschichte an den Tag. Die Dummen aber stellen auf beiden Seiten den Chor oder Heerbann und bilden die Resonanz, und je größer die Wählerschaften, je unbeholfener daher die Bewegungen der beiden Massen sind, desto schwerer wird freilich den gescheiten Führern die Leitung, desto geringer



ist aber auch die Gefahr, daß die eine der beiden Parteien von der andern vollständig unterdrückt werde, und das Stück Gescheitheit, das in ihr verkörpert ist, dem Vaterlande verloren gehe.

Aber, meint Ammon: „Die gewöhnlichsten Schreier und Schwäzer sind die Bevorzugten des allgemeinen Stimmrechts; ja, wir haben Radaubröder mit dem Siegeslorbeer geschmückt aus der Urne hervorgehen sehen, deren Wahl man für eine moralische Unmöglichkeit hielt.“ Dagegen fragen wir: kann uns Ammon beweisen, daß bei den Reichstagswahlen Männer von hervorragender Intelligenz regelmäßig unwissenden Schwäzern und Schreibern unterliegen? Und verstehen etwa die agrarischen Mitglieder der konservativen Partei das Schreien nicht? Verkündigen nicht gerade sie die Losung: nur schreien, schreien! Artige Kinder kriegen nichts? Und wie viel Radaubröder haben wir denn im Reichstage? Zwei: Ahlwardt und Sigl. Jener vertritt das Urteutonentum und ist von zwei Landräten in dem Kreise herumgeführt worden, der ihm den Siegeslorbeer gereicht hat. Dieser ist ein Produkt eigentümlicher bairischer Verhältnisse und hat sein Mandat nicht von Proletariern, sondern von Bauern empfangen. Ammon lobt das Dreiklassenwahlssystem (natürlich, denn was hat man sonst für eins, wenn man das allgemeine gleiche Wahlrecht nicht will, da die Künsteleien, die E. von Hartmann und andre vorgeschlagen haben, doch nun einmal undurchführbar sind) und findet, daß es sich besonders in der städtischen Verwaltung sehr schön bewähre. Daß unter Umständen ein Großindustrieller allein die erste Klasse bildet, will freilich auch Ammon nicht gefallen. Wenn es nur wenigstens immer ein hochgebildeter Großindustrieller wäre! Aber, manchmal ist's ein dicker Schlächtermeister. Und was sagt Ammon zu folgender Vertretung der Intelligenz? In Neustadt in Oberschlesien bilden die Herren Abraham Fränkel, Hermann Fränkel und Emanuel Fränkel die erste, die Herren Josef Pinkus, Albert Fränkel, Max Pinkus und August Schneider die zweite Abteilung; die vier Fränkel und die zwei Pinkus sind Inhaber einer und derselben Firma, einer großen Leinenwarenfabrik; diese eine Firma wählt oder ernennt vielmehr vierundzwanzig Stadtverordnete, alle andern Bürger zusammen, einschließlich der Justizbeamten und Gymnasiallehrer, haben nur zwölf zu wählen. Ist das Arierherrschaft? In einer andern Stadt, die wir nicht nennen wollen — es ist keine preussische —, wählt ein Bordellwirt in der ersten und die gesamte Intelligenz in der dritten Klasse. Ob, wie Ammon behauptet, das badische Dreiklassenwahlssystem so arge Übelstände nicht erzeuge, vermögen wir nicht zu prüfen; ganz zu vermeiden sind sie bei keiner Einrichtung dieses Systems, und jedenfalls bestehen sie in dem größten, dem ausschlaggebenden deutschen Bundesstaate. Dessen Abgeordnetenhaus, meint Ammon, bilde dank dem Dreiklassenwahlssystem „eine würdige Vertretung“ und sei dem Reichstag an Ansehen überlegen. Was soll das „würdig“ bedeuten? Daß es einer Volksvertretung unwürdig sei, einen Drechslermeister, einen

Sattlergesellen und einen Schlossergesellen unter seinen Mitgliedern zu zählen? Darin ist der Geschmack verschieden. Es sind nicht durchweg die schlechtesten Männer, die meinen, ein Handwerker, der manchem Grafen geistig überlegen sei, verunziere den Reichstag durchaus nicht. Oder findet Ammon die langweilige Ruhe, die gewöhnlich im preussischen Abgeordnetenhaus herrscht, so würdig? Nun die kommt davon, daß die aufregenden Gegenstände auf den Reichstag übergegangen sind. In der preussischen Konfliktzeit ist es auch in jenem würdigen Hause recht lebhaft zugegangen, und dann noch einmal in der Zeit des Kulturkampfes, und — als Bismarck gegen den Willen der national-liberalen Mehrheit die Maigesetze rückwärts revidierte. Auch im vorigen Sommer hat man noch ein paar Aufwallungen erlebt, als das kleine Umsturzgesetz zu Falle gebracht wurde — von den Nationalliberalen. Die Parteien pflegen jedes Wahlssystem gut zu finden, bei dem sie gute Geschäfte machen, sobald sie aber unterliegen, finden sie dasselbe Wahlssystem schlecht. Dieser ganz gewöhnliche Parteiärgers ist es, der aus der natur- und sozialwissenschaftlichen Hülle von Ammons Buche hervorschaut. Und schließlich ist Ammon auch nicht einmal mit den Einrichtungen zufrieden, die der Aristokratie eine Vertretung sichern, und von denen man annehmen müßte, daß sie ihn mit hoher Befriedigung erfüllen sollte. Er schreibt S. 374: „Die geschichtlichen Macht- und Besitzverhältnisse finden ihren Ausdruck in den Rechten des Kaisers und des Bundesrats. Der Wille der Massen des geistigen Mittelgutes bis zum Schwachsinn herab bestimmt die Zusammensetzung des Reichstags und der Abgeordneten Häuser [da wird also das der Zensuswahl erteilte Lob zurückgenommen]. Hier, an den Stätten der Gesetzgebung und der Lastenverteilung kann die Bildungsaristokratie ihre Einsicht und ihre sozialen Instinkte leider nicht genügend zur Geltung bringen. In den Oberhäusern der Bundesstaaten giebt es entweder keine oder nur einzelne Mitglieder, die Bildungsinteressen, und dann nur solche einer umschriebenen Art (Kirchen, Hochschulen) amtlich vertreten; die gebildeten Klassen als solche haben weder Sitz noch Stimme und werden nur so weit berücksichtigt, als ihre Überzeugungen zwingende Gewalt über die öffentliche Meinung zu gewinnen vermögen. Für die gesamte außerhalb des Beamtentums stehende höhere Begabung, Bildung und Lebenserfahrung, die an Umfang und Gewicht sehr bedeutend ist, besitzt unsere Gesellschaft kein Organ. . . Gerade die jetzt mundtot gemachten Klassen gehören zu den von Natur und Rechts wegen berufenen Leitern der Gesellschaft usw.“ Diesem Erguß des Parteiärgers halten wir nur die Fragen entgegen: Wer macht denn die Gebildeten von Ammons Partei mundtot? Der Staatsanwalt doch gewiß nicht! Und wie denkt er sich denn eine Vertretung der höhern Begabung, Bildung und Lebenserfahrung? Will er eine Wahlkurie für sie einrichten? Und wer soll die Leute nach der Begabung, Bildung und Lebenserfahrung einteilen? Endlich, weiß er nicht, daß dem Manne, den er über

alles verehrt, schon zu viel reiner Geist in den Parlamenten sitzt, und daß er ausschließlich die „produktiven Stände“ darin vertreten haben will?

Das andre, wodurch Ammon, wenn er Einfluß gewönne, eine verkehrte Richtung der Politik befördern würde, ist die entschiedne Zurückweisung jeder Kritik der bestehenden Gesellschaftsordnung. Ich meine nicht, daß er die Standesunterschiede für notwendig, Gleichheit der Anlagen, der Vermögen, der Bildung, der sozialen Lage für eine Utopie erklärt. Darin bin ich nicht allein vollkommen einverstanden mit ihm, sondern gehe noch ein gutes Stück über ihn hinaus, indem ich z. B. auch die Sklaverei nicht grundsätzlich ablehne. Aber entschieden bekämpfen muß man eine Darstellung, worin unser gegenwärtiger Zustand als ein unübertreffliches Meisterstück der Entwicklung erscheint, an den die bessernde Hand anlegen zu wollen ein Frevel gegen die Natur sei (was ihn, wie schon eingangs erwähnt wurde, nicht abhält, selbst Verbesserungsvorschläge zu machen). Was die Natur thut, und worauf die Entwicklungstheorie beruht, das ist eben, daß sie den Gesellschaftszustand keinen Augenblick unverändert läßt, und eine der Bedingungen der Gesundheit jedes nicht abgestorbenen Gesellschaftskörpers besteht in der fortwährenden Umbildung seiner Organe durch Anpassung an die sich stetig ändernden Verhältnisse wie seiner feineren Gewebsschichten, der höhern Stände, durch die Zufuhr frischen Blutes von unten. Ammon behauptet nun, diese zweite Bedingung sei vollkommen erfüllt. Niemals sei den Untern das Aufsteigen so leicht gemacht worden wie heute, und in den obern Schichten könne sich keiner auf andre Weise halten als durch eigne Tüchtigkeit. Ich verzichte darauf, durch Fälle aus dem Leben, die mir in Menge zur Verfügung stehen, das Gegenteil zu beweisen; ich erinnere nur an einen einzigen, der ungeheures Aufsehen erregt hat. Ein tüchtiger Beamter wird von der Kreisvertretung einstimmig zum Landrat gewählt; die Regierung versagt die Bestätigung. Eine Deputation des Kreises begiebt sich nach Berlin und bittet den Minister des Innern, doch seine Entscheidung zurücknehmen zu wollen, niemand erfreue sich in dem Grade wie der Erwählte des Vertrauens des ganzen Kreises. Seine Excellenz aber erklärt, das gehe nicht, weil — der Erwählte nur einen kleinen Besizer zum Vater habe. Huxley, dessen Essays Alexander Tille übersetzt und mit begeisterten Worten eingeleitet hat, was ihm in Ammons Augen Autorität verleihen muß, Huxley schreibt S. 253 dieses Bändchens: „Gäbe es keine künstlichen Einrichtungen, mittels deren Esel und Schurken auf dem Gipfel der Gesellschaft erhalten werden, so würde der Kampf um die Mittel zum Genuß\*) einen beharrlichen Kreislauf der menschlichen Einheiten des sozialen Ganzen vom Gipfel nach dem Boden und vom Boden nach dem Gipfel sichern.“

\*) Weiter oben hat er erklärt: „Was man oft den Daseinskampf in der Gesellschaft nennt (ich bekenne mich schuldig, den Ausdruck selbst zu nachlässig gebraucht zu haben), das ist ein Wettbewerb nicht um die Daseinsmittel, sondern um die Mittel zum Genuß.“

Die Kritik an den Gesellschaftszuständen führt Ammon darauf zurück, daß der Egoismus die von der Gesellschaft auferlegten Freiheitsbeschränkungen schmerzlich empfinde. „Während der Gebildete sich mit Würde in das Unabänderliche zu schicken sucht, meint der Ungebildete, seinen Ingrimme an irgend etwas auslassen oder eine neue Weltordnung aus seiner Phantasie nach dem Modell des Schlaraffenlandes erfinden zu müssen.“ Was für ungebildete Menschen müssen doch Plato, Thomas Morus, Joh. Gottl. Fichte und William Morris, der mit Ruskin zusammen dem englischen Kunsthandwerk zur Wiedergeburt verholfen hat, gewesen sein! Natürlich hält er an der Sozialdemokratie, die ihm das Greulichste auf Erden ist, alles für utopisch und führt die Polemik gegen sie auf den Standpunkt vor fünfundzwanzig Jahren zurück. Er findet sie komisch, diese Menschlein, die die Gesellschaftsmaschine nicht einmal durchschaut haben, trotzdem aber „mit ihren läppiſchen Händen herantreten, um dieselbe von Grund auf zu verbessern.“ Der Kenner der einschlagenden Literatur dagegen weiß, daß die heutigen Sozialdemokraten „die Maschine“ eben nicht mit Händen verbessern wollen, sondern auf die Umbildungen hinweisen, die der Gesellschaftsorganismus im Laufe seiner Entwicklung erfährt. Seite 8 stellt Ammon folgende zwei Sätze auf. „Lehre Darwins: Alles ist durch natürliche Entwicklung allmählich entstanden und dem Bedürfnis angepaßt. Sozialdemokratischer Darwinismus: Alles ist dem Bedürfnis angepaßt, mit Ausnahme der Gesellschaftsordnung, welche grundverkehrt ist und mit Unterbrechung der allmählichen Entwicklung vollkommen neu nach Maßgabe der sozialdemokratischen Theorie geschaffen werden muß.“ Dagegen halte man die Stelle in der Vorrede zur „Kritik der Politischen Ökonomie.“ worin Marx die Grundzüge seiner Ansicht darlegt. „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau [der Staatsformen und Rechtsverhältnisse] langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen, philosophischen, kurz, ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konfliktes bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, beurteilt nach dem, was es sich selbst dünkt, ebenso wenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem



Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist; und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft ausgebildet sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn, genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und moderne bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden."

Die Kritik des Marxismus, die Ammon versucht, fällt so dürftig und schief aus, daß man zweifeln muß, ob er das „Kapital“ gelesen hat; er scheint nur darin geblättert zu haben. Natürlich hat er vom Kapital keinen klaren Begriff, weder von dem, was Marx meint, noch von irgend einem andern, und klammert sich an die Lehre vom Mehrwert. Daran sind freilich die Marxisten selbst schuld, die den schwächsten Teil des Marxischen Systems zu seinem Kern- und Angelpunkt machen, während Marx selbst mit Beziehung auf solche Fehlgriffe gesagt hat: Ich bin nicht Marxist. Der Kern des Marxismus besteht nicht in der Hervorhebung der Tatsache, daß bei der Teilung des Arbeitsproduktes der Knecht — seiner Meinung nach — vom Herrn verkrüzt wird, denn das ist allen Stufen der ökonomischen Entwicklung, von der asiatischen Despotenwirtschaft anzufangen, gemeinsam und kein unterscheidendes Merkmal der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsform. Deren Hauptmerkmal, das sich vor dem sechzehnten Jahrhundert nie und nirgends in der Welt gefunden hat, besteht darin, daß die Güter nicht für den Bedarf, sondern für den Markt hergestellt werden, also zuerst Ware sind, ehe sie Gebrauchsgüter werden, daß sie nur durch Kauf Gebrauchsgüter werden können, und daß niemand kaufen kann, er habe denn vorher irgend etwas verkauft. Diese Einrichtung hat die Konkurrenz erzeugt, hierdurch die Ära der Erfindungen herbeigeführt, die die Produktivität der Arbeit ins ungeheure gesteigert und durch die Leichtigkeit des Verkehrs alle Menschen, Länder und Güter in unmittelbare Berührung mit einander gebracht haben. Das sind selbstverständlich durchaus wohlthätige und erfreuliche Wirkungen. Aber mit der Wohlthat ist nach dem alles Irdische beherrschenden Gesetze der Keim des Unheils großgewachsen, das sie zerstört. Weil jeder verkaufen muß, um selbst kaufen zu können, will alles verkaufen, unterbietet einander und macht schließlich das Verkaufen, dadurch aber auch das Kaufen unmöglich. So sind wir auf den Punkt gelangt, wo unsre Produktionskräfte mit unsern Produktions-

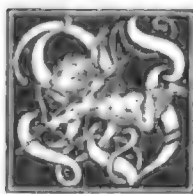
verhältnissen in Widerspruch geraten. Die heutige Menschheit verfügt über Produktionskräfte, die jederzeit ohne Überanstrengung der Arbeiter das Doppelte von dem zu erzeugen vermöchten, was die Menschheit zum Wohlbefinden aller ihrer Glieder bedarf, aber der Umstand, daß jede Vermehrung der Produktion die Waren verbilligt, die Wohlfeilheit der Waren aber die Unternehmer ruiniert, gestattet nicht einmal die Herstellung des Notwendigen. So kommt es, daß sich alle Staaten gegen einander absperrten, nicht um neidisch den Abfluß ihres Vermögens nach außen, sondern um das Einstürmen von Reichtum zu hindern. Denn aller Reichtum besteht in Gebrauchsgütern; so viel oder so wenig Güter ein Mensch oder ein Volk hat, so reich oder so arm ist der Mensch oder das Volk. Und so geraten wir in die tragikomische Lage, an Reichtümern ersticken zu müssen, die wir haben, aber nicht genießen dürfen. Die Welt verwandelt sich in eine einzige ungeheure Vorratskammer, deren Vorräte nicht angerührt werden können, weil das Sesam, öffne dich! fehlt; die Straßen der Städte bilden ein einziges ungeheures Schaufenster, deren Pracht die Kauflustigen aber Kaufunfähigen ärgert und die müßig dahinter stehenden Verkäufer zur Verzweiflung bringt. Während man in früheren Zeiten alle Hände voll zu thun hatte, um nur das Notwendigste zu erzeugen und dabei noch oft genug wegen mangelnder Vorräte Hungers starb, hat man heut alle Hände voll zu thun, die zuströmenden Vorräte abzuwehren, und schreit nach nichts anderm als nach Arbeitsgelegenheit, die allerorten fehlt. Und so kündigt sich uns denn nach Goluchowski das zwanzigste Jahrhundert an „als ein Jahrhundert des Ringens ums Dasein auf handelspolitischem Gebiete,“ und so klagt denn der Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky (in der Sitzung des Reichstags vom 6. Dezember vorigen Jahres), daß infolge der Absperrung aller Staaten gegen einander die Lage für unsern Export immer schwieriger werde. Nur ein — nun, drücken wir uns naturwissenschaftlich und höflich aus! — nur ein Minderwertiger kann alles in schönster Ordnung finden, wenn die Agrarier aller Länder über den Überfluß an Korn, und die Fabrikanten über die Wohlfeilheit der Baumwolle jammern, die Möglichkeit für den gemeinen Mann aber, Brot und Hemden zu kaufen, davon abhängt, daß es unsern Exporteuren gelingt, Chinesen und Negern Waren aufzuhängen, die diese weder wollen noch brauchen. Nur ein Minderwertiger kann verkennen, daß schon längst unsre heutigen Produktionsformen in Fesseln der Produktion ungeschlagen sind. Nur ein Minderwertiger kann Karl Marx den Dank dafür verweigern, daß er dieses Getriebe aufgedeckt und die Erkenntnis dessen, was daran in Unordnung ist, ermöglicht hat. Die Staaten wachsen und vergehen mit den wirtschaftlichen Zuständen, auf denen sie beruhen. Wenn demnach heute ein Staatsmann Politik treiben will, ohne die von Marx aufgedeckten Produktionsverhältnisse unsrer Ära zu kennen und anzuerkennen, so ist das, wie wenn ein Mensch Astronomie treiben wollte, ohne Kopernikus zu kennen und anzuerkennen.

Es wäre lächerlich, Herrn Ammon mit einem großen Geiste vergleichen zu wollen, aber eins hat er doch mit Karl Marx gemeinsam: beide haben sich durch den Anblick ihrer nächsten Umgebung irre führen lassen. Marx hatte fast ausschließlich englische Zustände vor Augen und ist dadurch zu falschen Schlüssen über den vermutlichen zukünftigen Gang der Entwicklung verleitet worden. Ammon hat den Blick ausschließlich auf das kleine Baden gerichtet, wo es keine Großstadt, keinen Industriebezirk und keinen Großgrundbesitz giebt; wo kleine Fabrikanten, Handwerker und Bauern vorherrschen, und wo der höhere Beamte, der Professor, der die Stadt beherrschende Rentner (zuweilen ein ehemaliger kleiner Gastwirt oder Metzgermeister) und der Bauer oder Handwerker — soweit sie nicht durch konfessionellen, politischen oder Kommunalstakehl mit einander entzweit sind — an einem Tische ihren Schoppen trinken. Baden ist ein glückliches Ländchen, das noch gar nicht recht in das weltwirtschaftliche Getriebe hineingezogen ist und trotz seiner fortschrittsfrohen hellen Köpfe noch in den kleinbürgerlichen Zuständen der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts lebt. Kein Wunder, daß Ammon das moderne Wirtschaftssystem gar nicht kennt, und das dient ihm zu einiger Entschuldigung dafür, daß er, anstatt die wichtigste Angelegenheit unsers Jahrhunderts zu studiren, sich die Zeit mit dem harmlosen Spiel von Idanten, Determinanten und arithmetischen Kombinationen vertreibt.

(Schluß folgt)



## Kunstaussstellungen und Künstlervereine in Berlin



ir wollen den alten Streit über die Frage, ob München oder Berlin das größere Recht hat, sich den Vorort deutscher Kunst zu nennen, nicht erneuern, wir wollen sogar gern einräumen, daß München dieses Recht hat — aber nur während des Sommers! Und auch dann nur wegen seiner günstigen geographischen Lage als Durchgangstation für alle Nord- und Mitteldeutschen, die nach den deutschen Alpen wollen und während der kurzen Rast in München einen Besuch der Kunstaussstellung nicht zu versäumen pflegen. Aber den ganzen Winter genießt Berlin schon seit Jahren diesen Vorzug. Es ist der Sammelplatz aller künstlerischen Schöpfungen oder vielmehr — da diese Bezeichnung leider meistens zu hoch gegriffen ist und die Sache nicht deckt — aller Maler- und Bildnerwerke, die während der schönen Jahreszeit in Sommer-

frischen und auf besondern Studienplätzen, die von Künstlern jeglicher Art scharenweise heimgesucht werden, entstanden sind. Vor zwanzig Jahren hatten wir in Berlin nur zwei oder drei Ausstellungslokale, die gegen Eintrittsgeld zugänglich waren. Neben dem des Berliner Künstlervereins, der damals das ganze künstlerische Leben Berlins beherrschte, konnte sich aber keine der privaten Veranstaltungen lange in der Gunst des großen Publikums behaupten. Das Beste, was in Berlin geschaffen wurde, war ohnehin nur bei dem Kunsthändler Lepke zu finden, dessen Verkaufsräume meist nur den Käufern und Vertrauten des Hauses, nicht aber dem großen Publikum, das nur sehen, nicht auch kaufen wollte, bereitwillig geöffnet wurden.

Es hat lange gedauert, ehe es anders wurde, und der Verein Berliner Künstler war seiner Herrschaft allgemach so sicher geworden, daß er keine großen Anstrengungen machte, seine bisweilen sehr einsörmigen Ausstellungen, deren Bestand fast ausschließlich von der Fruchtbarkeit der Vereinsmitglieder unterhalten wurde, durch Zuziehung auswärtiger Kunstwerke etwas mannigfaltiger zu gestalten. Ein ernsthafter Nebenbuhler erwuchs ihm erst 1881 in der Person des Kunsthändlers Fritz Gurlitt, der sehr bald die Rolle des Hechts im Karpfenteich zu spielen begann. Im Gegensatz zu der einseitigen Beschränkung der Ausstellung des Vereins Berliner Künstler auf das örtliche Kunstschaffen entfaltete er eine regsame Thätigkeit, um fremde Künstler heranzuziehen, die sich von dem Hergebrachten abgewandt hatten und gegen den Strom schwammen. Es waren, wie bei allen Neuerungen, Schwärmer und Schwindler darunter, und wenn der Unternehmer auch keinen Unterschied zwischen den Unverdächtigen und Verdächtigen machte, so erreichte er jedenfalls seinen Zweck: Aufsehen um jeden Preis! Er hat Böcklin und Fritz von Uhde in Berlin bei den Kunstsammlern, die mehr durch Reichtum als durch selbständiges Urtheil glänzen, in Mode gebracht, und die Begeisterung für Böcklin hat bei ihnen und ihrem großen Anhang, der den Massenbesuch der Kunstaussstellungen zuwege bringt, bis jetzt angehalten. Man hat zu Ende des vorigen Jahres, um Böcklins siebenzigsten Geburtstag zu feiern, in der Berliner Kunstakademie eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet, die zumeist aus Berliner Privatbesitz stammten, und sie hat einen größern Erfolg gehabt als die Ausstellung in Basel, der Geburtsstadt des Künstlers.

Der Kunsthändler Gurlitt, der mit seiner etwas kriegerisch gestimmten Art dem Berliner Ausstellungswesen einen unverkennbaren Aufschwung gegeben hat, hat die Früchte seiner That nicht geerntet. Er ist im besten Mannesalter an einer Nervenkrankheit gestorben; aber sein Name hat sich in dem von ihm begründeten Geschäft, das seine Rechtsnachfolger fortführen, erhalten, und sein Geist auch. Gurlitts Kunstsalon ist nach wie vor die Heimstätte aller Künstler, die sozusagen ihre Schiffe hinter sich verbrannt haben und in das unsichere, von Nebeln verschleierte Meer der Zukunft hinaussteuern. Was das bedeutet,



weiß jeder, der die stürmische Entwicklung der deutschen und außerdeutschen Kunst während des letzten Jahrzehnts verfolgt hat.

Als Gurlitt kaum seiner ersten Erfolge froh geworden war, nahm plötzlich eine neue, aber schon auswärts bewährte Kraft, die sich auf reiche Mittel stützte, den Wettbewerb mit ihm auf. Eduard Schulte, der Inhaber der bekannten Kunsthandlungen in Düsseldorf und Köln, erwarb nach dem Tode Lepfes dessen Geschäft und suchte den Grundsatz, den er in den beiden rheinischen Städten erprobt hatte, auch in Berlin zur Geltung zu bringen, nämlich durch Einrichtung von Jahresabonnements zu geringem Preise ein Stammpublikum von ständigen Besuchern heranzuziehen, dessen dauerndes Interesse er durch einen möglichst häufigen Wechsel des Inhalts der Ausstellungen zu fesseln suchte. Es gelang ihm aber erst, als er im Erdgeschoß des gräflich Medernschen Palais am westlichen Ende der Linden, dicht vor dem Brandenburger Thor, würdige Ausstellungsräume gefunden hatte, die er noch durch den Anbau eines Oberlichtsaales vergrößerte. Mit dem Publikum kamen auch die Künstler, und bald wurde ihr Andrang aus Berlin und von auswärts so stark, daß sich Schulte, um auch nur den dringendsten Anforderungen zu genügen, genötigt sah, statt wie früher allmonatlich fortan aller drei Wochen mit dem Inhalt seiner Ausstellung, meist von Grund aus, zu wechseln. Dem Publikum, besonders den Abonnenten, war natürlich diese häufige Befriedigung ihrer Schaulust sehr willkommen, und die Fruchtbarkeit der Künstler steigerte sich so unheimlich, daß die Schaulust vollauf befriedigt wurde. Der Besuch des Schultischen Salons, der noch dazu durch seine Lage in der besten Stadtgegend begünstigt wurde, war zuletzt Modesache geworden, und es wurde für die Künstler von Jahr zu Jahr schwieriger, einmal während der Wintermonate dort mit einer oder gar mit ein paar neuen Arbeiten anzukommen. Inzwischen verödeten die Ausstellungsräume des Vereins Berliner Künstler im Architektenhause immer mehr, und es darf nicht verschwiegen werden, daß selbst viele Vereinsmitglieder es vorzogen, ihre neuesten Arbeiten bei Schulte anstatt im Architektenhause zu zeigen. Alle Bemühungen der Ausstellungscommission, hier Wandel zu schaffen, blieben fruchtlos, und da ohnehin der Umzug des Vereins vom Architektenhause nach dem im Bau begriffnen eignen Heim in der Bellevuestraße bevorsteht, entschloß man sich, in diesem Winter bald nach Weihnachten die Ausstellung ganz zu schließen. Im neuen Hause will man dann in würdigen, gut ausgestatteten und vor allem auch gut beleuchteten Ausstellungsräumen den Kampf mit den Kunsthändlern, hoffentlich mit besserem Erfolge als bisher, wieder aufnehmen.

Der Künstlerverein hatte es aber seit einiger Zeit nicht mehr mit Schulte und Gurlitt allein zu thun. Auch die Inhaber der alten Kunsthandlung von Amster und Ruthordt, die Gebrüder Meder, haben vor mehreren Jahren einige Räume im obern Stockwerk ihres Geschäfts für Ausstellungszwecke eingerichtet,

wobei sie sich aber auf einzelne Kunstzweige beschränkten: auf Aquarelle, Gouachemalereien, Zeichnungen und die Erzeugnisse der graphischen Künste. Die „Gesellschaft deutscher Aquarellmaler,“ die vor etwa fünf Jahren in die Öffentlichkeit trat und die Hoffnung erweckte, es würde in ihr ein Seitenstück zu der berühmten Londoner Society of painters in water-colour erwachsen, veranstaltete bei Umsler und Rutherford ihre ersten Ausstellungen, und es schien anfangs, als käme auch dieser neue Kunstsalon einem Bedürfnis entgegen. Aber das Publikum fand in der Pflege von Spezialitäten keine volle Befriedigung, die Käufer blieben aus, und damit zogen sich auch die Künstler zurück. Die Unternehmer verloren schließlich die Lust, und nur noch selten öffnen sich ihre Räume für Sonderausstellungen. So sah man dort in den letzten Monaten eine vollständige Sammlung der Lithographien und Algraphien, d. h. der Abdrücke von Zeichnungen auf Aluminiumplatten, deren Ausführung den seltsamen Frankfurter Maler Hans Thoma, der bald den Spuren der alten deutschen Meister folgt, bald auf den Pfaden Böcklins wandelt, während der letzten Jahre fast ausschließlich beschäftigt hat, ferner eine Reihe von Aquarellen holländischer Maler, die den erfreulichen Beweis lieferten, daß noch nicht alle holländischen Künstler dem von Frankreich eingeführten Impressionismus und Naturalismus mit Haut und Haaren verfallen sind.

- Im Herbst vorigen Jahres sind noch zwei neue Kunstausstellungslokale eingerichtet worden, von denen eines zugleich der modernsten künstlerischen Produktion eine neue Heim- und Marktstätte eröffnen will. Man muß schon zu einem Superlativ greifen, um die Richtung der Kunst unserer Zeit gebührend zu kennzeichnen, die der neue Kunstsalon von Keller und Meiner an der Potsdamerstraße vorzugsweise vertritt. Es ist nicht mehr die Malerei und die Plastik allein, die nach neuen Idealen, neuem Inhalt und nach neuen Ausdrucksmitteln dafür sucht, sondern auch die angewandte Kunst, die Kunst, die ins Leben dringen und dieses mit ihren Blüten schmücken will. Es ist ungefähr dasselbe, was man früher Kunstgewerbe oder Kunsthandwerk nannte. Während aber diese Thätigkeit früher in ebenso viele Zweige zerfiel, als es Rohstoffe gab, während man früher von Kunstschreinern, Kunstschlossern, Kunsttöpfern usw. sprach, die sich selbst die Entwürfe zu ihren Arbeiten zeichneten oder von Architekten zeichnen ließen, tritt die neue „dekorative Kunst,“ wie man jetzt statt Kunsthandwerk sagt, als etwas Ganzes und zugleich Universelles auf. Der Maler, der Zeichner ist jetzt der führende Geist, und der Kunsthandwerker soll nach der Meinung dieser Neuerer wieder zum Handwerker hinabgedrückt werden, der nur die Absichten, die Ideen jener in Gestalt zu bringen hat, ohne sich dabei etwas eignes zu denken. Es kommt auch nicht selten vor, daß der Erfinder selbst die Ausführung in die Hand nimmt, die Kunstgläser selbst bläst, die Thongefäße selbst auf der Töpferscheibe dreht, sie bemalt und dann im Ofen brennt, kleine Metallgegenstände selbst gießt und ziselirt oder doch

die Thon- oder Wachsmodele dafür fertigt u. dgl. m. Daß die frische Ursprünglichkeit der Erfindung dabei zum ungeschmälerten Ausdruck komme, ist eine Hauptsache, und die andre, daß das neue Kunstprodukt in keinem Zuge an keine der historischen Stilarten erinnere, die als endgiltig abgeschlossen und erschöpft gelten. „Neue Formen!“ ist das Lösungswort, neue Formen um jeden Preis, selbst um den des guten Geschmacks.

Diese Bewegung ist nicht aus deutschem Boden entsprossen. Sie ist, wie so viele andre Neuerungen auf dem Gebiete der modernen Kunst, fast zu gleicher Zeit von Frankreich und England ausgegangen; und als drittes im Bunde ist Belgien hinzugetreten, um Deutschland mit den Erzeugnissen dieser neuen Kunst zu überfluten. Sie sind leider bei uns auf allzu fruchtbaren Boden gefallen und haben ein Heer von Nachahmern auf die Beine gebracht, die ihre Vorbilder noch durch Übertreibungen in den Schatten zu stellen suchen. Alle diese wunderlichen Sachen bekommt man jetzt, frisch von Paris, London und Brüssel bezogen, in Berlin zuerst bei Keller und Reiner zu sehen, und im Verein damit Ölgemälde, Aquarelle, Bildwerke, graphische Blätter von Künstlern aller Nationen, die sich den Vernichtungskampf gegen die Kunststile der Vergangenheit zur Aufgabe gemacht und zunächst an die Stelle des Stils die Stillosigkeit gesetzt haben. Daß unter diesen Kunstwerken auch die Plakate nicht fehlen, mit denen sich die neueste Kunst in liebevollem, pädagogischem Eifer zum Volke herabgelassen hat, ist selbstverständlich.

Noch eine andre Errungenschaft des modernen Kunsttreibens ist vom Auslande her in das deutsche Kunstleben, nicht zu seinem Heile, eingedrungen. Man hat den Deutschen von jeher ihre Neigung, sich von der Allgemeinheit loszulösen und in großen und kleinen Vereinigungen Sonderbestrebungen zu verfolgen, zum Vorwurf gemacht. Man hat im In- und Auslande genug über die deutsche „Vereinsmeierei“ gespottet und schließlich in der Vereinsmeierei eine spezifisch deutsche Volkskrankheit zu erkennen geglaubt. Diese Meinung mag jahrzehntelang berechtigt gewesen sein; aber sie ist es längst nicht mehr. Gewisse Abarten des Vereinswesens sind sogar in England ungleich weiter verbreitet als bei uns. Man denke nur an die zahllosen Sportvereinigungen in England, die Ruder-, Segel-, Regatta-, Fecht-, Fußballklubs u. dgl. m., und Frankreich und Belgien haben den zweifelhaften Vorzug gehabt, das Vereins-, Sekten- und Cliquenwesen auch unter den bildenden Künstlern heimisch zu machen. Daß sich die in großen Städten lebenden Künstler zu örtlichen Vereinigungen zusammenthun, daß dann diese einzelnen Vereinigungen in einem Lande eine Genossenschaft bilden, um gemeinsame Interessen im In- und Auslande zu wahren, ist begreiflich und notwendig. Wenn große Ziele durch Zusammenwirken vieler Kräfte erreicht werden sollen, ist es ebenso notwendig, daß persönliche Interessen hinter diese Ziele zurücktreten müssen. Wer aber glaubt, daß ein solches gewissermaßen ideales Verhältnis auf die Dauer aufrecht erhalten werden kann, der versteht sich schlecht

auf die menschliche Natur. Ein persönlicher Streit, ein Anflug schlechter Laune, eine Regung gekränkter Eitelkeit können unter dem leicht erregbaren Künstlervolk eine Spaltung erzeugen, die eine im Laufe von Jahrzehnten mühsam erkämpfte Organisation erschüttern oder ganz vernichten kann.

Paris, das „Herz der Welt,“ von dem die Deutschen erst gelernt haben, Revolution zu machen, ist auch mit den Umwälzungen in der Künstlerrepublik vorangegangen. Es ist bekannt, daß sich vor sieben Jahren ein beträchtlicher Teil französischer Künstler von der alten Kunstgenossenschaft, die seit vierzig Jahren ihre Ausstellungen in dem jetzt abgetragenen Glaspalast in den Elyseischen Feldern veranstaltet hatte, losgesagt und eine neue Gesellschaft gegründet hat. Rein persönliche, ja geradezu egoistische Interessen sind mit künstlerischen dabei so eng verquickt worden, daß sich heute nicht mehr entscheiden läßt, welche von beiden das Übergewicht gehabt haben. Es ist auch allgemein bekannt, daß das in Paris gegebne Beispiel alsbald in München und später in Dresden Nachahmer fand, daß sich nicht bloß in diesen Städten, sondern auch in andern das Lager der Künstler in zwei Parteien schied, die einander befehdeten, wo sie nur konnten. Aus der großen Spaltung, für die man in Deutschland keinen andern Namen als „Sezession“ finden konnte, erwuchsen aber bald kleinere und kleinste Parteien. Zunächst in Paris, wo die Zahl der Künstlervereinigungen und Klubs, die natürlich alle jährlich eine oder mehrere Ausstellungen veranstalten, im Laufe von etwa acht Jahren auf mehr als hundert gestiegen sein soll. Zu den Vereinigungen, die gemeinsame materielle Interessen verfolgten, z. B. dem Verein der Künstlerinnen, oder die ein technisches Sondergebiet pflegten, wie der Gesellschaft der Aquarellmaler, der Radierer, der Miniaturenmaler, gesellten sich bald solche, die sich zu gewissen koloristischen und ästhetischen Grundsätzen bekannten, die sie natürlich für die einzig richtigen hielten und mit allen Mitteln der persönlichen und jachlichen Reklame zur Geltung zu bringen suchten. So entsprossen allmählich die seltsamsten Gewächse aus dem gut vorbereiteten Kunstboden von Paris, von den abenteuerlichen „Rosenkreuzern,“ die sich sogar unter der Führung des jamosen Sar Peladan eine eigne, mystisch-symbolistische Ordenstracht zulegten und sich dazu die Haare lang wachsen ließen, bis zu den neuesten Vereinsgründungen, die nach der Art der deutschen Dichtergesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts poetische Blumen- und Pflanzennamen wie „Cyclamen“ und „Liane“ angenommen haben.

Brüssel und Antwerpen folgten mit gewohnter Schnelligkeit dem französischen Vorbild, und die guten Deutschen ließen bei ihrer bekannten Absonderungssucht auch nicht lange auf sich warten. Diese neue Abart der „Vereinsmeierei“ schoß aber nicht in dem vorgeschrittenen München, sondern zuerst in Berlin ins Kraut, wo eine Sezession nach den Vorgängen in München keinen Boden finden konnte. Die „Vereinigung der Elf,“ wohl die erste in ihrer Art, schien sich wenigstens noch zu gemeinsamen künstlerischen Grund-



fäßen zu bekennen. Es war wirklich eine erlesene Zahl revolutionärer Geister, die schonungslos gegen das Bestehende ankämpften und ihren tyrannischen Willen jedem anders denkenden und fühlenden aufzuzwingen suchten. Mit der Zeit lockerte sich freilich das Band, das die Elf zusammenzuhalten schien. Einige, die sich anfangs ganz besonders wild geberdet hatten, lenkten auch wieder in ruhigere Bahnen ein. Aber der Hauptzweck: Aufsehen um jeden Preis! war doch erreicht, und damit die Bahn für die Nachahmer gebrochen. Was bei der Massenproduktion der einzelnen Künstler nicht mehr möglich zu machen war, nämlich aus der Flut emporzutauchen und durchzudringen, suchten die Künstler jetzt dadurch zu erzwingen, daß sie sich in Gruppen zusammethaten, Vereine bildeten, die dann andre Künstler zu den Gründern heranzogen und alljährlich Ausstellungen veranstalteten, die unter der Aufsicht einer eignen, aus ihrer Mitte gewählten Jury standen und allmählich durch allhand Absonderlichkeiten, Berwegenheiten und Ausschreitungen das Interesse des Publikums so lebhaft erregten, daß die Inhaber der Ausstellungsräume zuletzt froh waren, mit solchen Vereinsausstellungen neue Zugkräfte zu gewinnen, daß sie sich jedes Einspruchsrechts begaben und nur dann ihre Hauspolizei übten, wenn einmal ein Mitglied eines der Vereine mit einer allzu urwüchsigem Nudität angezogen kam, die das Schamgefühl einer hohen Besucherin hätte verletzen können. Obwohl diese Vereinigungen meist nur aus jungen Künstlern, seltner aus solchen in den dreißiger und vierziger Jahren bestanden, vertraten doch nicht alle einen extremen künstlerischen Standpunkt wie etwa die berühmten „Elf.“ Einzelne Vereine, wie der der „Einundzwanzig“ und der „Künstler-West-Club,“ zählten sogar Künstler zu den ihrigen, die ganz und gar nichts Fortschrittliches oder gar Revolutionäres an sich hatten, sondern in dem alten Fahrwasser, das man, je nach seinem Parteistandpunkt, das gute oder das versumpfte nennen mag, munter fortsegelten. Selbst eine Anzahl Münchner und Berliner Künstler, die sich unter dem stolzen, die Welt in die Schranken fordernden Namen „Freie Kunst“ zusammengethan hatten, lebten unter einander in Zwiespalt, da die einen unter der „freien Kunst“ wirklich die allerneueste, die andern aber eine triviale, gleichgiltige Modekunst verstanden. Aber der kühne Name thut viel zur Sache, und er hat auch ansteckend gewirkt, da man vor einigen Wochen in Brüssel, das bisher mit Paris an der Spitze der „Vereinsmeierei“ in der Kunst gestanden hatte, nach Berlinischem Muster einen Salon de la libre esthétique eröffnet hat. Beiläufig bemerkt: ein logischer Widerspruch, da Ästhetik nach bisherigem Sprachgebrauch immer noch ein philosophisches Lehrgebäude bedeutet, das nicht frei in der Luft schwebt, sondern auf bestimmten philosophischen Grundbegriffen aufgebaut ist.

Ist ein deutscher Künstler einmal einem Verein beigetreten, so scheint mit diesem Entschluß zugleich seine Opferfreudigkeit zu wachsen. Er tritt gern mehreren bei, wenn sich ihm nur die Gelegenheit bietet, immer zu den Vereinsausstellungen zugelassen zu werden. Man glaubt gar nicht, wie leicht es einem

modernen Künstler wird, sich alljährlich an zwei oder drei Vereinsausstellungen zu beteiligen, drei oder vier große Kunstaussstellungen des In- und Auslands zu beschicken und in den Wanderausstellungen der Kunstvereine im alten Sinne des Worts vertreten zu sein. Die meisten behalten sogar so viel von Gemälden, Studien und Skizzen übrig, daß sie, um den lezten und höchsten Trumpf auszuspielen zu können, Sammelausstellungen veranstalten, für die die willfährigen Kunsthändler leider fast immer Platz haben. Alle diese Bilder, Studien und Skizzen sind immer fertig und stets zu haben; aber vollendet ist nichts, und zu einer Vollendung kommt es auch selten oder niemals. Man sieht immer nur eine lange Reihe von mehr oder weniger hoffnungsvollen Verheißungen; aber das Kunstwerk, das endlich aus diesen Vorarbeiten herauswachsen soll, bleibt aus. Wir warten ein Jahr, und dann sehen wir wieder eine Sammelausstellung dieses und jenes Malers, der uns besonders gefesselt hat. Aber der eine wie der andre hat inzwischen einen neuen Studienplatz aufgesucht und beglückt uns wieder nur mit Skizzen, die er niemals ausführen wird. Seine Vereinsgenossen haben ihm eben gesagt: Niemals ein Bild fertig malen, immer nur nach neuen Motiven, nach neuen Farbenproblemen und Erregungen suchen, mit der Zeit werden sich die Leute schon daran gewöhnen, unsre Skizzen zu kaufen und von der veralteten Gewohnheit, nett und sauber ausgeführte Bilder aufzuhängen, abgebracht werden.

Man wäre durchaus berechtigt, diese und andre Auswüchse der Vereinsmeierei in der Kunst mit einigen sarkastischen und humoristischen Bemerkungen abzuthun; aber die ganze Sache ist doch so ernsthaft, daß man mit Scherzen nicht darüber hinwegkommen kann. Was anfangs nur Mittel zum Zweck gewesen war, ist jetzt Hauptzweck geworden, und man kann sich sogar der Befürchtung nicht erwehren, daß es bei vielen jungen Künstlern Endzweck geworden ist. Die Sucht, in ihren Vereinen mit einem starken Massenaufgebot zu glänzen und daneben noch etwas Besondres für ihren Tagesruhm zu thun, treibt sie zu rastloser Studien- und Skizzenmacherei und läßt sie zu keinem fertigen, geschweige denn ausgereiften Werk mehr kommen. Sie glauben damit etwas ganz erstaunliches geleistet zu haben, imponiren damit aber nur dem unkundigen Laien, der sich um das Schaffen der Künstler, die vor fünf- und zwanzig und fünfzig Jahren ebenso jung gewesen waren wie die heutigen Himmelsstürmer, niemals gekümmert hat. Nur haben jene Künstler auch darin an den alten Überlieferungen festgehalten, daß die Studien, die sie auf ihren großen Reisen und kleinen Sommerausflügen gesammelt haben, für sie lediglich die Bedeutung von Reisenotizen haben, die sie gelegentlich für ihre Werke verwerten, die aber nicht in öffentliche Ausstellungen gehören. Wer öfters solche Studienmengen von Künstlern unsrer Zeit, die auf eine Thätigkeit von dreißig und vierzig Jahren zurückblicken, gesehen hat, der hat auch über die Schätze gestaunt, die darin enthalten sind. Er wird aber auch gesehen haben, daß diese Künstler, die heute von den Jungen mit gering-

schätzung betrachtet werden, schon vor dreißig Jahren die Hellmalerei, den Impressionismus, den Naturalismus und andre moderne Künsteleien und Kunstkniffe gekannt, daß sie sie aber nur als untergeordnete Hilfsmittel zu höhern Zielen benutzt, also in ihrem wirklichen Werte bereits erkannt haben. Wenn heut dagegen ein junger Mann vier Frühlings- oder Sommerwochen an der Riviera, im Harz, in einem Nordseebade oder auf Bornholm Landschaften, Strandpartien oder Figuren gemalt und zwei Duzend davon in Öl-, Gouache- oder — wie es die neueste Mode will — in Temperafarben fertig gebracht hat, dann läuft er damit im Herbst zu Schulte oder Gurlitt, je nach der Heftigkeit seines künstlerischen Temperaments, und veranstaltet eine Sonderausstellung, die seinen Namen drei Wochen lang wenigstens im Gedächtnis der Berichterstatter für die Tageszeitungen und der Besucher der Ausstellungslokale erhält. Dann wird er wieder von einem andern abgelöst, und nur selten gelingt es einem, abermals in die Höhe zu kommen und seinen Namen wieder aufzufrischen.

Mit den Vereinen geht es ebenso. Je mehr entstehen, desto mehr verlieren sie an Wirkung und Reiz. Das Publikum hat sehr bald eingesehen, daß unter der Flagge von Vereinen meist nur noch leichte und schlechte Ware eingeschmuggelt wird, daß die Vereinsmitglieder dem Publikum sogar eine Gunst zu erweisen meinen, wenn sie es offen in die auch sonst nur schlecht verhehlten Geheimnisse ihrer armseligen Kunst hineinschauen lassen oder vor seinen Augen gar den leyten Kechricht ihrer Ateliers ausbreiten. Noch zu keiner Zeit hat die Ausstellungsfucht der alten und neuen Künstlervereinigungen in Berlin einen solchen Umfang angenommen, wie in dem Winter von 1896 auf 1897, und noch niemals zuvor hat sich ein solches Mißverhältnis zwischen ihren hochtrabenden Absichten und ihren ärmlichen Leistungen gezeigt wie gerade jetzt. Wir haben etwa fünfzig bis sechzig solcher Vereins-, Sonder- und Atelierausstellungen zu sehen bekommen; aber wir würden in die ärgste Verlegenheit geraten, wenn wir aus dieser Masse von zwei- bis dreitausend Kunstzeugnissen jeglicher Art auch nur eines nennen sollten, dem wir mit einiger Zuversicht eine Lebensfähigkeit von mehreren Jahren voraussagen könnten. Experimente und wieder Experimente, die jahraus jahrein erneuert werden, ohne jemals eine reife Frucht zu zeitigen, weil ihre Urheber nie für einige Zeit zum Stillstand, zu ruhiger Prüfung des Errungenen kommen können. Dem Einfältigen wohl können alle diese Ausstellungen durch ihr Massenaufgebot und durch ihre Absonderlichkeiten imponiren. Der Erfahrene und Schärferblickende sieht dort aber nur leere Routine und breitgetretene Trivialität, hier nichts als die leidige Experimentirsucht, die auch das gemeinsame geistige Band zwischen den Vereinen modernster Tendenz bildet, mögen sie nun „Hamburger Künstlerklub“, „Dresdner Sezession“, „Vereinigung 1897“ oder sonstwie heißen, oder mögen sie sich nach dem Vorbilde der berühmten Schule von Fontainebleau oder Barbizon nach einem weltfremden Dorfe „Worpsweder“ oder „Dachauer“

nennen. Die Vereinigung der „Dachauer,“ die uns in Berlin zu Anfang dieses Jahres ihren ersten Besuch (bei Keller und Reiner) abgestattet haben, ist wohl die neueste Erscheinung auf dem Gebiete der Kunstvereinsmeierei. Bei Nichte betrachtet ist sie aber weiter nichts als ein Ableger der Münchner Sezession, da an der Spitze dieser sehr abgeschlossenen, nur aus fünf Mitgliedern bestehenden Gesellschaft Ludwig Dill, der Landschaftsmaler, und Fritz von Uhde stehen. Sie verdankt ihre Existenz also nur einer Künstlerlaune; aber das Publikum steht und wundert sich, welch ein neues Künstlerreich plötzlich entstanden ist!

Die Freunde dieser Sonderbestrebungen sehen sie freilich nur von ihrer günstigsten Seite an. Sie freuen sich über den frischen, eigentümlichen, kühnen Geist, der die meisten Mitglieder dieser Vereinigungen, bei ihrem ersten Auftreten wenigstens, durchdringt. Sie versprechen sich vieles und gutes von der gegenseitigen Förderung, von dem edeln Wettstreit so vieler junger Kräfte. Die Gefahren, die aus diesen Konventikeln erwachsen können und auch schon erwachsen sind, sehen sie nicht oder wollen sie nicht sehen. Sie sehen nicht die Gefahr, die wir noch als die geringste achten, die Förderung des Cliqueswesens, sie sehen auch nicht die größere, daß diese Vereinigungen, statt daß sie ihre Mitglieder jung und frisch erhalten, nur zur Pflege einer gewissen technischen oder ästhetischen Einseitigkeit und schließlich zu einer unausstehlichen Manierirtheit und Unnatur führen, die wir besonders an den Arbeiten der meisten Mitglieder des „Hamburger Künstlerklubs“ und der „Dresdner Sezession“ beobachtet haben. Daß die ewige Experimentirsucht schließlich zur Überhebung und zur völligen Verkennung des letzten Zwecks eines Kunstwerks führt, sei beiläufig erwähnt, weil sich heute nur noch die wenigsten Künstler um diesen Zweck Sorge machen.

Wir haben weder eine prophetische Gabe noch die Kraft eines Arztes, der sich mit der Heilung von Volkskrankheiten befaßt. Wir wissen nicht, wohin diese Absonderungssucht unter den Künstlern führen oder wie lange sie dauern wird, wir wissen auch nicht, wie die offenkundigen Schäden, die sie schon jetzt angerichtet hat, zu verringern oder ganz zu beseitigen sind. Aber es schien uns nützlich, zu einer Zeit, wo diese neue Schmarotzerpflanze die ruhige Entwicklung unsrer deutschen Kunst fast zu ersticken droht, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf zu lenken. Ist unsre Besorgnis vor dieser Erscheinung übertrieben, so soll es uns freuen. Aber noch sehen wir keinen festen Punkt aus dem Wirrsal ziellos hin- und herringender Kräfte austauchten.

Berlin

Adolf Rosenberg







Der Große sang also wieder. Wenn er auf ernste Lieder verfiel, so mochte seine Liebe, die unglücklich genannt werden kann, weil sie sich zu hoch verstiengen hatte, die Ursache sein. Denn neben dem Bewußtsein, daß die Madlene jetzt doch recht glücklich sei, war just ein wenig Sehnsucht nach dem Fräulein Hofffeld in ihm aufgestiegen.

Der Kleine hatte sich auch verändert. Er nahm an allem lebhafter Anteil als sonst und lächelte gar oft vor sich hin: Ich weiß, was ich weiß!

Ein gründlicher Umschwung aber hatte im Rüdersfrieder stattgefunden. Er pffif sich jetzt gern ein vergnügtes Liedlein. Die Höhe des Stolzes hatte er abgetragen und die dunkeln Gründe damit ausgefüllt und hielt sich nicht mehr für einen Nichtskönner, war zufrieden und glücklich und ging auch öfter abends in die Gesellschaft junger Burschen. Aber am 18. Oktober — es war Sonnabend — saß er nachts allein im Wirtshaus bei einem Glas Bier und rauchte stillvergnügt sein Pfeifchen.

Das stille Vergnügen wurde jedoch bald gestört durch fünf eintretende Burschen.

Die ganz Kunnelslichtstubb! rief Frieder und schlug mit der Faust auf den Tisch. Schmeckts, Frieder?

Was macht deine Madlene? Wir haben Vögel pfeifen hörn. — S wird Zeit, Frieder! — Gscheit is er, daß er dazu thut, eh er aus dem Schneider kommt. — Was is denn mei Sogen? — Der Müserskleine war auch dabei.

Dem Frieder war die Pfeife ausgegangen; er drückte den Tabak nieder und zündete wieder an. Ich leugns gar nit, ihr närrischen Kerl! Freilich ist's so.

Es hatte bereits jeder ein volles Glas vor sich stehen, und nun stießen sie mit dem Frieder aufs Gutgeraten an.

Wie kommt ihr denn so spät noch daher? Ich wollt alleweil nach Haus.

Wir wolln heuer 'nen Mai'n aufrichtn; kannst mitmachn, Frieder — warst noch nit dabei!

Ich? — Der Frieder dehnte und sang das I beinahe wie der Müserskleine. Mit wem denn?

Mit der Madlene! Na freilich! Ha, bist du ein Kerl!

Der Frieder schmunzelte. Aber der Kleine erhob Widerspruch. Ich mach schöa mit. Zwea aus een Haus is zu viel. Und wer soll denn loch, wenn die Madlene ne Bloßjungfer\*) soll mach? Dos thut nit gut!

Meins auch, sagte der Frieder.

Man drang nun nicht weiter in ihn und hielt Beratung hin und her. Denn von fünf Eingetretenen hatten sich erst drei bestimmt erklärt. Aber eh eine Stunde vergangen war, hatten sich die fünf geeinigt zur Aufrichtung eines Maiens. Der erste Schritt, der sich an diesen wichtigen Entschluß knüpfte, bestand darin, daß sofort der alte „Mai'n“ gefällt wurde. Die nächste Notwendigkeit war, daß den erwählten Bloßjungfern noch in selbiger Nacht von den Musikanten Ständchen gebracht wurden. Dazwischen hinein erschallte mancher mutwillige Fuchzer. Es wußte jedes Haus, das so angeblasen wurde, wieviel es geschlagen hatte. Und mit dem Ständchen schon hielt die Feststimmung ihren Einzug, obwohl die Kirmes erst am 28. Oktober war.

Am folgenden Tag, am Sonntag frühmorgens stieß Madlene am Brunnen auf ihre Frau Nachbarin.

\*) Bon „Blo“ (Opferbaum, denn bloutan = opfern): Kirmesbaum, „Mai'n.“

Hast ja kein Ständle kriegt, Madlene! Hab mich gewundert.  
 Mich mag keiner.  
 Ha, ihr Leut! Dich mücht keiner? Von Wien komm sie und wolln dich!  
 Und die Nachbarin schlug eine Lache auf.  
 Dem Wiener hab ich heim geleucht.  
 Spaß, Madlene! Aber du hättstis mit dem Frieder, sagen die Leut.  
 Macht denn der Frieder Kirmes mit?  
 Da würdste du wohl wissen.  
 Als denn! Aber mein Kleiner macht mit.  
 So 'n Schwerenöter! Sollt mans denn mein'n?  
 Warum denn nit?  
 Was einer hinter den Ohren hat, das weiß man halt nit.  
 S war meilattig so.  
 Na, das wird 'n Leb'n wern übermorn über acht Tag!  
 Die Nachbarin ging. Madlene, die noch Wasser aus der Möhre auffing, ihre  
 Butte zu füllen, rief ihr nach: S war Zeit, daß der alt Mai'n umgehakt worden  
 ist; er hat nun schon sechs Jahr gestanden.

Freilich! ist lang nichts gewest.

Auf dem Wege zur Kirche wurde heut von nichts anderm gesprochen als von  
 der Kirmes. Und auf dem Heimweg hatten sich die fünf Bloßjungfern, die in der  
 vergangnen Nacht durch Ständchen gekürt worden waren, zusammengefunden, und  
 der Himmel hing ihnen voller Geigen; das konnte man an den schwänzenden  
 Köden und dem Lachen merken. Die Schönste unter ihnen war aber das Döhlerz-  
 kätterle, die Erwählte des Müserskleinen. Was der hinter den Ohren hatte, war  
 nun auch zum Vorschein gekommen, so gut wie der Madlene Heimlichkeit. Das  
 Dörflein schwamm in Neuigkeiten. Der Türkendres war abgethan. Auf Wochen  
 hinaus hatten die Zungen ausgesorgt. Aus den Vorbereitungen zur Kirmes und  
 deren Verlauf werden noch mächtig sprudelnde Brunnen kurzweiligen Geplauders  
 entspringen.

Es sprudelte, schnatterte und plapperte ganz artig in dieser Woche. So viel  
 Arbeitswürze war der Matthesensbärbel ihr ganzes Leben lang noch nicht in eine  
 Woche gefallen. Andre Frauenzimmer befanden sich aber auch ganz wohl dabei.  
 Sogar die Männerleut thaten mit im Kirmeszungenpiel. Die Halbwüchsigen und  
 Kinder aber waren in außerordentlich freudiger Erregung. Denn der Abfall der  
 Kirmesfreuden ist ihnen in reichem Maß vergönnt.

Der „Kirmesheilgabend“ ist angebrochen. Mit dem Frühesten sind die Bloß-  
 burschen als Begleiter eines Langholzwagens in den Wald gezogen, die mächtige,  
 schlankle Fichte, die von ihnen schon in der Woche vorher ausgesucht worden war,  
 zu fällen und heimzuschaffen. Um neun Uhr sind sie schon damit auf dem Plan.  
 Der alte Mai'n war durch „Verstrich“ beseitigt worden, und der Erlös gehört  
 den Bloßburschen. Der neue wird durch viele emsige Hände mit Schnitzmessern  
 seiner Rinde entkleidet und dann aus einem roten und einem blauen Farbentopf  
 vom Fuß bis zur Spitze mit zwei Schlangen umwunden. Schon sind andre ge-  
 schäftig, die Speichenlöcher zu drei mächtigen Kränzen zu bohren. Die Speichen  
 oder Kranzarme sind schon bereit, werden eingeschlagen und erhalten an ihren freien  
 Enden Reifen aufgenagelt. Die Bloßjungfern umwinden die Reifen mit Hölberles-  
 fräutig, und die Burschen befestigen an der Spitze eine junge Weißtanne, die die  
 „Bloßwädel“ dann mit bunten, seidnen Bändern putzen — so auch die Kränze.  
 Beim Putzen des Mai'ns wird aus der Reze, einem mächtigen hölzernen Zipf-  
 humpen, fleißig eingeschenkt und herumgetrunken.

Der Maien liegt fertig stolz auf den Böden. Nun beginnt die eigentliche Feierlichkeit des Kirmesheiligabends. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes, jung und alt, krumm und grad, ist auf dem Plan. Ernst ruht auf allen Gesichtern. Ein Leiterwagen steht bereit. Auf den hintern Enden der Leitern ist ein starkes Querholz befestigt. Der Maien wird von starken Männern, mit Heugabeln gehoben, daß er mit dem Fuß in dem bereits gegrabnen tiefen Loch zum Anstemmen und auf dem Querholz des Leiterwagens, der mit dem hintern Teil darunter geschoben wird, aufzuliegen kommt. Lange Seile werden befestigt, an denen Männer den Baum vom Wagen auf ziehen; auf dem Wagen stehen andre mit Heugabeln zum Heben, und den Wagen schieben wieder andre nach. Zum Aufrichten bläst die Musik lustige Stücklein, und hinter Zäunen, Backöfen und Scheunen hervor wird dazu geschossen, obgleich das Schießen bei fünf Gulden Strafe verboten ist. Das Aufrichten wird durch Trinkpausen unterbrochen, und in manchem Zuchschrei zuckt das Kirmesleben der kommenden Tage schon in den Heiligabend herein.

Unser geschichtsloses Dörflein ist also im feierlichen Akt des Maienaufrichtens begriffen, und eben fallen zwei Schüsse. Da kommt der Herr Oberamtmann ausgeprengt mit seinem Bedienten, mitten in die Menge hinein, daß allen vor Schrecken der Atem stille steht, und ruft mit furchtbarer Stimme: Wer hat geschossen? — Stumm, wie versteinert steht die Menge. — Wer hat geschossen? — Tiefes Schweigen. — Wo ist der Schultheiß? — Der stand schon zur Seite des wütenden Reiters, die Mütze in der zitternden Hand. — Hier, Herr Oberamtmann! — Wer hat geschossen? — Weiß nit, Herr Oberamtmann! — Wo ist der Polizeidiener? — Hier, Herr Oberamtmann! — Wer hat geschossen? — Weiß nit, Herr Oberamtmann! — Die Kirchweihfeier ist aufgehoben, wenn nicht heute noch die Thäter zur Anzeige gebracht werden. Zur Nachachtung, Schulz! — Der Herr Oberamtmann reißt sein Pferd herum und sprengt mit seinem Bedienten davon.

Da standen sie nun, der Schulz mit dem Wächter, die Bloßburschen und Mädels, die ganze Menge und wußten nicht, wie ihnen geschehen war. Es war alles verstummt. Da wandte sich der Schultheiß an den Bloßburschen — so wird der Älteste der Bloßburschen insbesondre genannt —: Wenn ihr nit binnen einer Stunde einen zu mir schickt, ders Schießen auf sich nimmt, so dürft ihr nit Kirmes mach! Sprachs und ging von dannen.

Die Bloßburschen besannen sich nicht lange, legten fünf Gulden zusammen und fragten: Wer wills Schießen auf sich nehmen? Da sind die fünf Gulden Strafe.

Sofort fand sich ein junger Kerl dazu bereit, nahm die fünf Gulden in Empfang und verfügte sich damit zum Schultheißen. Der schickte seinen Wächter mit einem gehorsamsten Schreiben und den fünf Gulden sofort ins Verwaltungsamt und ging dann zum Bloßburschen und gab die Erlaubnis zur Fortsetzung der Feierlichkeit.

Der Maien stand bald kerzengrade in seinem Loch. Nun blies die Musik den Choral „Nun danket alle Gott.“ Und alle auf dem Plan falteten die Hände; der älteste Mann wie der kleinste Bub stand entblößten Hauptes.

Der Choral war zu Ende. Da ward der Müserzkleine von hinten an der Jacke gezupft. Klenner, warst wul racht drischrocken vor 'n Überamtmann? Es is a scharfer Herr! Die Madlene wars.

Wos is denn mei Sogen?

Am Kirmesheiligabend hat die weibliche Einwohnerschaft — wenn eben Kirmes gemacht, d. h. ein Maien aufgerichtet wird — die „Vierzehnotwendigkeit.“ Aus Mühle und Stadt giebt es herbeizuschaffen, das Haus und die Geräte sind



zu scheuern und zu puzen, es giebt zu sieden und zu backen. Und während Hausfrau, Tochter oder Magd sich so geschäftig tummeln, hat Mann und Bursch den Hof zusammenzurichten, vom dürrsten Holz einen Vorrat auf drei Tage klar zu machen und geschichtet bereit zu stellen, und Bub und Mädcl haben die Gasse hübsch zu kehren. Es giebt kaum einen Tag, wo sich die vorbereitende Geschäftigkeit eines Dörfleins zu solcher Höhe steigert wie an einem ordentlichen Kirmesheiligabend.

Nach dem Choral stand bald der neue stolze Maien vereinsamt auf dem Plan und redte sein grünes Nadelhaupt träumend in die stille Dunkelheit hinein. Der Abendstern blinkte grüßend herüber; aber der Weistammengipfel, den ein eiserner Ring mit der toten entkleideten Fichte verband, weinte dicke Harzthänen. Und die blaue und die rote Schlange schossen an dem geschundenen Stamm auf und nieder, als versuchten sie dem Baum die Blöße zu decken. Das grüne Beerkraut sträubte sich gegen den einförmigen Kreislauf der aufgenagelten Reifen.

Ja, es giebt auch einen Kreislauf der Unnatur. Wo fängt er an? Wo hört er auf? Auf dem Gebiet des Geistes. Da beginnt er, wenn die Naturnachbildung stümpert, und da hört er auf, wenn die Gesetze der reinen Kunst der Idee der Nachbildung zu Hilfe kommen. Die Idee des heidnischen Opferbaums ist im Kirmesmaien nicht genug gestützt vom Kunstgesetz; der gotische Kirchturm ist eine gelungnere Nachbildung, weil in ihm die der Natur abgelauschten Gesetze reiner und vollkommener zur Ausprägung und Gestaltung gelangen. Dieser macht nicht den Eindruck der Unnatur wie der Kirmesmaien, weil sich in ihm die Natur in Kunst umgesetzt hat, nach symbolischen Gesichtspunkten eine Idee waltet und so eine Predigt in schöner Harmonie heraustritt. Vom Turm und der Kirche hinweg werden wir an der Kirmes, ihrem Weihstag, durch den Maien, der so sonderbar zwischen Kunst und Natur steht, in die graue Zeit der Väter zurückgewiesen; er steht als mahnendes Zwischenglied da, zwischen Kirchturm und Opferbaum, zur Warnung den deutschen Christen, sich als Deutsche nicht ins Römische zu verlieren. Und so mag er uns lieb und wert bleiben als der Mittelpunkt eines anmutigen, beziehungsreichen Stückchens Deuschtum, das sich in der Dorfkirmes entfaltet.

Nicht weit vom Planbaum ist die Tränke, ein mächtiger, ausgehauner Baumstamm, wo sich im Sommer das freispazierende Weidevieh des Hirten schellenläutend morgens und abends am klaren Quellwasser labt, das durch ein Holzrohr aus dem hölzernen Brunnenstock in den wasserrecht liegenden hohlen Baumstamm niederplätschert nach der uralten Plaudermelodie der schöpfenden Frauen und Mädchen. Auch der Brunnen ist vereinsamt; denn alle Häuser bergen schon den Wasservorrat für den kommenden Festtag. Und er führt nun sein Selbstgespräch ungewöhnlich laut. Es ist, als mache er dem Unmut Luft, der über ihn gekommen ist wegen des neuen, gepußten, stolzen Nachbarn. Seit vielen, vielen Jahren war der geschwätige Geselle alle Pfingsten in der Lage, seinen stillen Nachbar im verwitterten, zerfetzten Gewand verhöhnen zu können; denn da nährte er eine stolze Braut mit seinem klaren, kühlen Herzblut, eine üppiggrünende Birke in weißschimmerndem Hemdlein. Heute, den neuen, stolzen Gesellen im Rücken, kommt er sich vor wie ein Vergessener. Und nun am Abend, da sich alle weibliche Gesellschaft in die Häuser zurückgezogen hat, grollt und zankt er so laut vor sich hin, daß es ins stille Dorf hineinschallt.

Am Müsershäus drüben steht ein Fenster auf, und das Selbstgespräch des Brunnens dringt in die stille Stube und mischt sich in das Schnurren des Frip wie zu einem Zwiegespräch, das die Schwarzwälderin durch ihr Ticktack vergeblich aus einander zu halten sucht.

Der Kleine hat im Wirtshaus mit den Kameraden Mats zu pflegen, und der Große hat sich auch dahin begeben, weil es ganz widernatürlich wäre, sich an einem ordentlichen Kirnmesheilgabend hinter dem Webstuhl aufzuhalten, und er ohnedem der Madlene bei ihrer Bäckerei nicht im Weg sein möchte.

Im Müsershaus steht der Backofen in der Küche. Ein Schuß Kuchen steht schon butterglänzend gut geraten da und erfüllt das Haus mit seinem Duft, und der zweite Schuß steht in schönster Gärung, daß der Madlene das Herz lacht. In glücklichster Stimmung eilt sie zwischen Backofen und Stube hin und her, just als hätte sie Hochzeitskuchen. Beim Maiaufrichten hatte ihr heute der Frieder einen Stoß mit dem Ellenbogen versetzt, der böse Frieder! Ihr Antlitz hatte darnach geblüht und geglüht wie ein Rosenstock um Johanni. Und ehe sie den Plan verlassen hatte, waren ihre Augen noch einmal in die des glücklichen Frieder gefallen, daß sie beinahe darin untergegangen wären.

Das Kuchengeraten kann ja wohl ein Frauenzimmer in glückliche Stimmung versetzen, wenn sie sonst der Schuh nicht drückt. Aber das Glück der Madlene stand doch nicht im rechten Verhältnis zum guten Gelingen dieser wichtigen Hausangelegenheit. Eine reine, gute Backstimmung äußert sich anders. Da fliegt einmal „in der Mahsche“ eine Thür unjanst zu, oder es wird ein Topf zerbrochen, oder die Rabe auf die Pfote getreten, daß sie verzweiflungsvoll aufschreit: so ging's heut bei der Madlene nicht. Die freute sich heute nicht von außen hineinwärts, sondern von innen heraus. Und hinein wars nicht erst daheim beim Backen gekommen, sondern beim Maiaufrichten durch den Rippenstoß des Frieder und seine gefährlichen, untergangdrohenden Augen. Und es war wahrhaftig, als griffe das vom Frieder da hineingetragne Glück immer weiter um sich in dieser Madlene. Das Blühen und Glühen nahm zu wie in einem Blumengarten um Johanni am sonnigen Vormittag. Das Nieder war aufgesprungen, das Busentüchlein auf die Seite gedrängt, die Hemdschlinge hatte sich gelöst: kurzum, die Madlene — ja! sie war allein. Und wenn ein Mädchen mit seinem inwendigen Glück allein ist, dann läßt sie es eben schalten und walten, daß sich der Himmel erbarmen möge! — Und er erbarmte sich.

Madlene stand eben in der Stube vor dem Tisch und stach mit einer Gabel die dort zur Gärung stehenden Kuchen; sie lehrte der offenstehenden Thür den Rücken zu.

Die Hausthür war zwar eingeklinkt; aber alle Schlösser im Haus wurden vom Großen so gewissenhaft geschmiert, daß jede Feder und Achse mit Malglätte ihren Dienst verrichtete. So war der Madlene entgangen, daß jemand die Hausthür geöffnet hatte, eingetreten war und sie wieder zugedrückt hatte. In der nach der Hausflur zurückgeschlagenen Stubenthür wurde angellopft.

Nur nicht die vermaledeite Welt! Die Madlene darf alleweil nicht angerührt werden, weder in Worten, noch in Gedanken! Nicht dreintappen in dieses blanke Glück! Bleibt draußen! Hier ist heiliger Boden alleweil! — Wer ist's? — Matthejens Bärbel? Gründel? Triltschenschristel? Türkendres? Spitzbube? Räuber? Mörder?

Der Frieder ist's.

Und der Frieder hatte die Madlene in solcher Glückswirtschaft noch nicht gesehen; sie war auch noch nie so zur Entfaltung gekommen. Als sie nach dem Anpochen erschrocken herumfuhr, da war dem Frieder, als ginge er zum ewigen Leben ein. Diese Herrlichkeit! — Ach, du lieber Gott! — Es war eine andre Melodie wie beim Weinbruch; aber sie ist ebenso unbeschreiblich und musikalisch

undarstellbar wie sie. — Zwei Herzen, die je schon in wahrhaftiger Liebe aneinander geschlagen haben, können nicht von einander lassen: unbehelligt von der Welt stiegen sie zusammen, und die Lippen besiegelte die Richtigkeit.

Und wenn wirklich das ewige Leben anbräche: der zweite Kuchenschuß muß in den Ofen. Der Frieder setzt sich geduldig auf die Ofenbank, und Madlene eilt mit einem Kuchen hinaus. Wie sie hereinkommt, einen zweiten zu holen, sieht der Frieder zwischen seinen Knien hindurch nach dem Fußboden, und das eggertse Auge streift ihn kaum.

Ist dir was in die Augen gefallen, Frieder, daß du nicht aufschaust? Alter Knabe du! Wärs du in Wien gewesen, wärs anders. Du hättest aber immerhin aufschauen und die Madlene ein wenig anlachen können; Hemdschleife, Busentüchlein, Wieder: alles ist in Ordnung jetzt.

Der zweite Kuchenschuß ist dem Ofen anvertraut, Madlene setzt sich zum Frieder auf die Ofenbank.

Hast recht notwendig, Madlene.

Aber ich thüs gern.

So eine Kirmes macht einen ordentlichen Aufruhr im Dorf.

Freilich. Aber unser Kleiner hat immer so brav zu mir gehalten, daß ich ihm sei Freud gönn.

Euer Großer ist wohl recht obstinat?

Ach, er is beergut; er war halt in Schlesinga.

Ich meint, Madlene, draußen wärs schlimmer als daheim?

Denks auch.

Ein Hausstand in der Fremd ist a Ausstand.

Sein'n Hausstand muß man zu Haus habn.

Was ich sagen wollt, Madlene: Mei Mutter will absolut habn, ich soll mir einen Hausstand gründen. Weißt ja auch, was dazu gehört.

Courage, Frieder!

Die hätt ich alleweil. Aber die Hauptsach!

Da — — stille wars. Er und sie sprachen kein Wort mehr. Und die Kuchen mußten heraus und mit lauterer Butter gepinselt werden.

Der Frieder saß wieder allein auf der Ofenbank und dachte über seine Courage nach. Am End hätt er doch eigentlich keine! Da war er angekommen, als sich Madlene, nun fix und fertig für heute, wieder zu ihm setzte. Und in dem Frieder wallte es auf und nieder, und zuletzt schoß es ihm in den Kopf: „Courage!“

Er drückt seinen Ellenbogen an das liebe Mädchen: Madlene! Ich bin deswegen kommn. Meine Mutter hat gesagt, du wärs ihr schon recht.

So, deiner Mutter? Wozu denn? Du bist nichts?

Ich bin was. Und wenn duß noch immer nit weißt, so will ich nur wieder gehn.

So geh.

Madlene? — Madlene? — Ich dacht, wir zwei beide wärn fertig mit einander, sonst hätt ich dir nit von meiner Mutter geredt. Aber weil ich sie doch erst fragen muß, so wollt ich dir nur sogn, wie sie meint.

Nun kam in der Madlene ein Sturm zum Ausbruch, der den Frieder erschreckte. Wieder hatte ihr der alte Mutwille im Glück einen Streich gespielt. Und angefihts dieß Streichs sank sie unter dem Übermaß ihres Glückes nun schluchzend zusammen wie eine reuige Sünderin.

Das verstand der Frieder nicht recht, und: da saß wieder der alte Ölgöz und wußte nicht, ob er gehen oder sitzen bleiben sollte.

Aber bald genug erhob sich in der Madlene die urwüchlige Kraft, und sie flüsterte dem Frieder zu: Verzeih mir's Gott! Dann lag sie ihm in den Armen.

Vom ewigen Leben war aber hernach nicht die Rede. Vor Weihnachten noch ist die Hochzig, Madlene! — Das war Frieders letztes Wort.

Und wie sie nach dem Sturm nur noch mit Nüssen geantwortet hatte, so auch jetzt.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Eisenbahn- und Polizeiquerelen in Preußen. Im preussischen Landtage sind kürzlich die bekannten Klagen über die Staatsbahn- und Polizeiverwaltung erörtert worden. In der Eisenbahnfrage verdienen vor allem die Erklärungen des Ministers der öffentlichen Arbeiten im Herrenhause Beachtung. Der Berichterstatter über die Denkschrift wegen der Betriebssicherheit usw. auf den Staatsbahnen hatte namens der Eisenbahnkommission des Hauses — und zwar in Übereinstimmung mit den Resolutionen der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses — die Überzeugung ausgesprochen, daß die Staatsbahnverwaltung und namentlich ihre Leiter keine Schuld an der Häufung der Unfälle im vorigen Sommer treffe. Mit erfreulicher Offenheit bezeichnete darauf der Minister eine Reihe von Verbesserungen und Neueinrichtungen im Interesse erhöhter Betriebssicherheit als notwendig, deren bisherige Unterlassung durch die unbestreitbare Wahrheit, daß solche Arbeiten nicht „rasch“ ausgeführt werden könnten, doch nur zum Teil entschuldigt wird. Die Erklärungen des Ministers lassen darüber keinen Zweifel, daß in der Eisenbahnverwaltung seit Jahren die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines ganz bedeutenden Aufwandes im Interesse der Betriebssicherheit vorhanden gewesen sein muß, und daß auch der gute Wille, diesen Aufwand zu machen, nicht gefehlt haben kann, daß vielmehr Einflüsse, die außerhalb der Eisenbahnverwaltung lagen, für das Hinausschieben der notwendigen Verbesserungen maßgebend gewesen sind.\*) Die Eisenbahnen haben im letzten Jahrzehnt so große

\*) Man macht auch die Anstellung von Militärwärtern im Eisenbahndienst für manche Vorkommnisse verantwortlich. Sie mag mit manchen Unbequemlichkeiten für die Betriebsleitung und Unzuträglichkeiten für den Dienst selbst verbunden sein, aber erstens müssen diese Leute doch nun einmal untergebracht werden, und zweitens kann sie kaum ein anderer Verwaltungszweig — die Polizei vielleicht ausgenommen — so gut verdauen wie die Eisenbahnverwaltung. Gerade für den Eisenbahndienst bringen diese im Anfang des besten Mannesalters stehenden Leute doch sehr schätzenswerte Fähigkeiten mit, vor allem die Gewöhnung an körperliche Strapazen und die scharfe Disziplin. Daß sie für den neuen Dienst noch lernen müssen, ist selbstverständlich, und dafür könnte noch besser gesorgt werden. Aber auch dabei handelt es sich wieder um den Kostenpunkt, und dem Institut der Militärwärter an sich ist kein Vorwurf daraus zu machen, wenn unverständige Sparsamkeit die Leute zu früh zu Dienstleistungen heranzieht, die sie noch nicht begriffen haben. Die Mehrzahl der die Betriebssicherheit störenden Verfehlungen der Unterbeamten scheint nicht aus einem Mangel an technischen Kenntnissen her-



Überschüsse geliefert, daß ein kleiner Bruchteil davon genügt hätte, die Einrichtungen in jeder Beziehung auf einen den höchsten Anforderungen genügenden Zustand zu bringen, schon lange bevor der Unfallsummer 1897 die übertriebenen Vorwürfe auf die Verwaltung herauf beschwor. Verantwortlich ist in Wirklichkeit die übermäßige Plusmacherei zu Gunsten des allgemeinen Staatsfäkels, veranlaßt durch das Übergewicht des Finanzministers auch in der Eisenbahnverwaltung. Statt daß diese ihrerseits in erster Linie feststellte, wie viel aus den Bruttoeinnahmen für die gebotene Erhöhung der Betriebssicherheit aufzuwenden sei, und daß dann erst in zweiter Linie berechnet würde, wie viel als Überschuß dem Finanzminister in Aussicht gestellt werden könnte, ist die Eisenbahnverwaltung gezwungen, mit dem Finanzminister zu verhandeln, auf welchem Wege größere Summen dafür — d. h. für längst als notwendig erkannte Vermehrungen der Betriebssicherheit — disponibel gemacht oder in den Etat eingestellt werden könnten. Das ist verkehrt. Vielleicht hätte ein solches Verfahren als Notbehelf Sinn, wenn der Finanzminister mit dem Staatsfäkel bis über die Ohren in der Klemme säße. Aber er hat unsre Finanzlage doch bekanntlich auf eine noch nie dagewesene Höhe gebracht, sodaß man meinen sollte, niemals wäre Preußen weniger genötigt gewesen, die Eisenbahnen in einem Maße als melkende Kuh zu behandeln, das den berechtigten Argumenten gegen den Privatbetrieb und für die Verstaatlichung des Hauptnetzes der Eisenbahnen geradezu ins Gesicht schlägt. Der preußische Eisenbahnminister ist thatsächlich nichts weiter als ein Abteilungsdirektor des Finanzministers, und es wäre fast besser, sein Ressort würde auch rechtlich zu einer Abteilung des Finanzministeriums gemacht, wie es früher die Abteilung für Domänen und Forsten war. Dann wäre wenigstens Klarheit über die Verantwortlichkeitsverhältnisse geschaffen. Es geht auf die Dauer nicht mehr so weiter, daß der Finanzminister durch Nehmen auf der einen und Geben auf der andern Seite der gesamten Staatsverwaltung seinen wenn auch noch so genialen wirtschaftsreformatorischen Stempel aufdrückt, ohne auch auf den einzelnen Gebieten die volle Verantwortung dafür zu übernehmen, was er anrichtet. Hier scheint es sich wirklich um ein „System“ zu handeln, mit dem gebrochen werden muß; in der Eisenbahnverwaltung selbst von einem Systemwechsel zu reden, ist vorläufig ungerechtfertigt.

Dann hat der Eisenbahnminister noch einen andern dunkeln Punkt berührt, wobei er sogar selbst einen kritischen Ton anschlug, das ist der Schachergeist, mit dem groß- und kleinstädtische Gemeindeverwaltungen die ihnen von Staatsbehörden vorgeschlagenen wirtschaftlichen Projekte, namentlich auch die der Eisenbahnen, behandeln. Für den bekannten Pseudoliberalismus, der in den Städten fast durchweg die Hauptflöte bläst, ist ja das bischen Parliamentsspielen der Stadtverordnetenversammlungen über jede Kritik erhaben, aber trotzdem und trotz der Proteste der Herren Oberbürgermeister im Herrenhause sei es gesagt, daß wir es nur mit Freuden begrüßen können, wenn der Staat mit der Kirchturms- und Krämerpolitik der Herren Stadtverordneten in Briesg wie in Dortmund, in Pöjemuckel wie in Berlin möglichst wenig Federlesens macht. Wer die Angstlichkeit kennt, mit der die freien Bürger in diesen Emporien der Selbstverwaltung häufig auch den albernsten Begehrllichkeiten ihrer wenigen Herren Wähler gerecht zu werden suchen,

zurühren, sondern aus einem Mangel an Disziplin, d. h. sie hat in Leichtsinne, Unaufmerksamkeit, Unpünktlichkeit ihren Grund. Aber gerade daran ist die unvernünftige und unnötige Überanstrengung zum großen Teile schuld, denn sie ist überall der Ruin der Disziplin; auch beim Militär in Krieg und Frieden.

der wird es begreifen, welcher unerträgliche Zeitverlust mit den meisten Verhandlungen zwischen Staat und Städten verbunden ist. Da gilt es, den städtischen Wählerchaften ad oculos zu demonstrieren, daß die Staatsfürsorge für das Gemeinwohl nicht durch solche Querelen aufgehalten werden darf, selbst wenn einmal neue Bahnhofsanlagen, um den Spekulationen der gemeinsinnigen Bürgerschaft nicht gar zu große Opfer zu bringen, etwas weit von den erwerbssinnigen Städten abgerückt werden müssen.

Im Abgeordnetenhause hat man die Mängel der Polizei, namentlich der Berliner und der „politischen,“ scharf durchgehakt. Herausgekommen ist dabei herzlich wenig, und wenn, wie die Herren wollen, die Hechelei in Kommission und Plenum auch nochmals vorgenommen werden sollte, so wird auch dadurch kaum etwas besser gemacht werden. Das Verbessern liegt auf einem ganz andern Felde. Die arge Übertreibung, die sich in den Redensarten zeigt: „Schuß gegen den Schußmann“ und: „Was ist riskanter, in Preußen auf der Eisenbahn zu fahren oder in Berlin seine Frau über die Straße gehen zu lassen?“ bedürfen für ernsthafteste Leute kaum einer Widerlegung, dem gebildeten Manne, der Berlin kennt, muß man sie aber nachgerade zum moralischen Vorwurfe machen. Einzelne sehr unangenehme Belästigungen sind gar nicht zu vermeiden. Vor etwa zwanzig Jahren wurde in Breslau ein sehr schneidiger Staatsanwalt auf der Straße vom Schußmann festgenommen, weil er einem stechbriefflich verfolgten Gauner bedauerlicherweise sehr ähnlich sah. Der Herr drohte dem armen Schußmann mit allen möglichen schlimmen Folgen und wollte nicht mit. Da wurde er „per Schub“ nach dem Polizeibüreau gebracht, wo sich die Verwechslung aufklärte. Ob der Schußmann von seinen Vorgesetzten gelobt worden ist, haben wir nicht gehört, aber die freisinnige Bürgerschaft bis zum Eckensteher herunter war voll Lob für die That. Also so etwas kann vorkommen, ohne daß der liberale Mann Patermordio zu schreien braucht. Auch Schlimmeres kann vorkommen, ohne daß man deshalb der ganzen Verwaltung einen Vorwurf machen darf. Aber wenn es so oft vorkommt, wie in jüngster Zeit in Berlin, dann muß, schon weil der Staat, das Beamtentum, die Polizei dadurch in gemeingefährlicher Weise blamirt werden, unter allen Umständen Abhilfe geschaffen werden. Wir haben uns auch entrüstet über die Roheiten, Dummheiten und Faulheiten, die vorgekommen sind, aber wir haben bis jetzt nicht den geringsten Grund für die Annahme finden können, daß die Leiter der Berliner Polizei nicht schon ganz energisch und vielleicht auch mit ganz zweckmäßigen Mitteln an der Arbeit sind, diesem Unfug für die Zukunft den Niegel vorzuschieben. Auch die Herren Abgeordneten, soviel sie sonst wissen, können darüber gar nichts wissen. Woher denn? Etwa durch den Erlaß oder Nichterlaß neuer Instruktionen und Verfügungen, die man ihnen vorlegt oder nicht vorlegt? Der „ältere“ Herr von Möller hat ganz recht: So dumm ist kein Mensch, daß er nicht eine Verfügung abfassen könnte! Auch die Herren Träger, Brömel, Porisch, die sehr klug sind, würden wunderschöne Verfügungen abfassen, wenn man sie an die Tinte ran ließe, daran ist gar nicht zu zweifeln. Aber helfen würden sie damit gar nichts. Die Besserung muß sich vollziehen in der Praxis, im laufenden, täglichen Dienst- und Geschäftsbetrieb. Die einzelnen Besserungsmaßregeln, auf die es ankommt, die persönliche Unterweisung, Aufsicht und, wenn nötig, Strafe, spielen sich gar nicht vor der Öffentlichkeit, auch nicht vor den Herren Träger, Brömel und Porisch ab. Wenn man's anders machte, wäre es ein Fehler. Die Öffentlichkeit wird ja sehen, daß es besser wird, daß man es besser gemacht hat. Auch wenn in der ersten Zeit noch manchmal ein Rückfall bekannt wird, wird man noch lange nicht be-

rechtigt sein, zu behaupten, daß nicht mit gutem Willen und gutem Erfolg an der Besserung gearbeitet werde. Die Hegereien und Schwägereien in der Presse und sonst dürfen die Polizei durchaus nicht aus der Ruhe bringen, sie müssen sie kalt lassen, wenn sie ihr auch die Arbeit erschweren.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn Herr von der Necke und seine jugendlichen Räte etwa glaubten, nur auf dem Papier ein mustergiltiges „System“ anfertigen zu müssen, um es zu „erwägen“ und „begutachten“ zu lassen, ehe man an die praktische Besserung herangeht. Hoffentlich ist Herr von Windheim praktischer, als es die Herren Schriftgelehrten zum Teil sind, die nach der heutigen Mode vom Affessor bis zum „Wirklichen“ ohne oder mit ganz kurzen Unterbrechungen durch Gastrollen in der Praxis in den Ministerialbüreaus nur mit der Abfassung von Verfügungen und Vorlagen beschäftigt werden. Auch in der „politischen“ Polizei kann nur die Praxis, nicht das System, nur der Geist, nicht der Buchstabe helfen. Vor der Öffentlichkeit verhandelt man ihre Fragen am besten gar nicht. Schuste soll man zum Teufel jagen, und auf die Beamtenchre unanständiger Kerls verzichten. Dagegen ist die „Organisation“ Nebensache. Und was die Berliner Schutzmannschaft und ihre Herren Revierleutnants und Hauptleute betrifft, so ist hier am allerwenigsten so ohne weiteres ein Systemwechsel erwünscht. Dieses Personal verdient in der Hauptsache fast ausnahmslos das höchste Lob, mögen sich auch die Mannschaften äußerlich etwas unteroffiziermäßig grob und die Leutnants etwas offiziermäßig fein aufführen. Die Leute haben eine vorzügliche Disziplin in Fleisch und Blut sitzen, und Herr von Windheim kann sie auf Moll und Dur stimmen, ganz wie er will. Und auch das sei einmal ausdrücklich hervorgehoben: Wer in Berlin den Willen und das Zeug hat, dem Elend, der Armut, der unverschuldeten Arbeitslosigkeit und allen den traurigen Erscheinungen in der modernen Weltstadt ohne Vereinsapparat und Vereinsehrgeiz praktisch abzuhelpen, der wird an das gute Herz und die Sach- und Menschenkenntnis der bösen Leute in den Pickelhauben niemals vergeblich appellieren, der wird unter ihnen immer die bereitesten und brauchbarsten Helfer und Ratgeber finden. Es ist eine große Sünde, den Armen und Elenden vorzulügen, daß das anders sei. Wie gesagt, wenn Herr von Windheim will, wird es ihm trotz der gehässigen Presse ein Leichtes sein, die Berliner Schutzleute in der That zu den besten der Welt zu machen. Freilich wird dann auch hier die Finanzfrage ernst genommen werden müssen, und dem Herrn von der Necke, wenns sein muß, auch Herrn von Miquel kein Pfennig mehr für andre Wünsche bewilligt werden dürfen, bis die Schutzleute die ihrem schweren Dienst entsprechenden Gehälter und Erholungspausen zugebilligt erhalten. Hoffentlich wird der Kaiser Gelegenheit nehmen, sich bald auch einmal selbst um die Berliner Polizeifrage zu kümmern, nicht um das System, sondern um die Praxis. Dann werden die Herren vom Tintenfaß auf einmal mit dem Abfassen, Erwägen und Verhandeln fertig sein und fast so vernünftig arbeiten, wie Herr von Köller senior es haben will.

Zur Polenfrage. Treitschke begreift den Staat als eine Persönlichkeit mit eigenem, unbeschränktem Willen, worin auch das wesentliche Merkmal des höchsten politischen Gebildes liegt. Leider erfüllt sich bei uns das bekannte englische Sprichwort nicht; denn trotz des besten Willens hat sich selten ein Weg zur Verwirklichung einer politischen Absicht gefunden. Am schlimmsten hat die alte Polenfrage darunter gelitten. Das eigne Volkstum und dessen Schutz ist stets die schwache Seite aller deutschen Politik und aller Deutschen gewesen, die die Fremdenliebe und den Mangel nationalen Stolzes seit Jahrtausenden als Sport betrieben haben. Nach

dem Bismarckschen Ansiedlungsgesetz und der teilweise ähnlichen Zwecken dienenden Rentengutsgefeßgebung folgte die Zeit des Herrn von Roscielski-Admiralsky, der wohl mit nicht polnischem Gelde seines Schwiegervaters Bloch in Berlin eine Rolle spielen wollte und konnte. Die ungeschickte Bürokratie der Bromberger General-Kommission segelte unbewußt im polnischen Fahrwasser. Das internationale Zentrum kannte keinen Nationalstolz, und diese drei Verbündeten bedrohten ernstlich die Verdeutschung der Ostmark, die thatsächlich nur eine bescheidne Abwehr frecher polnischer Übergriffe war.

Preußen hat die sogenannten polnischen Landesteile nach Kriegsrecht erworben und kann souverän damit schalten, wie das Reich mit Elsaß-Lothringen. Thatsächlich ist zum Teil der Fall ähnlich, da Westpreußen uralter deutscher Besitz seit der Ordenszeit ist, und Posen starke Siedelungen vergewaltigter deutscher Bürger und Bauern enthielt. Wenn die napoleonischen Kriege auch den Staat von dem Übermaß polnischen Besitzes mit Gewalt befreiten, so sind doch zahlreiche rein deutsche Landstriche an Rußland gefallen, da Kongreßpolen noch heute mehr als zwei Millionen Deutsche zählt. Die russischen Nachbarkreise von Thorn sind fast ungemischter deutsch als das preußische Grenzgebiet. Der Wiener Kongreß, der dank Talleyrands Ränken und Alexanders Polenschwärmerei Deutschland nicht nur um Elsaß-Lothringen betrog, sondern auch das Deutschtum in dem ehemaligen preußischen Kongreßpolen dem Slawenhafte preisgab, scheute sich nicht, die preußische Souveränität anzutasten, obschon die Redensarten der Kongreßakte weder von dem Zar ernst genommen worden sind, da ihm der billige Ruhm des Freiheitsbringers und Völkerbeglückers allein gefiel, noch von Preußen anders als die stets üblich gewesene Duldung des fremden Volkstums aufgefaßt wurden. Aber schon die Erörterung heimischer Verhältnisse auf der mißgünstigen Diplomatenversammlung war ungehörig und hätte von Preußen zurückgewiesen werden müssen. Indessen der bescheidne König und der leichtherzige Staatskanzler, dem der Steinsche Patriotismus und dessen ernste Sittlichkeit fehlte, erkannte weder die etwaigen Folgen solcher äußerlich harmlosen Erklärungen, noch fanden sie bei der eignen Schwäche Verbündete zum Widerstande unter den neidischen deutschen Kleinstaaten.

Die polnische Verdrehungskunst benutzte die Alte in ihrer Weise und machte eine feierliche königliche Zusage daraus, die ein deutscher König von Preußen auch nie hätte geben können. Freilich erst unter dem romantischen Träumer auf dem Throne trat das Polentum mit angeblichen staatsrechtlichen Ansprüchen auf Grund der Kongreßakte auf. Was der alte Fritz mit seinem Schwerte und seiner Staatskunst erworben hatte, sollte unter europäische Garantie gestellt werden. Leider begann die bekannte Schaukelpolitik in den polnisch gemischten Provinzen mit einer scheinbaren Anerkennung einer gewissen polnischen Autonomie. Freilich zerfiel jedesmal bei solchen politischen Rückfällen in eine gefühlshelige Schwäche der polnische Traum sehr bald dank der Anmaßung der Begünstigten. Aber noch Bismarcks Rücktritt gab der polnischen Propaganda neue Nahrung, und der Erfolg mußte sie zu weitern Ansprüchen ermutigen, der Rückschlag ist nicht ausgeblieben. Die Regierungszügel sind wieder straffer angezogen, und die Vorlage zur Verstärkung des Ansiedlungsfonds harret der Verabschiedung. Aber in den unheilvollen Zwischenzeiten wurde das Deutschtum stetig zurückgedrängt, und das Polentum gewann sogar auf deutschem Volkoboden, da der deutsche Katholik die Kirche über sein Volkstum stellte, und der evangelische Deutsche bei nationalem Hader nicht selten das ungastliche Land verließ.

Die nationalpolnischen Verhältnisse haben sich bei den halben Maßregeln und der schwankenden Regierungspolitik fortdauernd zu Ungunsten des Deutschtums und



der preußischen Staatseinheit verschoben. Als Herr von Rosciolski trotz seines loyalen Unterthanenmütlechens in Lemberg sein großpolnisches Herz entdeckte, da war freilich auch die Zeit des gehätschelten Hopolentums vorbei. Das galizische Vorbild war doch für die preußische Regierung zu abschreckend, und die Badenische Herrschaft in Wien hat es nur noch abstoßender gestaltet. Der Deutschenhaß des geeinten Slawentums hat selbst liberale Kreise Österreichs in ihrem doch herzlich schwachen deutschen Nationalgefühl getränkt und wird die Zentrumswähler im Reiche der Polenfreundschaft der Partei gegenüber auch ruhig machen. Die österreichischen Polen haben nicht bloß die ihnen ausgelieferten Ruthenen Galiziens, sondern auch unsre eignen Volksgenossen in Böhmen geknebelt, wenn auch schließlich ohne dauernden Erfolg. Diese That wollen wir dem Polentum nicht vergessen. Wir wissen nun, was wir von der Herrschaft oder auch nur von der Gleichberechtigung dieses slawischen Stammes zu gewärtigen haben, der einst das deutsche Ordensland nicht durch eigne Kraft, sondern durch Verrat unterjocht und unserm Volkstum und der Besittung jahrhundertlang entzogen hat.

Die Geschichte hat es unwiderruflich gelehrt, daß die Polen zu eigener Staatsbildung unfähig geworden sind. Ihre Selbstverwaltung in Galizien ist eine greuliche Mißwirtschaft. Bezeichnend für das nationalpolnische Beamtentum sind die Bestechungsprozesse. Die Wahlen enden regelmäßig mit Mord und Totschlag. Dabei verhütet die Zentralregierung in Wien noch ärgere Ausschreitungen und beseitigt schließlich die schlimmsten Mißbräuche. Der österreichische Sprachenstreit ist für uns äußerst lehrreich. Das parlamentarische Verhalten des polnischen Ministerpräsidenten und des polnischen Präsidenten des Abgeordnetenhauses findet sein Gegenstück nicht einmal in den halbasiatischen Balkanstaaten. Die preußische Regierung wird jetzt ein wesentlich leichteres Spiel haben, auch unpatristischen Zentrumseleuten, freisinnigen Doktrinären und sonstigen politischen Querköpfen an diesen Beispielen nachzuweisen, was die Polen unter Unterthanentreue und Regierungsfähigkeit verstehen. Erstreulicherweise ist der höhere Klerus und der aalglatte Adel mit seinen verbindlichen Formen von der gröbern und daher auch aufrichtigeren polnischen Volkspartei in der Führung zurückgedrängt worden, sodaß jetzt die wahren Ziele der thatsächlich hochverräterischen großpolnischen Propaganda ziemlich offen zu Tage treten.

Das Polentum wartet nur auf die Gelegenheit zur Aufrichtung seines alten Staats, was ihm rein nationalpolitisch ebenso wenig zu verdenken ist, wie dem preußischen Staate, zu seiner Selbsterhaltung rücksichtslos diese wachsende Bewegung im Notfall mit Gewalt zu unterdrücken. Helfen die gesetzlichen Mittel der deutschen Besiedlung und des deutschen Unterrichts nicht, so darf die Regierung nicht säumen, schärfere Maßnahmen zu erwägen. Glücklicherweise befinden wir uns noch im ersten Stadium; der Mißerfolg liegt teilweise in der ungenügenden Durchführung, zumal da die maßgebenden Kreise selbst schwankten oder sich gelegentlich in ihrer Handlungsweise widersprachen. Es fehlte eben der einheitliche, feste Wille von oben, wie er bis 1890 in der Wilhelmstraße regiert hatte. Die erwünschte Umkehr darf ja jetzt erhofft werden.

Die Erhöhung des Ansiedlungsfonds erheischt zugleich eine schnellere Gangart der Besiedlung und eine größere Propaganda im Westen, wo besonders die Holzbauern der Mittelgebirge ein geeignetes Material bilden werden. Die Teilung des Parzellenbesitzes treibt sie an sich schon von Haus und Hof, allzu häufig übers Meer. Freilich erscheint zugleich eine Steigerung der Erträgnisse der Landwirtschaft dringend geboten, da sonst das Ergebnis sich noch unbefriedigender als jetzt gestalten wird. Die Regierung kann hier zur Zeit nur durch den Viehschutz helfen, der bei der ständigen Seuchengefahr im Osten besonders leicht gewährt werden

kann, da die Regierung in diesem Fall jederzeit die Grenze zuzuschließen in der Lage ist. Es sei nur an die massenhafte Schweineeinfuhr aus Rußland und Österreich erinnert, die gerade die kleinsten bäuerlichen Wirtschaften hart trifft. Sodann muß die unheilvolle Wirksamkeit der Rentengutsgeßgebung der Generalkommission beseitigt werden, die, statt dem gleichen nationalen Zwecke zu dienen, wider Willen des Gesetzgebers dank der Buchstabenauslegung geradezu eine polnische Besiedlung fördert, und zwar mit dem Gelde deutscher Steuerzahler. Wohlthuend berührt es, daß eine deutschnationale Privatunternehmung gleichen Zieles, die Landbank in Berlin, im Gegensatz zur Generalkommission bloß an deutsche Ansiedler ihre Güter aufteilt, obwohl dadurch fraglos der Geschäftsbetrieb erschwert und das Erträgnis gemindert wird.

Bei aller Wichtigkeit dieser materiellen Seite darf auch der ideale Kampf nicht vernachlässigt und der Wert des deutschen Unterrichts nicht unterschätzt werden. Angesichts des Mißbrauchs, den das Polentum mit dem katholischen Glauben zu Gunsten seiner Interessen treibt, hat die konfessionelle Volksschule der Simultanschule weichen müssen, da sonst das deutschkatholische Kind rettungslos sein angeborenes Volkstum verlieren würde. Hieraus hat der polnische Klerus die nirgends gesetzlich gewährleistete Forderung aufgestellt, daß den Polenkindern in ihrer Muttersprache der Religionsunterricht erteilt werden müßte. Der ganze Volksschulunterricht soll auf religiöser Grundlage beruhen, sowohl in der konfessionellen als der Simultanschule. Der Unterricht darf in keinem Fache dem Kinde unverständlich bleiben. Hierfür hat die Vorbildung des Lehrers zu sorgen, und in den polnischen Provinzen soll nur eine Auswahl gut dotirter Kräfte wirken, wie dies anfangs auch durch die Regierung geschehen ist. Die polnische Geistlichkeit hat auch gar nicht das Seelenheil der Kinder, sondern die Nationalität im Auge, von der der katholische Priester im übrigen Deutschland häufig genug nur zu sehr losgelöst ist. Eine deutsche Volksschule bleibt immer nur Stückwerk, wenn der Religionsunterricht polnisch und von fanatischen Geistlichen erteilt wird. Wenn sonst der Pfarrer auch der geborne Schulinspektor sein mag, ein polnischer Priester ist doch der Feind der deutschen Schule und des deutschen Lehrers. Wie glimpflich verfährt aber die Regierung mit solchen Hehlplänen. Sie werden von der Schulaufsicht entbunden und bleiben im Lande. Während des Kulturkampfes faßte man deutsche Priester derber an; der polnische Pfarrer ist und bleibt ein Feind des preußischen Staats und muß als solcher mit aller Strenge behandelt werden.



## Litteratur

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres ist ein sehr zeitgemäßes Büchlein wiederum erschienen, der Almanach für die kaiserliche und königliche Kriegsmarine 1898 (18. Jahrgang; in Kommission bei Herold u. Comp., Wien; Preis 4,20 Mark). Die deutsche Marinelitteratur entbehrt ja noch eines solchen handlichen Taschenbuches, das alles Wissenswerte über das Material der Kriegsflootten enthält; aber der uns jetzt wieder in neuer Auflage vorliegende österreichische Marinealmanach macht die Lücke weniger fühlbar. Ja in der gegenwärtigen bewegten Zeit des Kampfes für und wider die größere Flotte ist dieser mit Genehmigung des österreichischen Reichskriegsministeriums herausgegebene Almanach vielleicht ein wirksameres Agitationsmittel, als es ein auf Veranlassung unsers Reichsmarineamts verfaßtes derartiges Taschenbuch wäre. Denn gegen ein solches

würde von marinefeindlicher Seite doch nur der Vorwurf erhoben werden, daß die in ihm enthaltenen statistischen Angaben in tendenziöser Weise ausgesucht und zusammengestellt wären; daß aber von amtlicher österreichischer Seite Stimmung für die Vergrößerung unsrer Flotte gemacht werde, dürfte kaum der mißtrauischste Demokrat argwöhnen. Jedem, dem es darum zu thun ist, sich in dem Wirrwarr der Meinungen über die Flottenfrage ein sicheres Urteil zu bilden, bietet der Almanach zuverlässige, sachliche, unparteiische und erschöpfende Belehrung. Die Beantwortung der Frage, ob Deutschlands Marine ausreichend sei oder beträchtlich verstärkt werden müsse, hängt doch zuletzt von der Prüfung des vorhandenen Schiffsmaterials und von der Vergleichung mit dem Material der andern Seemächte ab. Daß Deutschland als europäische Großmacht mit beträchtlicher Küstenausdehnung und als zweiter Industrie- und Handelsstaat der Welt zur Landesverteidigung und zum Handelschutz einer Flotte bedarf, leugnet ja keine politische Partei, vielleicht mit Ausnahme der aus parteitaktischen Gründen alles negirenden Sozialdemokratie. Aber wie stark diese Flotte sein müsse, darum geht der Streit. Nun ist es klar, daß die Stärke unsrer Seemacht immer in einem gewissen Verhältnis stehen muß zur Stärke der Marinen, gegen die wir möglicherweise einmal zu kämpfen gezwungen sind. Einigen übersceischen Staaten müssen wir zur See stets überlegen, andern Mächten mindestens gewachsen sein; der Abstand, in dem wir hinter der englischen und französischen Seemacht folgen, darf nicht zu groß werden. Eugen Richter, die „Vossische Zeitung“ und andre Auser im Kampf gegen die Vergrößerung der Flotte weisen mit Vorliebe auf die Millionen hin, die die Flotte schon heute verschlinge; sie rechnen vor, wie gewaltig der Marineetat in einem Menschenalter angeschwollen sei. Diese Zahlen mögen wohl denkfaule Fortschrittsphilister gruselig machen, sie beweisen aber gar nichts, wenn sie für sich allein betrachtet werden, da dann jeder Maßstab der Beurteilung fehlt. Stellt man sie aber mit den entsprechenden Zahlen der Etats andrer Seemächte zusammen, so ergibt sich, daß in den fremden Marinen die Kosten für die Flotte noch in ganz anderm Maße gewachsen sind. Nicht anders steht es mit dem Schiffsmaterial. Daß die deutsche Flotte von heute dank der erstaunlichen Entwicklung der Schiffsbaukunst einen absolut größern Kampfwert hat als die Flotte der siebziger und achtziger Jahre, ist zweifellos. Daß aber der Kampfwert der andern Marinen in weit höhern Grade gesteigert worden ist, lehrt ein Vergleich des Materials dieser Flotten mit dem unsrer Marine.

Davon kann sich jeder, auch der Laie, überzeugen, wenn er sich die geringe Mühe macht, die Tabellen des österreichischen Almanachs zu studiren. Sehen wir ab von den Abschnitten, die im wesentlichen nur für den kaiserlichen königlichen Seeoffizier von Interesse sind, so kommen für unsern Zweck vor allem der V. und VI. Teil in Betracht, überschrieben „Artillerie der verschiedenen Flotten“ und „Flottenliste.“ Teil V (S. 135 bis 188) enthält nach einer erklärenden Einleitung und mehreren Anmerkungen zunächst übersichtliche und in ihrer Ausführlichkeit auch den Fachmann befriedigende Angaben über die in den wichtigsten europäischen Flotten und der Marine der Vereinigten Staaten eingeführte Schiffsgeschütze. Daran schließen sich Berichte über Krupp'sche, Armstrong'sche und Canet'sche Schiffsgeschütze neuerer Konstruktion, über Mitrailleusen, Schnellfeuer- und Schnellladegeschütze und Handfeuerwaffen, wodurch die Angaben über die Schiffsgeschütze der einzelnen Staaten vielfach ergänzt werden. Alles die Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der modernen Schiffsgeschütze betreffende Nachrichtenmaterial, soweit es überhaupt den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat, sieht man hier sorgfältig zusammengestellt.

Ungleich wichtiger noch ist Teil VI, die Flottenliste (S. 189 bis 440). In alphabetischer Reihenfolge sind sämtliche Kriegsfлотten der Welt mit ihrem gesamten Schiffsbestande aufgeführt. Es fehlt keine, und seltsam genug nimmt sich neben der englischen Flotte mit mehr als einem halben Tausend von Fahrzeugen jeder Größe die aus einem Torpedoboot bestehende Marine der Republik Costa Rica aus. Jedes einzelne Schiff ist aufs genaueste beschrieben. Wir erfahren Namen, Abmessungen, Tonnengehalt, Pferdekkräfte, Panzerung, Bewaffnung, Geschwindigkeit, Aktionsradius, Baumaterial und Zeit des Stapellaufs. Nichts fehlt, was man wissen muß, um über Eigenart und Gefechtskraft irgend eines Kriegsschiffs unterrichtet zu sein. Bei den Angaben über Stärke und Verteilung des Panzers ist aus der Art des Drucks sogar zu erkennen, ob es sich um einfachen Eisenpanzer, um Stahl- oder Harveypanzer handelt. Auf dieselbe Weise ist kenntlich gemacht, ob die Schiffe einen veralteten Maschinentyp oder Compoundmaschinen oder Wasserröhrenkessel führen. Besonders wertvoll für den Laien sind die der Flottenliste angefügten 210 Skizzen von Panzerschiffen und Panzerbedeckungen. Von fast jedem der skizzierten Schiffe ist eine Seitenansicht und eine Deckansicht vorhanden. Daß in den eine Unmenge von Zahlen in sich bergenden Tabellen einzelne kleine Irrtümer vorkommen, ist wohl verzeihlich. So ist Seite 206 die Zahl der Fünfschüßlergeschütze, die die neuesten deutschen Schlachtschiffe führen, auf acht statt achtzehn angegeben. Die Geschwindigkeit der beiden Avisos „Hela“ und „Greif“ (S. 209) beträgt weniger als 23 Knoten. Im ganzen ist der Schiffsatlas aber von großer Zuverlässigkeit und vorzüglicher Genauigkeit. Wir ziehen diesen Almanach den uns bekannten englischen Taschenbüchern dieser Art entschieden vor.

Schon beim flüchtigen Durchblättern der Schiffslisten muß man sich darüber wundern, daß es Politiker giebt, die das neue Flottengesetz ernstlich haben bekämpfen können. Wir wollen nur auf das folgende aufmerksam machen. Es hat auf allen Seiten, auch auf Seite der Flottengegner, einigermaßen Befremden erregt, daß nach dem Gesetzentwurfe die Schlachtflotte verhältnismäßig stark, die Zahl der Kreuzer verhältnismäßig gering sein soll.

Im Jahre 1904 soll die Schlachtflotte auf den normalen Stand von neunzehn Linienschiffen, einschließlich der Materialreserve, gebracht sein. Darunter werden sich aber fünf Schiffe von gänzlich veralteter Bauart befinden, nämlich „Oldenburg“ und die vier Schiffe der „Sachsen“-Klasse. England verfügt aber heute bereits, wenn man acht noch im Bau begriffene, aber demnächst vollendete mitrechnet, über achtunddreißig hochmoderne Schlachtschiffe erster Klasse, darunter zwanzig mit einer Wasserdrängung von 14000 bis 15000 Tonnen, während unsere neuesten Panzer nicht viel mehr als 11000 Tonnen Wasserdrängung haben. Dazu kommen noch dreiundzwanzig Schlachtschiffe zweiter und dritter Klasse, die, soweit sie von älterer Bauart sind, zum größten Teil neue Maschinen und neue Bewaffnung erhalten haben, sodaß sie unserer Sachsenklasse mindestens gewachsen sind.

Die französische Flottenliste weist sechsundzwanzig Schlachtschiffe auf, von denen die Hälfte in den neunziger Jahren erbaut ist. Zu ihnen muß man aber auch noch die neun größten der fünfzehn Küstenverteidiger rechnen, denn diese neun Schiffe stehen bei einer Wasserdrängung von 6019 bis 7822 Tonnen den Panzern der „Sachsen“-Klasse an Größe nur wenig nach oder übertreffen sie sogar noch. Dabei sind sie sämtlich neuer und stärker gepanzert und, mit Ausnahme des „Furieux“, auch schneller und besser bewaffnet als die „Sachsen“ und ihre Schwesterchiffe. Wenn also unsere Schlachtflotte, auf deren Verstärkung es der Flottengesetzentwurf ganz besonders abzielt, im Jahre 1904 ihren normalen Bestand erreicht hat, wird sie etwa halb so stark sein, wie die französische Schlachtflotte jetzt schon



ist, während die gegenwärtige englische Schlachtflotte den Sollbestand der unsrigen um das drei- bis vierfache übertrifft. Und dabei ist kein Zweifel, daß England und Frankreich bis zum Jahre 1904 die Zahl ihrer Schlachtschiffe noch beträchtlich vermehrt haben werden.

Wahrlich! Der Tirpitzsche Flottenerweiterungsplan kann Bedenken erregen; aber nicht weil seine Forderungen maßlos, sondern weil sie zu bescheiden sind!

Kernpunkte der Flottenfrage. Von Georg Wislicenus. Berlin und Leipzig, Friedrich Ludhardt, 1898. IV und 48 S.

Die kleine Schrift, aus Artikeln in der „Schlesischen Zeitung“ hervorgegangen, behandelt mit der Sachkenntnis und Klarheit, die wir an dem Verfasser gewöhnt sind, in acht Abschnitten den Zweck der Kriegsflotten, Grundbegriffe und Schlagworte in der Flottenfrage, Schlachtschiffe, Kreuzer, die Seemächte, alte und neue Flottenpläne, Seepolitik, die Gefahren deutscher Ohnmacht zur See. Es geht vor allem aus den Aufsätzen hervor, nicht nur, wie unumgänglich notwendig die Durchführung des deutschen Flottenplans ist, und wie sich sachlich nichts, auch gar nichts dagegen geltend machen läßt, sondern wie der Augenblick dafür auch insofern sehr günstig ist, als die Kriegsflotten aller Mächte offenbar jetzt zu ganz ausgebildeten, in allen wesentlichen Stücken feststehenden Schiffstypen gelangt sind, sodaß von einem kostspieligen Experimentiren gar nicht mehr die Rede sein kann. Wie im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und bis gegen die Mitte des neunzehnten Linienchiffe als Schlachtschiffe mit mächtiger Artillerie und schnelle Fregatten für den Aufklärungsdienst, den Handelschutz und den Kaperkrieg neben einander standen, so jetzt wieder schwere, stark bewaffnete Hochseepanzerschiffe als Schlachtschiffe, für die schon wieder ganz bezeichnend amtlich der alte Name „Linienchiffe“ gebraucht wird, und Kreuzer verschiedner Art und Größe. Denn die Natur des Seekrieges bleibt sich im Grunde immer gleich, soviel auch Dampfkraft und Panzerung in der Taktik für den Kampf geändert haben. Ebenso hat man jetzt gelernt, den Wert der längere Zeit weit überschätzten Torpedoboote, von denen Enthusiasten sogar annahmen, daß sie die kostspieligen Panzerschiffe ganz verdrängen könnten, auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen, denn sie sind nur für den Küstendienst brauchbar, weil sie in jedem schwerern Seegang versagen, und daher Panzerschiffen bei einiger Vorsicht überhaupt nicht sehr gefährlich.

Altes und Neues zur Flottenfrage. Erläuterungen zum Flottengesetz. Berlin, C. S. Müller und Sohn, 1898. VIII und 240 S.

Das praktisch eingerichtete kleine Buch ist durch Flugschriften zweier Flottengegner, Müller-Fulda und Eugen Richter, veranlaßt worden, um der Verwirrung, die diese in den Köpfen mancher Leser anrichten können, entgegen zu treten. Der Verfasser hat den Stoff sehr übersichtlich und bequem alphabetisch geordnet, also eine Art Realwörterbuch für die Marine hergestellt. So kann man unter bestimmten, geläufigen Schlagwörtern sofort das Material zusammenfinden (z. B. Alternat, Aufgaben der Kriegsflotte, Blockade, Ersatzbauten, Flottengesetz, Hochseefischerei, Kreuzer, Linienchiffe, Missionschutz, Schädigung Hamburgs infolge fehlenden Flottenschutzes, Spektatorartikel, Torpedofahrzeuge, Welthandel u. s. f.). Ein Namenverzeichnis der benutzten Autoren ist beigegeben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Demgegenüber ist von Geschichtskennern schon oft hervorgehoben worden, daß Sozialismus und Kommunismus durchaus keine so unerhörten, der neuesten Zeit eigentümlichen Erscheinungen sind, sondern vielmehr eine Krankheit, die sich fast regelmäßig bei hochkultivierten Völkern in einer gewissen Lebensperiode wiederholt. Nur wenn der Körper schon zu schwach ist, um eine Genesung zu bewirken, pflegt das Übel zum Untergang der wahren Freiheit und Ordnung — meist durch den Cäsarismus — zu führen.

Der durch seine geschichtliche Betrachtungsweise ausgezeichnete Nationalökonom Roscher hat in dem bereits erwähnten Buche diesen Gegenstand eingehend behandelt; er nennt als die Perioden der Weltgeschichte, in denen die Verbreitung sozialistischer und kommunistischer Ideen am mächtigsten gewesen ist: bei den Alten das Zeitalter des sinkenden Griechentums und der ausartenden römischen Republik, bei den Neuern das Zeitalter vor dem Siege der Reformation und endlich unsere Zeit. Der gelehrte Verfasser hält es in seinem Werke für nötig, genau zu bezeichnen, was er unter dem Wort Sozialismus versteht, eine löbliche Gewohnheit, die leider von vielen „Männern der Praxis“ oder Nationalökonomien allerneusten Schlages nicht nachgeahmt wird. So unzweideutig das Wort Kommunismus ist — es bezeichnet die Aufhebung des Privateigentums —, so vieldeutig ist das Wort Sozialismus. Nun findet er den Unterschied von Sozialismus und Nationalökonomie keineswegs darin, daß jener sich mehr für die niedern Klassen interessierte oder der Gemeinwirtschaft ein schlechthin größeres Feld einräumte. Er nennt Sozialismus vielmehr eine Gemeinwirtschaft, die über den Gemeinfinn hinausgeht. „Eine solche ist immer freiheitswidrig, bei ihrer ersten Einführung auch rechtswidrig; und sie kann den durch Zwang verletzten Personen keine volle Entschädigung gewähren, weil sie für das Volksvermögen durch Schwächung der Triebfedern zu Fleiß und Sparsamkeit immer eine Art Raubbau sein wird. Dagegen empfiehlt die Nationalökonomie nur dann die Expropriationen, wenn die Triebfedern zu Fleiß und Sparsamkeit im Volke dadurch verstärkt werden; und der dadurch gewonnene Vermögenszuwachs dient ihr zu voller Entschädigung der Expropriierten.“ Man sieht, das Eigentum ist ihm nicht unbedingt heilig, es ist aber natürlich auch nicht — wie die ins Blödsinnige getriebne Gegenströmung will — Diebstahl.

Fünf Bedingungen werden genannt, deren Zusammentreffen der Idee einer allgemeinen Gütergemeinschaft besonders Vorschub leistet. 1. Ein scharfes Gegenüberstehen von Reich und Arm, wo auf der einen Seite der Stolz, auf der andern Hoffnungslosigkeit und Neid zur schlimmsten Verbitterung führen müssen. 2. Ein hoher Grad von Arbeitsteilung, sodaß der Zusammenhang von Verdienst und Lohn nur noch schwer zu übersehen ist. 3. Hohe Ansprüche der niedern Klassen infolge der übertriebenen demokratischen Prinzipien der Gleichheit und Volkssouveränität. 4. Erschütterung des öffentlichen Rechts-

gefühls durch Revolutionen oder Staatsstürche. 5. Allgemeine Abnahme der Religiosität und Sittlichkeit im Volke, d. i. also die Abnahme des Pflichtgefühls, zumal im Vergleich zu der Betonung der eignen Rechte.

Die plutokratisch-proletarische Spaltung ist nach Roscher das Grundübel und die Hauptgefahr für alle hochstehenden Kulturen; diese Spaltung läßt die Völker altern und sterben. Bei Abwehr dieser Gefahr kommt es nicht darauf an, unnütz gewordne, träge und parasitische Existenzen auf den mittlern Stufen der Gesellschaft zu erhalten, sondern das Aufsteigen frischer Kräfte von unten nach oben zu befördern, und darauf, daß die Obenstehenden sich durch stets erneute Kraftanstrengungen festhalten. Das sperate miseri, cavete felices schafft die ewige Bewegung,

Daß Himmelskräfte auf und nieder steigen  
Und sich die goldnen Eimer reichen!  
Mit segendustenden Schwingen  
Vom Himmel durch die Erde dringen.

Das einzige wirkliche Vorbeugungs- und Heilmittel der sozialen Not wird in der allgemein verbreiteten wahren Bildung bei Hohen wie Niedern erkannt: der wahren Bildung, nicht nur der Einsicht, sondern zugleich, was noch viel wichtiger und schwieriger ist, des Charakters. „Die reichen Mammons knechte sind ebenso schlimm wie die armen Kommunisten und vielleicht noch weniger zu entschuldigen.“

Als wirksamstes Mittel, die Kleinen im Konkurrenzkampf mit den Großen zu stärken, gilt auch bei Roscher die Assoziation. Er empfiehlt Arbeiter- und Unternehmerverbände, möchte aber die staatliche Anerkennung dieser Verbände als juristische Personen auch an die von Schönberg vorgeschlagne Bedingung geknüpft sehen, daß sie für die Vertragstreue ihrer Mitglieder haften und sich in Streitigkeiten dem unparteiischen Einigungsamte unterwerfen.

Prüft man die dargelegten Anschauungen an der Hand der deutschen Geschichte, so scheinen sie doch den Gegenstand nicht umfassend genug zu betrachten. Soziale Kämpfe hat es in Deutschland nicht nur in den großen Versekungsperioden, in denen sich eine neue Zeit gebären wollte, gegeben, sondern noch viel häufiger; ja es ist selten eine größere Periode frei von sozialen Kämpfen gewesen. Wir denken hierbei nicht an das Aufkommen des sogenannten dritten Standes. Der Kampf zwischen Adel und Bürgertum ist ein Kampf um politische Macht zwischen Landbesitz und Geldmacht, es ist ein Kampf, bei dem sich Besitzende auf beiden Seiten gegenüberstehen. Nur insofern als sich Interessengruppen, sogenannte Klassen entgegnetreten, kann man hier von sozialen Kämpfen reden. Alle wirtschaftlichen Kämpfe, die als soziale Kämpfe im eigentlichen Sinne zu bezeichnen sind, sind Kämpfe zwischen Besitzenden und Besitzlosen, und da für gewöhnlich die Besitzlosen ebenso und noch mehr als



die Besitzenden zur Erwerbsarbeit bereit sind, diese Arbeit aber nicht lohnend genug ist oder ihnen nicht lohnend genug erscheint, so sind es Kämpfe zwischen der ausgebeuteten Masse und einer durch die Verhältnisse wirtschaftlich mächtigen ausbeutenden Klasse. Der Sozialismus in diesem Sinne entsteht, wenn die Gemeinwirtschaft und die Wahrnehmung der Gesamtinteressen hinter der Entwicklung des Gemeinfinnes zurückgeblieben ist, wenn die Verteilung des Arbeitsgewinnes allgemein als ungerecht empfunden wird. Von diesem Gesichtspunkt aus können wir die sozialen Bestrebungen der deutschen Geschichte einigermaßen gruppieren je nach der Klasse, gegen die sie gerichtet sind, in eine antijüdische Periode, eine antihierarchische, eine antifeudale und eine anti-bourgeoise oder, da das Wort häßlich gebildet ist, eine antimanchesterliche. Die Manchesterlehre ist ja die Theorie der Bourgeoisie.

Wir haben im nachstehenden die wesentlichen Züge der genannten Perioden zu betrachten.

1. Die Grenzbotten sind weder gewerbsmäßige, noch Amateurantijemiten, müssen aber auch die philosemitisch-freisinnige Auffassung zurückweisen, als ob der Charakter der deutschen Juden erst durch die Judenverfolgungen des Mittelalters verdorben worden wäre. Man braucht nur das erste Buch Moses aufmerksam zu lesen, um sich zu überzeugen, daß sich die Erzväter schon vor Jahrtausenden durch dieselben Charaktereigenschaften ausgezeichnet haben, die wir noch heute an ihren Nachkommen bemerken, und die so häufig mit unserer germanischen Lebensanschauung in Widerspruch geraten. Diese Eigenschaften sind es gerade, die die mittelalterlichen Verfolgungen verursacht haben. In unserer Schilderung folgen wir Joh. Falkes Geschichte des deutschen Handels, einer in Bezug auf Antisemitismus gewiß unverdächtigen Quelle.

Der Anfang der Judenverfolgungen liegt im ersten Jahrhundert und steht in Verbindung mit den Kreuzzügen. „Wir ziehen übers Meer, um Christi Feinde zu bekämpfen, und haben seine ärgsten Feinde in nächster Nähe,“ war das Feldgeschrei der rasenden Volkshaufen; doch würde dieses Volk, dessen Sinn auf Pilgerschaft und Vergessen alles Heimischen gerichtet war, schwerlich seine volle, entzündende Willenskraft auf diese nächsten Verhältnisse gelenkt haben, hätten nicht gerade diese ihren schweren Druck auf sie geübt, und wären nicht jene Feinde Christi zugleich im Besitz eines großen Teils des Volksvermögens gewesen. Deshalb waren die blutigen Verfolgungen von dem ununterbrochenen Jubel über die Befreiung von unerträglicher Schuldenlast begleitet: es war wie ein tiefes Aufatmen nach der Erlösung von einem Alpdruck; deshalb wiederholen alle Berichterstatter, dem Volke sei die Freiheit zurückgegeben worden. Die Beschützer der Juden — zumal in den ersten Zeiten der Verfolgungen — waren die größeren Reichsfürsten und die städtischen Gemeinden, die jene noch als nützliche, steuerfähige Bürger in ihren Rechten und Besitztümern gesichert wissen wollten. Die Kirche und das arbeitende Volk

erhoben sich zuerst und auf das heftigste, jene als Macht des religiösen Bewußtseins wie als Beschützerin sozialer Reformen; das Volk empörte sich gegen den Druck einer rücksichtslosen Geldmacht.

So zeigt sich der Charakter der Judenverfolgungen viel weniger als eine Glaubensverfolgung als als eine mit gewaltsamen Mitteln durchgeführte Geldkrisis, sie sind weniger eine Bewegung auf kirchlichem als auf volkswirtschaftlichem Gebiet. Als der französische König Philipp 1181 die Juden verbannt und ihre Schuldforderungen für erloschen erklärt, da triumphirt sein Geschichtschreiber: „Das Jahr verdient ein Jubeljahr genannt zu werden, denn in ihm erhielten die Christen durch die Maßregeln des Königs für immer ihre längst durch die Schulden an die Juden verpfändete Freiheit zurück.“ Die Bewegung dauert von nun an durch das ganze Mittelalter; sie zeigte sich in verschiedenen Ausbrüchen und gewann im vierzehnten Jahrhundert durch die Teilnahme der Luxemburger Kaiser einen allgemeinen Charakter, indem die Regierungen und Obrigkeiten sich auf die Seite des empörten Volks stellten. Ein Erlaß des Königs Wenzel vom Jahre 1390 besagt: „Die Schuldforderungen der Juden müssen aufgehoben werden, weil die Fürsten und alle Stände des Reichs von dem unmäßigen Gesuch der Zinsen so sehr gedrückt werden, daß sie zuletzt von Land und Leuten weichen und diese mit dem Rücken ansehen müßten.“

Von den großen Verfolgungen am Rhein, namentlich in Köln, wird bestimmt gemeldet, daß es ein Aufruhr des gemeinen Volks gewesen sei innerhalb und außerhalb der Stadt, das nichts mehr zu verlieren gehabt habe, daß der Überfall nachts geschehen sei mit Mord und Brand, Verwüstung und Raub, und daß der Rat und die Bürgerschaft, d. h. also der besitzende Teil des Volks, es nicht hätten verhindern können. Die Städte des Oberrheins hielten 1348 Rat wegen der Juden; fast alle wollten sie „ihrer Bosheit halber“ vertilgen, nur Straßburg widersezte sich und schirmte seine Juden auch weiter. Die Folge davon war, wie die Chronik berichtet, daß die Straßburger Juden „hochtrabenden Sinnes wurden und wollten niemand mehr nachsehen, und wer mit ihnen zu thun hatte, konnte kaum mit ihnen übereinkommen. Das Volk aber erhob sich abermals (1399), entsezte die Bürgermeister, die Geld hatten genommen, und tötete viele Juden, nur die sich wollten taufen lassen, ließ man leben. Was man den Juden schuldig war, wurde alles quitt, und alle Pfänder und Güter wurden zurückgegeben; das bare Geld, was sie hatten, nahm der Rat und teilte es unter die Handwerker.“

Der gleiche Charakter kennzeichnet auch die Verfolgungen in den übrigen Städten und Gegenden. In Basel, Mülhausen, Eßlingen, Frankfurt, in der Schweiz, in Baiern, Osterreich, Böhmen und Schlesien, überall war es der gemeine Mann, der nichts mehr zu verlieren hatte und deswegen mit Feuer und Schwert wütete; es folgten die Stadtmagistrate, die, der Strömung nachgebend, Todesurteile und Verbannungen aussprachen, und schließlich alle Stände.

die mit gleichem Frohlocken die Früchte der gewaltsamen Erschütterung, die Lösung von der Schuldenlast willkommen hießen.

Noch durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert ziehen sich diese Bewegungen hin. Durch sie befreiten sich die Städte des Mittelalters von der Geldherrschaft der Juden, und wenn die gewaltsam räuberische Art, wie das geschah, auch unbedingt zu verurteilen ist, so war es doch immerhin ein Akt der Selbstbefreiung der unterdrückten Masse gegen eine hart herrschende Klasse. Das Mittel einer allmählichen gesetzlichen Ablösung, die sozialpolitische Anschauung, nach der der Staat, die organisierte Gesamtheit des Volks, für jede einzelne Klasse einzutreten hat, die nicht aus sich selbst die Mittel zu dem zu beanspruchenden Wohlsein zu schöpfen vermag, solche Auffassungen und Wege hat das deutsche Volk erst in viel späterer Zeit kennen und üben gelernt.

Jene Bewegungen hatten jedoch, abgesehen von ihrem gewaltsamen und revolutionären Charakter, noch den großen Nachteil, daß sie sich stets nur gegen das Symptom des Übels wandten und die Wurzel, nämlich eine andre und bessere Befriedigung der Kreditbedürftigkeit, unberührt ließen. So lange dieser Zustand nicht geändert wurde, so lange die Grundübel bestehen blieben, mußten sich die daraus hervorgehenden Notstände und die gewaltsamen Rückschläge in regelmäßiger Ablösung wiederholen. Endlich ging man an den Kern der Sache heran; indem man städtische Leihhäuser errichtete, befreite man die arbeitende Klasse von der Abhängigkeit von den Juden. Als die Juden entbehrlich wurden, erloschen auch die Judenverfolgungen von selber, deren man früher auf keine Weise hatte Herr werden können. Nürnberg trieb noch 1498 die Juden mit Erlaubnis des Kaisers Max aus, errichtete aber im unmittelbaren Anschluß daran ein städtisches Leihhaus als eins der ersten in Deutschland. Reiche oder wohlhabende Bürger gaben die Mittel dazu her. Wenn es nun auch die Schattenseite der Leihhäuser ist, daß sie nicht selten dem Leichtsinn und der Verschwendung Vorschub leisten, so haben sie dies doch mit andern Kreditanstalten gemein; dem Gedanken nach als Waren- und Lombardbanken für das Volk gegründet, haben sie in Bezug auf Verhinderung der wucherischen Ausbeutung überwiegenden Segen gestiftet und in ihrer Art einen schweren sozialen Notstand wenn nicht beseitigt, so doch wesentlich gemildert.

2. Je tiefer die Auffassung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in den Grund und das Wesen der Dinge eingedrungen ist, umso mehr hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Reformation nur die eine Seite einer ungeheuern sozialen Bewegung war. Ganz entschieden kommt eine andre Seite in den Bauernkriegen zum Ausdruck, während die dritte in dem ruhm- und hoffnungslosen unaufhaltsamen Niedergang der deutschen Städte weniger auffällig ist.

Der materielle Kernpunkt der ganzen Entwicklung ist das seit den Kreuz-

zügen auf allen Gebieten des Lebens mächtige Vordringen der Geldwirtschaft, in unglücklicher Verbindung mit dem Verfall der Zentralgewalt in Deutschland. So gerät das Deutsche Reich, schwankend wie ein steuerloses Schiff, in eine stürmisch bewegte, mächtige Strömung, in der es, nach allen Richtungen hin und her gerissen, schließlich zu Grunde geht. Die deutschen Geschehnisse vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert sind ein furchtbarer Beleg für die von Lamprecht ausgedrückte Wahrheit, daß „große Strömungen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet der festen Leitung von oben her bedürfen. Durch die ausgleichende Einwirkung der Staatsgewalt soll in ihnen nicht Egoismus und Partikularismus die Oberhand gewinnen über eine dem Gedeihen aller gerecht werdende Entwicklung.“ Aber — das alte Reich hatte keine reale Macht mehr dazu, und so kommt es zum Kampfe aller gegen alle, der den äußern und innern Ruin herbeiführt. Im Innern zeigt sich wie in keiner andern Periode die schamlose und gewalttame Ausbeutung der Schwachen durch die durch Macht und Autorität Starken. Allgemein sind die Klagen im fünfzehnten Jahrhundert über die furchtbare Ausbeutung der „armen Leut“ durch die Pfaffen, den Adel und die Handelsgesellschaften der Städte. Indem aber die herrschenden Klassen, Adel, Geistlichkeit und die „Geschlechter“ in den Städten nur daran dachten, das Ihre zu erhalten und zu mehren, sich vor Schaden zu wahren, ihre Rechte auszubeuten und ihre Untergebenen auszusaugen, nährten sie die Gleichgiltigkeit, die Schadenfreude und den Grimm in den preisgegebenen Massen. In derselben Zeit, in der in Frankreich die „armen Leut“ die Krone retteten, begann sich in Deutschland das Volk zusammenzurotten und zu empören. Die Hanseflotte erlag, und mit der deutschen Kriegstüchtigkeit hatte es nicht mehr viel auf sich.

(Schluß folgt)



## Sozialauslese

(Schluß)



mmun hat bei der Behauptung, daß die Rassenverschlechterung nicht Wirkung ungünstiger Lebensbedingungen, sondern umgekehrt die schlechte Lebenslage eine Folge der Untüchtigkeit sei, die besonderen Verhältnisse der verschiedenen Klassen von Lohnarbeitern gar nicht im Auge gehabt; mit dergleichen Kleinigkeiten befaßt er sich nicht. Tille streift diese Dinge hie und da und führt unter anderm die Entartung der Deutschen in Böhmen (Zukunft vom 25. April 1896, S. 11)



darauf zurück, daß die von der Konkurrenz der Tschechen bedrohten Deutschen massenhaft auswanderten, und natürlich seien es immer die Tüchtigsten, die anderwärts „Gelegenheit zu einer ihrer Leistungsfähigkeit entsprechenden Thätigkeit“ suchten, sodaß nur die Schlechtern zurückblieben. Und er hat die Kühnheit beizufügen: „Der herrschende Neo-Lamarckismus, der sich grundsätzlich nicht von Darwin belehren läßt, schreibt diesen Niedergang hartnäckig den »ungefunden Arbeitsbedingungen« zu und behauptet, trotz dem absoluten Mangel an irgend welchem Beweismaterial, eine physische Entartung »durch die gesundheitschädlichen Einflüsse der Industrie, durch erschöpfende Arbeit, niedrigen Lohn, ungenügende Ernährung und Fabrikarbeit der Frauen, früher auch der Kinder.« Es ist kein Wunder, daß eine Sozialweisheit, die mit solchen wilden Phantasien rechnet, nicht von der Stelle kommt usw.“ Wilde Phantasie ist es also, daß die Phosphornekrose den Zündhölzchenarbeiter (vor fünfzig Jahren »blühte« in Nordböhmen die Zündhölzchenfabrikation) in wenig Jahren zur wandelnden Leiche macht! Wilde Phantasie, daß der Glasbläser schwindstüchtig wird! Wilde Phantasie, daß in den scheußlichen Wohnungslöchern der Trautenuauer Spinner und ihren von Staub erfüllten Fabrikräumen die Gesundheit leidet! Von hundert Beispielen, die aus andern Ländern zur Verfügung stehen, will ich nur die ersten besten herausheben. In der „Neuen Zeit“ (Nr. 9 des Jahrgangs 1897 bis 1898) berichtet Helene Simon über die amtliche Untersuchung, der in England sieben Industrien in Beziehung auf ihre Gesundheitschädlichkeit unterworfen worden sind. Nach dem im Juli 1896 veröffentlichten Bericht hat die Kommission unter anderm in den lithographischen Anstalten bei den Bronziretern die Metallvergiftung so stark gefunden, daß sie vorschlägt, es solle gesetzlich angeordnet werden, diesen Arbeitern täglich zweimal eine halbe Pinte Milch als Gegengift zu reichen. In den Gummivarwarenfabriken erzeugen die Einatmung von Naphtha- und Schwefeldämpfen Atembeschwerden, Schwindel, Ohnmachten, Kopfschmerz, allgemeine Schwäche, Appetitlosigkeit und zeitweilige Geistesstörung, sodaß man sich in einigen Fällen genötigt gesehen hat, die Fenster vergittern zu lassen; ein Arbeiter, der Lähmung davon getragen hatte, meinte, es sei a cruel business, das überhaupt nicht oder höchstens vier Stunden lang am Tage erlaubt sein sollte usw. In der von Pfarrer Weber herausgegebenen Geschichte der Entwicklung Deutschlands in den letzten fünfundsiebzig Jahren erzählt Lieber S. 382: „Es ist in einer Eisenindustriestadt. Ein großer Teil der Arbeiterbevölkerung ist mit dem Poliren der weltberühmten Stahlwaren beschäftigt. Ich trete in eine Arbeiterwohnung. Zwei Stübchen — ärmlich aber freundlich — bilden sie. Ein junges, etwas abgehärmtes Weib, drei kleine Kinder sind die Bewohner; dazu kommt der Mann. Er ist keine dreißig Jahre alt, kräftig gebaut und trägt doch unverkennbar die Spuren eines auszehrenden Übels an sich. Ich frage, wies ihm gehe. »Nicht gut — ich spucke Blut.« Verwundert sehe ich zu meinem Be-

gleiter herum. »Ja, Herr, er ist ein Schleifer, oder gar Polirer — nicht wahr?« Und wilde Phantasie ist es, zu glauben, daß alle diese so zugerichteten Menschen nicht eben die gesündesten und kräftigsten Kinder zeugen werden! Tille will glauben machen, daß alle Tüchtigen auswanderten, anstatt sich ungünstigen Arbeitsbedingungen zu flüchten. Als wenn das Auswandern für einen mittellosen Menschen, besonders wenn er verheiratet ist, eine so einfache Sache wäre, wie für den Bemittelten eine Vergnügungsfahrt! Das ist nicht einmal in England der Fall, geschweige denn in den Festlandsstaaten mit ihren hundertsfältigen polizeilichen und militärgesetzlichen Hindernissen. Ich würde es gar nicht der Mühe für wert halten, solchen offenbaren Unsinn zu kritisieren, wenn nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß sich einflußreiche Männer durch den wissenschaftlichen Schein blenden ließen, den Tille mit seinen darwinischen Redensarten erregt.

Trotz der den beiden Soziologen gemeinsamen „naturwissenschaftlichen“ Grundlage geht übrigens Tilles Abweichung von Ammon noch bedeutend weiter, als gelegentlich der Militärfrage angedeutet worden ist. Ammon betrachtet die Absonderung der höhern Stände von den untern als einen wohlthätigen Schutz der in diesen Ständen vereinigten edlern Rasseigenschaften und muß daher auch das Erbrecht billigen; und seiner Parteistellung gemäß ist er ein Verehrer des streng geschlossenen Nationalstaats. Tille dagegen entwickelt in seinem anonym erschienenen Buche: *Volksdienst*, von einem Sozialaristokraten\*) und in Zeitschriften (besonders „Nord und Süd“ und dem „Zwanzigsten Jahrhundert“) folgende Ansicht. Der Unterschied der Begabungen kann niemals aufgehoben werden, den verschiedenen Begabungen entsprechen verschiedene Leistungen, und der höchsten Leistung gebührt das höchste Einkommen. Demnach darf auch das Privateigentum nicht abgeschafft werden, dessen Größe überall und immer den Leistungen entsprechen würde, sobald das große Hindernis gehoben wäre, das heute so vielen Talentvollen im Wege steht: das Erbrecht. Das Privateigentum soll nicht vererbt werden, sondern beim Tode dessen, der es erworben hat, an die Gesamtheit zurückfallen und dem Wettbewerb der Arbeitenden wieder frei gegeben werden, sodaß dann alle Neugeborenen gleiche Chancen haben, und ihr Erfolg im Leben — bei völlig freier Konkurrenz — ganz allein von eines jeden persönlicher Tüchtigkeit abhängt. Eine fünfzigprozentige Erbschaftssteuer soll diesen Zustand einleiten. „Wo die Phrase vom freien Wettbewerb heute im Manchestermunde gebraucht wird, da bedeutet sie: unbestraftes Ausfaugen der Kräfte der Arbeiterbevölkerung zum besten einiger wenigen Erbkapitalisten, denen ihr Erbe die Herrschaft

\*) Sowohl das Buch wie die Zeitschriftenaufsätze enthalten viele treffliche Gedanken, und die Art, wie er überall das Volk höher stellt als den Staat, entspricht durchaus meinem eignen Fühlen und Denken, aber hier habe ich es nur mit seiner Darwinianerschulle zu thun.

giebt, und die es nun ins Unendliche vermehren möchten, um auch ihren Kindern wieder die Macht zu sichern, und mit der Macht das Recht zur Ausbeutung ihrer arbeitenden Zeitgenossen. . . . Was all das soziale Elend schafft, das ist nicht die freie Konkurrenz, sondern die freie Konkurrenz unter so blödsinnigen Umständen, daß der Sohn reicher Eltern nur drei Schritt vom Ziele steht, der tüchtige Arme aber dreitausend. Ist es ein Wunder, daß jener trotz seiner lahmen Beine das Ziel eher erreicht, und dieser erst ankommt, wenn alle Preise vergeben sind?" Von den Individuen überträgt der „Sozialaristokrat“ seine Forderung einer Herrschaft der Besten auf die Völker. Die Germanen, als die Besten, sollen den Erdbreis erfüllen und beherrschen und sollen die übrigen Völker verdrängen und den Verkümmierungsprozeß, der die Aussicht auf ihr Aussterben eröffnet, befördern. Aber nicht durch Kriege sollen wir die andern Völker unterwerfen, durch Massenmord der Besten, der zur Folge habe, daß die Schlechtesten überleben und das siegende Volk sich selbst verschlechtere, sondern wir sollen die andern Völker aus ihrem Besitz „hinausarbeiten.“ „Diese Kräftemessung [zwischen »Mittelländern« und Mongolen] wird menschlicher Voraussicht nach nicht mit Kanonen und kleinkalibrigen Gewehren ausgefochten werden, sondern durch die Leistung schwieliger Hände und die Kraft der Lenden auf beiden Seiten, durch die beiden Kräfte, die zu allen Zeiten Geschichte gemacht haben, welchen andern Umständen menschlicher Unverstand auch sonst noch die großen Ereignisse im Wechsel der Völkerschicksale zugeschrieben hat.“ Das Land der minderwertigen Völker sollen wir durch Arbeit in Besitz nehmen, nicht ihre Personen annektieren, die als Unterworfenen den Staat hassen, der sie sich einverleibt hat, und einen Krankheitsstoff im Staatskörper bilden. Ja eben die Staaten, die Landesgrenzen, die Kriegsheere sind das eigentliche Hindernis der Ausdehnung für die tüchtigen, gesunden, der Expansion bedürftigen Völker; daher muß der Staatsdienst, für den die Vaterlandsliebe gemißbraucht zu werden pflegt, aufhören und dem Volksdienst Platz machen.

Eine Kritik dieser in vieler Beziehung beachtenswerten Ansicht würde zu weit führen; für den vorliegenden Zweck genügt der Hinweis darauf, daß die hier entwickelte Gedankenreihe mit seinen gegen die Arbeiterbewegung gerichteten Artikeln, von denen einer schon früher in den Grenzboten kritisiert worden ist, in Widerspruch stehen. Hier bewirkt der Druck auf die Arbeiterbevölkerung die Auslese der Besten, die anderwärts ihr Fortkommen finden, wenn es daheim nicht gehen will, dort wird die gesamte Arbeiterschaft vom erblichen Reichtum ausgeaugt. Hier soll die richtige Auslese schon im Gange sein, sodas nur die Unfähigen und Faulen unten bleiben und zuletzt vernichtet werden; dort sollen unvernünftige Staats- und Gesellschaftseinrichtungen im Wege stehen, die erst durch grundstürzende Veränderungen, ja durch die Auflösung der Staaten selbst hinweggeräumt werden müssen, wenn der Ausleseprozeß in Gang

kommen soll. Im „Volksdienst“ erscheinen die Deutschen als das Herrenvolk, das berufen sei, die andern Völker teils aus ihren Wohnsitzen zu verdrängen, teils zu beherrschen und zu Schmutzarbeiten zu verwenden. In der Polemik gegen die Arbeiterbewegung hingegen will er die Deutschen bereden, ein Volk von Arbeitsameisen zu werden. Diese Polemik gipfelt in den Behauptungen: das einzige Mittel, wodurch die Arbeiter ihre Lage verbessern könnten, sei die Erhöhung ihrer Leistungen, ein tüchtiger Arbeiter könne niemals von Konkurrenten unterboten werden, und die weniger Leistungsfähigen müßten zu Grunde gehen, weil ihnen von den Leistungsfähigern die Nahrung weggenommen werde; daß sich diese langsamer vermehre als die Bevölkerung, sei von Malthus richtig erkannt worden; diese Einrichtung habe die Natur eben zu dem Zwecke getroffen, um die Minderwertigen zu vernichten. Der letzte dieser drei Sätze wird in unsrer Zeit offenbar zu Schanden; vergebens mühen sich die Agrarier aller Staaten ab, entweder ihren eignen Getreideüberfluß loszuwerden oder den aus andern Ländern einströmenden abzuwehren. Der zweite Satz gilt nur für Künstler — lassen Euer Majestät Ihre Generale singen, wenn Ihnen meine Forderung zu hoch ist — durfte eine berühmte Sängerin dem Herrscher oder der Beherrscherin aller Reußen sagen —, aber niemals für Industriearbeiter. Ist die Forderung der wenigen, die zu einer bestimmten Leistung befähigt sind, nach den Weltmarktverhältnissen zu hoch, so wird eine neue Maschine erfunden, die auch von weniger Leistungsfähigen bedient werden kann. Die Steigerung der Leistungen aber nützt nur dem ersten, der sich dazu versteht, um dann zu guterlezt den ganzen Stand desto empfindlicher zu schädigen. Das hat Ammon mit Beziehung auf die höhern Stände erkannt und zugestanden. Wo er von deren Schädigung durch sitzende Lebensweise und einseitige Gehirnanstrengung spricht, bemerkt er (S. 150), die schädlichen Wirkungen dieser Lebensweise würden vielleicht in Zukunft durch hygienische Maßregeln abgewendet werden können. „Aber was wird die Folge sein? Wie man stets bei zunehmendem Einkommen mehr ausgiebt, so wird man die Verbesserung in der Lebenslage nur dazu benutzen, die Anstrengung des Geistes noch höher zu treiben, und dann halten die nämlichen Schädlichkeiten, die man soeben beseitigt hat, auf Umwegen wiederum ihren Einzug. Ich möchte den Leser zu der Erkenntnis führen, daß die geistige Ausbildung der höhern Klassen durch die Ansprüche des Gesellschaftslebens jederzeit bis zu dem Grade gesteigert wird, wo ihre Nachteile für das Individuum in die Augen springen. . . . Man stelle sich vor, daß wir vermöge irgend welcher Vorkehrungen mit einemale imstande wären, die Schädlichkeiten des höhern Berufslebens viel besser zu ertragen; würden wir uns dabei beruhigen? Mit nichten; wir würden uns nur desto größere Leistungen zumuten.“ Ich will nicht noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob in der That die höhern Stände durch Überanstrengung zu Grunde gehen, aber das ist richtig, daß in unsrer Welt der Konkurrenz jede



Steigerung der Leistungsfähigkeit sofort auch die Ansprüche an die Leistung entsprechend steigert. Das gilt nicht bloß von der Fähigkeit, eine sitzende Lebensweise und anstrengende Geistesarbeit zu ertragen, es gilt von den Prüfungen, deren Anforderungen gesteigert werden, wenn die bisherigen nicht hoch genug waren, den Zudrang zu dem betreffenden Zweige des Staatsdienstes zu vermindern, es gilt von den Künsten der Radler, der Seiltänzer und der Trapezturner, es gilt von den Künsten des Geschäftsschwindels und der Reklame sowie von wirklich gediegenen gewerblichen und Kunstleistungen, sofern es sich nur nicht um einzigartige handelt, die außerhalb des Wettbewerbs stehen. Überall und immer hat nur der erste den Vorteil davon; die Konkurrenz bewirkt sehr bald, daß die neue Leistung nicht höher gelohnt wird, als vorher die alte gelohnt wurde. Beim Industriearbeiter handelt es sich nur selten um Leistungen, zu denen eine außerordentliche Begabung erfordert würde; meistens beruht die Überlegenheit entweder bloß auf Körperkraft oder auf einer ganz einseitigen Virtuosität; diese zweite aber wird unter dem Druck der Konkurrenz ebenso leicht Gemeingut des größten Teiles der Arbeiterschaft eines Industriezweiges, wie z. B. ein neues Kunststückchen der Artistenwelt. Die Körperkraft aber, einschließlich der Gehirnkraft, die zu einseitiger angespannter Aufmerksamkeit bei der Maschinenbedienung notwendig ist, scheidet meistens nur zu ihrem eignen Verderben. Denn die größere Tüchtigkeit besteht gewöhnlich in der Energie, mit der sich der Arbeiter bei Überanstrengung oder gesundheitschädlichen Einflüssen auszuhalten zwingt. Wo keine Konkurrenz drängt, wird ein Arbeiter, der von schlechten Dünsten Kopfschmerz bekommt, entweder davongehen und eine angenehmere Beschäftigung suchen oder höhern Lohn bei abgekürzter Arbeitszeit fordern. Sind dagegen alle gesunden Berufsarten überfüllt, und drängt auch in den ungesunden schon die Konkurrenz, da können freilich die Tüchtigen, d. h. die es am längsten aushalten, einen höhern Lohn erzielen, aber der wiegt doch die Zerstörung der Gesundheit nicht auf.

Damit stehen wir bei der Tatsache, die schon so oft hervorgehoben worden ist, daß gerade in der Industrie die Auslese der Angepaßten keineswegs eine Auslese der Besten und am allerwenigsten eine Verbesserung des Menschenschlags bedeutet. Bei den Schneidern wird der am meisten verdienen, der am anhaltendsten auf seinem Schemel sitzt und seine Verdauungsorgane am gründlichsten zerrüttet, seine Beine, seine Lungen und seine Augen am rücksichtslosesten schwächt. Bei den Kohlenhauern der, der sich die medizinisch interessanteste Kohlenlunge anschafft, bei den Kellnern der, der am wenigsten Rücksicht nimmt auf die Forderungen der Natur seines leiblichen Organismus. Bei alledem können weder Apollogestalten noch erhabne Geister herauskommen, und die Masse wird dadurch zweifellos verschlechtert. Gewiß, die Industrie ist ein Gebiet, ja sie ist das einzige Gebiet auf der Welt, wo das am besten angepaßte, das der Konkurrenzkampf ausliest, das in seiner Art beste ist, aber

nur in Beziehung auf Waren, Maschinen, technische Einrichtungen. Neben einer Beleuchtungsvorrichtung, die mit Wohlfeilheit den höchsten Grad von Lichtstärke und Reinlichkeit vereinigt, neben einer Maschine, die weniger kostet und besser arbeitet als alle für denselben Zweck gebauten Maschinen, neben einem Kleiderstoff, der ebenso schön und haltbar und dabei um die Hälfte billiger ist als alle ältern Stoffe derselben Art, namentlich aber neben dem besten Biere kann sich keine konkurrierende Ware halten. Das gilt aber nur, soweit der Preis und die Brauchbarkeit entscheiden, schon weniger gilt es, wo der Geschmack ins Spiel kommt, da sehr häufig mit Hilfe eines schlechten Geschmacks das minder Gute siegt, z. B. unter den illustrierten Zeitschriften. Noch schlimmer steht es bei den höhern geistigen Leistungen. Von Scharfrichter- geschichten werden leicht 200000 Exemplare abgesetzt, ein wirklich gutes Buch- drama findet kaum einen Verleger, der das Risiko wagte, und Bücher, die wertvolle Belehrung enthalten, müssen sich mühsam durchkämpfen. Am aller- wenigsten aber gilt der Satz von den Menschen. Es hängt ganz von Um- ständen ab, was da im Kampfe ums Dasein oben bleibt. Manchmal ist es der Tüchtigste in einem Fache, manchmal sind es die kräftigsten Fäuste, manch- mal ist es der rücksichtsloseste Ellenbogen, manchmal das große Maul, manch- mal die gewissenlose Schlaueit, manchmal die Ausdauer im Kriechen, manchmal die Bedürfnislosigkeit und die Natur des geduldigen Arbeitstieres, aber nie- mals ist es der Edelste und Gerechteste, der siegt nur — unterliegend — im Trauerspiel.

Tille schließt seine Kritik der Smith-Malthusischen Ansicht über den Konflikt zwischen Volkszahl und Volkswohl mit den Worten: „Seiner senti- mentalen Fassung entkleidet heißt der Grundsatz: die Volkszahl ist dem Volks- beutel unbedingt zu opfern. Oder: der Volksbeutel ist für jede Nation ein höheres Gut als der Volksstand, als die Personensumme des Volks. Oder: der Beutel geht über den Besitzer.“ Das gerade Gegenteil ist wahr, wenigstens von Adam Smith. Ihm ging der Beutel so wenig über den Besitzer, daß er vielmehr den Beutel für ein an sich ganz wertloses Ding erklärt, ausdrücklich bestritten hat, daß Geld Einkommen sei, und dem Gelde nur insofern Wert beigelegt hat, als es dazu dient, die Güter umzutreiben und dadurch einem jeden sein Einkommen zuzuführen. Nicht das Verhältnis der Kopfszahl eines Landes zu seinem Geldkapital, sondern zum Boden zieht er in Betracht und erklärt die Nordamerikaner für das glücklichste Volk, weil sie wohlfeilen Boden haben. Wachsende Kopfszahl ist nur solange ein Glück für ein Volk, als sein Boden hinreicht, allen angemessene Beschäftigung, hinreichenden Unterhalt und die zum Gedeihen notwendigen Lebensbedingungen zu gewähren; überschreitet sie diese Grenze, so schlägt das Glück in Elend um. Nun ist es allerdings augenscheinlich der Wille der Vorsehung, daß diese Grenze in den Ländern höherer Kultur überschritten werde, damit die Bevölkerungsspannung zur Aus-

wanderung, zur Besiedelung und Kultivierung der ganzen Erde führe; aber dieser Zweck kann vorläufig nur in sehr unvollkommener Weise erreicht werden, weil die Geschlossenheit der heutigen Staaten das Abströmen der Überzähligen in die dünnbevölkerten und zur Kolonisation am besten geeigneten Gebiete hindert, und weil außerdem bei allen kolonialen Unternehmungen und bei den Interessenkämpfen zwischen Staaten nicht das Bedürfnis von Ansiedlern, sondern das kapitalistische Interesse von Bodenwucherern, Großhändlern, Goldaktionären und dergleichen Leuten entscheidet.\*) So entsteht denn in den Staaten alter Kultur eine relative Übervölkerung, in deren Gedränge nicht die Schlechtesten ausgemerzt werden — denn sowohl der Schwächling wie der Lump pflanzt sich fort, und der Verbrecher zeugt gewöhnlich Kinder, ehe er ins Zuchthaus kommt —, sondern sehr viele von den Besten verkümmern. Nicht Smith hat ein falsches Ideal, sondern Tille. Denn sein Drängen auf Steigerung der Leistungen der Arbeiter, wodurch die edlern Völker die unedlern verdrängen sollen, macht die Ware zum Gözen, dem die Menschen geopfert werden. Zunächst liegt die Gefahr nahe, daß nicht die niedern von den höhern, sondern die höhern von den niedern aus ihren Ländern hinausgearbeitet werden. Das geschieht bekanntlich schon in ganz Osteuropa, und wie Hesse-Wartegg erzählt, sind nicht allein die englisch-amerikanischen Dampfer des Stillen Ozeans mit Chinesen bemannt, sondern fangen die Kapitäne auch schon an, ihre Schiffe statt in Vancouver in dem weit wohlfeilern Hongkong ausbessern zu lassen. Wird China von den europäischen Mächten aufgeteilt oder auch nur „erschlossen,“ so werden die Kapitalisten aller Länder, die sich den Kuckuck um Tilles Volksstandslehren kümmern, nichts eiligeres zu thun haben, als Fabriken dort zu errichten und spottbillige Chinesen einzustellen, und wie der billige Inder heute schon die Spinner und Weber von Lancashire bedrängt, so werden die in Fabrikarbeiter verwandelten 300 Millionen Chinesen alle Fabrikarbeiter Europas aushungern. Dafür, daß der bezopfte Mann von seiner seit 3000 Jahren bebauten Scholle getrennt und in die Fabrik hineingetrieben werde, wird das europäische Kapital schon sorgen — durch Landankäufe. Ein

\*) Tille gesteht gelegentlich, daß ihm die Gesetze, nach denen die Arbeiterwanderungen erfolgen, noch nicht ganz klar seien. Wenigstens ein sehr wichtiges Gesetz ergiebt die Weltgeschichte. Wo das Bedürfnis von Bauern und Handwerkern entscheidet, da strömt die Auswanderung in dünn bevölkerte fruchtbare Länder und schafft dort neue Kulturen; solchergestalt sind die Kolonien der Griechen, die der Deutschen im slawischen Osten, die der Engländer in Nordamerika gewesen und sind heute die englischen Kolonien in Australien und die deutschen in Südbrasilien. Wo dagegen das moderne Kapital die Leitung in die Hand bekommen hat, da entscheidet die Aussicht auf höhere Verzinsung; da werden die Menschenmassen planlos hin- und hergezogen und durch einander gequält, und da kümmert es niemanden, daß die „Erschließung der Hilfsquellen eines Landes“ vielleicht sowohl die Bevölkerung des erschlossenen wie die des Heimatlandes zu Grunde richtet.

paar Jahrzehnte hindurch haben die englischen Fabrikanten den Satz Brassens geglaubt, daß ein Kilometer Eisenbahn in allen Ländern der Erde gleich viel kostet, indem mit dem Lohn die Arbeitsleistung steigt und fällt, und sie haben sich in dieser Voraussetzung den Forderungen der Gewerksvereine gefügt. Aber jetzt, wo die Konkurrenz Deutschlands drängt, werden sie ängstlich und gehen darauf aus, die Gewerksvereine zu sprengen und die Arbeit wohlfeiler zu bekommen; und vielleicht kehren schon recht bald die Zeiten wieder, wo der starke Mann in der Konkurrenz geschlagen wurde nicht von dem stärkeren Manne, sondern von seinem fünfjährigen Kinde, das er des Morgens in die Fabrik trug, dem er dann den Mittagbrot kochte, des Nachmittags die Strümpfe und Hemden flickte, und das er abends wieder heimholte.

Nehmen wir aber einmal an, das Unwahrscheinliche geschähe, die Germanen siegten in dieser Art Kampf ums Dasein, und es würden nicht allein die Mongolen, die Neger und die Slawen, sondern auch die Romanen ausgerottet. Was wäre damit gewonnen? Zunächst wären wir die ethnographische Mannigfaltigkeit los und hätten öde Einförmigkeit dafür eingetauscht; mit den Romanen und Kelten wäre die größere Hälfte alles Formensinns, Kunstverständes und heitern Scherzes aus der Welt geschwunden. Dann: was für eine Art Germanen wäre denn übrig geblieben? Größtenteils verkümmerte Werkstättenhoder, Fabrikler, Bergarbeiter und Schreiber. Ist nicht ein Lazzarone ein vollkommenerer Mensch als einer jener englischen Arbeiter, von denen vor einer Parlamentskommission ausgesagt worden ist, daß sie keinen Begriff davon hätten, was ein Witz oder ein Scherz sei, ehe sie in den Gewerksvereinen wieder zu geistigem Leben erzogen würden? Der Lazzarone singt Lieder, macht Witze, weiß ein Kunstwerk und eine schöne Landschaft zu würdigen, und das alles sind Funktionen einer Menschenseele, ein Hund oder Pferd kann es nicht, eine Maschine, ein Automat kann es noch weniger. Dagegen können Tiere und Automaten, was jene englischen Arbeiter zu leisten hatten. Kohlen schleppen kann auch ein Hund oder Pferd, und eine Maschine bedienen kann eine andre Maschine, oder die Maschine kann so eingerichtet werden, daß sie keiner Bedienung bedarf. Besteht doch der Fortschritt der Maschinenteknik seit der Erfindung der Steuerung an der Dampfmaschine, die ursprünglich von Knaben besorgt wurde, darin, daß den Menschen immer eine Berrichtung nach der andern von der Maschine abgenommen wird. Daß der englische Arbeiter höher stehe als der Lazzarone, weil er pflichtmäßige Selbstüberwindung übt, könnte nur dann angewendet werden, wenn die Selbstüberwindung freiwillig wäre. Man nehme nur die Hungerpeitsche weg und sehe zu, wie viele englische Arbeiter der beschriebnen Art bei solcher Arbeit bleiben, und wie viele ein Lazzaroneleben — ohne Poesie aber mit Branntweinflasche — vorziehen werden. Ein Künstler, ein Kunsthandwerker, ein Gelehrter, der Leiter eines Unternehmens bleibt auch bei sechzehnständiger Arbeitszeit noch Mensch, denn eben



seine Arbeitsleistungen sind höchst menschliche Verrichtungen. Der mechanische Arbeiter dagegen ist aus dem angegebenen Grunde nur außerhalb der Arbeit Mensch, muß also eine längere Ruhezeit haben, wenn er Mensch werden oder sein soll. Gegen Kürzung der Arbeitszeit hat zwar auch Tille nichts einzuwenden, aber aus welchem Grunde billigt er sie! Ein Maximalarbeitstag, führt er einmal aus, sei eine sehr gute, die Auslese befördernde Maßregel, weil sie zu einer so intensiven Arbeit zwingt, daß alle „Minderwertigen“ die Arbeit verflören und als Lumpenproletarier zu Grunde gingen, vorausgesetzt, daß nicht etwa eine Arbeitslosenversicherung, die er entschieden verwirft, diesem Prozeß entgegenwirkt. Welcher Unsinn und welcher Frevel, jeden Menschen für minderwertig zu erklären und zum Untergange zu verurteilen, der sich für die Hatz des modernen Erwerbslebens nicht eignet und z. B. mit seinem Gehirn, seinen Augen und seinen Fingern das Tempo der mit Dampf getriebenen Spindeln, die er bedienen soll, nicht innezuhalten vermag! Die dazu erforderliche einseitige Virtuosität ist vom Standpunkte vernünftiger Menschenabschätzung beinahe wertlos. Ein Bauer, der sich nur langsam zu bewegen und langsam zu denken vermag, der aber eine vielseitige Thätigkeit übt, Gemüt und Charakter hat, ist zehumal mehr wert als so ein lebendiger Maschinenteil. Der kühne Mann, der sich unwürdigen Lebensbedingungen nicht fügen mag und Wilddieb wird, ist mehr wert als ein zweibeiniges Arbeitstier. Eine gesittete Familie läßt ein mit chronischen Leiden behaftetes Kind, das gar nichts leisten und nicht einen Pfennig verdienen kann, nicht zu Grunde gehen, sondern pflegt es sorgsam, und wollte sie es auf die Straße werfen, so würde das als Verbrechen bestraft werden, und diese angeblichen Verehrer des Germanentums wollen jeden als einen Minderwertigen zum Untergange verurteilen, der sich nicht zu Lebensbedingungen und Leistungen versteht, denen der echte Germane schon aus Stolz den Tod vorziehen würde!

Und was wäre denn das volkswirtschaftliche Ende einer solchen Entwicklung? Die auf der ganzen Erde verbreiteten, aber als Fabrikarbeiter auf den Hund gekommenen Germanen würden Staaten oder Genossenschaften bilden, und diese würden in rastloser Arbeit Waren häufen, mit denen sie einander unterbieten und die sie einander zuschieben würden, bis sie ein unermessliches Gebirge von Matten, Teppichen, Möbeln, Spielwaren, Handschuhen, Knöpfen, Pianinos, Fahrrädern, Büchern, Damenhüten, Porzellanwaren, Nippsachen, Albums mit Musik aufgehäuft hätten, neben dem sie verhungern würden, weil sie wegen Absatzmangels kein Geld hätten, das Brotgetreide oder das Gebäck zu kaufen, von dem sich ein nicht minder hohes Gebirge, mit Zucker bestreut, daneben erheben würde.

Ich fordere kein Schlaraffenleben, weder für mich noch für andre; ich weiß, daß stramme Arbeit für das Gedeihen des Menschen notwendig ist, und daß ohne sie das Leben auf die Dauer unerträglich wird; ich halte einen

Zustand nicht für wünschenswert, wo von einer Obrigkeit jedem täglich sein Arbeitspensum und sein Futteranteil zugemessen würde und sein Unterhalt bis zum Tode gesichert wäre; ich erkenne den Nutzen, ja die Notwendigkeit des Konkurrenzkampfes an. Aber ich bestreite, daß der Konkurrenzkampf, wie er heute geführt wird, in der Regel die Besten siegen läßt und die Rasse verbessert; ich beklage es, daß alljährlich tausende von Knaben und Mädchen unter dem Namen von Lehrlingen und jugendlichen Arbeitern in Verhältnisse gezwängt werden, wo sie an Leib und Seele zu Grunde gerichtet und kampfunfähig gemacht werden, ehe sie in den Kampf eintreten können; ich erkläre eine Weltwirtschaft für unsinnig und verderblich, die, den natürlichen Boden der Volkswirtschaft preisgebend, das Dasein aller Völker auf die Exportindustrie und auf das Unterbieten jedes durch jeden im Warenaustausch gründen will, und ich halte an dem Smith-Careyschen Ideal fest, wonach die Landwirtschaft die Grundlage der Volkswirtschaft und die Industrie der Hauptsache nach auf den innern Markt angewiesen bleiben soll. Endlich verwerfe ich die roh naturalistische Gesellschaftslehre nicht bloß, weil sie, wie ich bewiesen zu haben glaube, wissenschaftlich unhaltbar ist, sondern weil sie die Menschen zu Tieren erniedrigt; und daß dieser sogenannte Ausleseprozeß die Löwen zu Füchsen, die Füchse zu Arbeitsameisen und wimmelndem Ungeziefer fortentwickelt, ist wahrhaftig nicht geeignet, uns mit den Versuchen seiner theoretischen Rechtfertigung zu versöhnen. Tille will eine Soziologie, die „statt auf lustige Theoreme wie ›Gerechtigkeit,‹ ›Glücksteigerung,‹ ›sittliche Forderung,‹ auf Erfahrung und Beobachtung sich gründet.“ Nun, das allererste, was uns Erfahrung und Beobachtung lehren, ist, daß der Mensch nach Glück verlangt, und daß er sittliche Forderungen erhebt, darunter die der Gerechtigkeit. Wissen wir erst einmal, daß das Verlangen nach Glück ungestillt und jede sittliche Forderung unbefriedigt bleiben muß, daß das alles nur lustige Theoreme und Einbildungen sind, dann kann uns die Soziologie und alle sonstige Wissenschaft gestohlen werden; die Menschen sind dann nichts als abscheuliche, furchtbare Raubtiere und Ungeziefer, und die Welt ist kein Kosmos, kein „Schmuck“ mehr, sondern eine Frage. Ob ein Haufen Silberstücke so oder so in Häuflein geteilt wird, ist das gleichgiltigste von der Welt; Bedeutung für uns erhält es ganz allein durch die Frage, ob die Teilung den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht. Wie viel Centimeter die Oberflächenpunkte eines Steinblocks von einander entfernt sind, ist an sich vollständig gleichgiltig; Interesse aber bekommen die Maße für uns, wenn ihre Gesamtheit dem Steine die Gestalt eines Apollo verleiht, weil dessen Anblick unser Glücksgefühl erhöht. Das ganze Weltall wäre für uns nichts als ein großer Haufen Kot und könnte uns nicht veranlassen, darüber nachzudenken, und es zu untersuchen, wenn nicht aus ihm selbst wie aus dem Nachdenken darüber Menschenglück erblühte. In der Einleitung zu Huxleys Essays schreibt Tille, an Goethes

Metamorphose der Pflanzen und Metamorphose der Tiere seien die Zeitgenossen verständnislos vorübergegangen, „während sie Schiller zujauchzten, wie er im Verschleierte Bild zu Sais die mittelalterliche Vorstellung von der Gottgefälligkeit des Nichtforschens, des Sichbescheidens mit seiner Unwissenheit verherrlicht.“ Woher weiß Tille, daß die genannten Werke Goethes unverstanden geblieben sind? Ich selbst habe sie mit Entzücken gelesen, lange ehe ich Darwin kennen gelernt habe, und ich vermute, daß sie tausenden vor mir ebenso gut gefallen haben. Was aber das verschleierte Bild anlangt, so ist es zunächst nicht wahr, daß man im Mittelalter das Nichtforschen für gottgefällig gehalten habe; sind doch die Scholastiker die kühnsten Forscher gewesen. Dann aber hat Schiller offenbar nicht das Forschen für Gott mißfällig erklären, sondern bloß aussprechen wollen, daß die Lösung des Welträtsels möglicherweise nicht beglückt; und darin hat ihm der Verlauf der wissenschaftlichen Entwicklung recht gegeben: sowohl die Wirklichkeit, die uns Darwin, wie die, die Schopenhauer enthüllt hat, ist ein Scheusal, und es bleibt uns nur übrig, zu glauben und zu hoffen, daß das von ihnen enthüllte Stück Wirklichkeit nicht die ganze Wirklichkeit sei.

Mit hoher Freude hat es mich erfüllt, zu finden, daß Huxley weit mehr der von mir geteilten idealistischen Auffassung zuneigt als der Tilles. Die letzten vier der von diesem deutsch herausgegebenen Essays sind ziemlich frei von solchen volkswirtschaftlichen Schnitzern, wie sie an den ersten dreien gerügt werden mußten (siehe Heft 1 der Grenzboten) und führen u. a. folgende Sätze aus: Entwicklung ist keine Erklärung des Naturgeschehens, sondern nur „eine verallgemeinerte Angabe über die Wege und Ergebnisse dieses Geschehens“ (S. 227). An dem Troste, daß der schreckliche Daseinskampf doch endlich auf etwas gutes hinauslaufe, und daß der Vorfahr mit seinem Leiden für die größere Vollkommenheit der Nachkommen zahle, an diesem Troste wäre etwas, „wenn das heutige Geschlecht nach chinesischer Weise seinen Vorfahren seine Schuld abzutragen vermöchte. Sonst bleibt unklar, welchen Ersatz für seine Leiden der Gohippus damit bekommt, daß ein paar Millionen Jahre später ein seiner Nachkommen den Preis im Derbyrennen davonträgt.“ Dazu ist es noch „ein Irrtum, die Entwicklung zeige eine beharrliche Tendenz zu gesteigerter Vollkommenheit“ (S. 189 bis 190). Der Wilde „sicht den Daseinskampf bis zum herben Ende aus wie jedes andre Tier, der sittliche Mensch weicht seine beste Kraft dem Ziele, diesem Kampfe Grenzen zu setzen“ (S. 193). Der zivilisierte Mensch stellt dem Naturzustande einen Kunstzustand entgegen, der Wildnis einen Garten, in dem die natürliche Auslese nicht mehr walten darf, sondern der Mensch nach den Forderungen seiner Vernunft ausliest und austrottet (S. 229 ff.). Trotzdem daß das sittliche Walten unter Umständen mit dem Naturwalten in Einklang stehen kann, bleibt es doch im allgemeinen wahr, daß es „dem Naturwalten grundsätzlich zuwiderläuft und die Tendenz

hat, die am besten für den Sieg in diesem Kampfe eignenden Eigenschaften zu unterdrücken“ (S. 245). Der Tauglichste ist nicht der Beste. Wenn auf unsrer Halbkugel noch einmal eine Eisperiode eintreten sollte, würden immer vorkommene und niedrigere Organismen als die tauglichsten überleben und zuletzt nur noch Flechten und Algen übrig bleiben (S. 285). In der menschlichen Gesellschaft fehlt bis jetzt eine „Maschinerie,“ die das Aufsteigen der Begabten in höhere Schichten und das Hinabsinken der Unbegabten in niedere besorgen könnte (S. 157). Aus der Entwicklungslehre kann keine Ethik abgeleitet werden; Sittlichkeit ist das Gegenteil von Natur (284 und 286). „Wir müssen es als ein für allemal ausgemacht betrachten, daß der sittliche Fortschritt der Gesellschaft nicht von dem Nachahmen des Naturwaltens und noch weniger von der Flucht davor zu erwarten ist, sondern von dem Kampf gegen dieses Walten“ (S. 287). Der Zustand des auf Exportindustrie angewiesenen Volkes ist unbefriedigend und unsicher; „wir sind nicht nur ein Volk von Krämern, sondern wir sind bei Strafe des Hungers gezwungen, es zu sein“ (S. 198). „Wer mit der Lage der Bevölkerung der großen Industriemittelpunkte in England oder anderwärts vertraut ist, der weiß auch, daß unter einer großen und immer noch wachsenden Masse jener Bevölkerung das Elend unumschränkt herrscht“ (S. 202). Da Huxley, soviel man sehen kann, an einen persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit der Seele nicht geglaubt hat, so mußte er beim Anblick der Zustände seines Vaterlands jenem Pessimismus verfallen, den die berühmte Stelle vom Kometenschweife ausdrückt (S. 147). Da sie sehr gut das entschleierte Bild zu Sais zeigt, das jeder folgerichtige Jünger Darwins im entscheidenden Augenblick zu sehen bekommt, so wollen wir sie zum Schluß hersehen. „Ich trage kein Bedenken, der Ansicht Ausdruck zu verleihen, daß ich, falls wirklich keine Hoffnung auf eine umfassende Verbesserung der Lage der Mehrheit der menschlichen Familie besteht . . ., die Ankunft eines freundlichen Kometen, der die ganze Weltgeschichte wegsegte, als erwünschtes Ende willkommen heißen würde. Was für Vorteil bringt es dem menschlichen Prometheus, daß er das Feuer vom Himmel gestohlen hat, damit es sein Sklave sei, und daß ihm die Geister der Erde und der Luft gehorchen, wenn ihm denn doch der Geier der Bettelarmut die Eingeweide zerfleischen und ihn an dem Rande des Verderbens festhalten soll?“







## Sudermanns biblische Tragödie Johannes

Heuschrecken und Honig pur,  
Alter Herr, sind gänzlich wider meine Natur!



Die vorstehenden Worte, die Offerus, nachmals Sautt Christophorus, in der hübschen Legende von Friedrich Kind zu dem Einsiedler spricht, der einen andern Johannes aus ihm machen will, können mit gutem Grund auf den Dichter der neuesten Tragödie „Johannes“ angewandt werden. Ein Gefühl der Bestremdung darüber, daß sich der Verfasser der Romane „Frau Sorge,“ „Der Katzensteg“ und „Es war,“ der Dramen „Ehre,“ „Heimat“ und „Das Glück im Winkel“ auf das Gebiet des biblischen Dramas begeben habe, erwachte bei der ersten Kunde von diesem „Johannes“ überall. Dann kam dem Verfasser das Verbot der Aufführung des „Johannes“ zu Hilfe, wobei unsre Behörden wieder einmal ihr Ungeschick gezeigt haben, das sie immer haben, wenn sie in Angelegenheiten der Kunst und Litteratur eingreifen. So entspann sich denn über das Werk, das keiner kannte, dem nicht Sudermann unmittelbar einen Einblick gegönnt hatte, eine Zeitungspolemik voll leidenschaftlicher Erörterungen. Hatten diese keine andre Frucht, so dienten sie doch als Reklame für die Dichtung, deren Aufführung endlich Mitte Januar dieses Jahres am Deutschen Theater in Berlin und am Hoftheater zu Dresden an demselben Abend erfolgte. Unmittelbar zuvor war „Johannes“ auch im Buchhandel veröffentlicht worden;\*) und daß schon die ersten Exemplare, die in irgend jemandes Hände gelangten, die Bezeichnung zehnte und elfte Auflage trugen, gehört zu den Begleiterscheinungen, mit denen die „Sensationen“ auch bei uns aufzutreten allmählich gelernt haben. Jedenfalls sind einige tausend Exemplare der Dichtung gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ausgabe verbreitet worden, und da inzwischen andre Theater denen von Berlin und Dresden mit der Darstellung nachgefolgt sind, so darf man heute wohl von „Johannes“ wie von einer schon bekannten und leicht zugänglichen Dichtung sprechen und gleich hinzufügen, daß die Sudermannsche Tragödie immerhin ein Recht auf allgemeine Teilnahme und auf ernste, eingehende kritische Würdigung hat, wennschon nur wenige Hörer,

\*) Johannes. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel von Hermann Sudermann. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1898.

Leser und Beurteiler in den Triumphgesang einstimmen werden, mit dem ein paar enthusiastische Verehrer das Werk begrüßt haben.

Die Fragen liegen nahe, wie kommt Hermann Sudermann, der Modernste der Modernen, zu Johannes dem Täufer, warum haben gerade ihn die einfachen Berichte des Matthäus- und Markusevangeliums über den Wüstenprediger und den Vorläufer Christi so tief ergriffen, wo liegen die Fäden, die von den früher den Dichter beherrschenden Empfindungen zu den gegenwärtigen leiten, inwiefern hat der Schilderer jüngster Sitten und Unsitten in der Zeit des irdischen Wandels des Erlösers einen Spiegel für Menschenleben von gestern und heute erkannt? Es ist zwar schon lange offenbar, daß sich gerade die Schriftsteller des jüngsten Deutschland, denen es um größere Entwicklung zu thun ist, und die sich von der Enge und Einseitigkeit der bloßen Augenblicksdarstellung bedrückt fühlten, nach verschiedenen Seiten über diese Schranken hinausstreben; und Hermann Sudermann selbst hat in einem Vortrage auf dem Dresdner internationalen Literaturkongreß die Losung verkündet, daß es gelte, „sich durch den Wust der schwergeplagten Zeit durchzuringen, den Bann der Trostlosigkeit zu brechen und aufatmend zu klarern Höhen der Menschenbeurteilung hinaufsteigen.“ Aber nicht jeder kann jedes, und der erste Versuch, neben dem Wust der Zeit auch ein Stück Vergangenheit im großen Stile zu verkörpern, den Sudermann in seinen „Morituri“ wagte, war keineswegs verheißend ausgefallen. Der totgeweihte Ostgotenkönig nahm sich neben dem Dragonerleutnant Frizchen und seinem Vater, dem Herrn Major, die beide „dem Wust und der Trostlosigkeit“ der Gegenwart entstammten, denn doch wie „purer, purer Schneiderscherz“ aus. Die Gewöhnung, niemals die Menschheit und das Menschenschicksal und immer nur die Gesellschaft von heute und die Konflikte zu schauen, die aus dem Gegensatz von Proletariat und Proletentum erwachsen, läßt sich nicht so leicht überwinden, und das Goethische Wort: „Er ist nicht dabei hergekommen“ kann eben auch auf den Dichter angewandt werden. Auf der einen Seite ist gewiß, daß manches gewagt werden muß, daß es ohne einige Gewalttätigkeit schon nicht mehr abgeht, wenn man auf den natürlichen Boden der großen Dichtung, als einer Weltwiedergabe und Welt Darstellung, zurückgelangen will. Auf der andern ist es klar, daß Sudermanns „Johannes“ keineswegs bloß ein Werk des Vorsatzes und willkürlicher Stoffwahl ist, sondern daß nur allzuviel Einflüsse der den Dichter zunächst umgebenden Atmosphäre einen unbewußten und viel stärkeren Anteil daran haben, als jener sich träumen ließ. Leute, die gern das Zeichen für die Sache nehmen, erkennen im „Johannes“ ein Zeugnis für die wachsende Gewalt der religiösen Sehnsucht und Bewegung, die allmählich wieder alle Schichten unsers Volkes und namentlich auch die Kreise der Gebildeten zu durchdringen anfängt. Ernst- und Wohlmeinende wollen in der Tragödie wenigstens eine Abrechnung mit der subjektiven Überhebung der „Herrennatur“ erkennen, die seit einem

Zahrzehnt das große Wort in der Poesie gewesen ist. Und wieder andre versichern lachend, daß der Verfasser auch in dem neuen Werke vollkommen der Alte sei und das alte Spiel mit Glück fortsetze, den bunten gleißenden Stein der Decadence so zu drehen und zu wenden, daß er neue Strahlen in müde Augen und matte Seelen wirft. Ehe wir uns fragen, wie Sudermann zu dieser Tragödie gekommen ist, und untersuchen, welche Kräfte und Stimmungen in ihr überwiegen und wirken, vergegenwärtigen wir uns die Anlage, die Entwicklung und den Ausgang des „Johannes.“

Die Tragödie beginnt mit einem Vorspiel, das uns in eine wilde Felsengegend in der Nähe Jerusalems führt. Zu Johannes, der in dieser Wüste verweilt, drängen sich die Armen, die Sichtbrüchigen, die Verzweifelten aus ganz Israel, in ihm ist das alttestamentarische Prophetentum neu verkörpert. Wohl sagt er, daß das Wasser seiner Taufe nur „armes Wasser der Buße“ sei. „Der aber nach mir kommt, der wird euch mit dem Geist und mit Feuer taufen“; wohl wehrt er seinen Anhängern, ihn selbst für den Verheißenen zu halten, wohl fordert er, daß sie schweigend des Messias harren und bis dahin das Unkraut jäten, das wuchert und frisst an ihrem Leibe, aber er verkündet ihnen auch mit gewaltigen Worten, „wenn der Tag seiner Ernte wird gekommen sein, dann wird er nach eigenem Willen vor euch erscheinen, leuchtend als König der Heerscharen! Und die vier Cherubim vor ihm her, auf gepanzerten Rossen — mit flammenden Sichel — zu mähen und zu zerstampfen.“ Und wie ihm berichtet wird, daß neue Schmach über Israel kommen soll, daß Herodes, der Riersfürst von Galiläa, sich mit Herodias, dem entlaufnen Weibe seines Bruders Philippus, nächsten Tags vermählen, daß er sie in den Tempel in den Vorhof der Weiber einführen will, daß Unterhändler zwischen der Ehebrecherin und zwischen Hohepriestern und Priestern hin- und hergehen, um Herodias einen feierlichen Empfang zu sichern, da flammt der Prophetenzorn in Johannes empor, er erklärt, daß er ein priesterliches Wort „im Namen dessen, der da kommen soll, und dem ich den Weg bereite mit meinem Leibe!“ reden und nach Jerusalem kommen wird. In Jerusalem beginnt dann auf einem Platze vor dem Palast des Herodes der erste Akt der Tragödie. Der Prediger aus der Wüste, den die Pharisäer und alle Buchstabengläubigen des alten Gesetzes grimmig hassen, hat mit seinen Reden die Volksmassen in der Stadt gewaltig erregt, er erweist sich als unantastbar für die Tücken und Listen seiner Feinde. In ihm selbst aber ist unruhige Sehnsucht, in seine Felsenwüste zurückzukehren, und das dumpfe Verlangen nach dem, der kommen und stärker sein wird als er. Im Zusammenprall mit den Werkheiligen, die er haßt, spricht Simon der Galiläer das Wort: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe.“ Und wie er dies Wort vernommen hat, weiß Johannes auch, daß „dies Wissen deines Herzens, einfältig und fürchterlich, vor dem mir grauet.“ nicht aus der Seele des einfachen Galiläers stammt; unbekümmert um den Brunkenzug des

Herodes und alles andre hat er nur den einen Gedanken, den Galiläer wieder zu sehen und mehr über die ihm neue Lehre von der Liebe zu vernehmen.

Der zweite Akt versetzt uns ins Innere des Palastes des Herodes. Salome, die Tochter der Herodias, eine frühreife Schönheit, die „die Männer liebt, wie sie sind,“ die von ihrer Mutter Herodias das Blut des großen Herodes geerbt hat, die schon jetzt weiß, daß sie ihrem Oheim und künftigen Stiefvater nicht übel gefällt („Ich hab's wohl gemerkt, daß er verstohlene Blicke nach mir sandte. Wenn meine Mutter mich schilt, dann weiß ich, womit ich sie ärgerer!“), wird durchs Fenster auf die Erscheinung Johannes des Täufers aufmerksam, der kraftvolle, unbeugsam stolze Prophet behagt ihr beim ersten Blick, und nachdem sie die Begrüßung ihrer Mutter mit Herodes belauscht hat, in der sich die dämonische Frau die feige und doch brennend ehrgeizige Natur des Vierfürsten unterwirft, wird Johannes in den Palast eingeführt. Eigentlich hat ihn Herodias rufen lassen, um ihn zu gewinnen oder gefangen zu nehmen, aber ehe sie vor den zornigen Propheten tritt, beginnt Salome ihr Spiel mit Johannes, den sie an sich reißen, an sich fetten möchte mit allen Mitteln. Im Rausch der Phantasie und der erregten Sinnlichkeit ruft sie Johannes zu: „Und kämest du mir entgegen in Feuerflammen, so will ich meine Jugend nicht beweinen zwei Monden lang, ich will die Arme nach dir recken und rufen: vertilge mich, Flamme, nimm mich auf, Flamme!“ Und wie sie Johannes mit dem schlichten Zuruf „Gehe!“ von sich hinwegweist, da stürzt sie an die Brust ihrer eintretenden Mutter, die dem Propheten erklärt, dies Kind sei ihres Schicksals Genossin. Auch sie versucht Johannes für sich zu gewinnen und fragt ihn, ob sein Herz nicht vor Salomes süßer schleierloser Jugend gezittert habe. Und als ihr der Täufer die Worte: „Buhlerin ist dein Name, und Ehebrecherin steht auf deiner Stirn geschrieben!“ ins Gesicht schleudert und ihr den Grimm des Volks androht: „Wenn du die Hohen und Mächtigen beugest zum Schemel deiner Lüfte, so reiße ich die Armen und Niedrigen in deinen Weg, daß sie dich zermalmen unter ihren Sohlen!“ da ruft Herodias wohl ihre Wachen, aber sie läßt, vom Blick des Propheten überwältigt, Johannes nicht in den Kerker, sondern auf die Gasse, von der er hergekommen ist, zurückführen. Jung Salome aber, die ihrer Mutter rasch über den Kopf wächst, jauchzt Johannes nach: „Du kamst in Feuerflammen!“

Der dritte Akt beginnt im Hause Josaphats, eines Jüngers des Johannes. In Johannes Seele wird das Verlangen nach Kunde aus Galiläa über den, der da kommen soll, stündlich mächtiger. Noch bekämpft er die verworrenen, seinen Prophetentroz bedrohenden dunkeln Regungen des Innern mit dem wilden Ausruf: „Wißt ihr, in welches Gewand sich die Sünde vornehmlich kleidet, wenn sie unter die Leute geht? Saget Hoffart, saget Haß, sagt, was ihr wollt, und ich werde eurer lachen. Hört und behaltet es: Liebe nennt sie



sich am liebsten. Alles, was klein ist und sich duckt, weil es klein ist — was die Brosamlein von seinem Tische wirft, um nicht mit den Broten zu werfen — was die Gräber zudeckt, damit sie heimlich stinken — was sich den Daumen der linken Hand abhackt, damit er zum Daumen der Rechten nicht sage: hüte dich, das alles heißen sie Liebe. Und Liebe heißen sie, wenn im Frühling die Esel brünstig werden und die Hindinnen schreien!“ Noch vermiszt er sich, mit seinem Horn den Herodes samt seiner Herodias zu zerschmettern; er ruft das Volk zur Steinigung des ehebrecherischen Paares auf, aber alles schon wie im Traum, mehr von seinen Anhängern, als vom eignen Verlangen gestachelt. Und dabei verlangt er fortwährend nach Galiläern und vernimmt, als im Vorhof des Tempels endlich ein paar Fischer vom See Genesareth vor ihm stehen, staunend und erschüttert, daß dort Jesus von Nazareth „Thorheiten“ lehrt wie: „wir sollen unsre Feinde lieben, segnen, die uns fluchen, und bitten für die, die uns verfolgen.“ Da versinkt Johannes in einen Zustand, in dem ihm die Ankunft des Vierfürsten und seines Weibes kaum zum Bewußtsein kommt, in dem ihm seine Anhänger den Stein, den er nach dem Paare werfen soll, in die Hand drücken müssen. Während Herodias entschlossen dem Gemahl zuruft: „Laß den dort ergreifen, sonst ist es dein Tod und der meine!“ versucht Johannes sich zu erheben: „Im Namen dessen — der mich — dich — lieben heißt!“ läßt den Stein seiner Hand entfallen, wird von den Dienern des Herodes die Tempelstufen herabgerissen und gefesselt. Unter Weherufen stiebt das Volk aus einander. Im Gefängnishof, der an die Palastgärten in Herodes galiläischer Residenz anstößt, begegnet beim Beginn des vierten Aktes Salome ihrem Stiefvater und stimmt ihm mit verlockenden Künsten zur Milde gegen den gefangnen Propheten, den sie und den er, der kleine Tyrann, noch immer für sich zu gewinnen hofft. Nachdem Johannes die Ketten abgenommen sind, setzt er den Überredungen des Vierfürsten die ruhige Verachtung entgegen: „Für dich giebt es kein Empor. Du trägst die Zeit, die vor dir war und mit dir ist, als ein eiterndes Mal auf deinem Leibe. Brennest du nicht von all ihren giftigen Gelüsten? Wardst du nicht lahm von all ihrem unmutigen Wollen? Und möchtest gar auf Höhen steigen. Bleib auf deinem Markte und lächle!“ Er hat für die erneuten Lockungen Salomes, die sich ihm rückhaltlos anbietet und von sich selbst sagt, daß sie süß wie die Sünde sei, nur sein stolzes „geh!“ sodasß die üppige Fürstentochter in Wut und Scham aufschreit: „Wirfst du mich fort? Wirfst du mich fort?“ Johannes, dem die Freiheit gelassen ist, mit seinen Jüngern zu verkehren, von denen aber nur wenige bei ihm ausgehalten haben, der ein Flügeltrauschen über sich zu hören glaubt, der bereit ist, den Segen von der Höhe zu empfangen, sendet die letzten beiden Getreuen mit der Frage an Jesus von Nazareth: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“

Beim Beginn des fünften Aktes sieht man den Täufer noch in derselben Lage;

gefangen, ohne gefesselt und eingekerkert zu sein, harret er mit leidenschaftlicher Sehnsucht der Rückkehr seiner Boten, indes das vernichtende Wetter über ihn heraufzieht. Herodes der Vierfürst hat hohen Besuch, Vitellius, den römischen Legaten von Syrien, zu gewärtigen; er muß alles thun, um den verwöhnten und blasirten Römer zu unterhalten, er wünscht, wünscht, wie ihm Herodias auf den Kopf sagt, auch für sich, daß seine Stieftochter Salome im Tanz alle ihre Reize entfalte. Herodias läßt den elenden Gemahl nicht im Zweifel, daß die Erfüllung seines Verlangens einen Preis habe, und stachelt dann ihre Tochter an, das Haupt Johannes des Täufers auf einer goldnen Schüssel zu fordern; es bedarf der Anstachelung kaum, denn in Salome tobt die Wut, daß der Prophet sie verschmäht hat, und sie lechzt gieriger nach seiner Demütigung als ihre Mutter nach seinem Blute. Sie tanzt vor der Tischgesellschaft des Herodes und berauscht den Vierfürsten so, daß er ihr schwört, zu gewähren, was sie begehrt, sie ruft nach dem Haupte des Johannes, Herodes zuckt zusammen, aber Weib, Tochter und römischer Gast mahnen ihn, daß er geschworen habe, die Wünsche der schönen Tänzerin zu erfüllen. So wird denn Johannes gerufen, um die Ankündigung zu vernehmen, daß seiner Tage Abend gekommen sei, und daß er, so leid es Herodes auch ist, auf der Stelle des Todes sterben müsse. Der Täufer begehrt eine Frist, nur bis die Boten, die er entsandt hat, heimkehren, Herodes sagt ihm: „Das Mägdlein mußt du bitten! Wisse, in seiner Hand ruhet das Häuflein Zufall, das du Leben heißest.“ Doch ehe es zu dieser Demütigung kommt, stürzt der Kerkermeister herein, kündigt an, daß die Freunde des Gefangnen zurückgekehrt seien und zu ihm wollten, Vitellius der Legat ruft lachend: „Leurer, dies ist die ergößlichste Aufführung, die mir bei Tische je geboten wurde. Laß kommen, laß kommen!“ Manasse und Amarja, die Sendboten des Johannes, treten ein, verkünden ihm, daß sie Jesus von Nazareth gesehen hätten, und daß er ihnen gesagt habe: „Geht hin und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Und sie fügen hinzu, daß er noch gesagt habe: „selig ist, der sich nicht an mir ärgert.“ Da bekennt der Täufer überwältigt: „Ich habe mich an ihm geärgert, denn ich erkannte ihn nicht! Die Schlüssel des Todes — ich hielt sie nicht; die Wagschalen der Schuld — mir waren sie nicht vertrauet. Denn aus niemandes Munde darf der Name Schuld ertönen, nur aus dem Munde des Liebenden. Ich aber wollte euch weiden mit eisernen Ruten. Darum ist mein Reich zu Schanden worden, und meine Stimme ist versieget!“ Er sieht mit gen Himmel gerichteten Blicken in erhabner Vision den Fürsten des Friedens, blickt lächelnd über Salome, die noch immer auf seine Bitte um Gnade wartet, hinweg und läßt sich zum Richtblock führen. Salome lauscht hinaus, schreit auf, und mit Grauen sehen die im Saal zurückbleibenden, daß sie draußen im Vorhof mit dem Haupte des

Johannes auf goldner Schüssel, das man ihr gebracht hat, zu tanzen beginnt. Sie stürzt, und das Haupt rollt in den Sand. Herodias geht ihr ruhig nach und kommt mit der halb ohnmächtigen Tochter im Arm zurück, Salome stammelt im Abgehen einige Worte, die darauf hindeuten, daß sie hinfort der Wahnsinn umfassen wird; die im Saale noch bleibenden aber hören ein jauchzendes Brausen und Getümmel, das sie schon lange vernommen haben, immer stärker anschwellen, die Vorhänge des Saals nach der Straße werden geöffnet, und mit „Hosianna dem König der Juden!“ rauscht drunten die palmenschwingende Masse, die den Einzug Christi feiert, vor den Augen des verstummenden Herodes, der von einem Blick des Erlösers getroffen scheint, vorüber.

So der Verlauf. Schon aus dem einfachsten Bericht läßt sich erkennen, daß die Tragödie an einem schlechtlin unüberwindlichen Gebrechen leidet, daß die Haupthandlung, der große innere Hauptkonflikt, nur in einzelnen, gleichsam blickartig aufzuckenden Augenblicken sichtbar hervortritt, sonst aber nur in der Seele des Johannes vorgeht, daß darüber die untergeordnete Nebenhandlung, der Kampf des Täufers und Bußpredigers mit der Familie des Herodes in den Vordergrund tritt, die theatralische Wirkung vollständig usurpiert und Dreiviertel namentlich der Zuschauer zur Hauptsache wird. Daß Spieler und Gegenspieler in diesem Falle Johannes und Jesus von Nazareth sind, rechtfertigt einigermaßen (den höchsten dichterischen Maßstab angelegt, keineswegs zureichend) die Kompositionsweise der Tragödie, bei der der Gegner und Überwinder des Täufers nicht verkörpert erscheint. Ein Dichter, der den Stoff in seiner Tiefe erfassen und zu höchster Wirkung erheben wollte, könnte freilich kaum anders als Johannes und Christus einander gegenüberstellen. Der erfahrene Dramatiker, der gesehen und gehört werden will, muß aus naheliegenden Gründen darauf verzichten, ja der kann sich selbst vorstellen, daß das Ringen seines Helden mit einer neuen Macht, einem neuen Geist, deren Hauptträger nicht sichtbar wird, etwas eigentümlich Ergreifendes habe. Auf alle Fälle aber durften diese Macht und dieser Geist nicht bloß in einzelnen rasch verhallenden Lauten, in flüchtig auftauchenden und rasch wieder verschwindenden Erscheinungen, wie der Galiläer des ersten Aktes, wie Mesulemeth und die Fischer vom See Genesareth des dritten Aktes, vertreten sein, sondern in ein paar großen und entscheidenden Szenen mußte, in irgend einer von der neuen Lehre erfüllten Gestalt, die Gegenüberstellung erfolgen. Johannes, dessen herrisches, siegesstarkes Prophetentum durch die Lehre von der Liebe überwunden werden soll, ist von vornherein viel zu leicht beweglich, viel zu rasch ergriffen und erschüttert. Die Überzeugung, daß ein Größerer nach ihm kommen wird, paart sich doch mit der andern Überzeugung, daß der Messias, der Herr kommen wird „als König der Heerscharen, mit goldnem Panzer angethan, das Schwert gerecht über seinem Haupt“; um sie zu besiegen, bedarf es stärkerer

Mittel und Zeugnisse als die, die in Sudermanns „Johannes“ angewandt werden. Der Herrenmensch, der sich das Recht zuspricht, zu vernichten, was er faßt, der der Herodias noch mit der Steinigung droht, als sie ihm schon gesagt: „wer sich vermessen will, über Menschen ein Richter zu sein, der muß Teil haben an ihrem Thun und menschlich sein unter Menschen!“, der wird nicht von eines fernen Windes Rauschen, sondern nur vom Sturm, der in die eigne Seele braust, ergriffen und umgestimmt; nicht in Träumen und Gesichten, sondern Auge in Auge mit einer höhern Gewalt, die ihn beugt und niederwirft, mag er umgewandelt werden. Da nach der Absicht des Dichters diese Wandlung der Angelpunkt der ganzen Tragödie ist, so sehr, daß ihr gegenüber der Tod durch die Laster und Lüste des kleinen galiläischen Tyrannenhauses seinen Stachel verliert und für Johannes selbst eine Erlösung ist, so empfindet man das Schwankende, Schillernde, Unsichre, Ureife der Motive und der entscheidenden Vorgänge doppelt.

Viel klarer und deutlicher ausgearbeitet als das Verhältnis des Täufers zu Christo, in dessen Namen er wirken will, zu seinen Jüngern und dem erregten jüdischen Volke sind die Vorgänge und die Gestalten am Hofe des Vierfürsten. Die Stellung des jüngern Herodes, der nach der Krone und Macht seines großen Vaters mehr schielt, als sie im Auge hat, zwischen den Römern und den Juden, das Verhältnis zu Herodias, das franke Gelüst nach der ausblühenden Stieftochter Salome, der geheime Kampf zwischen Mutter und Tochter, in dem Herodias schließlich die Tochter wie den Gemahl zwingt, die Werkzeuge ihrer Rache zu werden, die süppige Lebenshaltung, die in dem dem römischen Legaten gegebenen Feste ihre höchste Steigerung erreicht, der Pöhl schlimmer Gedanken, begehrllicher Träume und häßlicher Lügen, der sich unter der gleißenden Hülle fürstlichen Wohllebens birgt, das ganze Wesen von lauernder Feigheit, von Eitelkeit, Grausamkeit und Wollust sind mit sichern Zügen und kräftigen Farben gemalt. Selbst die Episodenfiguren dieser der großen Sehnsucht des Johannes entgegengesetzten kleinen Wirklichkeit, Herodes Rhetor Merokles und sein Narr Gabalos, der Kerkermeister, die Gespielinnen der Salome, treten deutlicher vor unsern Blick als die Jünger des Johannes, die Bürger von Jerusalem und die Priester des Tempels. Bis zum großen Haupt- und Glanzeffekt dieser Welt, dem berauschten Tanze der Salome, wird das Interesse an diesem Teil der Handlung mit hundert kleinen Künsten erhöht, es überwächst rasch die Teilnahme, die der Wüstenprediger erweckt, es birgt den prickelnden Reiz sinnlicher Spannung und hinterläßt schließlich eine Empfindung, als ob dies der eigentlichste und wesentlichste Zweck des Ganzen gewesen sei. Das Publikum, das den Johannes und sein kamelhärnes Gewand ziemlich langweilig findet, ergötzt sich an den Schleiern und goldnen Schuhen der Salome und wird erst durch den im Hintergrund vorüberauschenden Einzug Christi wieder daran gemahnt, daß doch eigentlich von etwas anderm



die Rede sei, als von der Rache einer kleinen lästernen jüdischen Prinzessin für freigebig dargebotne und schönöd verschmähte Liebe.

Versucht man sich zu vergegenwärtigen, wie auch in dieser biblischen Tragödie die Lust an der Decadence und Decadenceschilderung den ursprünglichen Vorsatz überwältigt hat, so braucht man nur zu vergleichen, in welchem Verhältnis das Premierenpublikum zu ernstern Problemen und Zielen steht und andererseits zum Wohlgefallen am Schimmer der Lebewelt und dem Hautgout überreifer Luxuskultur; man braucht sich nur zu erinnern, wie abhängig sich Sudermann von den Neigungen, Vorurteilen und Bedürfnissen der Zehntausend gemacht hat, die ganz Berlin vorstellen und ganz Deutschland vorstellen möchten. Nun ja, der große Zarathustra-Nicksche und Professor Harnack mit seinen Forschungen über die altchristliche Litteratur und der Oberstleutnant von Egidy mit seiner Reform des Christentums und Tolstoi mit seiner interessanten Asefe und zwanzig ähnliche Erscheinungen fallen eben auch in den Gesichtskreis dieser Tonangehenden, sie haben Stunden, in denen es ihnen vorkommt, als wäre es ihnen um die Erneuerung von innen heraus zu thun, als würden sie einem neuen Johannes, der im Grunewalde oder der Kölnischen Heide hauste, zujauchzen. Aber am leyten Ende kann man doch seine Tage und Abende nicht mit diesen Fragen zubringen, kann seine Augen nicht vor allem verschließen, was lebendig in Reiz und Glanz dahin wandelt, muß an dem flutenden Leben Anteil nehmen, das nicht immer ideal und erhebend sein mag, aber immer mannigfaltig, pikant und wechselvoll ist. Ob ein Johannes je erscheinen wird, ist mindestens noch zweifelhaft, einstweilen aber findet sich eine Herodias samt ihrem Töchterlein in jedem zehnten, ein Herodes mit seinen Merokles und Gabalos in jedem dritten Hause im Westend. Bewußt und unbewußt haben es diese Stimmungen und Betrachtungen über den Dichter davon getragen, unvermerkt sind die spannenden, schillernden Szenen aus der Fäulnis des herodianischen Hofes immer wichtiger geworden, instinktiv hat er empfunden, daß die theatralischen Wirkungen am Farbenglanz der Szenen des zweiten, vierten und fünften Aktes hängen, daß der Naturalismus unsrer neuesten Darstellungskunst lieber in Pracht und Prunk gehüllt ist, als in schlichter Tracht einherwandelt. Wie auch die Johannedragödie ursprünglich angelegt sein mochte, was sie eigentlich wirken sollte — unwillkürlich lenkt sie wieder in die Bahnen der sinnlichen Schilderung ein und läßt einem Eros, der keine Psyche sucht, wenn nicht das entscheidende, so doch das vernehmlichste, verständlichste, das schmeichelndste Wort.

Es ist vollständig hoffnungslos, auf diesen Wegen die Erneuerung, die Wiedergeburt der Tragödie, ja irgend einen bleibenden Gewinn für unsre poetische Litteratur zu suchen. Bevor die Dichter nicht den Mut gewinnen, sich über die versumpfte Modernität zu erheben, die von aller Wahrheit der Welt und Wirklichkeit nur die Wahrheit des Verfalls sieht und begreift, kann

das Erfassen großer Stoffe ihnen und uns nicht frommen. Der „Johannes“ wäre wahrlich dazu angethan und auch darauf angelegt, einen andern Eindruck zu hinterlassen, als den unheimlichen zügelloser Weiblichkeit in Herodias und Salome. Nichts destoweniger ergiebt sich dieser als der stärkste, der bleibende und nachwirkende der biblischen Tragödie. Auf dem Theater natürlich noch mehr als beim Lesen. Doch wird auch dem Leser nicht entgehen, daß Sudermann seine eigentümlichste Kunst, sein individuelles Ausdrucksvermögen gerade in den schwülen Szenen entfaltet, in denen der Täufer den Frauen wohl starr und stolz genug gegenübersteht, aber die poetische Lichtführung des Dichters ihren Strahl auf die Häupter von Herodias und Salome ergießt. Selbst beim Todesgang des Johannes erfährt uns der Schauer des Unnennbaren nicht, der diesen Abgang begleiten müßte; die naturwahre Schilderung üppiger und üppig aufgeputzter Wirklichkeit trägt über das beabsichtigte, doch nicht aus der innersten Natur des Dichters strömende religiöse Pathos den Sieg davon.

Auch in die Sprache hinein erstreckt sich, wie namentlich der Kritiker des „Dresdner Journals“ hervorgehoben hat, die Zwiespältigkeit dieser Dichtung. „Es ist das Recht des Dichters, die aus den biblischen Büchern stammenden edeln Bestandteile seiner Sprache mit alltäglichen wertlosen zu einem Erz zu verschmelzen. Aber schmelzen müssen sie im Feuer des eignen Ergriffen-seins. Da Benvenuto Cellini beim stöckenden Guß des Perseus seine Zinnschüsseln und Teller in die Masse warf, that er, was ihm ziemte und frommte. Aber wie würde sichs ausgenommen haben, wenn er sie nicht geschmolzen, sondern auf die Brüche und Lücken der unvollkommenen Statue als Rüstung aufgenagelt hätte? Etwas solchem Aufnageln verwandtes ist an zahlreichen Stellen der Sudermannschen Tragödie zu verspüren, die verschiedenen Bestandteile der Sprache sind nicht in Blut noch in Fluß gekommen. Mitten zwischen den prophetischen Bildern und Sentenzen — die übrigens, an unrechter Stelle verwandt, keineswegs ihre rechte Wirkung thun — schlagen Trivialitäten ans Ohr des Hörers oder auch Geistreichigkeiten, die im Vergleich mit der Situation zu Trivialitäten werden.“

Alles in allem hat uns der „Johannes“ nicht besser als der „Teja“ von Sudermanns Beruf zur echten Tragik überzeugt, und die Vergleiche mit Grillparzer und Hebbel, die sich da und dort hervorgewagt haben, können nur ein bitteres oder auch ein trauriges Lächeln bei denen erwecken, die wirklich zu vergleichen verstehen.





hervorgerufenen materiellen Förderungen. Aber auf intellektuellem, moralischem und sozialem Gebiete sei die Menschheit nicht so fortgeschritten, wie man es nach den Erfolgen des achtzehnten Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Die Wissenschaft sei mit ihren Ergebnissen nicht tief genug hinabgedrungen ins Volk, und diese Vermählung von Wissenschaft und Leben (S. 371) werde hoffentlich das Zeichen sein, unter dem das kommende Jahrhundert leben und siegen werde. Um uns das Ziel dieses Sieges, das er an einer andern Stelle „den bisher vermischten und doch so notwendigen Einklang zwischen Sein und Denken“ nennt (S. 57), klar zu machen, müssen wir wissen, erstens, daß dem Verfasser alles, was wir andern Religion nennen, selbst in dem weitesten und freiesten Sinne genommen, für Wahn und Phrase gilt (siehe das Kapitel Religion), zweitens, daß „die klare Sprache der Wissenschaft und des gesunden Menschenverstandes,“ die dafür eingetauscht werden soll (S. 12), auf der materialistischen Weltanschauung beruht, über deren Umfang sich der Leser in dem Kapitel Materialismus unterrichten kann. Sollte er auch das Bedürfnis haben, sich über die Sicherheit dieser Grundlage seines künftigen Denkens und Lebens zu vergewissern, so würden wir ihm dafür namentlich eine Stelle aus dem Kapitel Wissenschaft vorschlagen. Mit der 1839 von Schwann und Schleiden entdeckten Zelle als Urelement, heißt es daselbst, sei noch nicht viel gewonnen gewesen, weil sie zu kompliziert wäre, als daß sie als Anfangsbildung der Materie gelten könnte. Erst Max Schulze hätte 1863 die ursprünglichere, noch ungeformte Materie entdeckt, das Protoplasma, die „organische Ursubstanz.“ Diese sei gleich den „berühmten“ Häckelschen Moneren. „Übrigens“ treten wir leider noch nicht auf festen Grund, denn „aller Wahrscheinlichkeit nach“ geht den Moneren noch ein Zustand „wirklicher primordialer Plasmamasse“ voran, dessen Abstand größer ist, als der zwischen den Moneren und dem Säugetier! „Trotzdem,“ das heißt also, obgleich der Unterschied zwischen dem wahren Urzustand der Materie und den Häckelschen Moneren jedenfalls größer ist, als irgend ein innerhalb der ganzen organischen Natur für uns wahrnehmbarer Unterschied, genügt diese „Entdeckung,“ die sicher in undurchdringliches Dunkel gehüllte Frage von der Urzeugung wissenschaftlich zu erklären. Doch vielleicht hat der Leser schon einen ähnlichen Eindruck bekommen, wie ihn einer von des Verfassers großen Aufklärungsmännern, Rousseau in seinem Emil, einmal in Bezug auf den Begriff einer lebendigen Molecule sehr hübsch so ausdrückt: „Um diesen Begriff anzunehmen oder zu verwerfen, müßte man ihn erst verstehen, und ich bekenne, daß ich nicht so glücklich bin.“ Und wir brauchen des Verfassers „Materie“ wohl kaum noch für das kommende Jahrhundert in Rechnung zu stellen, seit sie das Schicksal gehabt hat, auf der Lübecker Naturforscherversammlung 1895 für ein Gedankending erklärt zu werden, ein Gleichnis, aber ein unvollkommenes, über das man nichts mit Sicherheit sagen könne, als daß es über kurz oder lang in nichts zerfließen



werde. Scheinbar leichtem Herzens geht er an einer Stelle seines Buches über das Ereignis hinweg.

Müssen wir also den Standpunkt des Verfassers im ganzen ablehnen, so finden wir doch von dem vielen Einzelnen, das er als erfahrener, kluger und vielseitig gebildeter Mann beobachtet hat und uns mitteilt, mancherlei beachtenswert. Dahin rechnen wir vor allem, daß der alte Achtundvierziger an der Wohlthat des heutigen Parlamentarismus und des ihm zu Grunde liegenden allgemeinen Stimmrechts zu verzweifeln beginnt und Abhilfen empfiehlt, die man sonst von konservativer Seite vorschlagen hört: Hinaussetzen der Altersgrenze, vielleicht auch geänderten Wahlmodus, ferner Diäten oder obligatorische Wahlpflicht. Es soll dem intelligenten Teil der Bevölkerung ein größerer Einfluß auf die Wahlen verschafft werden. Denn „an eine Diktatur des aufgeklärten Despotismus, wie sie vielleicht vom Standpunkte des freien Denkers als idealste Regierungsform erscheinen möchte,“ sei jetzt nicht mehr zu denken. Auch das geringe Interesse weiter Kreise, namentlich auch der Jugend für Politik im höhern Sinne, im Vergleiche mit der Zeit, als wir noch kein politisch geeintes Volk waren, erwähnt er und bedauert den dafür an die Stelle getretenen Kampf um die Interessen bestimmter Gruppen. Aber den Fortschritt der Politik als Kunst durch Bismarck halten wir wieder für größer als er (das geeinte deutsche Reich ist doch eine Folge dieser Politik), und was er dann noch über rückschreitende Bewegungen der innern Politik ausführt, zeigt in der Hauptsache persönliche Stimmung und Verstimmung. Verständig scheint uns, was er über den heutigen Sozialismus sagt, vor allem mit Rücksicht auf solche „unter den Gebildeten, die jetzt an dem Seile des sozialdemokratischen Zukunftsstaats ziehen helfen.“ Er meint nämlich, daß eine Herrschaft des Proletariats mit Hilfe der sogenannten Arbeiterbataillone doch nur kurze Dauer haben könne und sich selbst vernichten würde; die Urheber der Bewegung würden ihre ersten Opfer sein. Er selbst macht gewisse Zugeständnisse (Abschaffung der Bodenrente, Einschränkung des Erbrechts, staatliche Versicherung für alle Art von Schäden), aber sie sind lange nicht so radikal, wie sich unsere Leser vielleicht den Verfasser von „Kraft und Stoff“ vorstellen mögen, und es mag das alles nur mit einem Worte berührt sein, um zu zeigen, wie anders die Erfahrung und das besonnene Alter zu urteilen pflegt, als die jüngern, verantwortungslosen Jahrgänge, die noch heiter mit dem Feuer spielen können.

Auf dem Gebiete der höhern Bildung wird Büchner darin recht haben, daß zunächst die Philosophie mit einem langen Gedankenstrich abschließt. Denn der Neufantianismus hat allmählich wohl seine Dienste gethan, und Schopenhauer und Hartmann sind zwar zwei sehr geistvolle und kenntnisreiche Männer, aber der Weltwille und das Unbewusste sind zur Erklärung dessen, was wir nicht wissen, schwerlich brauchbarer als Hegels längst abgethaner und jetzt ver-

spotteter, aber einst allmächtiger „Geist.“ Daß übrigens Büchner Nietzsche nicht unter die Philosophen rechnet, sondern nur als einen begabten, aber ganz anomalen subjektiven Schriftsteller ansieht — er drückt sich darüber noch etwas deutlicher aus, wie wir gleich sehen werden —, bestätigt eine alte Beobachtung. Nietzsches Exzentritäten scheinen nur unter den Vertretern der sogenannten Geisteswissenschaften verheerend wirken zu können; eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung macht dagegen immun. Der Naturforscher erkennt das Gift in der verführerischen Einwicklung und sieht den höchsten Grad von philosophischer Haltlosigkeit und Zerfahrenheit darin, daß „so ganz irreguläre und die Philosophie auf den Kopf stellende Erscheinungen, wie der längst vergessene und aus seinem Grabe wieder hervorgeklaubte halbverrückte Hegelianer Mag. Stirner und sein moderner Nachträscher, der Irrenhaus- oder Wahnsinnsphilosoph Nietzsche, die Welt in so hochgradige Aufregung versetzen.“

Über Litteratur und Kunst sagt Büchner nicht viel, weil — nicht viel darüber zu sagen ist. Es macht doch einen eigentümlichen Eindruck, wenn ein Mann, der in Büchern, die große Auflagen erlebt haben, für die Freiheit in jeder Form gekämpft hat, sich nun unwillig von der Zügellosigkeit der neuesten Dichter und Maler abwendet und mit deutlichen Zeichen der Wehmut nach den alten Göttern zurückschaut! Und die, die mit ihren Leistungen heute und im letzten Drittel unsers Jahrhunderts für ihn noch in Betracht kommen, wurzeln in der ältern Zeit; in dem geräuschvollen Treiben der Jüngsten kann er keine Ansätze zu einer künftigen Blüte entdecken, nur Verfall und Ermüdung. Ganz besonders aber zeigt sich ihm die Ermattung der Zeit in der alles Maß überschreitenden und das Interesse eines großen Teils unsrer gebildeten Gesellschaft fast ausschließlich beherrschenden Musikmanie, die durch einseitige Anregung der Gefühlsphäre notwendig einen gewissen Grad geistiger Entnervung mit sich führen müsse. Wagner, Mascagni und Sarasate seien die Helden der Gegenwart und die Götzen der Mode. Die Wichtigkeit, die man heutzutage dem Musikwesen beilege, stehe ganz außer Verhältnis zu der Achtung, deren sich in dieser Verfallzeit die übrigen schönen Künste, die Schriftsteller und Dichter, die Denker und Philosophen zu erfreuen hätten.

So bleibt denn für Büchner als Fortschritt und Gewinn des ablaufenden Jahrhunderts wohl nur der Ertrag der Naturwissenschaften an Erkenntnis und an praktischen, materiellen Erfolgen übrig. Wir brauchen hier seine Darlegungen nicht zu verfolgen. Wohl aber möchten wir sie durch einige Bemerkungen ergänzen und zwar im Anschluß an das, was ihm selbst zum Gefühl der völligen Befriedigung gerade auf dem Gebiete noch fehlt. Die wissenschaftlichen Schriftsteller, meint er, beschäftigen sich zu viel mit einander, das Volk habe zu wenig von ihren Arbeiten, und der Erfolg der populären Schriftstellerei sei gering. Diese Urteile beruhen doch auf einer großen Unterschätzung des Thatbestandes, wobei vielleicht auch die Graumalerei des Alters ein wenig

mitgewirkt hat. Schon des Verfassers eigne zahlreiche Schriften sind doch sicherlich nicht hauptsächlich von Menschen seinesgleichen gelesen worden, sondern von denen, die wir zum Volke rechnen können. Und so wie er haben doch in unsrer Zeit hunderte von Schriftstellern der verschiedensten Wissensgebiete gearbeitet und gewirkt. Was aber den von ihm bis jetzt vermißten und der Zukunft anheimgestellten Erfolg anlangt: auch bei dem allerweitesten Entgegenkommen wird die Wissenschaft an irgend einer Grenze Halt machen müssen, denn ihre Gaben werden zu allen Zeiten nur denen zu gute kommen, die gelernt haben, sie zu genießen, was nie ohne Mühe und Zeitaufwand, ohne ein gewisses Maß von Bildung und Wohlstand wird geschehen können. Es wird auch immer solche geben, die Naviar oder Lotus essen, und solche, die es nicht thun, weil es ihnen nicht bekommen würde, oder weil sie kein Gelüsten darnach in sich tragen. Nach dergleichen Unterschieden aber die Menschen einzuteilen in Volk und Nichtvolk, ist zwar in der politischen Agitation üblich, und es giebt auch wirksame Antithesen her für die Rhetorik, aber sachlich ist es nicht richtig, und für die Geschichte hat es keinen Wert. Nun also — gegenüber den großen Fortschritten der Naturwissenschaften und der darauf gebauten Erfindungen und Einrichtungen zur Erhöhung unsrer materiellen Wohlfahrt (und, fügen wir hinzu, gegenüber den Fortschritten einiger andern Wissenschaften) spielen doch Kunst und schöne Litteratur im letzten Drittel unsers Jahrhunderts eine gar kümmerliche Rolle. Das ist nicht etwa die Auffassung einer bestimmten Partei unter den Litteraten oder überhaupt einer Tendenz, sondern es wird durch jenen Vergleich so offenkundig, daß es merkwürdig wäre, wenn nicht auch eine spätere, von jeder persönlichen Befangenheit freie Geschichtsbetrachtung zurückblickend hier eine große Lücke ansetzen sollte. Man wird dann wohl sagen: Für Dichtung hatte man in Deutschland seit 1870 nicht mehr das allgemeine Interesse wie früher, und das war der Anlaß, daß keine bedeutenden Talente mehr zur Entfaltung kamen, vielleicht wird man auch den Satz umkehren, jedenfalls aber wird man, da man ja einmal immer für alles Fehlende nach Erfaherscheinungen sucht, dann eine ungewöhnlich große Menge guter populär geschriebener Bücher aus allen Wissensgebieten vorfinden, einen Reichthum, wie ihn in der That kein früheres Menschenalter gekannt hat. Die diese Bücher wenn auch nicht gerade für das Volk im BÜchnerischen Sinn, so doch für Leser von sehr verschiedenen Kenntnissen und Ansprüchen geschrieben haben, sind zum Teil selbständig schaffende Schriftsteller, wie bis vor kurzem etwa Freytag, Niehl, Treitschke; sie sind auch älter als die jüngsten Dichter und meist lange vor 1870 geboren, schon weil sie zu ihrer Aufgabe auch etwas älterer Kenntnisse bedurften. Aber trotzdem machen sie nicht den Eindruck der Dekadenz, den die Dichter geüffentlich kundgeben, und in ihren Gliedern fühlen sie keine Ermüdung, womit diese so gern kokettiren. Sie sind also die eigentlichen Positiven, die Optimisten,

deren eine jede Zeit bedarf. Für sie hat auch die müde Frage nach dem Ende des Jahrhunderts keinen Sinn, am allerwenigsten aber kommen sie sich vor wie Statisten am Sterbelager eines Jahrhunderts; das überlassen sie gern den kranken Dichtern. Unser politisches und wirtschaftliches Leben, das seit dreißig Jahren so manchen Beweis seiner Kraft gegeben hat, ist also nicht mehr von den Dichtern begleitet, weil diese nicht mehr Schritt halten konnten, dafür aber von einer sich kräftig entwickelnden, innerlich gesunden populären Schriftstellerei, deren Arbeit weiter geht, unbekümmert um die Jahreseinschnitte des Kalenders. Sie kann darum auch im neuen Jahrhundert sich gleich bleiben und dieselbe Bedeutung für die Zeit haben wie im alten.



## Das Wirtshausleben in Italien

Von H. E.

(Schluß)



Unter den zahllosen Fischarten ist die Seezunge (sfoglia) besonders hervorzuheben. Weniger befriedigen die sehr beliebten triglie, die unfern, an der Ostsee durchaus mißachteten Krotaugen entsprechen. Die eigentlich nationale Zubereitungsweise des Fisches ist das Sieden in Öl. In den öffentlichen Garküchen an den Straßen oder auf Volksfesten, wie in der Johannisnacht vor der Laterankirche in Rom, oder beim Schweinefest in Grottaferrata, kann man sich reichlich davon überzeugen. Ist das Öl rein und die Herstellung sauber, so schmeckt das Erzeugnis ausgezeichnet; leider treffen diese beiden Voraussetzungen gerade bei jenen für die niedrigen Volkskreise berechneten Garküchen häufig nicht zu, und die dabei sich entwickelnden Dünste haben es wohl bewirkt, daß sich in weiten Kreisen unsrer deutschen Hausfrauen ein starker Widerwille gegen das Kochen in Öl festgesetzt hat. Bekanntlich haben aber die besten Pariser Köche nur ein mitleidiges Lächeln, wenn man ihnen von diesem Widerwillen erzählt; und es dürfte sicherlich keine deutsche Dame von feinem Geschmack geben, die nicht in einer guten Trattorie von der Grundlosigkeit ihrer Abneigung gegen das Öl überzeugt worden wäre. Hat man erst erfahren, was gutes Öl beim Kochen bedeutet, dann kehrt man nach der Heimfahrt nur betrübten Herzens zur Butter zurück. Läßt man sich den Fisch in Wasser kochen, so nimmt man auf der Tafel selbst frisches Öl und frische Zitronen hinzu, eine Zusammenstellung, die man in Deutschland recht wohl nachahmen könnte; Zander z. B. schmeckt in dieser Form ausgezeichnet.

Den Hummer vertritt sein größerer Vetter, die ragusta. Kundige wollen behaupten, daß das Fleisch beim Hummer feiner sei. Ich habe mich diesem Urteil niemals recht anschließen können, da ich ragusta stets mit besonderem Wohlbehagen verspeist habe, zumal wenn sie mit einer so vortrefflichen, schweren



Eier- und Ölmayonnaise gereicht wird, wie meist in Italien. Daß man auch beim Einkauf dieses Gerichts handeln muß, sei nur beiläufig erwähnt. Man wählt sich am Buffet den Fisch oder die ragusta aus und vereinbart den Preis. Im größten und berühmtesten Fischristorante Roms wurde uns einst für eine ragusta sechs Lire abverlangt, ich schlug diese Forderung rundweg ab und erhielt das mächtige Schalentier in aller Freundschaft für dreieinviertel Lire. Für zwei Personen bildet das prächtige Geschöpf eine völlig ausreichende Nahrung, im Norden wird man bei einem größeren Eßgelage eine ragusta auf vier Personen zu rechnen haben. Ein gewaltiges Vieh derselben Gattung ist der leone di mare (Seelöwe), der indes seltner ist und von mir nicht erprobt werden konnte; ich habe ihn nur ein einzigesmal, auf dem Fischmarkt von Anzio (Antium) gesehen.

Austern sind billig, das Duzend kostet ein bis zwei Lire. Man soll sie indessen nur mit Vorsicht genießen und in Neapel während des Sommers unbedingt vermeiden, da dort die Hauptausternbank unmittelbar vor der berühmten oder — berüchtigten Straße Santa Lucia liegt und durch deren Ausflüsse verunreinigt wird. Größere Ristoranti haben ihren eignen ostricajo, einen Mann, der in den Wirtshäusern mit Austern, gleichsam hausierend, umhergeht, für frische Ware zu sorgen hat und sie beim Verkaufe zurecht macht. Sehr beliebt sind die frutta di mare (Meeresfrüchte), Muscheln u. ä., die mit großer Schnelligkeit vom Meeresgrunde abgelesen werden. Auf einer Gondelfahrt nach dem schönen armenischen Kloster San Lazzaro wurde ich Augenzeuge eines solchen Fanges; es war Ebbe, ein Fischer stand in der Lagune und brachte mit den Händen derartige Mengen zu Tage, daß ich für wenige Soldi einen großen Haufen erhielt. Nach Venedig zurückgekehrt, wußte ich natürlich nicht, was ich mit meinem Fange beginnen sollte; in der Trattorie machte man aber, als man meine Verlegenheit bemerkte, sofort ohne Entgelt alles zurecht und beschämte dadurch die norddeutschen Gastwirte einmal wieder recht sehr, die es meist als Beleidigung betrachten, wenn Speisewaren vom Gast mitgebracht werden; nur in München oder in Baiern überhaupt begegnete ich in dieser Beziehung einer ähnlich weitherzigen Unbefangtheit und Liebenswürdigkeit wie in Italien. Unter Frutta di mare erziehen sich die Bidocchi (alla Cappucina) eines besonders guten Rufes; es sind längliche schwarze Muscheln, deren Inhalt mit reichlich Öl und etwas Pfeffer ähnlich der Auster geschlürft wird.\*) Zu den streng nationalen Genüssen, denen sich der Fremde nicht ohne weiteres hingeben wird, gehört das massenhafte Vertilgen gekochter Schnecken in der Johannisnacht; da werden vom Abend bis zum frühen Morgen auf dem großen Plage vor der Lateranskirche in Rom unzählige Mengen der kleinen Tiere auf offenen hell lodern den Feuern zurechtgemacht und mit Hilfe von Stednadeln, mit denen man die Schnecken aus ihren Gehäusen herausholt, verspeißt. Auch zum Tintenfisch (calamajo), der im lebenden Zustande bekanntermaßen thatsächlich eine tintenartige Flüssigkeit erzeugt, wird man erst nach längerem Aufenthalt in Italien ein freundschaftliches Verhältnis gewinnen. Er wird in der Pfanne gebacken, seine zahlreichen Rüssel werden dabei zu harten Gebilden, die abgeschlagenen Henteln von Porzellangefäßen gleichen; wie ungeheuer beliebt er aber in den untern Schichten ist, kann man bei Volksfesten hinlänglich beobachten. Die Neapolitaner Straßenjungen bieten sich sogar gegen

\*) Etwas ganz vorzügliches ist z. B. in Neapel die Muschelsuppe (vongoli), aber etwas mühsam zu essen. Die Neb.

Gewährung eines Soldos an, ein derartiges Vieh lebend zu verzehren; es ist freilich nicht gerade ein sehr ästhetisches Vergnügen, zu beobachten, wie das große polypenartige, schlammweiche Tier mit seinen vielen, fortwährend in Bewegung befindlichen Fangrüsseln langsam in den Schlund der braunen Buben hinuntergleitet.

Von sonstigen Zwischengerichten nenne ich in erster Linie die gefüllten Gemüse. Wir kennen diese Art nur bei Weißkohl, in Süddeutschland auch bei Tomaten. In Italien ist sie mehr verbreitet; außer bei den Tomaten, den herrlichen *pomi d'oro*, die bei allen möglichen Speisen als Zuthat verwandt werden, ist sie bei den *zucchini* gebräuchlich. Das sind kleine längliche unreife Kürbisse von feinem Geschmack; ihr Inneres wird ausgehöhlt und mit gehacktem Fleisch gestopft, eine Delikatesse, die sich sofort das Herz des Ausländers erobert. Als echt nationale Zwischengerichte erwähne ich ferner die Eierkuchen (*frittata*) mit allerhand Zuthaten, wie Artischocken (*carciofi*), *zucchini*, grünen Erbsen (*piselli*), verschiedenem Grünzeug (*verdure*) usw.; Ei und Gemüse werden vor dem Kochen gemengt und darnach zusammen in der Pfanne gebacken, ein ganz vortreffliches Gericht. Bei dieser Gelegenheit sei das *fritto* (in der Pfanne mit Öl gebacken) erwähnt, meist als *fritto misto*, d. h. Leber, Hahnenkamm, Artischocken, Kalbsgehirn und ähnliches, in lauter einzelnen kleinen Stücken zusammen vereint.

Unter den Gemüsen ist selbstverständlich die Artischocke Königin; sie gedeiht in großen Mengen und reift in der *Campagna felice* bei Neapel auf den Feldern schon zur Weihnachtszeit. Sie wird in allen Formen auf den Tisch gebracht, von denen ich schon zwei nannte. *All' ebra*, in Öl, ist eine besonders beliebte Art, doch für unsern Geschmack nicht recht geeignet. Im übrigen gewöhnt man sich sehr an die prächtige Frucht und vermisst sie schmerzlich auf deutschem Boden. *Broccoli*, ein feiner, dem Blumenkohl verwandter Kohl, ist gleichfalls eine sehr angenehme Besonderheit der italienischen Küche. Der wirkliche Blumenkohl, meist mit brauner Butter genossen, steht hinter seinen deutschen Brüdern an Güte weit zurück; bei eifriger gärtnerischer Pflege würden sich gewiß bessere Ergebnisse erzielen lassen. Schlimmer noch verhält es sich mit der Spargelkultur; die Italiener lassen gleich den Franzosen die Stengel ruhig aus der Erde herauschießen, wodurch allein die Köpfe genießbar bleiben. Man unterscheidet *asparagi di giardino*, Gartenspargel, und *asparagi di campagna*, Feldspargel; die letztern sind billiger als jene, aber immer noch viel teurer als in Deutschland. Spinat auf italienische Art, d. h. ungewiegt, ist für unsre Zunge nicht geeignet; man erhält ihn aber auch *alla francese*, d. h. so wie bei uns. Zu einer ganz reizenden Pastete verarbeitet, im Verein mit Hühnerlebern, Eidottern und ähnlichen Zuthaten, erschien er einmal in Siena. Desterer kommen *fav*, unsre Saubohnen, auf die Tafel, sowie *fagiolini*, grüne Bohnen, letztere in unvergleichlicher Güte. Grüne Erbsen, *piselli*, werden meist in Wasser gekocht, die weiße Butter wird unzerlassen aufgelegt, wie dies ja auch bei uns mehr und mehr Sitte wird; zur Kräftigung des Geschmacks werden beim Kochen mitunter kleine Schinkenstückchen hinzugefügt. Unsre Gemüsetunken, die wir beim Blumenkohl usw. kennen, fehlen oder sind selten. Sauerkraut wird von Deutschland eingeführt; der Name wird beibehalten und klingt natürlich ganz köstlich in italienischem Munde, durch den er die wunderbarsten Umgestaltungen erfährt. Von größter Zartheit sind die Zwiebelchen (*cipolline*, *cipollette*), die im ganzen in brauner Butter bereitet werden und den stärksten Gegensatz zu der Gemeinheit unsrer Zwiebeln bilden. Kartoffeln

(patate) sind selten und werden so teuer bezahlt wie gutes Gemüse; sie werden wohl meist in gebratener Form gereicht, Pell- oder auch Salzkartoffeln dürfte der Italiener nicht kennen. Polenta, Maisbrei von gelber Farbe, das bekannte Nahrungsmittel der armen Leute, schmeckt nach nichts und bedarf für unsre Zunge einer fetten Zuthat.

Am wenigsten entspricht die Vereitung des Fleisches unsern Voraussetzungen. Die Italiener meinen, und gewiß mit Recht, daß ihr warmes Klima den Genuß fetter Speisen nicht zulasse, weil sie das Blut noch unnütz erhitzen. Das Schlachten von Schweinen während des Sommers kennt man nicht, der große Schweinemarkt von Grottaferrata am 25. März, ein Volksfest von unverfälschter Eigenart, hat neben der kirchlichen Bedeutung (Mariä Verkündigung) den wichtigsten wirtschaftlichen Sinn, daß jeder sich hier bei Einbruch der warmen Jahreszeit hinlänglich mit gepökeltem Schweinefleisch u. dgl. m. versieht; man findet hier also gleichsam eine vermittelnde Vorstufe zu dem ägyptisch-jüdischen Verbot jeglichen Schweinefleischverbrauchs. Unter derartigen Umständen hat man bei einer Italiensfahrt jeden Wunsch nach einem einfachen Stück saftiger Rinderbrust von vornherein zu unterdrücken. Das manzo bollito (gekochtes Fleisch) ist fast durchweg trocken, man bestelle sich deshalb manzo umido (feuchtes Fleisch), d. h. mit einer kräftigen Tunke. Das bue brasato (boeuf braisé) ist bald gut, bald schlecht. Auch stufatina (Ragout) wird nicht immer Erfolge erringen. Recht annehmbar sind die Nieren, ebenso häufig erscheint Kalbskopf auf der Speisefarte.

Bei den Braten (arrosto) fehlt durchweg die Tunke, die man gern durch frische Zitronen ersetzt. Wirklichen Rinderbraten erinnere ich mich nicht erhalten zu haben, wohl aber öfters guten Kalbsbraten. Der Schweinebraten wird nur in Sizilien gerühmt. Roastbeef war ganz verschieden, das einermal Leder, das andremal des vornehmsten englischen Koches würdig. Beefsteak (bistecca) herzustellen wird der Italiener wohl niemals lernen; es ist wahrhaft bemitleidenswert, was sich unsre jüdischen Freunde unter diesem Gericht vorstellen. Noch bemitleidenswerter aber sind die von unsern Landsleuten, die sich auch in Italien nicht von ihrer holden Gewohnheit losreißen können, in einem Speisehaus ausschließlich entweder Beefsteak oder Schnitzel zu bestellen. Ich entsinne mich noch einer sehr drolligen Szene im altbewährten Neptun zu Pisa; ein deutsches Ehepaar, das in keiner Beziehung für eine italienische Reise reif erschien und uns gegenüber Platz nahm, bestellte sich Fleischbrühe und Beefsteak mit Kartoffeln. Die Suppe erregte schon gewaltige Verstimmung; als aber gar das zähe Beefsteak kam, gerieten die beiden in helle, unbeschreiblich komische Wut und schauten zwischendurch mit einem aus Neid, Ärger und Staunen gemischten Blick zu uns herüber, vor denen sich nach einander die verschiedensten delikatesten Sachen aufbauten. Kotelette wird ähnlich wie bei uns zubereitet, verliert aber wegen seiner Magerkeit allen Reiz; alla Milanese, nach Mailänder Art, ist es in Italien für uns am angenehmsten. Kalbsleber giebt es gebraten und gekocht, meist gut. Den wirklichen Nationalbraten geben die armen Lämmer (agnelli) und Zicklein (capretti) her, die in Massen geschlachtet werden und, in ganzer Länge aufgehängt, eine ständige Erscheinung in den Fleischläden sind. Das Wild ist spärlich vertreten, da es kein Jagdschutzgesetz giebt. Auf Gase und Reh kann man deshalb ziemlich Verzicht leisten. Beliebt ist Wildschwein (cinghiale), namentlich als agro-dolee, süß-sauer, mit Rosinen, Mandeln usw. Unter dem Geflügel ist die Gans sehr selten, häufiger die Ente und Taube. Hühner werden von den Fremden viel verlangt und ver-

zehrt; doch waren die von mir bestellten so dürftig, daß ich vor weitem Erfahrungen auf diesem Gebiete nur warnen kann. Eine breite Stelle im Genußleben der Italiener nehmen bekanntlich die Singvögel ein, die in ungeheuren Mengen abgefangen und hingemordet werden, besonders wenn sie im Herbst von unserm Norden nach dem Süden fliegen, oder wenn sie im Frühjahr zurückkehren. Der stolz geformte hohe Monte Pellegrino bei Palermo z. B. ist während der angegebenen Zeit nachts über von jagdlustigen Bürgern dicht übersät, die mit ihren Büchsen ein wildes Getöse veranstalten. Diese Grausamkeit gegen die Tierwelt gehört zu den unerfreulichsten Eigenschaften des Italieners, liegt aber in seiner ganzen Stellung zur Natur und in seiner geschichtlichen Entwicklung tief begründet, wie dies Viktor Hehn in seinem klassischen Werke über Italien meisterhaft dargelegt hat. Im übrigen muß man bedauerlicherweise zugestehen, daß die Tierchen — ich nenne die Lerchen (*lodele, allodole*), Wachteln (*quaglie*) und Krametsvögel (*tordi*) — ausgezeichnet schmecken und in der That eine unvergleichliche Delikatesse sind.

Kompot hat man wenig, auch ist es verhältnismäßig teuer und nicht allzu verlockend. Nur Pfirsiche erscheinen häufig auf der Speisefarte. Salat (*insalata*) ist dagegen allgemein gebräuchlich, und zwar in sehr großer Abwechslung; die langblättrige *Latuga*, die krause Endivie, der treffliche Broccoli-Kohl, Spargel usw. werden bevorzugt. In der Regel bereitet man sich die Mischung von Salz, Pfeffer, Essig und Öl selbst. Daß hierbei mit Olivenöl in diesem Lande nicht gerade sparsam umgegangen wird, pflegt häufig das Entsetzen frisch angekommener deutscher Hausfrauen zu erregen, bis auch sie bald gewahr werden, daß viel Öl die wichtigste Voraussetzung eines guten Salats bildet.

Dem Braten folgt ein süßer Nachtisch. Hier offenbart sich die volle Meisterschaft des italienischen Kochs: denn Mischgerichte, die ohne Hast in liebevoller Behaglichkeit hergestellt werden können und keinen Verzicht auf würdevolle Ruhe erheischen, sind sein eigentliches Feld, ebenso Pasteten und Füllungen aller Art. Das *dolce* spielt daher bei allen Mahlzeiten eine große Rolle. Neben den zahlreichen Torten hebe ich die *zuppa inglese*, eine sehr süße, schwere Speise hervor.

An frischen Früchten erscheinen je nach der Jahreszeit in buntem Wechsel Weintrauben, rotfleischige Granaten, Birnen, Äpfel (diese schlechter als bei uns), die reizenden süßen gelben japanischen Mispeln, grüne und getrocknete Mandeln, frische und trockne Feigen, Maronen, Orangen, Nüsse, Erdbeeren (besonders schön am Nemisee, der Perle des Albanergebirges) und Kirschen. Man thut indessen gut, die Früchte beim Straßenverkäufer oder im Laden zu erwerben; sie sind hier um die Hälfte oder ein Drittel billiger und meist besser als in der Trattorie, und man hat dabei die Annehmlichkeit des Auswählens. Die Orange bezahlt man mit 1 Soldo (= 4 Pfennige), in der Hauptzeit giebt es stets zwei für 1 Soldo oder drei für zwei; in Oberitalien erhält man häufig ebenso saure Stücke wie bei uns; je weiter man nach dem Süden vordringt, um so süßer und aromatischer werden sie. Fußwanderer seien auf die Annehmlichkeiten aufmerksam gemacht, die die reifen Limonen (Citronen) bei kräftigem Marschieren als Durststiller bieten; man lernt erst im Süden kennen und schätzen, was für eine herrliche Frucht die *Limone* ist. Das übrige Obst wird meist pfundweise verkauft, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß trotz des Reichthums an Früchten das Obst oft erbärmlich schlecht ist; einer fürsorglichen Landeskultur bleiben hier noch wichtige Aufgaben zu erfüllen.



Käse ist bekanntlich stets ein guter Magenschluß. Er wird in Italien meist ohne Butter genossen, da diese nur in geringer Menge und Güte hergestellt und verbraucht wird. Der Fremde wählt natürlich zunächst Schweizer- oder Holländerkäse (formaggio svizzero, olandese); doch wird er schon nach kurzem die einheimischen Erzeugnisse vorziehen, vor allem den vorzüglichen Gorgonzola (bianco noch unentwickelt, klebrig weiß; verde grün, ganz ähnlich dem Roquefort) und den Stracchino, einen feinen Weichkäse aus Oberitalien, ähnlich dem Gervais, dagegen die Vorliebe des kleinen Mannes für den caccio di cavallo wohl nur ausnahmsweise teilen. Parmesankäse (Parmigiano) ist in ungeriebnelem Zustande (Farbe wassergrün) für uns zu hart. Will man gründliche Studien über den italienischen Käse treiben, so muß man in Rom in das ristorante al senato gehen; hier werden, wenn man nach der übrigen Mahlzeit noch Käse bestellt, für ein sehr geringes Geld sechs riesige Schüsseln, jede mit einer andern Art, auf den Tisch gebracht, von denen man ganz nach Belieben zulangen kann. Wie bei uns werden Radieschen, die übrigens in Italien vorzüglich gedeihen, gern beim Käse verzehrt, dazu als sehr begehrte Besonderheit die Fenchelwurzel (finocchio), ein langes, feines zwiebelartiges Gewächs, das neuerdings in Deutschland bei Festmahlen eine gewisse Verbreitung gefunden hat.

Nun zu den Getränken! Nach der italienischen Generalstatistik ergibt sich, daß auf Wein rund 98 $\frac{1}{2}$  Prozent, auf Bier  $\frac{3}{4}$  Prozent und auf Schnaps gleichfalls  $\frac{3}{4}$  Prozent aller in Italien genossenen geistigen Flüssigkeiten fallen. Das gewaltige Überwiegen des Weines wird den Fremden nicht überraschen, der offenen Auges durch das Land fährt. Ohne daß sich der Bauer sehr sorgen und quälen muß, reifen die Beeren in üppiger Fülle an den unzähligen Rebstöcken. Einem wilden Labyrinth gleichen mitunter die Weinberge, die sich überall und überall finden. Häufiger aber offenbart sich in ihnen der feingeschulte gärtnerische Sinn des Volkes. Wie weiß man in Toscana die Rebe von einem Maulbeerbaum zum andern über die Gemüsegelder hinwegzuziehen! Es ist ein wahres Paradies, das der Bauer auf diesem dreifach gesegneten Boden hervorzaubert. Und wie herrlich sind die unendlichen Weinlauben, die mittelst großer Granitpfeiler und darauf gelegter Holzlatten an den Südhängen der Alpen hergestellt werden! Hier ist es wahrlich eine Lust, zu leben, zu wandern und zu trinken! Allerdings gleichen diese Weinfelder noch einem ungehobnen Schatz, da sich die eigentliche Bereitung und Pflege des Edelstoffes durchaus nicht mit der in Deutschland (dessen Weinerzeugung von Italien um das achtfache übertroffen wird) und in Frankreich messen kann. Noch wird sehr wenig mit der Kelter gepreßt. Die Leute meinen, und vielleicht haben sie nicht ganz unrecht, daß das Getränk, wenn man es auf die alte Weise mit den Füßen herstelle, eine viel ursprünglichere Feinheit im Geschmack erhalte; sie vergessen aber, daß die größte Sorgsamkeit nötig ist, wenn man es dauerhaft und verjaubfähig machen will. Daher kommt es, daß der italienische Wein an Ort und Stelle meist ausgezeichnet schmeckt, sich aber nur wenig Jahre hält und eine Verschickung auf größere Entfernung nicht verträgt.

Die Anfänge zu einer Besserung dieser Verhältnisse sind gemacht; sie sind, von einigen verunglückten Versuchen abgesehen, so verheißungsvoll, daß sie in jedem andern europäischen Kulturlande schon längst eine thatkräftigere Fortsetzung erfahren hätten; aber der italienische Landmann ist konservativ bis über die Ohren und entschließt sich schwer zu Neuerungen in der Wirtschaft. Andre Ursachen, deren Erörterung zu weit führen würde, kommen hinzu, und so hat

es geschehen können, daß der größte Nationalbesitz unsrer südlichen Bundesgenossen noch fast zinslos brach liegt. Man muß diesen Sachverhalt im Auge behalten, wenn man in Italien Wein trinken will. Boll horazischer Begeisterung pflegt sich der Deutsche, wenn er nach Rom kommt, als erste Bekundung seiner klassischen Bildung eine Flasche Falerner zu bestellen; er erhält sie auch, die Gefühle aber, die ihn bei ihrer Vertilgung und gar am nächsten Morgen beschleichen, sind nicht sehr geeignet, seine Verehrung für den bisher als Autorität betrachteten trinklustigen Sänger des Altertums zu erhöhen. Nein, niemals gepfropfte und etikettierte Flaschenweine verlangen, sondern stets den vino del paese (Landswein) frisch vom Faß in Karaffen oder im strohumflochtenen Fiasco wählen, das sei die goldne Grundregel für alle durstigen Seelen! Wie auf andern Gebieten, so gilt es vornehmlich auf diesem, sich den Gebräuchen des Landes anzupassen. Der Durchschnittsitaliener kennt unsre Sitte des Flaschenversandes durchaus nicht, er hält es darum für kein Vergehen (von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen), den Fremden, der so merkwürdige und seltsame Forderungen stellt, dementsprechend zu bedienen. Leider hat die Weinpantfcherei an einigen Orten Italiens infolge hoher städtischer Eingangszölle (dazio consumo) schon einen recht bedenklichen Umfang angenommen, und dadurch hat sich sogar schon die Zunge der einheimischen Römer und Neapolitaner verschlechtert und vergrößert. Im allgemeinen wird man aber für ganz Italien als Grundsatz hinstellen können, daß man in einer von den Eingebornen stark besuchten Wirtschaft guten, in den Hotels und Restaurants der Fremden dagegen schlechten Wein zu erwarten hat. Je einfacher die Schenke, je „echter“ ihre Einsassen, um so herrlicher das Getränk! Man sei deshalb nicht zu prüde und scheue sich nicht vor den rotweingefärbten Tischtüchern der Wirtsstube oder vor der Armseligkeit der Kleidung ihrer Stammgäste, man überwindet derartige an sich berechtigte Bedenken bei näherer Kenntnis schneller, als man glauben sollte. Der Wein ist, wie gesagt, vorzüglich, und für die Vernachlässigung des Außern entschädigt reichlich die Wahrnehmung, die man gerade bei diesen Gelegenheiten machen kann, wie selbst dem gewöhnlichsten Römer artiges Benehmen und guter Takt eigen sind, und wie die Jahrtausende alte Kultur dieses Landes ihre veredelnde Wirkung bis in die niedrigsten Schichten des Volkes ausgeübt hat. Mir ist diese Beobachtung von so viel Damen aus unsern ersten und vornehmsten Familien bestätigt worden, daß ich sie mit voller Sicherheit als unumstößliche Gewißheit hinstellen darf; so oft sie einen Becher Wein als Erfrischung in derartigen Wirtschaften getrunken haben, haben sie sich stets der größten, fast weltmännischen Zuorkommenheit zu erfreuen gehabt. Freilich wird man gut thun, gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht außer acht zu lassen. Man wird das Glas nochmals ausspülen und ausschwenken und sich gelegentlich die Gunst erbitten, beim Einschenken des Weines aus dem Fasse in die Karaffe zugegen zu sein, damit nicht der Teufel der Versuchung an die Wirtin herantritt und sie Wasser hinzugießt. Aber um Gottes willen kein Mißtrauen zeigen! Das würde verlegen und nichts nützen. Und man darf nicht vergessen, daß man selbst das größte Vertrauen bei diesen Leuten genießt. Wenn wir von irgend einem unbewohnten Hügel, z. B. vom berühmten Mons sacer oder vom Scherbenberg bei Rom den Sonnenuntergang bei einem Glase Wein genießen wollten, so nahmen wir uns aus einer Osterie eine Karaffe Wein und Gläser mit und erhielten sie, obwohl wir ganz unbekannt waren, ohne Bezahlung und

ohne Pfand; die Leute zweifelten nicht einen Augenblick, daß wir das Gerät richtig zurückbringen und dabei den Wein bezahlen würden. In Deutschland wäre derartiges, wie jeder zugeben wird, unmöglich!

In Rom und Umgegend trinkt man in erster Linie die Weine der Castelli Romani, der traumhaft schön gelegenen Bergstädtchen in den benachbarten Gebirgen. Persönlich möchte ich den göttergleichen Frascatiwein bevorzugen. Marino ist pastos, dick und schwer, Genzano wieder süßiger, Belletri feurig. Die Weine, die einige Meilen nördlich von Rom wachsen, haben vielfach einen Muskatellergeschmack; unter ihnen könnten die von Orvieto und Montefiascone als Nachtischweine bei den Fürstentafeln ganz Europas Eingang finden. Beiläufig bemerkt ist Montefiascone der Ort, wo sich nach dem bekannten Gedichte ein deutscher Ritter zu Tode getrunken hat, nachdem ihm sein vorausreisender treuer Knappe den dortigen Wein durch ein doppeltes Est als alles bisher dagewesene übertreffend angekündigt hatte. Das Gedicht hat eine gewisse geschichtliche Grundlage. Vor zweihundert Jahren schrieb schon ein Schullehrer in Havelberg eine sehr gelehrte Abhandlung über die Frage, ob es wahr sei, daß sich einst ein deutscher Bischof in Italien zu Tode gesoffen habe. Zu seiner Zeit war also ein Bischof der Held der Überlieferung. Thatsächlich aber, und davon kann sich ein jeder in der Kirche des Städtleins selbst überzeugen, ist es ein Augsburger Domherr namens Johannes Fugger gewesen, der die große Ruhmesthat vollbracht hat; seine Grabinschrift verkündet es frank und frei: Est, est, est, propter nimium est, hic Joannes de Fuc, d[ominus] meus, mortuus est. — Außerdem erscheinen in Rom während des Winters Schiffe, die mit sizilianischen Weinen vollgeladen sind; sie landen an der Engel- oder Ripettastraße und liegen solange vor Anker, bis der Inhalt ihrer Fässer leergezechet ist. Es kneipt sich recht behaglich an Bord dieser Meeresdurchsegler, und die Preise sind sehr mäßig, das teuerste war wohl Marsala mit 75 Centesimi für das halbe Liter.

Und endlich gelangt in Rom vielfach der in ganz Italien sehr beliebte Chianti zum Ausschank. Es ist dies ein Sammelname für die bei Florenz wachsenden feinern Rotweine (weißer Chianti ist sehr selten), abgeleitet von dem Namen des Ortes, der die besten Lagen hat. Er kommt, im Gegensatz zu den Weinen der Castelli Romani, durchgängig in den Fiaschi, den großen schilf- und strohumflochtenen malerischen rundbauchigen Flaschen, auf den Tisch, die genau zwei und einen halben Liter fassen und in ihren langen Hälften durch flüssiges Öl anstatt eines Pfropsens gegen die Luft abgeschlossen werden.

Der Preis dieser Weine ist selbstverständlich vom Ausfall der Ernten abhängig, der Fiasco Chianti kostet in Rom meist 3½ bis 4 Lire, während von den übrigen Weinen das halbe Liter in den städtischen Wirtshäusern mit 40 bis 60 Centesimi berechnet wird. Über die Straße kostet ein Fiasco einheimischer Wein bester Qualität in der Regel nur 1½ Lire! Vor den Thoren, wo kein Zoll erhoben wird, ist der Wein natürlich bedeutend billiger als in der Stadt; hier zahlt man auch in den Wirtshäusern meist nur eine halbe Lira für den ganzen Liter. Die kleinen Osterien haben vor der Thür zur Ankündigung des Preises lediglich Zahlen hängen; findet man z. B. die Ziffern: 4, 5, 6, so bedeutet das, hier giebt es Wein, das halbe Liter für 4, 5 und 6 Soldi (ein Soldo = 5 Centesimi, die unausrottbare Rechnungseinheit der kleinen Leute). Noch ursprünglicher fand ich diese Art der Kundgebung in San Felice, einem kümmerlichen Neste auf dem Vorgebirge der Circe; dort wurde vor den Wein-

schänken durch Anbringung von Zweigen oder weißen Papiertüten angedeutet, ob es in ihnen Rot- oder Weißwein gäbe; die Zahl der Tüten und Zweige sagte den Preis an. An unsrer kleinen Osterie z. B. hingen zwei Tüten, das hieß: hier giebt es Weißwein, das halbe Liter für vier Soldi. — Sehr überraschend für uns ist der Brauch, daß man einen Fiasco oder eine Karaffe nicht zu leeren braucht. Man genießt nach Belieben und berechnet dann schätzungsweise den Betrag des getrunkenen Weines.

Von Terracina ab beginnt nach Süden zu ein, wenn ich so sagen soll, südlicherer Wein, der für uns bei weitem nicht so sympathisch ist wie der Römische und der Florentiner. In Neapel und Umgegend trinkt man vorzugsweise Weine vom Posilipp, von Capri, Ischia und Calabrien. Mit den weltberühmten Lacrimae Christi, die am Abhang des Vesuvius wachsen, wird selbstverständlich viel Schwindel getrieben; doch habe ich das Glück gehabt, sie durch besondere Umstände rein und in erster Güte (das ganze Liter für eine halbe Lira) in Herculanium zu erhalten; das war in der That ein Göttertrank!

Auf Sizilien genießt die Syracusaner Gegend einen besonders guten Ruf wegen ihrer Weine. Eine Weltbedeutung aber haben die großen Weinfabriken in Marsala. Die wichtigsten von ihnen sind die von Ingham, Florio (die größte) und Woodhouse (gegründet 1773), die neben einander in der Nähe des Hafens liegen, und von denen eine immer langweiliger aussteht als die andre — langgestreckte, weißgetünchte, fensterlose Häuser. Ungeheure Mengen von Wein werden hier verarbeitet. Damit er versandfähig wird, erhält er einen Zusatz von Spirit. Früher wurde hierzu ostdeutscher Kartoffelsprit genommen; da dieser aber neuerdings durch Zollerhöhungen zu teuer geworden ist, so stellt man sich seit mehreren Jahren selbst einen Weinsprit her, der selbstverständlich noch bessere Dienste thut. Das Verhältnis der Mischung ist etwa so, daß man auf das Hauptverkaufsmaß, die Pippa, die ungefähr 400 Liter enthält, 6 Liter Spirit rechnet. Aller drei Monate muß der Wein kräftig geschüttelt werden. Aufbewahrt wird er nicht in Kellern, sondern in mächtigen, großen hallenartigen Schuppen oberhalb der Erde. Neben dem erfreulichen Anblick, den die dort lagernden Massen gewähren, fesseln beim Besuche der Fabriken vornehmlich die trefflichen, maschinenmäßig betriebnen und sehr wesentlichen Reinigungs- und Spülvorrichtungen für die Gefäße. Der zum Verkauf gelangende Wein ist nicht unter drei Jahren alt, in der Regel zählt er fünf bis acht Jahre. Älterer Wein wird sehr hoch bezahlt; da wir dort gute Beziehungen hatten, wurde uns zwanzigjähriger vorgesetzt, der geradezu herrlich schmeckte. Die Preise für die gangbarsten Sorten stellen sich auf 395 bis 720 Lire für die Pippa; dazu kommen das Faß mit 18 Lire, die Fracht nach Deutschland mit 20 Mark und der deutsche Zoll. Es werden auch  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{1}{16}$  Pippen an Private verkauft; die  $\frac{1}{8}$  Pippa (also etwa 50 Liter) kostet  $55\frac{1}{2}$  bis  $96\frac{1}{4}$  Lire, dazu 4 Lire das Faß. Ich teile diese Zahlen mit, weil der Marsalawein in Deutschland recht beliebt ist und der Bezug unmittelbar von der Quelle manchem angenehm sein wird. Persönlich mache ich mir aus diesen gespritzten schweren Weinen nicht viel, sondern schwöre auf die mittelitalienischen Gewächse, die Feuer mit Wohlgeschmack, Duft und Süffigkeit vereinigen. Gelingt es dereinst, sie in derselben Güte versandfähig zu machen, wie sie in Genzano, Frascati usw. getrunken werden, dann werden sie eine unererschöpfliche Quelle des Reichtums für unsre welschen Freunde werden.



Zu den oberitalienischen Weinen habe ich kein rechtes Verhältnis gewinnen können. Gut sind die Weine von Conegliano, Barolo (schwer) und Valpolicella. Unter aller Beschreibung schlecht sind sie in Venedig und Umgegend, sauer, trübe, teuer, unangenehm. In Oberitalien liegt auch Asti, der Hauptfabrikationsort für den italienischen Schaumwein. Asti spumante ist ein Schlagwort, das wohl jeder Italiensfahrer kennt. Da es mehrere Duzend Fabriken in dem Nestchen giebt, so sind die Erzeugnisse von recht verschiedner Güte. Einige Sorten bilden auch für unsern Gaumen einen wirklichen Genuß und werden schon zu 2 Lire die Flasche in anspruchslosen Weinwirtschaften abgegeben. Man wird diesem Fabrikationszweig noch weitere Erfahrungen und Verbesserungen zu wünschen haben, damit er in Nordeuropa wettbewerbsfähig werde.

Eine Besonderheit unter den Weinen sind in Italien noch der Aleatico und der vino santo, aus halbtrockneten, ausgereiften Beeren kurz vor Weihnachten hergestellt. Es sind etwas schwere und süße Nachtschweine, aber meist von ausgezeichneter Beschaffenheit. Mir wurde das Glück zu teil, durch freundschaftliche Vermittlung wiederholt vino santo aus den Privatkellereien Sr. Heiligkeit des Papstes zu erhalten; ich habe dadurch einen Maßstab gewinnen können, welcher wunderbaren Ausbildung die Herstellungsart fähig ist, und möchte wohl glauben, daß sie für den Versand nach auswärts noch eine größere Bedeutung gewinnen wird. Außer dem Wein giebt es selbstverständlich eine größere Zahl anderer Erfrischungsgetränke. Münchner und Wiener Bier erhält man jetzt in allen bedeutenden Städten Italiens. In Oberitalien stellt man auch selbst Bier her, das sich bis jetzt aber noch nicht allzuviel Boden hat erringen können; es erfreut sich nicht gerade großer Beliebtheit.

Im Sommer wird viel Eiwasser (sorbetto und granita) vertilgt, sowohl von Apfelsinen (aranciata), wie von Citronen (limonata). Eis in unserm Sinne (gelato) giebt es in unzähligen Arten und wird vorzüglich zubereitet; in vornehmen Cafés in Süd- und Mittelitalien erhält man lange Listen zur Auswahl vorgelegt. Weiter findet man bei Händlern auf der Straße cocco fresco, frische Kokosmilch, die mir eine der angenehmsten Erinnerungen ist, die man aber schon in Florenz nicht mehr findet; sodann Mischungen mit Pfefferminz (menta) u. a.

Man leidet also, nimmt man alles in allem, wahrlich keine Not in Italien, wenn man sich nur, wie wir zum Schluß nochmals betonen wollen, den südlichen Sitten anzupassen bemüht, umsichtig und aufmerksam ist und echt nationale Häuser aufsucht, in denen vorzugsweise Italiener verkehren. \*)

\*) Eine Liste derartiger guter und empfehlenswerter Wirtshäuser aufzustellen, muß ich mir leider versagen. Der Wechsel, dem alle menschlichen Dinge unterworfen sind, macht sich auf diesem Gebiete mehr als auf irgend einem andern geltend. So wird dem Verfasser von verschiedenen zuverlässigen Persönlichkeiten versichert, daß die Güte des Weins und die Sauberkeit in den letzten Jahren im Pagano auf Capri leider sehr zurückgegangen sind. Die besten Dienste werden nach meinen Erfahrungen hierbei immer die Bädereischen Reisehandbücher leisten, die wegen ihres häufigen Erscheinens den verhältnismäßig neuesten Stand der Dinge, augenscheinlich auf Grund sehr sorgfältiger Ermittlungen, melden und für mich überhaupt das Ideal eines Reisehandbuches sind. Hier wird man die an der Spitze stehenden, glänzenden und besternten Fremdenhotels übergehen und die Häuser bevorzugen, die mit den einfachen Bezeichnungen: nach italienischer Art, gut, gelobt, einfach aber ordentlich oder ähnlich versehen sind. Man wird sich dann nur in seltenen Fällen täuschen.



hat der Frieder das „Zawort“ geholt, und vor Weihnachten noch soll die Hochzig sein. „Der Tag“ ist gekommen, und auf dem Antlitz der Madlene steht die Verkündigung geschrieben und leuchtet durch das offene Fenster hinein in die Welt: Der Frieder ist mein! O, ist das ein feierlicher Morgen!

Eine bedeutungsvolle Bilderreihe zieht durch die bräutliche Seele: das Mittagsmahl auf der verrasteten Meilerstätte, die Pfingstmaien, das kugelnde Grashälmlin unter der Nase des Frieder, der Pfingsttanz, der Heimgang aus der Brattendorfer Schmiede, lange Leidjahre, die Hilfeleistung beim Beinbruch, die Aufstellung des Birro und die Kassenüberführung, das Drasel des Einsiedler Schmiedes, die Erfahrung auf dem Sichelmarkt, die Abweisung des Türkendresen, das glückliche Zusammentreffen auf dem Mühlweg — das eggertje Auge richtet sich empor zum Himmel, und die gefalteten Hände heben sich. Aus der Tiefe der Madlenenseele ringt sich ein Seufzer hervor und mischt sich in den letzten Akkord des Morgensegens. Der Brunnen und die Schwarzwälderin werden nicht mehr übertönt; aber der Friß weht seine Schnurren schmeichelnd an den Fußknöcheln seiner Freundin, deren Seufzer ihn angezogen hat. Leise, mit einer von Glückseligkeit gesättigten Melodie dringt es über Madlenens Lippen hervor: Ach, du lieber Gott!

Es ist Zeit, den Kleinen zu wecken zum Viehfüttern, das Wirtschaftsfener im alten grünen Kachelofen anzuschüren, die Milch abzurahmen, dem längst muntern Hühnerwolf sein Futter zu bringen und die Melkgeräte bereit zu halten. Madlene beginnt ihr Morgenwerk. — Das Guten Morgen! des Kleinen, die Miene des alten Ofens und der Milchtöpfe, das Gackern der Hühner, das Klappern des Melkgerätes: alles anders als sonst, freundlicher, feierlich! Eine Braut im Haus, eine Braut im Haus! Auf dem obersten Boden wirft der Hausgeist seine Zipselmütze in die Höh und lacht zum Bodenloch hinaus: Eine Braut im Haus! O, ist das ein feierlicher Morgen!

Was der Kleine hinter den Ohren hatte, hat sich ihm vollständig aufs Herz gelegt. Wies aber so manchen giebt, der nicht am Herzdrücken stirbt, so war in dieser Hinsicht auch für den Kleinen jede Gefahr ausgeschlossen, obwohl bei ihm in den letzten Tagen, vielmehr Nächten, das Herzdrücken stark repetirte. Dem Döhlerklätterle hat sichs auch aufs Herz gelegt. Aber auch ihr scheint das Herzdrücken ungefährlich zu bleiben; im Gegenteil: das Klätterle schwänzt und strahlt, als befände es sich äußerst wohl. Eben wird ihr der Bloßjungfernkranz im vollen, gelben Haar festgesteckt. Halskragen, rotes Halstuch, grünseidne Schürze und blütenweiße Strümpfe erzählen von Jugendrundung und Lebensfrische. Und im Mäuserhaus steht wahrhaftig der Kleine am Spiegel und schlingt unter dem Sinn die Zipfel eines nagelneuen seidnen Tuches zu einem kunstvollen Knoten, während Madlene einen Strauß aus Rosmarin und Muskatblättlein am linken Brustflügel seines „Mozens“ festnäht.

Der Große steht am Fenster auf der Lauer. Er fährt plötzlich herum. Sie kommen! sagt er.

Es kommen nämlich die Musikanten, einen lustigen Marsch blasend, anmarschiert. Sie blasen die Bloßpaare zusammen zum Kirchgang. Die Reihenfolge bestimmt sich nach dem Alter der Burschen. Der Älteste mit seiner Jungfer sind das eigentliche Bloßpaar, das also an der Spitze geht und in allen Stücken den Vortritt, gewisse Ehrenbezeugungen entgegenzunehmen, aber sich auch eine gewisse Verantwortlichkeit gefallen zu lassen hat.

Die Musik kommt mit den beiden ersten Paaren am Mäuserhaus an: der Kleine wird mit dem Döhlerklätterle das dritte Paar werden. Der Marsch bricht ab, und ein Tanz beginnt und wird so lange gespielt, bis der Tänzer sich dem

Zuge angeschlossen hat. Nun wird der Marsch wieder aufgenommen und bis zum Haus des Döhlerskätterle fortgesetzt, wo wieder eine mutwillige Tanzweise so lange lockt, bis die Tänzerin an der Seite des Kleinen erscheint. Sind die Bloppaare zusammengeblasen, wird noch der Schultheiß und der Dorfsmeister abgeholt, die dem Bloppaar voranschreiten. Jeder von ihnen trägt ein junges Lännchen, geschmückt mit Bändern und einem neuen bunten Tuch am Gipfel. Das Tuch wird auch zuweilen mit einer Spitze am Hut festgenäht, sodaß es wie eine Flagge in der Luft weht. Ebenso trägt jeder Bursche außer dem Strauße an der Brust ein neues, seidnes Tuch am Hute, das Geschenk seiner Jungfer. Ist der Zug vollständig, so bewegt er sich feierlich mit Musik nach der Kirche; den ordnungsmäßigen Schluß bildet der gepukte Wächter. Alle Kirchgänger des Dörfleins haben sich da, wo der Zug den Kirchweg betreten wird, aufgestellt, um ihn zu geleiten. Nun beginnen schon die Kirmesfreudenabfälle für die Schuljugend, wenigstens für den ärmern und auch den dreistern Teil. Ein paar Buben stellen sich plötzlich vor den Zug, der eine hüben, der andre drüben, und halten ihn auf durch ein quer vorgehaltenes Band, umdrängt von einem Knäuel Genossen. Der Schultheiß und der Dorfsmeister haben die Taschen mit kleinen Münzen gefüllt, ebenso der Bloppbursch, und seine Jungfer trägt einen Sack Krapsen: alles zum Auswerfen. Während der Kinderhaufen nach dem Ausgeworfnen sucht, bewegt sich der Zug ungehindert weiter. Aber bald eilt die begehrliche Masse wieder nach, und dieselbe Szene, aber von einem andern aufhaltenden Paar veranlaßt, wiederholt sich, und so geht es fort, auch auf dem Heimwege, bis die Taschen und der Krapsensack leer sind.

In jedem der drei zur Kirche gehörigen Dörfer ist heuer ein Maien gepukt worden, und die Kirmesleut eines jeden Dorfes ziehen mit Musik ins Gotteshaus und dann auch wieder mit Musik heraus. Der Pfarrer schließt seine Predigt mit einer kräftigen Ermahnung zur Mäßigkeit in Freud und Lust, vornehmlich aber zur Friedfertigkeit, weil Kirmesprügel keine seltne Würze für das Fest sind.

Nach dem Gottesdienst wird der Plan bezogen. Alle, die zum ordnungsmäßigen Zug gehören, bilden einen Kreis um den Maien, und vom Schultheißen an bis hinunter zum Wächter hat jeder einen Trinkspruch auszubringen mit drel Trinken, von denen jeder mit einem Vivat! begleitet ist. Der gepukte Schenk mit weißem Fürtuch hat mit seiner „Reze“ einschenkend und kredenzend die Kunde zu machen. Den ersten Spruch hat der Schultheiß auszubringen und darin des Landesfürsten, der Obrigkeit, der Kirchen- und Schulbeamten, der Gemeinde und der Bloppaare zu gedenken. Nach dem darauf folgenden Spruch des Dorfsmeisters hat der Bloppbursch in seinem Spruch hauptsächlich den Gemeindevorstand leben zu lassen. Man möge mit den Sprüchen des Bloppburschen und des Müsers-Kleinen, die beide authentisch sind, fürliebnehmen:

Heint spielt unner Schulz den Harrn:  
 Dos steht jedweder vu uns garn.  
 Denn die Harrn usm graßen Pfar  
 Könn uns alle gestuhln war.  
 Vivat!

Hätt'n wir'n nit in sei Tuch gschossen,  
 Dos hätt' dich unnern Män verdrossen.  
 Wies nachten hieß: War hot gschossen?  
 Doa wor unner Schulz wie a Pudel begossen.  
 Obar nachher hot ar dich gewißt,  
 Wie mers gscheit usang müßt.  
 Vivat!



Drüm söll unner Schulz mit der ganzen Geme  
 In Glück rümbod wie in Stroha u Stre!  
 Unner Schulz söll la  
 U der Durfsmeister a!  
 Bivat!

Der Müserzkleine liest seinen Spruch in großer Aufregung aus seinem etwas hoch gehaltenen Hut ab, der das Konzept birgt:

Au kümmt die Reih u mich.  
 Ich wußt nit, wie ich a Tänzera sollt krieg.  
 Doa is mirs Katterla eingefalln,  
 U mancher dacht, die würd mir woß maln.  
 Dos hot mir se Mensch zugetraut,  
 Ah ich kriegt a Kirmesbraut.  
 Bivat!

S Katterla u ihr Boter sen schlau:  
 Sie han zur Kirmes verlast a Sau.  
 Doa han m'r nu gut Kirmes machn:  
 U 'n Wald fahlts nit, m'r han gut lachn.  
 Bivat!

Is ober die Kirmes nachher verbei:  
 Wie wern m'r erschredn,  
 Wenns heßt:  
 Wie sölln m'r die Schuldn bedn?  
 Bivat!

Der Kleine wurde am Hockschuß gezupft. Madlene lacht ihm zu: Wie a Ostudirter! Aber diesmal gab er sein Siegel nicht her: er hatte seine Stirne abzuwischen.

Vom Plan bewegt sich nach Beendigung des Aktes der Zug nach dem Wirtshaus und auf den Tanzboden, wo das Bloppaar erst drei Reihen allein zu tanzen hat, worauf noch drei Reihen unter der Beteiligung aller fünf Paare folgen. Von da aus verfügt sich dann jeder Kirmesburich mit ins Haus seiner Tänzerin, wo er als Gast zur Mahlzeit freundliche Aufnahme findet, sich mitunter aber recht linksich benimmt, beim Essen kerzengrad darsitt, die linke Hand meistens unter dem Tisch bergend. Damit schließen die besondern Zeremonien des ersten Kirmestags, dessen übrige Zeit bis in die späte Nacht hinein dem Tanzvergnügen gewidmet ist.

So ist der erste Kirmestag durch Glauben und Brauch gewiß gefeit gegenüber der vermaledeiten Welt. Wie könnte dieser Ring denn von Aist, Leidenschaft, Eigsucht und stinkender Fäulnis durchbrochen werden?

Im Müjershaus war heute das Mittagsmahl bar der geistigen Sättigung, die es sonst gewöhnlich in sich schloß. Diese geistige Sättigung bestand am Müjersstisch nicht etwa in einem heitern Redeverkehr: sie lag im befriedigten Gefühl der trauten Zusammengehörigkeit, das sich ohne viel Redens selbst genug ist. Es fehlt aber an diesem Tisch heute der Gast des Döhlerskätterle, der Kleine. Man denkt ja mit Freuden seines Glücks; aber am Müjersstisch ist und bleibt heute eine gewaltige Lücke.

Der Kleine fehlt heut.

Man sollts nit mein'n; aber ich kenn das!

Drei helle Glodenschläge der Schwarzwälderin erschallten. Von den beiden nach dem Wirtshaus gerichteten Fenstern ward das eine vom Großen eingenommen, das andre von der Madlene. Nunmehr müssen sich die Kirmespaare zum Tanz

einstellen. Die Musik ist schon auf dem Platz; die Klarinette giebt das A an, und die Geigen werden gestimmt.

Madlene ist längst über die Tischlücke hinüber und lauert heitern Antlitzes des dritten Paares. Der Große aber ist aus der Tischlücke in eine viel größere Lücke gefallen. Vor einem Jahr, ja! Das war halt doch eine andre Kirmes, wenn auch ohne gepuzten Maien! Wenn er ein Maler wäre: er könnte heute noch die Kirmesvenus malen. Die fehlt heuer: das ist eine weitklaffende Lücke in dieser Kirmes.

Für den Kleinen und den Frieder — dabei schielt er verstohlen nach der Madlene — ist ja das Zeug recht. Aber ich kenn die Welt! Und sie ist auch in Schlesien gewest.

Siehe da! Welch ein Zauberbild? Hat der Teufel sein Spiel?

Ach, du lieber Gott! Madlene wendet sich ab vom Fenster und eilt hinauf ins obere Stübchen zu ihren Muskatblättlein-, Marumverum- und Rosmarinflöcken und lockert mit einer abgebrochnen Stricknadel die Erde und zupft dürre Blätter ab. Nun wird er wieder rebellisch. Nun gehis wieder von vorn an. Was fängt man an? Ach, du lieber Gott!

Der Große aber, der sich mit beiden Händen auf die Fensterbrüstung stemmt, fährt zurück wie vor einem niederfallenden, ihn blendenden Meteor. Bläß wie der Tod starrt er hinaus auf die Straße. Hoch auf dem Bock eines Spielerswagens sitzt neben einem gewaltigen Bullenbeißer die Kirmesvenus, Fräulein Hoffeld, und lenkt ein weiß und schwarz geflecktes Pferd nach dem Wirtshaus. Sie ist da! Die Kirmeslücke des Großen ist ausgefüllt. Nun glüht ihm das Gesicht, und er schlägt auf die Sandauer, daß es schallt, und nimmt drei Prisen hinter einander, und seine Augenbrauen wölben sich gewaltig: Das muß ich kenn!

Der Wagen hält. Die Venus wirft Bügel und Peitsche von sich und macht vom Bock herunter einen künstlerischen Luftsprung, daß der umgeschlagne Pelz aus einander fliegt und unter dem kurzen, roten, goldbordirten Röcklein die völligen Beine in fleischfarbnem Tritot hervorleuchten, während sie vom Bullenbeißer in einem großen Bogen übersprungen wird: ein ausdringliches Bild im Hunderahmen zur Geschäftsempfehlung.

Guter Anfang, bravo! Das muß ich kenn!

Die in den Wurf gekommenen Kirmesleute des Dörfleins waren stehen geblieben und staunten ob des Kunststücks. Und bald summt es durch das Dörflein: Die Spieler sind da!

Domi ist aus dem Wagen gestiegen, hat einige Kästen mit klappernden Vorlegechlößern herausgenommen, den Wagen wieder verschlossen und den Schlüssel abgezogen, mit seinem weiblichen Personal die Kästen in einer Kammer des Wirtshauses untergebracht, das Pferd eingestellt und kleidet sich nun in seiner Kammer um zum hauswurstigen Ausrufer.

Schon durchstreift er, den Bullenbeißer zur Seite, ausrufend das Dörflein. Jeder Ausrufschwall wird von einer widerwärtig schmetternden Trompetenfandare eingeleitet und geschlossen: Die weltberühmte Künstlergesellschaft Domi und Kompagnie ist soeben eingetroffen und wird heute und morgen mit dem Wunderbarsten und Überraschendsten aus dem Gebiet der ägyptischen Wahrsagerkunst, aus der Gymnastik und Hundedressur, sowie ferner mit den neuesten effektvollsten Zugstücken aus dem Französischen auf der Bühne aufwarten, wozu ein hochgeehrtes Publikum eingeladen wird. Alles noch nie dagewesen! Von vier Uhr an ist das ägyptische Wahrsagerkabinett unsers Regers Raddamaltifidibum geöffnet:

das größte Wunder der Welt! Denn jedermann kann aus der Vergangenheit und Zukunft erfahren, was er zu wissen wünscht. Von neun Uhr ab wird die schauderhafte Komödie „Chica, oder die betrunkene Indianerin“ im Saale des Gasthofs gespielt, ein Prachtstück ersten Ranges, das begonnen hat, seinen Weg über alle Bühnen der Welt zu machen. Eintritt für Erwachsene vier Kreuzer, für Kinder einen Kreuzer. Markdurchzischende Trompetenschlange.

Bald hatte sich eine große Menge des hochgeehrten Publikums um den Spielwagen gesammelt, dessen Fenstervorhänge sich zuweilen aus einander thaten, um einen grinsenden Negerkopf zu zeigen, schwarz wie Kienruß. Um vier Uhr schmetterte die Trompete nach allen Himmelsgegenden und zeigte den Anbruch der großen Stunde an.

Immer herrrrran! Raddamaktifidibum, der große Meister aus Aethiopien, hat vom großen Geist das Zeichen der Gnade empfangen: das Buch des Schicksals hat sich ihm geöffnet. Immer herrrrran! Das größte Wunder der Welt! Noch nie dagewesen!

Die erste Person, die sich zum Eintritt ins ägyptische Wahrsagerkabinett meldete, war die Matthesensbärbel. Domi führte sie nach dem hintern Teil des Wagens, wo eine heruntergeschlagne Treppe zu einer offen stehenden Thür führte. Die Bärbel stieg hinauf und trat ein. Domi folgte ihr bis zur Thür, die er dann schloß, und stellte sich auf der obern Treppenstufe gleichsam als Wache auf. Das Murmeln der Menge legte sich; das hochgeehrte Publikum verfiel in krampfartige Spannung.

Leise ward von innen an der Thür gepocht; Domi öffnete und ließ die Matthesensbärbel heruntersteigen. Immer herrrrran!

Die Triltschendristel von Brattendorf, die sich mit ihrer Lichtstube eingestellt hat zum Airmestanz, verfügt sich ins Kabinett. Die Matthesensbärbel aber wird bald erdrückt von der neugierigen Menge.

Wie wars? — Warbla, wie wars drin? — Weß er wos, Warbel?

Er weß euch alles! Ha, su wos, su wos! Daß mir im Frühjohr a Kolb verreckt is, hot er a gewißt; es wör verhext gewast. Ich hos fei ümmer glogt! Ha, su wos! Hadu! Hadu!

Berstett mer na denn?

Ha, er redt grad wie mer a!

Das Kabinett war mit zwei Lampen zu beiden Seiten versehen, sodaß die eingetretne Person auffallend beleuchtet ward. An dem kleinen Schiebfensterchen in der Wand zwischen dem Kabinett und dem Hauptwagenraum fungirte Raddamaktifidibum.

Die ägyptische Wahrsagerkunst wurde stark in Anspruch genommen. Allgemeine Verwunderung ob der Allwissenheit des Schwarzen ergriff das Dörflein.

Der Schlesinger begehrte aber nicht, den Schwarzen für sich in die Tiefen der ägyptischen Weisheit steigen zu lassen. Sein Schönheitsgefühl bewahrte ihn vor der stinkenden Fäulnis. Denn was in dem Kabinett vorging, war eitel Betrug, der aber dem hochgeehrten Publikum unentdeckt geblieben ist bis auf den heutigen Tag — mit Ausnahme des Gründel, der das aufge Schlagne Buch des Schicksals entzifferte. Der Schlesinger begehrte nach Höherem; und das wollte sich nicht zeigen. Vom Seiltanzen war ja heuer nicht die Rede, für heute wenigstens nicht. Und so sitzt er in der Wirtsstube unten, während draußen und droben alles in Erregung und Lust schwärmt, in Unfreude bei seinem Glas, und das Schlehlied und das Lied von dem in Sehnsucht vergangnen Burgfräulein zogen ihm durch den düstern Stm. Die Sandauer stand vor ihm, ohne daß er sie anrührte. Da that sich die

Thür ein Spältchen auf. Madlene lugte in die Stube und sah den Großen so traurig drin sitzen allein an einem Tisch.

Der arm Kerl! Was man nur anfängt?

Husch, war sie drin und flüsterte ihm über die Achsel: Großer, geh mit auf den Tanzboden! Tanz einmal mit mir! Du hast's meilätig noch nit mit mir probirt.

Tanzen? Nit um die Welt! Ich kenn die Welt!

So solltest du doch einmal sehn, wies der Kleine mit dem Kätterle kann.

Ist mir alles egal! Ich kenn das.

So geh mit heim, wolln uns niederleg!

Heut nit! Und er schnupfte in Desperation.

Nun wußte Madlene, daß sie vorläufig nichts über ihn vermöge, und ging hinauf auf den Tanzboden. Dort wartete ihrer schon der Frieder.

Der Schlesinger war nun einmal ins Schnupfen gekommen; und dadurch wurden aus allen Winkeln seiner Persönlichkeit die Geister der Jugend und Wanderschaft zusammengezogen zu einem unwiderstehlichen Aufruhr. Er steckte die Sandauer in den blauen Frack, den er heute zu Ehren der aufgestiegenen Venus hervorgesucht hatte, und stürzte hinaus in den Haussur. Da war des Aufhaltens nicht lang, denn des Volks strömte viel ein und aus, und er wollte nicht auffallen. Rasch wandte er sich nach dem Hintergrund, wo er sich trotz der dort herrschenden Dunkelheit gut zurecht fand und bald an der Thür der Spielerkammer lauschend verharrte. Drin memorirt laut Fräulein Hofffeld die Rolle der betrunkenen Indianerin. Sie war ganz allein. Selbst der Bullenbeißer war abwesend; er lag Wache unter dem Wagen draußen.

Die Rolle scheint zu Ende. Nun oder nimmer! Der Schlesinger klopft leise an. Herein! Die Thüre schließt sich leise hinter ihm, und drinnen entwickelt sich folgendes Gespräch.

Was machst du denn, Schlesinger? Siehst du, daß ich dich noch kenn!

O, und ich! Ich kenn die Welt!

Setz dich doch! Du könnst mir ein Glas Grog machen lassen, alter Schaf! Ich hab die betrunckne Indianerin zu spielen, mußt du wissen.

Gleich, recht gern. Aber sag einmal, du bist doch auch in Schlesien gewesen?

Kann sein, freilich! Hast's wieder vergessen?

Den Grog will ich schon bestellen, aber erst — — ach! Ich brenn, ich verbrenn inwendig, und ich kanns nit sagen, was es ist!

So sags doch! Nicht wahr, du liebst mich, Schlesinger?

O, und wie! Ich könnt gleich für dich sterben! Die letzten Worte sprach der Schlesinger in großer Aufregung und sehr laut, beinahe, als befände er sich mit der betrunkenen Indianerin auf der Bühne.

Da wird die Thür aufgerissen. Der Reger stürzt herein. Meine Herrin verführn? Du Halunke, du! Und dabei faßt er den Schlesinger am Kragen und beginnt ihm den Rücken zu blåuen, d. h. die Frackfarbe auf die Haut durchzuschlagen. Die Venus aber entfernt sich lichernd.

Laß mich gehn, Teufel du! Höllenbraten! — Erst kauf dich los, Halunk! — Was kosts? fragt der Schlesinger kleinlaut. — Fünf Thaler! Sonst sag ichs dem Domi. Heringegen kannst du laufen! — Hab ich nit! — Zwei Thaler! — Hab ich wahrhaftig auch nit. — Einen Thaler! Heringegen schweig! — Da ist der Thaler, laß mich los!

Der Frieder tanzte mit seiner Braut in den sanftesten Bogen, weich und manterlich schleifend. Es war ein andres Tanzen wie vor acht Jahren. Wie glücklich



waren sie! Ungezügelter und feuriger tanzte ihnen ein andres Märlein vor, und das war auch glücklich: der Kleine mit seinem Rätterle.

Aber daheim im Müsershaus lag der Große im Bett und stöhnte. Nicht sowohl der Rücken that ihm weh, als sein Inneres. Hat sie nit gelacht, als mich der Kerl erwischte? Kein Nachwort gesprochen — dazu gelacht und sich aus dem Staub gemacht! Auch ein Teufel — — eine schwarze Seel! Und keine Stimm? Und: Heringegen! Kommt mir alles bekannt vor. Ich kenn die Welt — die vermaledeite Welt!

Und fortan erhielt das Schlagwort des Großen den Zusatz: Die vermaledeite Welt!

(Schluß folgt)

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Landwirte im Industriestaat und im Agrarstaat. Die kürzlich veröffentlichten Ergebnisse der landwirtschaftlichen Betriebszählung vom 14. Juni 1895 für das Königreich Sachsen und das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin (Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus, Jahrgang 1897, Heft 3 und 4, und Beiträge zur Statistik Mecklenburgs vom Großherzoglichen Statistischen Amt zu Schwerin. Dreizehnter Band, zweites Heft) haben auch für den größern gebildeten Leserkreis besonderes Interesse, weil sie sehr wesentliche Seiten der landwirtschaftlichen Entwicklung auf der einen Seite in einem sogenannten Industriestaat und auf der andern in einem sogenannten Agrarstaat zeigen. Die in neuerer Zeit lebhaft besprochne Frage der Verträglichkeit einer kräftigen Entwicklung der landwirtschaftlichen Bevölkerung und des landwirtschaftlichen Gewerbes neben einer sehr stark zunehmenden Industrie erhält durch diese Zahlen eine eigentümliche Beleuchtung. Es scheint darnach, als ob der Gegensatz zwischen Industrie- und Agrarstaat nicht unter allen Umständen so hochtragisch für die Landwirtschaft zu nehmen ist, wie es vielfach geschieht.

Um von der Zusammensetzung der Bevölkerung und damit von dem Charakter des Staats — des Industrie- und Agrarstaats — ein Bild zu geben, seien zunächst folgende Zahlen nach der Berufszählung vom 14. Juni 1895 nebeneinandergestellt.

	Sachsen	Mecklenburg
Gesamtbevölkerung . . . . .	3753262 = 100,0 Prozent	606459 = 100,0 Prozent
Davon mit dem Hauptberuf thätig in		
der Landwirtschaft usw. . . . .	290971 = 17,6 „	127043 = 49,1 „
der Industrie usw. . . . .	957509 = 57,9 „	63917 = 24,7 „
dem Handel und Verkehr . . . . .	211575 = 12,8 „	21852 = 8,4 „
wechselnder Lohnarbeit usw. . . . .	26437 = 1,6 „	7444 = 2,9 „
öffentlichem Dienst und freien Berufen	98302 = 6,0 „	15702 = 6,1 „
GesindeDienst im Hause . . . . .	68453 = 4,1 „	22708 = 8,8 „
Berufsthätige überhaupt . . . . .	1653247 = 44,0 Prozent	258666 = 42,7 Prozent
Dazu kommen:		
Familienangehörige ohne Hauptberuf .	1942746	315755
Sonstige Berufslose . . . . .	157269	32038
Berufslose überhaupt . . . . .	2100015 = 56,0 Prozent	347793 = 57,3 Prozent

Rechnet man die Familienangehörigen ohne Hauptberuf und die Diensthilfen der landwirtschaftlichen Berufsthätigen diesen zu, so stellt sich die landwirtschaftliche Bevölkerung in Sachsen auf 565299, in Mecklenburg auf 157968.

Es ist dabei von der Aussonderung der nicht sehr zahlreichen rein forstwirtschaftlich beschäftigten Personen Abstand genommen, und auch die der Fischerei und Jagd obliegende Bevölkerung ist in den obigen Zahlen mit enthalten, wie dies der Abteilung A in der Berufsstatistik des Deutschen Reiches entspricht. Die Wichtigkeit des Bildes wird dadurch für die Vergleichung der beiden Staaten nicht beeinträchtigt, auch nicht bei nachstehender Betrachtung des Verhältnisses der Menschen zur Fläche für das Jahr 1895.

	Sachsen		Mecklenburg
Gesamtareal des Staates	1499290 Hektar		1316162 Hektar
Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe	1211157 „ = 80,8 Prozent		1143618 „ = 80,7 Prozent
Landwirtschaftliche Fläche dieser Betriebe	998625 „ = 66,6 „		889700 „ = 67,6 „

Zur „Gesamtfläche“ der landwirtschaftlichen Betriebe gehören außer ihrer „landwirtschaftlichen Fläche“ noch das Forstland (in Sachsen: 170942 Hektar, in Mecklenburg: 180815 Hektar), das Ob- und Unland (8479 Hektar und 29600 Hektar) und die Haus- und Hofräume, Wege usw. (33084 Hektar und 43503 Hektar). Die „landwirtschaftliche“ Fläche wird gebildet durch Äcker, Wiesen, Gartenland, Weinberge u. dergl.

Es kamen nun im Juni 1895 in

	Sachsen	Mecklenburg
1. auf 100 Hektar des Gesamtareals des Staats:		
Einwohner überhaupt	250,3	46,5
landwirtschaftliche Bevölkerung überhaupt	37,7	22,5
Berufsthätige der Landwirtschaft	19,4	9,7
2. auf 100 Hektar der Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe:		
landwirtschaftliche Bevölkerung überhaupt	46,7	25,8
Berufsthätige der Landwirtschaft	24,0	11,1
3. auf 100 Hektar der landwirtschaftlichen Fläche der Betriebe:		
landwirtschaftliche Bevölkerung überhaupt	56,6	33,2
Berufsthätige der Landwirtschaft	29,1	14,3

Diese Zahlen lehren, daß in Sachsen nicht nur überhaupt sehr viel mehr Einwohner auf der gleichen Bodensfläche ihr Fortkommen finden als in Mecklenburg, sondern auch sehr viel mehr Personen, die von der Landwirtschaft leben, mit ihren Familienangehörigen und Dienstboten; ja sogar viel mehr in der Landwirtschaft mit ihrem Hauptberuf Erwerbsthätige. Auch auf das gleiche Maß der Gesamtfläche und der landwirtschaftlichen Fläche der Betriebe kommen in Sachsen weit mehr von der Landwirtschaft hauptsächlich erhaltene und in ihr ihren Hauptberuf findende Personen. Nun können wir zwar nicht „ziffermäßig“ beweisen, daß die Ausübung des landwirtschaftlichen Berufs im Königreich Sachsen ebenso gesundheitszutraglich ist wie in Mecklenburg-Schwerin, aber im allgemeinen darf man es doch annehmen. Man wird dann also auch ohne Gewissensbisse sagen dürfen, daß Sachsen „pro Hektar“ mehr diensttaugliche Rekruten aus der Landwirtschaft stellen mag als Mecklenburg.

Freilich könnte die Landwirtschaft in Sachsen in so jämmerliche Zwergbetriebe zerfallen sein, daß die Masse der in ihnen erwerbsthätigen Personen und ihre Angehörigen für die Wehrkraft des Landes keinen Schuß Pulver mehr wert wären. So etwas könnte ja vorkommen, und in der Phantasie unsrer Antiindustriellen scheint es oft vorzukommen. Es ist deshalb sehr interessant, die Zahlen der eigentlichen Betriebsstatistik, d. h. die Angaben über die Zahl und Größe der Wirtschaften in den beiden Staaten zu vergleichen. Wir stellen dabei die Zahlen von 1882 daneben.

Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe				
	Königreich Sachsen		Mecklenburg-Schwerin	
	1895	1882	1895	1882
Gesamtzahl:	193 627	192 921	97 069	98 097
Davon:				
unter 1 Hektar	49,99 Prozent	49,13 Prozent	67,5 Prozent	67,1 Prozent
von 1 bis 2 Hektar	10,11 "	11,12 "	10,7 "	11,7 "
" 2 " 5 "	15,16 "	15,49 "	7,8 "	7,1 "
" 5 " 10 "	9,69 "	9,24 "	3,7 "	3,7 "
" 10 " 50 "	14,24 "	14,21 "	7,8 "	7,9 "
" 50 " 100 "	0,42 "	0,42 "	1,1 "	1,1 "
100 und mehr "	0,39 "	0,39 "	1,4 "	1,4 "
	100,00 Prozent	100,00 Prozent	100,0 Prozent	100,0 Prozent

Als Betrieb ist hier die Bewirtschaftung jeder Fläche, auch der kleinsten, von einer Haushaltung aus verstanden — ganz gleich, ob das Land im Eigentum oder im Pachtbesitz des Inhabers ist oder als Dienstland usw. von ihm bewirtschaftet wird —, mit alleiniger Ausnahme der sogenannten Ziergärten. Daraus geht hervor, daß die Inhaber dieser Betriebe nur zum kleinen Teile Landwirte in ihrem Hauptberufe sind. Die Masse der Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner, die nebenher ein Stückchen Acker- oder Gartenland (nur nicht bloß als Ziergarten) bestellen, sind die Inhaber der Parzellen unter 1 Hektar, und auch von den Inhabern der Betriebe von 1 bis 2 Hektar werden nur Ausnahmen, z. B. Kunst- und Handelsgärtner, ganz oder auch nur hauptsächlich für sich und ihre Familien den Unterhalt aus dieser Wirtschaft finden. Betrachtet man nun diese kleinen Parzellenbetriebe, wie das nötig ist, für sich besonders, so fällt auf den ersten Blick ihre verhältnismäßig sehr große Zahl in Mecklenburg auf. Kein Mensch wird glauben, daß dort die Parzellenwirtschaft größer und noch dazu so viel größer ist als in Sachsen. Wir werden später sehen, wie die Sache in Wirklichkeit steht, und daß die Statistik immerhin recht hat. Die Zahl der Betriebe unter 1 Hektar hat in beiden Staaten seit 1882 etwas zugenommen, in Sachsen ein klein wenig mehr als in Mecklenburg, die Wirtschaften von 1 bis 2 Hektar dagegen haben der Zahl nach etwas abgenommen. Im ganzen machten die Betriebe bis 2 Hektar im Juni 1895 in Sachsen 60,10 Prozent und in Mecklenburg 68,2 Prozent aller Betriebe aus.

Die Betriebe von 2 bis 100 Hektar bezeichnet man gewöhnlich als die „bäuerlichen,“ und sie machen 1895, wie wir sehen, in dem Industriestaat 39,51 Prozent und im Agrarstaat 20,4 Prozent aller Betriebe aus, und zwar die Mittelbauernwirtschaften von 5 bis 50 Hektar dort 23,93 Prozent, hier nur 8,9 Prozent. Sehr zurück tritt Sachsen, aber nicht weil es Industriestaat ist, hinter Mecklenburg in den Großbetrieben mit mehr als 100 Hektar. Um davon ein richtiges Bild zu bekommen, ist es vor allem nötig, den Anteil der Größenklassen an der Fläche zu betrachten. Wir können uns dabei mit der Gesamtfläche begnügen.

Gesamtfläche der landwirtschaftlichen Betriebe				
	Königreich Sachsen		Mecklenburg-Schwerin	
	1895	1882	1895	1882
Gesamtfläche:	1 211 157 Hektar	1 184 548 Hektar	1 143 618 Hektar	1 059 043 Hektar
Anteil der Größenklassen:				
unter 1 Hektar	3,20 Prozent	} 5,71 Prozent	1,9 Prozent	2,1 Prozent
1 bis 2 Hektar	2,82 "		1,4 "	1,6 "
2 " 5 "	9,97 "	} 9,25 "	2,3 "	2,2 "
5 " 10 "	13,45 "		2,5 "	2,4 "
10 " 50 "	50,76 "	} 69,73 "	22,4 "	22,2 "
50 " 100 "	5,29 "		8,5 "	6,9 "
100 und mehr Hektar	14,51 "	15,31 "	61,0 "	62,6 "

Man sieht, daß die weniger zahlreichen Parzellenwirtschaften bis 2 Hektar

in Sachsen an Fläche denen in Mecklenburg bedeutend überlegen sind, aber ganz besonders springt die Überlegenheit der sächsischen Bauernwirtschaften gegenüber den mecklenburgischen, und umgekehrt das Vorherrschen der Großbetriebe in Mecklenburg im Vergleich mit Sachsen in die Augen. Die eigentlichen Bauernwirtschaften von 2 bis 50 Hektar nehmen 1895 in Sachsen 74,18 Prozent der Gesamtfläche der Betriebe in Anspruch, in Mecklenburg nur 27,2 Prozent; die Fläche der Großbauern von 50 bis 100 Hektar ist in Sachsen schon weniger ausgedehnt als in Mecklenburg, und die sächsischen Großbetriebe umfassen gar nur 14,51 Prozent der Gesamtfläche, gegen 61,0 Prozent in Mecklenburg. Es kann wohl kaum bestritten werden, daß diese Zahlen, so wie sie vorliegen, für Sachsen sehr viel günstiger sind als für Mecklenburg, sofern man das Vorwiegen der bäuerlichen Wirtschaften gegenüber den Zwerg- wie den Großbetrieben überhaupt als Vorzug anerkennt.

Sehr viel kommt nun aber bei der Abwägung der sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung des Anteils der verschiedenen Größenklassen der Betriebe an der Zahl und Fläche überhaupt auf das Besitzverhältnis an, worin die Betriebsinhaber zum Grund und Boden stehen. Daß bei den kleinen Parzellenwirtschaften das Pachtland überall eine große Rolle spielt, ist ganz natürlich und an sich nicht ohne weiteres als ungesund zu bezeichnen, aber gerade was die soziale Bedeutung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes der Arbeiter und kleinen Handwerker anbetrifft, wird man zugeben müssen, daß der Eigenbesitz unendlich viel wertvoller ist als der Pachtbesitz, und noch weit mehr als z. B. der Besitz — wenn man so sagen darf — der Gutstagelöhner an Deputatland. Bei den mittlern Bauernwirtschaften tritt das Pachtverhältnis und ebenso andre derartige Nutznießungsrechte in Deutschland überall weit zurück hinter dem Eigenbesitz, und man wird dies als einen entschiedenen Vorzug anzusehen haben, z. B. den Verhältnissen in England gegenüber, wo gerade die mittelgroßen Betriebe mit geringen Ausnahmen Pachtbetriebe sind. Bei den Großbetrieben ist in Deutschland im allgemeinen der Pachtbesitz etwas stärker vertreten als bei den Bauernwirtschaften. Wo er überhand nimmt, deutet dies auf Zunahme des sozial und wirtschaftlich nicht erfreulichen sogenannten „Absentismus“, d. h. daß sich die Eigentümer der Landwirtschaft und dem Landleben entfremden, oder daß die Güter in den Besitz in der Stadt wohnender Nichtlandwirte übergehen. Was die Zahl der Betriebe, nach dem Besitzverhältnis an Grund und Boden unterschieden, betrifft, so werden folgende Zahlen für 1895 ein ungefähres Bild geben. Die Größenklassen sind aber nicht getrennt.

## Zahl der Betriebe nach dem Besitzverhältnis 1895

	Königreich Sachsen	Mecklenburg-Schwerin
Gesamtzahl der Betriebe . . . . .	193 627	97 069
Davon mit		
ausschließlich eigenem Lande . . . . .	55,05 Prozent	16,70 Prozent
„ gepachtetem Lande . . . . .	11,27 „	32,00 „
„ Halbscheidland . . . . .	0,08 „	0,01 „
„ Deputatland . . . . .	1,21 „	22,10 „
„ Dienstland . . . . .	0,88 „	1,80 „
„ Gemeindeland . . . . .	0,05 „	0,03 „
gemischtem Land dieser Arten . . . . .	31,46 „	27,36 „
	100,00 Prozent	100,00 Prozent

Unter Halbscheidland ist das gegen einen Ertragsanteil überlassene Land verstanden; es ist, wie man sieht, von ganz untergeordneter Bedeutung. Bemerkenswert ist vor allem das Überwiegen der Betriebe mit ausschließlich eigenem Lande in Sachsen gegen Mecklenburg, und umgekehrt die große Zahl der reinen Pacht- und vollends der reinen Deputatbetriebe in Mecklenburg. Beide Unterschiede machen



sich hauptsächlich bei den kleinen Parzellenbetrieben bis 2 Hektar geltend. Von 100 Betrieben bis 2 Hektar bewirtschaften nämlich im

	Königreich Sachsen	Mecklenburg-Schwerin
ausschließlich Eigenland . . .	49,05 Prozent	8,5 Prozent
" Pachtland . . .	17,20 "	32,0 "
" Deputatland . . .	2,10 "	22,1 "

Schon diese Zahlen geben Aufschluß über die große Verschiedenheit der sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung der Parzellenbetriebe in Sachsen und Mecklenburg, und zwar entschieden zu Gunsten der sächsischen Verhältnisse. Das Deputatland als Bestandteil des Arbeitslohns der Gutsarbeiter — es besteht vielleicht in einigen Furchen Kartoffeln, die von der Guts herrschaft mit bestellt werden — hat an sich einen hohen Wert für die ländlichen Arbeiterverhältnisse, aber es ist, wie schon angedeutet, ganz und gar nicht in Parallele zu stellen mit dem kleinen Eigenbesitz des Arbeiters, auch des landwirtschaftlichen, nicht einmal mit dem Pachtland.

Über die Fläche nach dem Besitzverhältnis giebt nachstehende Übersicht Aufschluß. Es ist dabei das Halbscheid-, Deputat-, Dienst- und Gemeindeländ zusammengefaßt.

Die Gesamtfläche der Betriebe nach dem Besitzverhältnis 1895

Gesamtfläche	Königreich Sachsen			Mecklenburg-Schwerin		
	Eigenbesitz	Pachtbesitz	sonstigem Besitz	Eigenbesitz	Pachtbesitz	sonstigem Besitz
. . . . .	1211157 ha			1143618 ha		
davon in . . . . .						
im ganzen . . . . .	1057563 ha	149838 ha	3756 ha	876188 ha	244675 ha	22755 ha
das sind Prozent . . . . .	60,65	39,34	0,01	76,6	21,4	2,0
In den Größenklassen						
unter 1 ha . . . . .	66,93	29,40	3,67	15,3	44,7	40,0
1 bis 2 ha . . . . .	77,48	21,10	1,42	28,3	55,7	16,0
2 " 5 " . . . . .	84,84	14,58	0,58	55,7	37,1	7,2
5 " 10 " . . . . .	91,89	7,91	0,20	66,5	22,6	10,9
10 " 50 " . . . . .	96,33	3,55	0,12	90,0	7,8	2,2
50 " 100 " . . . . .	84,68	15,28	0,04	93,1	5,7	1,2
100 und mehr ha . . . . .	60,65	39,34	0,01	73,6	26,4	—

Im ganzen hat das Eigenland in Sachsen einen geringern Anteil an der Gesamtfläche als in Mecklenburg; umgekehrt steht es mit dem Pachtlande. In den einzelnen Größenklassen ergibt sich aber ein wesentlich anderes Bild. In allen Größenklassen, mit Ausnahme der Großbauern und der Großbetriebe, ist der Anteil des Eigenlands an der Gesamtfläche der Größenklasse in Sachsen größer, und zwar meist sehr beträchtlich größer als in Mecklenburg, und wieder umgekehrt bei der Pachtfläche.

Auf die wichtige Frage einzugehen, welchen Einfluß die Freiheit oder Gebundenheit des landwirtschaftlichen Grundeigentums auf die betriebsstatistische Entwicklung hat und gehabt hat, muß außerhalb des Rahmens dieser Skizze bleiben. Auch auf die damit zusammenhängenden sehr verschiedenen Verhältnisse in den drei sogenannten politischen Landesteilen des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, dem Domanium, der Ritterschaft und Klöster und dem städtischen Gebiet, kann hier nicht eingegangen werden. Sehr erwünscht wäre es sicher, wenn die Landesstatistiker auch die rechtliche Dualität, Freiheit oder Gebundenheit der Betriebe und der Flächen bei der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik eingehend berücksichtigten, in Sachsen vor allem den Bestand an geschlossenem Gutsareal und der Fläche der walzenden Grundstücke nach dem Gesetz von 1843. Hoffentlich werden die Ergebnisse der großen Berufs- und Betriebszählung von 1895 zu gründlichen Forschungen in dieser Richtung Anregung geben.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



der Spitze.“ Daher gab es neben der konstituierenden Frankfurter Nationalversammlung eine ganze Reihe anderer konstituierender Versammlungen in den Einzelstaaten, die völlig unbekümmert um einander und schließlich auch um das Frankfurter Parlament die „Freiheitsfrage“ jede auf ihre Weise zu lösen versuchten. Begann man doch auch in Frankfurt, ungewarnt durch das Beispiel der französischen Nationalversammlung von 1789, das Verfassungswerk mit der Beratung der „Grundrechte“ des deutschen Volkes.

In der damaligen Lage war es freilich kaum möglich, anders zu verfahren — und das ist auch, damals wie später, immer zur Begründung angeführt worden —, denn man wußte noch nicht einmal, auf welchen Gebietsumfang diese Bestimmungen und die zu beratende Reichsverfassung Anwendung finden sollten; man wollte also Gesetze schaffen, ehe man wußte, wo die Grenzen des Staates, für den sie gelten sollten, sein würden. Eben darin liegt der zwingende Beweis, daß das erste deutsche Parlament zu früh kam, daß das deutsche Volk für die Einheitsbewegung innerlich noch nicht reif war. Erst seit dem Oktober 1848 begann es klar zu werden, daß Österreich einem deutschen Bundesstaate, den man doch schaffen wollte und schaffen mußte, nicht angehören könne. Damit aber war im Grunde die Unmöglichkeit, die „deutsche Frage“ auf dem eingeschlagenen parlamentarischen Wege, also ohne Gewalt, zu lösen, unwiderleglich erwiesen, denn daß die österreichische Großmacht ohne Zwang ihre Stellung in Deutschland aufgeben werde, konnte nur der Doktrinarismus erwarten, und es ist geradezu das wesentlichste Verdienst des Frankfurter Parlaments, in einem großartigen dialektischen Prozesse das Verhältnis Österreichs zu einem deutschen Bundesstaate gründlich aufgeklärt zu haben.

Aber noch mehr: die volkstümliche Einheitsbewegung und mit ihr die große Mehrheit der Paulskirche stand theoretisch nach den noch fortwirkenden und vor allem in Frankreich herrschenden Theorien des Naturrechts auf dem Boden der Volkssouveränität, sie wollte demnach den Fürsten die von ihr geschaffne Verfassung einfach aufnötigen. Sie verkannte also die monarchischen Traditionen Deutschlands, die starken konservativen Kräfte vornehmlich des Ostens und die Bedeutung der thatsächlichen Macht. Das war begreiflich, denn die Regierungen hatten im März 1848 nirgends nachhaltige Kraft gezeigt und auch die Nationalversammlung widerstandslos anerkannt; selbst in Preußen hatte das Königtum zwar den Berliner Aufstand am 18. März mit seinen treuen Truppen niedergeschlagen, war aber dann doch schwächlich zurückgewichen. So entwarf man eine Verfassung ohne nur zu wissen, ob der Monarch, von dem das Gelingen doch schließlich abhing, der König von Preußen, sich auf ihren Boden stellen und ihre Durchführung übernehmen würde. Nur eine Partei war sich völlig klar und daher entschlossen, von der Nationalsoveränität praktisch rücksichtslosen Gebrauch zu machen, das war die

republikanische Linke, und sie ging ganz folgerichtig zur offenen Revolution über, als die Regierungen im April 1849 die Reichsverfassung verwarfen. Ihr völliger Sieg würde das Prinzip der Volkssouveränität auch in Deutschland durchgesetzt und die parlamentarische Republik auch hier begründet haben, ein auf alle Fälle möglicher Teilsieg im Süden und Westen aber hätte die Nation auseinandergerissen, denn niemals hätten sich der Norden und der Osten einer solchen Verfassung gefügt.

An der Souveränität der größern Einzelstaaten, an ihren monarchischen und militärischen Kräften zerschellte nicht nur die republikanische Bewegung, sondern auch die Reichsverfassung und das Frankfurter Parlament. Aber wenn dies daran eine schwere Schuld trug, so trifft die andre Hälfte der Schuld die deutschen Fürsten und in erster Linie den mächtigsten von ihnen, den König von Preußen. Daß Österreich sich der Paulskirche widersetzte, war nur in der Ordnung, denn sein Staatsinteresse forderte das; daß Friedrich Wilhelm IV. nicht rechtzeitig, d. h. im Frühjahr 1848, die Leitung der nationalen Bewegung ergriff, war ein schwerer Fehler, denn es lief gegen das Interesse seines Staats; daß er am 3. April 1849 die Kaiserkrone ablehnte, war in dieser Lage nicht mehr zu vermeiden, denn er konnte niemals die Souveränität der Paulskirche anerkennen, ohne die Grundlage der deutschen Monarchie aufzugeben. Es ist das Entscheidendste, was der König überhaupt gethan hat. Freilich ging diese Entscheidung wie die ganze Haltung des Königs weniger aus der klaren staatsmännischen Erwägung hervor, mit der damals Bismarck ein „Einschmelzen der preussischen Krone“ verwarf, als aus seinem mittelalterlich-romantischen Doktrinarismus, der ebenso wenig wie die Mehrheit des Frankfurter Parlaments die Notwendigkeit der Trennung von Österreich und die Unmöglichkeit begriff, Österreich auch nur in der Weise zum friedlichen Verzicht auf seine historische Stellung zu bewegen, daß es ihm als „teutschem König“ die Heergewalt im ganzen außerösterreichischen Deutschland überließ, die er doch wollte. Aus diesem Doktrinarismus geschah es auch, daß der König die lebendigen Kräfte und Bedürfnisse der Nation verkannte und in der neuen Kaiserkrone, die ihm die edelsten Männer Deutschlands antrugen, nichts anders sehen wollte als ein Werk der gottlosen Revolution, als „einen Reis aus Dreck und Letten gebacken.“ Daß endlich die europäische Lage, die Mißgunst Frankreichs und Englands, die unverhüllte Feindschaft Rußlands, die Gegnerschaft Österreichs die Neugestaltung Deutschlands aufs äußerste erschwerten, das sah der König deutlicher als die Abgeordneten in Frankfurt, und er wußte, daß er nicht der Mann sei, auf dem Schlachtfelde eine Kaiserkrone zu erringen.

Also fanden sich die politischen Kräfte, deren Zusammenwirken allein die deutsche Gesamtverfassung schaffen konnte, 1848/49 nicht zusammen, sondern sie arbeiteten gegen einander und verdarben den Erfolg. Erst als das deutsche Bürgertum auf den Traum der Volkssouveränität verzichtet hatte, als ein ent-



schlossener und klarer Wille die Leitung übernahm und die Schwierigkeiten der europäischen Lage zu überwinden verstand, gelang die Vereinigung dieser Kräfte, und auf dem festen Grunde des preußischen Staats und der deutschen Monarchie erwuchs als eine folgerichtige Weiterbildung der eigentümlichen Entwicklung Deutschlands, nicht als eine Verwirklichung unhistorischer und im Grunde undeutscher politischer Theorien, das Deutsche Reich. \*



## Doktrinarismus in der Sozialpolitik



aum hatte uns Herr Professor Dr. Julius Wolf in Breslau mit dem ersten Teil eines Aufsatzes über „Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie“ aufgewartet, da erschien auch schon der zweite der Strasprofessoren, Herr Reinhold in Berlin, mit einem Vortrag über Illusionen in der Sozialpolitik auf der Bühne. Das Thema seines am 9. Februar im Berliner „Sozialwissenschaftlichen Studentenverein“ gehaltenen Vortrags lautete: „Assoziation, Gewinnbeteiligung, Gewerkverein — drei Illusionen der modernen Sozialpolitik.“ Wir haben ihn nicht selbst gehört, und ein vom Redner autorisierter Bericht ist uns bisher nicht zu Gesicht gekommen. Was wir davon wissen, stammt aus dem ausführlichen Bericht des „Reichsboten“ vom 15. Februar, den das Blatt mit einem längeren kritischen Leitartikel begleitet. Hoffentlich wird Professor Reinhold recht bald mit einer urkundlichen Darlegung seiner Theorien vor die Öffentlichkeit treten. Er wird als ein aus der juristischen Praxis zum sozialpolitischen Lehramt berufener Strasprofessor unser dringendes Verlangen darnach sicher am besten begreifen. Jetzt ist Herr Wolf nun auch mit dem zweiten Teile zum Vorschein gekommen, worin er seinen Optimismus gegenüber dem Pessimismus des Herrn Reinhold noch ein wenig mehr ins Licht rückt. Es ist ja zunächst ein ganz unterhaltendes Bild, was sich uns bietet: der Strasprofessor in Breslau als geistreicher Prophet des sozialen Optimismus, der Strasprofessor in Berlin als womöglich noch geistreicherer Sänger des Pessimismus. Aber man muß doch auch alles Ernstes darnach fragen, was da für die soziale Praxis, an der uns Geistesarmen alles liegt, schließlich herauskommen kann. Vorläufig sind die Aussichten auf eine befriedigende Beantwortung dieser Frage noch immer recht trübe. Doktrinarismus gegen Doktrinarismus auf der Mensur, vielleicht in infinitum. Aber das deutsche Volk hat ein Recht zu fordern, daß Ernst gemacht wird. Die sozialistische Verurteilung muß heraus aus der Praxis und aus den Hörsälen, ehe die Sozial-

demokratie und der Kathedersozialismus unsre Arbeiter ganz zu Narren und zu vaterlandslosen Gefellen gemacht hat. Wir haben erfahren, was in der Sozialpolitik das Katheder anrichten kann. Statt dem Frieden zu dienen, hat man in der Theorie die Unzufriedenheit gelehrt und in der Praxis jede Zufriedenheit vernichtet.

Was Herr Professor Reinhold über die Assoziation gesagt hat, war — wenn der Bericht uns recht belehrt — nicht gerade neu und wichtig. Daß nur Illusionisten von ihr die Lösung der sozialen Frage erwarten konnten, und daß thatsächlich die Produktivassoziationen von Arbeitern mit verschwindenden Ausnahmen mißglückt sind, ist sicher der Zuhörerschaft am 9. Februar gerade so bekannt gewesen, wie auf der andern Seite die Thatsache, daß Bürger und Bauern, Gewerbetreibende und Landwirte die ihnen einzeln fehlende Kapitalkraft durch genossenschaftliche Selbsthilfe auch schon vor der Befruchtung durch die Miquelsche Zentralgenossenschaftskasse in Preußen vielfach mit großem und dauerndem Erfolge zu ersetzen versucht haben. Aber Reinhold hat recht: für die Arbeiter ist die Assoziation als Mittel, ihnen neben dem Lohn auch den Unternehmergewinn zuzuwenden, bisher eine Illusion gewesen und wird eine Illusion bleiben, solange die Arbeiter Arbeiter sind. Auch dem, was der Herr über die Gewinnbeteiligung gesagt haben soll, ist nicht zu widersprechen. Es ist eine Illusion, zu glauben, daß die Gewinnbeteiligung jemals in den gewerblichen, kaufmännischen oder landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnissen die Regel werden könne. Sie wird immer die seltene, die Regel bestätigende Ausnahme bleiben, die von den persönlichen Eigenschaften der Beteiligten und von der besondern Art des Geschäfts abhängt. Was aber drittens der Herr Professor von den Gewerksvereinen hält, ist weniger klar ausgedrückt und muß etwas näher besehen werden. Vielleicht liegt das auch an unsrer Quelle, vorläufig müssen wir uns an sie halten. Wiederholt hat darnach der Vortragende seinen Zuhörern die beruhigende Versicherung gegeben, daß er eigentlich ein warmer Freund der Arbeiterkoalitionen sei, die den Kampf ums Dasein regeln wollten. Er scheint ja auch der schulgerechten Ansicht zu sein, daß sich durch sie in England immer mehr „ein System der Übereinstimmung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herausgebildet“ habe. Er scheint sogar durch eine Anzahl „durchaus berechtigter“ Streiks die Überzeugung gewonnen zu haben, „daß die Arbeiter unter Aufraffung aller sittlichen Kräfte, die die allerhöchste Hochachtung verdient,“ gegen ihr trauriges Geschick angekämpft hätten, so im Konfektionsarbeiterstreik, im Hamburger Hafenarbeiterstreik, im Ausstand der englischen Maschinenbauer. Die Gewerkschaften, meint er, seien Institute, von denen man hoffen könne, daß sie den Arbeitern in ihren Lohnkämpfen gute Dienste leisten würden. Es sei ihnen zu wünschen, daß das Vorurteil der Unternehmer falle, und daß sie sowohl wie die Regierungen ihre „gegensätzliche Stellung“ aufgäben. Sie böten ein Mittel, das freie Spiel der Kräfte wirklich

walten zu lassen und dahin zu wirken, daß so weit wie möglich ein gegenseitiges Auskommen erzielt werde. Wir hätten bei dem großen Ausstand in England gesehen, in welchen ruhigen, gefeylichen Formen er trotz der größten Gegensätze verlaufen sei. Zum Schluß hätten die Unternehmer sogar freiwillig als Gentlemen größere Konzessionen gemacht, als sie, die Sieger, zu machen nötig gehabt hätten. Aber das helfe doch alles nichts: auch die Gewerksvereine seien eine Illusion! Ihnen gegenüber hätte sich die eisengepanzerte Phalanx der Unternehmervereinigungen gebildet, und diese seien doch schließlich mächtiger als die Arbeiter und ihre „Addition von Nullen.“ Die Gewerksvereine könnten nicht an gegen das dauernde Fallen der Löhne, gegen revolutionäre Veränderungen der Technik und der Mode, gegen das Unterbieten des Auslands, die Erscheinungen der Kapitalassoziation usw. „Redner betont schließlich, heißt es in dem Bericht, daß es nicht seine Absicht sei, zum Pessimismus aufzufordern, sondern er wolle zum sozialen Kritizismus anregen. Wenn wir auf sozialem Gebiete Erfolge erzielen wollen, müssen wir die ganze Tragik kennen lernen.“ Aber fragt mich nur nicht wie! — das hat Herr Professor Reinhold seinen Beifall spendenden Zuhörern zwar nicht gesagt, aber er hätte es ihnen eigentlich sagen müssen. Der Kritizismus, zu dem er anregen wollte, als das einzige Positive, ist doch nicht gerade das aufklärende, alle Zweifel lösende Wort, nach dem man sich sehnt. Und was er sonst noch gesagt hat, erst recht nicht, obwohl das eigentlich, wie es scheint, die Quintessenz des Vortrags sein sollte, nämlich folgendes: Bei der wissenschaftlichen Erforschung habe man zu erwägen, wie weit die einzelnen Formen der sozialen Bestrebungen von dem egoistischen Prinzip beherrscht würden. Mit einer Predigt über Brüderlichkeit erziele man keine Erfolge. Wer glaube, mit Brüderlichkeit oder Liebe wesentliche Erfolge auf sozialem Gebiete zu erringen, stehe im Gegensatz zu den Erfahrungen der Jahrtausende. Von der Behandlung der Arbeiter als nicht Gleichberechtigter müsse auch bei uns abgegangen werden, dann könne auch der rücksichtslose, kalte, wirtschaftliche Egoismus bestehen bleiben. Auf dem Wirtschaftsgebiet seien die Engländer uns immer noch überlegen. Ein englischer Schiedsmann habe die Unternehmer davor gewarnt, die Menschlichkeit bei ihren Verhandlungen mit sprechen zu lassen und von den rein wirtschaftlichen Rücksichten abzugehen. Der das gesprochen habe, sei ein humaner christlicher Mann gewesen, der in der wahren Erkenntnis der Ziele gesprochen habe, die der menschlichen Gesellschaft im wirtschaftlichen Leben gesteckt seien. Auch nach Rechtsätzen sei das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, die Verteilung des Produktionsertrags nicht bestimmt, sondern es sei ein Arbeitsverhältnis gemäß der gegenwärtigen Machtlage. Hinter dem Recht auf Arbeit stehe die Proklamirung des sozialistischen Staats.

Man könnte zunächst Herrn Professor Reinhold fragen, wie er dazu komme, den Unternehmern den Gewerksvereinen gegenüber ein Aufgeben ihrer gegen-

säplichen Stellung, das heißt doch ein Aufgeben des rücksichtslosen, kalten, wirtschaftlichen Egoismus, zu empfehlen, wenn er diesen Egoismus als das im wirtschaftlichen Leben allein zur Herrschaft berufne Prinzip hinstellt. Aber es kommt auf diese kleine Inkonsequenz im Vergleich mit dem ungeheuer großen Irrtum, zu dessen Apostel sich der Vortragende — immer die Zuverlässigkeit unsrer Quelle vorausgesetzt — gemacht hat, so wenig an, daß man sie beiseite lassen kann. Die Hauptsache ist, daß wir hier die Quintessenz des orthodoxen deutschen Manchesterturns der Herren Schulze-Delitzsch und Genossen, in einer Art von wissenschaftlicher Brühe neu aufgekocht, vorgekocht bekommen, in ihrer ganzen bestrickenden Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit, aber auch in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit und Gefährlichkeit. Der „Reichsbote“ hat recht, wenn er gegen diese neue, sehr verschlechterte Auflage der sogenannten klassischen Nationalökonomie nachdrücklichst Verwahrung einlegt als „die Anschauung des Materialismus, wie sie bei dem Manchesterturn auf der einen und der sozialrevolutionären Sozialdemokratie auf der andern Seite herrscht“; nur vergißt er dabei in christlich-sozialer Befangenheit hinzuzufügen: leider auch bei dem Staats- und Kathedersozialismus der zur Zeit herrschenden Schule auf der dritten Seite.

Nach der Ansicht des Manchesterturns, wie sie Reinhold hier scheinbar vertritt, kann in wirtschaftlichen Dingen und damit in dem Hauptteil der sozialen Fragen weder die Liebe, die Brüderlichkeit, die Menschlichkeit noch das Recht etwas helfen, also weder die sittliche Pflichterfüllung des Einzelnen gegen den Einzelnen, noch die unter Umständen mit Gewalt zu erzwingende Erfüllung der durch Gesetz und Verordnung vom Staat vorgeschriebnen Rechtsätze. Was die Rechtsätze anlangt, d. h. die sozialpolitische Aufgabe und Fähigkeit des Staats überhaupt, so stehen die Anschauungen des Manchesterturns zu denen der Staats- und Kathedersozialisten im schroffsten Widerspruch, von der Stellung der Sozialdemokratie hier vorläufig ganz abgesehen. Das Manchesterturn bestreitet dem Staat die Aufgabe und die Fähigkeit, in seiner Rechtsordnung die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu beeinflussen, insbesondere nach sittlichen Grundsätzen. Der Staats- und Kathedersozialismus ist stolz darauf, dem Staat diese Aufgabe und diese Fähigkeit wieder zugesprochen zu haben, und er bedeutet in dieser Beziehung an sich entschieden einen großen Fortschritt. Aber leider ist man aus einem Extrem ins andre geraten. Beide Extreme sind falsch, unvernünftig und gefährlich. So falsch es ist, den Kulturstaat zum Nachtwächterstaat zu degradieren, ebenso falsch ist es, die Sittlichkeit, die Nächstenliebe, das praktische Christentum verstaatlichen zu wollen. Stehen sich wegen der Aufgabe und Fähigkeit des Staats Manchesterturn, Staats- und Kathedersozialismus schroff gegenüber, so sind sie wegen der sozialen Bedeutung der sittlichen Pflichterfüllung des Einzelnen gegen den Einzelnen — und diese Pflichterfüllung, die persönliche und individuelle, ist im eigent-



lichen Sinne allein als eine sittliche zu bezeichnen — vollständig ein Herz und eine Seele. Hier stehen die begeisterten Vertreter der verstaatlichten Sittlichkeit, die Modesozialisten, ganz und gar auf dem Standpunkt der Herren Schulze-Dehlig und Genossen, und sie haben kein Recht, Herrn Professor Reinhold einen Vorwurf zu machen.

Man mag die Jünger Schmollers oder Brentanos oder sonst eines dieser Leuchten der modernen Staatswissenschaft ausforschen, wie man will, das A und O ihrer Weisheit bleibt, daß von den Einzelnen nichts anderes zu erwarten sei, als der kalte, wirtschaftliche Egoismus, und daß eben deshalb der Staat durch Gesetzesparagrafen und Schutzleute die Sittlichkeit als seine Sache in Regiebetrieb zu nehmen habe. Ja uns will scheinen, als ob selbst vor dreißig Jahren, als das Manchesterium auch unter den Geheimräten noch die Herrschaft hatte, d. h. eigentlich die Sozialpolitik überhaupt als weifenlos galt, unter den Gebildeten wie in der Masse des Volks die Mißachtung der persönlichen Pflichterfüllung lange nicht so allgemein war und so fest saß wie heute, nachdem der Staats- und Kathedersozialismus den Nachwuchs fünfundzwanzig Jahre lang zu der neumodischen sozialen Gesinnung erzogen hat. Daß die einzelnen Menschen daran schuld sein könnten, daß die Verhältnisse schlecht sind, oder daß sie selber persönlich durch ihr Verhalten die Verhältnisse besser machen könnten, dafür fehlt den Jüngern des Katheder- und Staatssozialismus das Verständnis fast noch mehr als den Manchesterleuten. Es war deshalb bei all der trostlosen Einseitigkeit und Oberflächlichkeit der Modestaatswissenschaft ebenso erquickend wie überraschend zu hören, als auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß Adolf Wagner endlich wieder einmal den Leuten „die Besserung von uns einzelnen Menschen“ als das wichtigste bezeichnete und die Anschauung, „die alle Schuld wohlfeil auf die Verhältnisse schiebt,“ verwarf.

Scharf traf er damit den Grund- und Hauptfehler des modernen Staats- und Kathedersozialismus, auch wenn er vielleicht wieder nur die Sozialdemokraten treffen wollte. Es darf uns fortan nicht mehr täuschen, daß Schmoller am Schluß seines Mittelstandsvortrags den üblichen Hymnus auf die „sittlichen Kräfte der Nation“ anstimmte. In Wirklichkeit kennt die herrschende Schule eben nur eine Sittlichkeit der Nation, nicht die wahre Sittlichkeit des Einzelnen, abgesehen vielleicht von gelegentlichen Ansprüchen an die Moral der Arbeitgeber. Bei der Masse der wirtschaftenden Personen hat diese Schule das Gefühl der sittlichen Pflicht und Selbstverantwortlichkeit gerade deshalb so gründlich verdorben, weil sie unter der Flagge ethischer Rücksichten segelte.

Ohne eine Wiederbelebung des sittlichen Pflichtbewußtseins auch im wirtschaftlichen Leben führt das Manchesterium mit dem Nachtwächterstaat geradezu zum jämmerlichen Verfall unserer Gesellschaftsordnung und Volkskultur wie der Modesozialismus mit seinen sozialpolitisch-sittlichen Para-

graphen und Polizisten. Ohne Nächstenliebe, rücksichtsvolle Brüderlichkeit und ohne Bekämpfung der Eigensucht im Herzen hilft die Freiheit nichts und der Zwang nichts. Ohne eine religiös-sittliche Wiedergeburt des Volks ist die bestehende Gesellschaftsordnung verloren, und die Proklamierung des „sozialistischen Staats“ erst recht der helle Unsinn. Und von diesem Gesichtspunkt aus muß auch die sozialdemokratische Bewegung beurteilt werden. Sie hat den Untergrund mit Manchesterium und Staats- und Kathedersozialismus gemein in der materialistischen Verkennung der Pflichten der Einzelnen. Sie fühlt heraus, wie furchtbar die Massen unter dieser grundsätzlichen Lieblosigkeit leiden, und nutzt das aus. Natürlich hat sie leichtes Spiel, die Massen für den Umsturz zu begeistern, wenn Manchesterium und Modesozialismus ihnen diese Lieblosigkeit als unabänderliches Verhängnis predigen. Was ohne Sittlichkeit und Liebe nach dem Umsturz wird, das kümmert den berufsmäßigen Brunnenvergifter natürlich wenig, und die Masse fragt ihn darnach am allerwenigsten.

Man kann hoffen, daß durch das schärfere Aufeinanderplagen von Irrtum auf Irrtum, von Extrem auf Extrem schließlich doch die Institution der Straßprofessoren etwas dazu beitragen wird, gesunde Anschauungen unter den Gebildeten zu erwecken, und damit dann sicher auch im ganzen Volke. Die Lücke, die in dem Reinhold'schen Vortrage klappt, muß doch jeden, der sozialen Fortschritt, Frieden und Gedeihen wünscht, mit dem Gefühl lebhafter Unzufriedenheit erfüllen. Diese Bankrotterklärung der modernen Gesellschaft gegenüber dem sozialen Elend und Zwiespalt muß doch den gebildeten Praktikern endlich die Augen öffnen, gerade so wie der Bankrott des Staatssozialismus vom Staat selbst durch die Berufung der Straßprofessoren anerkannt worden ist.

Wir sind weit davon entfernt, von einer sittlich-religiösen Wiedergeburt allein Besserung und Rettung zu erwarten, aber sie muß hinzutreten als Ergänzung und als befruchtender Sauerteig zu allem, was an äußern Maßnahmen zweckmäßig erscheinen kann. Ist sie vorhanden, so wird der Mittelweg leicht gefunden werden zwischen den Extremen, und es werden mancherlei Mittel zum Zweck, die heute ganz oder in ihrer Verallgemeinerung bedenklich erscheinen, ohne Bedenken angewandt werden können oder sich als unnötig erweisen.

Nun ist, wie gesagt, Professor Wolf inzwischen mit dem zweiten Stückchen seines Aufsatzes über Illusionisten und Realisten in der Nationalökonomie hervorgetreten.\*) Hatte er in dem ersten Teil mit Genugthuung darauf hingewiesen, daß der Kathedersozialismus seinem frühern Dogma, dem Ruin des Mittelstandes, untreu geworden sei, so betont er am Anfang des zweiten Teils ausdrücklich, daß der Kathedersozialismus und die Sozialdemokratie sich immer

\*) Der erste Teil ist in den Grenzboten (Heft 5 vom 3. Februar Seite 281) bereits besprochen worden.

noch nicht zu der Erkenntnis aufgeschwungen hätten, gerade das Gegenteil sei das Gesetz der bürgerlichen Wirtschaftsordnung, nämlich daß der Reiche ärmer und der Arme reicher werde. Dann folgt ein Vorstoß gegen die „Illusion von der providentiellen Rolle und der Leistungsfähigkeit der Sozialreform.“ Schmoller habe kurz nach der Gründung des Vereins für Sozialpolitik gemeint, die Sozialreform jolle die Brücke schlagen über die gähnende Kluft, und es sei auch weiter die Meinung der Kathedersozialisten geblieben, daß die sogenannte gerechte Verteilung nicht erreicht werden könne durch die Wirkung der Freiheit oder sogenannter natürlicher Gesetze, sondern durch die Thätigkeit des geschriebenen, politischen Gesetzes, das heißt des Staats. Wolf spricht dieser Sozialreform keineswegs jede Bedeutung ab, er meint nur: was die auf sich gestellte Sozialreform vermöge im Vergleich zu dem, was die in der bürgerlichen Wirtschaftsordnung wirksamen Kräfte des technischen Fortschritts durch das Mittel des freien Markts auf dem sozialen Gebiete leisteten, sei gering und unbedeutend. Zur Voraussetzung habe jede Sozialreform die vermehrte Gütererzeugung, d. h. die durch das Erfindergenie, das Unternehmertalent und die steigende technische Leistungsfähigkeit der Arbeiter erhöhte Produktivität der Arbeit. Diese Gütererzeugung sei die schöpferische Kraft, nicht der Appell an Sittlichkeit und Bravheit, und das auch dann nicht, wenn er durch die Thore der Parlamente dringe und sich hier zu Gesetzen verdichte. Unberechtigt sei dieser Appell deshalb freilich nicht, nur unwesentlich.

Das ist in der Hauptsache Wolfs neuester Vorstoß gegen die herrschende Schule. Es wird abzuwarten sein, was der Gegner antwortet. Zur Abfuhr wird es bei dem ganzen Kampf schwerlich kommen. Wenn man darüber disputirt, was mehr „hebt“ — denn die „Hebung“ der arbeitenden Klassen und Schichten ist ja das, worum es sich handelt —, die Sozialreform oder die vermehrte Gütererzeugung, so fehlt der geeichte Maßstab zum Messen, und keiner der Kämpfer braucht sich für besiegt zu erklären. Die Statistik hilft dabei gar nichts. Was soll also überhaupt bei diesen Auseinandersetzungen herauskommen? Solange der Begriff der „Hebung“ nicht klar gemacht ist, gar nichts. Und damit sind wir bei dem Punkte angelangt, wo die Kathedersozialisten die unverantwortlichste, ärgste und nachhaltigste Verwirrung und Unklarheit in den Köpfen der Gebildeten, namentlich auch der Beamten, und der halbgebildeten Arbeiter angerichtet haben, zugleich bei der Frage, auf der uns in der sozialen Praxis alles ankommt: Was thut not im Interesse des wahren Wohls der Arbeiter und damit zugleich im Interesse der Gesamtheit? Wir wollen die Frage hier nicht beantworten, sondern wir wollen nur fordern, daß sie bestimmt, klar und praktisch gestellt werde. Möchten die Strafprofessoren dazu wenigstens etwas beitragen. Es ist hohe Zeit, denn der Doktrinarismus der herrschenden Schule droht allmählich jede praktische Arbeit zur Heilung der Schäden, zur Schlichtung des Streits, zur Wiederherstellung des Friedens zu lähmen. Wir glauben den Ernst der Lage nicht besser klar

machen zu können als durch einige Mitteilungen aus dem amtlichen Jahresbericht der badischen Fabrikinspektion für 1897.

Der Vorstand dieser Behörde, Dr. Woerishoffer, gehört bekanntlich zu den ausgesprochenen Freunden der Arbeiterkoalitionen und der Arbeiterbewegung überhaupt, und er gilt als eine Autorität unter den sozialpolitischen Beamten. Der Bericht widmet der „Organisation der Arbeiter“ einen besondern Abschnitt, worin unter andern folgende Ausführungen stehen: Da im Lande den Organisationen, die sich mit der Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter befaßten, keine Hindernisse von den Behörden bereitet würden, so zeige es sich deutlich, daß die der fortschreitenden Organisation entgegen stehenden Schwierigkeiten lediglich innere seien, die in der Sache selbst lägen. Sie seien in der Verschiedenheit der Lage der Arbeiter und in der Art, wie diese Lage empfunden würde, begründet. Die Verschiedenheit der Lage der Arbeiter zeige sich mehr und mehr als die größte, nicht aber als die einzige Schwierigkeit der Organisation. Es komme dabei viel weniger auf die Verschiedenheit in der materiellen Lage selbst, als auf die innere Beschaffenheit dieser Lage an. Die Lohnhöhe insbesondre spiele hier sogar eine untergeordnete Rolle. Nur die Arbeiter seien geneigt und vielleicht auch „vereinschaftet,“ Arbeiterorganisationen „in nachhaltiger Weise“ anzugehören, die, losgerissen aus festen Lebensverhältnissen, in Industriezentren in ungenügenden engen Wohnungen zusammengedrängt seien, die aus diesen und andern Gründen kein sie befriedigendes häusliches Leben führen könnten, und denen die Unsicherheit ihrer ganzen Existenz, vielleicht trotz augenblicklicher günstiger Einnahmen, zum Bewußtsein gekommen sei — mit einem Worte die proletarisirten Arbeiter, die „den Gegensatz ihrer Lage zu der ganzen Kultur-entwicklung“ empfinden. Auch wenn sie sich in den höhern Lohnklassen manche Genüsse verschaffen könnten, die sich andre versagen müßten, so täusche sie dies über die innere Natur ihrer Lage nicht hinweg. Ganz anders lägen die Verhältnisse der Arbeiter, besonders auf dem Lande, die im Zusammenhange mit den Bevölkerungskreisen blieben, aus denen sie hervorgegangen seien. Sie seien im allgemeinen nicht proletarisirt, auch wenn sie niedrigere Löhne bezögen als die andern. Aus dieser Verschiedenheit der Lage gehe aber mit Notwendigkeit eine verschiedne Denk- und Empfindungsweise hervor, die einem dauernden Zusammengehen in gewerkschaftlichen Vereinigungen mit ihren großen Ansprüchen an die Hingebung des Einzelnen hindernd im Wege stünden. Nur bei Abstimmungen, die ja keine besondern Ansprüche an die Einzelnen machten, gäben sie vielleicht ihrem Gemeinschaftsgefühl einen bequemen und für sie wohlfeilen Ausdruck. Auch in den Städten seien die denselben Beschäftigungen angehörenden Arbeiter durchaus nicht alle in der gleichen Lage. In einigen Industriezweigen komme es sogar vor, daß die Arbeiter in kleinen Betrieben besser daran seien als die in großen Fabriken. Sie hätten dann keine Lust, sich einer allgemeinen Lohnbewegung oder gar einer Arbeitseinstellung anzuschließen, weil ihre Lage ihren Ansprüchen genüge. Soweit sich nicht der



Mangel an Solidaritätsgefühl bei einem großen Teile der Arbeiter aus solchen Verhältnissen erkläre, liege die Möglichkeit des Fortschreitens im ganzen in einer Änderung der innern Beschaffenheit ausgedehnter Arbeiterschichten. Es werde mancher Änderung in der innern Beschaffenheit der Arbeiterschaft bedürfen, bis die unter den verschiedensten Verhältnissen lebenden Arbeiter geneigt seien, für die Gesamtinteressen ihres Standes auch dann Opfer aller Art zu bringen, wenn sie selbst, was ja vielfach der Fall sei, kein Bedürfnis nach irgend welcher Änderung empfinden.

Wir haben uns vergeblich bemüht, aus diesen amtlichen Raisonnements eine praktisch befriedigende Antwort auf die uns am Herzen liegende Frage zu gewinnen. Nichts als Abstraktion, Theorie, Doktrinarismus. Was soll der redliche Arbeiterfreund in der Praxis, was soll vor allem der junge Beamte damit anfangen? Wir können es keinem verdenken, wenn er, der Autorität vertrauend, sich schließlich sagt: Die Zufriedenheit der Arbeiter ist ein Fehler; macht sie unzufrieden, damit sie sich organisiren! Ob der Lohn hoch oder niedrig ist, darauf kommt bei dieser allein selig machenden Unzufriedenheit gar nichts an; auch darauf nicht, ob der Mangel eines befriedigenden häuslichen Lebens aus ungenügender Wohnung oder andern Gründen, z. B. Leichtsinn, Genußsucht, Roheit gegen die Angehörigen usw., herrührt. Nach dem wirtschaftlichen und moralischen Verhalten der einzelnen Arbeiter, dieser Hauptquelle der Verschiedenheit in der Lage und im Wohlbefinden, hat der moderne Sozialpolitiker überhaupt nicht zu fragen. Ihm muß es genügen, „wenn die Arbeiter den Gegensatz ihrer Lage zu der ganzen Kulturentwicklung empfinden.“ Die innere Natur ihrer Lage muß den Arbeitern verleidet sein, trotz mancher Genüsse, die ihnen der höhere Lohn verschafft, wenn sie nicht an einen Sparspennig denken. Wie könnte man vollends die Anerkennung der menschenfreundlichen Fürsorge von Unternehmern für ihre Arbeiter wünschen, Anhänglichkeit an den Arbeitgeber, ein patriarchalisch gesundes Arbeitsverhältnis überhaupt! Wenn so etwas noch im Kleingewerbe vorkommt, so ist es eine staunenswerte und im Grunde sehr unerfreuliche Anomalie! Wir dürfen es den unbefangenen, im Leben erfahrenen und arbeiterfreundlichen Lesern überlassen, selbst über diese Vorstellungen vom Arbeiterelend und Arbeiterglück zu urteilen. Die Herren Staatssozialisten scheinen jeden Blick für die Verschiedenheit der moralischen Qualitäten unter den einzelnen Arbeitern verloren zu haben, nur von der „Differenzierung“ in den Verhältnissen und Schichten wissen sie zu reden. Mögen sie das Lehrgeld von ihren Meistern und Propheten zurück verlangen, praktische Arbeiterfreunde werden sie erst werden, wenn sie gelernt haben, die sittliche Persönlichkeit der Arbeiter nicht mit dem Pariamaßstab der Unzurechnungsfähigkeit im Thun und Lassen zu messen, sondern in ihrer vollen Selbstverantwortlichkeit und Leistungsfähigkeit zu würdigen. ß





In der kirchlichen Verfassung Deutschlands hat die eindringende Geldwirtschaft die Durchschneidung und Aufteilung des kirchlichen Genossenschaftsvermögens bewirkt. Mehr und mehr bildet sich das Pfründnerwesen mit allen seinen Mißbräuchen aus: die reichen Obern ziehen die Einnahmen, elende Vikare besorgen deren Amtspflichten. Infolge davon zeigt sich die Neigung zu Sekten, die als Keterei von der kirchlichen Aristokratie in brutalster Weise unterdrückt werden. Hat es sich im Investiturstreit wesentlich darum gehandelt, die finanzielle Grundlage der Kirche den Eingriffen der Laien zu entziehen, so beansprucht in späterer Zeit der Papst die Verfügung über die Pfründen und das ganze Kirchenvermögen. In den großen Konzilien protestirt die Kirche gegen den Machtanspruch der Kurie, daß der Papst die Kirche sei; durch den Verrat des Kaisers am eignen Reich geht der Papst in Deutschland siegreich aus diesem Streit hervor. Nun wird von Rom aus nicht nur die deutsche Kirche, sondern das Volk direkt ausgebeutet; diese Ausbeutung in der Form des Ablasses giebt dann auch den Anlaß zur Empörung gegen das ganze Kirchenregiment.

Die Anhänger der kirchlichen Reformen waren keineswegs gesonnen, außerhalb der alten Kirche zu stehen, aber die römische Kirchenherrschaft ließ diese Reformen nicht zu. Vor allem war es der ungeheure Güterbesitz der Kirche und der frevelhafte Mißbrauch dieses Besitzes, der die Gegenströmung immer mehr wachsen ließ. Selbst Janssen giebt zu, das Streben der geistlichen Herren, ihren unermesslichen Besitz immer noch zu vergrößern und ihren Reichtum und Überfluß durch Pracht und Luxus zu offenbaren, habe die Unzufriedenheit über die sozial-kirchlichen Zustände auch bei denen fortwährend gesteigert, die keineswegs gewillt gewesen seien, sich von der Kirche und ihren Lehren zu trennen. Wie arg die Zustände waren, mag man der einen Thatsache entnehmen, daß die Äbtissin von Gandersheim nach Rom reisen und dabei stets ihr Nachtlager auf eignem, ihrem Stift gehörigen Grund und Boden nehmen konnte. Die Notwendigkeit der Kirche ward nirgends bestritten, die Geistlichen sollten ihre „ziemliche Notdurft“ erhalten, aber nicht auf Kosten des Volkes schwelgen. Auch bei Janssen ist das Gesamtergebnis rund und nett in den Worten enthalten: „die obere Klassen, die über ihren Rechten ihre Pflichten vernachlässigten, bewirkten die Auslehnung der unteren Klassen.“

3. Hand in Hand mit der antiklerikalen Strömung geht die antifeudale. Trotzdem daß die zwölf Artikel der Bauern nach Mankes bekanntem Ausspruch nicht über die gesunde Vernunft hinausgingen und nur forderten, was man ihnen nach Recht und Billigkeit niemals hätte verweigern sollen, wurde die Bewegung mit blutigster Strenge niedergeschlagen und unterdrückt.\*)

\*) Die Neugestaltung des Verhältnisses von Gutsherr und Bauer war notwendig geworden, sie vollzog sich unter dem frischen Eindruck einer niedergeworfenen Empörung. Eine fürchterliche

War das Schicksal des Bauern im fünfzehnten Jahrhundert schlimm gewesen, so wurde es im sechzehnten und siebzehnten noch viel schlimmer. Auch die Hohenzollern, die mit Friedrich I. und II. in rechter Weise in der Mark einsetzten und eine gerechte und über allen Parteien stehende Staatsgewalt begründeten, erscheinen der Richtung ihres Hauses zeitweise entfremdet. Hatte sich unter Friedrich I. ein Oberbeamter geweigert, eine neue landesherrliche Verfügung zu veröffentlichen, weil sie „wider die Unterthanen und ganz zu Gunsten der Prälaten und Edelleute sei“ — worauf der Landesherr die Verfügung zurücknahm —, so wandten sich die Dinge unter Joachim II. und Johann Georg zum schlimmsten. Der unwirtschaftliche Joachim II. geriet eben durch seine Unwirtschaftlichkeit in volle Abhängigkeit von seinen Ständen, gegen die Übernahme seiner Schulden gewährt er 1540 dem Adel das Recht, die Bauern gegen Entschädigung zu „legen.“ Nach seinem Tode werden auf dem Landtage von 1572 gegen abermalige Übernahme der vorhandenen Schulden die gutsherrlichen Rechte noch weiter ausgebildet. Der Adel darf das Gutsfeld auf Kosten der Wald- und Bruchhütungen, die für den Viehstand der Bauern unentbehrlich waren, vergrößern, sodann sollen die Bauern zur Frohnarbeit angehalten werden, ohne daß eine Grenze der bäuerlichen Dienste festgesetzt zu werden braucht. Auf diesem Landtage hat der Adel die bis dahin angemessenen Befugnisse und tatsächlich geleisteten Dienste der Bauern durch den Kurfürsten Johann Georg als Recht zugesprochen erhalten, während er die dafür übernommene finanzielle Leistung abzuwälzen wußte. Die Bauern sind mediatisiert und tragen die ganze Last. Im siebzehnten Jahrhundert wird die bäuerliche Sklaverei gar theoretisch gepriesen aus Gründen der „Wohlfelikeit, der Arbeitswirksamkeit und der Staatsfinanzen.“ Infolge dessen wird aus den Bauern ein „wild, hinterlistig und ungezähmt Volk.“ Ist es zu verwundern, daß die ländliche Bevölkerung, als das äußere Unglück im dreißigjährigen Kriege hereinbricht, in stumpfer Teilnahmslosigkeit verharrt oder dem unmenschlichen Druck der heimischen Sklaverei das ungebundene Soldatenleben vorzieht und der Werbetrommel nachläuft? In dem Jahrhundert von 1540 bis 1640 hat der nordostdeutsche Adel den Grund zu seiner bevorrechteten Stellung im preussischen Staate gelegt. Unlösbar erschien die Aufgabe, die der Große Kurfürst übernahm, auf allen Gebieten lagen die schwierigsten Verhältnisse vor, eine Übereilung konnte alles zum Scheitern bringen. Schritt für

---

Reaktion folgte. Alle bäuerlichen Reformen fielen zweihundertjähriger Vertagung anheim, es traten positive Verschlechterungen ein: ungemessene Frohnden, Überbürdung des Bauernstandes mit allen Staatslasten, Entstehung der neuern Leibeigenschaft, Legung ganzer Bauerndörfer. Mangels eines rechten Führers auf dem Thron war eine hoffnungsvolle Reformbewegung zur wilden Revolution geworden. Die darauf folgende Verkümmernng und Demoralisierung des Bauernstandes vergiftete das ganze Volksleben und war der Kern der Krankheit, an der Deutschland über zweihundert Jahre gelitten hat. (Moscher, Gesch. der Nationalökonomie.)



Schritt mit unendlicher Geduld und Ausdauer mußten Erfolge der äußern Politik die innern Verhältnisse festigen, während wieder nur die Lösung der innern Aufgaben die Mittel für die Aktion nach außen gewähren konnte. So ist es nur natürlich, daß entscheidende Schritte zu Gunsten der Bauern erst von seinen Nachfolgern unternommen werden konnten. Als die äußern Verhältnisse das Zusammenhalten aller Kräfte des Staats und ihr freudiges Mitthun immer energischer fordern, da drängt die Bauernfrage immer zwingender zu ihrer Lösung. Die französische Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Lehrmeisterin der preussischen Könige des achtzehnten. \*) Der Hauptgrund des von Richelieu gewonnenen Übergewichts im europäischen Staatensystem war, daß er die innern (konfessionellen) Gegensätze im Interesse der Staatseinheit und Staatsmacht zurücktreten ließ, während sie von den Habsburgern noch als Hauptsache festgehalten wurden. Der schwerste Fehler Ludwigs XIV., der alle seine äußern Projekte scheitern ließ, war es dann gewesen, daß er diese innere Einheit nicht aufrecht erhalten hatte. Mit der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 hatte er sich selbst seiner besten Kräfte beraubt und die seiner Gegner verstärkt; von diesem Zeitpunkt an datirt der Umschwung in den Geschicken Frankreichs und Europas.

Die Grenzboten haben die Bauernbefreiung in Preußen schon in ihren Hauptzügen dargestellt; Knapp, einer der besten Kenner, nennt in seinem grundlegenden Werk die Bauernbefreiung geradezu die soziale Frage des achtzehnten Jahrhunderts. Trotz aller Bemühungen haben Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große nur dem Weitergreifen der vorhandenen Übelstände zu steuern vermocht. Gegen Ende des Jahrhunderts war alles wieder im alten Schlandrian, und erst der völlige Niederbruch von 1806 führte der Regierung die unerbittliche Notwendigkeit vor Augen, durch Fürsorge für die untern Klassen das ganze Volk gegen die äußern Feinde zu vereinigen. Die alte Staatsverfassung war nur zu Gunsten der herrschenden Klasse gewesen, für die untere Klasse gab es keine andre Hoffnung als die Macht und den Willen des Landesherrn, sie zu vertreten. Der Staat fordert seine Bedürfnisse kraft seiner Pflicht, das Erforderliche muß geleistet werden, dafür ist die altrömische Tribunengewalt auch ein wesentlicher Teil dieser Staatsmacht, wie sich das in dem Spruche des Großen Kurfürsten: *pro Deo et populo* ausdrückt. Nachdem die Pflichten der feudalen Machthaber auf das königliche Offiziercorps und Beamtentum übergegangen waren, waren auch ihre politischen Sonderrechte — ihre Privilegien — nicht mehr gerechtfertigt. Freilich waren die Bevorrechteten geneigter, auf jene, als auf diese zu verzichten. Für den Herrscher handelte es sich darum, nicht nur das Rechte zu wollen, sondern es auch auf

\*) Friedrichs des Großen *Histoire de mon temps* ist eine Nachbildung und Fortsetzung von Voltaires *Siècle de Louis XIV.*

die rechte Weise zu wollen. Er durfte nicht nur siegen und Widerstrebende niederwerfen wollen, sondern er hatte die weit schwierigere Aufgabe, die Gegensätze auszugleichen, die Besiegten zu versöhnen und emporzuheben. Nur ein nationaler Monarch vermochte sein hohes Amt von dieser Höhe der Pflichtauffassung aus zu begreifen. Von dem Großen Kurfürsten ist es bekannt, daß oberflächliche Beurteiler ihn für abhängig von seinen Räten hielten, weil er ihre Ansicht jederzeit anhörte; nur „passionirte Ratschläge“ durfte niemand vorbringen. Ein feinerer Beobachter weiß von ihm zu berichten, „dem Mißtrauen in sein eignes Urteil und der Festigkeit bei Ausführung des Beschlossenen schreibt man sein großes Glück zu.“ Sehr bezeichnend ist das Verhalten des Großen Kurfürsten bei entgegnetem Widerspruch. Es wird berichtet, daß er 1680 in die Sitzung seines Geheimrats getreten sei, seine Meinung über eine Frage in bestimmter Weise sofort ausgesprochen und hinzugefügt habe, er halte jeden für einen Verräter, der einen andern Rat zu erteilen wage. Der Oberpräsident — ein Schwerin rühmlichen Andenkens — habe darauf sofort erklärt, Seine Kurfürstliche Gnaden habe durch das eben gesagte seinen getreuen Räten keineswegs die Freiheit nehmen wollen, ihre Überzeugung auszusprechen. Darauf begründet er die entgegengesetzte Ansicht, und nach weiterer Debatte schließt sich der Kurfürst ihm an. Demgegenüber ist das Urteil eines Gewalthabers vom Schlage Napoleons in Bezug auf seine obersten Beamten und Minister: *la trahison a déjà commencé, quand ils se permettent de douter, et elle est complète, lorsque du doute ils vont jusqu'au dissentiment.*

4. Mit dem Durchdringen der Geldwirtschaft hat in den westeuropäischen Staaten das Bürgertum so an Bedeutung gewonnen, daß es überall in die Reihe der politisch führenden Stände getreten ist. Seine politische Macht beruht auf seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit, und diese auf Handel und Industrie. Es ist häufig genug darauf hingewiesen worden, daß die Sozialdemokratie unserer Zeit in engster Beziehung zur Industrie und zur Manchesterlehre steht, sie ist in der That die Reaktion gegen die schrankenlose Ausbeutungsfreiheit des wirtschaftlich Mächtigen. Man darf sich durch diese Thatsache nicht zu leeren Deklamationen über die Schlechtigkeit der neuen Machthaber hinreißen lassen; die bürgerliche Großindustrie folgt hierin der natürlichen Entwicklung der Dinge, wie sie von Schmoller auf einem ganz andern Gebiete bezeichnet worden ist. „In der Regel vollziehen sich — sagt er in Bezug auf das Heerwesen — die großen Fortschritte in der staatlichen Arbeitsteilung nicht anders als durch tastende Versuche und Mißbräuche hindurch; und der regelmäßigste Mißbrauch ist der, daß jeder neu sich lösende, sich selbständig organisierende Zweig politischer oder staatlicher — auch wirtschaftlicher, wie wir hinzusetzen — Thätigkeit sich zunächst ganz selbständig zu machen, ohne Rücksicht auf das Ganze, nur nach seinen nächstliegenden technischen und praktischen Gesichtspunkten, nach dem Klasseninteresse seiner Träger sich auszubilden sucht. Dieser

Gefahr unterlagen die Kommunalbehörden, unterlagen die Finanz-, die Polizei- und auch die Justizbehörden zeitweise. Dieser Mißbrauch ist es, der das Heerwesen des dreißigjährigen Kriegs charakterisiert; mit diesem Mißbrauch hängt aber andererseits ein gewisser technisch-militärischer Fortschritt, hängt die Ausbildung von militärischen Formen zusammen, die später in anderer Verbindung mit dem politischen und sozialen Leben sich als brauchbar bewährt haben.“ Der hier bezeichneten Gefahr ist auch die Industrie zweifellos unterlegen, das Manchesterium ist nur zu geneigt, in dem Menschen ein zweibeiniges Wesen zu sehen, dessen Bestimmung es ist, billig zu kaufen und teuer zu verkaufen. Nachdem die bedrückte Arbeiterschaft die allgemeine Aufmerksamkeit auf die entstandenen Mißstände gelenkt hat, ist es selbstverständlich Sache der Staatsgewalt, dafür zu sorgen, daß die Bedeutung dessen, was die Klassen unseres Volkes von einander trennt, nicht etwa größer werde, als was alle Volksklassen von fremden Völkern trennt. Die internationalen und kosmopolitischen Phantastereien der Arbeiterklassen wollen wir ihnen nicht gar so hoch anrechnen; das ist eine deutsche Untugend, die ihnen lange genug von den andern Klassen vorgemacht worden ist, erst von der Ritterschaft, dann vom Bürgertum. Wenn das Bürgertum das Eigentum lange als unverletzliches Heiligtum erklärt hat, so ist ein ebenso schroff ausgedrückter Gegensatz ja verständlich; in der Praxis hat der Staat als organisierte Gesamtheit längst den richtigen Mittelweg eingeschlagen und sich das Recht der Expropriation gegen Entschädigung gewahrt. Es ist denen, die kein Eigentum besitzen als ihrer Hände Arbeit, gewiß nicht zu verdenken, wenn sie diese Arbeit für ebenso wertvoll, ebenso heilig halten, wie den zufällig mit dem Menschen verknüpften Besitz, ja es ist unbedingt anzuerkennen, daß die redliche Arbeit jeder Art überhaupt das Grundprinzip eines jeden gesittigten Volkstums ist.

Daß eingefleischte Plutokraten vom Schlage des Herrn von Stumm uns sozialistische Gesinnung, Beförderung der Sozialdemokratie vorwerfen werden, soll uns nicht anfechten. Wir wissen, daß alle volkstümlichen Bewegungen stets mit form- und haltlosem Ungestüm vermischt waren und fast niemals von vornherein klare politische Ziele verfolgten: deshalb darf ihnen aber noch nicht ohne weiteres ein berechtigter Kern abgesprochen werden. Wir wissen aus der Geschichte, daß es nichts unpolitischeres giebt, als bei solchen Dingen die gemäßigten Reformer kurzerhand mit den Fanatikern zusammenzuwerfen, so „schneidig“ das auch dem oberflächlichen Blick erscheinen mag. Nach den Ausführungen des vorigen Abschnitts wird es niemand verwundern, wenn wir unsere Ansicht dahin zusammensassen, daß wir glauben, in keinem Lande der Welt seien so günstige Aussichten vorhanden, um aus den gegenwärtigen sozialen Nöten herauszukommen wie in Deutschland, weil kein andres eine so starke und nationale Monarchie besitzt. Gerade die nationale und konstitutionelle Monarchie, die monarchische Initiative mit populärem Eifer vereint,

kann am ehesten die mittlere, dem Ganzen zuträgliche Linie halten und das Volk einer bessern Zukunft entgegenführen, wenn sie sich das allgemeine Vertrauen bewahrt.

Dazu gehört nun freilich, daß die Ruhepause in der innern Entwicklung nicht zu lange ausgedehnt wird. Der sozialdemokratischen Verheerung entgegenzuwirken ist nichts besser geeignet, als bei den Ruhigen und Leidenschaftslosen das Gefühl hervorzurufen und zu stärken, daß der Staat sich um ihre Nöte bekümmert und ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Vollständige und zeitgemäße Reformen werden sicher wie in den frühern sozialen Zeitabschnitten auch diesmal die Massen den vermaledeiten politischen Rattenfängern und gewissenlosen Demagogen entreißen, denn an der Vaterlandsliebe, Königstreue und Tüchtigkeit der Masse des deutschen Volkes wollen wir ebenso wenig zweifeln wie an der Einsicht der Regierenden. Die nächsten Reformmaßregeln sind schon klar erkennbar und haben sich in den Grenzboten und andern Blättern nationaler Farbe und mittlerer Richtung oft genug zu bestimmten Vorschlägen verdichtet. Für die Vertretung der Interessen der nationalen Arbeit in dem innersten Räte der Staatsregierung erachten wir die Errichtung eines Reichsarbeitsamts mit einem Staatssekretär an der Spitze durchaus für notwendig. Außer dem Versicherungswesen würde zu dem Bereiche dieses Arbeitsamts die Fabrikinspektion, der Arbeitsnachweis, die Vorbeugung von Streiks und bei ausgebrochenen Streiks die unparteiische Feststellung des Thatbestands und die rasche Beilegung gehören. Weitere Aufgaben werden sich finden und von der künftigen Entwicklung der Verhältnisse abhängen. Das wichtigste ist, daß der Regierung auch nicht mit dem Schein der Berechtigung der Vorwurf gemacht werden kann, sie übe ihre Macht zum Vorteil gewisser Klassen. Die Notwendigkeit einer starken Regierungsmacht überhaupt kann vernünftigerweise von niemand bestritten werden. Die deutsche Arbeiterschaft ist noch heute ein treuer, fleißiger und braver Teil unsers Volkes und wird sich bei Befriedigung ihrer gerechten Forderungen auch wieder von den sozialdemokratischen Verführern und deren offenbaren Unsinnigkeiten abwenden.

Einig im Innern ist das deutsche Volk stark genug, allen Gefahren, die von außen her drohen können, zu begegnen. Ist es das, so hat es nur Gott und sonst nichts auf der Welt zu fürchten!







von allen kirchlichen Zensuren, dann folgten Beichte und Kommunion Ende 1885. Taxil war ein Paulus geworden.

Er begann nun sofort seine neue schriftstellerische Arbeit. Zunächst veröffentlichte er „Bekanntnisse eines ehemaligen Freidenkers,“ und zugleich begann er die Herausgabe eines vierbändigen Werkes unter dem Titel: „Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei.“ Beide Werke erschienen in Paris und bildeten die Grundlage zu dem nun zwölf Jahre lang andauernden Kampf gegen die Freimaurer, in dem Taxil allmählich zum anerkannten Feldherrn der römischen Kirche und fast wie ein Prophet und Heiliger verehrt ward. Der Kampf war von Leo XIII. in jenem Rundschreiben vom 20. April 1884 begonnen worden. Der katholischen Welt war darin eröffnet worden, daß das Menschengeschlecht in zwei feindliche Lager geteilt sei, das Reich Gottes auf Erden, verkörpert in der römischen Kirche, und das Reich des Satans. In dem Reiche des Satans sei im Laufe von anderthalb Jahrhunderten die Sekte der Freimaurer zu großer Macht gelangt und gehe jetzt darauf aus, die katholische Kirche zu vertilgen. Gegen diese im Finstern schleichende Sekte wurde die Menge der Gläubigen aufgerufen, die Bischöfe wurden aufgefordert, mit Exkommunikation aller Freimaurer, mit Einberufung von Kongressen und sonstigen Mitteln der Kirche den Kampf gegen die Freimaurer zu führen; und in diesem Kampfe beschloß der bisherige litterarische Freibeuter und das Haupt des Bundes der gottlosen französischen Freidenker eine Rolle zu spielen. Er stellte sich in den Dienst der Kirche, aber mit dem Ziele, sie zu Thorheiten zu treiben, die sie zuletzt vor aller Welt bloßstellen mußten. Er kämpfte auf der Seite Roms in verräterischer Weise gegen Rom. Er benutzte dazu Waffen, die er in dem uralten Arsenal des Papsttums in vollkommenster Form vorfand, nämlich Heuchelei und Aberglauben, und es zeigte sich, daß diese Waffen gleich gut gegen Rom gebraucht werden konnten, wie sie von jeher für und von Rom gebraucht worden waren.

Gleich in seinen „Bekanntnissen“ versuchte er die wunderbarsten Enthüllungen zu machen. Nach seiner Darstellung lehren die Freimaurer, der Gott der Katholiken sei nur ein böses Prinzip, ein heimtückischer, eifersüchtiger, grausamer Genius, ein überirdischer Tyrann, der Todfeind der menschlichen Wohlfahrt. Sein Widerpart dagegen, Lucifer, sei den Freimaurern der gute Genius, das weise und tugendhafte Prinzip, der Geist der Freiheit, der wahre Gott. Daher werde Lucifer auch in den Hochlogen als der große Weltenschaumeister und als höchstes Wesen verehrt. Die Freimaurerei sei also wesentlich Teufelskult.

Nun hat zwar schon Pius IX. in einem Rundschreiben vom Jahre 1873 von den Freimaurern gesagt, aus ihnen gehe die Synagoge des Satans hervor; aber die Enthüllungen Taxils gingen doch über solche allgemeine Reden hinaus, indem sie einen klaren Teufelskult bei den Freimaurern behaupteten und von

nun an diese Behauptung aus immer neuen und immer wunderbareren Beispielen zu beweisen suchten. In einem vierbändigen Werke, die „Drei-Punkte-Brüder,“ das französisch in 100000 Exemplaren, dann in die deutsche und in andre Sprachen übersetzt erschien, wurden die Organisationen, Riten und Geheimnisse des Ordens, wie sie in der Phantasie Taxils entstanden waren, in aller Breite dargelegt. Gottlosigkeiten, Gemeinheiten, Niederträchtigkeiten aller Art, Verbrechen und Ränke erfüllten darnach das verborgene Dasein des Ordens, der „das persönliche Werk Satans, seine Religion, sein Kult sei,“ und worin Satan in direkter Verbindung mit den Häuptern des Ordens „bei der geheimnisvollen Leitung der Freimaurerei wirklich seine Hand im Spiel habe.“ Das Werk machte gewaltiges Aufsehen, und der deutsche Übersetzer, der Jesuitenpater Gruber, wünschte ihm auch in Deutschland eine weite Verbreitung „zu Nutz und Frommen des deutschen Volkes.“ Er wurde auch in seiner Hoffnung nicht getäuscht, wenn man von dem „Nutz und Frommen“ absieht. Ein katholisches Blatt jubelte: „Wenn von irgend einem Werke, so kann man von dem Werke Taxils sagen, daß es von der gesamten katholischen Presse Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz aufs wärmste in jeder Hinsicht empfohlen ist.“ Es folgten dann andre Werke: „Die Geheimnisse der Freimaurerei,“ „Die freimaurerischen Schwestern,“ „Giebt es Weiber in der Freimaurerei?“ — Bücher, in denen die Enthüllungen weiter ausgeführt wurden. Unflätige Gebräuche, alle Arten von Unzucht, rituelle Schändung der Hostie, Königsmord und Verrat an Volk und Fürst — kurz was an Verbrechen und Scheußlichkeit zur Hand war, das alles hatte Taxil bei den Kindern Lucifers erlebt oder von ihnen erfahren, und je mehr er Glauben fand mit seinen Erzählungen, um so freier arbeitete seine südfranzösische Phantasie. Dabei scheute er sich schon nicht mehr, seine freimaurerischen scheußlichen Gebräuche und Zeremonien so zu schildern, daß sie als Nachäffungen und Verhöhnungen katholischer Gebräuche und Zeremonien erkennbar waren. Bei den katholischen Fanatikern fand er nicht nur begeisterte Gläubige, sondern auch eine thatkräftige Gefolgschaft, die blindwütig mit den von ihm dargebotnen Waffen gegen Freimaurerei und Protestantismus losschlug. Man glaubte oder gab vor zu glauben, und Taxil wurde der Führer in dem durch die päpstliche Bulle von 1884 begonnenen Feldzuge gegen die Freimaurer. Man konnte freilich leicht wissen und wußte wohl auch, daß es keine Freimaurerinnen giebt; dennoch wurde ein Buch gern verbreitet, worin Taxil auf 386 Seiten die Zeremonien bei Aufnahme der Freimaurerinnen und deren Schandthaten schilderte. Man lobte und ehrte es, wenn Taxil versicherte, die Maurer wendeten sich in ihren Gebeten „unbestreitbar an Lucifer,“ wenn er solche Gebete ansführte, wenn er von dem luciferischen Balladismus, von dem Mopsorden mit freier Liebe, dem Bahomet, dem Bock mit weiblicher Brust, einem Emblem Satans, und einer Masse schlüpfrigster, schmutzigster Gebräuche und Vorgänge fabelte, die er den

Freimaurern zuschob. Und die deutsche katholische Presse folgte, von der Germania an, dem Organ des eifrigsten Taxilknappen Pater Gruber, bis auf gewisse historisch-politische Blätter mit Herrn Majunke und das Heer der Kleinen herab, der Führung Taxils gegen den Protestantismus. Wenn sich auch nicht alle hinreißen ließen zu solchem Herentanz, wie Gruber und seinesgleichen, so scheint doch der Verfasser des Buches, dem wir hier folgen,\*) nicht weit von dem richtigen Urteil zu sein, wenn er behauptet: „alle katholischen Blätter wußten sich in treuer Gefolgschaft der päpstlichen Encyklika von 1884 und betrachteten Leo Taxil als ihren Fahnenträger beim Kreuzzuge gegen das in den Vogen verkörperte Satansreich.“

Die Geschäfte mit dem vierbändigen Enthüllungswerk über die Freimaurer gingen so gut, daß Taxil das Unternehmen ausdehnte, indem er sich mit einem Manne von ähnlicher Gesinnung und Phantasie verband, dem Rheinländer und Schwager des Verlegers der Kölnischen Volkszeitung, Dr. Karl Hacks, der unter dem Namen Dr. Bataille dem Unternehmen neuen Ruhm brachte. Von 1892 bis 1894 erschien in Lieferungen der „Teufel im neunzehnten Jahrhundert,“ zwei Bände von 1924 Seiten. Hacks hielt sich darin an den vom Papst in der Encyklika von 1884 festgestellten Dualismus, das päpstliche Gottesreich und das Satansreich, und machte zu Trägerinnen der beiden feindlichen Prinzipien zwei Weibergestalten, Miß Vaughan und Sophie Walder. „Ohne festen Zusammenhang ziehen Teufelsbeschwörungen und Verzauberungen, Komplotte und Meuchelmorde, Hostiendurchbohrungen und Auschweifungen, politische Intriguen und katholische Religionsübungen an unsern Augen vorüber. Der Kriegsruf des Papstes zum Kampf gegen den Höllenfürsten wird nach allen Richtungen und in den wunderlichsten Variationen persifliert, und unter den tiefsten Bücklingen vor der päpstlichen Unfehlbarkeit verfallen die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche durch massive Anpreisung der Lächerlichkeit.“

„Alles das — sagte Hacks selber später im Jahre 1896 — war der reine Schwindel. Als die gegen die Freimaurer als Verbündete Satans gerichtete Encyklika Humanum genus erschien, kam ich auf den Gedanken, daß dies ein richtiger Stoff sei, um aus der bekannten Leichtgläubigkeit und unergründlichen Dummheit der Katholiken Geld zu schlagen. Die Katholiken verschlangen das Ganze ohne jede Schwierigkeit. Die Einfalt dieser Leute ist so groß, daß, wenn ich ihnen heute sagte, ich hätte sie nur zum besten gehalten, sie sich weigern würden, mir das zu glauben. Manchmal, wenn ich eine unglaubliche Geschichte aufs Tapet brachte, sagten mir meine Mitarbeiter, denen vor Lachen die Thränen in den Augen standen: Teuerster, Sie gehen zu weit! Sie verderben uns den ganzen Spaß! Ich antwortete ihnen: Pah! Lassen

\*) Leo XIII. und der Satanskult, von Dr. J. Niets. Berlin, S. Walthers, 1897.



Sie mich nur gewähren! Das wird schon gehen. Und es ging in der That. Mir fiel im allgemeinen die Aufgabe zu, die Geschichte zuzurichten. Leo Taxil oder ein anderer gab mir irgend einen Stoff, der im Grunde auf Wahrheit beruhen mochte. Ich übernahm es, die Sache nach dem Muster Jules Vernes aufzupuhlen.“

Hacks war Arzt und hatte weite Reisen gemacht. Das kam ihm bei den Fabeleien zu statten, die er aus allen Weltteilen aufsticht. Er hatte in Charleston den Hohenpriester des Palladismus oder Satanskults, Albert Pike, kennen gelernt; er hatte alle berühmten Freimaurer der Welt kennen gelernt und war in die höchsten Ämter des Palladismus eingeweiht worden; er hatte in den englischen Kolonien die Engländer als verkappte Luciferianer kennen gelernt: ihre Weiber und Mädchen sind „Ausbunde der Gottlosigkeit und des Lasters, absolut infernal und Teufelinnen.“ In einer Kirche in Singapore hat er Embleme und Zubehör des Satankults gesehn. In Gibraltar hat er Höhlen gefunden, wo die Teufel Stoffe für Epidemien bereiten unter Leitung des Direktors Tubalkain. Der Satanspapst Pike steht durch ein teuflisches Telephon von Washington aus mit den großen Direktoren des Kultus in Europa und in Amerika in Verbindung. Pike kann mit Hilfe eines magischen Armbandes den Lucifer jederzeit zitiren. Er macht mit Lucifer große Reisen durch die Luft. Sophie Walder legt sich eine Schlange um den Hals und küßt sie, worauf der Schwanz der Schlange auf ihren Rücken die Antwort auf Fragen schreibt, die vorher mit einem Zauberring auf die Brust der Walder gezeichnet worden. Auch in London wird durch Teufelei ein Tisch zur Zimmerdecke gehoben und in ein Krokodil verwandelt, das sich ans Klavier setzt, fremdartige Melodien spielt und die Hausfrau durch ausdrucksvolle Blicke in Verlegenheit setzt. So geht es weiter. Das alles sind ja nur harmlose Schnurren; aber sie wurden geglaubt und dadurch ernsthaft. Chorherr Mustel von Avranches trat in der Revue Catholique de Coutance im Jahre 1893 für ihre Wahrheit in die Schranken: „Was durch sichere Dokumente, durch authentische Urkunden, durch unwiderlegliche Geständnisse bereits bewiesen war, läßt Dr. Bataille im Diable an unsern Augen in einer Reihe lebendiger Bilder vorüberziehen. Die Zahl der Überzeugten nimmt mit jedem Tage zu.“ „Sicher ist — heißt es in einem andern französischen Blatte —, daß der Diable von hervorragenden Geistlichen gutgeheißen und empfohlen wird.“ Viele andre katholische Organe waren derselben Meinung, und der Chorherr Mustel konnte schreiben: „Seine (des Dr. Bataille) Enthüllungen über den Satanskult und die Werke Satans unsrer Zeit in den verschiedenen Theilen der Welt sind zwar furchtbar, aber durchaus wahr.“

Da das Taxil-Hacks'sche Geschäft blühte, warb Taxil einen neuen Mitarbeiter in der Person des Italieners Margiotta an. Als dessen Hauptwerk erschien 1894 unter Taxils Leitung: „Adriano Lemmi, Oberhaupt der Freimaurer,“ das auch ins Deutsche übersetzt wurde. Darnach war Pike, der Papst

der Freimaurer, im Jahre 1891 gestorben, und sein Nachfolger Mackey erhielt in Lemmi durch Wahl im Palast Borgheze zu Rom einen Gegenpapst, dem sich dann Mackey unterwarf. Dieser gefälschte Freimaurerpapst wurde nun auf Grund gefälschter Dokumente dem Publikum als gerichtlich bestrafte Dieb denunziert. Er habe dann in dem neuen Freimaurertempel, dem Palast Borgheze, einen förmlichen Satansdienst eingerichtet mit Satanshymnen und allen möglichen Entweihungen der christlichen, d. h. der katholischen Heiligtümer und Gebräuche, mit satanischem Ave und Salve, mit obscönen Orgien usw. Alles dies wurde im Namen des vom Papst erlassenen Aufrufs gegen die Freimaurer erzählt. Und wieder fanden diese Enthüllungen den größten Anklang, wieder wurden sie nicht nur geglaubt, sondern von der Presse gepriesen, vom Bischof Java von Grenoble, von den Bischöfen von Anney, Pamiers, Montauban, Dran, Tarentesia, dem Erzbischof von Niz und dem Patriarchen von Jerusalem gelobt. Der in Feldkirch erscheinende „Pelikan“ erklärte, er halte den Teufelskult der Loge für wahr, weil die gescheitesten Leute daran glaubten, so der Papst, der Kardinal Parochi, der Bischof Java, der „berühmte Kenner der Freimaurer,“ und das aus lauter Gelehrten unter dem Präsidenten de Rive in Paris bestehende Komitee zur Enthüllung der Freimaurerei.

Eine hervorragende Figur in den Mystifikationen Taxils ist die nordamerikanische Miß Diana Vaughan. Sie stammt von Thomas, einem Buhlen des Teufels, ab und hat daher Satansblut in ihren Adern. Von ihren Vorfahren werden in den Schriften Taxils die phantastischsten Dinge erzählt, wobei sowohl Lucifer als Venus-Astarte, Socinus und die Rosenkreuzer wunderbare Thaten verrichtet haben sollen. Sie wurde ganz luciferisch erzogen, machte dann eine wunderreiche Befreiung von Maleath, dem Engel Rafael der Christen, durch, von dem sie besessen war, und erhielt 1884 die Würde eines Meisters der Palladisten. In einer Sitzung dieser Loge erschien Asmodeus, der vierzehn Millionen Geister kommandirt. Er legte vor das Baphomet (Satans-Emblem) einen Löwenschwanz, den er dem Engel Markus abgeschnitten hatte. Dieser Löwenschwanz spazierte durch die Luft, legte sich der Miß um den Hals, gab ihr einen Kuß und verfügte sich dann wieder in seinen Koffer zurück, wo er eingeschlossen war. Am Tage der unbefleckten Empfängnis, 1884, erschien der Teufel Vitru bei dem Freimaurerpapst Pike, zu dem Miß Vaughan auf ihren Reisen gekommen war, und offenbarte, daß Astarte die Maria überwinden werde, was denn auch bald geschah, indem Maria von Astarte mit einem Dreizack durchbohrt wurde. Im Palladismus findet Miß Vaughan eine Gegnerin in der Sophie Walder, die sie nicht überwinden kann, weshalb sie sich bekehrt und nun die Geheimnisse des Freimaurerordens enthüllt. Vor allem enthüllt sie, daß Sophie Walder die Urgroßmutter des Antichrists sei. Sophie Walder sei als Protestantin in Straßburg geboren und

von dem Teufel Vitru, der die Gestalt einer Amme angenommen habe, gesäugt worden. Sie wird in satanischem Geist von ihrem Pflegevater, dem protestantischen Pfarrer Phileas Walder (ihr wahrer Vater war ein Dämon) erzogen und entwickelt sich zu einer großen und fanatischen Verbreiterin des Satansreiches, von dem nun wieder die sonderbarsten Einzelheiten erzählt werden. Weiter erscheint Vitru als der eigentliche Vater der Sophie und dann auch als ihr Gatte, der in einer Logensitzung in Rom auftritt, worüber Diana Vaughan durch einen Teilnehmer an der Sitzung das Protokoll überreicht wird. Nach dem Protokoll hat Vitru in der Sitzung die Sophie Walder als Urgroßmutter des menschengewordenen Antichrists mit Angabe weiterer Einzelheiten anerkannt. Die Richtigkeit des Protokolls und der Unterschrift des Teufels Vitru wurde von katholischen Geistlichen mit größtem Eifer verteidigt.

Neben diesen Abenteuern betrieb Taxil in Prosa und Versen die Verherrlichung der Jungfrau von Orleans, die seine und der Miß Vaughan Bekehrung herbeigeführt habe. Er hatte sich vorgenommen, ihre Heiligsprechung durch den Papst durchzusetzen, obwohl Johanna bekanntlich von einem katholischen Bischof wegen Verkehrs mit dem Teufel zum Feuertode verurteilt worden ist. Miß Vaughan beschenkt die katholische Welt mit einer Menge von Schriften, darunter ihren 768 Seiten starken Memoiren, die alle jenen nicht bloß antikatholischen, sondern antichristlichen Geist atmen und trotzdem in der katholischen Welt Glauben und Verehrung bis hinauf zum Stuhle Petri fanden. Die fingirte Verfasserin stand in fortdauernder Korrespondenz mit zahlreichen katholischen Geistlichen und Bischöfen und erhielt von Leuten wie dem Kardinalvikar Parochi in Rom unterm 16. Dezember 1895 ermutigende und ehrende Schreiben, ja vom Papste Leo XIII. selbst den Dank für ihr Thun und den päpstlichen besondern Segen. Parochi erklärt, ihre Memoiren seien von brennendem Interesse. Der Generalsekretär des Papstes, Verrochi, versichert ihr im Auftrage des Papstes in einem Schreiben vom 27. Mai 1896, daß Se. Heiligkeit mit großem Vergnügen die „Eucharistische“ Novene gelesen habe — eine der perfflirenden Schriften der angeblichen Miß. Am 11. Juli 1896 fordert Signore Sardi, Privatsekretär Leos, die Miß in warmen Worten schriftlich zu weiteren Enthüllungen über die gottlose Sekte der Freimaurer auf, empfiehlt sich ihren Gebeten und versichert sie seiner Hochachtung. Bald darauf ergoß sich die *Civiltà Cattolica*, das Hauptorgan der Jesuiten, in Lobpreisungen der Enthüllungen Taxils und seiner Genossen: sie hätten „Ströme von Licht über die luciferische Freimaurerei verbreitet, seien unerschöpflich in ihren kostbaren Veröffentlichungen, die hinsichtlich der Genauigkeit und Nützlichkeit nicht ihresgleichen haben.“

Nachdem der Feldzug gegen die Freimaurer mit diesen Führern und Waffen zwölf Jahre lang gedauert hatte, glaubte man in Rom offen gegen den verhassten Orden vorgehen und ihn mit einem Keulenschlage niederwerfen

zu können. Es wurde ein Kongreß gegen den Orden nach Trient berufen, wo vor 350 Jahren der große Kampf gegen die Reformation gefeiert worden war, und wo man nun die ungenügend durchgeführte Gegenreformation durch einen ergänzenden und überraschenden Ansturm zu vollenden hoffte. 22 Kardinäle, 23 Erzbischöfe und 116 Bischöfe feuerten durch Schreiben den Kongreß, der am 26. September 1896 zusammentrat, zu kräftigem Vorgehen gegen den Orden an. Leo XIII. schickte seinen Segen und verlangte, es solle nun dem Orden die Maste schonungslos vom Gesicht gerissen werden. Was der Papst in einem Breve kundgethan hatte, das rief Fürst Karl zu Löwenstein, Generalkommissar der dreiundvierzigsten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, in einem Schreiben vom 18. September 1896 allen Katholiken Deutschlands zu. Sie sollten Beiträge schicken oder persönlich an dem Kongresse teilnehmen, der über die lichtscheue Sekte Licht bringen würde. Die Vertreter des Antifreimaurerbundes, den Taxil gegründet hatte, wurden vom Papst schon vor dem Kongreß empfangen. Ein Aufruf des Zentralkomitees dieses Bundes rief die Katholiken nach Trient, um den „neuen Kreuzzug des unsterblichen Leo XIII.“ zu beginnen; eine Fülle glänzender Namen stand unter dem Aufruf. Bischof Lazzaruchi, päpstlicher Vertreter in diesem Komitee, schrieb für das französisch und italienisch herausgegebne Blatt „Der neue Kreuzzug“ einen Artikel, worin er die Werke Taxils, Margiottas und der Miß Vaughan empfahl.

Vom 26. bis 29. September tagte der Kongreß. In den Memoiren ist von 800 Mitgliedern die Rede, in den katholischen Organen Deutschlands von 1500. 36 Bischöfe, die Vertreter von andern 50 Bischöfen waren erschienen, unter ihnen der römische Patriarch von Konstantinopel mit goldner Krone auf dem Haupte; 61 Zeitungen hatten ihre Berichterstatter hingefandt, Tausende von Laien waren herbeigeströmt — eine glänzende Versammlung. Und der Held dieser Versammlung war — Leo Taxil!

Der Mann hatte sein Ziel erreicht. Zwölf Jahre lang hatte er den durch die Encyklika des Papstes vom Jahre 1884 neu entfachten Verfolgungseifer mit immer kühnern Erfindungen geschürt, den Aberglauben der katholischen Eiferer mit den unsinnigsten Lügen genährt; aber der Glaube an ihn und die nur in seiner Phantasie existirende Miß Vaughan verbreitete sich zugleich mit dem Aberglauben, der Leichtgläubigkeit, auf die er baute. Der Papst selbst hatte ihn im Jahre 1887 empfangen und ihn für einen sehr nützlichen Streiter des Glaubens erklärt. Ein Domherr aus Freiburg in der Schweiz hatte ihn, wie Taxil später erzählte, einen Heiligen genannt. Jetzt hing in Trient sein Bildnis in der That zwischen Heiligenbildern, alles jauchzte ihm zu, und als er auf dem Kongreß das Rednerpult bestieg, wurde er von Franzosen und Italienern mit stürmischen Ehrungen empfangen. Er selbst wies den Beifall zurück mit der Bemerkung, man dürfe dem belehrten Freimaurer bis zum letzten Augenblick des Lebens nicht trauen, und das gelte auch für ihn. Das war



eine Kühnheit, die an den bei großen Verbrechern oft bemerkten unwiderstehlichen Drang erinnert, freiwillig die Gefahr der Entlarvung bis an die äußerste Grenze herauszufordern. Aber er kannte seine Leute, setzte seine Anträge durch und konnte die Verteidigung der von einem Deutschen angezweifeltsten Miß Vaughan ruhig ihren italienischen und französischen Verehrern überlassen. In der Sitzung vom 28. September verlas der Kardinal Haller von Salzburg vor 1500 Getreuen einen von Rom eingegangnen Segen des Papstes, und als im weitem Verlaufe der Name Taxil genannt wurde, erschollen laute Beifallsrufe, die Taxil mit dankender Verneigung entgegennahm.

Am 29. September fand eine große Sitzung statt, die der Miß Vaughan gewidmet war. Zur Ehre des deutschen Namens scheint in Deutschland der Zweifel an der Echtheit der Dame und an Taxil nie ganz geschlummert zu haben. Jetzt waren es vor allen Deutsche, wie der Pater Gruber und Dr. Baumgarten, die offen gegen Taxil und seine Lügen austraten; aber Taxil wies das Verlangen nach Aufklärung mit neuen Lügengeschossen und der Warnung zurück, der Aufenthalt der Miß Vaughan dürfe nicht kundgegeben werden, weil der Doldh der Freimaurer auf sie lauwere. Auf Taxils Antrag wurde die Vaughanfrage einer Kommission übergeben. Der Kongreß erklärte es für zweifellos, daß die Freimaurerei in moralischen und intellektuellen Beziehungen zum Satanismus stehe, daß sie die Gottheit Lucifers anerkenne, und daß sie sich mit der schwarzen Kunst befasse — wie Taxil es stets gelehrt hatte. Der Kongreß sprach sich in der vierten Sitzung mit Enthusiasmus für die Miß und für Taxil aus. Einstimmig nahmen die Teilnehmer folgenden Beschluß an: „Der Kongreß verlangt, daß die katholischen Frauen den heiligen Stuhl besonders und dringend ersuchen, die Seligsprechung der Johanna d'Arc, dieser heiligen Heldin, zu beschleunigen, deren Einfluß bei den Bekehrungen der Freimaurer so groß gewesen ist.“ Gerade das hatte sich Taxil zur Aufgabe gestellt, und er hatte auch ein Buch über Johanna in diesem Sinne veröffentlicht. Die zur Untersuchung der Vaughanfrage ernannte Kommission erklärte, vom Papste selbst dazu veranlaßt, keine Beweise für oder gegen das Dasein der Vaughan und gegen die Echtheit ihrer Schriften gefunden zu haben. Alle von deutscher Seite (voran nun Pater Gruber) in unsrer katholischen Presse laut werdenden Warnungen vor „einer heillosen Fälschergesellschaft“ („Westfälisches Volksblatt“ vom 31. Oktober 1896) hatten wenig Wirkung auf den blinden Eifer der Welschen. Noch am 7. Januar 1897 schrieb der Bischof von Grenoble: „Miß Diana lebt, schreibt, hat ihre erste Kommunion gemacht, und die Katholiken sind durch Nathan, Findel usw. mystifizirt worden.“ Der Bischof stand in eifriger Korrespondenz mit Diana und schrieb ihr noch im November 1896 eingehend über das Unheil, das die Freimaurer jetzt eben über die Welt brächten, wie sie Italien beherrschten, Frankreich unterjochten, Spanien in den verderblichen Kampf auf Kuba und den Philippinen gestürzt

hätten. Von verschiedenen Mitgliedern des Kongresses kamen bald darnach Zeugnisse über die wirkliche Existenz Dianas zum Vorschein. Wo Zweifel an ihr und den unter ihrem Namen erschienenen Büchern auftauchten, wird über den Glaubensmangel der Katholiken geklagt, die sich durch die bösen Freimaurer von der Wahrheit abwenden ließen. Monsignore Villard, Sekretär des Kardinals Parochi, ermunterte noch am 15. Oktober 1896 in einem Schreiben Diana zur Fortsetzung ihres Kampfes gegen den Satanskult. Großes Aufsehen hatten die im Jahre 1896 im Verlage des „Pelikan“ zu Feldkirch erschienenen „Geheimnisse der Hölle“ gemacht, worin die Fabeleien und Tollheiten der Taxil-Margiottaschen Werkstube den deutschen Katholiken vorgesetzt wurden, und worin von den Teufelsanbetern in Berlin, Magdeburg usw. erzählt wurde. Der weit verbreitete „Pelikan“ schwang die Fahne Taxils hoch — wir gestehen es zu unsrer, der Deutschen, Schande — und verbreitete eifrig die vermeintlichen Waffen gegen Freimaurerei und Protestantismus. Der Redakteur des „Pelikan“ hatte in den „Geheimnissen der Hölle“ sogar die photographirte, „ganz merkwürdige Unterschrift des Teufels“ sowie des Teufelspapstes Lemmi und der höchsten Logenhäupter bewundert und für sein Wirken die Anerkennung und den Segen des Papstes erhalten.

Zu Anfang 1897 verkündigte Diana nach schriftlicher Beratung mit Bischof Java von Grenoble und dem Chorherrn Mustel ihr erstes Erscheinen in der Öffentlichkeit auf Ostermontag den 19. April 1897 zu Paris im Saale der Geographischen Gesellschaft, wobei sie zuerst Leo Taxil das Wort geben werde. An diesem Abend war der Saal natürlich ganz gefüllt. Taxil trat ein, schwarz gekleidet, Alten unter dem Arm und setzte sich an einen für ihn hergerichteten Tisch. Die Menge hatte vor dem Eintritt Stöcke und Schirme ablegen müssen. Und nun erklärte Taxil kaltblütig, er habe seit zwölf Jahren den Papst, die Freimaurer und die Katholiken genarrt. Weder existire Diana Vaughan noch der Palladismus oder Teufelskult. Er rief der Versammlung zu: „Meine hochwürdigen Väter, ich danke aufrichtig meinen Kollegen von der katholischen Presse und unsern Herren Bischöfen dafür, daß sie mir so treulich geholfen haben, meine schönste Mystifikation zu organisiren, die meine Laufbahn krönen wird.“ Es läßt sich denken, welche Erregung dieser Rede folgte. Wir haben in deutschen Zeitungen jener Tage lesen können, wie Taxil nur mit Mühe aus der Versammlung heil fortgebracht worden ist.

Es war, wie die Kölnische Volkszeitung nun meinte, allerdings „eine fürchterliche Lektion, die der große Pariser Gauner denjenigen erteilt hat, die sich nicht wollten warnen lassen.“ Aber wer waren diese Glaubenseiferer? Es waren nicht bloß die Massen derer, die man durch Jahrhunderte gewöhnt hatte zu glauben was auch immer der Priester für göttlichen Willen ausgab, sondern es waren die Priester selbst und die Herren der römischen Kirche bis hinauf zum heiligen Stuhle. „Ich ging nach Rom, sagte Taxil, wo mich

die Kardinäle sehr herzlich empfangen. Der Kardinal Rampolla erklärte mir, daß meine Enthüllungen nur das bestätigten, was er, der Kardinal, bereits aus Dokumenten gewußt, die ihm zur Verfügung ständen. Leo XIII., welcher alle meine Schriften in seiner Bibliothek hat, begehrte mich zu sehn. Ich wußte, wie schwierig die Komödie sein würde, die ich vor dem Papste zu spielen hätte. Ich studirte mir einen ganzen Tag lang meine Rolle ein. Der Papst sandte der Vaughan zweimal seinen Segen. Dennoch hätte Rom den Schwindel durchschauern müssen.“ Und in der That muß man annehmen, daß Rom den Schwindel durchschaute, aber zugleich billigte. „Als der Bischof von Charleston den Papst auf den Schwindel aufmerksam machte, befahl man ihm zu schweigen. Dieselbe Folge hatte eine Vorstellung des apostolischen Vikars von Gibraltar, der feierlich versicherte, der Felsen von Gibraltar sei nicht (wie Taxil durch Diana Vaughan hatte enthüllen lassen) unterhöhlt, und es gebe dort keine geheimen Grotten für den freimaurerischen Teufelsdienst.“ So erzählte Taxil in jener Versammlung und las die Briefe der Kardinäle und Hausprälaten des Papstes an Diana Vaughan vor.

Nun wahrlich, wenn Taxil ein Erfinder, ein Schwindler ist, was waren dann die römisch-jeuitischen Begünstiger und Verbreiter der Erfindungen, die sie selbst für Schwindeleien hielten? Denn auch ohne den Bischof von Charleston und den Vikar von Gibraltar wird jedermann annehmen, daß man in Rom jene Lügen nicht für Wahrheit hat nehmen können. Taxil vertraute fest auf den blinden Aberglauben in der Masse des katholischen Volkes — und in Rom that man genau dasselbe. Wer von beiden war es, der die größere Schuld auf sich lud? War es der journalistische Abenteuerer ohne Namen und Stellung, oder waren es die verantwortlichen Leiter der römischen Kirche? Mit Lump und Strolch und allen erdenklichen Verwünschungen fiel man über Taxil her, als er gestand, mit dem Aberglauben der Katholiken seinen Spott getrieben zu haben: welche Benennungen gebühren denn den Bielen in ganz anders verantwortlicher Stellung, die mit Freuden ihm in seinem Werke beistanden? Wenn Taxil nicht selbst das Geheimnis seiner ungeheuern Propaganda für den finsternen Aberglauben zerstört hätte — das jesuitisch-tyrannisch geleitete Rom wäre nicht dazu bereit gewesen, sondern hätte mit Befriedigung das Gift weiter wirken lassen und zur Stärkung seiner Herrschaft ausgenutzt. Ja, man hat trotz der in Paris von Taxil selbst in der Versammlung am Ostermontage 1897 abgelegten Bekenntnisse seines Betruges, seiner zwölfjährigen Irreführung der katholischen Welt, noch immer die Stirn, an seinen Schwindeleien festzuhalten. Der „Pelikan“ bleibt dabei, Geld zu sammeln für ein Kloster in Schwyz zur Sühne des freimaurerischen Teufeldienstes. Ein vom Papst gebilligtes Handbuch des Bundes der Antifreimaurer, das sich auf die Werke Taxils stützt, wird weiter verbreitet. Herr Majunke hat — so lesen wir — eine Schrift in demselben Geiste veröffentlicht. Herr Majunke hat sich

sogar in der fünfzehnten Auflage seiner „Geschichtslügen“ neuerdings unter Berufung auf die Werke Taxils zu dessen Enthüllungen bekannt, indem er an dem Satanskult der Freimaurer festhält. Der Jesuit Bischof Meurin hat ein Buch geschrieben mit dem Titel *La Francmaçonnerie, synagogue de Satan*. Der Papst hat in einem Breve vom 30. Juni 1897, also nach der Selbstentlarvung Taxils, die Antifreimaurer Spaniens zur Fortsetzung des Kampfes ermuntert (vgl. Baseler Nachrichten vom 9. Januar 1898).

Ist nicht der Aberglaube stets die Waffe Roms in seinen schlimmen Tagen gewesen? War es nicht die gangbarste päpstliche Münze, auf deren Avers stand „Glaube“ und auf deren Revers „Aberglaube“? Was hat denn Taxil andres gethan, als diese Münze vollwichtig geprägt und verbreitet? Und es war nicht Fälschmünzerei, denn die Kirche billigte und leitete die Verbreitung. Konnte der Priester und der einfache Laie zweifeln, wo der unfehlbare Papst segnete? Konnte der Kaplan Aberglauben sagen, wo die Häupter der Kirche Glauben sagten? Zwar es hat nicht an Zweiflern auch im Klerus gefehlt, und wir freuen uns, daß vor allem in Deutschland der Widerspruch gegen die Propaganda des Aberglaubens zuerst hervortrat, und daß sich schon in Trient der Gegensatz zum Romanismus kund that. Aber in einer Zeit, wo die römische Kirche wieder so fest als nur irgend jemals in den Händen der Jesuiten liegt, war es kaum wunderbar, daß fast alles innerhalb der Kirche der „kolossalsten Mystifikation der neuen Zeit“ erlag, wie Taxil sein Werk nannte. Denn wonach haben die Jesuiten zu allen Zeiten eifriger gestrebt, als nach Knechtung der menschlichen Vernunft? Wo herrschten sie besser, als wo Verdummung des Volks und Aberglauben die Grundlagen ihrer Macht waren? Welcher Unsinn wäre zu groß, um etwa heute in Spanien nicht Glauben zu finden, wenn die Väter der Gesellschaft Jesu es für nützlich erachteten, ihn zu lehren, in diesem spanischen Volke, das sie in Jahrhunderten zu dem gemacht haben, was es heute ist, den entnervten Nachkommen eines großen Geschlechts?

Wir sind keine Spanier — wird mancher Deutsche vielleicht sagen. „Die deutschen Katholiken, hat der Führer des Zentrums, Dr. Lieber, gesagt, sind nach der Ansicht der nichtdeutschen Katholiken im ganzen Laufe der Geschichte niemals vollgiltige Katholiken gewesen und gar nicht imstande, es überhaupt ihrer ganzen Natur- und Volksveranlagung nach zu sein.“ Und vielleicht darauf vertrauend hat Dr. Lieber, hat der deutsche Katholizismus zweimal im Reichstage den Beschluß durchgesetzt, die Jesuiten wieder ins Land zu rufen. Man meint wohl, der Beschluß habe nichts zu sagen, weil jedermann wisse, daß der Bundesrat ihn verwerfen werde. Aber wir müssen annehmen, daß wenigstens das Zentrum den Beschluß ernst meint. Ist es wohl weise, ein solches Selbstvertrauen zu nähren? Hat der „Pelikan“ und seine „Geheimnisse der Hölle,“ haben nicht noch andre Vorkommnisse gezeigt, was auch wir Deutschen an unsinnigem Aberglauben hinunter zu schlingen vermögen, wenn



eine fundige Hand das Mittel bereitete, und rücksichtsloser Jesuitismus uns den betäubenden Trank darreichte? Denn „was ist Wahrheit?“ Dürfen wir so fest darauf rechnen, daß sich bei uns die Vernunft nicht knechten lasse? Wir haben es bei unsern Nachbarn erlebt und waren nicht gar fern davon, es auch bei uns zu erleben, daß die Vernunft auf den Thron der Gottheit gesetzt wurde. Aber war denn damit die Wahrheit auf den Thron gesetzt? Wurden hier nicht vielmehr derselbe Aberglaube, dieselbe zerstörende Thorheit heilig gesprochen, die von kirchlich-religiösem Eifer zu allen Zeiten für Wahrheit ausgegeben worden sind? Der blinde Eifer der Vernunft und der blinde Eifer des Glaubens, sie zeugen denselben Aberglauben, sie haben gleich wenig die Wahrheit zur Frucht, und eine Versammlung zu Ehren der „göttlichen Vernunft“ hat nicht viel voraus vor einem Kongreß zu Ehren des göttlichen Aberglaubens. Das Fest des höchsten Wesens aber fand vor mehr denn hundert Jahren, der Kongreß von Trient vor einem Jahre statt.

Glaubt man denn, daß unser Volk seit hundert Jahren allem Fanatismus nach der einen oder der andern Seite hin ganz entwachsen sei? Daß wir aufgeklärten Deutschen weder den nihilistischen noch den jesuitischen Aberglauben zu fürchten hätten? Oder meint man, die Jesuiten hätten sich geändert? In einer von einundzwanzig Prälaten des Vatikan herausgegebenen Zeitschrift hieß es noch im Jahre 1895: „I seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen, durch die einige wenige und dazu ganz verschmizte Subjekte beseitigt, jedesmal aber hundert und aber hundert Seelen aus den Schlünden der Irrlehre und vielleicht auch der ewigen Verdammnis gerettet worden sind. . . . Fern sei es, daß wir jemals nach schwächlichen Gründlein zur Verteidigung der heiligen Inquisition gegen keiserliche Schlechtigkeit suchten. . . . Der wohlthätigen Wachsamkeit der heiligen Inquisition ist der religiöse Friede sowie auch die Glaubensfestigkeit zu danken, die den Adel der spanischen Nation ausmachen.“

Das ist jesuitisches Glaubensbekenntnis, das ist die Nation jesuitischer Schule und Erziehung; das ist die Kirche, der unfehlbare Papst, vor dem wir uns noch vor zwei Jahrzehnten gebeugt haben, weil wir Deutschen nicht Kraft und Selbstgefühl genug hatten, katholisch zu sein trotz Rom! Wir beugten den Nacken, und alsbald erscholl von Rom her der Kriegsruf in jenem Mundschreiben vom Jahre 1884. Denn wenn scheinbar auch gegen die Freimaurer der Kampf begonnen wurde, so war doch der eigentliche Gegner der Protestantismus und der gesamte deutsche noch nicht völlig dem römischen Stuhl unterworfenen Volksgeist. Und so sollte auch der große Kongreß von Trient der erste Sieg sein über die noch nicht gänzlich gebrochenen Kräfte des Widerstandes gegen jesuitisch-päpstlichen Absolutismus.

Das jesuitische Rom hat diesmal einen würdigen Gegner gefunden: es unterlag, vielleicht zum erstenmal, seit es einen Papst giebt, gegen die eignen alten Waffen des Aberglaubens, unterlag gegen einen Mann, der diese Waffen

meisterlich zu führen wußte. Aber hat jemals eine Niederlage die Ziele der Jesuiten verschoben? Solange das katholisch-jesuitische Rom mit solchen Waffen kämpft, wie wir sie hier entblößt sahen, solange dort Aberglaube in der rohesten Form und Inquisition und Scheiterhaufen so hoch in Ansehen stehen wie gegenwärtig, solange können wir sicher sein, daß Rom jede Gelegenheit und jedes Mittel benutzen wird, um auch bei uns die „Glaubensfestigkeit“ herzurichten, die „den Adel der spanischen Nation ausmacht.“ Wenn man uns dort niemals im Laufe der Geschichte für vollgiltige Katholiken anerkannt hat, so wäre es endlich Zeit, daß auch wir, diese Stellung anerkennend, versuchten, katholisch zu sein ohne ultramontan zu sein, daß wir uns von einer Unfehlbarkeit abwenden, die unserm Denken und unserm Charakter widerspricht.

E. von der Brüggen



## Die Bibel



aß die Bibel das verbreitetste Buch ist, spricht an sich noch nicht für sie. Wenn es in den mohammedanischen Ländern so viel Drudereien gäbe wie bei uns, so würde der Koran, der ganz gewiß kein besonders gutes Buch ist, vielleicht noch verbreiteter sein. Die schlechten Bücher erfreuen sich bekanntlich einer weit größern Verbreitung als die guten. Wenn ein gutes Buch längere Zeit viele starke Auflagen erlebt, so hat es das gewöhnlich dem Umstande zu danken, daß sich eine einflußreiche Behörde, Körperschaft, Partei oder Clique seiner annimmt. Zuweilen bringen die Beherrscher des litterarischen Geschmacks ein Buch oder einen Schriftsteller oder gleich eine ganze Gruppe von Schriftstellern in die Mode. So wurden bis vor einigen Jahrzehnten dem Knaben gewisse Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts von allen Autoritäten als „die deutschen Klassiker“ angepriesen. Er fühlte sich dadurch verpflichtet, die Universalbibliothek der deutschen Klassiker in der Duodeztausgabe anzuschaffen, und wenn ihm das Geld reichte, kaufte er sich außerdem eine billige Ausgabe der fünf, die man ihm als die größten nannte, oder wenigstens der zwei allergrößten unter den größten. Heute werden nur noch diese zwei, und außer ihnen allenfalls Lessing gekauft. Aber auch gelesen? Nicht einmal nachgeschlagen, wie die Korrekturen beweisen, die sich der Kladderadatsch allsonntäglich an den Goethezitate der Tante Boß vorzunehmen genötigt sieht; einige Sentenzen gehen von Mund zu Mund und von Käseblatt zu Käseblatt, wobei sie natürlich verhunzt werden, und außerdem werden einige Stücke der Klassiker in den Schulen gelesen, hie und da auch noch in einem Theater aufgeführt; das ist das Ende der einhundertjährigen Herrlichkeit. Also die Verbreitung an sich beweist nichts, und die englische Bibelgesellschaft am allerwenigsten. Ein englisches Blatt verrät, daß man bei der Aussicht auf die Erschließung Chinas

schon jetzt an eine großartige Fabrikation wohlfeiler kleiner Bronzegötzen gedacht hat; das Bibelgeschäft muß also wohl schon einigermaßen in Mißkredit geraten sein.

Aber wenn man, wie ich, allen Autoritäten den Rücken gelehrt, mit den Dogmen gebrochen, alle angelernten Meinungen und alles Anempfundne ausgesagt und beschlossen hat, ein Narr auf eigne Faust zu sein und niemandem zu folgen als der Stimme der eignen Natur und Vernunft, und wenn man dann beim Bibellefen das Buch weder langweilig noch dumm findet, sondern erst seinen wahren Wert und seine ganze Größe entdeckt, dann hat man den Beweis dafür in den Händen, daß sie nicht ein Buch ist wie andre Bücher. Und nun überlegt man die wunderbare Entstehung des Buches. Daß die Werke eines einzelnen Genies auch nach Jahrtausenden noch genießbar bleiben, findet man allenfalls erklärlich. Aber daß etwas für alle Völker aller Zeiten genießbares herauskommt, wenn in verschiedenen Jahrhunderten Leute, die in Judäa, in Babylonien, in Ägypten, in Kleinasien, in Rom leben, Schriften abfassen, und diese Schriften von Kirchenbehörden gesammelt werden, denen alle Ästhetik gleichgiltig ist, oder die wohl gar jedes Kunstwerk für ein Werk des Teufels halten, das ist wunderbar. Die Echtheit des Amos und des größern Teils des Jesaja wird von keinem der modernen Kritiker bestritten; die Verfasser dieser Schriften haben im achten Jahrhundert vor Christus gelebt. Das Evangelium Johannis ist im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung entstanden, der Kanon im dritten Jahrhundert abgeschlossen worden. Die Bibel ist also das gemeinsame Werk von Männern, die durch ein Jahrtausend und über den alten orbis terrarum zerstreut gelebt, einander nicht gekannt, nicht mit einander verhandelt, und die drei verschiedene Sprachen geredet haben. (Die Männer, die den abendländischen Kanon festgesetzt haben, waren Lateiner.) Und dabei ist nun ein Ganzes herausgekommen, und was für ein Ganzes! Eine Weltgeschichte, die von Erschaffung der Welt bis zu ihrem Ende reicht, und aus der der Geist, der die Welt erfüllt und die Weltgeschichte leitet, ganz deutlich spricht. Denn welcher andre Geist als dieser allein könnte die Zukunft voraussagen? Es hilft der historischen Kritik nichts, daß sie jede Schrift und jede Stelle einer Schrift, die etwas voraussagt, was sich schon in der Vergangenheit erfüllt hat, um so viel Jahre oder Jahrhunderte herunterdatirt, als notwendig ist, sie zu einer Weissagung ex post zu stempeln; die Bibel enthält genug Vorhersagungen, die heute noch in Erfüllung gehen. Eine davon habe ich vor längerer Zeit erwähnt: Du wirst vielen Völkern auf Wucher leihen, selbst aber bei keinem Volke borgen; und das ist nun vor dreitausend, oder um den der Kritik gebührenden Respekt nicht zu verletzen, vor drittehalbtausend Jahren verkündigt worden! Auch ist die heutige Zerstreung der Juden unter den Völkern offenbar erst die eigentliche Erfüllung der nur vorbildlichen ersten Zerstreung, die von den Propheten vorausgesagt worden war, und wenn Paulus den Römern schreibt, Israel werde sich nicht eher zu Christus bekehren, als bis die Fülle der Heiden eingegangen sein werde, so ist damit auch vorausgesagt, daß die über die Erde verstreuten Juden als ein besonderes Volk bestehen bleiben und sich unvermischt erhalten, nicht unter der Mehrzahl spurlos verschwinden werden wie die nach Assyrien deportirten zehn Stämme (von denen bekanntlich einige Gelehrte ganz ernsthaft behauptet haben, sie seien nach England verschlagen worden und hätten im heutigen englischen Volke ihre Auferstehung gefeiert). Wenn ferner im Zeitalter des Augustus

eine arme Judenfrau begeistert ausruft: Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter, so muß jeder „verständige“ Mann, der das vernommen hat, sie für wahnsinnig gehalten haben, aber siehe da! ihr Wort erfüllt sich nun schon ins neunzehnhundertste Jahr! Nicht anders steht es um das Wort, das nach Matth. 26, 13 Christus von dem Weibe sagte, die ihn salbte: Wo immer man in der ganzen Welt dieses Evangelium verkünden wird, da wird man auch zu ihrem Andenken sagen, was sie gethan hat. Wie konnte jemand wissen, daß gerade diese Erzählung die Jahrtausende überdauern werde? Sind nicht ganze große Werke berühmter Männer, die von ihren Zeitgenossen für unsterblich erklärt wurden, vernichtet worden? Und das allergrößte! „In den letzten Tagen wird der Berg des Hauses des Herrn erhöht sein über alle Berge; und zu ihm strömen werden alle Nationen; und viele Völker werden gehen und sagen: Kommt, laßt uns hinaufsteigen auf Jehovas Berg, zum Hause des Gottes Jakob, daß er uns lehre seine Wege, und wir wandeln auf seinen Pfaden; denn von Sion geht aus das Gesetz, und das Wort des Herrn von Jerusalem.“ Hat sich das etwa nicht zu erfüllen angefangen, achthundert Jahre nachdem es Jesajas gesprochen, und geht es nicht in Erfüllung bis auf den heutigen Tag? Alle andern Kennzeichen der Göttlichkeit der Bibel sind subjektiv; dem einen scheinen sie sicher, auf den andern machen sie keinen Eindruck; die Erfüllung der Weissagungen dagegen ist etwas so objektives wie eine Inschrift im Stein.

Für subjektiv wird es auch schon erklärt werden, wenn ich gestehe, daß ich den biblischen Personen glauben muß, die erzählen, wie sie mit Gott gesprochen haben, und wie Gott zu ihnen gesprochen hat. Diese Theophanien machen niemals den Eindruck des Kindischen oder Fabelhaften, wie die Visionen, die in andern Büchern vorkommen. Ich bin einer der am wenigsten mystischen Menschen, die es giebt, habe niemals Erscheinungen gehabt und halte den ganzen Spiritismus für Humbug. Aber ich sage mir: unsre irdische Welt ist nicht denkbar ohne eine metaphysische Welt, in der sie wurzelt, und in der auch das Ziel und die Vollendung des Menschengeschlechts liegen muß, und wenn das der Fall ist, dann muß es wenigstens einige Mystiker geben: außerordentliche Menschen, die ein Organ haben zur Wahrnehmung des Jenseits. Wie diese Wahrnehmung zu denken sei, darüber zerbreche ich mir nicht den Kopf; denn wem dieser sechste Sinn fehlt, der kann sich von den Wahrnehmungen, die er vermittelt, so wenig eine Vorstellung machen, wie der Blinde von der Farbe und der Taube vom Ton. Solche Mystiker sind es nun, die uns übrige Menschen, uns Weltlinge, mit dem Jenseits verknüpfen, sodaß die beiden Daseinshälften nicht ganz aus einander fallen und die irdische Welt sich nicht ins leere Nichts verliert. Und so glaube ich denn, daß Gott mit den Stammhäuptern des auserwählten Volks gewandelt ist und mit Moses geredet hat. Wenn ein Prophet des Herrn, so spricht er zu Aaron und Mirjam, die sich wider den Bruder aufgelehnt hatten, „unter euch erhebt, so werde ich mich ihm in einer Erscheinung offenbaren oder im Traume zu ihm reden. Nicht so mit meinem Knechte Moses, der treu erfunden worden ist in meinem ganzen Hause; mit dem rede ich von Mund zu Mund; nicht in Rätseln und Bildern sieht er den Herrn, sondern unmittelbar“ (4. Mose 12, 6). Allerdings nur „von hinten.“ Denn als Moses den Herrn gebeten hatte: Zeige mir deine Herrlichkeit, da sprach Gott: „Mein Antlitz kannst du nicht sehen; nicht kann mich ein Mensch sehen und leben; aber stelle dich auf diesen Felsen; im Vorüberziehen werde



ich deine Augen mit meiner Rechten bedecken, dann magst du mir nachschauen“ (2. Mose 33, 18). Wer den Propheten Jesajas liest, kann ihn nimmermehr für einen Epileptiker halten: diese gewaltige Kraft kann nur in einem gesunden Leibe wohnen; so kann es denn auch nicht ein Gebilde kranker Nerven gewesen sein, was er laut dem sechsten Kapitel bei seiner Berufung zum Prophetenamte im Tempel sah. Und nach den Propheten erschien der, von dem der Evangelist sagt: Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der im Schoße des Vaters ist, hat uns von diesem erzählt. Und der Sohn durfte sagen: Ich und der Vater sind eins, und: Philippus, wer mich sieht, der sieht den Vater. Paulus hat mit dem verkörperten Christus gesprochen und ist in den dritten Himmel verzückt worden. Und hätte sich das nicht ereignet, so gäbe es kein Christentum, denn Saulus hätte sich nicht in Paulus verwandelt. Vielleicht, daß im Orient ein paar christliche Sekten, Nachkommen der von den übrigen Aposteln gestifteten Gemeinden, ein kümmerliches und unbeachtetes Leben fristeten. Den Schluß der Bibel endlich bildet ein Buch, das ganz aus Visionen besteht.

Das Alte Testament, sagen die klugen und tugendhaften Männer von heute, müsse als ein unmoralisches oder wenigstens anstößiges und gefährliches Buch aus den Schulen verbannt werden. Ja, warum denn bloß das Alte? Werden denn nicht auch im Neuen die natürlichen Dinge hie und da mit ihrem richtigen Namen bezeichnet? Und ist die Moral des Neuen Testaments — wenn wir einmal dieses Philisterwort zur Bezeichnung des Geistes des heiligen Buches zulassen wollen —, ist die etwa die behördlich anerkannte Bürgermoral? Eröffnet nicht die Bergpredigt, und zwar die Verkündigung der acht Seligkeiten den Lehrkodex des ersten, größten und wichtigsten Evangeliums, von dem die andern drei nur Ergänzungen sind, und bildet nicht den Schluß das Wort: Weicht von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist? Sogar an den acht Seligkeiten hat sich der Philistersinn vergriffen und hat aus den Armen im Geiste, d. h. aus denen, die nicht allein wirklich arm, sondern auch gern arm sind, die Demütigen und Gott weiß was sonst noch gemacht, während doch der offenbare Zweck dieses ganzen wunderbaren Programmhymnus kein anderer ist, als den Leuten von vornherein zu sagen, daß bei dem neuen Meister keiner seine Rechnung findet, der etwas von dem sucht, was man in der Welt hochschätzt, daß hier eine Umwertung aller Werte vorgenommen, alles, was die Welt schätzt, für wertlos, manches von dem, was sie verabscheut und flieht, für ein hohes Gut erklärt wird: die Armut, die sanftmütige und friedfertige Verzichtleistung auf den irdischen Besitz, der nur durch Gewaltthat und Krieg errungen werden kann, die Traurigkeit, die Barmherzigkeit, der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, der Verzicht auf Sinnengenuss und die Verfolgung, die man um der Gerechtigkeit willen erleidet. Und zum Überfluß hat Lukas die Seligpreisung durch das Wehe ergänzt, das Wehe über die Reichen, die Satten, Lachenden, die von den Menschen Gepriesenen. Schon als Kunstwerk sind die acht Seligkeiten bewundernswürdig, der ganze kunstvolle Aufbau aber würde zusammenstürzen, wenn man ihm durch solche Um- und Mißdeutung des ersten Verses die Grundlage entzöge. Man denke sich nun eines unsrer modernen Völker vom Geiste der acht Seligkeiten erfüllt — kein Stein bliebe von seiner bürgerlichen Ordnung auf dem andern! Ähnlich hat ein Geistlicher, der sonst ein prächtiger Mensch und mir wert,

aber bis in die Haarspitzen hinein ein Philister ist, in einer Predigt dozirt, die Maria Magdalena, bei der Jesus Hausfreund war, und die „Sünderin der Stadt“ Lukas 7 könnten unmöglich, wie man gewöhnlich glaube, ein und dieselbe Person gewesen sein, denn durch einen solchen Umgang würde ja der Heiland seinen Ruf geschädigt und sein Ansehen als Lehrer untergraben haben. Als ob Christus ein königlich preussischer Superintendent gewesen wäre, oder als ob er des Herrn Annas Schwiegerjohn hätte werden und sich als des Herrn Kaiphas Rival ums Hohepriestertum hätte bewerben wollen! Kann doch jedes leidlich geweckte Katechismuschülerlein den weisen Prediger daran erinnern, daß eben der Umgang mit nichtsnutzigem Gefindel\*) einen der Anklagepunkte bildete, durch die sich die amtlichen Lehrer des Volkes verpflichtet erachteten, den gefährlichen Menschen unschädlich zu machen!

Die Bibel ist etwas größeres als ein Moralkodex, den man Schulkindern einprägt, um gute Bürger aus ihnen zu machen. Einen solchen Kodex haben die Völker aller Zeiten von China bis Rom ganz gut ohne göttliche Offenbarung zu stande gebracht. Die Bibel ist das zweite große Weltgedicht, das das erste, in Dingen und Geschehnissen bestehende Weltgedicht in Worten wiederholt und seine Bedeutung erschließt. Darin kommt natürlich auch die bürgerliche Moral und Ordnung vor, und unter den Lichtern dieses zweiten Himmels giebt es genug, die sich als Lämpchen gebrauchen lassen, das einem armen Kinde, einem Handwerker, einer Familienmutter durch das Gestrüpp ihrer kleinlichen Kümernisse hindurchleuchtet. Aber die Hauptsache bleibt, daß die Bibel die ganze Schöpfung und den Weltlauf entrollt und sowohl ihn verstehen lehrt als den göttlichen Geist, der darin waltet. So viel oder so wenig jeder Leser nach seiner Fassungskraft und nach seinen Verhältnissen davon versteht, das genügt, um seine kleine armselige Person an den göttlichen Born alles Lebens anzuschließen und ein Tröpflein ewigen Lebens hineinzuleiten.

Jedes wahre Kunstwerk ist ein Abbild und eine Deutung der Schöpfung, nur daß die gewöhnlichen Kunstwerke das Ganze nur in einem kleinen Ausschnitt ahnen lassen, während die Bibel dieses Ganze wirklich zeigt. Daher finden wir in ihr alles vereint, was die großen Werke der redenden Künste vereinzelt zeigen: wir haben in ihr den Homer, den Sophokles, den Dante, den Luther, den Shakespeare, den Goethe und mehr als alle diese. Sie ist das größte und umfangreichste aller Epen und hat alle Vorzüge, die man Homer nachrühmt; die Lyrik der Psalmen wird von keinem Lyriker der Welt erreicht, geschweige denn übertroffen. Ein Drama in kunsttechnischem Sinne findet sich nicht in ihr, aber abgesehen davon, daß sie als Ganzes das Weltendrama ist (wovon Goethe im Faust und Dante in der Göttlichen Komödie schwache Nachbildungen zu geben versucht haben), ist sie reich an echt dramatischen Szenen. Keine menschliche Empfindung ist denkbar, die hier nicht ihren stärksten, bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit gesteigerten Ausdruck fände,

\*) Wie unevangelisch ist doch der Lärm, den die Zentrumspreffe neuerdings wieder darüber erhebt, daß der „Strohstecher“ Melchers im Gefängnisse seine Spaziergänge nicht von den übrigen Sträflingen abgeschlossen genossen, und daß ihm ein Mörder bei der Messe gebient habe! War der Kardinal nur von einer Spur christlichen Geistes beseelt, dann hat er sich nie in seinem Leben mehr als Nachfolger der Apostel gefühlt als in dieser Nähe der Erlösungsbedürftigsten seiner Brüder, bei deren Anblick er doch seufzen mußte: Könnte ich gleich dem Meister zu diesen sagen: Heute noch werdet ihr mit mir im Paradiese sein!

keine Situation, keine Charaktergestalt, der nicht das angemessenste stilistische Gewand geliehen wäre. Was kann sich in der Weltliteratur mit dem Lapidarstil vergleichen, in dem die großen Ereignisse des ersten Buches Moses erzählt\*) und die erhabnen Gestalten der Patriarchen vorgeführt werden! Wie knapp und vollkommen verstehen die Verfasser der biblischen Bücher Personen, Verhältnisse, Situationen zu charakterisiren! Man denke an die Stelle im Liede der Deborah, wo die Heldin von dem gemeuchelten Sijera singt: Durchs Fenster blickend, heult seine Mutter und spricht, warum zögert sein Wagen zu kommen, warum sind die Füße seines Biergespanns so langsam? Da antwortet eine von seinen klügern Frauen: Vielleicht teilt er eben die Beute, und wird ihm die schönste der Frauen auserlesen, dazu buntpfarbige Gewänder und Schmuck um den Hals — so mögen, o Herr, umkommen alle deine Feinde! Und welche Fabel ließe sich in der Schönheit der Form und in der schlagenden Übereinstimmung von Sinnbild und Gesinnbildetem mit der des Jotham vergleichen von den Bäumen, die einen von ihnen zum König wählen wollten? Alle Gestalten und Situationen sind in der Bibel so plastisch dargestellt, daß der bildende Künstler nur zuzugreifen braucht. Den Stoff haben die Maler noch lange nicht erschöpft. Oder sollte z. B. 2. Samuel 3, 14 schon einmal gemalt sein? David schickte Boten zu Isboseth, dem Sohne Sauls, und ließ ihm sagen: Gib mir mein Weib Michal wieder, das ich mir angetraut habe. Isboseth schickte hin und ließ sie ihrem Manne Paltiel nehmen. Und dieser ihr Mann folgte ihr weinend bis Bahurim. Dort sagte Abner: Geh und kehre zurück; da kehrte der Mann zurück. Im 20. Kapitel desselben Buches wird erzählt, wie David den Abisai, Joabs Bruder, zur Dämpfung eines Aufruhrs ausschickte, gleichzeitig aber dem Amasa einen gesonderten Oberbefehl zum selben Zwecke erteilte. Die drei Feldherren stießen zusammen. Joab war mit einem eng anliegenden Gewande bekleidet und hatte sein Dolchmesser so an der Hüfte hängen, daß es ganz leicht aus der Scheide gezogen und gebraucht werden konnte. Er rief dem Amasa zu: Sei gegrüßt, mein Bruder! und faßte ihn mit der Rechten am Kinn, als wollte er ihn küssen, dabei aber stieß er ihm das Dolchmesser in den Leib, sodaß er starb. Joab und Abisai setzten nun dem Empörer nach, die Vorübergehenden aber, die den Leichnam sahen, sagten: Das ist nun der, der an Joabs Statt Davids Leibwächter sein wollte! Kann das Verhältnis dieser Männer zu einander, das Leben an Davids Hofe, überhaupt das orientalische Beziratswesen kürzer und deutlicher charakterisirt werden? Oder man nehme folgende Erzählung aus dem 9. Kapitel des 2. Buches der Könige. König Joram von Israel liegt krank in Jesreel, und sein Vetter Ahasja von Juda weilt zum Besuch bei ihm. Der Turmwächter sieht die Schar Jehus herandrücken und meldet: Ich sehe einen Haufen Kriegsvolk. Joram befiehlt: Schicke einen Wagen entgegen und laß fragen: Kommst du in friedlicher Absicht? Der auf dem Wagen sagte also, als er ankam: Der König fragt: Kommst du in Frieden? Jehu antwortete: Was geht dich der Frieden an! Fahre vorüber und folge mir! Der Turmwächter meldete: Der Bote ist angekommen, kehrt aber nicht zurück. Da schickte der König einen zweiten zu Wagen, der da

\*) Ob es eine deutsche Übersetzung geben mag, die der majestätischen Schönheit des Originals gerecht wird? Ich kenne keine und lese deshalb das Alte Testament, da ich des Hebräischen nicht hinreichend mächtig bin, in der lateinischen Vulgata.

sagte: Der König läßt fragen: Kommst du in Frieden? Jehu sprach: Was geht dich der Frieden an! Fahre vorüber und folge mir! Der Turmwächter meldete: Auch der zweite ist angekommen und kehrt nicht zurück; die Marschweise des Haufens aber ist die Jehus, denn er kommt im Sturmschritt angerückt. Da befahl der König: Spann meinen Wagen an! Und die beiden Könige fuhren, jeder auf seinem Wagen, dem Jehu entgegen und trafen ihn auf dem Grundstücke Naboths. Und Zoram sprach: Friede? Jehu? Der erwiderte: Was für ein Friede? Werden doch deiner Mutter Habel Hurereien und Zaubereien immer ärger! Da lehrte sich Zoram zur Flucht und rief: Verrat, Ahasja! Jehu aber spannte seinen Bogen und schoß Zoram zwischen die Schultern, sodaß der Pfeil durchs Herz drang, und er fiel vom Wagen. Jehu aber sprach zum Hauptmann Bidkar: Nimm den Leichnam und wirf ihn auf den Acker Naboths des Jesreeliten! Oder betrachten wir zwei Schilderungen aus Jesaja. Der Herr hat den Untergang Assurs beschlossen und zerbricht dieses Werkzeug seines Zorns, das sich gegen den Meister zu erheben vermaß und sich einbildete, aus eigener Kraft und Weisheit große Dinge vollbracht zu haben, zerbricht es in dem Augenblicke, wo der stolze König spricht: Wie man ein Vogelnest findet, so hat meine Hand die Völkermacht gefunden; wie man verlassene Eier ausfließt, so habe ich die Länder der Erde gesammelt, und nirgends ein widerstrebendes Vögelchen, das es gewagt hätte, auch nur zu zirpen oder einen Flügel zu regen. Den (zukünftigen) Fall des Königs von Babel aber läßt er „das Haus Jakob“ also besingen: „Wie ist nun der Peiniger zur Ruhe gebracht, der uns Tribut auspreßte! Die Hölle drunten gerät in Aufruhr ob deiner Ankunft! Die Riesen der Vorzeit erheben sich, die Könige stehen auf von ihren Thronen und begrüßen dich: so bist auch du geschlagen und uns ähnlich geworden! In die Unterwelt wird deine Hoffart gestürzt, und dein Leichnam liegt da, auf Motten gebettet, mit Würmern als Decke. Wie bist du doch vom Himmel herabgestürzt, du glänzender Morgenstern!“

Die wissenschaftliche Kritik unsrer Zeit belehrt uns, daß fast jedes der alttestamentlichen Bücher ein paar hundert Jahre nach dem Manne geschrieben ist, dessen Namen es trägt, und daß die Verfasser lügen, wenn sie den Moses oder diesen und jenen Propheten sprechen lassen, mit andern Worten, daß sie, einige Propheten ausgenommen, Fälscher sind. Nun, wenn das wahr ist, dann haben wir in diesen Fälschern die auserlesenste litterarische Gesellschaft der Welt beisammen, in die aufgenommen zu werden der „Fälscher“ Shakespeare und der „Plagiator“ Lessing sich zur höchsten Ehre anrechnen dürfen. Soviel über die Form der Bibel — erschöpfen mag ein Würdigerer das Thema —, nun einiges über den Inhalt!

Der großen Worte, mit denen sich kein Wort der profanen Weltlitteratur vergleichen läßt, giebt es hunderte in der Bibel, aber vielleicht kein größeres, als die ersten drei Verse der Genesis mit dem Schluß: Es werde Licht, und es ward Licht! Läßt sich eine treffendere Bezeichnung für den Anfang der materiellen Welt denken als diese, die noch dazu vom Standpunkt der modernen Physik aus betrachtet vollkommen korrekt genannt werden muß, da das Licht Aetherbewegung ist, und die Weltmaterie im ersten Stadium ihres Daseins nichts andres gewesen sein kann als ein Lichtnebel? Es sind ungeschickte Apologeten, die in jedem Worte des Sechstagerwerks Cuvier oder gar Darwin nachweisen wollen, aber einfacher, schlichter, würdiger kann das, was sich auf



dem Standpunkte unsrer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis von der Welterschöpfung wissen oder ahnen läßt, nicht ausgedrückt werden: daß sich auf des Schöpfers Geheiß aus chaotischem Dunstnebel zuerst die Weltkörper\*) gebildet haben und dann auf unsrer Erde die organischen Geschöpfe in einer Stufenfolge entstanden sind, zuerst die niedern und dann die höhern, zuletzt der Mensch. Wie stehen dagegen die phantastischen Mythologien der Heiden ab, und wie fallen die sogenannten natürlichen Schöpfungsgeschichten der modernen Wissenschaft in phantastische Mythologie zurück! Ist der gelehrte Pädagog unsrer Zeit ein gewissenhafter Mann, und schwört er sich selbst, den Kleinen nichts zu sagen, was er nicht mit seinem Tode zu besiegeln bereit wäre, dann wird seine gelehrte Darstellung der natürlichen Schöpfungsgeschichte so zusammenschrumpfen, daß davon sachlich nicht viel mehr übrig bleibt als das schlichte Bibelwort, dessen Form ändern oder verbessern zu wollen keiner wagen wird, der Stilgefühl hat und dichterisch empfindet. Und ist nicht auch die Erzählung von der Schöpfung des Menschen buchstäblich wahr? Besteht dessen Leib nicht aus Erde, und ist der Geist, der den Erdenloß beseelt, nicht göttlichen Ursprungs? Und können wir uns eine andre Kraft, die das wunderbare Gebilde zu schaffen vermocht hätte, wohl denken als den göttlichen Schöpferwillen? Wie dieser das angefangen hat, das wissen wir freilich nicht, und die Bibel sagt es auch nicht; sie berichtet nur die Thatsache, und was andres sollten wir den Kindern berichten, als eben diese Thatsache, wenn wir überhaupt vom Ursprunge des Menschengeschlechts zu ihnen reden wollen? Die Schöpfung des Weibes aus dem Mann aber enthält einerseits eine naturgeschichtliche Wahrheit, indem alles Geschlechtliche aus der Spaltung eines ursprünglich Ungeschlechtlichen oder vielmehr Doppelgeschlechtlichen entstanden ist, und andererseits ein Symbol, indem darin die physiologische und die ideelle Einheit von Mann und Weib ausgesprochen wird, die in der Einsetzung der Einehe ihr Siegel empfängt. Indem ferner Gott dem Menschen die Herrschaft verleiht über alle organischen Geschöpfe, ihn in den Lustgarten setzt, damit er ihn bebaue und bewache, und die Tiere ihm vorsührt, daß er sie benenne, wird das intellektuelle, das wirtschaftliche und das Kulturverhältnis des Menschen zur Natur in wenigen Worten erschöpfend dargestellt. Dabei entspricht es ohne Zweifel dem wirklichen Verlauf der Entwicklung der Menschheit, daß ihr für den Anfang Baumfrüchte zur Nahrung angewiesen werden.

Die Geschichte des Sündenfalls sodann erzählt weiter nichts, als was sich täglich ereignet. So und nicht anders spricht bis auf den heutigen Tag jeder Versucher, der das Kind verleiten will, der Eltern Gebot zu übertreten, so und nicht anders verläuft der psychologische Prozeß im Versuchten. Und die Wirkung ist immer dieselbe: Reue, Scham und Pein. Aber dieser Durchgang zur Selbständigkeit ist unvermeidlich, deshalb wird die Sünde dargestellt als ein Essen vom Baume der Erkenntnis. Im kindlichen Zustande, der kein andrer ist als der tierische des reinen Naturlebens, konnte und durfte der Mensch nicht verharren, wenn es zur Vollendung seines Wesens und zur Kulturentwicklung kommen sollte. Der Mensch mußte also vom Baume der Erkenntnis essen, mußte sein wollen wie Gott, mußte nach einer über der

\*) Der Erzähler verfolgt die Entwicklung der Erde bis zu dem Punkte, wo Bewohner auf ihr erscheinen, für die die andern Weltkörper Bedeutung haben, und läßt daher Sonne, Mond und Sterne erst am vierten Tage erschaffen werden.

rohen Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse liegenden Glückseligkeit streben und in dieser Entzweiung seines Wesens dazu gelangen, sich des bloßen, von Gott geschaffnen Naturzustands zu schämen; da dieser Zwiespalt aber zunächst unglücklich machte, so empfand er seine Ursachen, die erwachte Erkenntnis und das Streben nach Besserung als Schuld. Zugleich aber ward ihm der Trost der Hoffnung, daß der Kulturfortschritt die Kulturübel überwinden, daß der Weibessame der Schlange den Kopf zertreten, und daß er den Baum des Lebens in einem höhern Paradiese wiederfinden werde. Bei der Kürze dieser symbolischen Entwicklungsgeschichte erscheinen die einzelnen Entwicklungsstufen perspektivisch in einander geschoben, und so wird die harte Arbeit vor der Vermehrung des Menschengeschlechts erwähnt, während sie die Folge davon war, daß ein Teil der Bevölkerung in dem Paradiese tropischer Fruchtgärten keinen Raum mehr fand und in rauhere und weniger fruchtbare Gegenden abwandern mußte. Auch diese harte Arbeit wurde als Wirkung einer Sündenschuld empfunden, und wahrscheinlich früher, als der innere Konflikt; gehen ja noch heute gerade einige von den edelsten Stämmen der Schwarzen vollkommen nackt, ohne sich zu schämen.

Die Arbeitsteilung tritt ein, mit ihr das Streben nach Besitz, der Neid auf den Erfolgreichern, der vielseitige Interessentkonflikt. Der unbequeme Nebenbuhler wird mit Gewalt aus dem Wege geräumt, selbst vorm Brudermord — wie unübertrefflich schön und wahr ist das Reimen des Planes und der Seelenzustand des Thäters dargestellt! — schreckt man nicht zurück. Die Arbeitsteilung schreitet fort, die Eisenbearbeitung wird erfunden und liefert dem Kulturfortschritt wie dem sich in Wechselwirkung mit ihm entwickelnden Verbrechen ein Arsenal. Lamech, der Vater des ersten Eisenschmieds, frohlockt: Einen Mann erschlage ich für eine empfangne Wunde, einen Jüngling für eine Strieme; Kain wird siebenmal gerochen, Lamech siebenzig mal siebenmal! Die Riesenkraft der Urbevölkerung und der Übermut, der ihr aus ihren Kulturfortschritten entquillt, erzeugen ungeheure Verbrechen, die Kinder Gottes werden in das allgemeine Verderben hineingezogen, und es reuet Gott, daß er den Menschen erschaffen; er erkennt jenes Verhängnis, das innerhalb der Grenzen der Endlichkeit, im Gebiete der Individuation, reine Vollkommenheit nicht zuläßt und dem Guten das Böse als untrennbaren Schatten, ja noch inniger: als Rehrseite, als Wurzel und Werkzeug verbindet, er empfindet diese Notwendigkeit als heftigen Schmerz in seinem Innern und beschließt, das Menschengeschlecht bis auf einen Rest zu vertilgen; aber er erkennt zugleich diese Notwendigkeit als unabwendbar an, hält dafür, daß das Sein auch in dieser Form besser sei als das Nichtsein, und schließt mit dem geretteten Rest einen Bund, wonach er den regelmäßigen Verlauf der Jahreszeiten nicht mehr durch eine alles vernichtende Katastrophe zu unterbrechen verspricht — bis zum Ende der für die Entfaltung des Menschengeschlechts bestimmten Zeit. In der Völkertafel, einer für die Zeit ihrer Entstehung wunderbaren Leistung, werden die dem Verfasser bekannten Völker nach ihrer durch die Abstammung von Noah gegebenen Verwandtschaft geordnet; die Herrschaft der Semiten über die Chamiten wird auf eine Impietät des Stammvaters dieser zurückgeführt, die den Gang zu geschlechtlicher Zügellosigkeit durchblicken läßt; worin die Wahrheit liegt, daß diese die Völker schwächt. Der Auszug aus Babel enthält das Programm der politischen Entwicklung aller Zeiten. Durch Überbevölkerung, durch die Vereinigung einer zu großen Menge auf zu kleinem Raume und

den Zwang zu gemeinsamer Thätigkeit, dem eine ungefüge Menge unterliegt, wird die innere Politik zu einem Babelturmbau, bei dem keiner den andern mehr versteht, und dieser Verwirrung kann nur durch teilweise Abwanderung der Bevölkerung gesteuert werden; so sieht sich jedes lebenskräftige Volk nach vollständiger Besiedlung seines Heimatlandes zur Kolonisation gezwungen, und die Kolonien werden selbst zu Heimatländern, in denen sich der Prozeß wiederholt, bis die Erde und die Bestimmung ihrer Bewohner erfüllt sein werden. Nachdem die Sintflutsage unter den entzifferten Resten der babylonischen Literatur gefunden worden ist, halten es unsre kritischen Historiker selbstverständlich für ausgemacht, daß die biblische Erzählung den Babyloniern entlehnt sei. Die Sintflutsage ist aber bekanntlich über die ganze Erde verbreitet, was unerklärlich wäre, wenn ihr nicht ein Ereignis zu Grunde läge, dessen Erinnerung sich dem Gedächtnis aller Völker tief eingedrückt hat. Die Sintflutsage ist also weder babylonischen, noch jüdischen, noch amerikanischen Ursprungs, sondern sie entstammt der Zeit vor der Völkerscheidung; daß sie bei zwei benachbarten Völkern, die beide in der Nähe des wahrscheinlichen Schauplatzes der Begebenheit wohnen, ähnlich klingt, ist das natürlichste von der Welt. Welcher der beiden Fassungen man aber den Vorzug geben soll, daran kann kein Zweifel bestehen: in der babylonischen ein mythologisches Göttergemimmel, in der biblischen keine Spur von Mythologie — man müßte denn den einen Gott für ein mythologisches Wesen erklären — und dieselbe schlichte Größe der Darstellung, wie in allen andern Erzählungen der Genesiß.

Die Menschheitsgeschichte konnte nach der Sündflut nicht wesentlich anders verlaufen, als sie vorher verlaufen war, und je reicher sich die Kultur entfaltete, desto wirrer und wüster wurde auch die Mythologie, denn soweit ist die materialistische Geschichtsauffassung allerdings im Recht, daß der Götterhimmel ein Spiegelbild der Menschenwelt, die ihn erdichtet, und ihrer Zustände ist. Aus dieser Wirrnis wählt sich nun Gott einen Mann schlichten Sinns aus, der ihm, dem einen wahren Gott, treu geblieben ist, und den er zum Stammvater eines Volks macht, das der weltlichen Kultur gegenüber die Idee des einen, ewigen, unwandelbaren Urgrunds aller Dinge fest- und der Menschheit die Rückkehr zu diesem Urgrunde offen halten soll. Der göttliche Zweck ist nur dadurch zu erreichen, daß der auserwählte Stamm jahrhundertlang unter Fremden, unter Feinden lebt, mit denen er sich nicht vermischen, in deren Verirrungen er nicht verstrickt werden kann. Darum beginnt die Geschichte des auserwählten Volks mit dem Befehl: Ziehe aus aus deinem Lande, aus deiner Verwandtschaft und aus dem Hause deines Vaters, und komme in das Land, das ich dir zeigen werde! So taucht vor unsern Blicken die erhabne Gestalt des Patriarchen Abraham auf; wir sehen ihn, wie er einherzieht mit seinen Knechten und Mägden, mit seinen Kamelen, Eseln und Schafen, bald hier bald dort seine Zelte aufschlagend und dem Herrn Altäre errichtend. Von den dünn gesäten Einwohnern Palästinas als Fürst verehrt, lebt er in Frieden mit ihnen, ohne in engere Beziehungen zu ihnen zu treten; nur einmal sehen wir ihn mit einheimischen Fürsten verbündet zu einem Kriegszuge, den er unternimmt, um liebe Verwandte aus den Händen eingefallner räuberischer Häuptlinge zu befreien. Fern von dem Kulturgetümmel seiner Heimat am Euphrat bleibt er in inniger Verbindung mit der Natur, aus deren ruhiger Pracht Gott zu ihm spricht. Schau gen Himmel und zähle die Sterne, wenn du kannst, so zahlreich wird deine Nachkommenschaft sein! So klingt es dem Alternden, Kinderlosen im gläubigen, hoffenden Herzen, und die Ver-

heißung erfüllt sich in einer zahlreichen leiblichen Nachkommenschaft, bis deren Beruf, Trägerin der Verheißungen zu sein, erfüllt ist, und die Zeit anbricht, wo auf die leibliche Nachkommenschaft ein zahlloses Heer von geistigen Söhnen Abrahams folgt. So fest ist sein Glaube, daß er dem Gebot, sein Teuerstes, seinen einzigen rechtmäßigen Sohn, das Kind der Verheißung, zu opfern, gehorchen will; aber Gott hat diese Prüfung nur verhängt, um damit in seinem engern Reiche ein für allemal dem Greuel der Menschenopfer vorzubeugen und den Glauben der Heiden an die Gottgefälligkeit und Wirksamkeit der Kinderabschlachtung, der ganz Vorderasien verwüstete, als Irrtum und Verbrechen zu enthüllen. Zum Volke wächst Abrahams Nachkommenschaft in Ägypten heran, wohin sie durch die wunderbaren Schicksale eines seiner Urenkel verschlagen wird. Die Geschichte des ägyptischen Joseph kann als eine an dramatischen Wendungen reiche und kulturgeschichtlich interessante Novelle bezeichnet werden. \*) Für den kritischen Historiker unsrer Zeit ist Abraham selbstverständlich ein Sonnengott, hat niemals ein Joseph existirt, und sind die Stammväter des jüdischen Volks niemals in Ägypten gewesen. Ich lasse den Herren das Vergnügen, überall Mythen nachzuweisen, und beschaue heute noch die Gestalten der Patriarchen mit demselben Behagen, nur mit tieferm Verständnis, als ich sie als Kind beschaut habe.

(Fortsetzung folgt)



## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben von J. H. Köffler

Verfasser von „Martin Böhinger“

(Schluß)

### 12. Raddamaktifidibum



er legte, der heute die Augen schloß, war der Schlesinger. Es hatte ihn lange inwendig gewürgt, ehe er einschlafen konnte. Und doch war er am Morgen des 29. Oktober die erste muntere Seele im Müsershaus. Wer es in einer Nacht einmal mit dem Schlaf verschüttet hat, der bringt es auch in selber Nacht nicht wieder zum richtigen Einvernehmen mit ihm.

Wie am Morgen des 28. Oktober die Braut am offenen Fenster stand beim Morgensegen, so heut der Schlesinger. Denn auch am zweiten Kirmeßtag bläsen mit dem frühesten Morgen die Musikanten am Maien einen Choral. Heut bläsen sie: Wie schön leuchtet der Morgenstern. Weder der ursprüngliche Text: Wie schön leuchten die Auglein dein, noch der vergeistlichte paßten für den Schlesinger. Und darum war es gut, daß die Musikanten nur Melodie und Harmonie und nicht auch

\*) Ausgeführte Novellen sind ferner in der Bibel: Rut, Tobias, Judith, Esther; an Novellenstoffen ist sie reich.



den Fetz blasen konnten, sonst wäre es mit der Andacht des Schlesingers fraglich bestellt gewesen. Aber so that es gut für ihn. Er faltete wahrlich die Hände beim Morgensegen.

Still wars wieder. Tic — tac — tic — tac — tic — tac. Das hats wie mein Schnellschützenzeug in Schlesingen. Da war eher Zug drin als in dem Sackdrillischstuhl. Wird mir einen Schnellschützen einrichten und Baumwollenzeug arbeiten. Da bring ichs höher und hab auch mehr Freud, wenn ich wieder hantir wie in meiner Schlesinger Zeit. Und mein Meisterstück mach ich. Und nachher nehm ich große Warenlieferungen an und halt mir Stühl außerhalb wie mein jetziger Meister Zacharias in Schlesingen. Denn die Madlene — — die wird den Frieder doch frein und ins Rübbershaus ziehn. Und sie wird halt gar sehr fehl'n. Und wenn ich nach der Ofenblasen hinguck, und das Döhlersklätterle sitzt felt: da wird mirs halt ein'n Stich ins Herz geb'n. S Kätterle! Ich kenns wohl nit so genau wie der Kleine — es soll halt brav sein. Muß mirs heut doch einmal ordentlich aufs Korn nehm. Aber halt die Madlene — unser Madlene! Ja! — Und wenn sie fort ist, muß ich was anders dafür krieg; denn 's Kätterle wird nit hin lang'n — Gott bewahr mich! Gott bewahr! Im ganzen Leb'n nit: es muß ein Schnellschützen her, sonst thuts nit gut mit mir. Denn in den heiligen Stand der Ehe hinein gehts nit mit mir! Ich kenn die Welt, die vermaledeite Welt!

Vom Plan herüber drang das grollende Selbstgespräch des Brunnens: Wie ein Vergessener steh ich da. Auch das Weibsvolk läßt mich im Stich in den tollen Tagen. Sonst um die Zeit des Morgens hatten sies schon mit mir. S läßt sich keine Schindmäre sehn. Und der Hans-Hajensfuß dahinten, der gepukte Schlaraff recht seine Nase immer höher nach dem Himmel zu. Bei mir gehts immer hinunterwärts; das ist ein Unterschied. Aber es wird auch einmal wieder anders. Es ist alle Jahr noch Pfingsten kommen.

So predigen die Verlassenen von ihrem Schicksal in den stillen Morgen des zweiten Armeestages hinein.

Guten Morgen! Bist schon auf, Großer?

Kann sein. Guten Morgen, Madlene!

Der Große blieb am offnen Fenster stehen, während Madlene von ihren häuslichen Morgenverrichtungen bald zur Küche, bald zur Porlam, bald wieder zur Stube gezogen ward. Und wenn sie in die Stube trat, hatte sie jedesmal einige Worte für den Großen.

Heut abend gehst du doch einmal mit uns ins Wirtshaus? Mußt doch einmal sehn, wie 's Kätterle hübsch tanzt!

S Kätterle! Madlene, 's Kätterle langt nit hin! Im ganzen Leb'n nit! Nie nit! Kein Gedanke nit!

S langt nit hin? Wohin denn?

Wo du bist. Das muß ich kenn!

Weiß nit, wie dus meinst. Wir sind ganz einig und gut mit einander.

Ich auch; warum das nit? Aber 's Kätterle langt halt nit hin. Ich muß mir einen Schnellstuhl einricht.

Einen Schnellstuhl? Wegen dem Kätterle?

Wegen dir und wegen dem Kätterle. Weiss nit hinlangt, wo du bist, 's Kätterle. Nit!

Madlene begab sich in die Küche, nach der Porlam und wieder zurück in die Stube. Es war in ihr eine Ahnung vom Zustand des Großen aufgestiegen.

Ich muß dir was gestehn, Großer! Gestern wollt ich schon, und da gings nit. Aber es muß halt einmal sein. Am Heiligabend war der Frieder da und

hat 's Jawort geholt. Du bist der Älft, und weil der Vater und die Mutter nit mehr lebn, muß ich dich halt um dein'n Segen bitt.

Siehst du, daß ich recht hatt von wegen dem Kätterle. Du willst ins Rödtershaus ziehn: das ist ja die Gschicht. Und 's Kätterle langt halt nit hin! Nit! Im Lebn nit!

Da kennst du halt 's Kätterle nit. Es ist ein bravs, tüchtigs Mädle.

Kann sein, kann alles sein! Aber wo du bist, langts nit hin — nit — nit um die Welt nit!

Das bildest du dir ein. Aber 's Kätterle versteht ein'n Haushalt zu führen; sie hat eine brave, tüchtige Mutter und hat was gelernt bei ihr. Ich weiß 's gewiß!

Frei nur, Madlene! Wenn du mich extern wolltst, hießs: Ich frei! Nun wirds ja so! Ich muß mir halt ein Schnellzeug anschaff. Und Meister werd ich!

Es geht halt nun alles aus einander! Aber es geht auch wieder zamm!

Zamm? Das muß ich kenn!

Guck, Großer! Der Frieder hat gesagt, vor Weihnachten noch sollt die Hochzig sein. Und gleich muß der Kleine nachher auch frein. Und du besuchst uns nach Feiertabend und am Sonntag, und wir dich, und wir sind hübsch einig, und so wirds recht und gut. S wird halt ein wenig anders. Aber schlimm und böß brauchts nit zu werden, wenn der liebe Gott hilft.

Da schlug der Große mit zwei Fingern auf die Sandauer, daß es schallte, und nahm eine derbe Priße. Es mußte ihm ein Körnlein ins Aug gekommen sein; denn er hatte ein wenig daran zu wischen.

Madlene hatte auf einige Minuten in der Küche zu schaffen, und als sie wieder in die Stube kam, sagte der Große gelassen und ausgeglichnen Tones: Na, ich werd schon verkommen mit dem Kätterle, wenn ich Meister bin und ein Schnellzeug und außerhalb noch Stühl gehn hab wie mein seliger Meister Zacharias in Schleifingen. Und am Sonntag, jeden Sonntag gehts ins Rödtershaus! Hast's gehört, Madlene!

So ist's recht, Großer!

Und mein'n Segen sollt ihr habn, wenn er was vor unserm Herrgott gilt, du mit deinem Frieder und der Kleine mit seinem Kätterle. Und das will ich heut einumal auf dem Tanzboden aufs Korn nehmen.

So ist's recht, Großer!

Und wenns einmal was zu wiegen giebt: ich kenn auch hübsche Lieder, lustige und traurige.

Da war aber die Madlene schon wieder in der Küche.

Da kommen sie wahrhaftig schon. Kleiner! steh auf, sie kommn! Und damit fuhr der Große nach der Hausernskammer hin und rief zur Thür hinein: Steh auf, Kleiner! Gschwind! Sie sind schon da!

Hastig fuhr er nun nach der Hausthür und rief hinaus: Unser Kleiner ist fort. Braucht euch keine Müh zu gebn.

Oho, Schlesinger! Narrnspossen! Plah gemacht!

Damit ward der Große auf die Seite geschoben von drei eindringenden Burtschen, von denen der eine schneeweiß gekleidet und von Kopf bis zu Fuß mit bunten Troddeln und Bändern besetzt war, der „Lauser,“ versehen mit einer furchtbar langen Peitsche an kurzem Stiel zum Knallen. Sie mußten genau wissen, wo der Kleine schlief; denn sie drangen ohne weiteres in die Hausernskammer und packten den Kleinen, der kaum in die Beinleider gefahren war, und schleppten ihn hinaus und banden ihn auf ihren Schiebkarren. Es half alles Sträuben nichts: so

notdürftig bekleidet, mit wirrem Haar, barfuß, ward der Kleine ins Wirtshaus gefahren. Dort mußte er verharren, bis das „Zusammenfahren“ der Bloßburschen beendet war. Es war bald geichehen. Denn nur noch einen fingen sie; die andern drei waren glücklich entkommen und warteten schon lachend im Wirtshaus. Die beiden Gelarrnten hatten Buße zu zahlen.

So hatte diejer Tag des Büßens und Zahlens den Stempel empfangen.

Bald begann sich allerlei Gefindel im Dorf zu zeigen. Da kam der Scherenschleifer, der sich seinen Schleiskarren aus einem Weberspulrad hergestellt hatte, versehen mit einem Wassereimer mit mächtig großem Pinsel zum Anfeuchten des Schleifsteines, häufiger jedoch gebraucht zum Einspritzen Neugieriger, namentlich der lustigen Jugend, die heut ihren großen Tag hatte. Die „Nife“ des Scherenschleifers — eine in Frauenkleidern steckende Mannsperson mit einem großen Korb auf dem Rücken — hatte die scharf zu machenden Waren aus den Häusern zu holen und gegen guten Schleiferlohn, der weniger in Geld als in allerlei Viktualien bestand und sich im Korbe sammelte, wieder abzuliefern. Die Szenen, die sich zwischen dem Scherenschleifer und seiner „Nife, dreh, dreh, dreh! Nife, trull, trull, trull!“ abspielten, waren so drollig und derb, daß diese Einfälle und Auslassungen das Bühnenstück des gestrigen Abends bei weitem übertrafen, namentlich an Gesundheit. Es flossen auch Thränen dabei; das waren aber Lachthränen, eine gute Gabe Gottes zur Reinigung der Gemütskanäle. — — Judenvolk in gelungner Nachahmung, ein riesiges Bettelweib mit großem hölzernem Wickelkind, kartenschlagende Zigeunerinnen, Schloßfeger, Exekutor, zahnausreißender Wunderdoktor, Barbier mit üppigem Hocker, Ruffengisteinblaser — es ist nicht alles aufzuzählen, das zusammentragende Gefindel; aber unmöglich ist die Schilderung des Wizes und der Späße, womit die Spendenden entschädigt werden.

Ist das kirnesmachende Dörlein gehörig geplündert, so begiebt sich die wieder schön herausgeputzte Bloßgesellschaft mit Musik in eins der Nachbarndörfer, wo kein Maien aufgerichtet worden ist. Voraus eilt der ansagende Laufer, mit seiner großen Peitsche knallend, hinterdrein folgt das Hausirgefindel. So ein Zug über Land ist das Ergößlichste, was das Landleben zu bieten imstande ist. Das heimgesuchte Nachbarndorf wird ebenso mit tollen Streichen überschüttet und hat dafür seinen Tribut zu leisten. Abends erfolgt die Heimkehr ins Wirtshaus. Da sitzen dann in einer besondern Stube die Bloßburschen bereit zum Empfang des Tagesertrags, und der ist nicht unbedeutend. Aus den Viktualien wird eine Mahlzeit hergerichtet, an der die Bloßpaare, die Musik und alle, die Verkleidete gespielt haben, teilnehmen. Das Hauptgericht besteht in Klößen und Braten aus dem zusammengetragenen Mehl und Fleisch. Und der Haufen kleiner Münzen wird dem Wirt für zu lieferndes Freibier vorgezählt.

Während der Zubereitung der Mahlzeit findet heute auf dem freien Platz vor dem Wirtshaus große Vorstellung in der Seiltanzkunst und Hundedressur statt. Komödie kann heute nicht gespielt werden, da sich die Bloßburschen jede Einschränkung ihres Tanzvergnügens, das nach der Mahlzeit stattfinden wird, verbeten haben.

Wie die Mahlzeit zu stande kam, und wie es den Leuten geschmeckt hat — die Künste des Fräulein Hoffeld, des Domi und des Bullenbeißers, die dabei dem Neger Raddamaktifidibum zugefallne Rolle sind aber gleichgiltige Dinge für unsre Geschichte.

Auf dem Tanzboden geht es lustig her. Auch der Frieder macht sich heute wieder recht vergnügt und tanzt eben mit seiner Madlene so kunstgerecht und gediegen, als nur möglich, einen Walzer. Der Kleine steht eben Pause mit dem Kätterle.

Mächt einmal mit deinem Großen tanzen! Der steht dort hinten, und es scheint ihm gut zu gefallen.

Was is denn mei Sogen! Flink draufloas!

Gusch! war 's Kätterle an des Großen Seite. Er sträubte sich wohl; aber das Kätterle packte ihn frisch an und zog ihn — hast du nicht gesehn! — in den Kreis. Und wahrhaftig! Der Schlesinger walzte scharmant mit dem Kätterle, daß dem Kleinen das Herz im Leibe lachte. Und das Kätterle hat für diesen Reihn ihren Tausch nicht wieder aufgegeben, und der Schlesinger schmunzelte und schmunzelte und dachte beileibe heute nicht wieder an den Schnellschützen. Madlene aber sagte zum Frieder, als sie mit ihm Pause stand: Siehst 's Kätterle mitn Großen? Ein sagen\*) Mäble! So was! Du glaubst nit, wie ich mich freu über den Großen! Es woar mir angst wagen der Seiltänzerin. Aber es scheint, er ist gscheit wordn. Gott sei Dank! Und nun kam Madlene mit dem Frieder wieder ans Walzen.

Drüben im Müsershaus schnurret auf dem warmen Südgeltendeckel der Frip ganz rackerig.\*\*) Es ist nun schon der zweite Abend, daß es ihm zu Mut ist wie dem verlassenen Brunnen in diesen Tagen. Und er macht seinem Unmut Luft in einem richtigen Raterlied, wies die Dichter machen, wenn sie Nagenjammer haben.

Da ertönen elf helle Glockenschläge der Schwarzwälдерin. Und hinten an der Porlam hat ein Kerl eben zwei Stangen angelehnt und klettert daran hinauf und über die Brüstung. Und die Porlamthür ist nicht verschlossen, und der Kerl dringt ins Innere des Müsershauses. Da zündet er sich eine Blendlaterne an und geht aufs Birro zu.

261 Thaler! Sie sind gut verwahrt hinterm Bezirkschloß.

Und merkt denn niemand was, daß Lärm gemacht würde? Großer, spürst dus nicht in deinem Inwendigen, daß es deinem Birro ans Inwendige geht?

Eben geht der Große aufs Haus zu; so zufrieden ist er lange nicht heimgegangen. S Kätterle! S ist eine richtige Schlesingerin, wahrhaftig! wie ich schon lange keine gesehn hab. Es wird sich wohl machen. Aber müd war der Große: er hatte ja in der verwichnen Nacht keine Ruhe und Stärkung gefunden, und es zog ihm an den Augenlidern, wie reife Früchte an den Zweiglein ziehen.

Was war das? Ein Schein am Fenster? Jetzt wieder? Da fielen die reifen Früchte, und die Zweiglein schnappten in die Höh, und wie der Wind war der Große droben auf dem Tanzboden. Und wie der Wind war der Große mit dem Kleinen und dem Frieder davon.

Kleiner, du paßt hinten an der Porlam auf! Wir zwei beide gehn vorn rein! flüsterte der Große.

Der Kleine war schnell auf seinem Posten und fand da die Stangen, die er aber gleich beseitigte. Wichtig! Nicht lange, gar nicht lange stand er: da kam der Kerl und wollte an seinen Stangen hinuntergleiten. Aber da bekam er mit einer seiner Stangen einen Schlag an den Kopf, daß er zurück taumelte. Und der Große und der Frieder, die die Tritte des Fliehenden noch gehört hatten, waren schnell bei der Hand und packten den Kerl. Da kam es wahrhaftig noch zu einer garstigen Kirmesbalgerei. Aber wie das Wetter war der Kleine vorn herum und griff nun auch tapfer mit zu. An der Porlam hing eine Wäscheleine. Damit waren bald dem Kerl Arme und Beine gebunden. Dann ward er in die Hausflur geschleppt, wo der Frieder bei ihm Wache stand. Der Kleine hatte ein Licht gemacht, und der Große kam mit seinem Jahrmartstißtock.

\*) tüchtiges. — \*\*) ärgerlich, wild.



Wen hatten sie gefangen? Maddamaltifidibum!

Das muß ich kenn! sagte der Große. Dreimal rechts, zweimal links, einmal rechts, dreimal links! Mit ein eiserner Geldschrank, freilich nit! Leucht her, Klenner!

Das Birro wurde besichtigt. Da habt ihr die Bescherung! Auf steht es; das Bezirkschloß auf; die Thalerrollen fort!

Leucht her, Klenner! Maddamaltifidibum wurde durchsucht. Nicht wahr? Teufel du! Höllenbraten! schrie der Große. Trags hinein, Klenner, das Geld! Er aber legte den Neger auf den Bauch und bearbeitete ihm einstweilen die hintere Seite ein wenig mit seinem Jahrmarktsstock.

So, nun sind wir quitt! Maddamaltifidibum stöhnte.

Aber das muß ich kenn! Leucht her, Klenner! Und nun gebt acht! sagte der Große und holte eine Gelle voll Wasser mit einem groben Scheuerlappen, und dann suchte er auch noch ein großes Stück Seife dazu. Paßt auf! Er legte den Neger wieder auf den Rücken und begann nun eifrig das schwarze Gesicht zu scheuern.

Da traten Madlene und das Döhlerskätterle ein. Sie schlugen die Hände zusammen und schrieten auf vor Schrecken. Frieder winkte ihnen, zu schweigen. Und als sie sahen, wie eifrig der Große mit dem groben Scheuerlappen und einem großen Stück Seife gegen die ägyptische Finsternis vorging, um deutsche Farbe an den Tag zu legen, begannen sie zu lichern.

Endlich war das Werk vollendet. So! nun leucht her, Klenner! Nah her! So! Erkennt ihr denn nun den Meister aus Äthiopien? Das muß ich kenn!

Der Türkendres! schrie das Kätterle. Der Türkendres! rief der Frieder. — Was is denn mei Sogen!

Der Türkendres stöhnte fürchterlich. Laß ihn los, Großer! sagte Madlene, blaß vor Schrecken.

Das muß ich kenn! Erst wolln wir unser Geld zähl! Leucht her, Klenner! Nun wurde am Birro gezählt. Ihr Geld stimmte, und es wurde wohl verwahrt. Aber diesmal dauerte die Revision nicht so lange wie bei der Rassenüberführung aus dem Tischkasten ins Birro.

Laß ihn los! rief das Kätterle zur Stubenthür hinein.

Alleweil kann er gehn, entgegnete der Große.

Leucht her, Klenner! Er leuchtete hin, und Frieder entledigte den Türkendresen seiner Bande. Der Große aber — in dieser Stunde war er größer als je! — stand mit seinem Jahrmarktsstock bereit mit hochgewölbten Augenbrauen, und als der Türkendres aussprang, das Weiße zu suchen, versetzte er ihm noch einige Ausgleichungshiebe zum Abschied.

Hinaus war der Halunke, der Weltfexser. Und er suchte wirklich das Weiße wieder und ward in seinem geschichtslosen Dörflein, das nun doch auch seine Geschichte hat, nie wieder gesehen. Nach Jahr und Tag aber soll „Andreas Hüpfflein“ in Brattendorf aufgetaucht und darauf mit der Triltschenschristel verschwunden sein.

Ich kenn die Welt, die vermaldeute Welt! rief der Große, als er nach der aufregenden Gerichtsvollziehung die Hausthüre verschloß, und der Kleine schlug nach: Was is denn mei Sogen!

Der Hausgeist warf in selbiger Mitternachtsstunde auf dem obern Boden sehr vergnügt seine Zipfelmütze in die Höhe und rief zum Bodenloch hinaus: Maddamaltifidibum!

\* \* \*

Noch vor Weihnachten war „Hochzig,“ erst im Müßershaus und bald darauf im Döhlershaus. Der Große verkam mit dem Rätterle recht gut — noch besser der Kleine —, sodaß er vom Schnellschützen ab sah. Das Birro barg nunmehr hinter dem Bezirksloß nur noch 174 Thaler, zwei Drittel der vorhochzeitlichen Summe, unter zwiefachem Schlüsselrecht; und der Große saß am Sonntag nachmittags nicht mehr so lange wie sonst am Birro vor seinem Schreibkalender, denn die Sonntagsbesuche im Müßershaus gingen ihm jetzt über alles. Er machte sie aber schon als Meister. Und ein Jahr nach ihrer Hochzeit hat er bei der Madlene an der Wiege gesungen, aber nur lustige Lieder.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Reform des Militärstrafprozesses. Die Reichstagskommission, die den von Preußen stammenden Entwurf einer neuen Militärgerichtsordnung vorzubereiten hat, wird damit in nächster Zeit fertig sein. Die Kommission arbeitet sehr gründlich, und die juristische Fassung des Entwurfs wird darunter nicht leiden; dafür sind ja viele Reichstagsabgeordnete Fachmänner. Für die militärische Seite der Sache dagegen sind sie es nicht, auch wenn sie gedient haben, und die an den Beratungen teilnehmenden Offiziere, die das militärische Feld beherrschen, sind wieder keine Juristen. Eine Brücke könnten die Auditeure bilden, aber sie werden von den andern Juristen sehr oft nicht für voll gehalten und haben weder im Reichstag noch in der Militärhierarchie selbständigen Einfluß. So kann es mit der Reform leicht auf Experimentirerei und Fickwerk hinauskommen. Jedenfalls wird diese Reform eine sehr kostspielige Sache sein: nach einer hoffentlich übertriebenen Berechnung würde die Mehrausgabe so etwas wie 800000 Mark jährlich betragen. Jetzt kommt noch zu den frühern Meinungsverschiedenheiten politischer Art die Gefahr eines Konflikts zwischen den beiden größten Bundesstaaten hinzu. Ist denn die ganze Sache so viel wert? Liegt ferner ein Bedürfnis vor, ein ganz neues Werk zu schaffen?

Für das jetzt geltende Verfahren kommen vornehmlich das preussische und das bayrische System in Betracht. Nach dem preussischen wird das ganze zur Entscheidung dienende Belastungs- und Entlastungsmaterial protokollarisch festgestellt und dem Spruchgericht durch Verlesen unterbreitet. Die Zeugen bekommt es gar nicht zu sehen, sodaß insoweit der unmittelbare Eindruck ganz fehlt, und selbst der günstige Eindruck, den etwa die Persönlichkeit des Angeklagten macht, ist gegen das Gewicht der schriftlichen Belastung ohnmächtig. Daß zur Schlußverhandlung keine Zuhörer zugelassen werden, ist mehr die natürliche Folge dieses schriftlich vermittelten Verfahrens, als daß heimliches Wesen beabsichtigt wäre. Aus der Schriftlichkeit ergeben sich jedoch noch andre, wirklich schlimme Folgen: große Schwerefälligkeit des ganzen Verlaufs und unter Umständen lange Dauer der Untersuchungshast. Darunter hat auch der zu leiden, der schließlich freigesprochen wird. Das bayrische System dagegen bringt die Sache schneller zum Spruch und führt den Angeklagten mit den Zeugen zu mündlichem Verhör unmittelbar vor das Spruchgericht. Fälle offenbarer Unschuld scheiden sich schon im Vorverfahren aus, für einfache Fälle ist dieses beweglicher, weniger schablonenhaft. Die Verteidigung

ist wirksam gesichert, und für ernste Kontrolle ist die Thür des Gerichtssaals geöffnet, während sie leichtfertiger und skandalfüchtiger Neugierde verschlossen werden kann. Nach beiden Systemen sind es vornehmlich die Auditeure, die das Belastungs- und Entlastungsmaterial sammeln, also das Vorverfahren beherrschen, der Spruch dagegen fällt Offizieren und Unteroffizieren, in Preußen auch den Mannschaften zu, wobei natürlich für die Besetzung des einzelnen Spruchgerichts der militärische Rang des Angeklagten maßgebend ist, aber sonst das Geschwornenwesen den nächsten Vergleich bietet; in Bayern kommt für die Sache sogar der Name selbst vor. Die Bestimmung und Zuständigkeit der Gerichtspersonen und der Gerichtsbehörden, also die Gerichtsverfassung im engeren Sinn, ist nach dem bayrischen System mannigfaltiger und mehr modern gegliedert, nach dem preussischen jedoch nicht weniger zweckmäßig und dabei einfacher und weniger teuer.

Daß auch die bayrische Militärgerichtsordnung mit militärischem Geist und militärischer Zucht vereinbar ist, zeigt der allgemein anerkannte Aufschwung der beiden bayrischen Armeekorps. In Bayern ist man mit der jetzigen Ordnung zufrieden, im Bereich des preussischen Systems dagegen wird eine Reform fast allgemein verlangt und ist in der That dringend zu wünschen. Die beiden Stichworte, worin das Reformbedürfnis in der Regel zusammengefaßt wird, sind Öffentlichkeit und Mündlichkeit, also gerade die beiden Merkmale, wodurch sich das bayrische System vor dem preussischen auszeichnet. Außerdem wird allgemein erwartet, daß das Verfahren für alle Teile des deutschen Heeres übereinstimme und in ein gemeinschaftliches Militärobergericht als Spitze auslaufe.

Das Zivilstrafgesetzbuch ist ein Gesetz, das, gering gerechnet, hundertmal häufiger angewandt wird als irgend eine Militärgerichtsordnung; seine Einzelbestimmungen sind auch dem Streit um das bessere weit mehr unterworfen, es ist aber mit vielen andern Gesetzen bei der Gründung des Reichs in ganz Süddeutschland en bloc eingeführt worden. Die Analogie dessen drängt sich geradezu auf: Übertragung der bayrischen Militärgerichtsordnung auf das ganze deutsche Heer durch Reichsgesetz, neue Redaktion durch Verordnung des Bundesrats. Dieser Vorschlag, von Preußen ausgegangen, würde den vortrefflichsten Eindruck gemacht und statt des politischen Streits politische Befriedigung hervorgerufen haben. Es ist auch anzunehmen, daß Bayern den betreffenden Teil seiner Reservatrechte recht gern dreingegeben hätte, weil ihm die Kostenersparnis mehr wert sein muß als ein eignes Militärobergericht, und ihm nur daran liegen kann, das Prinzip zu wahren. In diesem steht, wie kaum zu bestreiten ist, das Recht auf der Seite Bayerns, denn seine rechtliche Sonderstellung erstreckt sich zwar nicht auf dauernde Beibehaltung der Vorschriften, die den *modus procedendi* und die Art oder Form der Einrichtungen regeln, wohl aber darauf, daß seine beiden Armeekorps in jedem Stück von der Mitverwaltung des Reichs und Preußens ausgenommen bleiben. Bundesrechtlich kann keine Militärbehörde des Reichs oder Preußens auf Bayern ohne seine Zustimmung ausgedehnt werden, und in allen Personenfragen ist es völlig frei. Diese Auffassung ist, wie bestimmt verlautet, auch die des besten Kenners, des Fürsten Bismarck.

Diese Lösung ist von dem Verfasser dieser Erörterungen in den Grenzboten schon einmal angeregt worden, vor der jetzigen Tagung des Reichstags, als der preussische Entwurf noch nicht bekannt war. Es giebt jedoch noch eine zweite Lösung, die dem zweifellos und allgemein empfundenen Reformbedürfnis gerecht wird, ohne Preußen bloßzustellen und Bayern vor den Kopf zu stoßen. Das ist eine für den Geltungsbereich der preussischen Militärstrafprozeßordnung von 1845 berechnete Novelle, die die Öffentlichkeit nach bayrischem Muster festsetzt, das schriftliche Vor-

verfahren für nur informatorisch erklärte und die entscheidende Beweisaufnahme vor die Spruchgerichte verlegte. Mit dieser Unmittelbarkeit wäre das gegeben, was man in der Regel mündliches Verfahren nennt: daß der zur Entscheidung berufene Richter und Geschworne den Angeklagten und die Zeugen selbst sieht und hört. Alles weitere könnte bleiben oder wäre Verordnungsache. So steht es ja nicht, daß die preußischen Militärgerichte weniger gewissenhaft, und daß ungerechte Urteile bei ihnen häufiger wären; das preußische Verfahren in seiner jetzigen Gestalt ist nur umständlich und schablonenhaft. Wie würden die Auditeure und die untersuchungsführenden Offiziere aufatmen, wenn sie es beispielsweise nicht mehr nötig hätten, die übereinstimmende Aussage von fünf Augenzeugen jedesmal mit denselben Worten neu zu protokollieren! Wie schnell und doch erschöpfend könnten sich in den meisten Fällen Untersuchung und Entscheidung an einander anschließen, wenn vor den Spruchgerichten der Bericht des Auditeurs nur als Einleitung diene, und darauf sofort die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen folgte! Gerade beim Militär hat die Strafe sehr häufig exemplarischen Charakter: je schneller sie auf die That folgt, umso mehr wirkt sie.

Auch diese zweite Lösung wäre ein großer Fortschritt gegen den jetzigen Zustand und käme dem größten Teil des deutschen Heeres zu gute. Sie läßt sich ohne irgend welche Mehrkosten erreichen. Die Übertragung des bayrischen Militärgerichtswesens auf ganz Deutschland wäre ja im Vergleich dazu ganze Arbeit, aber wenn sie ähnlich viel kostet wie die von Preußen vorgeschlagene Reform, so wird die, juristisch betrachtet, halbe Reform von jedem vorgezogen werden, der die ganze Frage nicht durch ein Vergrößerungsglas, sondern in ihren natürlichen Größenverhältnissen betrachtet. Außer dem Gerichtswesen soll ja an dem, was sich Bayern vorbehalten hat, nichts geändert werden. Wie groß ist das Ganze, wie gering der Bruchteil! Und dafür sollen jährlich Hunderttausende geopfert werden, als festgelegte Ausgaben, während eine kleine Staatsüberschreitung beim Flottenbau als eine Erschütterung der ganzen Reichsordnung ausposaunt wird! *Quantilla prudantia!*

Zunächst freilich wird es sich um das Schicksal der Kommissionsvorlage handeln. Nur für den Fall, daß die Reform in dieser Gestalt scheiterte, würde eine der beiden hier besprochenen Lösungen in Frage kommen können. Möchte es doch dahin kommen! Es ist ja ganz selbstverständlich, daß der militärische Strafprozeß nicht dauernd auf Grundlagen aufgebaut bleiben kann, die sich als unzweckmäßig erwiesen haben und im bürgerlichen Strafprozeß durch bessere ersetzt worden sind. Eine Reform ist also unabweislich, aber unter den möglichen Wegen dazu wäre der vorzuziehen gewesen, der von den bewährten Bestandteilen am meisten rettete, der bundesfreundlichste war und am wenigsten Mehrkosten verursachte. Statt dessen haben sich Parteipolitik und Gesetzmacherei zusammengethan; das Ergebnis ist darnach ausgefallen. Gewisse Parlamentsströmungen tragen ja die Hauptschuld daran, aber es wird, mag es auch diesmal noch gnädig ablaufen, immer wieder so oder ähnlich kommen, so lange als das, was man Staatsratsarbeit nennen könnte, zu einer politischen Frage aufgebauscht werden kann. Das wieder wird nicht eher aufhören, als bis das Argument, in dergleichen Dingen stünde dem Parlament wohl Annehmen oder Ablehnen zu, aber kein Amendiren, nicht mehr bloß eine theoretische Wahrheit sein wird, sondern eine solche, die ihre gewiß zahlreichen Anhänger zu politischem Zusammenhalten treibt.

E. K.

Verkehrte Unterstützungsgrundsätze. Ein eigentümlicher Vorgang, der ernste Bedenken erregen muß, hat sich bei der parlamentarischen Behandlung des Gesetzentwurfs abgepielt, den die preußische Regierung am 3. Februar dem Land-



tage vorgelegt hat, um die Hochwasserschäden vom Sommer 1897 zu beseitigen. Die Regierung hatte einen Betrag von fünf Millionen Mark verlangt, um Unterstützungen bewilligen zu können, deren Zurückzahlung in der Regel nicht verlangt werden soll, „a) an einzelne Beschädigte zur Erhaltung im Haus- und Nahrungsstande; b) an Gemeinden zur Wiederherstellung ihrer beschädigten Anlagen; c) zur Wiederherstellung und notwendigen Verbesserung beschädigter Deiche, Uferschutzwerke und damit in Verbindung stehender Anlagen; d) zur Ausführung besonders dringender Räumungs- und Freilegungsarbeiten; e) zu Vorarbeiten für den Ausbau hochwassergefährlicher Flüsse.“ Diesen Inhalt des § 1 und damit den Hauptinhalt des Regierungsentwurfs überhaupt hatte dann die Kommission des Abgeordnetenhauses dahin abzuändern beantragt, daß 1. der Geldaufwand auf zehn Millionen ausgedehnt werden könne; daß 2. die Unterstützungen nicht nur an Geschädigte „zur Erhaltung im Haus- und Nahrungsstande,“ sondern auch an solche gegeben werden sollen, „bei denen eine Gefährdung ihrer wirtschaftlichen Existenz vorliegt“; und 3. die Hilfe auch den Kreisen gewährt werden soll, und zwar nicht nur zur Wiederherstellung, sondern auch zur notwendigen Verbesserung der beschädigten gemeinnützigen Anlagen. Die weiteren Abänderungsvorschläge sind nebensächlicher Natur. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 2. März, wo der Entwurf zur zweiten Lesung stand, hat der Minister von Miquel mit allem Nachdruck den Kommissionsantrag bekämpft, ohne verhüten zu können, daß er mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit angenommen wurde. Zwar ist die dabei von einzelnen Abgeordneten ausgesprochne Hoffnung, daß die dritte Lesung zu einer der Regierung annehmbaren Fassung führen werde, am 10. März in Erfüllung gegangen, aber trotzdem muß das Verhalten des Abgeordnetenhauses als ein bedauerlicher Mißgriff, ja geradezu als ein Unglück bezeichnet werden, bei dem man freilich der Regierung den Vorwurf nicht wird ersparen können, daß sie nicht schon in der Kommission ihr volles Gewicht gegen dieses Übermaß von Unterstützungslust in die Waagschale geworfen und rund heraus erklärt hat, daß ein Abweichen von den Grundsätzen, die für die Fassung ihres Entwurfs maßgebend gewesen waren, für sie unannehmbar sei. Durch den Kommissionsbeschluß und noch mehr durch den Beschluß des Abgeordnetenhauses in der zweiten Lesung sind eben Grundsätze zur Anerkennung gebracht worden, die mit dem Wesen des Staats nach der bestehenden Rechts- und Gesellschaftsordnung unverträglich sind, die theoretisch wie praktisch zu ganz ungeheuerlichen Konsequenzen führen müssen, und die ohne Zweifel auch schon die Wirkung gehabt haben, in der Bevölkerung der Notstandbezirke Hoffnungen und Begehrlichkeiten zu wecken, die der Staat unter keinen Umständen erfüllen darf. Dieser Fehler ist durch die Beschlüsse der dritten Lesung keineswegs hinreichend gut gemacht worden. Die dem Gesetz beigefügte Erklärung des Abgeordnetenhauses ist thatsächlich eine grundsätzliche Ablehnung des vom Finanzminister am 2. März vertretenen Standpunkts, und dagegen ist entschieden Verwahrung einzulegen.

Die Regierung ist in ihrem Entwurf mit vollem Recht von dem Grundsatz ausgegangen, daß den Beschädigten nicht „Ersatz“ geleistet werden solle, sondern daß ihnen nur die „notwendigen Lebensbedingungen“ erhalten werden müßten. Nur das „dringende Bedürfnis“ sei dabei ins Auge zu fassen, und insbesondere sei zu vermeiden, da Unterstützung zu gewähren, wo die Vermögensverhältnisse der Beteiligten trotz der Überschwemmungsschäden immer noch haltbar geblieben seien, und eine Vermögenszerrüttung nicht durch das Hochwasser, sondern durch andre Umstände herbeigeführt worden sei oder vor dem Eintritt der Hochwasser schon bestanden habe.

An diesem Grundsatz darf der Staat nicht rütteln lassen. Unterstützungen müssen Unterstützungen bleiben. Nur der Not sollen sie vorbeugen, dem Ruin der

Existenz. Dem Reichen seinen Reichtum, dem Wohlhabenden seine Behändigkeit zu erhalten, darf nie ihre Aufgabe sein. Wo käme der Staat sonst hin? Wie könnte er sonst solche Massenunterstützungen überhaupt verantworten gegenüber den Hunderten und Tausenden seiner Angehörigen, die einzeln, im stillen, ohne weithin sichtbare Katastrophe, aber ganz ebenso ohne jedes eigne Verschulden, ohne jede eigne Fahrlässigkeit durch Schicksalsschläge um Hab und Gut kommen und, wenn sie es können, von vorn anfangen, wenn sie es nicht können, darben müssen, ohne auf Unterstützungen, wenn nicht durch die Armenpflege, rechnen zu können.

Es darf doch in den betroffenen Bevölkerungskreisen auf keinen Fall die Auffassung genährt werden, als ob der Staat diese Entschädigungen etwa deshalb zu gewähren habe, weil ihn an dem Unglück eine Schuld träfe. Diese Auffassung liegt, so absurd sie ist, sehr vielen sehr nahe. Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß der Staat die Pflicht habe, ernstlich auf Mittel und Wege zu sinnen, und die als zweckmäßig erkannten anzuwenden, durch die der Hochwassergefahr vorgebeugt werden kann. Aber es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man nicht zunächst auch die zur Bezahlung gewisser Sicherungsarbeiten rechtlich Verpflichteten heranziehen wollte, möchten auch ihre Beiträge dem Gesamtaufwande gegenüber noch so unbedeutend sein. Die Kosten für die unzweifelhaft nötigen größern Schutzanlagen sind natürlich in den von der Regierung zum Zweck der „Unterstützung“ geforderten fünf Millionen nicht enthalten; ihre Höhe ist heute noch gar nicht abzusehen, wie überhaupt noch gar nicht klar ist, was in dieser Beziehung geschehen kann, auch nicht in den erleuchtetsten Technikerkreisen. Und am Ende bleibt Gebirgsland eben doch Gebirgsland und Flußufer Flußufer; ganz wird man auch im sozialistischen Zukunftsstaate die Gefährlichkeit der Naturverhältnisse nicht auszugleichen vermögen. Wer sein Haus an den Backen oder in den Spreewald baut und seinen Acker dort kauft, wird immer auf Wasserstrot gefaßt bleiben müssen.

Mit diesem grundsätzlichen Standpunkt der Regierung hat sich das Abgeordnetenhaus in Widerspruch gesetzt. Warum? Ist die *aura popularis* gewesen, die es der Mehrheit angethan hat? Es ist müßig, vielleicht unzweckmäßig, das näher zu erörtern. Die Thatsache ist da, und sie muß weg. Von den Gründen allgemeiner Art, die von konservativer Seite für den unhaltbaren Antrag der Kommission vorgebracht worden sind — sie waren durchweg kaum der Rede wert und sind von Miquel schlagend widerlegt worden —, wollen wir nur einen nennen: Es liege hier noch mehr ein *nobile officium* für den Staat vor, als im vorigen Jahre bei der Erhöhung der Beamtengehälter. Wir wüßten nichts, was verkehrter wäre! Darin kommt die ganze Unklarheit und Voreiligkeit, in der man sich zu dem Beschluß hat verleiten lassen, zum Ausdruck. Wie kann ein konservativer Politiker im Ernst einen solchen Vergleich machen? Man könnte geradezu den Spieß umkehren: es sei unbegreiflich, wie man dem Staat zumuten könne, den durch das Hochwasser geschädigten Leuten mit so übermäßig opulenten Geschenken die Sorgen abzunehmen, wo er zusehen muß, daß große Gruppen seiner eignen, ihm treu dienenden Beamten noch mit der Not des Lebens zu kämpfen haben.

Mit vollem Recht hat der Finanzminister insbesondere abgelehnt, den durchaus leistungsfähigen „Kreisen“ (als Kommunalverbänden) die Pflicht der Herstellung an Brücken, Wegen usw. ganz oder teilweise abzunehmen. Auch dabei muß die Leistungsfähigkeit der einzelnen verpflichteten Gemeinschaft ausschlaggebend bleiben, und nach den vom Minister genannten Zahlen sind die in Betracht kommenden im Vergleich mit andern erfreulicherweise sehr leistungsfähig. Jedenfalls wäre das Gegenteil erst nachzuweisen.

Die Verteilung solcher staatlichen Unterstützungsgelder ist, wie die konservativen

Herren im Abgeordnetenhaus nicht bestritten werden, eine schwere und undaukbare Aufgabe. Namentlich gilt dies für die nachträglich, auf Grund nun einmal nicht zu entbehrender Lagen und dergleichen zu verteilenden größeren Summen im Unterschied von der ersten Notstandshilfe, bei der es die Hauptsache ist, schnell und reichlich, ohne kleinliche Prüfung, zu geben. Die konservativen Abgeordneten haben wohl nicht bedacht, wie sehr sie durch ihr Verhalten dem Staat diese Aufgabe erschweren. Unzufriedne bleiben bei solchen Hilfsaktionen immer übrig, auch mit Recht Unzufriedne, denn Fehler und Härten sind im einzelnen gar nicht zu vermeiden. Die Herren haben aber durch ihre Beschlüsse der Unzufriedenheit reichlich Nahrung geliefert, und die Sozialdemokraten müßten ihnen eine Dankadresse votieren; ihr Acker ist es, den man gedüngt hat.

Eine Stimme aus Dänemark. Die große Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands weiß eigentlich recht wenig von dem germanischen Nachbarlande und Nachbarvolke, das auf seinem geheimnisvollen Inselreiche am Belt und am Kattegat an die Nordmarken des Deutschen Reiches angrenzt. Man reist in die Schweiz, nach Italien und Tirol, und da neuerdings auch Norwegen Mode geworden ist, so berührt man wohl auch Kopenhagen und seine schöne Umgegend für einige Tage. Mit dem Vadeker in der Hand besieht man die dänischen Königspaläste und Museen und das herrliche Schloß am Meere bei Helsingör, mit Andacht betrachtet man die vom Dichter geweihte Terrasse, wo Hamlet der Geist erschien, oder den Steinhafen, der Hamlets Grab darstellt — aber damit ist dann die Reise durch Dänemark gewöhnlich auch abgemacht. Nur wenige können auch ein wenig Dänisch, obwohl es — mit Ausnahme der Präpositionen, Konjunktionen und Adverbien — dem Deutschen so verwandt und ähnlich ist, nur wenige können dänische Zeitungen lesen und mit den Leuten des Landes plaudern. Doch den meisten deutschen Reisenden dürfte die im Durchschnitt ungemein große Wohlerzogenheit, Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Geräuschlosigkeit, Liebenswürdigkeit und die freundliche Bereitwilligkeit und Geläufigkeit, mit der die Dänen meist das Deutsche sprechen, wohlthuend auffallen. Man fühlt sich als Fremder schnell heimisch in diesem stammverwandten Lande und unter diesem Volke, auch als Deutscher, obwohl man sich sagen muß, daß das dänische Volk ja Grund hätte, nur mit gemischten, und die ältere Generation sicherlich nur mit feindseligen Gefühlen den Deutschen, besonders den Preußen gegenüberzutreten, die vor vierunddreißig Jahren — allerdings schon eine lange Zeit, in der viel Gras gewachsen ist — der dänischen Monarchie ein Drittel ihres Ländergebietes und fast die Hälfte der ihr unterthänigen Bevölkerung entrißen haben. Dieser Verlust mußte den Dänen umso schmerzlicher sein, als ihnen etwa fünfzig Jahre vorher schon das seit Jahrhunderten zugehörige Norwegen verloren gegangen war, und die Engländer ihnen die gesamte dänisch-norwegische Flotte weggenommen hatten. Trotz all dieses nationalen Unglücks erscheint das heutige Dänemark dem Fremden doch im wesentlichen als ein glückliches Land, wo es noch Behagen und Freude am Leben giebt, und wo die ungeheure innere Zerrissenheit anderer Länder Europas, die die dräuende Arbeiterfrage, der leidenschaftlich tobende Hader und Kampf der politischen Parteien und der Streit zwischen Handel, Landwirtschaft und Industrie geschaffen haben, noch nicht zu finden ist.

Die jüngere Generation in Dänemark steht Deutschland wohl meist ganz unbefangen gegenüber, in der ältern dagegen dürften alte traurige Erinnerungen bittere Gefühle zurückgelassen haben, umso mehr, als ja im losgerissenen nördlichen Schleswig noch etwa 140 000 Dänen (das sind etwa sechs Prozent der heutigen dänischen Nation) leben. Jedes Volk, das Ehrgefühl hat, pflegt die Erhaltung und

Verteidigung seiner Muttersprache und Nationalität und die Freiheit seiner Entwicklung und Art als das höchste Gut zu betrachten. Wie Deutschland oft mit fast leidenschaftlicher Teilnahme die nationalen Kämpfe der Deutschen in Rußland, Österreich und Ungarn verfolgt, so schauen auch die Dänen auf das Schickjal ihrer Landsleute in Schleswig.

Es giebt Fälle, wo eine Nation im Interesse der Selbsterhaltung fremde Nationalitäten, die sie sich einverleibt hat, möglichst kurz halten muß; die drei Millionen deutsche Polen können im Verein mit den zwölf Millionen andern Polen unter Umständen dem Reiche gefährlich werden. Ob das bei 140 000 Dänen, deren Mutterland nur zwei Millionen zählt, auch der Fall ist, fragt sich doch wohl sehr. In jedem Falle aber erzeugt eine stärkere Einengung des Volkstums oder gar eine gewaltsam angestrebte Entnationalisirung nur Verbitterung, Abschließung und unveröhnliche Feindschaft, während ohne das ein friedliches Beieinanderwohnen und Vermengen stammverwandter Völker fast von selbst entsteht. Die Thatsache, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo Kirche und Unterrichtswesen Privatsache sind, und man sich der größten Freiheit erfreut, so merkwürdig schnell, oft schon in der ersten Generation anglisirt werden, selbst da, wo sie in der Mehrheit sind, muß einem doch immer wieder zu denken geben. Erst der Druck erzeugt bewußten Gegensatz.

Björnson sagte unlängst, es sei bedenklich, einem Volke eine Liebe zu rauben, aber es sei geradezu gefährlich, ihm einen alten Haß nehmen zu wollen. Und dabei wies er auf Norwegen und Dänemark hin und darauf, wie es seinen Bestrebungen zur Anbahnung etwas besserer Beziehungen mit Deutschland anfangs ergangen sei, die später doch einen gewissen Erfolg gehabt hätten.

Und es scheint in der That, als ob die Stimmung in Dänemark auch in den Kreisen der ältern Generation allmählich eine gewisse Wandlung erfahren habe, zumal jetzt, und als ob die Zukunft wohl freundlichere Beziehungen zu Deutschland schaffen könnte. Man muß sich doch sagen, daß Dänemark, nach Sprache und Religion, nach Sitte und Kultur ein protestantisch-germanisches und monarchisches Land, auch schon nach seiner Lage ein natürlicher Freund seines größern deutschen Nachbar- und Hinterlandes sein müßte.

Wenn ab und zu von Reibungen in den Grenzgebieten, wo die Verhältnisse meist weniger erquicklich sind, sowie von dänischem Widerstande gegen deutsch-nationale Regungen berichtet wird, so mag das dem Deutschtum unerfreulich sein, aber man braucht diese Dinge, die wir ja loben, wenn Deutsche unter fremder Herrschaft sie in entsprechender Weise gegen andre Nationalitäten begehen, deshalb nicht traglich zu nehmen. Objektiv genommen behält doch das Goethische Wort recht, das nicht nur von politischen Parteien, sondern auch von Völkern und ganzen Nationen gilt, die als solche ja ebenfalls große Parteien bilden:

Jene machen Partei! Welch unerlaubtes Beginnen!  
Aber unsre Partei freilich versteht sich von selbst!

Ja, nicht bloß das Moralische — wie Wischers geflügeltes Wort sagt —, sondern auch das Nationale versteht sich heute von selbst, und deshalb muß man, wenn man sich nicht selber widerlegen will, auch nationale Regungen anderer Stämme und Völker achten. Das bedeutet noch durchaus kein Preisgeben eigener nationaler Verpflichtungen. Aber die Fabel Äsops vom Wanderer, dem Wind und Sonne sich bemühten den Mantel abzureißen — der Wind vergeblich mit Gewalt, die Sonne erfolgreich mit milder Wärme —, diese Fabel lehrt, wie leicht moralische Eroberungen manchmal auf artige Weise gemacht werden. Politische Pessimisten



halten freilich nicht viel von dieser Fabelpolitik. Immerhin wäre sie ein Problem. Doch genug der Betrachtungen!

Wir sind in der Lage, einen kürzlich geschriebenen interessanten Brief zu veröffentlichen, der von einem alten dänischen Politiker herrührt, der zugleich journalistisch, publizistisch und als Beamter thätig gewesen ist und in der Politik des Landes vielfach lebhaft mitgewirkt hat. Dieser Brief lautet folgendermaßen:

„ . . . Das Verhältnis des großen Deutschland zum kleinen Dänemark ruht seit längerer Zeit auf einem toten Punkte. Auf der einen Seite stehen die beati possidentes, auf der andern Seite wohnt die Hoffnung auf die Zukunft, während die alte Wunde durch die preussische Politik im dänischen Teile Schlesiens offen gehalten wird. So liegt ja wohl die Situation? Oder — so lag sie. Denn gerade in diesen Tagen ist hierin eine Wandlung eingetreten. Die Hoffnung stützte sich bisher auf — Frankreich. Die alte Liebe zu diesem Lande mit seiner großen Geschichte und mit berechtigten Ansprüchen auf die Dankbarkeit der Schwachen war so stark, ruhte so tief, daß sie alle Enttäuschungen, Niederlagen und Panama-Skandale zu überleben vermochte, und die alte Hoffnung loderte wieder hell auf, seitdem die Macht Frankreichs durch die russische Allianz vermeintlich verdoppelt worden war.

„Aber diese Hoffnung, die unverwundlich schien, liegt heute darnieder. Die moralische Versumpfung — durch ihren teilweise jesuitischen Anstrich doppelt widerwärtig und bössartig —, die ans Licht getreten ist, hat unserm moralisch gesunden Volke die Augen geöffnet. Das Vertrauen in Frankreichs Macht ist erschüttert, der Glaube an seine Zukunft mehr als wankend gemacht.

„Ein Gefühl der Isolierung ist in uns geweckt worden, denn wir sind ein nüchternes, verständiges Völkchen. Doch der Augenblick muß genutzt werden, wenn Deutschland es überhaupt für der Mühe wert hält, und wenn die Bismarcksche Maxime: die kleinen Dinge nicht zu verachten, noch in Deutschland Kurs hat.

„Wir sind aber auch ein ehrenfestes Volk, das eine Probe, einen Beweis dieser Wertschätzung fordern würde. Und es giebt nur einen einzigen, der als Grundlage einer Verständigung dienen könnte: die preussische Politik im dänischen Teile Schlesiens müßte geändert werden.

„Dieser Bedingung gegenüber stünde der Lohn: für heute eine Annäherung Dänemarks an Deutschland, der morgen eine von Schweden und Norwegen folgen würde.

„Die Sympathien der schwedischen Regierung für Deutschland sind bekannt; sie würden aber im kritischen Augenblick durch die noch immer lebendigen Sympathien des norwegischen Volks für Dänemark in Schach gehalten werden. Geht aber Dänemark selbst denselben Weg wie Schweden, so ist die Lage anders, und die Lieblingsidee Bismarcks von einem protestantisch-germanisch-Scandinavischem (auch holländischen) Bündnisse wäre dann trotz allem der Wirklichkeit näher gerückt. . . .“

In einer Zeit, wo von einer Einigung Europas gegen Amerika und gegen Asien so häufig die Rede ist, wo sich Bündnis und Gegenbündnis der Großmächte im Schach halten, wo aber so viele Länder noch außerhalb beiseite stehen, doch sicherlich mit Freuden einem starken großen Friedensbunde beiträten, der ihnen Bestand und Sicherheit verbürgte, dürfte diese Stimme aus unserm zwar kleinen, aber schon durch seine Familienbeziehungen einflußreichen Nachbarlande wohl beachtenswert erscheinen. Welche Wünsche man dort im besondern wegen Schlesiens hegt, das wird in dem Briefe allerdings nicht verraten.



## Erst August von Hammerer und das Jahr 1848



Die erste deutsche Geschichte mit dem Jahresfestspiele im Winterpark ihren Entstehung hat, natürlich zuerst wie diese erstig herabsetzt, von Herbst, bei je eine folgende Seite herabsetzt, für die bei der Darstellung mit ganzem Herzen eingestanden ist. Hammerer Herbst in Deutschland aus der Zeit, bei eine deutsche Reich — bei Geschichte der Zeit in allen mit unser Zeit immer ein bisschen, beabsichtigt Thema haben. Das unvollständige Werk nicht ganz nur die in die Geschichte bei Herbst 1848, aber es ist mit den Ereignissen bei Herbst und auch nach den Erfahrungen bei folgenden Jahren geschrieben werden, mit bei Wissen die Bekämpfung bei früheren Ereignisse. Der Geschichtswissenschaft ist also nicht mehr ein Thema mit Herbst in die Zukunft (auch immer viel unbekannt ist, weil es nie genau je eintritt), sondern ein Gedanke bei Geschichte. Er kann auf bei Ereignisse einfach hinweisen und sagen: Das war es immer — und man wird ihn finden. Aber die Geschichte darf bei folgenden Ereignissen natürlich bei diesen Ereignissen stattfinden soll, bei auch auf diese Herbst verweisen, dass es bei vorangehenden Themen zu bezeichnen, die den Geschichtswissenschaften geschrieben, mit wenn es kann auch dazu mit ihrer eigenen Überzeugung für je eintritt, je erzählt sich die die die Welt mit ganzem Herzen von sich. Aber diese Welt nicht nicht nur ein Ereignis, bei folgenden Ereignissen, bei geschichtlichen Ereignissen. Geschichte hat wegen dieser Bekämpfung bei Ereignisse im Winter bei Winterfesten (denn nicht Winterfesten bei Herbst einfallen und auch manche Bekämpfung hinweisen möglich; eine kann aber nicht nicht erzählen und alles wissen, mit einer Vorwissenheit aus nach nach den Winterpark bei Entstehung, bei eine Entstehung geht, möglich, mit nach bei Herbst und die Entstehung bei folgenden Ereignissen.

Das Buch, mit dem wir heute unsre Leser bekannt machen möchten, bekämpft ihn von einem solchen einzelnen Gebiete aus beinahe auf der ganzen Linie seiner Darstellung, es ist eine neue Geschichte Hannovers, von einem überzeugten Anhänger der alten Regierung, einem treuen Diener seines Königshauses verfaßt, von der uns zunächst ein stattlicher, vorzüglich gedruckter Band vorliegt.\*) Herr von Hassell auf Cläversborstel im Bremischen diente früher bei den hannoverschen Gardemusikern und hat sich schon seit den siebziger Jahren durch mehrere größere Werke über die Geschichte seines engern Vaterlandes vorteilhaft bekannt gemacht. Dieser neue Band ist sehr gut disponirt und gut und klar geschrieben. Der Stoff war zum Teil recht spröde: „Verfassungskämpfe, in die die Fragen der Domänenausecheidung und der Naturalbequartierung der Kavallerie seltsam verflochten sind“; der Verfasser hat ihn mit großem Geschick gestaltet, und seine Darstellung ist nicht nur belehrend, sondern auch für jemand, der einiges Sachinteresse mitbringt, fesselnd.

Die ausführliche Behandlung setzt mit dem Aufhören der französischen Okkupation (1813) ein. Aus dem demnächst zum Königreiche erhobnen Komplex von beinahe zwanzig einzelnen Landschaften sollte ein einheitlicher Staat werden. Graf Münster, ein Staatsmann im großen Stil, leitete als hochgebietender Minister von London aus die auswärtige Politik, soweit sie für Hannover in Betracht kam, die innere Organisation führte mit musterhafter Sicherheit ein ausgezeichnetes Beamten durch, der Geheime Rabinettsrat Rehberg, und bald schon machte sich hier der nachmals so berühmt gewordene Einfluß Stüves geltend, der lange, ehe er Minister wurde, zunächst als Schatzrat der Landschaft in Osnabrück, dann als königlicher Assessor im Geheimen Räte in Hannover (seit 1831) thätig war. Er war zu großen Dingen vorbehalten, nachdem Münster, der sechsundzwanzig Jahre lang drei Königen gedient hatte, von Wilhelm IV. gleich nach seiner Thronbesteigung mit den höchsten Ehren verabschiedet worden war (1830). Der Herzog von Cambridge, des Königs jüngerer Bruder und bis dahin Generalgouverneur von Hannover, wurde nun zum Vizekönig ernannt, ein freundlicher Herr, dem die Geschäfte des Landes keine Sorgen machten. Dafür waren die Minister und die Rabinettsräte da. Von besondrer Wichtigkeit war die Formirung des neuen stehenden Heeres nach den Befreiungskriegen. Hervorragende, im englischen Dienst ergraute Offiziere mit Erfahrungen, die in allen möglichen Ländern gesammelt waren, standen zur Verfügung, aber die wohlbegründete Sparsamkeit der Stände schuf überall die größten Hindernisse. Die Einrichtungen gestalteten sich infolge dessen sehr eigentümlich. Die Infanterie lag in Bürgerquartieren, für die

\*) Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benützung bisher unbekannter Altstücke von W. von Hassell. Erster Teil. Von 1813 bis 1848. Mit fünf Porträts (Ernst August, Graf Münster, Rehberg, Schele und Stüve). Bremen, Heinsius Nachfolger.

Kavallerie konnte Ernst August Kasernenbauten nur für je eine Schwadron eines Regiments erreichen, die übrigen lagen auf den Dörfern bei den Bauern in Quartier. Der Verfasser behandelt die militärischen Verhältnisse sehr eingehend und mit aller Sachkenntnis, die nur ihm zu Gebote stand. Sein Vater war der Schöpfer des bekanntlich vortrefflichen hannoverschen Remontewesens. „Bald galt nach dem Urtheil aller Kenner die hannoversche Kavallerie für die bestberittene in Europa. Ich glaube nicht, daß irgend ein Korps existirt hat, dessen Pferdmaterial das der vormaligen hannoverschen Kürassierregimenter übertraf. Englische Offiziere haben zu der Zeit wiederholt versichert, daß es dem der berühmten horse guards völlig ebenbürtig sei. Zwei Schwadronen der Garde du Corps waren nur mit Rappen, der Rest mit dunkelbraunen, eine Schwadron der Gardékürassiere mit Füchsen beritten.“ Die Kavallerie ergänzte sich aus Bauernsöhnen, die als Freiwillige vor dem zwanzigsten Jahre eintraten, die Infanterie durch Konstriktion. So schmuck, wie ein solches hannoversches Reiterregiment, sah ein preussisches zu jener Zeit, wo man noch beides vergleichen konnte, allerdings nicht aus, und nicht einmal die Ställe der Garde du Corps in Potsdam strahlten in dem Glanze einer so demonstrativen Ordnung und Reinlichkeit, wie man sie bei den Verdener Gardehusaren finden konnte. Einen viel weniger guten Eindruck machte dagegen, auch auf den Nichtmilitär, die hannoversche Linieninfanterie. Hier sah man die Folgen der Sparsamkeit, von der der Verfasser spricht, beinahe dem einzelnen Mann an, und die Ausbildung muß viel zu wünschen gelassen haben.

Über hundertzwanzig Jahre, seit Georg I., hatten englische Könige von England aus über Hannover geherrscht, und nur einmal in unserm Jahrhundert (1821) war einer, Georg IV., gleich nach seiner Thronbesteigung zu kurzem Besuch herübergekommen. Von umso größerer Bedeutung war es, daß mit Ernst August ein eigener Herrscher zu dauerndem Aufenthalt ins Land kam (1837). Die Regierungszeit dieses Königs bis ans Ende des Jahres 1848 (die letzten drei Jahre Ernsts Augusts sollen in einem zweiten und letzten Bande mit behandelt werden) macht den interessantesten Teil des Buches aus und füllt etwa die Hälfte seines Inhalts. Die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, das Jahr 1848 in Hannover und die ganze Persönlichkeit des Königs im Lichte der historischen Beurteilung sind drei beinahe gleich interessirende Gegenstände.

Der Verfasser hat hier außer den gedruckten Quellen sehr wertvolles Material zur Verfügung gehabt, besonders die gesammten Papiere des 1844 verstorbenen Kabinettsministers von Schele, der den König vor und auch nach der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes beriet, ferner Berichte des hannoverschen Gesandten am Bundestage, von Wangenheim, aus Frankfurt über das Jahr 1848, sowie Detmolds, des Parlamentsmitgliedes, Urtheile an Stüve eben-



daher, endlich zahlreiche schriftliche und mündliche einzelne Mitteilungen und eigne Eindrücke. Dagegen ist ihm die Benutzung des vormals königlich hannoverschen Archivs für dieses Werk versagt worden, „ohne Angabe der Gründe“ — was ja bekanntlich erst recht seine Gründe zu haben pflegt. Indessen, wie dem auch sei, ohne Liebe und Haß kann man nun einmal nicht gut politische Geschichte schreiben, und wir wollen das Gute nehmen, woher es auch kommt. Der Verfasser zeigt sich in den einzelnen Dingen sehr unterrichtet, und manche von Treitschkes scharfen Aphorismen werden von hier aus ergänzt oder auch zu Gunsten Hannovers und seiner Regierung berichtigt werden müssen. In andern Fällen geht die Polemik fehl, und da wirkt der Eifer nicht vorteilhaft für den Eindruck des Buches. Z. B.: „Es ist kaum zutreffend, von einer erblichen Mittelmäßigkeit der vier George zu sprechen (Treitschke). Einen Vergleich mit dem zweiten, dritten und vierten Friedrich Wilhelm von Preußen halten sie wenigstens aus.“ Macaulay, Thackeray oder Carlyle würden das wohl nicht unterschreiben. Aber auch abgesehen von der Anknüpfung an Treitschke wird durch das ganze Buch hindurch gegen Preußen Hannover ausgespielt in seltsamen Vergleichen von Ereignissen und Persönlichkeiten, so wenn der Sieg der hannoverschen Herzoge über die Franzosen an der Conzer Brücke (1675) sich „den unter ganz ähnlichen Verhältnissen erfolgten Schlachtersolgen von Mars la Tour und Gravelotte dreist an die Seite stellen kann,“ und an derselben Stelle zur weitem Ausgleichung der Werte der „große“ Kurfürst von Brandenburg mit Gänsefüßchen erscheint. Viele kleine Anekdoten, in denen preussische Personen lächerlich gemacht oder von hannoverschen Offizieren durch treffende Antworten mattgesetzt werden, sind an und für sich manchmal so nett, daß man sie am liebsten wiedererzählen möchte, aber dem Buche schaden solche Reibungen doch, denn sie erscheinen da mehr als Ausdruck einer persönlichen Verstimmung, mit der man sich nicht leicht das unbefangene Urteil eines historischen Schriftstellers verbunden denken wird. Und wirklich lesen wir Seite 399 in einem Vergleich Ernst Augusts mit Friedrich dem Großen folgende merkwürdige Worte: „Und in mancher Hinsicht erinnert sein ganzes Regierungssystem, ja selbst seine Persönlichkeit an das bewunderte Vorbild, das er in sittlicher Hinsicht weit übertraf(!). In der Politik verfügte er über eine reiche, wenn nicht eine reichere(!) Erfahrung als Friedrich, gepaart mit einem ungewöhnlich scharfen Urteil über Menschen und Dinge, und wenn ihm vielleicht(!) auch dessen Feldherrngenie abging, so besaß er doch ein ebenso reges Interesse und das gleiche Verständnis(!) für militärische Verhältnisse.“ Diese Worte klingen so seltsam, daß man wohl sagen darf: Wer so urteilt, der hat, in dem einen Falle wenigstens sicher, den Maßstab verloren. Und dieses ist nun weiter auch wohl der allgemeine Eindruck, den ein selbständig urteilender Leser nach der Lektüre des ganzen Buches haben wird. Er müßte ohne allen Raumsinn sein

oder jedes Gefühl für Groß und Klein beiseite lassen, wenn dieses, man möchte sagen, provozirende Vergleichen Hannovers mit Preußen nach seinem Sinne wäre, das ihm überall in den größten und in den kleinsten Dingen entgegentritt, von der ausgeführten politischen Parallele an bis herab zu der andeutenden Auspielung auf Zufälligkeiten oder persönliche Züge. Das alte Erbrecht eines Herrscherhauses, das schon die Herzogskrone trug, als aller andern deutschen Fürsten Vorfahren noch einfache Grafen und Markgrafen waren, der zähe, harte Sinn der niedersächsischen Bevölkerung und die wenigstens über die Spitzen der Gesellschaft leicht hingestrichne englische selbstzufriedne Eleganz, das alles ist ja gewiß wertvoll als Besitz und als Grundlage und Voraussetzung zu weiterm Erwerb. Aber zu allerlezt fragt doch die wirkliche Geschichte weniger nach Stammbäumen und historischen Ansprüchen als nach Thatsachen und nach geleisteter Arbeit, nach Erfolgen. Wollte man nun hier an der Hand des Verfassers das Spezifische des einen Teils zu ermitteln suchen, um dann zu einem ernsthaften, strengen Vergleiche zu kommen, so würde man etwa folgendes sagen: Das Hannover, das er uns schildert, hat ausgezeichnete Beamte, namentlich hervorragende Juristen, ferner gute Offiziere und vortreffliche Pferde gehabt. Schulzes bezauberte Rose aber (an die wir in jedem Buche eines Hannoveraners mindestens einmal erinnert werden) ist nicht nur eine an sich bescheidne, sondern vor allem auch eine ganz einsame, alleinstehende Blume gewesen. Preußen andrerseits hat nicht nur die anmaßenden und annezionslustigen Staatsmänner hervorgebracht und die prahlerischen und gesucht schneidigen Offiziere, die den durch ihre vornehmen Umgangsformen vor andern ausgezeichneten hannoverschen so unsympathisch waren (S. 187), sondern es hat auch mittlerweise so viel höhere geistige und künstlerische Kultur in sich gesammelt, daß es dem übrigen Norddeutschland davon mitteilen kann und muß. Die geistigen Kräfte des ehemaligen Hannovers endlich sind auch in Preußen zur Geltung gekommen, wofür man nur an einige der bedeutendsten Namen zu erinnern braucht: Leonhardt, Windthorst, Pland, Bennigsen, Miquel, Bödefers. Graf Münster — und wenn des Verfassers Kameraden nicht 1866 scharenweise nach Sachsen gegangen wären, so würde auch dieses von ihm so treffend gezeichnete Offiziersselement, in dem sich niedersächsische Tüchtigkeit mit englischem Schliff verband, innerhalb des preußischen Heerwesens zu größerem Einfluß gekommen sein. An einer Stelle bemerkt der Verfasser, der Hannoveraner wisse, daß alles veränderlich gewesen sei außer der Dynastie. „Deshalb hat auch keine Fremdherrschaft die Überzeugung von einer demnächstigen Restauration des legitimen Herrscherhauses je zu erschüttern vermocht, und bis auf den heutigen Tag hat sich der zähe, harte Sinn der Niedersachsen wohl beugen, aber nicht brechen lassen.“ Ähnliche Andeutungen finden sich öfter. In der Vorrede heißt es: „Jedenfalls wird der Leser ersehen, daß ich mich bestrebt habe, unbeirrt durch Partei-

rücksichten, die Wahrheit zu erforschen.“ Ob sich aber die Wahrheit auch willig finden läßt und nicht vielmehr oft den Suchenden äfft und täuscht? Mit einer großen Täuschung, die für das ganze Buch folgenreich gewesen ist, haben wir uns ja eben beschäftigt.

In Bezug auf die Regierung Ernst Augusts enthalten die Dokumente des Verfassers sowohl wie seine Ausführungen viel wichtiges. Auch seinen Urteilen können wir uns mit einigen Vorbehalten anschließen. Ernst August war ganz gewiß ein kluger Mann. Das zeigen allein schon seine Randbemerkungen zu den Berichten seiner Gesandten und Minister. Daß sie oft nicht in richtigem Deutsch geschrieben waren, wie denn der König auch nur sehr unvollkommen deutsch sprach, war nicht seine Schuld; es lag an seiner wunderlichen Erziehung und gehört mit in das große Kapitel der „vier George.“ Er hatte seine Jugend genossen in Kreisen, nach deren Auffassung ein Prinz nicht auf tiefere geistige Bildung zu sehen brauchte. Er hatte gegen die Franzosen gekämpft, persönlich mit dem Säbel in der Faust, unerschrocken und tapfer bis zur Waghalsigkeit, er hatte schwere Verwundungen davon getragen, und ein ausge Schlagenes Auge erinnerte zeitlebens daran. Er war und blieb ein leidenschaftlicher Soldat und würde sich in einem aktiven Kommando bei jeder kriegerischen Expedition wohl gefühlt und vortrefflich bewährt haben. Nun mußte er in England den unthätigen Prinzen und Hochtory spielen oder in Berlin mit einer militärischen Scheinstellung vorlieb nehmen, die er der Freundlichkeit seines Schwagers Friedrich Wilhelm III. verdankte, und es blieb bei den Familienverhältnissen seiner Brüder, der Söhne Georgs III., lange ungewiß, ob er noch jemals einen Thron besteigen würde. Als es endlich dazu kam, war er sechsundsiechzig Jahre alt, und es ist eher zu verwundern, daß er sich noch so in die Verhältnisse seines Landes hineinfand, als daß man Grund hätte, sich ihn als den vornehmsten Statisten seines Königreichs vorzustellen. Das vielgenannte Staatsgrundgesetz, das unter Wilhelm IV. schon bald nach Graf Münsters Rücktritt hauptsächlich von Dahlmann entworfen, aber erst Ende 1833 publizirt worden war, bestimmte unter anderm die Vereinigung der Landeskassen und die Ausscheidung einer bestimmten Domänenmasse, deren Ertrag dem Könige zustehen sollte, also einer Zivilliste gleichsam. Dem Entwurfe, ehe er den Ständen vorgelegt wurde, hatte nicht nur der König, sondern auch der mutmaßliche Thronfolger Ernst August mit ausdrücklicher Bezugnahme auf das Finanzthema dem Könige gegenüber zugestimmt. Später, als die Minister dem Prinzen das fertige Gesetz nur zur Kenntnisknahme, nicht damit er als Agnat zustimme, übersandten, erklärte er ihnen unzweideutig, daß er sich an das Gesetz nicht gebunden halte (29. Oktober 1833). Kurz darauf ließ er keinen Zweifel darüber, daß ihm die Klassenvereinigung und die Abhängigkeit des königlichen Einkommens von der Bewilligung der Stände nicht gefalle (März 1835). Im Dezember nahm er dann Scheles Rat in

Anspruch, weil er wußte, daß dieser in der Domänenfrage mit ihm übereinstimmte. Dessen Promemoria an den Prinzen vom 8. Januar 1836 teilt Gassel in der Beilage seines Buches mit. Am 18. Dezember 1836 erklärt sich der Prinz so deutlich und ausführlich über die Unzweckmäßigkeit der Klassenvereinigung gegenüber dem Kabinettsrat von Falke, daß über die Meinung des künftigen Königs kein Zweifel mehr sein konnte, bis gleich nach der Thronbesteigung noch deutlichere Anzeichen erfolgten, und am 1. November 1837 endlich das berüchtigte königliche Patent erschien, das das Staatsgrundgesetz aufhob. Am Gelde war dem König nicht gelegen, denn er lebte auch später immer sehr einfach und übernahm oft Ausgaben für das Land auf seine eigne Kasse. Ihm kam die Beschränkung auf die Zivilliste unwürdig vor, und zu dieser Form des Souveränitätsgefühls gefellte sich ohne Frage eine durch die Zeit und das Nachdenken, wie es zu gehen pflegt, gesteigerte Empfindlichkeit darüber; daß er als nächstbeteiligter Agnat nicht förmlich um seine Zustimmung ersucht worden war. Hätte man den König gekannt als Regenten und vor allem als Wirtschaftler, wie wir ihn jetzt kennen, hätte man gewußt, daß es sich für ihn nur um ein Prinzip handelte, so würde die Aufregung gewiß weniger groß gewesen sein. Rechtlich war des Königs Position nicht so desperat, wie die kurze Fassung der populären Geschichtsbücher es darzustellen pflegt, und die Männer, die seine Meinung teilten, waren wahrlich weder Dummköpfe noch Schurken, wenn sie auch zum Teil später von der öffentlichen Meinung so behandelt wurden, als wären sie eins von beiden. Aber die Maßregel wirkte verhängnisvoll. Handelte es sich für den König um ein Prinzip, so war man damals auf der andern Seite in Prinzipien erst recht empfindlich. Weil in der Sache zu wenig auf dem Spiele stand, so hat der heutige Leser für die Feierlichkeit, mit der dieser Kampf für die Verfassung von 1833 jahrelang von der Opposition gegen die Regierung des Königs geführt wurde, keine ganz entsprechende Empfindung mehr. Vieles erscheint uns heute kleinlich, manches kaum ernsthaft zu nehmen; die damalige Zeit vertrug eben noch viel mehr Pathos. Zur Versöhnung that dann der alte König sein möglichstes. So kam das Jahr 1848 heran. Es sollte zeigen, wie fest und sicher er in seinem Lande stand, während andre deutsche Throne bedenklich erschütterter wurden.

Abgesehen von einer kleinen Revolte in Hildesheim verlief die ganze Freiheitsbewegung im hannoverschen Lande wie ein Kostümfest; das Feuer zündete nicht. Der niedersächsische Bauer war für dergleichen Dinge nicht zu haben, eine Industriebevölkerung, die man hätte aufregen können, gab es nicht, und das Kleinbürgertum der Städte fühlte sich im ganzen wohl und war zufrieden. In der Residenz gab es zwar Protestversammlungen und Pöbelausläufe, aber wie harmlos war das alles im Verhältnis zu dem, was anderwärts geschah! Der alte Ernst August kannte keine Furcht, er ließ sich nichts



abzwingen und empfing die Deputationen mit Ruhe und nicht ohne Humor; allmählich jedoch gewährte er, was er für richtig hielt, nicht mehr, und noch lange, nachdem das tolle Jahr vergangen war, konnten im Hannoverschen die Kinder ihre Väter mit einem gewissen Stolz sagen hören: Unser König ist der einzige Monarch, der nicht gewackelt hat. Herr von Hassell giebt hier in diesem schönsten Teile seines Buches ein Bild, dessen Gesamthaltung mit meinen eignen Erinnerungen übereinstimmt. Er schildert dann des Königs Verhalten zum Bundestage und zum Frankfurter Parlament mit ganz neuen Strichen nach den Papieren Wangenheims, seine Vorschläge zu einer neuen Bundesverfassung, seine Erklärung gegen die Zentralgewalt (den Reichsverweser) im Juli und was darauf folgte. „Daraus, sagt mit Recht der Verfasser, mag der Hannoveraner mit berechtigtem Stolze ersehen, daß die Politik seines alten Königs nirgends das Licht zu scheuen braucht, und wie ernst es ihm darum zu thun war, Deutschland einig und stark zu machen. An ihm hat es wahrlich nicht gelegen, wenn genau dasselbe Ziel, das in unsern Tagen durch zwei blutige Kriege erkämpft werden mußte, nicht bereits im Jahre 1849 auf friedlichem Wege erreicht wurde.“ Jedenfalls wären zunächst die Märztage in Berlin wesentlich anders verlaufen, wenn an der Stelle seines königlichen Neffen der alte Ernst August gestanden hätte.

Auf ihn pflegte man in Hannover gern das Wort: Jeder Zoll ein König anzuwenden, weil er sich niemals etwas vergab und mit einer großen äußern Würde, dabei aber einfach und ohne allen Schwulst aufzutreten pflegte. Der Verfasser schildert ihn außerdem noch von einer Seite, die wohl nur bevorzugte Beobachter kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Er mag ja Herzensgüte gehabt und einzelnen auch gezeigt haben, aber gleich geliebt von hoch und niedrig war er nicht. Der Adel war begreiflicherweise einem solchen König mit Leib und Seele zugethan, die Stadt Hannover verdankte ihm eigentlich alles und liebte ihn dementsprechend, die Landbevölkerung verehrte ihn in größter Loyalität (wie man auch den Mikado verehrt, den man nie zu sehen bekommt), aber in dem gebildeten Mittelstande, aus dem die Advokaten und Professoren hervorgingen, von denen in diesem Buche oft die Rede ist, und die der Verfasser nach den Vorstellungen seines Standes in eine unvoretheilhaftere Beleuchtung setzt, als nötig war, in diesem Mittelstande, abgesehen von einigen Familien höherer Beamten, war der König entschieden nicht beliebt. Es fehlte ihm eben die Eigenschaft der Leutseligkeit (deren Mangel ja in der bevorzugten nähern Umgebung eines Herrschers noch nicht als Defekt empfunden wird), man fürchtete seine Schärfe, sein stolzes, eigenwilliges Wesen, man hatte großen Respekt vor ihm, aber zur Liebe gehört noch mehr.

Ehe wir von Hassells Buch Abschied nehmen, mag noch ein Bericht, weil er von allgemeinerem Interesse ist, über einen zweimaligen Aufenthalt des Prinzen von Preußen in Hannover im Jahre 1848 hervorgehoben werden.

Zuerst sei der Prinz auf der Flucht von Berlin nach England nicht über Mecklenburg, wie gleichzeitige Zeitungsnachrichten melden, deren Behauptung der Verfasser auf eine Verwechslung zurückführt, sondern über Hannover gegangen; der Verfasser erzählt hier nach einem Bericht einer Staatsdame der Königin Marie, den diese persönlich bestätigt und ergänzt habe:

Als der Kronprinz mit seiner Gemahlin am Nachmittage des 22. März wie gewöhnlich im Palais erschien, erfuhr er zu seiner Überraschung, daß der Prinz von Preußen abends eintreffen würde. Den alten König Ernst August verlegte die telegraphische Ankündigung seines Besuchs in die allerübelste Laune. Er war in frühern Jahren selbst oft genug der Gegenstand des erbittertsten Volkshasses gewesen, und dafür, daß man einer solchen Kundgebung ausweichen könnte, hatte er absolut kein Verständnis. „Der Wilhelm kommt, sagte er, ich will ihn aber nicht sehen, ich bin krank.“ Er beauftragte daher seinen Sohn, den hohen Gast am Bahnhofe zu empfangen, wo er bereits alle erforderlichen Sicherheitsmaßregeln angeordnet hatte. Gegen zehn Uhr abends lief der Zug, der den Prinzen brachte, in die Halle ein. Da seine Anwesenheit nur einzelnen Personen bekannt geworden war, so befanden sich in der späten Abendstunde nur wenige Menschen auf dem Bahnhofe, der übrigens durch zahlreiche Polizisten abgesperrt war. Auch die Anwesenheit des Kronprinzen scheint, trotzdem er in Uniform gekommen war, wenig beachtet worden zu sein, sodaß er ohne Zwischenfall mit seinem Gaste im Palais an der Adolfsstraße anlangte, wo die Kronprinzessin inzwischen den Thee bereitet hatte. Prinz Wilhelm war nur von einem Adjutanten begleitet. Er war sehr erregt und bewegt. Die Ereignisse in Berlin, von denen er erzählte, hatten offenbar einen tief erschütternden Eindruck auf ihn gemacht. Nach kaum zweistündigem Aufenthalte brachte ihn der Kronprinz wieder zur Bahn, und er bestieg nach einer herzlichen Umarmung den bereitstehenden Hamburger Zug. Mit den Worten: „Nie werde ich deine gastfreundliche Aufnahme vergessen“ fuhr er davon. Am nächsten Tage, Donnerstag den 23. März, trat das „Märzministerium“ seine Thätigkeit an, das bedeutendste und segensreichste, das Hannover je besessen hat.

Über den zweiten Aufenthalt des Prinzen nach der Rückkehr aus England geben wir das Wichtigste im Auszuge. Der Prinz war am 5. Juni eingetroffen und logirte als Gast des Königs im kleinen Palais im Georgengarten. Der alte Ernst August war über den Besuch hoch erfreut; er hoffte, daß er durch den Prinzen auf Friedrich Wilhelm IV. einwirken und diesen weiter nach rechts treiben könne. Er warnte ihn am folgenden Tage dringend, sich an den Sitzungen der Berliner Nationalversammlung zu beteiligen, weil er sich dort nur Insulten aussetzen würde, und der Prinz versprach es. Bekanntlich nahm der Prinz aber doch teil, und als er ein Jahr später, um das Kommando gegen den badischen Aufstand zu übernehmen, eilig durch Hannover reiste und den König nur flüchtig begrüßte, meinte dieser, dem Prinzen sei ein Wiedersehen und Aussprechen peinlich gewesen, nachdem er sein Versprechen nicht gehalten und die vorausgesagte unangenehme Erfahrung in der Nationalversammlung gemacht habe. So steht in einem Briefe Ernst Augusts an den Herzog von Wellington vom 12. Juni 1849 zu lesen. Damals aber bei dem

Besuche des Prinzen am 6. Juni 1848 verständigten sich beide Fürsten aufs beste. Der preussische und der hannoversche Bundestagsgesandte erhielten gleichlautende Instruktionen über eine „außerordentliche zentrale Exekutivgewalt,“ die drei deutschen Staatsmännern provisorisch übertragen werden sollte. Es war genau vier Wochen, ehe Ernst August seinen Ständen durch die Minister die Kundgebung gegen den Erzherzog Reichsverweser und die neue Frankfurter Verfassung zugehen ließ. Beim Abschied sagte der Prinz zum Könige: „Lieber Onkel, wie soll ich dir alle deine Liebe und Freundlichkeit vergelten, die du mir stets und namentlich bei dieser Gelegenheit bewiesen hast?“ Tief bewegt erwiderte der König: „Wenn ich einmal nicht mehr bin, so nimm dich meines blinden Sohnes an.“ Der Prinz reichte dem Könige beide Hände, und ein kräftiger Händedruck sagte, daß er gern bereit war, diesen Wunsch zu erfüllen. Mit dem Zuge elfeinviertel Uhr vormittags reiste er sodann über Magdeburg nach Berlin ab. (Hierauf werden die Zeugen der einzelnen Vorgänge genannt.)

Herrn von Hassells Buch ist eine Parteischrift, aber eine sehr gute, aus der jeder sein Teil lernen kann. Sie ist auch solchen Verfassern populärer Darstellungen zu empfehlen, die den König Ernst August possenhast karikiren und gleichzeitig den Heldensinn seiner verfassungstreuen Opponenten im höchsten Bombast feiern, mit einem Wortvorrat, mit dem man etwa Schulkindern von den Helden von Thermopylä oder von Arnold Winkelried erzählen könnte. Der alte Ernst August war alles andre eher, als eine komische Figur! Das Jubiläumsjahr der achtundvierziger Revolution wird uns ja wohl noch öfter Erinnerungen auch an ihn bringen. Heute haben wir ein reich illustriertes und außerordentlich wohlfeiles Buch von Hans Blum vor uns, das gewiß eine weite Verbreitung finden wird.\*) Darin heißt es unter der Überschrift: Die Märzbewegung von 1848 in Hannover: „Der Charakter des Königs Ernst August ist früher geschildert worden (nämlich mit den Worten, daß er die Lüge gewagt habe, er sei in Bezug auf das Gesetz von 1833 nicht gefragt worden, und daß man in England mit Recht von ihm gesagt hätte, er habe alle Verbrechen begangen außer dem Selbstmord). Er hatte die Verfassung des Landes freventlich gebrochen und seit elf Jahren wie ein Sultan regiert oder wie ein Stuart vor der Revolution von 1648. Er hielt nicht einmal für nötig, ordentlich deutsch zu lernen und zu sprechen. Außerdem aber fing in seinen Augen der Mensch erst beim Baron an; deshalb stellte Ernst August in allen höhern Staatsämtern nur Adliche an. Wie auf diesen Selbstherrscher eine seit elf Jahren in Hannover unbekannte liberale Bewegung („Bewegungen“ waren doch seit 1837 genug gemacht, eine wie die von 1848 aber auch im

\*) Die deutsche Revolution 1848—49. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. Mit 256 authentischen Beilagen. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.

übrigen Deutschland nicht bekannt geworden!) wirken würde, darauf durfte ganz Deutschland gespannt sein. In der That vernahm er die Kunde von der Pariser Februarrevolution mit der hochmütig-geringschätzigen Gleichgiltigkeit eines britischen Großgrundbesizers, dessen Pächter oder Hinterlassen sich einbilden, Menschen zu sein und menschliche Rechte zu haben. Denn Hannover war in seinen Augen kein von den Vätern ererbtes Rittergut, weiter nichts.“ Nach dieser Einleitung, die sehr gut im Lahrer Sinkenden Boten hätte stehen können (d. h. in einem ältern Jahrgang), kommt Hans Blum auf die „denkwürdige und drastische Weise,“ in der sich der König gegen eine städtische Deputation am 6. März (es war übrigens der siebente) ausläßt, zu sprechen und giebt für Freunde des Komischen „das ernst-augustinische Deutsch in seiner ganzen Schönheit wieder.“ Bei Hassell aber lesen wir dieses Deutsch anders, der aber hat es aus Bodemeyer, und da konnte Hans Blum schon seit langem lesen, wie der kluge König trotz seinem gebrochenen Deutsch mit seinen Sarkasmen die Herren Buchdrucker und Maurermeister, die eine Volksvertretung beim Bundestag wünschten, recht in die Enge trieb, indem er ihnen unter andern die köstlichen Worte sagte: „Was den dritten Punkt betrifft, so bekenne ich, daß ich vielleicht zu dumm bin, um zu verstehen, was Sie eigentlich meinen. Sie scheinen sich aber selbst nicht klar gemacht zu haben, auf welche Weise sich der Wunsch einer Volksvertretung beim Bunde realisiren ließe. Die Deutschen glauben, sie können die Einheit machen auf dem Papier. Wenn sie wollen, so haben sie die Einheit; dann müssen sie aber gehen durch Blut bis an die Brust usw.“ Hierbei wird wohl niemand etwas zu lachen finden. Blum erzählt nun weiter von den Märztagen im Stil eines Heldengedichts mit der nötigen Abtönung für die Gegenseite (Welsendünkel, frevles Spiel, frivole Weise usw.) und schließt sein Drama so: „In der Nacht des so ereignisvollen 18. März entließ er die alten Minister, bewilligte die Forderungen des Volks, versprach einen verfassungsmäßigen Lebenswandel und berief vor allem zum Jubel des Volkes denselben Mann, der 1837 für die vom König mit Füßen getretne Verfassung gekämpft hatte, den Bürgermeister Stüve von Osnabrück, an die Spitze des neuen liberalen Märzministeriums. Es war überall dasselbe Schauspiel: die von der Reaktion am bittersten Verfolgten mußten nun die im Märzsturm schwankenden Throne stützen.“

Ganz so rührend war es nun freilich nicht, und so theatralisch und finging es auch nicht zu. Zunächst war Stüve niemals von der Reaktion verfolgt worden, sodann trat er keineswegs an die Spitze des Ministeriums. Das that vielmehr ein Aristokrat im vollsten Sinne vom Kopf bis zur Zehe, Graf Bennigsen, der Sohn des berühmten russischen Generals, der Vertrauensmann des Königs, dem er durch den abgehenden Minister von Falcke, des 1844 verstorbenen Schele Nachfolger, empfohlen worden war. Bennigsen führte auch im Verein mit seinem Freunde Wangenheim in den nächsten Jahren die



auswärtige, d. h. allgemein-deutsche Politik des Königs. Stüve bekam das Departement des Innern und wurde nicht in jener ereignisvollen Nacht, sondern erst am 21. durch einen Kurier aus Osnabrück gerufen, und nach vielen Schwierigkeiten konnte das Ministerium sich am 23. dem Könige vorstellen. Stüve endlich war weder ein lärmender Demagoge, noch sah er sich für einen gekrönten Märtyrer an, sondern er war ein in stiller Arbeit aufgewachsener, konservativer und königstreuer Mann, der sich entsetzen würde, wenn er wissen könnte, daß er und sein liebes Hannoverland zu einem solchen Herrbild für die Nachkommen hat herhalten müssen.

Das also nennt man Geschichte fürs Volk schreiben. Es ist weder historisch, noch volkstümlich, sondern burlesk. Allerdings ist dieser Abschnitt über Hannover wohl der unvoreilhafteste in dem Buche von Blum, das im übrigen auch seine Vorzüge hat. Diese bestehen in einer übersichtlichen und leicht faßlichen Erzählung der Ereignisse und in den vielen zeitgeschichtlichen Dokumenten als Beilagen: Zeitungsblätter, Flugschriften, Karikaturen. Es war ein dankbarer Stoff. Aber wir Deutschen zeigen leider oft einen unentwickelten Geschmack, man hätte wünschen mögen, dieses erste Buch über das tolle Jahr wäre einfacher, edler, vornehmer, kurz weniger im Volkskalenderstil geschrieben worden.



## Reichsländische Zeitfragen

Von Emil Kühn

### 4. Volksüberschätzung und Volksschmeichelei



Im Reichslande ist es seit dem Statthalter von Manteuffel üblich geworden, daß der Statthalter während der jährlich wiederkehrenden Tagung des Landesauschusses dessen Mitglieder einmal in corpore zur Tafel ladet. Während der Tafel oder gleich nachher hält dann der Statthalter eine Rede, die vom Präsidenten erwidert wird. Die Rede unsers stellvertretenden Staatsoberhauptes hat in der Regel ein zugleich politisches und intimes Gepräge. Er steigt zwar darin nicht unmittelbar auf den parlamentarischen Kampfplatz herab, nähert sich ihm jedoch mehr als in dem feierlichen Staatsakt der Eröffnungsrede und benützt die Gelegenheit, sich in ungezwungener Weise über das auszusprechen, worauf er besondern Wert legt. Das Ganze ist eine Nachahmung der parlamentarischen Abende bei Fürst Bismarck, ist aber, örtlich betrachtet, insofern anders und wichtiger, als der Statthalter herkömmlicherweise an den Parlamentsverhandlungen nicht teilnimmt und deshalb fast nur auf diesen Anlaß angewiesen ist,

sich in seiner Eigenschaft als Minister des Kaisers auszulassen. Daß dabei diese Eigenschaft mehr hervortritt als die halb landesherrliche Stellung des Statthalters, ist von unsrer Presse richtig erkannt worden, denn voriges Jahr, wo der Statthalter einige sehr wohlgemeinte, aber eindringliche und scharfe Bemerkungen gegen die maßlose Preßhege einflocht, hat der stellvertretende Präsident Jaunez heftige Vorwürfe zu lesen bekommen, weil er in seiner Antwort nicht die angegriffene „Freiheit“ verteidigt habe. Auch im Landesauschuß ist die Sache, wenn auch mehr indirekt, zur Sprache gekommen, und der Staatssekretär von Puttkamer hat „Chamade“ geblasen. Übrigens vergeblich, denn die Bewegung „zittert“ noch jetzt manchmal nach.

Es handelt sich um eine Form, wie der Statthalter seine ministeriell verantwortliche Meinung äußert, es gilt also davon wie von jeder Form das Goethische Wort, daß alles, was besteht, wert ist, daß es zu Grunde geht. Das Wort trifft auf diese Form sogar in besonderm Maße zu, denn als regelmäßige Einwirkung kann sie nicht dienen, und bei ihrer Seltenheit kann sie nicht wirken; sie zieht, sobald ihr, wie voriges Jahr, ein kräftiger Inhalt gegeben wird, den Statthalter in den Tagesstreit und in dessen häßliche Folgen, ohne daß der sachliche Gewinn entsprechen könnte. Dieser verflüchtigt sich schnell, während jene fortdauern und sich mit der Zeit eher verschärfen. Es ist nicht anders: wenn der Statthalter auch als Minister wirken will, und das soll er nach dem Zweck seines Amtes, so muß er an den Ministertisch des Landesauschusses; kann er sich dazu nicht entschließen, so behält er vom Minister nur die rechtliche und politische Verantwortlichkeit, aber nicht das Wesen des ministeriellen Einflusses. Dieses muß er dann dem Staatssekretär und den Unterstaatssekretären überlassen, und da kann es nur schaden, wenn er selber gleichsam stoßweise als Minister auftritt, wie alles, was den Eindruck der Laune oder Velleität macht, die notwendige Stetigkeit des öffentlichen Lebens beeinträchtigt. Im Landesauschuß würde sich natürlich die Aktivität des Statthalters auf wichtige Fragen beschränken, und auch da wäre es nicht geboten, oft einzugreifen, das verbietet sich schon wegen der fast landesfürstlichen Würde des Statthalters; wohl aber wäre ein ähnliches Verhalten angebracht, wie es der jetzige Reichskanzler im Reichstage beobachtet. Da erscheint es vielen ansehnlich, als Vorbild für unsre Verhältnisse dagegen ist es mustergiltig, und es ist zu bedauern, daß der Reichskanzler als Statthalter von seinem eignen Rezept keinen Gebrauch gemacht hat. Dem Landesauschuß und sich selbst würden der Staatssekretär und die Unterstaatssekretäre wieder als das vorkommen, was sie staatsrechtlich sind und politisch gedacht waren: als Ministergehilfen, nicht als Minister, als Adjutanten des Statthalters, nicht als seine Vertreter. Auf den Landesauschuß insbesondre würde eine kurze, Wort für Wort überdachte, von jedem Überschwang freie Rede des kaiserlichen Stellvertreters als Herrenwort wirken. Auch nach der Rede

würden die Mitglieder in der fortdauernden Anwesenheit des Statthalters das Auge des Herrn auf sich ruhen fühlen; sie wissen als Anhänger französischer Geistesbildung sehr genau, was *l'œil du maître* bedeutet. Es wäre die Rückkehr zu dem, was durch die Statthalterverfassung beabsichtigt war, aber in der Entwicklung verloren gegangen ist, die ich in meinem vorjährigen Grenzbotenartikel über Kleinstaaterei und Sondergeist im Reichslande dargelegt habe. Diese Entwicklung macht aus Elsaß-Lothringen etwas ganz anderes, als das deutsche Reichsland sein darf, nämlich einen absonderungsfüchtigen Kleinstaat mit französischen Mäuren, wo sich überdies die verschiedenen „Faktoren“ des Staatslebens immer planwidriger zur Gesamtheit und zu einander stellen. Der Statthalter wird immer ausschließlicher stellvertretender Landesherr, die Ministerialdirektoren steigen zu wirklichen Ministern auf, und der Landesauschuß, den sein Schöpfer, Fürst Bismarck, als Spitze der Selbstverwaltung dachte, macht das Verwalten immer schwerer und erhebt Ansprüche, zu denen weder unsere räumlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse stimmen, noch sein geistiges Kapital, noch seine zunehmende Unpopularität. Die Träger der eigentlichen Staatsarbeit ferner, die Beamten, lassen sich, je länger je mehr, zu *employés* herunterdrücken. Die nicht notable Bevölkerung endlich bleibt unter solchen Umständen, sollten ihr auch noch mehr „Freiheiten“ gewährt werden, in allem der leidende Teil. Es ist eine arg verkehrte Welt, aber, nicht zu übersehen, verkehrt im Sinne der Volkswohlfahrt, der Staatsautorität und deutscher Fortschritte. So sieht es aus, wenn man den Dingen auf den Grund geht, die Oberfläche hat natürlich ein erfreulicheres Gesicht und nimmt sich sogar manchmal recht hübsch aus, z. B. dann, wenn der Kaiser ins Land kommt.

Auch in diesem Jahre hat der Statthalter den Landesauschuß zu sich geladen und die dabei übliche Rede gehalten. Er hat jedoch das politische Gebiet diesmal nur allgemein gestreift und in der herzlichen Art, die ihm natürlich ist, die Gelegenheit darauf zugespitzt, den Präsidenten des Landesauschusses zu feiern, der als solcher mit der von ihm geleiteten Versammlung gerade jetzt fünfundzwanzig Jahre thätig ist. Herr Dr. von Schlumberger verdient in vieler Hinsicht das gespendete Lob, denn er ist ein tüchtiger Präsident, und jedenfalls der beste für die eigentümlich zusammengesetzte Vertretung. Ganz ähnlich wie Herr von Puttkamer für unsern Landesauschuß der beste Staatssekretär ist. Beide Herren bewegen sich auf diesem nicht leichten Boden mit bewunderungswürdiger Sicherheit: Herr von Schlumberger mit ansprechendem Humor, Herr von Puttkamer mit halb versteckter, halb verdrossen herausgekehrter Überlegenheit im Debattieren. Aber wie in unsern Reihen kaum ein ernst denkender Mann zu finden ist, der die Amtsführung Herrn von Puttkamers für einen Segen hielte, so ist unser Landesauschußpräsident wohl der für uns brauchbarste und bequemste der Notabeln, aber im entscheidenden

Wesen doch nicht anders als die übrigen Notabeln. Er ist nicht weniger gegen unsre Staatsauffassung eingenommen, namentlich gegen den trotz aller Irrungen immer wieder hervorbrechenden Ernst, womit wir die staatsbürgerliche Gleichheit wahrzumachen suchen, aus dem Nebel der Phrase in Wirklichkeit umsetzen. Er soll sich sehr scharf gegen die jetzt einzuführende Kapitalrentensteuer aussprechen; das ist glaubhaft und dem mehrfachen Millionär ja nicht zu verdenken, aber etwas Wasser in den Wein des übersprudelnden Lobes würde weder für diesen „Ernstfall,“ noch sonst schaden. Um noch einiges andre anzuführen: Herr Dr. von Schlumberger, ein wirklich gebildeter Mann, schriftstelt nicht bloß in französischer, sondern auch in deutscher Sprache, aber in seinem Hause herrscht französisches Wesen wie nur in irgend einem Fabrikantenheim, und er duldet es, daß seine Enkel vor dem Militärdienst nach Frankreich flüchten, was sich offiziell Entlassung aus der Staatsangehörigkeit vor dem vollendeten siebenzehnten Lebensjahre nennt.

Dergleichen hindert ja nicht, Herrn Dr. Schlumbergers und anderer Thätigkeit zu schätzen und der Schätzung Ausdruck zu geben, es sollte uns jedoch vor Überschätzung bewahren. Nirgends mehr als in Elsaß-Lothringen ist es gefährlich, aus den Leuten zu viel zu machen. Es geht immer auf unsre Kosten; je höher die Stelle, von der es ausgeht, desto größer die Gefahr. Je aufgeklopfter wir sind, desto zugeklopfter werden sie; davon macht keiner eine Ausnahme. Auch dem Statthalter gegenüber wird darnach gehandelt, obgleich natürlich ein so einflußreicher Mann, ein so vornehmer Herr noch dazu, immer nur das freundliche Gesicht des Januskopfes zugewandt bekommt; auch der optischen Täuschung wegen, auf die gehofft wird: es gäbe gar kein andres Gesicht. Beim Statthalter von Manteuffel nahmen seinerzeit manche Notable noch einen wehleidigen Gesichtszug zu Hilfe, sodaß sein Herz zerschmolz und nur bei den Leiden seiner „Herls“ die Diamanthärte des Soldaten bewahrte.

Fürst Hohenlohe-Langenburg ist äußerlich und innerlich vornehmer, wie es schon sein Stammvater und unmittelbarer Vorgänger war. Für ihn war es daher nur eine verbindliche Wendung, als er in dem weitem Verlauf seiner Tischrede die Mitglieder des Landesausschusses gleichsam um Entschuldigung bat, daß sie in dieser Tagung soviel Vorlagen zu erledigen hätten. Nur wird es auch dafür aus dem Wald kaum wieder so herauschallen, wie es hineingeschallt hat; es ist sehr leicht möglich, daß die Quittung in dem Hinweis auf ein schweres Opfer erteilt werden wird. Und die Herren tagen doch so gern, wie ich von früher her zu wiederholen habe. Nicht so sehr wegen der Diäten (20 Mark täglich), obgleich auch diese willkommen sind, als deswegen, weil während der Tagung die Quelle, aus der unser Landtag gespeist wird, die Notabilität, noch mehr gilt als sonst. Mich, und sicher nicht mich allein, erinnert dieser Zeitraum immer an das, was wir unter dem Statthalter von Manteuffel das ganze Jahr hatten. Ein Beamter z. B., der seine Pflicht thut,



aber dadurch, wie das so vorkommt, unbequem wird, wird vom Regierungstisch aus bestenfalls nur matt verteidigt, und wenn, wie ganz vor kurzem, der Angriff auf den einen, nicht einmal genannten Beamten offenbar auf die ganze Beamtenkategorie gemünzt ist — es handelte sich wieder einmal um die Forstpartie —, so wird ja der Angriff zurückgewiesen, aber nicht so, daß dem Angreifer die Lust zur Wiederholung verginge. Als derselbe Abgeordnete voriges Jahr eine Variation der luxemburgischen Nationalweise: „Wer welle kenne Brüsse sin“ zum besten gab, wurde die Ungehörigkeit gar nicht gerügt. Ich bin seit 1881 im Lande, habe aber während der ganzen Zeit nur an einem unserer Minister wahrgenommen, daß er im Landesausschuß immer nur echtes Deutsch gesprochen hätte; das war der jetzige Oberpräsident Studt, der bloß etwas zu bürokratisch war. Also, unsere Abgeordneten haben es in ihrem Sinne ganz gut, wenn sie recht lange tagen, es ist nicht nötig, es ihnen zum Verdienste anzurechnen. Oder spricht für das Gegenteil der Umstand, daß in dieser Session, außer der Eröffnungssitzung vom 10. Januar, bis heute — den 21. Februar — sechs Sitzungen abgehalten worden sind: am 18. und 19. Januar, am 1., 2., 15. und 16. Februar? Wenn das Tagen der Kommissionen die Thätigkeit des Plenums ausschließen sollte, so ist das ein Beweis mehr für meine früher ausgesprochne Behauptung, daß der Landesausschuß seinem Namen und seiner Mitgliederzahl nach nichts als eine größere Kommission ist, die wohl daran thäte, die Vorberatung der meisten Vorlagen, namentlich die des sehr gleichmäßig bleibenden Staatshaushalts, in das ganze Haus zu verlegen. Die diesjährigen Vorlagen zumal sind größtenteils fertig vorgethane Arbeit, bei der es Annehmen oder Ablehnen, aber kaum Amendiren heißt. Wenn darnach verfahren würde, so hätten unsere Landboten in der That Gelegenheit, den Eifer und die Hingebung zu bewähren, die der Statthalter in einer weitern Wendung seiner verbindlichen Tischrede an ihnen gerühmt hat.

Unser jetziger Statthalter hat diese Gewohnheit, die Menschen und Dinge in unserm Lande, soweit sie „einheimisch“ sind, in vergrößernder Perspektive zu sehen, als etwas fertiges überkommen, und es ist begreiflich, daß er sie fortsetzt. Aber einmal wird damit gebrochen werden müssen, es ist doch zum wenigsten eine Verwöhnung; je eher also, desto besser. Wenn es erlaubt wäre, als Pessimist zu rechnen, so möchte man fast wünschen, daß der Landesausschuß so verblendet wäre, die Kapitalrentensteuer abzulehnen. Dann freilich würde auf die wirklichen Verhältnisse starkes Licht fallen; auf kleinerm Raum dem entsprechend, was der Reichstag wagt, wenn er die Flottenvorlage zurückweist oder verstümmelt. Wahrscheinlich ist allerdings die Ablehnung nicht, denn nach dem verhältnismäßig entschiednen Tone zu schließen, womit Herr v. Puttkamer bei der allgemeinen Budgetdebatte das Gerede von Diktatur widerlegt hat, ist der Regierung ihre besondere Stärke in der diesjährigen „Konstellation“ bekannt, und sie muß davon Gebrauch machen, ebenso sehr

wegen der bevorstehenden Reichstagswahlen wie wegen der Wichtigkeit und Gerechtigkeit der diesmal in Frage stehenden Steuerreform. Unser „Rentnerparlament“ wird in den sauern Apfel beißen müssen. Es ist nicht zufällig, daß in den diesjährigen Verhandlungen gar keine Frische und Lebendigkeit aufkommen will: die herannahende Entscheidung lastet schwer auf den Gemütern. Der Landesausschuß hat ja nicht bloß mit der gefürchteten Wahlreform, sondern auch mit der konkurrierenden Gesetzgebung des Reichstags zu rechnen; bei dieser würden das Zentrum und die Demokratie die Hilfe versagen müssen, die sie in der üblichen Sedezausgabe von Reichstag zu einem Entrüstungsturm auf die „Ausnahmegesetzgebung“ gern hergeben. Das weiß die Opposition gegen die Steuerreform sehr genau. Wenn diese trotzdem fallen sollte, so trägt die stets gezeigte Überschätzung einen großen Teil der Schuld daran, weil sie als Schwäche gedeutet wird. Als Schwäche werden auch solche Konzessionen wie die Petrische Ernennung und die Mitwirkung von Abgeordneten bei der Gesetzesausführung angesehen. Sie hemmen, statt vorwärts zu helfen. Vorwärts bringt uns nur gleichmäßige und sich immer gleichbleibende Festigkeit, verbunden mit der bestimmten Erklärung, daß wir in Deutschland nur deutsche Interessen kennen. Das allein wirkt auf die „Einheimischen“ und wird sie in Deutschland einheimisch machen.

Wir haben überhaupt im Reichslande und mit dem Reichslande zu viel Gefühlspolitik getrieben. Da unser Gefühl nicht das allein zulässige stark-herzigen Wohlwollens war, so haben wir zu Surrogaten gegriffen. Zweierlei vornehmlich ist immer im Schwange gewesen und hat darum einen dauernden Niederschlag abgesetzt: unsre Volksschmeichelei an die „einheimische“ Adresse, und für unser eigenes Teil eine Selbstbescheidung, die wohl noch nie an einem Eroberer erlebt worden ist. Es fällt einem schwer, es zu sagen, aber unsre Selbstbescheidung hat sich oft zu nationaler Selbstverleugnung gesteigert, die Volksschmeichelei dagegen traf auf einen dafür nur zu wohl vorbereiteten Boden, denn in der Selbstüberschätzung waren die Elsaß-Lothringer echte Franzosen geworden. So haben wir denn durch die Volksschmeichelei die Elsaß-Lothringer in der Meinung bestärkt, sie wären etwas besseres als andre, und sie könnten immer beanspruchen, ohne etwas dafür zu leisten, während wir durch den andern Fehler uns selber der gepriesenen Vortrefflichkeit zum abschätzigen Vergleich angeboten haben. Wir sind es, und von uns untrennbar das deutsche Wesen, wogegen man sich besser dünkt. Das ist in der langen Zeit zur zweiten Natur geworden, und um so mehr, als das innere Deutschland nur sehr wenigen genauer bekannt wird. Es handelt sich auch um keine mehr oder weniger häufige Erscheinung, sondern um eine Volkseigenschaft und um ein Stück von Gemeingefühl. Darin stimmen Kompatrioten und wirkliche Landsleute vollständig überein, mag auch die Äußerung der übereinstimmenden Empfindung Abstufungen zeigen und je nach Umständen größere oder geringere

Rücksichten nehmen. Wer von uns irgend einen Notabilitätstitel aufzuweisen hat, hat für seine Person als „Schwob,“ „Ditscher,“ „Prussien“ nicht viel zu leiden, der Statthalter, die Ministerialvorstände, die Bezirkspräsidenten und sonst mächtige Leute spüren an sich selber gar nichts davon, aber der machtlose Unterbeamte, der kleine Gewerbetreibende, der eingewandert ist, der Arbeiter oder Dienstbote aus Altdeutschland um so mehr. Freilich kommen die Klagen nicht leicht an die große Glocke oder an die Öffentlichkeit, denn sie sind unbequem, und das fällt für die Dienstauffassung nur zu leicht mit Ungehörigkeit zusammen, während es von der Presse einfach totgeschwiegen wird, auch von der demokratischen und klerikalen, die von Volksfreundlichkeit überfließen. Wer da glaubt, die Ausbildung des Journalisten gehe dahin, die Wahrheit mit Ernst und Geschmack zu sagen, irrt sich, das ist Nebensache; etwas höher steht schon die Fähigkeit, das, was bequem und gelegen kommt, aufzuspüren und aufzuputzen, am höchsten steht, omne tulit punctam, wer darin Meister ist, mit Verstand und Eleganz das Unbequeme totzuschweigen. Etwaige Regungen des Gewissens werden an Monopolen und ähnlichen Fesseln der „Freiheit“ ausgelassen. So ist es oder wird es überall; im deutschen Reichsland zumal sind deutsche Leiden immer verpönte Artikel gewesen. Und doch sind sie recht zahlreich, und zwar im ganzen Lande, denn die Rehrseite unserer Volksschmeichelei und der damit verwandten „Schonung der Gefühle“ kommt überall zum Vorschein, in Form von meistens recht unfreundlichen Quittungen. Darin sind auch Elsäßer und Lothringer ganz gleich, nur daß es beim Elsäßer leicht schroffer, beim Lothringer in der Regel vorsichtiger herauskommt. Ja man muß sagen, dieses unerfreuliche, gegen uns gerichtete Gemeingefühl sei, außer der französischen Vergangenheit, das einzige, was die beiden Volksstämme innerlich verbindet, die sonst so verschieden, einander sogar unsympathisch sind. Und dann, nicht die gewiß vorhandnen, sogar mannigfaltigen Vorzüge beider Volksstämme sind es, die durch die Schmeichelei gepflegt werden.

Politisch spricht vor allem das neue Band mit, das wir zwischen Elsäßern und Lothringern angeknüpft haben. Wahrlich, ein erfreuliches, uns zur Ehre reichendes Band aus deutscher Zeit! Dürfen wir hoffen, es wieder zu beseitigen? Doch nur dadurch, daß wir aus uns mehr und aus den Leuten weniger machen; daß wir uns darauf besinnen, jede Regierung müsse einen mächtigen Eindruck machen, imponiren, welche Mittel sie auch sonst anwende. Daß wir uns nicht an die niedrigen, sondern an die edeln Regungen der Volksseele wenden, die Volksschmeichelei dagegen, die doch ebenso unwürdig ist wie die Schmeichelei vor dem Thron, ein für allemal abthun, mit echtem nationalen Selbstgefühl vertauschen. Und wir alle müssen darnach trachten und leben, die Regierenden sowohl wie die, deren Lebenskreis nicht so hoch, aber der Bevölkerung näher steht. Es darf auch nicht mehr die jetzt so häufigen

Separatfrieden und Separatbündnisse geben, denn auch sie gehen immer auf deutsche Kosten, so wohlgemeint sie sein mögen; wir brauchen Zusammenhalt und Tradition. Das alles brauchen wir nicht allein als Sonntags- und Feststimmung, sondern auch als Geleit des Alltags, wo es bei wirklicher Arbeit und im regelmäßigen Verkehr beiderseits die Herzen befruchtet und eine langsam, aber stetig wachsende Ernte verheißt. Bis dahin wird das Übel weiter wuchern und keine aufrichtige Versöhnung aufkommen lassen. Unter anderm wird es dabei bleiben, daß, wer von uns auf den Sitz des Übels hinweist und zeigt, wie undeutsch und dem Deutschtum schädlich das ganze Treiben ist, als Chauvinist verschrieen werden darf, ohne daß die zu gleicher Pflicht gehaltenen den Vorwurf als Beschämung empfinden. Für die Eingebornen vollends, die sich uns von Herzen und ohne Vorbehalt zuwenden möchten, wirkt der jetzige Zustand wie eine Verfehlung.

Das zuletzt Gesagte zeigt sich gerade jetzt einer Schrift gegenüber, die Erwähnung und Beachtung verdient. Die Tägliche Rundschau in Berlin hat unter der Überschrift „Briefe eines Elsässers“ eine Reihe von Artikeln über unsre Verhältnisse veröffentlicht und dann als Sonderabdruck hierher verschickt, wie es scheint besonders an Beamte. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Er stammt aus einer altelsässischen Familie, ist aber wirklich ein Deutscher geworden und fühlt Schmerz darüber, daß so wenige diesen geistigen Gewinn teilen. Da er die engere Heimat ebenfalls liebt, so drängt es ihn, die Ursachen der Vereinzelung zu untersuchen, und er thut es in würdiger Form, aber mit voller Offenheit, ohne Schminke, wo nötig gegen alle Beteiligten, gegen Altdeutsche und Neudeutsche. Was den Wert seiner Erörterungen betrifft, so ist der volksbeschreibende Teil, wie man ihn nennen könnte: seine soziale Landesaufnahme fast ausnahmslos vortrefflich; er bringt viel neues, man lernt von ihm, er beobachtet gut und kennt Land und Leute genau, ist auch in der Geschichte seines Geburtslandes zu Hause und weiß, was für dessen Entwicklung und jetzigen Zustand das französische Wesen zu bedeuten hat, wie unvereinbar die landesübliche Gallomanie mit der deutschen Gegenwart ist. Er versteht es auch, seine Beobachtungen und Gedanken lebendig und treffend auszudrücken; immerhin ist manchmal eine gewisse Unfertigkeit störend, die sich selbst nicht ahnt. Das gilt auch von den praktischen Anregungen, von der eigentlich politischen Seite überhaupt. Darin schwimmt der Verfasser mit der Mode und macht fast nur bei dem Stichwort: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern“ eine Ausnahme. Seine Opposition dagegen ist originell: „Man stelle einmal als allgemeinen Grundsatz auf, daß jeder deutsche Bundesstaat für jeden Beamten, den er ins Elsaß abgibt, zur Übernahme eines Elsässers verpflichtet ist.“ Die Opposition ist auch sehr scharf: „An dem Tage, wo das Wort »Elsaß den Elsässern« als leitender Grundsatz unsrer Verwaltung aufgestellt wird, ist dem Deutschtum im Elsaß das Todes-



urteil gesprochen, hat Deutschland ein für allemal verzichtet, das Elsaß zu gewinnen.“ Die einschränkende Fassung des Stichworts hängt damit zusammen, daß der Verfasser Lothringen ganz außer Betracht läßt, der Grund, den er dafür anführt, er kenne diesen Landesteil nicht, macht seiner Gewissenhaftigkeit Ehre, aber für die politische Betrachtung ist Lothringen doch ein Drittel des Ganzen.

Die Exemplare des Manuskriptdrucks scheinen sehr zahlreich versandt worden zu sein, ich habe schon mehrere Beamte gesprochen, die es erhalten haben, und mir selbst ist es nach meinem letzten dienstlichen Wohnsitz geschickt worden. Nun sollte man meinen, unsere Presse müßte sich auf die kostbare Ware mit Eifer gestürzt haben. Weit gefehlt. Die Straßburger Post z. B. hat meines Wissens die Schrift nur in ihrem Briefkasten erwähnt, der Autorschaft wegen, und dann in einer Korrespondenz, die gegen die in der That zu schroffe Behandlung des Notariats eine Einsprache erhob, die ihresteils nicht weniger übers Ziel schoß. Die Straßburger Post ist allerdings entschuldigt, denn das Deutschtum des Elsässers ist nicht das ihrige, ihr ist der Kompatriot Dreyfuß wichtiger. Nur ein Kreuzer unsrer Preßflotte hat alle Segel aufgehißt: die „Heimat,“ Kapitän Hoffet. In seinem Zivilverhältnis ist Herr Hoffet evangelischer Geistlicher, seine Zeitung ist das Amtsblatt des politischen Protestantismus in Elsaß-Lothringen und gilt für deutschfreundlich, ein Auszug aus dem betreffenden Leitartikel ist auch sonst interessant. Ich führe die bezeichnendsten Stellen an.

„Kenner der hiesigen Verhältnisse wissen, daß bereits seinerzeit in den Grenzboten Artikel über das Elsaß erschienen sind, die ganz denselben Stempel tragen, dort aber nicht als anonyme schriftstellerische Kunstprodukte, sondern als mit voller Unterschrift versehene Abhandlungen auftraten. Daß der Verfasser der »Briefe eines Elsässers« kein Elsässer ist, braucht nicht lange bewiesen zu werden, ein Mann, der seinem Freunde schreibt: »die für das öffentliche Leben verhängnisvollste Eigenschaft des Elsässers ist seine Unzuverlässigkeit, seine — es muß heraus — Falschheit dem Nichtelsässer gegenüber« ist entweder der allerelendeste Tropf der Welt, oder aber er hat eben kein Elsässerblut in seinen Adern; denn man kann doch füglich bei der allergrößten Objektivität sich ein solches Zeugnis nicht selbst ins Stammbuch schreiben. Also mit den »Briefen eines Elsässers« ist es wieder einmal faul. . . . Der Verfasser der Briefe ist nicht der erste beste. Er hat eine umfassende Kenntnis der elsässischen Verhältnisse, hat es aber doch nicht verstanden, sich ganz in die Eigenart und in die komplizierten Verhältnisse derselben völlig einzuleben. Daher auch das obige Urteil, für das man ihm in einem weniger anständigen oder thatsächlich falschen Volksstamme wohl bei Nacht eine gehörige Tracht Prügel erteilt hätte, wo er doch bei den »unzuverlässigen und falschen Elsässern« unbehelligt seine Beobachtungen machen und niederschreiben konnte. . . .

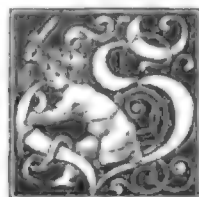
Schwerer ist es allerdings, wenn einmal solche Urteile in der Öffentlichkeit Wurzel gefaßt haben, denselben zu widersprechen. Schöner wäre es gewesen, wenn der Verfasser, der die elsässische Gastfreundschaft genießt, und der sie in seiner Schrift auch lobend erwähnt, sich an diese Arbeit gemacht hätte. Es giebt ja in Deutschland der Blätter genug, die ihre Spalten mit Schimpfreden zu füllen pflegen, die irgend ein Gymnasiast oder ein schreibseliger Beamter, der sich zurückgesetzt fühlt, verfaßte. Wir wollen die »Briefe eines Elsässers« nicht zu dieser Kategorie von Erzeugnissen zählen, aber wir können sie auch nicht einreihen in die Zahl derjenigen, denen das Wohl unsrer kleinen Heimat die allererste Sorge ist.“ Zum Schluß heißt es von der Täglichen Rundschau: „Es handelt sich einfach um eine radaumäßige Necklame für das Organ, das sich zwar »unparteiische« Zeitung nennt, im Grunde aber nach Art der Revolverblätter für sich Stimmung machen will.“

Welche christliche Milde, welche Kraft der Beweisführung, welche edle Sprache! Das ist jedoch nebensächlich. Die Bedeutung des Artikels liegt in der schroffen Abweisung der unbequemen Wahrheit, in der charakteristischen Einkleidung des Einschüchterungsversuchs und in der Behauptung, daß wir Deutschen im Reichslande nur Gäste seien, denen als Dank für die Gastfreundschaft das Wohl der neuen Heimat die „allererste Sorge“ sein müsse. Unser Herrenrecht am Lande ist Herrn Hoffet ganz unbekannt, und es will ihm nicht in den Sinn, daß das Wohl des Ganzen höher steht als das des Teils. Kann man naiver und zugleich anspruchsvoller verblendete Selbstüberschätzung äußern und aufrufen? Das ist Verhärtung und Absonderung, nicht etwa ein Übergangspartikularismus, der sich mit der Zeit zu deutschem Patriotismus erheben könnte. Wenn die Sprache unsrer „Freunde“ so klingt, wie mögen unsre Gegner denken?



## Ärztliche Plaudereien

Eine Erwiderung von einem Arzt



chon vor Wochen brachten Zeitungen mehr oder weniger eingehende Berichte über eine Sprechstunde en gros, die Geheimrat Professor Dr. Schweminger auf einem Vereinsabend „Berliner Presse“ abgehalten haben soll. So viel wir wissen, ist dies nicht die erste Plauderei, die dem Berliner Publikum von dem genannten Herrn geboten worden ist, und wenn wir nicht sehr irren, so waren auch die in früheren Jahren entwickelten Gedanken und — gebrauchten Kraft-

ausdrücke denen sehr ähnlich, die aus dem diesjährigen Vortrag in die Öffentlichkeit gelangt sind. Goldne Worte soll nach einer Zeitung der Herr Professor gesprochen haben! wir wissen nicht, ob diese Worte wirklich alle so golden waren, aber das wissen wir bestimmt, daß sie teilweise niedriger gehängt werden müssen, nicht wegen ihres hohen inneren Wertes, sondern weil sie den Widerspruch jedes denkenden Menschen herausfordern!

Der Name „Schweninger“ ist in Deutschland allen patriotischen Herzen lieb und wert, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Arzt durch seine Energie und eigentümliche Persönlichkeit den Fürsten Bismarck von einer Lebensweise abgebracht hat, die schon Anfang der achtziger Jahre das Leben des Kanzlers ernstlich gefährdete. Ohne Schweninger hätten wir wahrscheinlich keinen Bismarck mehr, und darin liegt das große Verdienst, das ihm jeder Deutsche hoch anrechnen wird. Wenn ein solcher Mann zu einem großen Publikum spricht, dann wird es viele gläubige Herzen geben; um so notwendiger ist es aber, daß wenigstens alle die Worte nicht unwidersprochen bleiben, die Verwirrung anrichten könnten.

Ich hatte schon nach dem Bericht über den Berliner Vortragsabend zur Feder gegriffen, aber ich ließ die halbvollendete Arbeit wieder liegen, weil ich mir sagte, es wird schon soviel zusammengeschrieben, daß es wirklich kein Verdienst ist, eine Sache noch breit zu treten, die das Publikum doch bald wieder vergessen wird. Jetzt aber berichten die Zeitungen schon wieder von Plaudereien, die in Wien und München stattgefunden haben sollen. Was der Herr Geheimrat in Wien alles gesagt hat, erfahren wir nicht; es wird nur ziemlich lakonisch gemeldet, daß er nach der zu einem milden Zweck abgehaltenen Plauderei in seinem Hotel ein sehr gewinnreiches Nachspiel in Form von Konsultationen eröffnet habe. Aus München dagegen kommen ganz ausführliche Berichte, die so merkwürdige Dinge zur Sprache bringen, daß ich eine Aufklärung des Publikums für geboten halte, selbst auf die Gefahr hin, von dem Herrn Geheimrat nicht als ebenbürtiger Gegner anerkannt zu werden. Hören wir zuerst, worüber er in Berlin gesprochen hat!

Billige Weisheit kann man seine damaligen Worte nennen, denn sie enthalten im allgemeinen nur landläufige Wahrheiten und nebenbei einige Sentenzen, die bei einer nähern Beleuchtung schwerlich standhalten dürften. Daß die Humanität eine Haupteigenschaft des Arztes sein soll, ist ein Ausspruch, dessen Richtigkeit bei Publikum und Ärzten schon seit Jahrhunderten anerkannt wird. Gewagter scheint aber schon die Behauptung, daß sich jetzt die Wissenschaft bei vielen Kollegen vor allem im Bannemachen zeige, und daß ein humaner Arzt dem Kranken niemals die Natur seines Leidens verraten dürfe. Allerdings werden vernünftige Ärzte ihren Patienten niemals ohne Grund die Diagnose ins Gesicht sagen, und ich selbst kenne eine Reihe von Fällen, wo sich Herzkranke erst von dem Augenblick an wirklich krank fühlten, als sie von

ihrem Arzt auf einen Fehler aufmerksam gemacht wurden. Oft steht aber der Arzt Verhältnissen gegenüber, wo das Verschweigen der Diagnose eine Ver-sündigung wäre. Gesezt, es handelte sich um eine schwere Erkrankung, die aber noch durch peinlichste Einhaltung einer entsprechenden Lebensweise in Heilung übergehn kann; würde der Herr Professor auch in einem solchen Fall seine Humanität soweit treiben, daß er über die Natur des Leidens kein Wort verlauten ließe? Der insolge üppiger Lebensweise gichtisch gewordne oder an Kreislaufstörungen leidende Schlemmer, der Säufer, der sich durch Alkohol-mißbrauch eine kranke Leber geholt hat, der Wüstling, der seinen Ausschweifungen zu erliegen droht, der Diabetiker, dem seine Krankheit eine peinlich strenge Diät vorschreibt — sie alle können nur gerettet werden, wenn der Arzt ihnen nichts verschweigt und mit ihnen alle Gefahren ihres Zustandes bespricht!

Auch über Alkohol, Radfahren, Quecksilberturen, Kneipp'sches Verfahren, Massage, Theorie der Vererbung, Schweningerkur soll der Herr Professor gesprochen und sich dann besonders ausführlich über die Frage ausgelassen haben: „Was denken Sie über die Befähigung und Zulassung der Frau zum ärztlichen Studium?“ Er hält die Frau nicht nur geistig, seelisch und körperlich zu dem Beruf des Arztes befähigt, er meint sogar, daß die Frau durch alle die Eigenschaften, die sie vor dem Manne voraus hat, durch Weiblichkeit, Milde und Mitgefühl für die Leidenden dem ärztlichen Beruf neues Leben einflößen und die männlichen Kollegen, denen im Laufe der Jahre die erwähnten Eigenschaften verloren gingen, anspornen werde, es ihr gleich zu thun.

Das ist doch wirklich etwas starker Tabak! Wir glauben, daß nicht nur Ärzte, sondern auch ernsthaft denkende Männer anderer Berufs-klassen bei diesen Worten des Herrn Professors bedenklich mit dem Kopf schütteln werden. Es ist wahr, daß uns die Frauen an Milde und Mitgefühl überlegen sind; aber ist es denn wirklich so kläglich mit der medizinischen Wissenschaft bestellt, daß vor diesen mehr passiven Eigenschaften die Aktivität des Arztes ganz in den Hintergrund treten soll, und giebt es nicht vielmehr Augenblicke, wo gerade bei dem Arzt alles auf ein schnelles, energisches Eingreifen ankommt? Milde, Mitgefühl, Humanität sind gewiß sehr schätzenswerte Eigenschaften, aber sie bilden auch für den ärztlichen Stand nicht die Grundlage; der Arzt soll nicht Krankenpfleger sein, sondern Hilfe bringen, soweit das nach menschlichem Wissen möglich ist.

Ich habe keine Veranlassung, hier auf die Frauenfrage näher einzugehen, deren Ziele ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein mögen; aber eins glaube ich, im Gegensatz zu Herrn Professor Schweninge, aussprechen zu dürfen, nämlich daß sich von den vielen zur Verfügung stehenden Berufszweigen der ärztliche Beruf am wenigsten für die Frau eignen wird. Schon das Studium und später noch mehr die Thätigkeit des Arztes stellen An-



forderungen, denen zartbesaitete Naturen nicht gewachsen sind; das Nervensystem der Frau hat aber keine besondere Widerstandsfähigkeit, denn jeder erfahrene Arzt weiß, daß gerade die funktionellen Störungen des Nerven- und Seelenlebens bei dem weiblichen Geschlecht unendlich viel häufiger auftreten als beim Manne, obwohl dieser im Kampf um das Dasein gewöhnlich viel größeren Schädlichkeiten ausgesetzt ist. Ferner ist noch zu bedenken, daß das Studium der Medizin bei der Überfüllung des ärztlichen Standes kaum noch als ein Brotstudium anzusehn ist. Krankenkassen und ärztliche Vereine, diese mit ihren nicht immer ganz einwandfreien Satzungen, sorgen dafür, daß gerade in den großen Städten, die für Frauen hauptsächlich in Betracht kommen würden, schon jetzt dem jungen Arzte der Anfang recht schwer gemacht wird. Der „weibliche Doktor“ wird aber noch mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und es läßt sich daher die Annahme nicht von der Hand weisen, daß das zum Studium erforderliche hohe Anlagekapital der Frau in jedem andern Beruf eine sichrere Existenz schaffen dürfte, als gerade in der Medizin.

Der Bericht nun, den die „Berliner Neuesten Nachrichten“ über die Plauderei des Herrn Schweningen in München bringen, ist so merkwürdig, daß man den Inhalt für unglaublich halten würde, wenn nicht bei den Beziehungen jener Zeitung ein Irrtum völlig ausgeschlossen wäre. Man kann nur annehmen, daß der Herr Professor in München, wo nach seiner eignen Äußerung seine ärztliche Wiege gestanden hat, infolge der auf ihn einströmenden Erinnerungen geistig nicht besonders disponirt gewesen ist. Wenn diese Herrn Schweningen zweifellos sehr wohlgesinnte Zeitung am Kopf ihres ausführlichen Berichts die Auseinandersetzung mit dem anwesenden Professor Soxhlet besonders hervorhebt, so verstehen wir das am allerwenigsten, denn was der Geheimrat gegen Soxhlet über die Kinderernährung vorgebracht hat, das war der Kampf der Finsternis gegen das Licht! Schroffer als sonst müssen dem Vortragenden in München die Worte über die Lippen gesprudelt sein. Sehr scharf wurde wieder die Schulmedizin mitgenommen und dazu die armen Ärzte, die unter Umständen ärgere Pfücher sein sollen als die Heilfundi gen, die sonst dafür ausgegeben werden. Wir wollen mit dem Herrn Geheimrat nicht rechten wegen dieses Ausspruches, der jedenfalls bei allen gewerbsmäßigen Kurpüchern die vollste Billigung finden wird; denn ihr Geschäft bringt es ja mit sich, die approbirten und unter Staatsaufsicht ausgebildeten Ärzte in den Augen des Publikums möglichst herabzusetzen. Aber schön ist es nicht, so von Kollegen zu sprechen, besonders wenn keinerlei Veranlassung zu einem solchen Ausfall vorliegt! Pfücher kommen allerdings auch unter den Ärzten vor, und Pfücher sind alle die zu nennen, die den Boden der exakten Wissenschaft verlassen haben, über die Grenzen des Wissens hinausgehen und vorgeben, alles heilen zu können!

Wir hören ferner, daß der Herr Geheimrat schon durch den in München genossenen medizinischen Unterricht skeptisch gesinnt wurde, denn was der eine Professor als seine heiligste Überzeugung vorgetragen hatte, sei später von einem andern oft genug als Unsinn erklärt worden. Die Lehre von den Bazillen als Krankheitsursache habe sich in den letzten Jahren ungewöhnlich entwickelt, ohne daß die Dinge schon genügend erforscht worden seien, und die Furcht vor den Bazillen stehe in gar keinem Verhältnis zu dem stolzen Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ Interessant sind auch die Mitteilungen über Morphiumsucht, und wir erfahren mit anerkennenswerter Offenheit, daß der berühmte Arzt des Fürsten Bismarck einer Familie angehört, in der viele Mitglieder an Morphium zu Grunde gegangen sind. Wenn er aber behauptet, daß die Morphiumsucht nur von Ärzten veranlaßt worden sei und noch heute befördert würde, so ist das eine Behauptung, die als direkte Unwahrheit nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann.

Schreiber dieses hat in früheren Jahren als Leiter einer Nervenheilanstalt viel mit Morphiumentziehung zu thun gehabt und der Entstehung der einzelnen Fälle sorgfältig nachgeforscht, wobei er zu der Überzeugung kam, daß nur in einem kleinen Prozentsatz der Fälle ärztliches Verschulden festzustellen war. Dem Kollegen freilich, der seinen Patienten die Morphiumspritze in die Hand giebt und ein beliebig zu erneuerndes Rezept verschreibt, darf der Vorwurf eines Verbrechens gemacht werden, aber diese Voraussetzungen treffen glücklicherweise nur selten zu. Unter etwa hundert Morphiumentranken kenne ich nur drei Fälle, wo den Arzt ein direktes Verschulden trifft, und einer dieser Fälle hatte sich noch dazu im Auslande zugetragen. „Ohne Morphium möchte ich kein Arzt sein“ — so sagte einmal ein alter hochgeschätzter Praktiker! Der gesunde Mensch weiß nicht, was körperliche Schmerzen sind; wer aber als Arzt fast täglich beobachten kann, zu welchen unerträglichen Qualen wir armen Sterblichen verdammt sein können, der wird auch den Segen des Morphiums zu schätzen wissen. Wenn unter mehreren tausend Chloroformnarkosen ein Todesfall eintritt, so wird man deswegen dieses Mittel ebenso wenig aus dem Arzneischatz streichen wie das Morphium, weil ihm jährlich eine Anzahl charakterloser und entnervter Menschen zum Opfer fällt. Für mich wenigstens ist es auch nicht zweifelhaft, daß, abgesehen von den Unglücklichen, die wegen immerwährender Schmerzen Trost und Vinderung suchen, nur schwache und verweichlichte Charaktere dem Morphium unterliegen können. Die Schuld für diese Krankheit trifft also keinesfalls die Ärzte, die es wahrlich an Vorsicht nicht fehlen lassen. Will man einen Sündenbock haben, dann soll man ihn bei jenen Dunkelmännern suchen, die aus der krankhaften Leidenschaft ihrer Mitmenschen ein Geschäft machen und ohne ärztliches Rezept das Morphium zu teuern Preisen verkaufen. Leider sind diese Leute nur selten zu fassen, denn ein Morphinist wird seinen Lieferanten niemals verraten, in der Voraus-

setzung, daß er ihn möglicherweise später noch einmal nötig haben könnte. Noch auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen, der für die Verbreitung der Morphiumsucht nicht unwesentlich ist, nämlich auf den Proselytismus. Ich kannte Kranke, die im seligen Morphiumdusel mit der Spritze in der Hand zu allen Freunden und Bekannten umhergingen, um auch ihnen ein Nirwana zu bereiten; und es kommt leider nicht so gar selten vor, daß der Mann seine Frau und noch andre Familienmitglieder dem Gift in die Arme führt.

Mehr als eigentümlich klingen auch die Auslassungen des Herrn Geheimrats über die „Diagnosen,“ die er anscheinend für ganz überflüssig hält. Wenn er damit nur sagen will, daß auf das Diagnostizieren vielfach ein größeres Gewicht gelegt wird als auf das Heilen der Krankheiten, so muß man ihm recht geben, denn in der That machte es schon vor achtzehn Jahren auf uns junge Studenten einen wenig erhebenden Eindruck, wenn über die Diagnose stundenlang gesprochen wurde, während der Therapie oft nur wenige Worte gewidmet wurden. Daß es in der Praxis auf eine subtile, wissenschaftliche Diagnose nicht immer ankommt, und daß durch eine zu pedantische Untersuchung dem Patienten oft mehr geschadet wird, soll ebenfalls nicht in Abrede gestellt werden; man darf aber nicht vergessen, daß im allgemeinen eine erfolgreiche Therapie erst durch die richtige Diagnose möglich wird, und daß sich der Arzt einer schweren Unterlassung schuldig machen würde, der ohne richtige Erkenntnis des Übels drauf los kurieren wollte. Wir können also mit Herrn Schweningen nur einverstanden sein, wenn er sich über die allzweifrige Diagnostiziererei lustig macht, wie sie nicht selten von Assistenten und jungen Dozenten geübt wird, die gern etwas werden wollen und nun einen Paradefall nach dem andern in der medizinischen Presse breit treten. Der Herr Geheimrat greift aber nicht nur die Berechtigung der Diagnosen an, er versteigt sich auch zu der Behauptung, daß die wissenschaftlichen Männer um 20 Prozent mehr falsche Diagnosen stellen als die unwissenschaftlichen! Wenn ich diese Worte nicht schwarz auf weiß in einer wohlunterrichteten Zeitung gelesen hätte, dann würde ich sie nicht für möglich halten. Das Diagnostizieren ist eine Kunst, in der der moderne Arzt weit vorgeschritten ist; freilich kommen auf dieser unvollkommenen Welt überall Irrtümer vor, und nicht selten werden auch dem gewiegtesten Arzt manche Erscheinungen an seinen Kranken dunkel bleiben, aber wir dürften glücklich sein, wenn wir nur alle richtig erkannten Krankheiten auch wirklich heilen könnten! Glaubt der Herr Professor über seine Wissenschaft und den Stand, dem er selbst angehört, immer nur absprechend urteilen zu müssen, dann soll er sich wenigstens an das halten, was wirklich tadelnswert ist!

Seine Äußerungen über „Diagnosen“ decken sich übrigens ganz mit den Ansichten, die Herr Schweningen vor einigen Jahren in einem längern Gespräch mir gegenüber entwickelt hat. Schon damals hörte ich, daß er auf eine präzise Diagnose gar kein Gewicht lege, und auf meine Frage, ob er denn

zum Beispiel eine Patientin, deren Krankheits Symptome möglicherweise auf eine bösartige Unterleibsgeschwulst hinwiesen, gar nicht speziell daraufhin untersuchen würde, antwortete er mir: „Nein, das würde ich nicht thun, denn ändern ließe sich dadurch nichts, von einer Operation erhoffe ich in solchen Fällen keinen Vorteil, und für die nötigen Verordnungen über Diät, Lebensweise, Bäder — wie sie zu einer Verbesserung des Blutes und der Säfte nötig sind — finde ich in den Allgemeinsymptomen der Patientin schon Anhaltspunkte genug.“ Es war kurze Zeit nach der Hamburger Choleraepidemie, als diese Unterredung stattfand, und natürlich kamen wir auch auf die soeben erloschene Seuche zu sprechen. Schon damals machte sich in den Worten des Professors eine starke Verachtung der ganzen Bazillentheorie bemerkbar, wie er das auch kürzlich in München auf das schärfste betont hat. Die Bazillenfurcht, so sagte er mir, ist ein Unsinn, denn gesunden Menschen thun sie nichts; die Epidemie in Hamburg ist nicht eingeschleppt worden, sondern durch örtliche und individuelle Disposition entstanden, sie ist wegen Anhäufung dieser Disposition lawinenartig angeschwollen und ebenso schnell erloschen, nachdem alle für das Gift empfänglichen Menschen gestorben waren.

Herr Geheimrat Schweningen gehört auch — wenn wir nicht sehr irren — dem Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt als außerordentliches Mitglied an; vielleicht läßt er sich herbei, seine in München entwickelte Bazillentheorie auch einmal in Form eines Plauderstündchens den wohl nur aus „Kochianern“ bestehenden ordentlichen Mitgliedern des Amtes vorzutragen, denn das würde eine ebenso scharfe wie erheiternde Debatte geben, aus der wir gewöhnlichen Sterblichen viel lernen könnten. Eine mäßige Opposition gegenüber den Behauptungen der Herren Bakteriologen würde vielfachen Anflug finden; wenn aber Herr Schweningen in München die Bazillen nicht Feinde, sondern Freunde der Menschheit genannt hat, dann dürfte er mit dieser Anschauung wohl glänzend isolirt dastehen. Treffend war denn auch der aus der Mitte der Zuhörerschaft erfolgte Zuruf: „Nun, dann wollen wir Ihnen die Bazillen schenken.“

Wir glauben, daß die über alle Grenzen hinausgehende Bedeutung, die die Vertreter der Bakteriologie für ihre noch junge Wissenschaft in Anspruch nehmen, bei Klinikern und Ärzten nicht überall Beifall findet, und wenn man an dem Grundsatz festhält, daß die Bescheidenheit ein sicheres Attribut der Weisheit zu sein pflegt, dann ist zu dieser reservirten Haltung Grund genug vorhanden, denn die Herren Bakteriologen pflegen ein Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, das auf denkende Menschen nicht immer den besten Eindruck macht. Der mit dem Kochschen Tuberkulin getriebne Humbug ist noch unvergessen. Man darf wohl sagen, daß niemand dem ärztlichen Stand in den Augen des Publikums eine so tiefe Wunde geschlagen hat, wie Herr Koch mit seiner so vorschnell in die Welt geschickten Entdeckung, der jetzt wohl nur noch ein gewisser historischer Wert beizumessen ist, obwohl das Mittel erst kürzlich



wieder mit neuen Versprechungen und in neuer Form in den Handel gebracht worden ist. „Wenn so etwas geschieht am grünen Holz, was wird erst am dürren sein,“ so schrieb damals eine vielgelesene Zeitung!

Nun, die Serumtherapie der letzten Jahre scheint sich ja behaupten zu wollen, und man neigt immer mehr der Ansicht zu, daß wenigstens Herr Behring mit seinem Diphtherieheilserum eine große Entdeckung gemacht hat; freilich muß erst noch durch jahrelange Statistik bewiesen werden, daß die geringere Sterblichkeit bei der Diphtherie wirklich nur durch das Heilserum veranlaßt worden ist, und ob wir jetzt nicht in einer Zeit leben, wo die Epidemien an und für sich leichter auftreten. Alles in allem ist also zuzugeben, daß der vorläufig noch in den Kinderschuhen stehenden Bazillenwissenschaft die Bedeutung noch nicht beigelegt werden kann, die die Herren Bakteriologen mit großem Selbstbewußtsein für sich in Anspruch nehmen, und man kann es verstehen, daß Schweninger gegen die Bazillenfurcht zu Felde zieht, die ja recht merkwürdige Blüten treibt. Wenn die auf Reisen befindliche Familie eines Professors der Hygiene einen Teil der Speisen in sterilisierter Form aus dem Laboratorium des Hausherrn bezieht, wie mir erzählt wurde; oder wenn im Interesse einer vornehmen Dame die ängstliche Sorgfalt des Arztes so weit ging, daß in dem modernen, bisher von Infektionskrankheiten verschont gebliebenen Hause bei Einrichtung des Wochenzimmers, neben andern Manipulationen, die Tapeten abgerissen und sogar nur sterilisierte Vorhänge und Gardinen aufgesteckt wurden, so ist das eine Bazillenfurcht, die krankhaft genannt werden darf. Etwas Kampf gegen solche Auswüchse kann nicht schaden, besonders da bei fortschreitender Angst die Gefahr vorhanden ist, daß der „Schutzmann“ schließlich seine Nase auch in unsre Krankenzimmer steckt, um unsre Angehörigen im Fall einer infektiösen Erkrankung der Isolirbarade zuzuführen; aber dieser Kampf darf nicht so weit gehen, wie ihn Herr Schweninger getrieben hat. Wenn wir ihn recht verstehen, dann meinte er in seiner letzten Plauderei, daß nur die Kinder wirklich leistungsfähige Menschen werden, die im fortwährenden Kampf mit allen möglichen Bazillenarten erstarkt sind; an den dabei zu Grunde gegangnen sei nichts gelegen! Der Herr Professor schreibt also den lieben Bazillen die Rolle des Hechtes im Karpfenteiche zu, und wenn er will, daß man bei gefährdeten Kindern die Natur durch Abhaltung von Schädlichkeiten nicht unterstützen solle, so ist das nicht weit entfernt von der Handlungsweise der alten Spartaner, die ihre schwächlichen Kinder lieber gleich aussetzten, in der Voraussetzung, daß doch nichts ordentliches daraus werden würde. Leider hat aber die Sache einen Haken, der die Thätigkeit des menschenfreundlichen Bazillus in einem noch schlimmern Licht erscheinen läßt. Es ist nämlich eine unter Ärzten bekannte Thatsache, daß gerade kräftig entwickelte, vollsaftige Menschen von zahlreichen Infektionskrankheiten mit Vorliebe ergriffen werden; ich erinnere dabei nur an Scharlach, Diphtherie und andre, denen oft genug die blühendsten Kinder zum Opfer

fallen, während schwächliche verschont blieben. Auch der Brechdurchfall, jene meist im Sommer blitzschnell auftretende und oft genug tödlich endigende Krankheit, pflegt kräftige und schwächliche Kinder in gleicher Weise zu befallen, und wenn auch die vorher gesunden widerstandsfähiger sind, so weiß doch jede Mutter, wie schwer es hält, bis der früher blühende Liebling seine Kräfte wieder gefunden hat. Ich verstehe es nicht, wie Herr Geheimrat Schweningen vor solchen Thatsachen noch von einer heilsamen Wirkung der Bazillen reden kann!

Die natürlichste Ernährung der Kinder ist die Muttermilch, und wo diese fehlt, wird man einen völlig gleichwertigen Ersatz nur in Ammenmilch finden können. Eine solche Nährmutter zu halten, die natürlich auch sorgfältig ausgewählt sein muß, ist aber mit Unzuträglichkeiten verbunden und ein Luxus, den sich der weniger gut situierte Teil unsrer Mitmenschen nicht leisten kann; dann erst kommt die Kuhmilch in Betracht, die aber immer noch allen gepriesenen künstlichen Surrogaten weit überlegen ist. Leider ist nur die Milch nicht immer keimfrei und um so leichter infiziert, je weiter sie herbeigeschafft werden muß; die Gefahr ist also in großen Städten besonders groß. Was ich hier sage, steht so fest wie das Einmaleins, und wenn ich so bekannte Wahrheiten anführe, dann geschieht das nur, um gegen Herrn Schweningen zu betonen, daß gerade der Soxhlet als eine segensreiche Erfindung zu betrachten ist, die in den Augen des Publikums nicht herabgesetzt werden darf. Soll einmal getadelt werden, dann kann man vielleicht ihm und ähnlichen Apparaten den Vorwurf machen, daß durch zu starkes Kochen die Milch etwas an Nährwert verliert; an der Thatsache selbst darf aber nicht gerüttelt werden, daß durch die Soxhleische Erfindung die Gefährlichkeit der Kuhmilchernährung für Säuglinge ganz bedeutend verringert worden ist.

Interessant gestaltete sich die Debatte über diesen Gegenstand. Auf die Frage: „Mit was soll der Neugeborene ernährt werden?“ antwortet Herr Schweningen: „Mit Kuhmilch, aber nicht mit Soxhlet. Mit Ammenmilch? Nein! Was ich gegen den Soxhlet habe? Nicht viel, aber gegen den Wahnsinn alles.“ Herr, dunkel ist der Rede Sinn, kann man bei dieser letzten Antwort nur sagen, die einer Pythia Ehre machen würde! Dem im Saale anwesenden Professor Soxhlet, der auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, den Kindern keimfreie Milch vorzusetzen, wirft er vor, daß ja nicht jede unreinigte Milch Bakterien erzeuge, und daß mit dem Soxhlet doch keine bessere Generation erzielt würde! Auf die Entgegnung, daß man doch nicht jeder Milch vorher ansehen könne, ob sie vergiftet sei oder nicht, versteigt sich der Herr Geheimrat zu den Worten: „Lieber einmal vergiftete Milch geben, als immer mit dem Soxhlet kochen.“

Es verlohnt sich nicht, auf solche Äußerungen noch näher einzugehen, die schon ein Fachblatt als völlig undiskutierbar bezeichnet hat.





gestoßen, daß er hier die Arbeit von je zwei Männern, eines ältern Verfassers und eines jüngern Überarbeiters, vor sich hat, und der Bearbeiter erwähnt von Zeit zu Zeit seine Quellen. Daß man nun über diese mannigfachen Zusammensetzungen und Überarbeitungen Hypothesen aufstellt, dagegen habe ich, obwohl es eine recht aussichtslose Arbeit ist, natürlich nichts einzuwenden; hingegen weise ich solche Hypothesen entschieden ab wie die, daß die Priester, die nach 2. Könige 22 und 2. Chronik 34 unter der Regierung des Königs Josias das unter den Heidengreueln seiner Vorgänger verschollne Gesetzbuch in der Schatzkammer des Tempels entdeckt haben, daß diese Priester es verfaßt haben sollen und die Wiederauffindung nur eine Komödie gewesen sein soll. Mit dieser geistreichen Hypothese wäre die Gestalt des Moses aus der Weltgeschichte gestrichen, dieses gewaltigsten und mildesten aller Männer, der die Feinde Gottes wie Gewürm zertreten und sein Volk in seinen Armen und an seinem Herzen getragen hat, wie eine Mutter ihr Kindlein trägt, und der der Urheber oder Vermittler der merkwürdigsten Gesetzgebung aller Zeiten gewesen ist. Langweilig und uninteressant ist die Bibel auch in ihrem trockensten Teile nicht, dem Gesetze, das, wie es einem einheitlichen ungespaltnen Volksgeiste geziemt, das Moralische, das Bürgerliche, Polizeiliche und Strafrechtliche, das Rituelle und Liturgische in eins verschmilzt. Der Knabe hat die Beschreibung der Stiftshütte und die Aufzählung der reinen und unreinen Tiere mit neugieriger Verwunderung gelesen, der Mann erkennt ihre kulturgeschichtliche Bedeutung und bewundert die Weisheit des Gesetzgebers. Das großartige daran aber ist die Humanität, die von keiner Gesetzgebung späterer Zeiten erreicht worden ist. „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten. Der siebente Tag aber ist die Ruhe des Herrn deines Gottes. An ihm sollst du kein Werk verrichten, weder du, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht und deine Magd, noch dein Ochs, Esel und sonstiges Zugvieh, noch der Fremdling, der in deinen Mauern weilt, auf daß dein Knecht und deine Magd Ruhe haben, wie du selbst; gedenke, wie auch du ein Sklave gewesen bist im Lande Ägypten, und wie dich der Herr dein Gott mit starker Hand und ausgestrecktem Arm herausgeführt hat; deswegen hat er dir befohlen, daß du den Tag des Sabbath's beobachtest. Der Herr, euer Gott, ist der Götter Gott und der Herr der Herrschenden, der große, mächtige und furchtbare Gott, der nicht auf den Stand der Person sieht, noch Geschenke annimmt, der Recht schafft der Waise und der Witwe, den wandernden Fremdling liebt, ihm Speise und Kleidung giebt; so sollet auch ihr den Fremdling lieben, wie ihr denn selbst Eingewanderte gewesen seid im Lande Ägypten. Du sollst nicht das Recht des Fremdlings und des Waisenkind's verkehren, noch das Kleid der Witwe pfänden; gedenke, daß du als Knecht gedient hast in Ägypten, und der Herr dein Gott dich daraus errettet hat; deswegen befehle ich dir, daß du so handelst. Wenn du die Frucht deines Ackers erntest, sollst du nicht alle Ecken abmähen, noch die liegen gebliebenen Ähren auflesen; und hast du eine Garbe vergessen, so sollst du nicht zurückkehren, sie zu holen; sondern sollst das dem fremden Wanderer, der Witwe und der Waise lassen. Wenn du Oliven geerntet hast, sollst du nicht zurückkehren, die einzelnen auf den Bäumen zurückgebliebenen Früchte zu holen; dem Wanderer, der Witwe, der Waise sollst du sie lassen. Wenn du deinen Weinberg abgeerntet hast, sollst du nicht zurückkehren, die hängen gebliebenen Trauben zu lesen; dem Fremdling, der Witwe, der Waise gehören sie. Gedenke, daß auch du als Knecht gedient



hast in Ägypten, deswegen gebiete ich dir, so zu handeln. — Wenn du den Weinberg deines Freundes betrittst, magst du darin Trauben essen, so viel dir beliebt, nur mitnehmen darfst du keine. Wenn du durch die Saaten deines Freundes wandelst, magst du Ähren abreißen und mit der Hand zerreiben, aber mit der Sichel darfst du nichts abmähen. Nach der Ernte sollst du den Zehnten geben dem Leviten (dem geistigen Arbeiter), der Witwe und der Waise, daß sie essen in deinen Thoren und satt werden. Hast du einen hebräischen Knecht gekauft, so soll er im siebenten Jahre frei sein ohne Lösegeld; und nicht leer darfst du ihn ziehen lassen, sondern wirst ihm Zehrung geben von der Herde, von der Tenne und von der Kelter, womit dich der Herr gesegnet hat. Hat jemand seinem Knecht oder seiner Magd ein Auge ausgeschlagen, so soll er sie freigeben; ebenso, wenn er ihnen einen Zahn ausgeschlagen hat. Einen Sklaven, der sich zu dir flüchtet, darfst du seinem Herrn nicht ausliefern. — An Armen wird es niemals fehlen in dem Lande, da du wohnst, deshalb gebiete ich dir, daß du deine Hand aufthust deinem bedürftigen Bruder, der mit dir im Lande weilt, sodaß er nicht Not zu leiden und nicht zu betteln braucht. — Wenn du wider eine Stadt zu Felde ziehst, wirst du ihr zuerst den Frieden anbieten. Öffnet sie dir ihre Thore, so soll das ganze Volk, das darin wohnt, am Leben bleiben und dir tributpflichtig sein. Steht eine Schlacht im Kriege bevor, so sollen die Anführer jeder Abteilung rufen: Wer ist unter euch, der sich ein neues Haus gebaut und es noch nicht eingeweiht hat? Er kehre zurück in sein Haus, daß er nicht etwa falle in der Schlacht und ein anderer es einweihe! Wer ist unter euch, der einen Weinberg gepflanzt und ihn noch nicht dem Gebrauch übergeben hat? Er kehre zurück, daß er nicht etwa falle in der Schlacht und ein anderer seines Amtes walte! Wer ist unter euch, der sich eine Gattin verlobt und noch nicht heimgeführt hat? Er kehre zurück, daß er nicht etwa falle in der Schlacht, und ein anderer sie heimführe! Wenn du eine Stadt längere Zeit belagerst, so sollst du die Frucht bäume der Umgegend nicht fällen und die Landschaft nicht verwüsten; ist doch der Baum ein Holz und nicht ein Mensch, und kann die Zahl deiner Feinde nicht vermehren; Bäume, die keine eßbaren Früchte tragen, magst du fällen, um Belagerungsmaschinen daraus anzufertigen. (In den ewigen Fehden der italienischen Städte unter einander während des Mittelalters war die barbarische Verheerung des Landes durch Anzünden und Niederhauen der Frucht bäume und Weinstöcke stehender Brauch.) — Du sollst deinem Bruder nicht den obern oder den untern Mühlstein pfänden, denn den hat er zum Leben nötig. Willst du von deinem Bruder etwas zurückfordern, was er dir schuldet, oder dir ein Pfand holen, so darfst du sein Haus nicht betreten, sondern mußt vor der Thür stehen bleiben und warten, bis er dir das Verlangte herausbringt. Ist er aber arm, und hast du ihm sein Obergewand gepfändet, so wirst du es ihm vor Sonnenuntergang zurückbringen, denn er braucht es, um sich des Nachts darein zu hüllen; damit er dich segne, und du vor dem Herrn, deinem Gott, gerecht erscheinst. — Wenn die Richter einen Mann zu Schlägen verurteilen, so sollen sie die Zahl der Schläge nach der Schwere des Vergehens abmessen, so jedoch, daß die Zahl vierzig nicht überschritten wird, damit dein Bruder nicht schimpflich zerfleischt von dir gehe. — Wenn du ein Vogelneft ausnimmst, so sollst du nicht mit den Kindern auch die Mutter nehmen, sondern sollst dich mit den Eiern begnügen und die brütende Mutter frei lassen. Du sollst das Vöcklein nicht kochen in der Milch seiner Mutter.“ Sieht man von

einigen nach heutigen Begriffen barbarischen Kriegsbräuchen ab, die den Israeliten schlechterdings gestattet werden mußten, wenn sie nicht gleich nach ihrer Einwanderung in Palästina untergehen sollten, so darf man wohl fragen: wo wäre seitdem ein von gleich humanem Geiste bejeeltes Gesetzbuch entstanden?

Über die Humanität der Griechen braucht man sich, das eine Wunder ihrer edeln Gemütsanlage als gegeben vorausgesetzt, nicht weiter zu wundern, denn sie hatten ihr Ländchen siebenhundert Jahre lang ungestört und unvermischt bewohnt, als sie jenen Überfall der Asiaten erlitten, den sie siegreich zurückschlugen, und worin sie sich ihrer Eigenart erst recht bewußt wurden. Aber woher kam sie den Hebräern, die als winziger Stamm in jenem Vorderasien wohnten, wo auf allen Anhöhen grausamen Götzen blutige Opfer geschlachtet und Menschen verbrannt wurden, wo man bei allen Heiligtümern schändlich Verstümmelte traf,\*) und wo die Peinigung der Kriegsgefangnen üblich war, die wir aus assyrischen Wilderwerken kennen? Wo sollten herrschsüchtige und engherzige Priester — eine Priesterkaste ist immer herrschsüchtig und engherzig — den hochherzigen, weitherzigen, von jeder Habgucht und jedem Schachergeist freien, milden und liebewarmen Geist hergehabt haben, der aus den angeführten Vorschriften spricht? Wo sollten sie ihn hergehabt haben in der Zeit des Josias, da die assyrischen Sichelwagen schon so oft zermalmend weggegangen waren über das Land, wo die Bewohner des nördlichen Reichs längst in die Gefangenschaft fortgeschleppt waren, und das Häuflein der Juden es nur der Laune von Unterstatthaltern der Großkönige am Euphrat verdankten, daß sie vorläufig noch in ihrem Winkel hinter dem Toten Meere weilen durften? Wie konnten Priester in solcher Lage ein Gesetz erlassen, das den glücklichsten Zustand eines freien und mächtigen Volkes voraussetzt, eines Volkes, das im Andenken an selbst ausgestandne Erniedrigung und Not in der Fremde einwandernde Fremdlinge als großmütiger Beschützer aufnimmt? Wenn dieses Gesetz nicht von Moses gegeben ist, so kann es höchstens in der Glanzzeit Israels, unter David oder Salomon, entstanden sein; aber auch der Geist dieser Herrscher und ihrer Priester, die bloße Hofbeamte waren, ist nicht der Geist des mosaischen Gesetzes. Die Kritiker sagen, das Gesetz könne nicht in der Wüste gegeben sein, weil es auf ein ansässiges Volk in geordneten bürgerlichen Verhältnissen zugeschnitten sei, Gesetze aber immer nur für den gegenwärtigen, niemals für einen zukünftigen, noch gar nicht vorhandnen und darum unbekanntnen Zustand berechnet würden. Nun, der Zustand, den das mosaische Gesetz voraussetzen würde, wenn es gleich andern Gesetzbüchern nur eine Kodifikation der bestehenden Gesetze und Sitten wäre, dieser Zustand ist überhaupt niemals dagewesen; niemals ist z. B. die merkwürdige Einrichtung, die jeder Familie ihren Grundbesitz auf ewige Zeiten sichern sollte, das Jubeljahr, ins Leben getreten, und auch in der Realencyklopädie von Herzog und Blitt meint der Verfasser des Artikels „Sabbath- und Jubeljahr,“ die Schwierigkeiten der Ausführung lägen so auf der Hand, „daß sich eben darum dieses ganze System unmöglich als Abstraktion aus spätern Verhältnissen, vielmehr nur aus der Konsequenz des theokratischen Prinzips erklären läßt.“ Mein wahrhaftig nicht!

\*) Den Israeliten wurde die Kastration sogar beim Bleh verboten, und in der Sirtinischen Kapelle sollen heute noch Kastraten singen. Ist es wahr? Dann wäre das eine größere Schmach für das Papsttum als selbst die Marozia- und die Borgiaperiode.

Das mosaische Gesetzbuch ist keine Abstraktion aus den Zuständen des kleinen und kleinlichen Judenstaats, sondern ein Ideal, das bestimmt war, allen Völkern aller Zeiten zu leuchten, und das doch zugleich in seinen untergeordneten Bestimmungen als bürgerliches und kirchliches Gesetzbuch den Bedürfnissen des kleinen Volkes genüge, dem die Ehre zuteil ward, es den Kulturvölkern der Zukunft übermitteln zu dürfen.

Man wende gegen den Preis der Humanität des Mosaismus nicht ein, daß auch inhumane Bestimmungen darin vorkommen, wie z. B. Deuteron. 25, 12 und das oft wiederholte Gebot der Ausrottung der göhendienerischen Urbevölkerung Palästinas, das, nebenbei gesagt, in der Zeit des Josias, wo vielmehr dem Reste der Israeliten die Gefahr der Ausrottung drohte, geradezu lächerlich gewesen wäre. Solche Inhumanität war notwendig, wenn Humanität begründet werden sollte. Zunächst bedenke man nur, daß die ganze Weltgeschichte bis zum Ende der napoleonischen Kriege eine beinahe ununterbrochene Menschenschlächterei gewesen ist, daß kein Volk vor Ausrottung sicher war, das sich nicht entschließen konnte, selbst andre auszurotten, daß sich demnach auch ein zum Kultur- und Humanitätsträger bestimmtes Volk auf keine andre Weise behaupten konnte, und daß diesem Zustande in unserm Jahrhundert nicht die moderne Humanität ein vorläufiges Ende gemacht hat, sondern die moderne Technik in Verbindung mit dem Umstande, daß einzelne Völker zu einer Zahl herangewachsen sind, die sie vor Ausrottungsversuchen sicher stellt, die kleinen und schwachen aber durch die Eifersucht der großen einigermaßen geschützt werden. Dann aber waren die Urbewohner Palästinas gleich den meisten Völkern Vorderasiens Kulte ergeben, die in Kinderverbrennung und Unzucht bestanden, und es wäre ganz unmöglich gewesen, in einem mit diesen Völkern durchsetzten Volke eine reinere und höhere Kultur zu pflanzen. Aus diesem Grunde mußten auch Schamlosigkeiten und geschlechtliche Vergehungen, die Hinneigung zu den Unsitten der umwohnenden Heiden verrieten, mit unerbittlicher Strenge bestraft werden. In der That ist ja nun das Ausrottungsgebot ebenso wenig erfüllt worden wie das der strengen Absonderung, und die Heidengreuel haben in beiden Reichen bis zu Ende geherrscht, sodas auch in dieser Beziehung, wie schon bemerkt wurde, das mosaische Gesetz nichts weniger ist als eine Kodifikation oder ein Spiegelbild herrschender Sitten und Zustände.

Auch die Könige mit Einschluß derer, die zu den Heiligen des Alten Bundes gerechnet werden, sind keine Verkörperungen des mosaischen Sittlichkeitsideals gewesen. Aber eben darin besteht ihr litterarischer, historischer und — sittlicher Wert. Die heutige pädagogische Weisheit bietet der Jugend und dem Volke in den für diese Erziehungsobjekte bestimmten Unterhaltungsschriften frisirte Puppen und unmögliche Tugendhelden dar, die einem gesunden Magen widerstreben und solchen Lesern, die daran glauben, die furchtbare, verwirrende und mitunter vernichtende Enttäuschung durch die ganz anders geartete Wirklichkeit bereiten. Die Königsbücher bieten Menschen dar, wie sie zu allen Zeiten sind, in der besondern Färbung, die ihre Stellung als kleine asiatische Despoten, Höflinge und Feldherrn verleiht; sie stellen sie dar — was wiederum höchst wunderbar und ein schlagender Beweis für die Echtheit und Treue der Zeichnung ist — ohne eine Spur von orientalischem Schwulst, orientalischer Phantastik und orientalischer Übertreibung: nicht ein Strich ist zu viel. Man lese doch z. B. 2. Sam. 3, wie der Sohn Sauls dem Abner

Vorwürfe macht, daß er ein Nebzweib des verstorbenen Königs besucht habe, und Abner antwortet: Bin ich denn ein Hund, daß du mich wegen eines Weibes beschuldigst? Mich, der ich deines Vaters Hause Barmherzigkeit erwiesen und dich nicht in die Hände Davids ausgeliefert habe? Gott soll mir dies und das thun, wenn ich nicht jetzt nach dem göttlichen Spruch das Königreich dem Hause Sauls nehme und auf David übertrage! Ober im neunzehnten Kapitel die Klage Davids um den gefallnen Absalom und was Joab dazu sagt: „Du hast heute mit Scham- und Bohnröte übergossen das Antlitz aller deiner Knechte, die dir, deinen Kindern und deinen Weibern das Leben gerettet haben; du liebst, die dich hassen, und du hassst, die dich lieben, und zeigst, daß dir an deinen Feldherren und an deinen Knechten gar nichts liegt, und daß es dir ganz recht wäre, wenn wir alle umgekommen wären und nur dein Absalom lebte: stehe jetzt auf, gehe hinaus, rede zu deinen Knechten und besänftige sie; denn ich schwöre dir, daß, wenn du dies nicht thust, diese Nacht auch nicht einer bei dir bleibt, und das, was dir bevorsteht, schlimmer sein wird als alles, was seit deiner Jugend über dich gekommen ist. Da stand der König auf und setzte sich ins Thor.“ Ich hätte eine beliebige andre Charakterschilderung oder Episode herausgreifen können; alles, was man da liest, macht den Eindruck von Photographien oder Kinetographen.

Man hat David natürlich auch die Psalmen abgesprochen, nicht bloß einige, sondern alle. Aus welchen äußern Gründen, weiß ich nicht, es ist mir gleichgiltig; aber innere Gründe vermag ich nicht anzuerkennen. Warum sollte der Mann, den die Königsgeschichten darstellen, nicht von der tiefen Religiosität, dem unerschütterlichen Glauben und Gottvertrauen und dem heißen Verlangen nach Verherrlichung Gottes erfüllt gewesen sein, die aus den Psalmen sprechen? Was stünde dem im Wege? Seine Blutthaten und seine Rachsucht? Aber sind etwa die Inquisitoren aus dem Dominikanerorden, die Albigenserschlächter und die Puritaner Lämmer gewesen? Oder seine Schlaueit und Treulosigkeit? Aber haben nicht so ziemlich alle berühmten Staatsmänner, die frommen nicht ausgenommen, dem Ideal Machiavellis entsprochen? Oder seine Weiber? Aber haben Karl der Große, Ludwig XIV. und andre fromme Fürsten nicht auch viele Weiber geliebt? Übrigens war David nicht verhärtet, und soweit seine eignen Interessen nicht ins Spiel kamen, vom lebhaftesten Gerechtigkeitsgefühl beseelt, wie seine Antwort auf die Parabel des Propheten Nathan und seine Zerknirschung nach dem „du bist der Mann“ beweisen. Daß er einen Gottesdienst einrichtete, dessen Hauptbestandteil sinnvolle Gefänge bildeten, gereicht ihm zu unsterblichem Ruhme; Asien machte damit denselben Fortschritt wie Europa durch die „Geburt der Tragödie“ aus dem Dionysoskultus. Tendenzlos ist die Erzählung freilich nicht, denn die Könige, die Jehovah treu waren, werden gelobt, die götzendienerischen werden getadelt — er that Böses vor dem Herrn, heißt es von jedem solchen —, und die Unfälle, die die bösen Könige, ihre Familien und ihre Staaten trafen, werden als Strafen Gottes dargestellt. Aber die Tendenz beschränkt sich auf die Beifügung dieser Urteile zu der im übrigen wahrheitsgetreuen und unverfälschten Geschichtserzählung. Diese ist offenbar nichts andres als eine wahrscheinlich abgefürzte aber sonst wortgetreue Abschrift der amtlichen Annalen, und die Zusätze hat der fromme Bearbeiter gemacht, ohne an seiner Vorlage sonst noch etwas zu ändern.



Ein Erzeugnis der Priesterschaft kann das Gesetzbuch samt der Patriarchengeschichte schon darum nicht sein, weil die Priester, wie schon bemerkt wurde, Hofbeamte waren, und der Geist des Gesetzbuchs nicht in ihnen, sondern in den Propheten lebte. Diese dem Judenvolke ausschließlich eignen wunderbaren Männer lebten, je nachdem der Hofwind wehte, entweder als Einsiedler, in Tierfelle gehüllt, in Einöden, gehaßt und geheßt, bis sie in Kerkeren endeten oder eines gewaltigen Todes starben, „deren die Welt nicht wert war,“ wie der Hebräerbrief sagt, oder als hochgeehrte Ratgeber der Könige, die sie „mein Vater“ anredeten. Elias ward abwechselnd verfolgt und von der Hofgunst bestrahlt. Ahab, ein schwachmütiger Mann, der zwischen der Furcht vor Gott und der Furcht vor seinem phönizischen Weibe schwankte, ließ sich wohl auch mitunter von Neve erschüttern und aus dem Munde des Propheten der göttlichen Verzeihung versichern, aber im allgemeinen hörte er doch lieber die Schmeichelstimmen der Lügenpropheten als die Strafreden der Propheten des Herrn. Es ist noch ein Prophet übrig, durch den wir Jehovah befragen könnten, antwortet er dem frommen König Josaphat von Juda auf einem Kriegszuge, aber ich hasse den Mann, weil er mit niemals etwas Gutes, sondern immer Ubles verkündigt.

Am vollkommensten lernt man das Prophetentum in seinem größten Vertreter kennen. Nachdem eine tiefere Gotteserkenntnis durch die kindlichen aber würdigen Vorstellungen der Patriarchenzeit vorbereitet worden war, enthüllte sich Gott dem Moses als der, der da ist, der keinen Eigennamen hat wie die Heidengötter, die gar keine Götter sind, weil er der Seiende ist, das, was von Ewigkeit allein wirklich und wahrhaft ist, und von dem alles ausgeht, was sonst noch vorhanden ist; enthüllte sich als den allmächtigen und allwissenden Schöpfer und Herrn aller Dinge und als den gerechten und heiligen Lenker der menschlichen Schicksale. Salomo hat dann bei der Tempelweihe gebetet: Wenn die Himmel, und die Himmel der Himmel dich nicht fassen, wie könnte dieses Haus dich fassen, das ich gebaut habe? Diesen Gottesbegriff hat Jesaja nach allen Seiten hin entwickelt, und die Philosophen und Theologen, die nach ihm gekommen sind, haben am Gott des Jesaja nichts wesentliches zu ändern vermocht, sodaß auch der Gebildete unsrer Tage nur die Wahl hat zwischen dem Gott des Jesaja und dem Atheismus. Natürlich verwarfen die Propheten nicht grundsätzlich den Opierkult, denn ohne solchen wäre in jener Zeit ein Kult überhaupt nicht möglich gewesen, und ohne Kultus hätte das Prophetenwort keinen Anknüpfungspunkt gefunden, aber sie verkündigten nachdrücklich, daß der Kult nur eine symbolische Bedeutung habe, daß er ganz sinn- und wirkungslos sei, wenn die Gesinnung fehle, die er sinnbilden solle. Hört das Wort des Herrn, ihr Sodomsfürsten, vernimm das Gesetz unsers Gottes, Gomorrhavolk, ruft Jesaja. Wozu soll mir die Menge eurer Opfer? Ich bin voll davon. Eure Brandopfer, und das Fett des Mastviehs, und das Blut der Stälber, Lämmer und Böcke mag ich nicht. Euer Weihrauch ist mir ein Greuel! Eure Neumonde, Sabbathe und Feste ertrage ich nicht länger, meine Seele haßt sie, sie verursachen mir Pein. [In allen diesen wunderbaren Prophetenreden verschmelzen der Geist Gottes und die Seele des Propheten zu einem Wesen.] Denn eure Versammlungen sind ungerecht. Mögt ihr eure Hände zu mir emporstrecken, ich wende meine Augen ab, mögt ihr eure Gebete vervielfältigen, ich erhöhe euch nicht, denn eure Hände sind voll Blut! Wascht euch, reinigt euch, tilgt eure bösen Gedanken, hört auf schlecht zu handeln,

lernet wohlthun, suchet die Gerechtigkeit, kommt dem Unterdrückten zu Hilfe, schaffet Recht der Waise, verteidigt die Witwe — und dann kommt, und rechtet mit mir: mögen eure Sünden rot sein wie Scharlach, weiß wie der Schnee sollt ihr werden. Wehe euch, die ihr Haus an Haus reiht, und Acker an Acker bis an die Grenze, wollt ihr denn allein wohnen im Lande? Wehe euch, die ihr des Morgens aufsteht um euch zu berauschen und bis in die Nacht hinein zu trinken! Die ihr sagt: Laßt uns essen und trinken, morgen werden wir tot sein! Die ihr mit lallender Zunge des Propheten spottet: Immer nur befehlen, lehren, lehren, harren [auf die Erfüllung der Drohungen und Verheißungen], harren, harren! Wehe euch, die ihr ungerechte Gesetze erlasset, um die Armen im Gericht zu unterdrücken, und der Sache der Niedrigen meines Volkes Gewalt anzuthun, sodas Witwen und Waisen ihre Beute werden!

Weil sich das Volk zu diesem wahren und reinen Gottesdienst, den das Wesen Gottes fordert, nicht aufzuraffen vermag, muß es im Elend umkommen. „Wohin soll ich euch noch schlagen? Jedes Haupt ist krank, jedes Herz voll Betrübniß. Von der Fußsohle bis zum Scheitel nichts als Blut und Wunden, Striemen, die niemand mit Öl lindert, verbindet und heilt. Wegführen wird der Herr von Jerusalem jeden Starken und Tapfern, eure Richter, Propheten und Wahrsager; alle Vornehmen, die weisen Banmeister, und die kundig sind des Zaubergeflüsters.“ Unter dem zurückbleibenden armen Haufen wird Anarchie ausbrechen, der Knabe wird sich wider den Greis, der Gemeine wider den Vornehmen erheben. Man wird einen herausgreifen und ihm sagen: Du hast noch einen ganzen Hock, sei unser Fürst! Nimm diese Trümmer in deinen Schutz! Er aber wird antworten: Ich bin kein Arzt; in meinem Hause giebt es weder Brot noch Gewand; wollet mich nicht zum Fürsten machen! Wüst liegen wird zuletzt das Land, wo dann nach der Zerstörung der Städte die spärlichen Bewohner, über das Land zerstreut gleich einzelnen Oliven, die nach der Ernte noch hängen geblieben sind oder den bei der Weinlese übersehenen Trauben, von Milch und Honig und wildwachsenden Früchten leben und ein verhältnismäßig glückliches idyllisches Dasein führen. Aber nicht über den Judenstaat allein ist der Untergang verhängt; von den kleinen und größern Nachbarstaaten wird einer nach dem andern vom Schwerte der großen Eroberer niedergemäht, auch die Pracht von Tyrus und Sidon sinkt dahin, bis zuletzt auch die Werkzeuge des strafenden Gottes, Assur und Babylon zerbrochen werden, damit, nachdem alles Hohe in den Staub gesunken ist und alle Nationalgötter zu Schanden geworden sind, der eine wahre Gott allein groß dastehe auf Erden und seine Macht anerkannt werde.

Aber diese furchtbaren Machterweise schließen Gottes Güte nicht aus, sondern bahnen ihr nur den Weg. Die Überbleibsel, so versichert unzählige mal der Prophet, die Überbleibsel werden gerettet werden, und diesen wird der Tag des Heils anbrechen. Zwar lange währt die traurige Nacht, und von Zeit zu Zeit fragt der Harrende: Wächter der Nacht, was ist die Stunde? Sehnsüchtig seufzt er: Tauet, ihr Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! Aber der Prophet selbst verzweifelt nicht und läßt die Getreuen nicht verzweifeln: „Tröste dich, tröste dich, mein Volk! Israel, mein Knecht, den ich an den Enden der Erde ergreife und aus der Ferne herbeirufe, mein Knecht bist du, ich habe dich erlesen, ich habe dich nicht verworfen! Ich fasse dich an der Hand und sage dir: Fürchte dich nicht! Ich helfe dir! Fürchte dich

nicht, Würmlein Jakob! Ich bin dein Helfer, wie ein Hirt, der seine Schafe weidet und die zarten Lämmer auf seinen Schoß hebt.“

Nicht die Rettung aus der Not des Augenblicks verheißen solche Trost-  
worte. Die irdische Herrlichkeit der vorexilischen kleinen Judenstaaten ist un-  
wiederbringlich dahin. Alle Pläne derer, die in dieser Beziehung noch etwas  
hoffen, werden unerbittlich als Illusionen bekämpft, namentlich der Plan, sich  
vor der assyrisch-babylonischen Macht dadurch zu retten, daß man sich unter  
den Schutz Ägyptens flüchtet; Ägypten sei ein Rohr, das, anstatt zu stützen,  
zerbreche und dem sich darauf Stützenden die Hand durchbohre. Nein, das  
Heil liegt in einer fernem Zukunft und wird etwas von irdischer Staatsmacht  
und Pracht ganz verschiednes sein. Cyrus, der Retter der Überbleibsel, der  
diese zurückziehen läßt in die Heimat, ist noch nicht der eigentliche Erlöser,  
von dem es heißt: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf  
dessen Schultern Herrschaft ruht, dessen Name sein wird: Wunderbar, Ratgeber,  
Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst; auf dem der Geist des  
Herrn ruhen wird: der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des  
Mutes und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit; der  
nicht nach dem Ansehen der Person richten, sondern den Armen Recht schaffen  
wird, der nicht schreien wird in den Gassen, das geknickte Rohr nicht zer-  
brechen, den glimmenden Docht nicht auslöschten wird. Am wenigsten paßt  
auf den mächtigen Perserkönig, daß der Erlöser einen Zustand tiefster Er-  
niedrigung erleiden soll: „Es ist keine Bierde noch Schöne an ihm, und doch  
begehren wir ihn, den verachteten, den letzten der Männer, der unsre Krank-  
heiten auf sich genommen, und unsre Schmerzen selbst getragen hat, den wir  
als einen Ausfägigen und von Gott Geschlagenen erachtet haben, der aber  
unsrer Ungerechtigkeiten wegen verwundet, der geopfert worden ist, weil er es  
selbst gewollt hat.“ Diese Gestalt des Messias kann unmöglich durch Cyrus  
gesinnbildet werden, eher durch den Propheten selbst in den Tagen, da er ver-  
folgt wurde. Und irdisch kann das messianische Reich, das der Prophet  
schildert, nicht verstanden werden, es wäre sonst nur eine dieses großen Geistes  
unwürdige Utopie. „Wenn der Herr die Völker richten wird, dann werden  
sie ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Sicheln;  
nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, noch werden sie sich  
zum Kriege einüben. Dann wird der Wolf beim Lamme wohnen, das Pardel  
sich zum Böcklein lagern; Kalb, Löwe und Dachs weiden zusammen, ein kleiner  
Knabe leitet sie. Der Säugling streckt seine Hand unverletzt in die Höhle der  
Viper; nichts wird mehr schaden, nichts töten auf meinem heiligen Berge.  
Die Wüste wird sich freuen und wie Lilien erblühen, das wasserlose Land mit  
Quellen getränkt werden, die Drachenhöhle grünen. Dann werden die Augen  
der Blinden sich öffnen und die Ohren der Tauben sich aufthun, der Lahme  
wird springen wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen sich lösen.“

Ich weiß wohl, daß dem Jesaja die Abschnitte, in denen der Name Koresch  
vorkommt, abgesprochen werden. Mag nun dieser Name von einem spätern  
Bearbeiter eingefügt worden sein (daran, daß das Buch, so wie es vorliegt,  
von dem Propheten selbst geschrieben sein könne, ist ohnehin nicht zu denken;  
seine einzelnen Aufzeichnungen sind von einem Spätern zusammengefügt worden),  
oder mögen ganze Kapitel nachexilischen Ursprungs sein, das Buch verliert  
dadurch nichts an Wert und büßt seinen Charakter nicht ein. Denn der Geist,  
der es befeelt, ist in allen Teilen derselbe; überall dieselbe reine und erhabne

Gottesidee, überall dieselbe Enthüllung des großartigen göttlichen Weltplans, überall dieselbe Hoffnung auf den Erlöser und das messianische Reich, überall dieselbe Kraft eines großen, edeln und leidenschaftlichen Herzens, dieselbe Kunst der Schilderung und dieselbe Pracht der Sprache.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Diskreditirung des Namalandes. Wir erhalten aus Großnamaland folgende Zuschrift: Nachtigal sagte vom Namalande: „Ich will lieber durch die Wüste reisen, da finde ich doch wenigstens Oasen, als noch einmal durch dieses Land.“ Mit diesem mehrfach mißverstandnen Ausspruch ist die überaus träge Urbevölkerung gemeint, nicht das Land selbst. Nachtigal hatte die nordafrikanischen Wüsten im Auge, die nach einer Kultur von Jahrtausenden auch an Stellen mit schwierigster Wassergewinnung blühende Gärten und Dattelhaine zeigen. Der große Gelehrte würde doch wohl eine Wanderung durch unser Binnenland vorziehen, selbst in einem so überaus trocknen Jahre, wie das war, als er das Land kennen lernte. Der einer Wüste gleichende Küstenstreifen weist freilich keine Oasen auf, nicht weil diese eine Unmöglichkeit wären, sondern weil sich noch niemand bemüht hat, dem Boden die den klimatischen Eigenheiten entsprechenden Früchte abzugewinnen. Nachtigal mußte dagegen im Binnenlande sehr wohl erkennen, daß die baumreichen Flußebnen in ihrer ganzen Ausdehnung zu Garten- und Feldbau geeignet sind, wenn damals auch noch nicht durch zahlreiche Brunnen gezeigt worden war, wie jetzt, in welcher Tiefe große Grundwasservorräte liegen. Ich habe schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß Dr. R. Dove im Jahre 1888\*) die Regenmenge von Rehoboth nur auf den dritten Teil der thatsächlichen angegeben hat. 1896 wurde dieser Fehler allerdings ausgemerzt, aber diese Zeit von acht Jahren scheint genügt zu haben, der Regierung ein schwer zu überwindendes Vorurteil gegen das Land einzuschleßen. Dove sucht die Angabe von nur 103 Millimeter Regenfall durch andre gleich unzutreffende Angaben zu illustriren. So schreibt er: „Selbst in den Flußthälern kommt im Süden von Bäumen nur die Wüstenakazie vor.“ Wenn Dove persönlich im südlichen Namalande die mächtigen Stämme der Giraffenakazie gesehen hätte, die auch in kleinern Thälern vielfach eine Dide erreichen, daß sie zwei, drei Männer kaum zu umspannen vermögen, so würde er nicht den tendenziösen Namen Wüstenakazie gewählt haben. Daß die *Acacia horrida* hier in großen Beständen auftritt, scheint Dove ganz unbekannt zu sein. Wie häufig diese vorkommt, zeigt die Ausfuhr des von ihr gelieferten Gummis. Dieser Export könnte bedeutend vergrößert werden, wenn man den Handel und besonders die Verkehrswege entwickelte. „Sogar an diesen feuchtesten Stellen des Landes treten andre Bäume und Sträucher nur in untergeordneter Weise auf.“ Auch diesen Satz würde Dove nicht geschrieben haben, wenn er unsre Flußläufe gesehen hätte, die

\*) „Das Klima des außertropischen Südafrika.“



vom Ursprung bis zur Mündung von Baumreihen besäumt sind. Wo das Thal nicht durch Berge eng eingeschnürt ist, sondern sich zu einer Ebene erweitert, dehnen sich die Uferwälder in der Breite mehrere Kilometer aus, vom Flußlauf entfernt, allerdings in lichtigem Bestand. Unter den Bäumen ist reichliches Unterholz. Von den Sträuchern erwähne ich besonders den Khaubusch, aus dessen Früchten die Eingebornen Öl pressen.

Ebenso ist die Behauptung „aber auch diese wenigen Bäume gehen ihrem Untergang entgegen, da infolge der Dürre kein Nachwuchs gedeiht,“ irrtümlich. Wo es an Nachwuchs mangelt, liegt es daran, daß die keimenden Pflanzen vom Vieh weggeweidet werden. Auf selten benutzten Plätzen fehlt es keineswegs an jungen Bäumen. „Der erhitzte trockne Sandboden saugt bei Gewittern die bisweilen fallenden Regenmengen sofort auf.“ Hier hätte Dove folgendes hinzusetzen können: Dies erklärt die reichen Grundwassermengen; die Feuchtigkeit hält sich im Sande wenige Zoll tief mehrere Monate nach dem Regen in ausreichender Menge für die Vegetation, denn Sand ist ein überaus schlechter Wärmeleiter, und der intensiven Sonnenbestrahlung bei Tage steht eine starke Wärmeausstrahlung bei Nacht gegenüber. Die Folgen davon sind: Zufall trotz geringer Luftfeuchtigkeit und die niedere Temperatur der Bodenschichten, die vornehmlich die Wurzeln von Gras, Kräutern und Sträuchern nähren. An anderer Stelle behauptet Dove, daß hierzulande keine Futterkräuter nicht gedeihen könnten. Er kennt eben nicht ein mit Luzerne besätes Stück im Bethanischen Missionsgarten, das überaus große Erträge liefert. Wir bedürfen übrigens nicht der Einfuhr neuer Futtergewächse. Wir haben eine Reihe vorzüglicher einheimischer Gräser und Kräuter, die durch Anpassung an Klima und Bodenverhältnisse kaum übertroffen werden dürften. Auch sind diese Gräser sehr gut durch Staubewässerung in ihrem Wachstum zu fördern, ebenso wie unsere tief wurzelnden Sträucher, das Hauptfutter der Ziegen.

Auch die Missionsgesellschaft hat, wenn sie um milde Gaben für die Gemeindeglieder bat, das Land in ein zu düstres Licht gestellt. Bei der Schilderung des furchtbaren Elends der Eingebornen war nicht hinzugefügt worden, daß dieses die notwendige Folge von lasterhafter Trägheit und sündhaftem Leichtsinne war, da man in der seltenen Zeit nicht für die Dürre gespart hatte. Die Hottentotten sammeln allerdings, aber in viel zu geringer Menge ihre liebsten Leckerbissen, gedörrte und zu Mehl gestampfte Heuschrecken, eine überaus nahrhafte Speise, Gummi und viele Feldfrüchte; besonders letztere, vornehmlich Knollen, könnten zur Regenzeit in beliebiger Menge für eine ungleich größere Bevölkerungszahl gewonnen werden. Sind aber die Blätter verdorrt und verweht, so ist die Wurzel nicht mehr zu finden, auch ist der Boden dann für die primitiven Werkzeuge zu hart. Daher schreitet der „arme Wilde“ zur Zeit der Dürre wohl hungernd über den Boden, der Schätze birgt, fast wie ein Kartoffelacker in Deutschland.

Die offiziellen Berichte wußten bis vor kurzem von nichts zu erzählen wie von Krieg, Dürre, Wüste, Heuschrecken, Seuchen. Was sollte die Regierung auch anderes berichten? War doch bis etwa August 1896 von ihr im Namaland nicht die geringste wirtschaftliche Anlage in Angriff genommen worden. Die Quelle selbst in Keetmanshoop, dem Regierungssitz, war in schauerlicher Weise verjaucht. Die Ansiedler mußten schon die Wagensteuer zahlen, lange bevor der erste Spatenstich zur Wegeverbesserung gemacht worden war. Das ist nun glücklich anders geworden: der Hauptort hat jetzt muster-gültige Tränken, die Transportwege sind die besten des Schutzgebiets. Dies berechtigt zu der Hoffnung, daß die Entwicklung des Schutzgebiets trotz des Pessimismus des Majors Curt von François nicht

stoden wird. In Nr. 41 der Grenzboten spricht er besonders dem südlichen Namaland jeden Wert in landwirtschaftlicher Beziehung ab. Landwirtschaft schließt Ackerbau und Viehzucht in sich. Das ungünstige Urteil in Bezug auf Viehzucht mag wohl begründet sein auf den außerordentlichen Mißerfolg, den die Schutztruppe hatte, als sie selbst als Viehzüchter auftrat. Damit ist aber nur bewiesen, daß die Viehzucht besser Männern von Fach überlassen bliebe. Daß die Landwirte hier sonderlich gut stünden, läßt sich nicht behaupten, aber bei der traurigen Unsicherheit des Besizes giebt nur die Fruchtbarkeit des Viehs und die Gesundheit des Landes die Erklärung dafür, daß die Verluste nicht weit folgenschwerer sind.

François befürwortet große Ersparnisse in der Verwaltung. Würden diese tatsächlich durchgeführt, so würde die Steuerkraft des Landes bald völlig gebrochen sein, da die Viehräubereien noch mehr um sich greifen würden. Es ist weit leichter die Behauptung aufzustellen, daß ein Land nichts taue, als den Beweis zu führen, daß ein unentwickeltes Land produktiv gemacht werden kann. Daß auch der Ackerbau keineswegs aussichtslos ist, das mögen die prächtigen Weizenähren beweisen, die der „Kolonialzeitung“ aus dem Nuanibthale zugesandt wurden, und die ohne künstliche Bewässerung in Niederdämmen gezogen wurden. Das ist eine Wirtschaftsform, die sich weit billiger stellt, als die in Deutschland so oft notwendige Drainage. Da nun jeder größere Fluß in jedem normalen Jahr mindestens einmal übertritt und durch kleine Staudämme gezwungen werden kann, auf die weitgedehnten flachen Ufer überzutreten, so ergibt sich daraus, wie ausgedehnter Feldbau hier getrieben werden kann. Auch Pastor Warnke wird gewiß gern die großen vollen Ähren vorlegen, die er von ebendort erhalten hat. Daß die hiesigen Ansiedler an die Entwicklung des Landes glauben, wird auch dadurch bewiesen, daß die Firma Seidel und Mühle eine Dampfmaschine mit allen landwirtschaftlichen Geräten für ihre Farm „Seslameelboom“ hat herkommen lassen. Daraus mag man entnehmen, daß sich der Namaländer auch durch die Rinderpest nicht einschüchtern läßt. Sterben die Ochsen, so bleiben Pferde und Esel und der Dampf; Holz haben wir genug. Auch ist bekannt, daß die Plantage Außenteufel, die an der zu langsamen Entwicklung des Schutzgebiets zu Grunde ging, Dampfpumpwerke besaß. Die großartigen Stauanlagen im Lande wurden von privater Seite von alten Afrikanern ausgeführt, die sehr wohl wissen, was sie thun. Daß sich auch die Regierung von der fundamentalen Wichtigkeit der Wasserfürsorge überzeugt hält, zeigen die Dammbauten, die sie in Gibeon teils vollendet, teils geplant hat. Auch sind mehrere Bohrapparate von der Regierung eingeführt worden, um das reiche Grundwasser zu erschließen, dessen Existenz in den letzten Jahren durch zahlreiche Brunnenbauten bewiesen worden ist.

Zur Veränderung der Rangklassen in Preußen. Durch die Zeitungen geht jetzt die ziemlich unerwartete Kunde, daß wohl im Anschluß an die Aufbesserung der Beamtengehälter, die das vergangne Jahr gebracht hat, nun auch eine Veränderung der Rangklassen in Preußen stattfinden soll. Für einen philosophischen Betrachter werden solche Staatswohlthaten immer etwas hebel- und schraubensmäßiges behalten, aber idealere Auffassungen taugen nicht fürs praktische Leben, das mit Außerlichkeiten rechnet und von dem zwar häßlichen, aber nun einmal giltigen Sape: Kleider machen Leute stets mehr oder weniger abhängig bleiben wird. Da ist es nun von Wichtigkeit, wie die Regierung ihre einzelnen Beamten bewertet, denn bei dem ziemlich stumpfsinnigen Herrn Publikum gilt man im allgemeinen nicht so hoch, wie man sich selber, sondern wie der Staat einen schätzt.

Es handelt sich diesmal eigentlich nur um drei Parteien, um die Richter, die Bauinspektoren und die Oberlehrer. Daß unter diesen die Juristen wieder am meisten begünstigt worden sind, dürfte sich eigentlich von selbst verstehen und schließlich auf der geschichtlichen Entwicklung des preussischen Staates beruhen, dessen festeste Stützen stets sein tüchtiges Heer und seine tüchtige Bürokratie gewesen sind. Allerdings haben sich die Zeiten geändert, und der Richter gehört strenggenommen auch nicht zu den eigentlichen Verwaltungsbeamten, wie er zu seinem tiefen Kummer bei allen Ausbesserungen immer wieder erfahren muß: denn auch er ist nicht schmerzlos und noch keiner von den *ἄσπαστος ἄσπαστος*. Immerhin sind jetzt die Landrichter, Amtsrichter und Staatsanwälte (desgleichen die Divisions-, Gouvernements- und Garnisonsauditeure) zur Hälfte den wirklichen Räten der vierten Rangklasse der höhern Provinzialbeamten angereicht worden, während sie bisher durch Verleihung des Ratsstitels nur gewöhnliche Räte vierter Klasse wurden. Diese Rangerhöhung ist schon aus äußern Gründen nicht bedeutungslos, weil die wirklichen Räte vierter Klasse wesentlich höhere Umzugskosten beziehen als die persönlichen und als die Räte fünfter Klasse. Sie erscheint aber noch größer, wenn man die Berücksichtigung der Bau- und Maschineninspektoren und der Oberlehrer ins Auge faßt. Von diesen haben die ersten zusammen mit den Gewerbeinspektoren und Ökonomikommissaren jetzt wenigstens zur Hälfte außer dem Titel Baurat (oder entsprechend Gewerbe- und Ökonomierat) den persönlichen Rang der Räte vierter Klasse bekommen, aber eben auch nur den. Was sollen jedoch die armen Oberlehrer sagen, denen nicht einmal dies zu teil geworden ist? Bei ihnen kann fortan nur für die Professoren die Verleihung des persönlichen Ranges der Räte vierter Klasse erbeten(!) werden. Nun ist es aber bekannt, daß nur ein Drittel sämtlicher Oberlehrer den Titel Professor erhält; also kann jetzt auch nur ein Drittel von ihnen wirklich persönlicher Rat vierter Klasse werden, ganz abgesehen davon, daß das oben betonte „erbeten werden“ in einem ziemlich schroffen Gegensatz zu dem „vorgeschlagen werden“ bei Richtern und Bauinspektoren zu stehen scheint. Allerdings haben die Oberlehrer damit wenigstens das erreicht, daß alle ihre Professoren Räte vierter Klasse geworden sind, während bisher nur der Hälfte von ihnen, also einem Sechstel sämtlicher Oberlehrer, dies persönliche Glück zu teil wurde. Aber warum hat die Regierung wieder gefeilscht und gemarktet; warum hat sie nicht wie bei den Bauinspektoren (denn von den Juristen wollen wir vorläufig gar nicht mehr reden) einfach für die Hälfte fortan den Professorstitel und den persönlichen Rang der Räte vierter Klasse bestimmt? Jetzt steht der Oberlehrer also auch noch hinter den Bauinspektoren zurück! Das wird und muß böses Blut geben, und die wackern Staatshämorrhoidarii, deren es unter der empörten Menge der Oberlehrer trotz der ständigen Bevorzugung der Juristen immerhin noch einige gab (auch Verfasser bekennt, zu ihnen gehört zu haben), werden bald eine naturwissenschaftliche Seltenheit sein, die auch für Direktorenstellen kaum noch aufzutreiben sein wird. Jedenfalls berührt diese neue Behandlung — den Ausdruck Mißhandlung möchte ich gern vermeiden — um so schmerzlicher, als im Winter die Gerüchte von neuen großen Gnaden für die Oberlehrer durch die Zeitungen liefen, und als versichert wurde, daß die Philologen bald ganz und dauernd zufriedengestellt werden würden. Und nun? Die Funktionszulage, eine ungerechte Sparklasse und ein noch ungerechtfertigteres Gängelband des Staats, ist noch immer da, und man hat bisher nichts Klares und sicheres von ihrer Abschaffung vernommen. Den Oberlehrertitel selber aber hat die preussische Regierung, nachdem ihr diese

billige, in Sachsen\*) längst schon bestehende Amtsbezeichnung vor einigen Jahren mit vieler Mühe endlich abgerungen worden war, schleunigst wieder dadurch entwertet, daß sie mit dem Oberlehrer in Duzenden von Fällen auch seminaristisch vorgebildete Persönlichkeiten geschmückt hat: möge sie doch auch bewährten Revierförstern einmal den Titel Oberförster und ältern Amtsgerichtsekretären den Amtsrichter verleihen! Überdies hat jene ziemlich rücksichtslose Weitherzigkeit praktisch die wenig angenehme Folge, daß viele, die aus der Volksschulpädagogik in bessern Stellen emporgewachsen sind, besonders die nicht mit Unrecht oft so beliebten Gymnasialelementarlehrer, sich jetzt ohne lauten Widerspruch auch Oberlehrer nennen lassen, ja diesen Titel namentlich in fremdern Verhältnissen einfach schon beanspruchen. Da ist denn der Oberlehrertitel nicht ohne Grund für manche Akademiker schon „kaum gegrüßt, gemieden,“ und man beginnt allmählich wieder den alten, zweifellosen Doktor vorzuziehen. Diese Neigung dürfte sich in Zukunft wohl noch verstärken, da der Oberlehrertitel nun auch offiziell (dies ist der letzte Punkt des neuen Erlasses) allen an den staatlichen Baugewerk-, Maschinenbau- und sonstigen Fachschulen angestellten Lehrern verliehen worden ist, sofern sie eine volle akademische Bildung besitzen, d. h. ein mindestens dreijähriges Studium an einer Universität, technischen Hochschule, Kunstakademie oder Kunstgewerbeschule nachweisen können. Von einem Examen, einem Seminar- und Probejahr ist keine Rede, obgleich diese von dem eigentlichen Oberlehrer geforderten Nachweise gerade den Staatsoberlehrer ausmachen sollen. Immerhin kann man sich diese Kollegenschaft noch viel eher gefallen lassen als die der seminaristisch gebildeten „Oberlehrer,“ die an einer nicht geringen Zahl besonders von Realschulen oft mehrere wirkliche Oberlehrerstellen natürlich mit diesem Titel und der entsprechenden Überhebung einnehmen.

Nach alledem dürfte selbst eine feindseligere Kritik zugestehen, daß die Gründe zur Unzufriedenheit bei den akademisch gebildeten Oberlehrern neuerdings wieder ganz bedeutend vermehrt worden sind. Einem objektiven Zuschauer aber muß dieser hartnäckige Streit zwischen der Regierung und den Philologen, der an Dauer und Unentschiedenheit jetzt schon den trojanischen Krieg in Schatten stellt, ein höchst ergötzlicher Froschmäuselkrieg dünken. Auch wir wollen uns dem Humor der Thatsachen nicht ganz verschließen: vielleicht rührt auch die Regierung dieser neue „Gesichtspunkt.“

Seemannsklatein. Jetzt, wo unser aller Gedanken soviel untrer Flotte zugewandt sind, machen wir gern aufmerksam auf ein kleines Heft mit spaßhaft vortragenen Geschichten von dem Marineparrer a. D. Heims (Berlin, Fontane u. Komp.). „Was haben Sie mit meinem Mann gemacht, er ist ja ganz betrunken,“ schrie ihm die Frau Obersteuermann zornschraubend entgegen. Aber da war Krüger zu seiner vollen Größe herangewachsen und hatte würdig geantwortet: „Frau Michels, er ist nicht betrunken von daß, was ich getrunken hab; er ist

\*) In Sachsen, dem Lande der Schulen, ist übrigens die Stellung der Philologen in jeder Beziehung viel trostloser als in Preußen. Die sächsischen Gehalte z. B. reichen selbst nach der vom Landtage beschlossenen Aufbesserung gar nicht an die preussischen heran. Während in Preußen die akademisch gebildeten Oberlehrer an allen höhern Schulen gleichstehen, werden in Sachsen die Philologen an den Realanstalten geradezu stiefmütterlich behandelt. Man kann sächsischen Philologen keinen bessern Rat geben, als sich jetzt den preussischen Schulbehörden zur Verfügung zu stellen.



betrunknen von das, was er selbst getrunken hat.“ Läßt sich vielleicht weiter verwenden und giebt zugleich eine Vorstellung von dem spezifischen (nordwestdeutschen) Humor des Buches und seinen sprachlichen Mitteln. Eine andre hier auf See verlegte Geschichte: „Pfeifen Sie doch Ihrem Hund!“ „Pfeifen Sie Ihrem Hummer!“ (der Hund war nämlich mit einem Hummer, der sich an seinen Schwanz geklemmt hatte, aus dem Laden heraus und heulend davon gelaufen) steht übrigens schon in den „Fliegenden Blättern“ von 1873 zu lesen, was wir nicht hervorheben würden, wenn sie dort nicht noch besser erzählt wäre, denn an und für sich sind uns solche Entlehnungen nicht neu.

Fehlerberichtigung. In dem Artikel „Die Landwirte im Industriestaat und im Agrarstaat“ in Nr. 10 der Grenzboten ist die letzte Zahl auf Seite 560, wie der geehrte Leser, wenn er aufmerksam gewesen ist, wohl schon selbst gefunden haben wird, falsch. Nicht auf 157968 stellt sich nach der Zählung vom Juni 1895 in Mecklenburg-Schwerin die landwirtschaftliche Bevölkerung unter Einrechnung der häuslichen Dienstboten und berufslosen Familienangehörigen, sondern auf 295 599 Personen. Die Zahl 157968 beruht auf einem Schreibfehler, sie ist die der berufslosen Angehörigen allein. Übrigens ist diese falsche Zahl nicht etwa den weiteren Prozentberechnungen usw. zu Grunde gelegt worden. Die gesamte landwirtschaftliche Bevölkerung setzte sich nach der Zählung von 1895 zusammen

aus	in Sachsen	in Mecklenburg-Schwerin
Erwerbstätigen . . . . .	290971	127043
davon weiblich . . . . .	117031	26239
häuslichen Dienstboten . . . . .	6134	10588
davon weiblich . . . . .	5831	10224
berufslosen Familienangehörigen	268194	157968
davon weiblich . . . . .	178070	109484
zusammen . . . . .	565299	295599
davon weiblich . . . . .	300932	145947

So liegen die Sachen in Wirklichkeit. Die Leser und die Mecklenburger Landwirte werden das Versehen entschuldigen.



## Literatur

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich von Poschinger. Dritter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reichs 1874 bis 1878. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1898. X und 486 S.

Dieser Band behandelt in der schon bei der Besprechung der ersten beiden Bände hervorgehobnen Anordnung die vierte, fünfte, sechste und siebente Session des deutschen Bundesrats, also seine Tätigkeit in der interessanten Übergangsperiode zu der neuen Steuer- und Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck. In diese Zeit fällt eine ganze Reihe wichtiger Personalveränderungen im Reiche wie in Preußen, die meist mit jener tiefgreifenden Wandlung zusammenhängen. Vor allem schied im Mai 1876 der langjährige Präsident des Reichstanzleramts, Rudolf Delbrück,

aus, weil er der Wendung der Schutzollpolitik widerstrebte und sich die alte, von ihm geschaffne Bedeutung seines Amtes durch die Abzweigung anderer Reichskämter allmählich verminderte. Sein Nachfolger von Hofmann hatte infolgedessen nur noch etwa die Bedeutung eines Unterstaatssekretärs für das Innere. An die Stelle des Handelsministers Heinrich von Achenbach, der weder die Verstaatlichung der preussischen Bahnen noch das Reichseisenbahnprojekt wollte, trat 1878 Albert Maybach, der die Verstaatlichung mit dem glänzendsten Erfolge in überraschend kurzer Zeit durchführte und 1878 zugleich die Leitung des Reichsamts für die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen übernahm. Rudolf von Camphausen machte als Finanzminister im März 1878 dem bisherigen Oberbürgermeister von Berlin, Arthur Hobrecht, Platz, da er der Schutzollpolitik, der Steuerreform und dem Reichseisenbahnprojekt ebenso widerstrebte wie Delbrück und der Versuch Bismarcks, Rudolf von Bennigsen zum Eintritt in das Ministerium zu bestimmen, an dessen ihm von der nationalliberalen Partei vorgeschriebenen Forderung gescheitert war, auch Stauffenberg und Jordanbeck zu berufen (Dezember 1877). Höchst ergötzlich wird dabei erzählt, wie der Geheimrat Tiedemann, Chef der Reichskanzlei, den neuen Finanzminister ausfindig machte und zur Annahme bestimmte, und ein anziehendes Bild von Bismarck und seinem Leben in Friedrichsruh giebt der Bericht von Hobrechts Besuch dort im Dezember 1878. Fast gleichzeitig mit Hobrecht, am 31. März, übernahm Graf Botho zu Eulenburg nach der kurzen Übergangszeit unter Friedenthal das Ministerium des Innern, das seit dem Dezember 1862 sein Oheim Graf Friß zu Eulenburg, der glückliche Unterhändler der Verträge mit Japan, China und Siam, verwaltet hatte; seine Hauptaufgabe war die Aufstellung, Verteidigung und Durchführung des Sozialistengesetzes. Unter den übrigen preussischen Bevollmächtigten zum Bundesrate tritt besonders noch Graf Stolberg hervor, der verdiente Oberpräsident der neuen Provinz Hannover (1867—73), dann Botschafter in Wien, 1878—81 Stellvertreter Bismarcks im Reiche und in Preußen. Der im September 1877 neuerannte bayrische Bevollmächtigte, Gideon von Rudhart, hatte bekanntlich das Mißgeschick, im Mai 1880 ganz persönlich mit Bismarck wegen des Zollanschlusses von Hamburg hart zusammenzustossen und nahm daher seine Entlassung. Die königlich sächsischen Bevollmächtigten, die Minister Hermann von Rostiz-Wallwitz, Alfred von Fabricé waren in Berlin längst heimisch, auch die Badener Julius Jolly und Rudolf Freydnorf standen schon seit dem Winter 1870—71 in amtlichen und persönlichen Beziehungen zu Bismarck, und von beiden teilt Poschinger wieder eine Anzahl von Briefen mit. Die von Jolly geben lebendige Bilder aus den Pariser Verhandlungen über den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund und über den Frieden von Frankfurt; Freydnorfs Briefe gehören teils derselben Zeit, teils seinem Berliner Aufenthalt im Frühling 1871 und in den Jahren 1874—75 an. Über Jolly ist vor kurzem aus der Feder des verstorbenen Historikers Hermann Baumgarten in Straßburg und des Professors Ludwig Jolly in Tübingen eine ausführliche Biographie erschienen, auf die wir hier vorläufig aufmerksam machen.\*) Als ein noch älterer Bekannter tritt dem Leser der sachsen-coburg-gothaische Staatsminister von Seebach entgegen, von dem wieder mehrere Reihen von Briefen an seine Tochter beigelegt sind. Ein Personen- und Sachregister erleichtert auch in diesem Bande die Übersicht über den der Natur der Sache nach sehr bunten und mannigfaltigen Stoff.

\*) Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild von H. Baumgarten und L. Jolly. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung, 1897. VIII u. 296 S. Leider fehlt ein Bildnis Jollys.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von den Professoren Dr. J. Conrad, Dr. W. Lexis, Dr. L. Elster, Dr. Ed. Loening. Zweiter Supplementband, mit einem von Dr. Paul Lippert bearbeiteten Register zu den beiden Supplementbänden. Jena, Gustav Fischer, 1897

Der stattliche, 1076 Seiten starke Band schließt das große Werk würdig ab. Auch solche Artikel, die nur Ergänzungen und Fortführungen der ursprünglichen gleichbenannten Artikel bilden, haben sich meistens zu umfangreichen Arbeiten von selbständigem Werte ausgewachsen, wie die Artikel: Arbeiterchutzgesetzgebung (45 Seiten), Berufs- und Gewerbeestatistik, Binnenschifffahrt, Gewerkevereinsbewegung. Die Abhandlung über Sozialreform von Professor Georg Adler zeichnet sich durch eine sehr gründliche Darstellung der unter diesen Begriff fallenden Bestrebungen des vorchristlichen Altertums aus. Viele Artikel behandeln Gegenstände, die in den Hauptbänden nicht vorkommen, so: Bauernkrieg, Bürgerliches Gesetzbuch, Preussische Zentralgenossenschaftskasse, Kleinbahnen. Der Artikel über den Bauernkrieg (von Theo Sommerlad) schließt mit einer bemerkenswerten Betrachtung: „Wie unerforschlich und wunderbar die Wege der geschichtlichen Entwicklung laufen, sieht man daraus, daß gerade das Territorialfürstentum es späterhin war, das alle Forderungen, die im Mai 1525 Wendel Hippiel und Friedrich Weigant in antisürstlichem Sinne proklamirt hatten, zur Durchführung brachte. Denn Preußen hat durch seine Bauernbefreiung den Anstoß gegeben, daß die Leibeigenschaft und soziale Rechtlosigkeit des Bauernstandes dahinschwand, und hat durch die Begründung des Zollvereins jene Sehnsucht von 1525 nach Einheit von Maß und Gewicht zur Erfüllung gebracht. Freilich diese Territorialmacht des neunzehnten Jahrhunderts hatte ein Ziel gemeinsam mit den aufständischen Bauern aus der Reformationszeit: die Einheit des ganzen Vaterlandes und eine starke kaiserliche Macht.“ Unser neues Börsengesetz wird von Max Weber einer sehr gründlichen Kritik unterworfen, bei der nicht viel von ihm heil davon kommt. In der Gesamtbeurteilung, heißt es am Schluß, „muß nach allem Vorstehenden das Börsengesetz als eines der formal schlechtesten, seinem Inhalt nach unglücklichsten Produkte agrarischer Gesetzgebungstechnik erscheinen.“ Die Abhandlung desselben Verfassers über die Agrarverhältnisse des Altertums hat uns unter anderm auch deswegen Freude gemacht, weil sie die in den weitesten Kreisen unbekanntesten Verdienste, die sich Rodbertus um die Aufhellung dieser Verhältnisse erworben hat, einigermaßen zu Ehren bringt. — So wären denn nun alle Besitzer des Handwörterbuchs über alle Zweige des weiten Gebiets der Staatswissenschaften gut informiert; möchte jetzt die Entwicklung ein wenig still halten, daß nicht alle Jahre ein neuer Supplementband notwendig wird!

Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik, herausgegeben von W. Rein, Jena. Dritter und vierter Band. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1876 und 1877

Das Handbuch, dessen erste Bände wir im zweiten Heft des Jahrgangs 1896 angezeigt haben, ist bis zum Worte „Myopie“ gediehen. Die Fortsetzung hält, was der Anfang versprochen hat. Man vermißt kaum irgend einen Gegenstand, der auch nur entfernt mit der Pädagogik zusammenhängt, es werden auch die verschiedenen Zweige des Fachunterrichts, z. B. in Artikeln über Handels- und Gewerbeschulen, die häusliche, die militärische Erziehung, berücksichtigt, und den wichtigeren Gegenständen sind gründliche Abhandlungen gewidmet, die als selbständige Bücher oder Schriften erscheinen könnten. So dem griechischen Unterricht, den L. Kohl in zwei Hauptabschnitten: Geschichte und Methodik, behandelt. In

Beziehung auf die Aussprache (to bäh or not to bäh, that is the question, bemerkt er wichtig) entscheidet er sich mit Einschränkung für einen von Burſian empfohlenen Mittelweg, von dem das wesentliche ist, daß η wie o und ai wie ae ausgesprochen werden soll. Die Methodik enthält Ratschläge, die uns sehr nützlich zu sein scheinen, z. B. man möge die Schüler nicht mehr mit dem für die Aussprache ganz wertlosen gravis und der Entklisis plagen, man möge im voraus aufs genaueste abwägen, was aus einem Schriftwerk in der Schule selbst gelesen werden soll. „Nicht darf der alte Schlandrian herrschen, daß man von Anfang an bis zwei oder drei Stunden vor Semester- oder Jahreschluß liest und dann den Rest, der vielfach das Gelesene überwog, erzählt oder vorliest, sondern gerade das Ende soll mitgelesen und eher in der Mitte das eine oder [das] andre minder wichtige Stück ausgelassen werden. Die Auslassungen müssen vom Lehrer mindestens summarisch erzählt, sonst, soweit Zeit, vorüberseht werden.“ Der Lehrer soll den Schüler bei dessen Übersetzung nicht unterbrechen, erst wenn dieser fertig ist, die Übersetzungsfehler verbessern, hierauf das Verständnis vertiefen und zuletzt eine Musterübersetzung geben, die in der nächsten Stunde — nicht slavisch wörtlich — zu wiederholen ist. Die Artikel: Gymnasiallehrer, Gymnasialpädagogik, Gymnasialseminar und Gymnasium nehmen zusammen neunzig Seiten ein. Sehr reichlich ist auch die Handarbeit bedacht. Auf den Artikel: „Handarbeiten für Mädchen“ [müßte es nicht heißen: Handarbeiten der Mädchen?] folgt die Geschichte des Handarbeitunterrichts für Knaben von R. Rißmann, dann eine sehr interessante pädagogisch-philosophisch-kulturhistorische Abhandlung über die Handarbeit der Knaben. Der Verfasser, D. W. Veyer in Leipzig-Gohlis, zeigt darin, wie sich der Unterrichtsgang an den Gang der Kulturentwicklung der Menschheit anschließen kann und soll; die Stufe des Jägerlebens soll auf Schulwanderungen, die des Ackerbaues durch Arbeiten im Schulgarten vergegenwärtigt und zurückgelegt werden usw. Den Schluß bilden Vorschläge, wie von der Volksschule zur Werkstattlehre, die jetzt so schroff von einander getrennt sind, ein natürlicher Übergang hergestellt werden könnte. — Einigermassen sonderbar mutet uns die Behandlung Herbart's an. Auf einen Artikel: „Herbart als Philosoph“ von Thilo folgt ein anderer von W. Rein: „Herbart als Pädagog.“ der aber nicht etwa die Herbartische Pädagogik darstellt, sondern nur sein Leben erzählt; das hier in Betracht kommende Hauptwerk Herbart's, seine Pädagogik, wird auf drei Spalten abgefertigt, von denen zwei auf die äußere Geschichte des Buches kommen. Dann folgt ein von Adolf Kluge zusammengestelltes Verzeichnis der Litteratur der philosophischen und der pädagogischen Schule Herbart's, das uns zum Lachen gebracht und zugleich mit Entsetzen erfüllt hat, denn es umfaßt 114 kleingedruckte doppelspaltige Seiten! — Das Thema: Humanismus und Realismus ist guten Händen anvertraut worden, nämlich Fr. Paulsen, dagegen hätten wir „das klassische Altertum in seiner Bedeutung für die Gegenwart“ lieber von einem andern bearbeitet gesehen als von P. Kerrlich. Der Artikel „Kunstunterricht“ — nämlich im Gymnasium — von Rud. Menge wird einigermassen als Gegengewicht wirken. — In dem Artikel „Judenchristentum“ legt der Verfasser, Mayer, die Gründe für und gegen die Beibehaltung des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht dar und entscheidet sich für die Gegengründe. Goethe würde diese Entscheidung nicht billigen. Mayer meint: „Das heilige Wesen Christi kann nur dann den vollen und bleibenden Eindruck machen, den die christliche Schule im Religionsunterrichte zu erstreben hat, wenn nicht zu viel andre Gestalten diese eine umgeben. Das Allzuverschiedene wirkt zerstreuend, deshalb müssen die alttestamentlichen Gestalten der Christi und



denen des Christentums weichen. Der Ermüdung durch Darbietung immer desselben wird aber dadurch von Anfang an vorgebeugt, daß in der eingehenden Darstellung Christi und christlicher Geschichte ein unerschöpflicher Reichtum von Beziehungen enthalten ist, wodurch das Interesse allezeit erhalten und gleichschwebende Vielseitigkeit desselben hervorgebracht wird.“ Wir sind anderer Ansicht. Ohne das Alte Testament kann das Neue gar nicht verstanden werden. Und die Vielseitigkeit der Beziehungen, die der Ermüdung vorbeugen soll, mag für den erfahrenen Mann vorhanden sein, für das Kind ist sie nicht vorhanden. Vielleicht ließe sich durch Ausschreibung des Alten Testaments ein reineres und sozusagen konzentrierteres Christentum gewinnen (das aber ein unvollständiges und darum doch eigentlich nicht das wahre sein würde), aber wie viel Erwachsene, geschweige denn Kinder, würden eines solchen fähig sein! Die Masse bedarf der bunten Mannigfaltigkeit, und Schnorrs Bilderbibel würde durch Weglassung des Alten Testaments nicht bloß dünner, sondern wirklich ärmer werden; so auch das Gemüt, wenn man ihm diesen Reichtum nimmt. — Sehr gut ist der Artikel „Katechismus,“ worin der Verfasser, von Rohden, den Grundsatz aufstellt, daß Luthers Katechismus nicht als eine kleine populäre Dogmatik, sondern als ein Bekenntnis aufzufassen und zu behandeln sei. — Die Jesuitenschulen werden von Fleischmann im protestantischen Geiste, aber mit lobenswerter Objektivität und Gerechtigkeit kritisiert. Luther wird ziemlich kurz, Melancthon etwas ausführlicher behandelt. Ein starkes aktuelles Interesse hat die gründliche Abhandlung von Heinrich Menges über die Mundart in der Volksschule. Höchst beherzigenswerte Wahrheiten entwickelt C. Andrea in seiner Arbeit über musikalische Erziehung und Musikunterricht. — Alles in allem genommen wird die Reinsche Encyclopädie in Zukunft den Lehrern als ein unentbehrliches Hilfsmittel zu gelten haben und auch von gebildeten Vätern und Müttern nicht selten zu Rate gezogen werden.

Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen. Herausgegeben von Professor Dr. Karl Meißner. Wiesbaden, Lügenkirchen und Bröding, 1897

Diese kleine, in hübschem Gewande erscheinende Auslese aus dem großen Niedermannschen Werke will zu diesem hinführen in der Überzeugung, die Nietzsche in die Worte gefaßt hat: „Man kann im großen Ganzen behaupten, Goethe habe noch gar nicht gewirkt, und seine Zeit werde erst kommen.“ Abgesehen von der unpassenden letzten Nummer des aus Goetheaneldoten bestehenden Anhangs, französischen Übersetzungsproben aus dem Faust, ist die Sammlung geschickt gemacht, sodaß wir ihr besten Erfolg wünschen können.

Oberitalien und die Riviera. Von Dr. Th. Gsell-Fels. Sechste Auflage. Mit 15 Karten, 36 Plänen und Grundrissen, 6 Ansichten in Stahlstich und 35 Ansichten in Holzschnitt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898

Die Gsell-Fels'schen Führer durch Italien haben sich die Gunst des Publikums durch ihre Verbindung der Vollständigkeit und Reichhaltigkeit mit einer lebenswarmen Darstellung errungen. Diese Bücher haben ihren Wert nicht verloren, wenn sie als Führer gedient haben. Man liest gern in ihnen, um Gesehenes im Geist wiederzugenießen. Dazu tragen auch die zahlreichen Illustrationen bei. Das Buch kann in fünf Abteilungen zerlegt werden, die als Spezialführer dienen können.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



erreichen schien, die Deportation nicht nur im Prinzip — wie man auch heute noch ziemlich allgemein zugestehen geneigt ist —, sondern auch in der Praxis als das eigentlich ideale Strafvollzugsverfahren in den Augen verständiger Staatsmänner und Juristen erschien. Die spätern Jahrzehnte haben in dieser Hinsicht eine starke Ernüchterung hervorgerufen. Als nach kaum fünfzigjährigem Bestehen auf stürmisches Verlangen der ganzen freien Bevölkerung von Neusüdwales (durch Akte vom 20. Mai 1840) die Strafe wieder abgeschafft war, und als in der Kapkolonie, die nun dafür ins Auge gefaßt worden war, bei Ankunft der ersten Schiffsladung von Sträflingen geradezu eine Empörung gegen die Regierung ausbrach, jodaß das Schiff von London aus nach Vandiemenland geschickt wurde (1848/49), hat sich selbst England genötigt gesehen, die eigentliche Deportation aufzugeben. Das Wesen dieser alten Deportation können wir am besten mit dem deutschen Worte Zwangsansiedlung bezeichnen. Die Geschichte der Kolonisation in neuerer Zeit lehrt also, daß sich diese Zwangsansiedlung nicht bewährt hat. Was dann nach 1850 in England an die Stelle jener alten Deportation trat, die zuerst (unter Karl II. und Jakob II.) nach Westindien und Nordamerika geleitet wurde, das können wir nur bezeichnen teils als Unterbringung von Sträflingen in Zuchthäusern, die außerhalb Englands oder Europas liegen, teils als freie Ansiedlung, die nicht mehr als Strafe, sondern als Belohnung für gutes Verhalten nach einer aus diesem Grunde abgekürzten Strafzeit zu betrachten ist. Einen ganz andern Charakter als jene alte englische trägt die neuere französische Deportation. Bei dieser herrscht der Straf-, genauer ausgedrückt der Sicherungsgedanke vor, während in der englischen der Besiedlungszweck der ursprüngliche und immer vorherrschende gewesen ist. Beide Zwecke, der der Strafe und der der Besiedlung liegen in der Geschichte der Deportation aber so nahe zusammen, daß ihre Vermischung sehr natürlich erscheint; und doch bildet gerade diese den Hauptgrund, weshalb man bei der mit Recht immer wieder aufgeworfnen Frage über die Zweckmäßigkeit dieser Strafe zu falschen Ansichten und Vorschlägen gelangen muß.

Wir können es daher für die Klärung dieser Frage nur als vorteilhaft betrachten, wenn einer ihrer eifrigsten und unermüdblichsten Verfechter, Professor Friedrich Felig Bruck in Breslau, in seiner neuesten Schrift hierüber: Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reich (Breslau, 1897) namentlich die juristisch-technische Seite der Frage ins Auge faßt und erörtert, während er mit seiner frühern Schrift: Neudeutschland und seine Pioniere (Breslau, 1896) hauptsächlich die koloniale Seite berücksichtigt hatte. Freilich sieht der Verfasser in seinem Eifer für die von ihm lebhaft vertretne Sache wohl zu rosig, wenn er sich jetzt auf die juristisch-technische Erörterung deshalb beschränken zu können meint, weil über die durchschlagende Kraft der für die andre Seite aufgeführten Gründe kein Zweifel mehr sei. Im Gegenteil, wir fürchten, daß gerade von den Kolonialfreunden gegen einen etwaigen Versuch, seine Deportationsvorschläge zu verwirklichen, der entschiedenste Wider-

stand geleistet werden würde. Es ist auch kaum anzunehmen, daß sich diese Abneigung gegen die Aufnahme von Sträflingen in den Kolonien selbst — die, wie wir schon gesehen haben, in Afrika wie in Australien schon einen geschichtlichen Boden hat — durch die Ausführungen des neuesten Bruck'schen Buches verringern werde. Bruck will, was das wichtigste an der wirtschaftlichen Seite seiner Vorschläge ist, nach § 1 der von ihm entworfenen „Ausführungsverordnung zum Deportationsgesetze“ die Arbeit der Sträflinge nach drei Richtungen hin verwerten lassen: 1. zu einzelnen Unternehmungen, 2. in besondern Straffarmen und 3. zu Arbeiten im öffentlichen Interesse, zu denen er namentlich den Bau von Eisenbahnen, Hafengebäuden und Veriefungsanlagen in Südwestafrika rechnet. Ausführlich spricht sich dann die „Verordnung“ nur noch über die „Straffarmen“ aus. Was unter den „einzelnen Unternehmungen“ zu verstehen sei, darüber ist nichts bestimmtes gesagt. Es läßt sich aber wohl annehmen, daß damit die Vergabung von Sträflingsarbeitskräften an private Unternehmer, namentlich zum Ackerbau, also an schon ansässige freie Kolonisten gemeint ist. Gerade diese, von Bruck gegen die beiden andern Arten etwas nebensächlich behandelte Form der Verwertung der Sträflingsarbeitskräfte ist die gewesen, die in der Geschichte der Kolonisation Australiens die erfolgreichste Rolle gespielt hat. Man findet sie dort unter der Bezeichnung der *Assignment*, und sie bestand darin, daß die in Botanybai ausgeschifften Sträflinge einzeln dortigen Ansiedlern zu beliebiger Verwendung, also als gezwungne Knechte, überwiesen wurden. Man rühmte ihr nach, daß sie eine individualisierende Behandlung der Sträflinge ermögliche, ja geradezu verlange, und daß dieser die zahlreichen günstigen Erfolge zu danken gewesen seien, die sich in der nachhaltigen Besserung der Sträflinge und ihrer Umwandlung in fleißige Arbeiter herausgestellt hätten, denen nach verbüßter oder auch abgekürzter Strafzeit die Ansiedlung als freie selbständige Kolonisten nicht nur erlaubt, sondern auch erleichtert werden konnte. Wenn man nun aber wieder bedenkt, welche großen Vorteile diese Zuweisung von wohlfeilen Arbeitskräften in einem Erdteil, wo diese so teuer und selten waren, in sich schloß, so ist es doppelt merkwürdig, daß trotzdem die freien Ansiedler so bald auf diese materielle Unterstützung nicht nur verzichteten, sondern sich mit Händen und Füßen dagegen wehrten, wie sie dies dann in der Kapkolonie von vornherein thaten, obgleich man dort 1848 gerade eine solche Verteilung der vom „*Neptune*“ dorthin gebrachten etwa dreihundert Sträflinge beabsichtigte und in Aussicht stellte. Schon hieraus könnten wir also den Beweis entnehmen, der auch heute noch durch Befragung jedes uninteressirten Kolonialfreundes zu erhalten ist, daß sich eine freie Besiedlung mit dieser Form ihrer Unterstützung niemals befreunden wird. Außerdem scheint aber diese Form auch dem Strafzweck viel zu wenig Rechnung zu tragen, als daß man jemals versuchen könnte, sie an die Stelle einer harten und entehrenden Strafe zu setzen. Die bloße Deportation hat aber auch von den Schrecken, die sie vor hundert



Zahren für breite Volksschichten haben mochte oder konnte, sehr viel verloren. Es giebt heutzutage außerhalb der arktischen Breitengrade kein Land und insbesondere keine Kolonie mehr, die in einer so weltfernen Abgeschlossenheit zu denken wäre, wie die damals erst mit einer etwa achtmonatigen Segelschiffahrt zu erreichende Botanybai; und die nähere Bekanntschaft mit den fremden Weltteilen hat von ihren früher ins maßlose übertriebenen Schrecken und Gefahren nur soviel übrig gelassen, als geeignet ist, einen gewissen Reiz nicht zum wenigsten auch auf Verbrechernaturen auszuüben. Dem müßte dadurch entgegengetreten werden, daß Verbrecher zur harten Arbeit in der Form der staatlichen Strafnachtschaft gezwungen werden.

Es blieben also nur die beiden andern Arten der von Professor Bruck empfohlenen Sträflingsbeschäftigung: Straffarmen und öffentliche Arbeiten. Von der ersten gilt nun aber im allgemeinen dasselbe, was wir soeben über die Einzelverwendung von Sträflingen in schon bestehenden Ansiedlungen gesagt haben. Professor Bruck fügt seiner letzten Schrift als Anlage (III) hinzu eine Auseinandersetzung mit dem Grafen Joachim Pfeil über dessen Aufsatz: „Betrachtungen über die Anlegung einer Strafkolonie in Südwestafrika“ (Koloniales Jahrbuch, Band IX, Seite 201). Es handelt sich dabei für Bruck hauptsächlich um die von ihm als zweifellos hingestellte Möglichkeit, selbst in dem 835100 Geviertkilometer (also etwa doppelt so viel, als das Deutsche Reich umfaßt) großen Gebiete von Deutschsüdwestafrika den erforderlichen Raum für etwa 10000 Sträflinge, mit etwa 20 Morgen auf den Kopf, für die Straffarmen zu finden und ferner von 20 bis 40 Hektar auf den Kopf etwa für 5000 Sträflinge, die nach Verbüßung ihrer Strafzeit angesiedelt werden sollen. Dabei haben übrigens beide Herren einen durch die Verwechslung von Morgen und Hektar verschuldeten Rechenfehler übersehen. Es handelt sich im ganzen nicht um 400000 Morgen, sondern um mindestens 600000 bis eine Million Morgen! (200000 für 10000 Sträflinge mit je 20 Morgen, und 5000 mal 20 oder 40 Hektar, von denen ja jeder 4 Morgen enthält, 400000 Morgen oder das Doppelte 800000 für die nach ihrer Entlassung anzusiedelnden Sträflinge.) Wenn nun auch Bruck meint, es handle sich zunächst gar nicht um diese großen Zahlen, sondern nur um einen kleinen, mit ein paar hundert Sträflingen zu machenden Versuch, so würde doch bei der von ihm befürworteten gesetzlichen, also auf lange Dauer berechneten Einführung dieser Art von Deportation jedenfalls auch der Gesamtbedarf an Land von vornherein ins Auge zu fassen sein. Und da ergibt sich aus der Karte zu Graf Pfeils „Orientierungsreise,“ daß überall an den erwähnten Gebieten schon Nachbarn sein würden, die sich ganz entschieden gegen die Nachbarschaft von Sträflingen zur Wehr setzen würden. Man kann ferner mit Bruck darin übereinstimmen, daß dieser Widerstand da, wo er aus dem englischen oder portugiesischen Interessenskreise käme, für eine Maßregel des Deutschen Reichs

nicht von entscheidender Bedeutung wäre, und daß er selbst da, wo er aus deutsch-kolonialen Kreisen stammte, schließlich überwunden werden müßte, wenn es sich um eine große, dem Vaterlande wie dem Schutzgebiete zu gute kommende Maßregel handelte. Aber er übersieht dabei, daß es sich unter allen Umständen nur um eine vorübergehende gesetzliche Einrichtung handeln könnte, mögen die ersten Versuche so günstig ausfallen, wie sie wollen, und mag das System auch einige Jahre oder Jahrzehnte durchgeführt werden können. Denn es kann nach dem heutigen Stande der Kolonialerfahrungen keinem Zweifel unterliegen, daß sich jedes Land, das sich zur freien Selbstansiedlung europäischer Arbeiter eignet, wie z. B. Deutschsüdwestafrika, auf die Dauer die Einfuhr von Sträflingen als Ansiedler nicht gefallen lassen wird, und daß es, wenn dies dennoch fortgesetzt werden sollte, entweder zu Gewaltthätigkeiten führen oder die freien Ansiedler verschrecken müßte.

Da es sich nach Bruck's eigenem Zugeständnis zunächst nur um Versuche in kleinerem Maßstabe handeln soll, so braucht man nicht gleich die Reichsstrafgesetzgebung in einem ihrer wichtigsten Teile, dem Strafvollzuge, zu ändern, denn es würde sich wenigstens in Bezug auf das hier ins Auge gefaßte Schutzgebiet doch nur um ein in absehbarer Zeit wieder aufzuhebendes System handeln, und überdies ließe sich das wesentliche des von Bruck angestrebten Zweckes auch anders und weniger anspruchsvoll erreichen. Man brauchte nur die Insassen deutscher Zuchthäuser (allerdings nicht auch die der Gefängnisse, wie Bruck will) zu öffentlichen Arbeiten in den Kolonialgebieten zu verwenden.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch hierfür der vorherige Erlaß eines Reichsgesetzes wünschenswert wäre, vor allem um die Einführung einer solchen Deportation nicht als bloße Verwaltungswillkür erscheinen zu lassen. Indes dürfte, wenn man vorher zu einer Einigung über die unzweifelhaft bedeutenden Kosten dieser Maßregel gelangt wäre, die Abfassung eines solchen Gesetzes nicht allzuviel Schwierigkeiten machen. Das Gesetz brauchte gar nicht, wie Bruck will, als eine Änderung hinter § 16 des Reichsstrafgesetzbuches eingeschoben zu werden, es könnte sogleich selbständig erscheinen, und zwar als erster Teil eines dringend notwendig gewordenen Reichsgesetzes über die einheitliche Regelung des Strafvollzugs. Da nach dem heutigen Zustande dem zu Zuchthausstrafe Verurteilten kein Anspruch darauf zusteht, sich selbst ein Zuchthaus zu wählen, so könnte das Reich oder ein Bundesstaat, natürlich mit Genehmigung des Reichs, da das Kolonialgebiet dem Reiche untersteht, beschließen, Zuchthausgefangene allgemein in beliebiger Zahl oder nach bestimmten Kategorien in einem auf Kolonialgebiet zu erbauenden Zuchthause unterzubringen; und ferner, da die Möglichkeit, Zuchthausgefangene zur sogenannten Außenarbeit zu verwenden, schon jetzt durch das Reichsstrafgesetzbuch vorhanden ist, so ließe sich diese Außenarbeit auch auf die deportirten Sträflinge ohne weiteres übertragen.

Für einen Versuch in dieser Richtung bedürfte es also zunächst keiner weitläufigen gesetzgeberischen Vorarbeiten. Es würde nur erforderlich sein, daß sich eine unserer Kolonisationsgesellschaften bereit fände, das nötige Kapital daran zu wagen, um eine oder mehrere Schiffsladungen von Zuchthaussträflingen — die natürlich in Bezug auf Arbeitsleistung und klimatische Widerstandsfähigkeit ausgesucht sein müßten — zur Ausführung bestimmter größerer Arbeiten, sei es zum Bau von Eisenbahnen oder anderer Verkehrswege, zu Hafenanlagen oder Verinselungsanlagen in ihr Gebiet zu bringen und dort angemessen unterhalten und bewachen zu lassen. Dann würden ihre Arbeitskräfte der Kolonisationsgesellschaft ebenso oder in noch höherem Grade zur Verfügung stehen, wie die gegenwärtige Zuchthausarbeit den einzelnen Betriebsunternehmern, und das obendrein, ohne der freien Arbeit Abbruch zu thun. Es ist daher kaum anzunehmen, daß sich irgend ein Widerspruch gegen diese Art der Verwendung von Sträflingen erheben würde. Daß man auch vom Standpunkte des Rechts und der Billigkeit, den der Staat selbstverständlich auch Sträflingen gegenüber festzuhalten schuldig ist, dagegen nichts einwenden könnte, glauben wir oben nachgewiesen zu haben.

Wenn erst einmal dieser praktische Weg in der Deportationsfrage eingeschlagen werden würde, so würden wir höchst wahrscheinlich auch bald zu Erfahrungen gelangen, die zunächst unserer Strafrechtspflege zu gute kommen müßten, vielleicht auch das wirtschaftliche Aufblühen eines unserer Schutzgebiete befördern könnten. Nur muß das maßgebende immer der strafrechtliche Standpunkt sein und bleiben, weil es sich doch eben um ein Strafmittel handeln soll; der Zweckgedanke des etwaigen kolonialen Vorteils darf nicht zur Grundlage genommen werden. Wir würden dann denselben praktischen Weg gehen, auf dem in England die Deportation, oder wie die Engländer bestimmter sagen, die Transportation entstanden und groß geworden ist. Sir Edmund Du Cane, der Chef des englischen Gefängniswesens, sagt in seinem Buche: *Punishment and Prevention of Crime* (London, Macmillan & Co., 1885) in Kapitel 5: Transportation (S. 110): „Es (dieses System) wurde nicht eingeführt auf Grund irgend welcher a priori-Erwägungen, nicht um abstrakten theoretischen Grundsätzen zu folgen, sondern es ist erwachsen, wie die meisten andern englischen Einrichtungen, durch allmählich auf einander folgende Änderungen und Verbesserungen, die gemacht wurden in Übereinstimmung mit den wechselnden Zuständen des Landes und den Anforderungen der öffentlichen Meinung, und kann angesehen werden als Ergebnis des Gedankens und der Überlegung einiger unserer größten Staatsmänner, die geleitet und unterstützt werden durch die Erfahrung derjenigen, deren praktisches Verhältnis zu dem Gegenstande sie in den Stand gesetzt hatte, ihn auf die Art zu studieren, in der allein brauchbare Kenntnisse gewonnen werden und gesunde Ansichten sich bilden können.“

Was die oben erwähnte prinzipielle Frage betrifft, ob das Deutsche Reich

berechtigt sein würde, ohne eine Änderung des Strafgesetzes Sträflinge zur Arbeit in die Kolonien oder Schutzgebiete zu schicken, so ist es von Interesse, hier bei Du Cane zu lesen, wie in England die erste Schwierigkeit umgangen wurde, die darin lag, daß eine „gezwungne Verbannung“ (compulsory banishment) für jeden englischen Bürger durch die Magna charta geradezu ausgeschlossen war. Man half sich hier, schon unter Jakob I. dadurch, daß man strafwürdigen Personen die Selbstverbannung empfahl, indem man ihnen nur die Wahl zwischen dieser und dem Hängen ließ. Da unter solchen Umständen gewöhnlich das erste vorgezogen wurde, bürgerte sich diese Verbannung, die zuerst nach der Insel Barbados und den jetzigen Staaten Maryland und New York in Nordamerika gerichtet wurde, immer mehr ein. Dabei sollte es in der ersten Zeit diesen Personen selbst überlassen bleiben, wie sie ihre „Selbstverbannung“ bewerkstelligen würden, d. h. sie mußten auf ihre eignen Kosten abfahren. Nur notgedrungen und widerwillig ging die damalige englische Regierung dazu über, diesen Transport selber zu übernehmen, aber die Kosten zog sie wie Armenkosten von den betreffenden Heimatgemeinden wieder ein. Sehr bald übergab sie den Transport in öffentlicher Auktion den Mindestfordernden, wobei bald der Preis von zwanzig Pfund Sterling auf den Kopf der gewöhnliche wurde. Es wurde, wie Du Cane berichtet, ein förmlicher Sklavenhandel mit diesen Bedingungen getrieben, und die Sterblichkeit auf den Transportschiffen erreichte eine erschreckende Höhe; nur dadurch wurde sie verringert, daß die braven Unternehmer einen Teil der von ihnen in Bristol an Bord genommenen Sträflinge in Lundy Island, also noch auf englischem Boden, wieder ans Land setzten. Welchen Umfang aber diese Verschickung annahm, als man erst Australien dafür als geeignet befunden hatte, ersieht man daraus, daß in den fünfzig Jahren von 1788 bis 1838 134308 Sträflinge dorthin transportirt wurden (also etwa 2700 auf jedes Jahr, wovon aber z. B. auf 1831: 4920, auf 1838 schon nur noch 3805 kommen [Du Cane a. a. O. S. 111]). Wenn man diese Zahlen mit den so äußerst primitiven Anfängen der „Transportation“ vergleicht, so sieht man bald, welche Erfolge sich auf diesem Wege des rein praktischen Vorgehens erreichen lassen.

Wenn aber dieses Deportationssystem selbst in dem an Kolonien so reichen England keine dauernde Einrichtung hat werden können, sondern sich eine allmähliche Um- und Zurückbildung hat gefallen lassen müssen, so könnten diese geschichtlichen Lehren und Erfahrungen doch Deutschland davon abhalten, abgestorbne Einrichtungen von neuem wieder ins Leben zu rufen. Professor Bruck meint in seiner letzten Schrift, außer Professor Bornhak (der sich auf dem letzten Juristentag zu Gunsten der Deportationsstrafe ausgesprochen hat) habe noch niemand daran gezweifelt, daß Zuchthaus- und Deportationsstrafe verschiedene Strafarten seien. Wir erlauben uns ebenso, daran zu zweifeln, wenn man den Standpunkt berücksichtigt, daß die Deportationsstrafe erst ge-



schaffen werden soll. Sicherlich könnte man sie so gestalten, daß sie eine andre Strafart darstellte, und Professor Bruck scheint auch auf dem Wege zu dieser Ansicht zu sein. Man braucht nur den kolonialpolitischen Zweck mit zu berücksichtigen und der Frage näher zu treten, die Verbrecher nach verbüßter Strafzeit, mag diese voll ausgehalten oder auf Grund guten Betragens usw. abgefürzt sein, als freie Menschen anzusiedeln. Das ist das englische System der *ticket-of-leave's-men*, von dem Du Cane a. a. O. mit Recht bemerkt, daß eine sofortige Urteilsvollstreckung auf Deportation mit diesem System im Hintergrunde mehr einer Belohnung als einer Strafe ähnlich sehe. Da die freigelassenen Verbrecher oft mit staatlicher Unterstützung von vornherein in eine viel günstigere Lage kamen, als der freiwillig ins Land gekommene Farmer, so ist in allen englischen Kolonien gegen die Verbrecheransiedlungen und vor allem gegen die Ansiedlung vorläufig beurlaubter (mit *ticket of leave* versehen) eine tiefgehende Erbitterung entstanden. Diese Stimmung ist auch schon in unsern Schutzgebieten zu bemerken, wenn von Deportationen gesprochen wird. Die eben erwähnte Rückbildung im englischen Strafrecht hat aber gerade dazu geführt, daß aus der praktischen Handhabung der Deportation ein Begriff gewonnen und ausgeschieden ist, der als die allgemeine und einheitliche Grundlage derjenigen Strafart dient, die in der englischen Strafvollziehung der Zuchthausstrafe des Deutschen Rechts entspricht: das ist der Begriff der *penal servitude* (Strafknechtschaft), womit jede auf fünf Jahre und darüber lautende Freiheitsstrafe bezeichnet wird (Akte von 1864). Die Bezeichnung erinnert an die Art von Einzelknechtschaft, die wir oben bei der Transportation nach Australien unter dem Namen des *Assignmentssystem*s erwähnt haben.

Wenn so die Engländer aus den praktischen Erfahrungen der Transportation zur Strafe der Zwangsarbeit gekommen sind, so wird Professor Bruck sich nicht wundern dürfen, wenn außer Professor Bornhak auch noch andre die Zuchthausstrafe unsers Strafrechts für nicht so verschieden von der Deportation halten, um darin verschiedene Strafarten zu erkennen. Die Zuchthausstrafe ist eine mit Entehrung verbundene Entziehung der Freiheit; dabei ist der Staat befugt, den Bestraften an einem beliebigen Orte festzuhalten und ihn dort zu einer seine Kräfte völlig in Anspruch nehmenden harten Arbeit anzuhalten, deren Auswahl und Bestimmung sich nicht nach den Neigungen oder Fähigkeiten des Bestraften, sondern lediglich nach den Bedürfnissen und Anordnungen der zuständigen Staatsbehörde zu richten hat. Vollständig unter dieselbe Begriffsbestimmung fallen würde aber eine Deportation, wie wir sie oben empfohlen haben, und die wir auch nach unserm jetzigen Rechtszustande für zulässig halten würden, wenn die Geldmittel dazu von irgendwelchen, privaten oder öffentlichen Unternehmern zur Verfügung gestellt würden. Daß das Deutsche Reich oder der betreffende Bundesstaat hierbei die Kosten der Bewachung der Sträflinge allein zu tragen und nur die Kosten ihrer Verpflegung

in Form einer Arbeitsvergütung von den betreffenden Unternehmern einzuziehen hätte, erscheint unbedenklich, da es diese Kosten ja auch in der Heimat zu tragen hätte. Es blieben also eigentlich nur die Kosten der Hinzuschaffung, während die der spätern Zurückschaffung aus dem heute schon bestehenden sogenannten Arbeitsüberverdienst des Sträflings zurückzulegen wären. Nur darf vor allen Dingen hier kein Anspruch des Sträflings anerkannt werden, nach verbüßter Strafzeit in der Kolonie bleiben zu können, wohl gar mit staatlicher Landanweisung usw. Im Gegenteil dürfte das Verbleiben als freier Mann in der Kolonie nur auf den Nachweis eines festen längern Arbeitsvertrages mit einem ansässigen Kolonisten als Ausnahme hingestellt werden, und zwar so, daß Verletzung dieses Arbeitsvertrags Zwangsrückführung zur Folge hat.

Man kann behaupten, daß von einer derartigen Bereitstellung europäischer Arbeitskräfte die Schutzgebiete oder Kolonien auch Vorteil haben und diese Arbeitskräfte auch gebrauchen würden, selbst wenn ihnen einheimische Arbeitskräfte oder Nulis zu Gebote stünden; hat doch ein Sachverständiger wie Graf Pfeil in dem genannten Aufsatz ausdrücklich erklärt, daß gerade für die hier in Frage kommenden Arbeiten (Eisenbahnen, Hafengebauten, Veriefungsanlagen) europäische Arbeitskräfte immer den besten außereuropäischen vorzuziehen seien.

Die gesetzliche Zulässigkeit derartiger Versuche würde sich nach § 15 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs freilich nur auf die zu Zuchthaus verurteilten Personen erstrecken. Bruck will mit seinen gesetzgeberischen Vorschlägen die Deportationsstrafe sowohl an Stelle der Zuchthaus- als auch der Gefängnisstrafe durch Gesetz und Urteil treten lassen, um die notwendige Auswahl der Arbeitsfähigen möglichst zu erleichtern. Allein dem gegenüber ist doch zu bemerken, daß es sich zunächst nur um Versuche handeln kann, wie selbst dieser eifrige Verfechter der Deportation gelegentlich zugiebt, und dann, daß die höchste Gefängnisstrafe (fünf Jahre) hinter der Zeit zurückbleibt, die Bruck als kürzeste Dauer der Deportation festsetzen will (sieben Jahre). Es wäre also von vornherein nötig, ein gewisses Vielfältigungsverhältnis festzusetzen, wonach die auf Gefängnis bemessenen Strafen unsers Reichsstrafgesetzbuchs in Deportationsdauer umzuwandeln wären. Ein solches Verhältnis giebt indes Professor Bruck nicht an; und es würde dadurch jedenfalls eine bedenkliche Lücke im Gesetz entstehen, die gegen den Rechtsgrundsatz wäre: *nulla poena sine lege*. Doch ist das Brucksche System zu wohl überlegt, um hier eine bloße Nachlässigkeitslücke zu vermuten; es steht vielmehr etwas andres dahinter, freilich gerade das, was wir im kolonialpolitischen Interesse unbedingt verworfen müssen: das *ticket-of-leave*-System. Es wäre eine große Härte, wenn das Gericht an Stelle einer Gefängnisstrafe von zwei bis drei Jahren siebenjährige Deportation mit Zwangsarbeit setzen könnte, ohne den § 11 der Ausfühungsverordnung (§. 16 der Schrift) anzuwenden: „Bei tadelloser Führung können die Sträflinge auch bedingungsweise an selbständige Ackerbauer auf

deren Antrag in Dienst gegeben werden.“ Das wäre also das vollständige Assignationssystem, das doch in Australien so vollständig Bankrott gemacht hat. Darnach würde das Schicksal des einmal deportierten Sträflings nicht mehr davon abhängen, wie das Gericht nach dem Gesetz seine Straftat bewertet hat, sondern davon, inwieweit er durch Arbeitsgeschick, Fleiß und Folgsamkeit, vielleicht aber auch durch Liebedienerei und Heuchelei das Wohlwollen seiner Aufseher zu gewinnen versteht. Dem bloßen Verwaltungsermessen würde nach der Bruck'schen Ausführungsverordnung ein unmöglicher Spielraum gelassen sein. Man kann es doch nicht vom „guten Betragen“ abhängig machen, ob z. B. ein ursprünglich nur wegen Körperverletzung zu einigen Monaten Gefängnis Verurteilter der vollen Deportationsstrafe von sieben Jahren verfallen sein soll, und dagegen ein wegen Totschlags oder Mordes zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe Verurteilter nur mit drei Jahren Zwangsarbeit soll davon kommen können, um dann nur als Knecht bei einem Kolonisten noch einige Zeit dienen zu müssen, dann aber ein freier Mann werden zu können!

Außerdem vernachlässigt Bruck ganz die von der Erfahrung des englischen Transportsystems in der letzten Zeit für unbedingt notwendig gefundenen Übergangsstufen und -formen der Strafe. Jeder auch zur Transportation Verurteilte mußte erst die harten training-Monate (Einzelhaft mit hartem Lager) in Pentonville durchmachen und kam dann erst in eins der convict-Gefängnisse, die man zu diesem Zwecke in Gibraltar und auf den Bermudainseln angelegt hatte. Erst von dort erfolgte, wenn der Sträfling sich sonst dazu geeignet erwies, die Überführung nach Südaustralien, später Bandiemenland und zuletzt Westaustralien.

Wenn Bruck an die Stelle dieser ganzen Übergangs- und Probezeit nur (in Art. IV seines Gesetzesentwurfs) die körperliche Untersuchung durch den Gerichtsphysikus setzen will, so dürfte sich dies Verfahren auch bald als unzulänglich erweisen.

Es läßt sich schon aus diesen einzelnen Ausstellungen entnehmen, welche Schwierigkeiten eine allgemeine gesetzliche Regelung der Deportationsfrage haben würde, sobald man dabei Gebiete im Auge hat, die schon von der freien Kolonisation besetzt sind. Ganz anders würde die Sache liegen, wenn man die Deportation lediglich als eine neue Straftat einführen und die für ihre Regelung maßgebenden Grundsätze allein aus dem Gebiet entnehmen würde, wohin der Begriff der Strafe allein gehört: dem Strafrecht. Hier könnte allein das französische sogenannte Recidivistengesetz vom 27. Mai 1885 als Vorbild dienen. Voraussetzung dafür würde dann die Anlegung einer eignen, besondern und nur diesem Zwecke dienenden Strafkolonie sein, für die als geeigneten Ort Graf Pfeil in einem andern neuern Aufsatz (Kolon.-Jahrb. von 1897, S. 18 ff.) die im Bismarckarchipel liegende Insel Neupommern vorschlägt. Wenn hier auch die tropische Lage harte Arbeit durch Europäer

ausschließt, so ist doch das Klima derartig, daß die Lebensgefährlichkeit dort nicht größer ist als in andern gesunden Kolonien. Ein dem Klima angemessener Arbeitszwang würde sich auch dort schon für die Sträflinge finden lassen, und im übrigen weist Graf Pfeil darauf hin, daß sich in den höher gelegenen Berggegenden dieser allerdings noch wenig erforschten Insel auch große Strecken finden müßten, bei denen Bodenbebauung und ähnliche schwere Arbeiten durch Europäer möglich sein würden. Leider muß aber auch ein Versuch in dieser Richtung so lange ausgelegt bleiben, als es der Reichsregierung nicht gelingt, sich durch ein Abkommen mit England von der Beschränkung frei zu machen, die ihr der Staatsvertrag vom 6. April 1886 in der gegenseitigen Zusicherung der Nichtanlage von Strafkolonien in diesem Teile der australischen Inselgruppen auferlegt. Der Umstand, daß England es schon vor zwölf Jahren für wünschenswert hielt, das Deutsche Reich nach dieser Seite hin zu beschränken, zeigt jedenfalls, daß es damals weiter hinausgedacht hat, als die deutsche Gründlichkeit glauben mochte, je kommen zu können. Sei es nun aber diese Insel oder ein andres von freien Ansiedlern nicht aufgesuchtes Gebiet, das man zur Deportation bestimmen würde, so würde diese unter allen Umständen als eine wirkliche und geeignete Strafe für die „Unverbesserlichen“ angesehen werden können. Sache eines besondern Gesetzes würde es dann sein, die Bedingungen und Umstände genau festzustellen, unter denen auf die Unverbesserlichkeit zu schließen ist, und weshalb die lebenslängliche oder zeitweilige Fortschaffung aus dem Gebiete des Deutschen Reiches zur Sicherung seiner Bewohner vor Gewohnheitsverbrechern als gerechtfertigt erscheinen muß. Eine solche Kolonie würde freilich unmittelbar mit den eigentlichen Kolonisationsbestrebungen Deutschlands in keinem Zusammenhange stehen; aber sie würde seiner Strafrechtspflege und damit seiner innern Sicherheit in hohem Maße zu gute kommen und daher die bedeutenden Summen, die diese Einrichtung unzweifelhaft erfordern würde, auch als nützlich angewendet erscheinen lassen. Und der mittelbare Vorteil, den durch eine solche reine Strafkolonie die Machtwirkung des Deutschen Reiches nach außereuropäischen Ländern hin erfahren würde, dürfte sich schon für die Gegenwart bald genug herausstellen; für die Zukunft aber und bei etwaigen Veränderungen, die spätere Zeiten im Kolonialbesitz europäischer Länder bringen könnten, würde sich auch eine solche Kolonie, besonders wenn sie unter erträglichen klimatischen Verhältnissen angelegt wäre, als ein wichtiger Ausgangspunkt für eine weitere Entwicklung erweisen können.







Recht sich einer notwendigen geschichtlichen Entwicklung entgegenstemmt, wird es zum Unrecht. Dann darf die Berufung auf die Heiligkeit des Rechts umso weniger den Fortschritt hemmen, als sich in solchem Falle kleinliche Selbstsucht, Unverstand und Denkrägheit hinter das Recht zu verschanzen pflegen. Die Stärke eines Staats beruht auf der Zufriedenheit seiner Bürger mit den staatlichen Einrichtungen, und wenn auch das Ideal einer allgemeinen Zufriedenheit nie erreicht werden wird, so wird doch die Existenz eines Staats umso mehr gesichert sein, je mehr seine Einrichtungen den Anschauungen des Volks oder der führenden Kreise des Volks entsprechen, je enger diese durch gemeinsame Interessen und Bestrebungen, durch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande mit einander verbunden sind. Als gegen die Mitte des Jahrhunderts in Europa die Nationalitätsbestrebungen erwachten, mußte den nationalgesinnten Kreisen Deutschlands und Italiens die Kleinstaaterei als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen. Man war sich in beiden Ländern darüber einig, daß die Sonderstellung der Kleinstaaten und ihrer Fürsten die Einheitsbewegung nicht hemmen durften. Die Einigung vollzog sich nicht in beiden Ländern genau gleichmäßig, aber sie konnte nur durch die Bekämpfung aller derer durchgeführt werden, die an der Erhaltung der bestehenden Zustände ein Interesse hatten, oder deren Rechtsanschauungen sich mit diesen Zuständen deckten.

Von diesem Standpunkte aus sollte auch die schleswig-holsteinische Frage beurteilt werden. Das Recht der Schleswig-Holsteiner, ihre Trennung von Dänemark zu fordern, lag in der Unversöhnlichkeit der nationalen Gegensätze und den daraus entstandnen Unzuträglichkeiten. Die Schleswig-Holsteiner suchten die Erhebung aus staatsrechtlichen Gründen zu rechtfertigen. Ihre Vorväter hatten sich vor mehreren Jahrhunderten freiwillig unter die Herrschaft des dänischen Königs begeben, sich aber dabei verschiedene Versprechungen, die ihre Selbständigkeit sichern sollten, geben lassen, besonders die Zusage, daß beide Herzogtümer unzertrennbar zusammenbleiben sollten. Auch daß für Schleswig-Holstein ein andres Erbrecht gelte als für Dänemark, wurde aus diesen Abmachungen gefolgert. Aber aus der bloßen Personalunion war mit der Zeit ein viel engeres Verhältnis geworden. Die Dänen betrachteten beide Herzogtümer als zu Dänemark gehörige Provinzen, wollten nur Holstein etwas mehr Selbständigkeit gestatten, während sie Schleswig umso fester mit Dänemark zu verbinden suchten. Die Schleswig-Holsteiner glaubten, daß sie beim Aussterben der männlichen Linie des dänischen Königshauses rechtlich ihre Trennung von Dänemark würden fordern können. Die Dänen suchten dieser Zerstörung des Gesamtstaats durch eine Regelung der Erbfolgefrage in ihrem Sinne vorzubeugen. Dies rief den heftigen Widerstand der Schleswig-Holsteiner hervor. Aber die Rechtsauffassung der Schleswig-Holsteiner war neu; sie war die Frucht des nationalen Streites. Die Schleswig-Holsteiner hatten

in frühern Jahren keinen Wert auf ihre staatliche Selbständigkeit gelegt. Sie waren stolz darauf gewesen, zu Dänemark zu gehören, und kämpften während der deutschen Befreiungskriege unter dänischen Fahnen auf Napoleons Seite. Und noch in den dreißiger Jahren, als Uwe Vornsen seine Schrift über die Rechte der Herzogtümer herausgab, hielt die große Mehrzahl der Schleswig-Holsteiner treu zu Dänemark und wollte von den „revolutionären“ Bestrebungen nichts wissen. Erst später trat ein vollständiger Umschwung der Stimmung in Schleswig-Holstein ein.

Der Streit um das fürstliche Erbrecht in Schleswig-Holstein ist, obgleich längst gegenstandslos, noch vor kurzem in eigentümlicher Weise wieder aufgefrischt worden. In einer angesehenen englischen Zeitschrift, dem *Nineteenth Century*, erschien im vorigen Jahre ein Artikel aus der Feder unsers Landsmannes Max Müller, worin dieser, Bezug nehmend auf das Jansen-Samwersche Buch über die Befreiung Schleswig-Holsteins, das Recht des verstorbenen Herzogs Friedrich von Augustenburg auf die schleswig-holsteinische Herzogskrone nachzuweisen suchte. Diese Veröffentlichung soll Prinz Christian von Schleswig-Holstein, der Schwiegersohn der englischen Königin, veranlaßt haben. Wie weiter berichtet wird, fühlte die Gemahlin des englischen Thronfolgers, Prinzessin Alexandra von Wales, die dänische Königstochter, sich durch diese Veröffentlichung verletzt. Sie ließ bei einem Besuch am Hofe ihres Vaters den dänischen Reichsarchivar Jürgensen, einen gebornen Nordschleswiger und eifrigen Deutschhasser, zu sich kommen und bat ihn, eine Widerlegung der Darstellung Max Müllers zu schreiben, für deren Aufnahme im *Nineteenth Century* sie dann sorgen werde. Jürgensen übernahm diesen Auftrag mit Freuden und hat ihn mit viel Geschick und Scharfsinn ausgeführt. Der von ihm verfaßte und bald darauf im *Nineteenth Century* erschienene Artikel legte in korrekter Weise die dänischen Rechtsanschauungen dar.

Dieser Streit um die Erbrechte der Fürstenhäuser Glücksburg und Augustenburg, der sonach zu einem häuslichen Streit in der englischen Königsfamilie geworden ist, kann uns Deutsche kalt lassen. Man kann es begreifen, daß die fürstlichen Personen, die durch ihr Verwandtschaftsverhältnis daran beteiligt sind, lebhaftes Interesse an der Erörterung dieser Frage finden. Man kann es auch begreifen, daß die Dänen, die noch immer sehr feindselig gegen Deutschland gesinnt sind, eine Genugthuung darin finden, alles hervorzusuchen, was ihnen zur Bestätigung ihrer Ansichten genügend erscheint, um sich immer wieder schwarz auf weiß beweisen zu lassen, daß ihnen himmelschreiendes Unrecht angethan worden ist. Übrigens giebt es viele Dänen, die derartigen Beweisen keinen großen Wert mehr beilegen und sich für die Forderung der Rückgabe Nordschleswigs ganz auf das Recht des Nationalitätsprinzips berufen, das Dänemark damals nicht anerkennen wollte. Für uns Deutsche aber hat diese Erbrechtsfrage herzlich wenig Bedeutung, weil der thatsächliche geschichtliche

Verlauf für unser Nationalbewußtsein befriedigender ist, als wenn eines jener beiden Fürstenhäuser heute in Schleswig-Holstein regierte.

Der große verhängnisvolle Fehler der Dänen, der ihnen zum Verderben geworden ist und ihre Niederlagen verschuldet hat, bestand darin, daß sie die Zeichen der Zeit nicht richtig verstanden und eine kommende Geschichtsentwicklung nicht voraussahen. In der Staatenbildung und auf volkswirtschaftlichem Gebiet zeigt sich gegenwärtig ein mächtiger Zug zur „Großwirtschaft.“ Das Zusammenballen mächtiger Staatengebilde, deren Kraft auf ihrer nationalen Einheit beruht, das Erstarken anderer, die durch Anwachsen an Volkszahl und wirtschaftlicher Kraft immer mehr an Bedeutung gewinnen, läßt für kleine Nationen nur eine bescheidne Rolle übrig. Sie können im besten Fall ein friedliches Stilleben führen, wie ja auch heute der Wunsch der Dänen ist. Sie können bei den großen Welthändeln kein entscheidendes Gewicht in die Waagschale werfen und dürfen daher am wenigsten den Anspruch erheben, über einen Bruchteil einer andern größern Nation eine Herrschaft auszuüben, die sie mit dieser Nation verfeindet. Wie Holland, hat auch Dänemark längst seine politische Bedeutung verloren, und die Dänen werden es immer besser lernen sich in das Unvermeidliche fügen. Von dem Zeitpunkt an, wo die dänischen Schleswig-Holsteiner die Unterordnung unter eine fremde Nationalität als Demütigung empfanden, stand es auch fest, daß die dänische Herrschaft in Schleswig-Holstein nicht von Dauer sein konnte. Erwägt man dies, so erscheint der Streit um fürstliche Erbrechte und die ängstliche Berufung auf den Buchstaben des Rechts ganz überflüssig.

Zur Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung und schon in den vorhergegangnen Jahren, als die nationalen Gegensätze sich immer mehr verschärften, wurde jedoch dieser Frage eine große Bedeutung beigelegt. Die Schleswig-Holsteiner sahen in der Berufung auf ein besonders von dem dänischen verschiednes Fürstenerbrecht das einzige Mittel, von Dänemark loszukommen, und die Dänen bekämpften, weil sie die hierin liegende Gefahr erkannten, diese Anschauungen aufs heftigste. Daher bemühten sie sich umso mehr, das staatliche Band zwischen beiden Ländern unauflöslich zu machen und in diesem Sinne die Erbrechtsfrage zu entscheiden. Aber man darf nicht glauben, daß scharfsinnige juristische Argumentationen für das Volksgemüt eine überzeugende Kraft haben; auf beiden Seiten, bei Deutschen und Dänen, stand das Rechtsbewußtsein gänzlich im Dienst des Nationalgefühls. Hätten sich innerhalb des dänischen Gesamtstaats Deutsche und Dänen so gut mit einander vertragen, wie in frühern Jahren, so würde die Erbrechtsfrage sie nicht mit einander entzweit haben.

Monarchisches Gefühl wird oft als eine Eigentümlichkeit des deutschen Volkes bezeichnet. Auch die Schleswig-Holsteiner und die ihnen nahe verwandten Dänen haben öfter ein lebhaftes monarchisches Gefühl bethätigt. Aber



die Treue zum Fürsten ist immer bestimmt durch das Zusammenleben und Zusammenwirken von Fürst und Volk, durch gemeinsame Interessen, durch die Persönlichkeit des Fürsten. Wenn ein Fürstenhaus ausstirbt und Streitigkeiten um die Erbfolge entstehen, so pflegt das Volk sich nicht nur durch formale Rechtsansprüche, zu deren Prüfung juristischer Scharfsinn gehört, bestimmen zu lassen, sondern es wird vor allem darnach fragen, welche Stellung der Thronbewerber zu den großen politischen, das Volk tief bewegenden Fragen einnimmt. Daß in dem nationalen Kampfe das Haus Augustenburg sich auf die deutsche, das Haus Glücksburg auf die dänische Seite stellte, hat mehr als alles andre dazu gethan, das Urtheil von Deutschen und Dänen über die erhobnen Erbaussprüche zu bestimmen.

Von dem Zeitpunkt an, wo der nationale Hader ausbrach, konnte eine gemeinsame Monarchie nicht mehr dieselbe Anhänglichkeit von den Dänen und Schleswig-Holsteinern beanspruchen. Es war von den Schleswig-Holsteinern zuviel verlangt, daß sie einem König Treue und Anhänglichkeit bewahren sollten, der, um sich in Dänemark die Volksgunst zu sichern, gezwungen war, Schleswig-Holsteins Rechte zu verletzen und die schleswig-holsteinische Bewegung gewaltsam niederzukämpfen. In Dänemark herrschte eine stark demokratische Richtung, die dem König ihren Willen aufzwang, von den Schleswig-Holsteinern aber im Namen des Königs Gehorsam verlangte. Daß somit die Heiligkeit der Königswürde vorgeschoben wurde, um den Widerstand zum Treubruch zu stempeln, durfte die Schleswig-Holsteiner nicht davon abhalten, ihre nationalen Rechte zu fordern.

Der Monarchie als Vollstreckerin des dänischen Volkswillens, der die energische Unterdrückung des deutschen Nationalgefühls in Schleswig-Holstein für ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung hielt, haben die Schleswig-Holsteiner auch nach dem Kriege von 1848 bis 1850 einen zähen passiven Widerstand geleistet. Zu meiner Kindheitszeit war in Schleswig-Holstein von monarchischem Gefühl wenig zu merken. Freilich war auch der Träger der Königswürde persönlich wenig geeignet, Ehrfurcht einzuflößen; sein Wesen und Auftreten war so unköniglich, wie das eines Fürsten nur sein kann. Dennoch galt die Geringschätzung, die ihm bezeigt wurde, viel weniger seiner Person als seiner Stellung. Es war der dänische König, dem man die sonst Fürsten zu teil werdende Ehrerbietung versagte. In der Erinnerung der Dänen lebt dieser König, Friedrich VII., freilich noch heute als der „volkstümliche König,“ aber seine Volkstümlichkeit war nicht die Volkstümlichkeit im edeln Sinne des Wortes, die mit Wohlwollen und echter Bornehmheit der Gesinnung vereinte Schlichtheit des Wesens. Er stand seiner Denkweise und Gesinnung nach dem „gemeinen Mann“ näher, als billigerweise ein König sollte. In den bessern Gesellschaftskreisen Dänemarks nahm man Anstoß an seinem Lebenswandel, aber man rechnete ihm zum Verdienst an, daß er, jeder Thatkraft bar, den Volkswünschen kein Hinderniß entgegensetzte.

Welchen Gegensatz zu diesem Verhalten der Schleswig-Holsteiner unter der Dänenherrschaft bildeten ihre schwärmerischen Huldigungen für den Herzog Friedrich. Sie sind deshalb verspottet worden, aber damals herrschte eben in Schleswig-Holstein eine Festtagsstimmung. Und obgleich der Herzog Friedrich eine vertrauenerweckende Persönlichkeit war, so galten doch die Huldigungen nicht seiner Person allein, sondern zugleich der Nationalitätsidee, deren Träger er war. Es machte den Schleswig-Holsteinern auch keine Sorge, daß die Rechtsansprüche des Herzogs nach der Verzichtleistung seines Vaters anfechtbar waren. Er war der Mann, dessen man bedurfte; sein Eintreten für das Recht der Schleswig-Holsteiner gab ihren Bestrebungen einen starken moralischen Rückhalt. Die Schleswig-Holsteiner haben dann später ihre Anhänglichkeit auf das Haus der Hohenzollern übertragen, nicht weil sie den preussischen Kronjuristen glaubten, sondern weil sie zu der Einsicht kamen, daß die Zugehörigkeit zu einem Großstaat der staatlichen Selbständigkeit eines kleinen Ländchens vorzuziehen sei, und weil die geschichtlichen Ereignisse, sowie auch besonders der Anteil des preussischen Fürstenhauses daran auf die öffentliche Meinung in Schleswig-Holstein und in Deutschland mächtig einwirkten.

Ich glaube an dem Beispiel der schleswig-holsteinischen Bewegung gezeigt zu haben, daß die Stärke des monarchischen Gefühls immer davon abhängt, wie die Monarchie den wichtigsten Bestrebungen eines Volkes gegenübersteht. Ein großer mächtiger Staat mag kleine Bruchteile einer fremden Nationalität ohne schwere Gefahr für seine Existenz festhalten können. Sind aber zwei oder mehrere Nationalitäten von annähernd gleicher Volkszahl mit einander in einem Staatsverband vereinigt, so ist die Existenz des Staats nur so lange gesichert, als sich die nationale Eifersucht zwischen ihnen nicht regt. Ist der Kampf um die Rechte der Nationalitäten erst in solcher Schärfe entbrannt, wie zur Zeit in Oesterreich, so kann auch die Klammer des monarchischen Gefühls dies Völkergemisch nicht auf die Dauer zusammenhalten. In Deutschland haben die Hausmachtinteressen der kleinen Fürstenhäuser die Schwäche des alten deutschen Reichs verschuldet. Das Emporwachsen und Erstarken Preußens schuf erst die Bedingung für die Herstellung eines neuen starken Reichs, weil damit das Zusammenfallen des Interesses eines einzigen Fürstenhauses mit dem Interesse des deutschen Volks an der Einigung aller Stämme gegeben war. Die deutsche Einheitsbewegung mußte die Sonderinteressen, die sich ihr in den Weg stellten, bekämpfen, wenn auch zuzugeben ist, daß neben der Selbstsucht viel ehrliche deutsche Treue bei den Anhängern des Alten zu finden war. Für ein befriedigendes Verhältnis zwischen Monarchie und Volk ist Gemeinsamkeit der Empfindungen, Anschauungen, Bestrebungen eine wesentliche Bedingung. Sehr viel hängt natürlich auch von den persönlichen Fähigkeiten der Herrscher und ihrer Ratgeber ab. Dies beweist der Verlauf der schleswig-holsteinischen Bewegung wie der deutschen Einheitsbewegung.

In Schleswig-Holstein werden nächstens die deutschen bürgerlichen Parteien einmütig das Fest der Erhebung mit einander feiern, in dem Bewußtsein der Bedeutung dieses Ereignisses für die Geschichte des Deutschen Reichs. In uns Altern erwachen bei dieser Gelegenheit die Erinnerungen an die Jugend- oder Kindheitszeit. Wie unbedeutend im Vergleich zu den später von Preußen-Deutschland geführten Kriegen der Krieg von 1848 bis 1850 sein mochte, für die schleswig-holsteinische Bevölkerung hatte er mehr Bedeutung als jeder andre. Eben weil dieser Krieg noch mehr nach der ältern Kriegsmethode geführt wurde, weil auf keiner Seite die Kräfte so überwältigend stark waren, daß ein rasches vollständiges Niederwerfen des Feindes möglich gewesen wäre, mußte der Krieg sich länger fortspinnen, dauerte die Aufregung in der Bevölkerung so viel länger an. Wir Schleswig-Holsteiner haben lebhafter als die im Reich empfunden, daß die deutsche Einigung nicht bloß eine innere deutsche Angelegenheit war, daß das Deutschtum um seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit mit fremden Völkern zu ringen hatte. In wie ganz andrer Stimmung aber, als sie damals in Schleswig-Holstein herrschte, begehen wir heute die Erinnerungsfeier. Damals hatte das deutsche Volksgemüt sich mit dem nationalen Hasse gewappnet, der das Deutschtum Schleswig-Holsteins vor dem Untergehen in einem fremden Volke schützen sollte. Heute haben wir den Haß längst verlernt und wünschen mit den damaligen Feinden aufrichtig dauernden Frieden und ein freundschaftliches Verhältnis, das besonders jetzt auch den Dänen willkommen sein dürfte.



## Hundert Jahre Allgemeine Zeitung



esern, die mit dem Preßwesen vertraut sind, braucht nicht gesagt zu werden, eine wie große und schwierige Aufgabe es sein muß, die Lebensgeschichte eines hundertjährigen Tagesblattes treu und lesbar zu verfassen. Welch eine unübersehbare Fülle von Gedrucktem und von Brieffschaften ist da wenigstens zu durchblättern und zu sichten, wie vielerlei Gesichtspunkte wollen beachtet sein, damit ein wahres Bild zustande kommen könne! Und dem Professor Ed. Heydt in Straßburg, der eine solche Arbeit für die „Allgemeine Zeitung“ (früher meistens schlechtweg „die Augsburger“ genannt, obgleich in Augsburg noch andre namhafte Blätter erschienen) auf sich genommen hat, erwachsen noch besondere Schwierigkeiten dadurch, daß man etwas spät den Plan einer Festschrift zum 1. Januar 1898, dem Jahrestage des ersten Erscheinens der Zeitung, gefaßt

zu haben scheint, da der Verfasser erst Mitte August die Archivarbeit beginnen konnte und „in Dachmansfardenträumen bei sommerlicher Bleikammerglut oder winterlicher Höhenluft“ das nicht einmal ganz vollständige Exemplar der Zeitung zu rate ziehen mußte! Begreiflicherweise hat er auf die Ausbeutung des Inhalts der wissenschaftlichen Beilage wenigstens vorläufig verzichtet, die eines jahrelanges Studium fordern würde. Aber auch bei dem politischen Stoffe mußte er sich mit Regesten und einer Gruppeneinteilung nach den Staaten begnügen, mit denen die Redaktion in nähere Beziehungen geraten ist. Aus diesen Gründen leistet Heycks Buch nicht alles, was zu wünschen wäre. Doch wird jeder Kundige ihm gern volle Anerkennung für die eifrige Bemühung zollen und vor allem dankbar bestätigen, daß er das (abgesehen von einiger Vorliebe für lange Perioden) in vorzüglicher Weise geliefert hat, was das Werk in dem Untertitel verspricht.\*)

Die Allgemeine Zeitung, oder wie wir sie der Kürze halber von jetzt an bezeichnen wollen, die A. Z. ist nicht das älteste politische Blatt auf deutschem Boden; die Wiener Zeitung, das Frankfurter Journal, der Hamburger Korrespondent und vielleicht noch eins oder das andre Organ gehen weiter zurück. Aber an Bedeutung, an allgemeiner Bedeutung hat keine andre Tageszeitung sie erreicht, so oft sie auch bald da, bald dort auf engern Gebieten überflügelt wurde. Die Bezeichnung „allgemein“ war für sie kein müßiges Beiwort. Ihr Begründer, J. Fr. Cotta in Tübingen, legte von Anfang an großen Wert darauf, daß sich das von ihm geplante Blatt wie durch Vollständigkeit so auch durch „Unparteilichkeit“ über alle in Deutschland erscheinende Zeitungen erheben und jede Überzeugung zu Worte kommen lassen müsse; in diesem Sinne hatte er Schillern, den er bekanntlich an die Spitze des Unternehmens zu stellen wünschte, den Titel „Allgemeine Europäische Staatenzeitung“ vorgeschlagen. Und als noch im Laufe des Jahres 1798 das Weitererscheinen der von Bosselt redigirten „Neuesten Weltkunde“ durch ein kaiserliches Verbot unmöglich gemacht wurde, wählte Cotta für die von Tübingen nach Stuttgart verlegte Fortsetzung den Titel „Allgemeine Zeitung.“

Diese Titelfrage ist nicht ohne Wichtigkeit. Damals teilte noch die ganze gebildete Welt die Ansicht, daß eine gute Zeitung den Leser von allen Weltvorgängen unterrichten, „so weit Wahrheit bei einem Stoffe, den man schon im ersten Moment seines Werdens aufgreifen muß, nur irgend gedenkbar(!) ist,“ nur Wahrheit berichten und „jedes Ereignis unter den Gesichtspunkt zu stellen suchen müsse, auf dem es am richtigsten und deutlichsten aufgefaßt werden kann“ — wie es in dem Prospekt der „Weltkunde“ heißt. Erst um die Zeit von 1840 wurde „Partei, Partei! Wer wollte sie nicht nehmen!“

\*) Die Allgemeine Zeitung 1798 bis 1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. München, 1898, Verlag der Allgemeinen Zeitung. 8°. 352 S.



zum Schlagworte, und keineswegs nur für den Liberalismus, aus dessen Reihen es erklingen war. Seitdem ist es so ziemlich zur Regel geworden, daß der Leser in seiner Zeitung nur seine eignen Ansichten zu finden verlangt, oder, was noch übler ist, sich von ihr vorschreiben läßt, was seine Ansicht sein soll. Daß infolge dessen an die Stelle der Parteilichkeit Parteiisheit getreten ist, daß man zumeist die Standpunkte anderer nur durch gefärbte Brillen sieht und sehen will, den politischen Gegner wie einen persönlichen Feind und mit Haß und Verachtung ansieht, noch ohne ihn zu kennen — wie schädlich das für das Gemeinwohl wird, und was überhaupt heutzutage für die Verwirrung der öffentlichen Meinung geleistet werden kann, das hat jeder Unbefangene und noch Denkfähige, wenn nicht längst schon, aus dem Dreyfuß-Bolafchen Prozesse deutlich erkennen müssen.

Allerdings kann volle Unparteilichkeit schwerer erfüllt als gefordert werden, das lehrt auch die Geschichte der A. Z. Sie ist wohl nur selten eigentlich parteiisch gewesen, wohl aber parteilich durch die Verhältnisse. Als sie begann, wurde ganz Südwestdeutschland noch von der Begeisterung für die „neufränkische“ Freiheit beherrscht: dürfen wir uns darüber wundern, wenn wir durch den von Holtei herausgegebenen Briefwechsel Ludwig Tiecks sogar den sanften, „kunstliebenden Klosterbruder“ und Berliner Referendar Wackentoder als kleinen Revolutionär kennen lernen? Und ist nicht der Anblick der Ruinen von Heidelberg, Speyer und Worms bis in neue Zeit außer Stande gewesen, die Franzosenschwärmerei in der Pfalz auszurotten? Bei den Rheinbündlern kam der Partikularismus der Bewunderung für den ersten Napoleon zu Hilfe. Auch die Hinneigung zu Oesterreich hatte und hat ja als letzten Grund die Abneigung gegen preußisches Wesen und die Furcht vor preußischer Einverleibung. Außerdem mußte Cotta als Württemberger mit seiner Landesregierung, als Besitzer der A. Z., die 1812 nach Augsburg verlegt wurde, mit Bayern, dazu mit den beiden Großmächten rechnen; und überall wollten Regierungen und Staatsmänner nur das als unparteiisch anerkennen, was eben ihren augenblicklichen Wünschen entsprach. Von allen Seiten kamen Vorwürfe, Verweise, ja Drohungen, selten Lobsprüche. Wenn sogar Stein, sonst ein Gönner des Blattes, im Jahre 1828 an Gagern schreibt, „ein unabhängiger selbständiger Mann wie Herr von Cotta sollte sein Blatt nicht einer Partei vermieten, sondern sie (es?) nur für Wahrheit und Recht anwenden,“ so bedauert man doppelt, daß sich der Anlaß zu diesem Zornausbruche nicht hat ermitteln lassen. In den vielen Episteln von Genß, Zedlitz usw. ist der Zusammenhang nie unklar. Der jüngere Cotta (Georg) soll einmal gleichzeitig als Anhänger des österreichischen Pfaffentums, als von Rußland bestochen, als Schweifwedler vor Oesterreich bezeichnet und — von Schelling! — aufgefodert worden sein, den „Jakobiner und Lotterbuben“ Gustav Kolb, den braven alten Burschenschaftler, zu entlassen. Belobt wird die A. Z. von Berlin aus, weil sie den ihr an-

gebotnen Brief Herweghs an Friedrich Wilhelm IV. nicht abgedruckt hat, und Alexander von Humboldt bewährt sich als Freund des Verlegers, wenn die Zeitung in Berlin Mißfallen erregt hat. Von Interesse wäre es, zu erfahren, ob die von Heyd gegebne Darstellung der in ihren Folgen bedeutsam gewordenen Angelegenheit Herweghs zuverlässig ist. Früher wurde erzählt, der König habe selbst den Wunsch geäußert, den in Berlin anwesenden jungen Dichter, der ihn in so schwungvollen Versen angefangen hatte, persönlich kennen zu lernen, und das war durchaus glaubwürdig im Jahre 1842. Bei der Audienz fielen die schmeichelhaften Äußerungen „Wir wollen ehrliche Feinde sein“ usw.; doch unmittelbar hinterher erfolgte das Verbot einer noch gar nicht erschienenen Zeitung, deren Redaktion Herwegh übernehmen sollte. Wenn dem gegenüber der durch seinen Triumphzug von Zürich bis Königsberg Berauschte sich zu einem unpassenden Brief hinreißen ließ, so war das kein Kapitalverbrechen; auch sagte man, daß die Ärgernis erregende Veröffentlichung des Schreibens in der Leipziger Allgemeinen Zeitung nicht von ihm ausgegangen sei, sondern von einem jüdischen Rechtsanwalt in Königsberg, Crelinger. Ein wesentlich andres Gesicht erhält jedoch dieser Handel, wenn wirklich die Audienz erbeten und erst nach achttägiger Überlegung gewährt worden sein sollte. Wie dem auch sei, der deutschen Presse im allgemeinen bekam es sehr schlecht, daß, wie Heine es darstellte, Herwegh vor „König Philipp und seinen udermärktischen Granden“ den Marquis Bosa gespielt hatte, nur der A. Z. wurde der in diesem Falle bewiesene Takt gut angeschrieben, während sonst der spezifisch-preußische Verkehrston nicht geeignet war, die in Augsburg bestehende Vorliebe für Oesterreich abzulenken. Erst die großen Ereignisse der letzten drei Jahrzehnte machten es der A. Z. möglich, sich entschieden auf die Seite des Reiches zu stellen und an der endgiltigen Beseitigung der „Mainlinie“ kräftig mitzuwirken.

In der Beurteilung ihres Verhältnisses zu Oesterreich ist der Zeitung wohl oft Unrecht geschehen. Sie war bis 1848 und noch darüber hinaus eigentlich die österreichische Zeitung, da das, was im Lande gedruckt wurde, den Namen nicht verdiente. Noch in einer Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach: „Die Freiherren von Gemperlein“ ist mit Humor geschildert, wie die durch die Politik entzweiten beiden Brüder sich hinter ihre Zeitungen verschanzen, rechts die privilegierte Wiener Zeitung, links die Augsburger. Und diese Stellung der A. Z. war umso wichtiger, da sie bei aller Rücksicht auf die Wiener Staatskanzlei doch nach Überwindung der französischen und kosmopolitischen Jugendverirrungen immer gut deutsch blieb. Aber in Deutschland wurde man nach 1840 durch die — erste, nicht die rote — Rheinische Zeitung, die Königsberger Hartungsche, die Mannheimer Abendzeitung und zahlreiche kleine Wochenblätter und Flugschriften an eine schärfere Opposition gewöhnt, und wer in denselben Ton nicht einstimmen konnte oder wollte, dem wurde

der Liberalismus rundweg abgesprochen, vollends wenn religiöse Fragen mit ins Spiel kamen. Machte sich doch Robert Blum zum Verteidiger der studentischen Leibgarde der Lola Montez, weil diese sich mit den Jesuiten entzweit hatte, und ein Mann wie der von Heine so schmähhch verfolgte Benedey mußte nachdrücklich dafür eintreten, daß das deutsche Volk die ersehnte Freiheit nicht von der Gnade der spanischen Tänzerin empfangen wolle! Nicht geringer war die Konfusion während des Krieges von 1859. Wie wenige wollten damals begreifen, daß der damalige mannhafte Kampf der A. Z. nicht für Österreichs italienischen Besitz, sondern gegen den Sohn der Hortense Beauharnais geführt würde, den im Harlemer Landhause eines Amsterdamer Bankiers zur Welt gekommenen Anonymus, der nach dem Tode seines Halbbruders sich als Napoleoniden aufspielte, es durch verbrecherische Mittel zum Beherrscher Frankreichs brachte, auf Befehl der Carbonari den Krieg gegen Österreich begann und, wie jedermann voraussah, später gern oder ungern seine Hand nach dem Rhein ausstrecken mußte. In diesem verdienstlichen Kampfe gegen den „zweiten Dezember“ (welchen Namen Hermann Drges für den gewohnheitsmäßigen Verschwörer in Paris aufgebracht hatte) und gegen die von ihm Gewonnenen oder Bethörten, voran Karl Vogt, traten viele Nationalgesinnte in die Reihen der A. Z., die sonst nicht immer mit ihr überein gestimmt hatten, freilich auch Internationale, wie der von Heyß namhaft gemachte Wilhelm Liebknecht, damals in London, von wo auch Karl Marx seine furchtbare Anklageschrift „Herr Karl Vogt“ ausgehen ließ.

Überhaupt ist eine Übersicht der bekanntern erklärten oder geheimen Mitarbeiter der Zeitung bezeichnend für die Allgemeine. Das Verzeichnis könnte noch viel länger und bunter sein, wenn nicht oft, namentlich für die neuere und neueste Zeit eine wohlherklärliche Verschwiegenheit beobachtet worden wäre. Wir greifen, absehend von bereits Genannten und von den bekannten Leitern der Zeitung, bunt heraus: Goethe, der viel mehr politische Einsicht bewies als Schiller, K. A. Böttiger, Archenholz, E. M. Arndt, Niebuhr, Barnhagen, Dlzner, Raumer, Graf Schlabrendorf, Schubart, Aug. von Vinzer (Dichter des „Wir hatten gebauet“), K. Follen, Fallmerayer, Graf Reinhard, Thiers, Sieyès, Schlözer, Volksg. Menzel, Frdr. Schlegel, Kanzler Fürst Hardenberg, H. Chr. von Gagern, K. Fr. von Moser, Radowiz, Ritter Bunsen, Garde, Adam Müller, Pilat, Ed. Gans, Ranke, Rotteck, Paul Pfizer, List, Prolesch-Dsten, H. Leo, Julius und Rob. Mohl, Jos. und Guido Görres, Karl Hase, der Kirchenhistoriker, Bscholke, Dönniges, Döllinger, Reinkens, Friedrich, Paulus, Feuerbach, Hansemann, Minister Patow, Major Helmuth von Moltke (1841—1844), Detmold, Laboulaye, Hock, Höffen, Ludw. Robert (Bruder der Rahel), Wil. Alexis, Laube, Mundt, Dingelstedt, Ruge, Temme, Kellstab, Steub, Moriz Wagner, Melch. Meyr, Bodenstedt, Hackländer, Rhyno Quehl (nicht Guehl, unter Manteuffel Preßgewaltiger, Erfinder der Anzeigenbesteuer-

nung nach dem Quadratmaß), L. Schneider (der ehemalige Schauspieler, dann Vorleser Friedrich Wilhelms IV., versorgte zugängliche Zeitungen mit russischen Nachrichten), Fehn, Corvin, Savoye (um die Zeit des Hambacher Festes Zeitungsredakteur in der Pfalz, dann in Frankreich naturalisirt und zum Abgeordneten gewählt, nach dem 2. Dezember nach England geflüchtet, Übersetzer von B. Hugos Napoléon le Petit), Leop. Häfner (der 1848 in Wien die Republik ausrief, später in Paris und Brüssel tapferer Kämpfer gegen den Bonapartismus). Zwei Professoren der Staatswissenschaften bringen eine komische Anekdote in Erinnerung. Lorenz Stein wurde nach der sogenannten Pazifikation der Elbherzogtümer seiner Professur in Kiel enthoben, weil er bei dem Ausbruche des Krieges einen dänischen Orden zurückgeschickt hatte. Kollegen von ihm in gleicher Lage fanden bald anderswo Stellung, er aber galt für gefährlich, weil er das erste deutsche Werk über den französischen Sozialismus geschrieben hatte. Der Minister Bruck war vorurteilsfrei genug, Steins Anstellung in Wien zu befürworten, wo er später recht unglückliche Versuche gemacht haben soll, seine nationalökonomischen Theorien als Eisenbahndirektor u. dergl. zu erproben. Auch die gegen Cotta, den er zur Verlegung der Augsburgerin nach Wien zu bestimmen suchte, geäußerte Voraussage, daß künftig auch keine große Universität werde an einem kleinen Orte bestehen können, ist nicht in Erfüllung gegangen. Im Winter 1871 erhielt er, wie erzählt worden ist, von seinem aus Württemberg berufenen Kollegen Alb. Schäffle einen Brief mit der Bitte, dessen Vorlesungen fortzusetzen, weil der Schreiber durch seine Ernennung zum Minister daran verhindert sei. Der höchlich überraschte Stein schickte den Brief nebst einem rücksichtsvollen Begleitschreiben an Frau Schäffle, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß der an Überarbeitung leidende Mann offenbar ärztlichen Rathes bedürfe. Die Sache hatte indessen ihre Richtigkeit, Schäffle wurde Mitglied des sogenannten Fäschingsministeriums; und so kurz und wenig ruhmvoll seine staatsmännische Thätigkeit war, gewährt sie ihm doch noch jetzt die Befriedigung, sich auf den Titeln seiner Bücher als k. k. Minister a. D. vorzustellen.

Noch dürfen einige sonderbare Gestalten nicht mit Schweigen übergangen werden. Zu diesen gehört der Münchner Fr. W. Bruckbräu, sonst nur als Verfasser schlüpfriger Romane bekannt, „später ernsthafterer Klimmer am Barnab und 1859 ein tapferer Streiter gegen Frankreich.“

Nach der Julirevolution lieferte Dr. Karl Weil in Stuttgart „sehr abschreckende Gemälde der französischen und der spanischen Zustände,“ für die er gern „müßige und herumstreichende Individuen“ verantwortlich machte. Dieser Weil gab in den vierziger Jahren in Stuttgart „Konstitutionelle Jahrbücher“ heraus, und als die Altliberalen in Berlin als Gegengewicht gegen die dortige demokratische Presse eine „Konstitutionelle Zeitung“ ins Leben riefen, glaubten sie in ihm die beste Kraft für die Leitung des Blattes zu gewinnen. Wie



bald der Irrtum erkannt, und wie schwer es wurde, sich des teuern Mannes zu entledigen, das hat Ernst Kossak einmal in seiner lustig boshaften Art beschrieben. Nun aber glaubte wieder die Wiener Staatskanzlei, sich den in Berlin nicht gewürdigten Schriftsteller nicht entgehen lassen zu dürfen. Januar 1852 schon empfiehlt ihn Jedliiz im Auftrage des Fürsten Schwarzenberg der A. Z. als sehr gewandte Feder und weil er dem Budget der Zeitung nicht zur Last falle! In Wien hat er sich unter den verschiedensten Systemen, irren wir nicht bis zu seinem Tode, behauptet. Heine überschüttete ihn mit Hohn, allerdings vorzugsweis, weil der verwendbare Weil von Guizot ein Jahrgelalt von 18000 Franks bezogen hatte.

Auch Heines Mitarbeit an der A. Z. erlosch, als die provisorische Regierung 1848 alle Kostgänger Guizots nebst den Summen ihrer Bezüge veröffentlichte, was in seinen Augen eine große Unanständigkeit war.

Ein mehr als bedenklicher Mensch, der sich gern an Heines Kockschöbe hingab, M. G. Saphir, fehlt in dieser Galerie nicht. Er gab sich 1829 in Augsburg für von Hornmahr berufen aus, um die Oberleitung des gesamten Preßwesens in Bayern zu übernehmen, doch erkannte der Redakteur Stegmann in allem „Windbeutelerei.“ Heyck bemerkt von diesem sogenannten Humoristen ohne eine Ader von Humor, er habe in Berlin einen wie nirgends fruchtbaren, fortzugenden Nährboden für seine spezifische Art von Wizeleien gefunden. Das ist wohl ein wenig zu viel gesagt. In allen großen deutschen Städten (zu denen Wien ja noch gezählt werden darf) hat er die schädlichste Saat ausgestreut, allein Berlin, München, Wien haben einander in dem Punkte wenig vorzuwerfen. Mit Staunen liest man in Holteis Erinnerungen, daß sogar ein Hegel den frechen Wyzling beachtenswert gefunden habe. In München mußte er vor dem Bilde des Königs Abbitte leisten, wurde aber nachträglich zum Theaterintendantrat ernannt. Von beiden Orten fuhr er ohne Wohlgeruch ab. Doch in Wien bedurfte es einer förmlichen Erhebung und Abstrafung durch die jüngere Schriftstellerwelt, um endlich seinem sehr weit und hoch reichenden Einfluß Schranken zu setzen. Gern möchte man sagen, daß in unsrer Zeit eine solche Erscheinung unmöglich sein würde, allein es tauchen immer wieder gelehrige Schüler von ihm auf, auch Erben seiner eisernen Stirn.

Viel wäre noch aus den Blättern des Heyckschen Buches an kulturgeschichtlichem Stoffe auszuheben: über den Einfluß der geographischen Lage, der Postenläufe, der Versendungsarten, der Zensur usw. auf das Zeitungswesen der Vergangenheit. Aber wir wollen das Lesen des Werkes nicht unnötig zu machen versuchen.





schienenen vortrefflichen Deutschen Volkskunde,\*) unser Geleitsmann bei diesen Bemerkungen, auch für das deutsche Märchen als eigentümlich deutsch in Anspruch nimmt, das Gepräge humoristisch-inniger Gemütlichkeit, das es auch internationalen Stoffen auf unserm Boden aufgedrückt hat. Ähnliches unterscheidet die deutsche Ballade von der anderer Nationen. „Die epische Ruhe des serbischen Balladenstils, die Würde des spanischen, die Leidenschaft des italienischen und die Anmut des französischen erreicht der deutsche nicht. Aber seine Sprunghaftigkeit steigert sein dramatisches Leben, und tiefes Naturgefühl und innige, wenn auch derben Ausdruck nicht scheuende Liebe durchdringen das Ganze. Dazu bemerkt man oft den Hang zu süßer Spielerei mit phantastischen Bildern, zu einem ähnlich grübelnden »Traumwerk,« mit dem uns die gewaltigen Radirungen Dürers, wie seine Melancholie, so zauberhaft umspinnen.“

Was die beiden letzten dieser Sätze schön sagen, kann man in einem bezeichnenden Worte für die innerste Lebensauffassung des deutschen Volkes zusammenfassen: es lebt und empfindet, glaubt und denkt — alles noch eins — im Symbol. Fest mit der Wirklichkeit verwachsene Symbole sind die uns phantastisch erscheinenden Bilder, Liebe ist die Trägerin der ganzen symbolischen Naturauffassung, und aus der symbolischen Art des Lebens und Denkens erklärt sich auch die Sprunghaftigkeit oder besser Augenblickhaftigkeit und Zeitlosigkeit der poetischen Handlung (wie in der Sage, während das Märchen schon einem spätern, epischen Denken entspricht) und vollends jene andre Sprunghaftigkeit, die, nach der modernen Auffassung, in der gewaltsam raschen Überbrückung der Kluft zwischen dem Naturbild und dem menschlichen Ereignis liegt.

Diesem Symbol, dessen einheimischer Charakter nur mit dem Gefühl wiederzuerkennen ist, wollen wir zunächst noch etwas nachgehen, doch uns vorher über zwei dazu gehörende Punkte mit Meyer auseinandersetzen. Bei der Besprechung von zwei uralten gemeingermanischen Rätseln, dem bekannten vom Vogel federlos usw. und der in schwäbischer Mundart mitgeteilten Charakteristik der Kuh

Biere ganget und viere hanget,  
Drei spitzige, zwei glitzige,  
Und einer laicht (jagt) Fliegen

sagt Meyer: „Wie schon diese paar alten Beispiele zeigen, hat das Rätsel den innersten Trieb, das Unpersönliche zu personifizieren, das Gewöhnliche zu verschönen, das Sinnliche zu vergeistigen. Seltner kommt es umgekehrt zu einer Versinnlichung des Geistigen und Abstrakten, wie etwa des »Gedankens« und etwa noch »Gottes« und des »Jahres.«“ Schon die von ihm gebrauchte Be-

\*) Straßburg, Karl C. Trübner, 1898. Der Verfasser ist Professor an der Universität Freiburg i. B.

zeichnung der angeblichen Gegensätze, Personifizierung des Unpersönlichen und Versinnlichung des Geistigen, zeigt, wie wenig hier von einem umgekehrten Verhältnis die Rede sein kann. Die symbolische, metaphorische oder, wie man es auch genannt hat, anthropozentrische Auffassung der Außenwelt ist sinnlichen und geistigen Dingen gegenüber eine und dieselbe Art, sich ihrer zu bemächtigen. Eine Trennung zwischen Sinnlichem und Geistigem wird noch gar nicht gemacht; für das Jahr, die Sonnenstrahlen, den Kuchschwanz giebt es nur eine Art der Betrachtung, und daß auf der naiven Stufe des geistigen Volkslebens mehr Konkreta als Abstrakta, von unserm modernen Gesichtspunkt aus gesehen, von sich reden machen, ist von vornherein klar.

Auch der andre Punkt betrifft eine Unterscheidung Meyers, die wir nicht für förderlich für das Verständnis der fraglichen Erscheinungen halten. In der Einleitung zu seinem Hauptkapitel „Sitte und Brauch“ sagt er: „Unser Volk behauptet energisch nicht eine bloße Analogie von Naturvorgang und Lebensgang des Menschen, sondern glaubt fest an einen wirklichen, wenn auch noch so wunderbaren Zusammenhang beider, was wir gewöhnlich Aberglauben nennen. Was in der Volkspoesie nur Gleichnis, wird in der Sitte Ereignis.“ Dort nur Gleichnis, hier Ereignis: diese Worte lassen der Volkspoesie nur ein formal-ästhetisches Recht auf das, was die Volkssitte in jedem Sinne, namentlich auch im ethischen, ihr eigen nennt. Daß Meyer recht hat, jener Analogie zwischen Natur- und Menschenleben für die Sitte den Wert eines Ereignisses zuzusprechen, darüber kann kein Zweifel sein, die Beispiele werden es zeigen; aber wir nehmen denselben Wert für das Denken des Volkes, wie es sich im Gedicht ausdrückt, in Anspruch. In dem Symbol ruht die Kunst des Volkes, d. h. sein erhöhtes Leben webt im Symbol; ob sich dieses Leben, Empfinden und Denken in der Sprache vollzieht oder in einer Handlung der Sitte, macht für das Verhältnis des Symbols zur bloßen Wirklichkeit keinen Unterschied aus. Oder will Meyer „Ereignis“ in seinem Sake nur im äußerlichen Sinne verstanden haben? Das machen aber die bei ihm vorhergehenden Worte wie auch das Anklingen der Faustverse unwahrscheinlich.

Wenn die Hebamme in katholischen Gegenden geweihtes Salz und Weihwasser in das erste Bad des Kindes thut, wohl auch einen Rosenkranz oder ein Geldstück, um das Kind fromm und sparsam zu machen, so ist das natürlich nicht bloß eine gleichnisartige Handlung, sondern als wirkend, wirklich gedacht. Darauf beruht auch ein gutes Stück der Volksheilkunde. „Hat ein kleines Mädchen heftige Gichter, so zieht in der Pfalz der Pate rasch sein Hemde aus und wickelt es hinein, dann wird es gesund oder stirbt rasch, und so machts die Patin mit dem Knaben.“ Stark riechende Kräuter und geweihtes Salz legt die Braut in den Schuh, um die bösen Geister fernzuhalten, Körner, Erbsen, einige Fäden Flachs und einige Pfennige, um fruchtbar und reich zu werden. Unmittelbar aus der Wirklichkeit hervorgegangen ist eine sym-



bolische Handlung wie die, wodurch die junge Siebenbürgerin noch heute vor Gott und der Welt kundgibt, daß sie einem Burschen angehören will: sie verspricht, ihm Hafer führen zu helfen, und sitzt dann am Erntemorgen hinten in seinem langen Erntewagen auf dem glatten Wiesenbaum. Eine psychologische Quelle hat der symbolische Brauch, vor der Geburt eines Kindes alle Schläffer im Hause an Türen und Kisten zu öffnen, um das Aufschließen des Leibes zu erleichtern. Ähnlich bedeutet die Sitte, auf das Brot drei Kreuze zu ritzen, ehe man es anschneidet, die Auslösung einer wenn auch kleinen Gemütsspannung. Das Symbol ist nicht nur ein schöner Schein, sondern drückt etwas thatfächliches im Gefühlsleben aus.

Freilich ist der geschichtliche Verlauf der Dinge so gewesen, wie schon einige der mitgeteilten Beispiele andeuten, daß die völlig wirklich gemeinte Handlung oder Aussprache durch die symbolische Auffassung hindurch mit der zunehmenden Rationalisierung des Volkslebens und -denkens zu einem von dem Kulturmenschen oft bloß noch ästhetisch empfundenen Gleichnis herabgesunken ist. Also das „interesselos“ ästhetische ist nur noch ein Rest des bedeutungsvollen symbolisch-schönen; nur Gesamtteilnahme, Einfühlung gewährt das erhöhte Lebensgefühl, dessen Äußerung die Kunst ist.

Die Herdenglocken werden heute an der württembergisch-badischen Grenze und wohl auch noch anderwärts in Deutschland darnach ausgesucht, daß jede Herde ein schön klingendes Geläut bekomme. „Über die Glocken der Herden waren einst nicht zur musikalischen Unterhaltung, auch nicht so sehr dazu bestimmt, daß man ein verlaufnes Stück leichter auffinden könne, sondern sie dienten ursprünglich, wie ja auch die Kirchenglocken, zur Abwehr allerlei Unheils.“ Das Freudenschießen auf dem Lauf- und Hochzeitswege und zu Neujahr will eigentlich böse Geister vertreiben wie die Oster-, Mai-, Johannis-, Michaelis- und Martinifeuer eigentlich Reinigungsfeuer sind; ist der neuere Sinn des Freudenscheiterns bei ihnen irgendwo im Volke vollständig durchgedrungen? Und genau so ist es mit der Natursymbolik des Volkslieds gegangen. Noch heute empfinden wir es mit, wie die Wehmut über den Verlust des Geliebten im Herzen des Mädchens beim Niedersinken des Kornes aufsteigt, wenn das schöne Lied erklingt: Ich hört ein Sichlein rauschen. Und schon lange ist andererseits der natursymbolische Rehrreim so vieler Volkslieder zu einem mit dem Haupttext nicht mehr zusammenhängenden Zierat herabgesunken.

Einen prächtigen Schutz gegen zu große Innerlichkeit hat die deutsche Volksseele in der frischen Realistik ihrer Auffassungsgabe; hell und tief zugleich ist das Auge unsers Volkes. Nichts aber zeigt den frischen Sinn für das Charakteristische mehr als das deutsche Volksrätsel. Wer hier einmal Auge und Herz hell baden will, dem sei die vortreffliche Sammlung Mecklenburgischer Rätsel von Wossidlo wiederholt\*) empfohlen; sie hat auch für Meyer das beste

\*) Vgl. Grenzboten 1897 II 56.

auf diesem Gebiete geliefert. Mit Recht rühmt er dem niederdeutschen Rätsel namentlich nach, wie scharf es das Stilleben der Tiere beobachte, z. B. der sich plusternden und bei ihrer Toilette vom Schwein gestörten Ente, freilich auch die unendlichen Züge menschlichen Thuns bis zu dem alles verzehrenden Würfelspiel hin. Ein reizendes Beispiel für die Verquickung realistischer und humoristischer Auffassung in den Formen symbolischer Personifizierung ist die mecklenburgische Scherzrede zwischen dem sich schlängelnden Bach und der abgemähten Wiese: „Du Kringelkrummüm, wo wistu henüm?“ „Du Kahletoppschoren, wat fröchst du dorna?“ Ähnlich paaren sich Allerweltsfröhlichkeit und muntere Verbheit mit zarter Poesie im Schummerlied der südlichen Schwarzwälderin; in ihrer Stube hängt ein geschnitzter Engel an der Wand, an dem vorbei sieht sie über die Wiege ihres Kindes hinweg durch ihr Fenster Rheinfelden und Basel in duftiger Ferne liegen:

Ritte ritte solle,  
 In Basel stoht n Ehole (ein Klappe),  
 In Rhijelde stoht ne golde Sus,  
 's schaue dri Jungfere drus.  
 Es hangt ne Engele an der Wand,  
 's hat ne Apfle in der Hand.  
 Es kommt ne Mus und pikt ihm drus,  
 Es kommt ne Kue und luegt ihm zue usw.

Und wer wüßte nicht, welchen lebhaften Ausdruck die nüchtern-witzige Lebensphilosophie unsers Volks in seinen Sprichwörtern findet?

Der liebevoll-demütigen symbolischen Mitempfindung und dem die Dinge frisch packenden und beherrschenden Witz darf man noch einen sozial-ethischen Charakterzug unsers Volksgemüts hinzufügen: das Bedürfnis freundschaftlichen Zusammenlebens, aus der Wurzel gemeinsamer Arbeit erwachsen. Die älteste Form davon ist wohl die der Sippe, des Verwandtenkreises des Dorfes, das durch eine große Zahl von Dorfnamen als ursprüngliche Geschlechtsniederlassung vielfach erwiesen ist. Die gemeinsame Feldarbeit, namentlich Mahd und Ernte, der gemeinsame Betrieb der Weide und was alles damit zusammenhängt, müssen die freundschaftliche Seite dieses Bandes immer neu gestärkt haben. Ein drittes Bindeglied dieser Art ist die Nachbarschaft, in Sitte und Brauch noch von Schleswig bis zu den Alpen eigentümlich wirksam (das bayrische Haberfeldtreiben gehört hierher), in der engeren Form des Gilden- oder des Betterschaftwesens namentlich im Nordwesten gepflegt, oft heidnisches mit christlichem mengend. Was im Sommer die Feldarbeit förderte, das hegte und hegt im Winter die Spinnstube. „Spinnen und Weben besorgten die Weiber seit uralter Zeit wegen der Unterhaltung, der billigern Erwärmung und Beleuchtung gern in Gesellschaften, in ihren Dungen, in besondern Weibergemächern.“ Und so haben sie durch die Jahrhunderte erst mit der Spindel,

dann mit dem Nade weiter gesponnen. Die jüngste aber dieser Freundschaftsformen, die namentlich im Südwesten stark entwickelt ist, haben wir in der christlichen Patenschaft zu erblicken. Gevatter bedeutet Mitvater, schon dieser Name sagt genug über die Enge des Bandes, noch höher weist „das süd- und teilweise mitteldeutsche Götte, Götti mase. und Gotte, Gote, Gode, Getel fem., eine kurze Roseform für Gottvater und Gottmutter, d. h. Vater und Mutter vor Gott, wie das englische godfather und godmother. Die Kirche bestellte dem Christenkinde in dem Taufzeugen einen pater spiritualis. Aber mit ihrer Einrichtung vereinigte sich nun aufs schönste uralte germanische Sippschaftsübung. Die Paten wurden in der Regel aus der nächsten Verwandtschaft gewählt.“ Die Darstellung der Geschichte des Patenwesens und die Schilderung seiner jetzigen Ausdehnung im Bauernleben ist eins der schönsten Stücke in Meyers Buch; der ernste Schluß kann das zeigen. „In Schwaben wird beim Sterben eines Kindes der Pate oder die Patin gerufen, daß es leichter scheide. Zu gleichem Zwecke drückt der nordfriesische Gevatter seinem Patenkinde die Badarjow, die Gevattergabe in die Hand, einen kleinen Apfel, in den eine Silbermünze hineingesteckt ist. Den Göttebrief, die vom Paten ausgestellte, mit gereimtem Mahnspruch und auch wohl mit Bildern versehene Taufurkunde, legt man wohl in seinen Sarg. Den hebt die Patin aufs Haupt, betrübt, wie wenn das eigne Kind drin läge, und trägt ihn oft stundenweit vom armen Gebirgsdorf ins Thal zum Friedhof, wo schon der Pate wartet und ihn vergräbt. Die Patin verziert das Kreuz auf dem Grabe oder hängt die Blumen, mit denen sie den Sarg bekränzt hat, in der Kapelle auf und schaut noch Jahre hernach zu den welken Erinnerungen ihres Patenglücks hinüber.“

Wer sich durch diese Zeilen Lust machen ließe, Meyers Buch selbst in die Hand zu nehmen, würde es nicht bereuen. Es ist natürlich wissenschaftlich zuverlässig gearbeitet, außerdem aber ungewöhnlich fließend geschrieben und, was uns am meisten wiegt, von einer ganz prächtigen Auffassung der Dinge belebt. Wie oft muß man sonst bei Arbeiten aus diesem Gebiete den schönen Stoff bedauern, der in die unrechten Hände gekommen ist. Hier ist er in den richtigen. Als ein deutliches Beispiel für die bewußt geschmackvolle, im besten Sinne feine Behandlung des Stoffes ist uns die Verwendung und die Art der Wiedergabe der Mundart erschienen. Allen Zitaten ist durch sie ihr heimischer Duft, ihr Erdgeruch gewahrt; im zusammenhängenden Texte tritt sie leise anklingend nur ganz vereinzelt auf, wo es besondere Reinheit und Innigkeit und Kraft gilt, etwa mit einem „Herze“ oder in dem Sage: „Noch baden wohl am Bodensee Mädele am ersten Mai im nassen Klee um der Kraft und Schönheit willen.“ Das Buch enthält auch eine Menge Fragen und benutzte sie, den Leser zum Mitleben zu zwingen, der Verfasser nennt es selbst im Vorwort einen in die erzählende Form gegossenen Fragebogen. Sein Inhalt erfüllt zwar insofern nicht seinen Titel, als unter Volk fast ausschließlich das

Landvolk verstanden ist, dieses ist aber eben so getreu in seinem äußern wie in seinem seelischen Leben dargestellt: Dorf und Flur, das Haus, Körperbeschaffenheit und Tracht, Sitte und Brauch (die Hälfte des ganzen Buches), die Volkssprache und die Mundarten, die Volksdichtung, Sage und Märchen heißen die Kapitelüberschriften. Daß hier nur von der Innenseite unsers Volkslebens ein wenig die Rede gewesen ist, damit muß sich der Verfasser um so eher einverstanden erklären, als auch er sein umfassendes Buch so schließt:

Nach dem letzten Grimmschen Märchen fand ein armer Junge im Schnee einen kleinen goldnen Schlüssel und grub auch bald das dazu gehörige eiserne Kästchen aus der Erde. Er fand auch endlich ein ganz kleines Schlüsselloch, daß man es kaum sehen konnte. Er probirte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Möge uns die Volkskunde mit der völligen Aufschließung des Herzens unsers Volkes nicht allzulange warten lassen!

R. W.



## Die Bibel

(Schluß)



Die didaktischen Bücher enthalten dreierlei. Erstens zwei Spruchsammlungen; die umfangreichsten, schönsten und praktisch wertvollsten der Weltliteratur. Die ältere von ihnen trägt nicht mit Unrecht den Namen Salomos, da ihr Kern zweifellos auf diesen gekrönten Lebensphilosophen zurückgeht. Zweitens die Blüte der hebräischen Lyrik. Die weltliche ist durch das Hohe Lied vertreten, dessen Aufnahme in den Kanon der bräutlichen Liebe die Weihe einer heiligen, in der göttlichen Ordnung begründeten Empfindung verleiht. Die über jeden Preis erhabne liturgische Lyrik der Psalmen ist der Christenheit nur zu einem kleinen Teile durch einige Kirchenlieder zugänglich gemacht worden. Die deutschen Prosaübersetzungen lassen natürlich die poetische Kraft des Originals nur sehr unvollkommen zur Wirkung kommen, und die Vulgataübersetzung ist vielfach sinnlos ausgefallen, weil die ältern Übersetzer des Hebräischen nicht hinreichend mächtig waren, aber auch nicht wagten, die unverständlichen Stellen wegzulassen oder das mangelnde Verständnis durch Vermutungen zu ersetzen. Es soll gute poetische Bearbeitungen des ganzen Psalmenbuches geben; jedenfalls ist keines davon Gemeingut der deutschen Christenheit, auch nur des evangelischen Teils geworden; ich kenne nur gute Bearbeitungen einzelner Psalmen aus einem alten Gebetbuche, von dem ich



nicht einmal mehr den Titel weiß. Nicht alle Psalmen, die Davids Namen tragen, mögen ihn zum Verfasser haben; aber der Kern des Buches stammt zweifellos von ihm; von den übrigen sind nach dem Urteil der besonnenen Kritiker einige in der Zeit des Hiskia entstanden, und der Rest macht sich als Erzeugnis der Zeit des Exils auch dem unkritischen Leser kenntlich.

Den dritten Bestandteil dieses Bücherschatzes bildet die Religionsphilosophie der Hebräer. Solche steckt ja natürlich auch in den Prophetenschriften und den Sprüchen, zum Teil auch in den geschichtlichen, aber drei unter den „Lehrbüchern“ machen es sich zur besondern Aufgabe, die Frage nach dem Sinne der Welt und des Lebens zu beantworten. Den Anstoß zur ethischen und Religionsphilosophie giebt das physische und moralische Übel in der Welt, während die Natur für sich allein eben höchstens eine in Metaphysik auslaufende Naturphilosophie veranlassen würde. Schon in den Psalmen wird unzähligemal die Klage laut über das Glück des Sünders und seinen aus diesem Glück hervorgehenden Übermut, doch erstickt diese Klage in der Fülle des Gottvertrauens, das die heiligen Dichter beseelt, und schlägt in den Preis Gottes um, der seinen Gerechten nicht bis ans Ende verstoßen und den triumphierenden Gottlosen zuletzt zu nichte machen werde. Immerhin grenzt die Betrübniß und Ratlosigkeit der heiligen Sänger oft an Verzweiflung, so im zweiundzwanzigsten Psalm: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? und im dreiundsiebzigsten, wo der Sänger klagt: So habe ich also umsonst gerecht gelebt, umsonst meine Hände in Unschuld gewaschen! Das Buch Hiob, von dem Franz Delitzsch vermutet, daß es einen der Psalmendichter der salomonischen Zeit zum Verfasser habe, greift das Problem sehr ernsthaft an und kommt zu dem Ergebnis, daß die Leiden über die Gerechten zum Zweck ihrer Prüfung verhängt würden. Doch ist das nur sozusagen die exoterische Lehre des Buches. Die eigentliche Meinung des Verfassers geht offenbar dahin, daß der Mensch die Werke und Ratschlüsse Gottes nicht zu begreifen vermöge und daher auch kein Recht habe, über Gott und sein Werk zu urteilen und sich über sein eignes Schicksal zu beklagen.\*) Das liegt in der ironischen Strafreden, mit der Gott den Streit zwischen Hiob und seinen ungeschickten Tröstern unterbricht: „Gürte wie ein Mann deine Lenden; ich will dich fragen, und du magst mir antworten! Wo warst du, als ich die Erde gründete? usw.“ Aber das wichtigste ist, daß diese Straf- und Spottreden dem Angeredeten zur höchsten Auszeichnung gereicht; denn nur ihn würdigt Gott der Belehrung; den drei Freunden, die sich so viel Mühe gegeben hatten, die Ehre Gottes gegen Hiobs gotteslästerliche Reden zu verteidigen, denen sagt er bloß: „Mein Born ist ergrimmt über euch, weil ihr nicht vernünftig von mir geredet habt wie mein Knecht Hiob. Opfert mir also sieben Stiere und sieben Widder, und gehet zu meinem Knechte Hiob, daß er für euch bitte; um feinetwillen will ich euch eure Dummheit nicht anrechnen.“ Gott ist also erzürnt über die oberflächliche Erklärung der Leiden Hiobs, daß sie eine Sündenstrafe seien, eine Oberflächlichkeit, die ja bis auf den heutigen Tag vorkommt, und in der immer ein wenig Heuchelei und Selbstgerechtigkeit steckt. Dagegen nimmt es Gott dem Leidenden nicht übel, wenn er sein Leiden für ungerecht erklärt, sich

\*) Einen zweiten esoterischen Sinn hat Goethe aufgedeckt mit dem: „Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab usw.“ womit nicht allein mehr, sondern etwas andres ausgedrückt wird, als was der Christ gewöhnlich unter Prüfung versteht.

gegen diese Ungerechtigkeit aufbäumt und sein Los verflucht; nur daß aus seinem Herzen der Glaube an eine vernünftige und gerechte Weltordnung und Weltleitung nicht völlig schwinden und in ruhigeren Augenblicken das Vertrauen auf den Gott, dessen Wesen und Wege wir nun einmal nicht begreifen können, zurückkehren soll. Übrigens verdient es Beachtung, daß sowohl in den Anklagen der Freunde wie in den Verteidigungsreden Hiobs als das Wesen der von Gott geforderten Gerechtigkeit, ebenso wie im mosaischen Gesetz und in den Prophetenbüchern, immer wieder die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, \*) der Schutz der Schwachen und Unterdrückten hervorgehoben wird: „Ich errettete den Armen, der da schrie, und die Waise, die keinen Helfer hatte. Der dem Untergang Nahe segnete mich, und das Herz der Witwe habe ich getröstet. Auge war ich dem Blinden, und Fuß dem Lahmen. Mit Gerechtigkeit bin ich angethan wie mit einem Gewande, und das Gericht war mein Diadem; ich war ein Vater der Armen und erforschte auf das genaueste ihre Klagesachen; ich zerbrach die Backenzähne des Ungerechten und riß ihm den Raub aus den Zähnen. Wann hätte ich jemals meinen Bissen allein gegessen?“

Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß ein so leicht verständliches, so packendes Buch wie die Bibel vorübergehend Fetisch und Zauberbuch werden kann, das man liest, um es zu verehren und damit eine Gott gefällige Handlung zu verrichten, aber ohne sich etwas dabei zu denken. So müssen die Engländer, die bekanntlich bis auf den heutigen Tag fleißige Bibelleser sind, die Bibel behandelt haben in der Zeit der Armenhauskinderergreuel. Zugleich aber hat es sich da gezeigt, daß die Bibel selbst bei einer solchen Verfassung des Volksgeistes noch ein unermessliches Gut bleibt, dessen verborgne Kraft bei Gelegenheit wieder hervorbricht; Fabrikbesitzer, die da bekannten, daß sie in der Bibel ihre Verdammnis gelesen hätten, wurden Owens Helfer und leiteten mit diesem die Besserung ein. Auch ohne den philosophischen Gehalt würde das Buch Hiob wegen seiner großartigen Naturschilderungen und erschütternden Klagen ein Werk von großem litterarischem Wert sein. Das Ergebnis seiner Philosophie ist positiv nur insofern, als sie den Glauben an Gott festhält und das Vertrauen auf ihn stärkt, in Beziehung auf die Erkenntnis aber negativ. Dasselbe gilt vom Buche Koheleth. Man hat dieses merkwürdige Erzeugnis eines vielerfahrenen, kritischen, kühl verständigen Geistes epikureisch gescholten. Diese Charakteristik trifft nicht ganz zu, und so weit sie zutrifft, halte ich sie für keine Schande. Die Mystiker haben den eigentlich selbstverständlichen, ja pleonastischen Satz aufgestellt — man braucht kein Mystiker zu sein, um ihn zu finden —, daß jedes Geschöpf Gott so weit faßt, als seine Fassungskraft reicht. Es ist das nur eine besondere Anwendung des physiologischen Satzes, daß das Weltbild jedes organischen Wesens von der Zahl und Schärfe seiner Sinne abhängt: das des vollsinnigen Menschen ist vollständiger als das des Blinden oder Tauben, und das Weltbild des Wurmes, der nichts hat als den Tastsinn, ist so armselig, daß wir es uns kaum noch vorzustellen vermögen. Indem nun ganz dasselbe auch von den geistigen Sinnen gilt, ist damit die Scheidung jeder Religion, die diesen Namen verdient, in eine esoterische und exoterische gegeben, oder richtiger gesagt in

\*) Hütet euch, spricht Christus in seiner Belehrung über die rechte Art des Almosengebens, daß ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen übet!

unzählige Stufen, von denen die obern als esoterische bezeichnet werden können. Die Masse der Menschen wird immer nur einer exoterischen Religion fähig sein, und eine solche lehrt der „Prediger.“ Mit dem Wesen Gottes befaßt es sich nicht; es lehrt nur: Alle irdischen Dinge sind eitel, sofern sie vergänglich sind. Alle Bestrebungen sind eitel, sofern man die Zwecke, zu denen sie in Bewegung gesetzt werden, entweder verfehlt oder unbefriedigend findet, sodaß das Streben von neuem beginnt, als hätte man gar nichts erreicht. Insbesondere ist alle wissenschaftliche Forschung eitel, weil wir das Welträtsel nicht zu lösen vermögen: „Bücherschreibens ist kein Ende, und viel Studiren macht Leibespein,“ das ist das Endergebnis aller gelehrten Forschung, soweit sie nicht praktischen Zwecken dient. Alle Güter, die leidenschaftlich begehrt werden, erweisen sich, wenn sie erreicht sind, als Illusionen: das Auge wird nicht satt von allem neuen, das es sieht, das Ohr nicht von allem neuen, das es hört. Mit Reichtum und Macht ist es ebenso, und sogar wenn einer leidenschaftlich nach Tugend strebte, würde ihn der Erfolg enttäuschen. Der Weise wird sich daher bescheiden, er wird zwar gerecht und klug handeln, aber weder gar zu gerecht noch gar zu klug sein wollen, was nichts taugt. Er wird nicht nach vielem streben, aber das wenige verständig gebrauchen und, ohne sich durch Grübeln stören zu lassen, froh genießen und namentlich die Jugend, die Zeit der höchsten Genußfähigkeit, nicht ungenutzt lassen: „iß in Fröhlichkeit dein Brot und trinke mit Freuden, vertrauend, daß dein Lebenswerk den Beifall Gottes habe; dein Gewand sei weiß, und dein Haupt mit Öl gesalbt; genieße mit deiner Gattin, die du liebst, dieses eitle Leben, so lang es dauert, bevor die Tage kommen, die dir nicht gefallen, wo kein Licht mehr dringt durch die Fenster (die Augen), die Hüter des Hauses (die Hände) zittern, die Starken (die Beine) wanken, die Mühle (das Zahnfleisch) geräuschlos mahlt.“ Wir haben da also das Horazische *carpe diem*, das Ideal der lateinischen Oden- und Idyllendichter: im bescheidenen Hause mit einem geliebten Wesen und ein paar guten Büchern ruhig leben, sich mit angenehmer Arbeit die Zeit vertreiben, täglich am Naturgenuß, ab und zu an der Unterhaltung mit guten Freunden sich erfreuen. Von Epikur unterscheidet den Prediger, daß jener die Furcht vor den Göttern als eine Glückstörung verbannt, dieser die Furcht vor Gott zur Hüterin des Glücks bestellt: Fürchte Gott und halte seine Gebote, das ist die Hauptsache; und gedenke, daß Gott alle Menschen vor sein Gericht fordert und über alle ihre Thaten richtet, so schließt der Prediger. Auch der Epikureer hütet sich vor Frevel, weil solcher das Glück gefährdet. Der Prediger aber wußte wohl, daß bloße Klugheit nicht genügt, daß die Mehrzahl eines stärkern Zaumes bedarf; abgesehen davon, daß die Leugnung Gottes oder auch nur seiner Weltregierung der Wahrheit nicht entspricht. Wenn in dem ganzen Buche keine Rücksicht genommen wird auf Menschen, die unter schweren Leiden seufzen, die also von diesem biblischen Epikureismus keinen Gebrauch machen können, so liegt das in der Natur der Sache. Für Menschen, die das Leiden läutert, erhöht und beseligt, ist das Buch nicht geschrieben, denn diese gehören zu den Esoterikern; gewöhnliche Menschen aber werden durch das Leiden nicht besser, sondern schlechter; für den übernatürlichen Trost haben sie kein Organ; woraus nebenbei bemerkt folgt, daß es eine Illusion ist, wenn man der sittlichen Verderbnis eines Proletariats mit innerer Mission und dergleichen beikommen will, wofern dem geistlichen Zuspruch nicht jedesmal die leibliche Hilfe vorangeht. Nur außerordentliche

Menschen vermögen in Hunger, Frost und Krankheit Psalmen anzustimmen; für den gewöhnlichen Menschen ist in einem körperlich unbehaglichen Zustande ein Evangelium, das keine leibliche Hilfe bringt, so wenig vorhanden wie etwa eine Symphonie; oder geht wohl jemand, der an heftigen Zahnschmerzen leidet, ins Konzert?

Solchen, die für einen höhern Trost empfänglich sind, predigt der Verfasser des Buches der Weisheit. Er polemisirt gegen den Koheleth, ohne ihn zu nennen, wie der Jakobusbrief gegen den Römerbrief polemisirt, nicht um das Buch selbst als verderblich zu verwerfen, sondern nur um davor zu warnen, daß man sich nicht durch einzelne Aussprüche des Buches in das Lager jener schlimmen Epikureer verlocken lasse, die auch nicht einmal echte Jünger Epikurs waren. Kurz ist unser Leben, laßt uns also genießen und fröhlich sein, das hatten allerdings sowohl Epikur als der Prediger gesagt, aber laßt uns den gerechten Armen unterdrücken, schonen wir nicht der Witwe, und achten wir nicht der weißen Haare des Greises, das hat Epikur nicht gesagt, und der Prediger hat ausdrücklich vor Frevel gewarnt. Aus dem deutlichen Hinweis auf den Prediger darf man schließen, daß er nicht lange vor dem Buche der Weisheit geschrieben sein mag; dieses aber gehört dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert an. Wenn sich die Verfasser beider Bücher in die Person Salomos verkleiden, so beabsichtigen sie damit keinen litterarischen Betrug. Die eigentlich redende Person ist in beiden Büchern die göttliche Weisheit, als deren vollkommenste Verkörperung den Juden ihr glorreichster König galt. Im Gegensatz zu Hiob, der vor dem Welträtsel in Ehrfurcht verstummt, und zum Prediger, der Lösungsversuche als eine unnütze Plage abweist, giebt der Verfasser des jüngsten dieser philosophischen Werke eine positive Antwort, die darin besteht, daß das irdische Leben nur eine Vorbereitung auf ein jenseitiges, vollkommenes, ewiges Leben sei. Schon in einigen Psalmen und in einigen Stellen des Buches Hiob wagt sich der Gedanke der Unsterblichkeit, als Erzeugnis einer tiefen Sehnsucht, schüchtern hervor; der Prediger findet ihn keiner Beachtung wert, ja er scheint ausdrücklich sagen zu wollen, daß die Seele mit dem Leibe zu Grunde gehe; das Buch der Weisheit aber lehrt die persönliche Fortdauer der Seele und das Gericht nach dem Tode klar und bestimmt. Der Materialismus wird ausführlich widerlegt, der Triumph der auferstandnen Gerechten über ihre ehemaligen Verfolger und Unterdrücker in den lebhaftesten Farben geschildert. Sowohl die Leugnung Gottes als auch der Polytheismus werden als Wirkungen eines verdorbenen oder wenigstens von der Sinnlichkeit in den Staub gezogenen Gemüts dargestellt: der verwesliche Leib beschwert die Seele; in eine böse Seele geht die Weisheit nicht ein und wohnt nicht in einem der Sünde ergebnen Leibe; so trennen verkehrte Gedanken von Gott; deshalb haben auch die Kananiter mit ihren ruchlosen Götzendiensten, als ein Hindernis reiner Gotteserkenntnis, ausgerottet werden müssen. Die Naturanbetung findet der Verfasser, als eine Verirrung kindlicher Gemüter, verzeihlich; sie seien eben von der Schönheit und Größe der Naturerscheinungen: des Feuers, des vom Sturmwind bewegten Luftkreises, des Meeres, des Sternenhimmels, der Sonne, des Mondes überwältigt worden; freilich hätten sie bedenken sollen, daß alle Pracht und Macht dieser Erscheinungen auf ein geistiges Wesen als ihren Urheber hinweise, und daß dieser mächtiger und herrlicher sein müsse als seine Geschöpfe. Ganz unverzeihlich aber findet er es, wenn man ein von Menschenhänden geschmücktes Bild anbetet, wozu der Künstler den Rest eines Baum-



stammes verwendet hat, nachdem er aus dessen wertvollern Teilen ein nützlichcs Gefäß geschaffen und das übrige zu Brennholz bestimmt hat. \*)

Ließ sich nun auch das physische Übel als ein Mittel, den Menschen fürs Jenseits zu erziehen, erklären, so war damit noch nicht die Erklärung der Thatsache gegeben, daß dieses Erziehungsmittel bei vielen versagt, ja daß auch ohne physische Übel gerade bei solchen, die mit göttlichen Wohlthaten überschüttet werden, die Ungerechtigkeit überhand nimmt und einen großen Teil der Menschheit in feindlichen Gegensatz zu Gott bringt. Dieser Schwierigkeit gegenüber nimmt der Verfasser zu dem Auskunftsmittel seine Zuflucht, daß der Parsismus gefunden hatte, und von dem eigentlich schon die polytheistische Unterscheidung in gute und böse Götter eine rohere Form gewesen war. Gott hatte den Menschen, meint er, unsterblich und nach seinem Bilde geschaffen, aber durch den Neid des Teufels (als dessen Verkleidung also von nun an die Schlange des Paradieses gedeutet wird) ist der Tod in die Welt gekommen, und die zu ihm halten, ahmen ihm nach. Gott hat den Tod nicht gemacht, noch hat er Freude am Untergange lebendiger Wesen; zum Dasein hat er bestimmt, was er geschaffen, verderbliches und ein Hölgenreich gehört nicht zu seiner Schöpfung, denn unsterblich ist seine Gerechtigkeit; sondern die Gottlosen haben den Tod mit ihren Worten und Thaten herbeigeführt und als ihren Freund erachtet, wie sie denn auch seiner würdig sind. Gott aber, vor dem der Erdbreis nur ein Stäubchen auf der Wage, ein Taupföpflein ist, erbarmt sich aller und übersieht die Sünden der Reuigen, denn er liebt alles, was da ist, und haßt nichts von dem, was er geschaffen hat, denn nicht im Zorn hat er irgend etwas geschaffen. Allen Wesen, ruft diese von Liebe und Freude überquellende Seele, bist du gnädig, denn dein sind sie, o Herr, der du die Seelen liebst. Damit ist die Schwierigkeit nun freilich noch nicht endgiltig gelöst; weitere Untersuchung vermag die Verantwortung für das Dasein des Teufels, wenn dieser nicht in streng parsisch-manichäischer Weise als ein Gott ebenbürtiges, mit ihm gleich ewiges Wesen gefaßt wird, nicht von Gott abzuwälzen. Aber die Antwort genügt einstweilen zur Beruhigung der Zweifler an der Güte Gottes, wie denn Kinder — und wie viel Menschen hören vor ihrem Tode auf, Kinder zu sein? — mit halben Antworten abgespeist werden müssen. Der Reifere mag dann überlegen, ob nicht der Teufel vielleicht nur das Sinnbild einer im Wesen der Welt begründeten Notwendigkeit sei.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so tiefer Geist über das Wesen Gottes selbst nachdachte und gleich allen echten Philosophen auf das Problem stieß, wie die Einheit Gottes mit der in der Schöpfung hervortretenden Mannigfaltigkeit zu vereinbaren sei. Auch dabei nun benutzt er eine vorgefundne orientalische Idee, reinigt sie aber von allem phantastisch Mythologischen. Zwischen den unnahbaren Gott und die wahrnehmbare Welt stellt er als Mittelwesen die personifizierte göttliche Weisheit, durch die sich Gott schaffend offenbart. Er hatte hierin schon einen Vorgänger an dem unbekanntem Verfasser des achten Kapitels der Sprüche, der die Weisheit reden läßt: „Der Herr hat mich gehabt im Anfang seiner Wege, ehedem er irgend etwas geschaffen hatte. Von Ewigkeit her bin ich geordnet. Noch waren die Abgründe

\*) *Olim truncus oram sculnus, inutile lignum  
Cum faber, incertus scamnum sacerotne Priapum  
Maluit esse Doum. Horaz, Satiren 1, 8.*

des Meeres nicht da, noch waren die Quellen nicht hervorgebrochen, noch war die schwere Masse der Berge nicht aufgetürmt, und schon war ich empfangen; vor den Hügeln ward ich geboren. Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen; als er nach bestimmtem Gesetze die Tiefe umwallte, als er oben den Luftkreis befestigte, als er die Quellen abwog, den Wassern des Meeres ihre Grenzen setzte, die sie nicht überschreiten dürfen, als er den Grund zur Erde legte, da war ich als Werkmeisterin bei ihm, ergözte mich täglich und spielte auf dem Erdkreise, und meine Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein.“ Im Buche der Weisheit rühmt nun ihr Liebhaber, den Gott mit ihr begnadet hat, daß er mit ihr die Fülle aller Güter empfangen habe, daß sie ihm verliehen habe, die Anordnung des Erdkreises und die Kräfte der Elemente zu erkennen, Anfang, Mitte und Ende aller Dinge, den Wechsel der Zeiten, den Lauf des Jahres, die Stellung der Gestirne, die Natur und Leidenschaften der Tiere und die Gedanken der Menschen, die Unterschiede der Pflanzen; alles Verborgene habe ihn die Künstlerin Weisheit gelehrt. Denn in ihr wohne der heilige Geist Gottes, der einfache und vielfache, feine, bewegliche, unbefleckte, gewisse, liebliche, scharfe, der überall durchdringt, ohne daß jemand ihn abwehren könnte, der gütige, menschenfreundliche, alles voraussehende, alle Kräfte einschließende. So sei denn die Weisheit das allerbehendeste, alles mit ihrer Lauterkeit durchdringende, ein Hauch Gottes, ein Glanz des ewigen Lichts, ein Spiegel der Majestät Gottes, ein Abbild seiner Güte; „während sie einfach ist, vermag sie doch alles; in sich selbst bleibend, erneuert sie alles, und die Völker durchflutend ergießt sie sich in heilige Seelen, die sie zu Gottesfreunden und Propheten macht; und keinen liebt Gott, in dem sie nicht wohnt; schöner ist sie als die Sonne und vorzüglicher als das Licht; denn diesem folgt die Nacht, die Weisheit aber wird nimmermehr von der Bosheit überwältigt. Von einem Ende der Welt bis zum andern wirkt sie gewaltig und ordnet alles lieblich an.“

Zuweilen scheint es so, als würde der Geist Gottes noch als eine besondere Kraft oder Person neben der Weisheit wirksam gedacht, und so auch „dein allmächtiges Wort,“ das im Schweigen der Mitternacht vom königlichen Thron herabsteigend den Gottlosen den Tod, den Gerechten das Leben und Erlösung bringt. Es ist bekannt, daß wir hier eine Frucht jener jüdisch-alexandrinischen Spekulation vor uns haben, die von Aristobul bis zu Philo, dem Zeitgenossen der Apostel, reichte, nur daß auch vor deren Erzeugnissen das biblische Buch sich durch seine völlige Freiheit von Phantastik und Mystizismus auszeichnet und durch eine Reinheit und Klarheit, die vor jeder geläuterten philosophischen Anschauung unsrer Tage die Prüfung besteht. So haben sich denn die drei Ströme des Denkgeistes, die sich ihre Wege durch die Jahrhunderte gesondert gebahnt hatten, der persische, der jüdische, der griechische in ein gemeinsames Bett ergossen. Das war die bleibende Frucht des Werkes Alexanders des Großen, wie dann später die Einbeziehung des mittlern und westlichen Europas in diese geistige Bewegung die bleibende Frucht der römischen Eroberungen gewesen ist; die großen politischen Bewegungen der alten Welt: die Aufeinanderfolge der Weltreiche, die das Buch Daniel in Bildern darstellt, die Eroberungszüge Alexanders, die Gründung des Römischen Weltreichs, sie haben keinen andern Zweck gehabt, als die materiellen Bedingungen zu schaffen für die Vereinigung der Seelen im geistigen Weltreich des Neuen Testaments. Weit entfernt davon, die Größe

des göttlichen Planes zu verkleinern, hat die Tübinger Schule diesen Plan erst recht verherrlicht, indem sie die Elemente nachwies, aus denen die neutestamentliche Lehre zusammengefloßen ist. Ihr Irrtum bestand nur darin, daß sie das neue Gewächs erklärt zu haben glaubte, indem sie seine Bestandteile darlegte. Kein Genie fällt in dem Sinne vom Himmel, daß es nichts von den Ergebnissen der Thätigkeit der übrigen Menschen brauchte und in sich aufnähme; auch ein Augustin, ein Luther, ein Goethe hat im Grunde nur gesagt, was er von andern gelernt hat, und was viele vor ihm gesagt hatten. Daß er es noch einmal sagte, gerade zu der Zeit wo und in der Form, wie es wirksam werden konnte, das war seine besondere Leistung und die Erfüllung einer nur ihm zu teil gewordenen Sendung. Es gab viel Männer im Römischen Reich, die — bis auf eines — ganz dasselbe hätten sagen können, was Christus gesagt hat, und die es auch wirklich, der eine dieses, der andre jenes, gesagt haben; aber ohne Christus und seine Kirche würde die heutige Welt nicht einmal die Namen dieser Männer kennen, geschweige denn ihre Schriften.

In der That, nur als Leistung des forschenden Geistes betrachtet ist das Neue Testament schon vor Christus dagewesen; es kommt nichts darin vor über Gott, Welt und Menschheit, was nicht schon von andern gefunden worden wäre. Der jüdischen Gedankenarbeit war die griechische parallel gegangen. Von den großen Tragikern waren die Götter versittlicht worden, sodaß sie mit Götzen nichts mehr gemein hatten, sondern teils als Sinnbilder, teils als wirksame Hüter der sittlichen Ideen und Verhältnisse, der Pflichten und Tugenden erschienen. Die Philosophen aber hatten die Welt auf eine einheitliche Ursache zurückgeführt, die als ein vernünftiger Geist gedacht wurde. Der Gott des Anaxagoras, des Sokrates, Plato und Aristoteles unterscheidet sich von dem der Propheten nur durch das Fehlen jener Lebenswärme, die deren leidenschaftliches Gemüt hineinlegte; in einer kühlen und klaren Atmosphäre entstanden, war er selbst kühl und klar. Wenn das Volk im Polytheismus stecken blieb, so lag das an dem ästhetisch-plastischen Bedürfnis der europäischen Südländer, ihrer entschiednen Abneigung gegen Abstraktionen. Sie stecken darin bis auf den heutigen Tag, und weder die englische Bibelgesellschaft noch Herr Trede und die übrigen eifrigen Evangelisatoren werden daran etwas ändern; man kann die einmal gegebene natürliche Konstruktion eines Einzelnen oder Volksgemüths zerbrechen, aber ändern kann man sie nicht. Gleichzeitig wurde die Idee der unsterblichen Seele ausgebildet. Ganz so wie das Neue Testament und die spätern christlichen Mystiker lehrte Sokrates die angenehme Erscheinung des leiblichen Menschen als Einladung auffassen, seine Seele zu lieben, und mahnte er, vor allem die Bervollkommnung der eignen Seele anzustreben. Da es klingt gar nicht mehr griechisch, sondern christlich-asketisch und erinnert an das Wort vom Auge austreiben, wenn er einmal den Mann, der es wagt, einen schönen Jüngling zu küssen, den verwegensten und tollkühnsten aller Menschen und die Schönheit ein giftiges Tier nennt, das gefährlicher sei als die Giftspinnen. (Xen. Mem. 1, 3.) Ebenso bedeutet doch die Parabel von Herakles am Scheidewege, die Sokrates benutzt, ganz dasselbe wie das Wort Christi vom breiten Wege, der zum Verderben, und vom schmalen, der zum Himmel führt.

Um die gewöhnliche bürgerliche Moral, die heute hie und da für den Inbegriff des Christentums ausgegeben wird, zu finden, braucht man nicht bis zu den Griechen hinaufzusteigen, die findet man schon bei den Naturvölkern,

bei den einen natürlich reiner und vollkommener als bei den andern. Die Griechen und Römer aber haben auch schon jene feinern sittlichen Begriffe und Empfindungen ausgebildet, die man gewöhnlich für eigentümlich christlich hält. Aristoteles hat freilich die Sklaverei für notwendig erklärt — wäre er doch nicht allein Revolutionär sondern Utopist gewesen, wenn er das Gegenteil gethan hätte — und sie sittlich dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß er einen Unterschied der natürlichen Begabung zwischen Sklaven und Freien annahm, also gerade so, wie heute einige Sozialethiker den Unterschied zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, den Unternehmern und den Arbeitern zu rechtfertigen suchen. Aber sowohl die Dichter wie die Philosophen haben gelehrt, daß der Mensch auch im Sklaven geachtet werden müsse, und daß ein tugendhafter Sklave achtungswerter sei als ein lasterhafter Herr. Der Gedanke einer Predigt des Chrysostomus, daß, wenn ein nüchterner Sklave einen trunkenen Herrn bediene, dieser der Sklave, jener der Freie sei, lehrt bei den Alten öfter wieder, und denen, die meinen, der Sklave könne seinem Herrn keine Wohlthat erweisen, erwidert Seneca (*De beneficiis* 3, 18), sie seien des Menschenrechts unfundig; nicht vom Stande, sondern von der Gesinnung des Handelnden hänge die sittliche Bedeutung einer Handlung ab. Zum Urteil über den sittlichen Charakter eines Menschen aber sind nicht einmal Handlungen notwendig; denn die Gesinnung, die Absicht ist es, was den Menschen gut oder böse macht, wie Seneca nach Kleantes lehrt, der dreihundert Jahre vor der Bergpredigt gelebt hat: der Mörder sei schon ein Mörder, ehe er seine Hände mit Blut befleckt. (In derselben Schrift 5, 14.) Die Verachtung des Reichthums und des äußern Glanzes endlich, so ziemlich alles dessen, was das Neue Testament mit dem Worte Welt bezeichnet, war etwas ganz gewöhnliches bei den Alten. Es bleibt also der neutestamentlichen Moral eigentlich nichts eigentümlich als die Feindesliebe; eine praktisch wertlose Eigentümlichkeit, wenigstens habe ich sie bis heute unter Christen nirgends gefunden, weder im öffentlichen noch im Privatleben.

Noch eines allerdings hat das Christentum eigentümlich, woraus sich die Feindesliebe als theoretische Folgerung ergibt, die Zurückführung aller Äußerungen des sittlichen Lebens auf die Liebe als ihren Quell. Und damit berühren wir nun den Punkt, an dem man inne wird, daß das Christentum keine bloße Mischung jüdisch-orientalisch-griechischer Weisheitslehren ist. Christus war die verkörperte Liebe, dogmatisch gesprochen, der Mensch gewordne Gott. Seneca hat keine Wirkung ausgeübt, denn er war zwar ein großer Philosoph und Tugendbold, aber zugleich ein noch größerer Wucherer. Sokrates hat eine mächtige Wirkung ausgeübt und übt sie bis auf den heutigen Tag, denn er lebte, was er lehrte, und gab nicht schöne Worte, sondern sich selbst. Das schönste Zeugnis stellte ihm einer seiner Feinde, der Sophist Antiphon aus, der ihm sagte, ein Sklave würde fortlaufen, wenn ihm sein Herr eine so harte und entbehrungsvolle Lebensweise zumutete,\*) wie sie Sokrates freiwillig führe, worauf dieser natürlich antwortete, eben die Freiwilligkeit mache den Unterschied. Aber des Sokrates heutige Wirksamkeit wäre, wie schon bemerkt

\*) Das mögen sich Herr Symula und seine agrarischen Freunde merken, die über das Fortlaufen der Arbeiter aus Ostelbien jammern; dagegen würde, wie außer der obigen Äußerung des Antiphon auch noch die ganze Weltgeschichte lehrt, nicht einmal die Wiedereinführung der Sklaverei helfen.



worden ist, gar nicht vorhanden ohne Christus, der die allergrößte Wirksamkeit ausgeübt und dadurch bewiesen hat, daß er ein unendlich viel Größerer ist als Sokrates. Er hat sie ausgeübt und übt sie noch aus, indem er jenen eigentümlichen Liebestrieb erzeugt, der den Griechen fremd war: den Trieb, allen Menschen wohlzuthun, zu Wildfremden zu eilen, die einen nicht rufen, und ihnen Wohlthaten anzubieten, an denen ihnen so wenig gelegen ist, daß sie nicht selten den Wohlthäter umbringen. Das war eine den Griechen völlig fremde Empfindung. Sie waren, wie ich bei anderer Gelegenheit gezeigt habe, human gegen jedermann und mitleidig sogar gegen den leidenden Feind, aber der Gedanke, sich um Menschen zu kümmern, die außerhalb ihres engern Wirkungskreises wohnten, lag ihnen fern. Die nationalen Schranken hatte dann wohl die Verschmelzung aller Kulturstaaten zu dem einen römischen orbis terrarum durchbrochen, sodaß namentlich den Stoikern das Paulinische „weder Grieche noch Barbar“ geläufig war, nur daß sie: „sondern Mensch“ fortsetzten, nicht: „sondern Christ“; aber daß man verpflichtet sei, diesen Mitmenschen das Heil zu bringen, auch wenn man in keiner verwandtschaftlichen oder sonst verpflichtenden Beziehung zu ihnen stand, davon wußten sie nichts. Erst Christus hat jene Liebe zu den Seelen gebracht, die die Kirche gegründet hat, der aber freilich als häßlicher Schatten — keine irdische Erscheinung göttlicher Kräfte bleibt ohne häßlichen Schatten — der Fanatismus anhaftet, gegen den es wiederum kein besseres Gegengewicht giebt, als die Beschäftigung mit den kühlen, klaren, heitern Griechen.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie weit die christlichen Dogmen von der Trinität, von der Person Christi, vom Teufel, von Sündenfall und von der Erlösung, die, wie wir bei der Betrachtung des Buches der Weisheit gesehen haben, die Philosophie der Alten vorbereitet hatte, inwieweit sie zum Wesen des Christentums gehören oder nur Symbole sind, Lückenbüßer für unsre Vernunft, die das Wesen der Welt ergründen will und es nicht vermag. Es genügt hier festzustellen, daß das Christentum die Ergebnisse der Geistesarbeit der Alten zusammengefaßt und allen spätern Geschlechtern zugänglich gemacht hat, und daß es durch Gründung der Kirche die Verbreitung, Erhaltung, Fortpflanzung der höchsten Güter unabhängig gemacht hat von den vergänglichen und wandelbaren Gebilden, denen diese Aufgabe bis dahin obgelegen hatte, den Staaten. Durch diese Leistung ist Christus in einem Sinne der Mittelpunkt, in einem andern Sinne der Schlüsselstein der Weltgeschichte geworden; das zweite in dem Sinne, daß seit ihm für das höhere Leben der Menschen nichts mehr gewonnen werden konnte. Alle Philosophie der christlichen Zeiten ist nur Variation der alten Philosophie und entweder beweisende Ausführung der christlichen Glaubenssätze oder Kampf gegen diese. Die Philosophen sind entweder Theisten oder Atheisten, heut wie vor dreitausend Jahren; etwas wesentlich neues erfahren wir von keinem; neu sind nur die Vervollständigungen lückenhafter Kausalketten, die Anwendungen alter Wahrheiten auf neue Verhältnisse und die sich nach dem Zeitgeschmack richtende Redeweise. In der Ethik kann erst recht nichts neues gefunden werden. Auch die Künste können nur Variationen des Alten und neue Effekte durch neue und vervollkommnete Darstellungsmittel bieten. Am ehesten noch wird man von der Musik sagen können, daß sie seit dem siebzehnten Jahrhundert neues geleistet habe. Die Gedankenbewegung hat also seit Christus nicht mehr den Zweck, neues zu finden, sondern sie ist nur um ihrer selbst willen da, weil sie das Leben der Seele

ist, weil ohne sie der Geist entweder der Fäulnis oder der Erstarrung anheimfällt. Das allein wirklich Neue in der Welt: der Fortschritt der angewandten Naturwissenschaften, ändert an dem höhern Leben des Menschen gar nichts; es macht ihn weder besser noch schlechter, weder weiser noch thörichter, weder schöner noch häßlicher, weder glücklicher noch unglücklicher; es hat nur den doppelten Zweck, einerseits der notwendigen geistigen Bewegung einen uner-schöpflichen Stoff zu liefern, andrerseits für das durch wachsende Bevölkerungsdichtigkeit erschwerte materielle Dasein die Bedingungen und Hilfsmittel zu schaffen. Demnach haben die Verfasser der neutestamentlichen Schriften Recht, wenn sie diese zukünftige materielle Entwicklung, von der sie übrigens natürlich keine Ahnung hatten, ganz unbeachtet lassen, die Ankunft Christi als die Erfüllung des göttlichen Weltplans und die Vollendung der Weltgeschichte ansehen, die Wiederkunft des Herrn in naher Zukunft erwarten, und was bis dahin noch zu geschehen hat, der Hauptsache nach auf den Kampf zwischen dem Christentum und seinen Gegnern zurückführen; so bildet denn der Ausblick zum himmlischen Jerusalem, dem Endziel der irdischen Pilgerschaft, den Schluß der Bibel.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

**Bolaiistisches.** Der österreichischen Presse sollte gegenwärtig wohl mehr als genügender Grund zu Sorgen gegeben sein durch den harten Kampf, der den Deutschösterreichern von ihren slawischen „Brüdern“ mit höherer Genehmigung aufgezwungen worden ist. Mögen sie selbst einen nicht geringen Teil der Schuld daran tragen, daß die Dinge so weit kommen konnten, indem sie zu willig gewissen Führern folgten, die zuerst in liberaler Kurzsichtigkeit den Slawen alle Waffen in die Hände gaben, ihnen die Schule auslieferten, aus der eine nicht mehr ultraquistsch fühlende Generation hervorgegangen ist, erst den erstarrten Gegner unterschätzten, dann meinten, ihn mit den Mitteln der Bürokratie wieder unterwürfig machen zu können, und die wiederholten Gelegenheiten zu einem annehmbaren Frieden ver-säumten — mögen solche Verschuldungen den unerträglichen Zustand gezeitigt haben: heute ringen sie thatsächlich um ihre nationale Existenz, und der übermütige Feind nimmt schon die ganzen Alpenländer als Vasallengebiete der Krone von Böhmen in Anspruch. Die Lage ist ernst und bedrohlich genug, umso mehr, als die gali-zische Szlachta ihre Rechnung dabei findet, mit den Tschechen gemeinsame Sache zu machen, während in dem sogenannten verfassungstreuen Großgrundbesitze, der eine Zeit lang so tapfer zur Opposition — halten wollte, ein böhmisch-mährisches Diplomatistiren Boden gewinnt. Die Sache ist ernst, aber den „fortschrittlich-gefinnten“ Zeitungen liegt offenbar eine andre Sache doch noch mehr am Herzen, der Handel der Firma Dreyfuß-Bola. Sie versichern unermüdlich, daß überall im weiten Erdenrunde, wo sich Kultur und Rechtsgefühl noch haben behaupten können, glühende Begeisterung für Emile Bola herrsche, den großen Bekenner und Märtyrer, dem es das neunzehnte Jahrhundert zu danken haben wird, wenn es noch mit Anstand liquidiren darf.

Man muß anerkennen, daß dieses entschiedne Eintreten „für Wahrheit und Recht“ jenen Blättern nicht leicht gemacht wurde, denn Paris mit seinen Boulevards, seiner Börse, seinen Theatern, seinen Romanen usw. war doch stets Gegenstand ihrer unbegrenzten Schwärmerci. Ihr Schmerz war schon groß, als der Ruf à Berlin so rasch verstummen mußte, und die brutalen Deutschen es wagten, dem heiligen Frankreich zwei deutsche Provinzen zu entfremden. Und nun müssen sie gar konstatiren, daß das einst so herrliche Kriegsheer eben dieses heiligen Frankreichs durch teuflische Künste bis in den Kern vergiftet worden ist, daß man an ihm verzweifeln müßte, bliebe nicht Oberstleutnant Piquart, der „schöne junge Mann“ als leuchtendes Beispiel als ein letzter Rest der Vergangenheit übrig. Das muß freilich wehe thun.

Bemerkt nun jemand, daß auch er dem Exkapitän Dreyfuß herzliches Mitleid widmen würde, wenn dessen Schuldlosigkeit dargethan sei, so muß er gewärtig sein, unterbrochen zu werden: Wenn? Er ist unschuldig. Beweise? Zahllose, unanfechtbare! Erstens ist er ein Elßässer Jude, und ein solcher könnte sein Adoptivvaterland niemals verraten, selbst wenn er wollte. Zweitens sagt er es, sagt es seine Familie, sagen es alle glaubwürdigen Pariser Zeitungen, sagt es Zola, und endlich legen für ihn Zeugnis ab fünfhundert Jungfrauen der Wiener Leopoldstadt, die so unbefangen sind, daß sie nicht einmal „Nana“ gelesen haben. Bedarf es noch anderer Beweise?

Auch wenn der Fragende so hartnäckig sein sollte, zu behaupten, daß doch für den französischen Generalstab irgend ein Grund vorgelegen haben müsse, den Unschuldigen zu verurteilen und so grausam zu strafen, würden die Verteidiger nicht in Verlegenheit geraten. Man wollte ihn vernichten, einzig und allein weil er ein Jude ist. Die von Deutschland aus eingeschleppte „Schande des Jahrhunderts“ ist von dem talentvollern Volke der Franzosen zu solcher Virtuosität ausgebildet worden, daß es in Paris und dem größten Teile des Landes fast nur noch Antisemiten giebt. Mit Dreyfuß wurde der Anfang gemacht, alle seine Stammesgenossen werden auf mehr oder weniger schändliche Weise aus der Welt geschafft werden. Pfaffen, Militär und der einst so aufgeklärte, an der Spitze der Nationen marschierende Pariser Pöbel wollen unter sich sein. Sie wissen, daß ihnen die Austreibung der Juden nach altorientalischer oder spanischer Mode nichts nützen könnte, weil sie doch immer zurückkehren würden. Allein es giebt ja andre Vorbilder, die in größerem Stil nachgeahmt werden sollen: Bettehemittische Abschachtung, Sizilianische Vesper, Bartholomäusnacht, Vernichtung der Waldenser, Septembermorde, Royaden und andre erprobte Mittel werden reinen Tisch machen, damit das unglückliche Frankreich dem Schicksale von Sodom und Gomorcha verfallen kann. Schon ist ja das Entsetzliche geschehen, daß das Volksgericht einen Zola strafbar fand, anstatt ihn zum Präsidenten der Republik und Dreyfuß zum Oberbefehlshaber der Armee auszurufen! Wendet ja nicht ein, der Obmann der Geschwornen habe völlig korrekt erklärt, sie hätten nur die zwei Fragen zu beantworten gehabt, ob der Generalstab beleidigt und verleumdete worden sei, und ob Zola die gewisse Schrift verfaßt und veröffentlicht habe, alles andre gehe sie nichts an. Natürlich! Entweder ist der Mann ein Antisemit, oder er hat sich erlaufen oder einschüchtern lassen.

Ist diese Beweisführung noch immer nicht überzeugend? Nun, dann bleibt noch der letzte Trumpf des Pfälzers von Miris (Wonn):

Sollts Cem nit behage,

Den soll e heilig Dunnerwetter verzig Klaster tief in de Erdbode verschlage!!

Die bedrängten Deutschen in Österreich werden sich daher noch ein wenig gedulden müssen, bis Frankreich wieder gerettet ist.

Die Entschädigung unschuldig Verurteilter. Seit einiger Zeit ist der Streit um die Entschädigung unschuldig Verurteilter entbrannt. Dieser Streit dreht sich hauptsächlich um drei Punkte: Wer soll Entschädigung erhalten? Wofür soll Entschädigung gegeben werden? Wie soll der Entschädigungsanspruch durchgeführt werden? Bei der ersten Frage ist streitig, ob die Entschädigung nur dem gewährt werden soll, dessen Unschuld wirklich bewiesen ist, oder auch dem, dessen Schuld nur nicht bewiesen ist, und ferner, ob jemand nur wegen erlittener Strafhaft oder auch wegen der erlittenen Untersuchungshaft entschädigt werden soll.

Man hat erklärt, der nicht Überführte müsse dem Unschuldigen in dieser Hinsicht gleichgestellt werden; denn nur die Freiheitsentziehung sei begründet, die sich auf das Gesetz stütze, und das Gesetz lasse die Freiheitsentziehung nur zu, wenn erwiesen werde, daß der Angeklagte ein Strafgesetz übertreten habe. Rein logisch mag das richtig sein; aber es ist ein heitles Beginnen, einen Anspruch, der angeblich von der Billigkeit gefordert wird, auf die Logik zu stützen, deren Gesetze nichts mit Billigkeit und Unbilligkeit zu thun haben. Es ist widersinnig, Billigkeitsansprüche durch die Logik zu stützen, wie es unbillig ist, Billigkeitsgründe, die den geforderten Ansprüchen entgegenstehen, mit den Gesetzen der Logik zu bekämpfen. Und solcher Gegengründe giebt es drei.

Einmal ist es ein öffentliches Unglück, wenn ein Verbrecher, dessen Schuld nicht erwiesen werden kann, noch obendrein eine Entschädigung erhalten soll. Das hieße eine Prämie auf das geschickte Leugnen des Verbrechers setzen. Es würde das geradezu eine Verhöhnung der Staatsautorität sein, wie sie nicht schneidender gedacht werden könnte. Ein ferneres Bedenken geht dahin, daß die Grenze zwischen strafbarem Unrecht und strafloser Unsittlichkeit außerordentlich fein ist. Solange wir ein aus Paragraphen gebildetes Strafgesetzbuch haben — und nur im goldnen Zeitalter könnte es anders sein —, ist es eine zwingende Forderung des Rechts, daß nur der bestraft wird, dessen Handlung gegen diesen oder jenen Paragraphen verstößt. Dabei werden täglich Leute freigesprochen werden müssen, die durch die Verhandlung sittlich gerichtet werden, wenn sie auch im Sinne des Gesetzes nicht schuldig sind. Solchen Leuten wird ein gesundes Billigkeitsgefühl keine Entschädigung zugestehen. Endlich aber ist auch bei einem Verbrechen Rücksicht auf den schuldlos Verletzten oder Geschädigten zu nehmen. Diese Rücksichtnahme fehlt der neuen Strafrechtspflege, der theoretischen wie der praktischen, fast vollständig; sie beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Verbrecher; ihn zu bestrafen, ihn zu bessern ist ihr Ziel, und ein Blick auf die neue italienische Schule lehrt, bis zu welcher Rücksichtslosigkeit gegen den Verletzten eine falsche Humanität führen kann. Bezeichnend genug ist schon die äußere Anordnung unsers Strafverfahrens, in dem der Verletzte bestenfalls weiter nichts als ein Zeuge unter andern ist.

Man denke sich in die Seele eines Menschen hinein, der die feste Überzeugung hat, von dem Angeklagten verletzt zu sein, es aber gerichtlich nicht beweisen kann, und der es nun mit ansehen muß, wie der Schurke, der ihm seine Ehre, seine Arbeitsfähigkeit, sein Vermögen geraubt hat, von dem Staate obendrein noch eine Entschädigung erhält, nur weil die Schuld des Angeklagten dem Strafrichter nicht bewiesen werden kann, oder weil der Übeltäter vorsichtig genug war, seine Handlung so einzurichten, daß sie dem Strafgesetze nicht unterliegt. Stehen sich ein Verdächtiger und ein Unschuldiger gegenüber, dann müssen die Sympathien des



Gesetzgebers dem Unschuldigen gehören, und die Rücksicht auf ihn erhelft gebieterisch, daß der Verdächtige nicht entschädigt werde.

Somit kann, lassen wir einmal einen Rechtsanspruch auf Entschädigung zu, dieser nur dem zustehen, dessen Unschuld klar erwiesen ist. Damit steht im engsten Zusammenhange die Forderung, daß eine Entschädigung nur für erlittne Straf-, nicht auch für erlittne Untersuchungshaft gewährt werde. Das Gegenteil würde unmittelbar dazu führen, daß man wieder auf die mit Recht so verpönte „Entbindung von der Instanz“ käme, d. h. zur Freisprechung unter dem Verdachte der Thäterschaft. Alte Irrenärzte sind geneigt, in jedem Menschen, dessen Verhalten nicht ganz dem Durchschnittsverhalten der Gesellschaft entspricht, einen Irren zu sehen; alte Strafrichter sind geneigt, in jedem außergewöhnlichen Falle ein Indizium zu erblicken. Im gesamten Rechtsleben giebt es kaum eine schwierigere Aufgabe, als einen alten Strafrichter von der Unschuld eines Angeklagten zu überzeugen. Jeder Praktiker wird mir recht geben, wenn ich die Annahme noch als optimistisch bezeichne, daß von hundert Freigesprochenen höchstens fünf wirklich als „unschuldig“ anerkannt werden würden. Sind nun von diesen hundert Freigesprochenen zwanzig wirklich unschuldig, so hat man das unerfreuliche Ergebnis, daß, um fünf Unschuldige zu entschädigen, fünfzehn ebenso Unschuldige lebenslanglich unter dem Verdacht eines Verbrechens leiden müßten.

Selbst von dem so gesundnen Satze, daß nur der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochne Angeklagte, dessen Unschuld erwiesen ist, eine Entschädigung erhalten darf, giebt es noch Ausnahmen; ihre Erörterung würde indessen hier zu weit führen.

Bei der Frage, wofür Entschädigung gewährt werden solle, unterscheidet man Ersatz des Vermögensschadens, Genugthuung für die Schande der Verurteilung und Entschädigung für die sonst durch die Haft erlittnen Nachteile. Über die ersten beiden Arten der Entschädigung herrscht kein Streit; sie sind ihrem innersten Wesen nach gerechtfertigt; die Genugthuung erfolgt zweckmäßig durch geeignete Veröffentlichung des freisprechenden Urteils. Umso mehr Schwierigkeiten bietet die dritte Art der Entschädigung, die notwendig in Geld erfolgen muß. Man hat sie zunächst abgelehnt, weil der Richter nicht imstande sei, Strafhast und Geld gegen einander richtig abzumessen. Mit Unrecht. Dem Richter werden ganz andre und viel schwierigere Aufgaben zugemutet. Man braucht zum Beweise dafür nicht die französische Rechtsprechung in Schadenersatzprozessen herbeizuziehen; gerade das Strafrecht bietet ein treffliches Beispiel, denn es fordert vom Richter, die Schwere des Verbrechens, die sich aus der Intensität des verbrecherischen Willens und der Größe des verbrecherischen Erfolgs ergibt, in ein richtiges Verhältnis zu setzen zu einer Strafe, meist einer Freiheitsentziehung. Und in der Buße und im Schmerzensgelde finden wir weitere Beispiele dafür, daß Geld und abstrakte Begriffe gegen einander abgemessen werden können.

Bedenklicher ist diese Lösung nach einer andern Seite hin: sie würde unmittelbar dazu führen, daß der Reiche eine höhere Entschädigung erhalten müßte als der Arme. Der Millionär hat andre Bedürfnisse als der Arbeiter; jenem gewährt dieselbe Summe viel geringere Entschädigung als diesem. Der Arbeiter, der tausend Mark Entschädigung erhält, kann sich damit vielleicht zu einer höhern Stufe emporarbeiten; dem Millionär bedeuten dieselben tausend Mark nichts. Und doch hat der Millionär — läßt man einmal die unanschätzbaren rein idealen Güter beiseite — durch die Haft weit mehr entbehrt als der Arbeiter. Nun aber wäre ein Gesetz, das die Entschädigung nach der Größe des Vermögens des zu Ent-

schädigenden abmessen wollte, im höchsten Grade antisozial. Es wäre auch darum bedenklich, weil es den Anschein erwecken könnte, als ob der Arme und der Reiche vor dem Gesetze nicht gleich wären. Ein solches Gesetz wäre heute eine Unmöglichkeit. Diese Schwierigkeit umgeht der Vorschlag des Herrn Professor Binding, ein „Sühnegeld“ zu bewilligen, das je nach der Schwere der Haftart und der Länge der Haft ein für allemal gesetzlich zu bestimmen sei. So annehmbar dieser Vorschlag auch auf den ersten Blick erscheint, so wenig Widerhall würde doch eine derartige Entschädigung im Rechtsbewußtsein des Volkes finden, und die Einrichtung würde sich, wie mir scheint, kaum als lebens-, geschweige denn als entwicklungsfähig erweisen.

Dafür, daß der Entschädigungsanspruch ein Rechtsanspruch werden solle, hat sich der Reichstag nun fast in anderthalb Dezennien bei jeder Gelegenheit ausgesprochen, meines Erachtens zu Unrecht.

Ein Rechtsanspruch ist ein erzwingbarer Anspruch, der von einer objektiven Rechtsnorm abhängt. Der Entschädigungsanspruch hängt nach dem Entwurf davon ab, daß die Unschuld des Verurteilten erwiesen wird. Was heißt das? Gesetze stellen Rechts-, nicht Sittlichkeitsbegriffe auf; mit der Sittlichkeit an und für sich hat das Recht nichts zu schaffen. Unschuld im Sinne des Entwurfs kann also nur die rechtliche Unschuld bedeuten; es muß erwiesen sein, daß der Angeklagte das Strafgesetz nicht verlegt hat. Dann aber haben alle die Angeklagten einen Anspruch auf Entschädigung, deren Handlungsweise dem Strafgesetze nicht unterliegt, obgleich sie sittlich verwerflich ist. Es ist schon oben dargelegt worden, zu welchen unerträglichen Folgen diese Auffassung führen könnte.

Noch ein anderes Bedenken erhebt sich. Kann der Anspruch auf Entschädigung bestenfalls nur in dem beschränkten Umfange, wie ihn der Entwurf verleiht, gewährt werden, so ist er überhaupt so gut wie wertlos. Denn wie selten es einem bereits verurteilten Angeklagten gelingen würde, ein Strafgericht von seiner Unschuld zu überzeugen, das zeigt ein einziger Blick in die heutige Praxis. Freilich gewährt es eine gewisse Befriedigung, wenn zum mindesten in diesen wenigen Fällen ein Rechtsanspruch besteht. Es ist aber zu befürchten, daß der Staat, wenn er erst der Entwurf Gesetz geworden ist, geneigt sein wird, andre Fälle, die nicht in den Rahmen des Gesetzes passen, überhaupt nicht oder nur in sehr geringem Maße zu berücksichtigen.

Gegenwärtig bestehen in den meisten deutschen Staaten Fonds, aus denen nach dem Gutbefinden der obersten Justizverwaltungsbehörden unschuldig Verurteilten Entschädigungen gewährt werden können. Bleiben diese Fonds bestehen, so liegt die Gefahr nahe, daß die Behörden, die über ihre Verwendung zu bestimmen haben, nachdem einmal die öffentliche Meinung durch ein notwendigerweise völlig unzureichendes Gesetz beruhigt ist, an die einzelnen Fälle einen viel strengern Maßstab anlegen werden, als es jetzt der Fall ist.

Der Bundesrat hat lange Jahre hindurch die wiederholten Resolutionen des Reichstags abgelehnt, die einen Gesetzentwurf über die Entschädigung unschuldig Verurteilter verlangten. Der Bundesrat stellte sich auf den Standpunkt, daß das vorhandne Nichtrecht dem zu schaffenden Rechte vorzuziehen sei. Dieser Standpunkt ist ganz richtig. Das neue Gesetz ist zwecklos, weil es nur auf einem kleinen Gebiete angewandt werden kann, und gefährlich, weil die strengere Verwaltung des Dispositionsfonds eine Schädigung des öffentlichen Rechtsbewußtseins bedeuten würde.

Im Jahre 1883 hat Otto Vöhr das jetzt bestehende Verfahren als das allein zweckmäßige empfohlen. Wenn er damals anführte, es erscheine verführt, mit einem

Gesetze vorzugehen, so gilt das heute nicht weniger als vor fünfzehn Jahren. Noch heute erscheint es richtiger, die oft so sehr wünschenswerte Entschädigung unschuldig Verurteilter als Verwaltungs- und nicht als Rechtsfrage zu behandeln. Will man Härten im Strafrecht mildern, so kann das schon heute geschehen, indem man den unschuldig Verletzten Entschädigungen gewährt.

Bruno Marwig

Der Reichstagsabgeordnete Bebel über Elsaß-Lothringen. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Bebel hat in einer der letzten Sitzungen des Reichstags wieder einmal die Gelegenheit ergriffen, gegen die Regierung und die Verwaltung des Reichslands die schärfsten Angriffe zu richten, und hat die Ansicht ausgesprochen, die Schuld daran, daß Elsaß-Lothringen noch vom übrigen Deutschland abge sondert sei, träge einzig diese Regierung und Verwaltung. „Eine Regierung, sagte er, die in fünf und zwanzig Jahren noch nicht völligen Frieden hat schaffen können, ist unfähig. . . . Dem weitaus größten Teil der Bevölkerung liegt alles, was an die französische Herrschaft gemahnt, vollständig fremd. Deutsche Sitten sind ihnen eigen geworden usw. Der jetzige Zustand ist eine Schmach und eine Schande für das gesamte deutsche Vaterland.“

Diesen Äußerungen gegenüber, die geeignet wären, einem die Röte des Zorns und der Scham in die Wangen zu treiben, erscheint es nicht uninteressant zu lesen, wie ein Franzose über die jetzige Stimmung in Elsaß-Lothringen urteilt. Ein alter französischer Offizier, Oberst Thomas, der alljährlich nach Metz reist, um dort die Gräber seiner 1870 gefallenen Kameraden zu besuchen, hat in diesem Jahre seine Reise auch nach dem Elsaß und schließlich bis nach Baden ausgedehnt; er veröffentlicht seine Eindrücke in *La France Militaire* vom 14. Februar d. J. und schreibt unter anderem: „Die Lothringer und Elsässer haben für Frankreich noch immer die gleichen Gefühle, die gleiche Hingebung, den glühenden Wunsch, wieder Franzosen zu werden. . . . Trotz der deutschen Einwanderung und der deutschen Erziehung haben sich die alten Lothringer, ihre Kinder und Enkel nicht verändert. Im Elsaß hat zwar der größte Teil der Industriellen aus geschäftlichen Gründen die deutsche Nationalität angenommen, aber die Kinder läßt man in französischen Schulen erziehen. . . . Es ist rührend, festzustellen, daß im Elsaß die jungen Leute, die nach 1870 geboren und jetzt zwanzig- und fünf und zwanzig-jährig sind, ja daß auch die Kinder eine tiefe Abneigung gegen alles haben, was deutsch ist.“ Wir halten diese Auslassungen des französischen Offiziers für sehr übertrieben, aber immerhin ersieht man daraus, daß die Ansichten über die Stimmung und Gesinnung der reichsländischen Bevölkerung recht verschieden sein können; wir sind weit davon entfernt, den französischen Offizier als eine unparteiische Autorität anzuerkennen, aber genau ebenso wenig gestehen wir dies dem Sozialistenführer Bebel zu. Wenn dessen Behauptungen, daß deutsche Sitten der reichsländischen Bevölkerung eigen geworden seien, und daß dem weitaus größten Teil der Bevölkerung alles, was an die französische Herrschaft gemahnt, vollständig fremd sei, wahr sind oder wahr wären, so hätte jedenfalls die deutsche Regierung ihren Zweck erfüllt und die richtigen Maßregeln zur Germanisierung Elsaß-Lothringens ergriffen; die Vorwürfe Bebels wären also vollständig unbegründet. Andererseits scheint uns aus dem Bericht des Oberst Thomas unwiderleglich hervorzugehen, daß die deutsche Regierung sehr wohl und recht daran thut, daß sie nicht die Mittel aus der Hand giebt, nötigenfalls scharfe Ausnahmemaßregeln zur Geltung zu bringen.

Herr Bebel empfiehlt schließlich auch die vermehrte Anstellung von süddeutschen Beamten an Stelle der norddeutschen; wir glauben, daß er in diesem Punkte

nicht ganz unrecht hat; aber erstens ist schon eine große Zahl von süddeutschen Beamten in Elsaß-Lothringen angestellt, und zweitens findet keinesfalls die Bevorzugung einer bestimmten deutschen Nationalität statt. Daß man aber auch hierin von verschiedenen Gesichtspunkten aus urteilen kann, geht aus den Eindrücken hervor, die Oberst Thomas angeblich bei seinem Aufenthalt im Großherzogtum Baden empfangen hat; er schreibt nämlich: „Die Bewohner von Baden betrachten sich als Annekirte, sie bedauern ihre Angliederung an das Deutsche Reich und möchten zu Frankreich in den gleichen freundschaftlichen Beziehungen stehen wie früher.“ Diese Behauptung ist in ihrem ersten Teil selbstverständlich Unsinn; die Badenser sind ganz ausgezeichnete Deutsche, und die Franzosen sollten doch nach achtundzwanzig Jahren endlich gelernt haben, daß der Kitt, der alle deutschen Stämme eint, nicht mehr von ihnen gelockert werden kann; was aber den zweiten Teil der Behauptung betrifft, so liegt das Hindernis freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen ganz gewiß nicht bei den Deutschen, sondern einzig bei den Franzosen.

Wenn heute der Angliederung der jungen reichsländlichen Generation an Deutschland noch Schwierigkeiten entgegen stehen, und diese Assimilation zu wünschen übrig läßt, so machen wir dafür auch die internationale, vaterlandslose Sozialdemokratie verantwortlich, die in den letzten Jahren leider auch in Elsaß-Lothringen an Boden gewonnen hat. W.

Ein neuer Beitrag zur Litteraturkenntnis der Ultramontanen. Etwas gutes ist man von der katholischen Heypresse nicht gewöhnt. Wenn sie es aber so arg treibt, wie jüngst das sehr verbreitete Westpreußische Volksblatt, so muß ihre grobe Unmaßlichkeit und außergewöhnliche Thorheit denn doch wieder einmal tiefer gehängt werden.

In dem Leitartikel einer Januarnummer beschwert sich diese Zeitung über „die Geister der Finsternis(!) in unsern Schulbibliotheken“ und führt aus den Bruchteilen der Kataloge von fünf westpreußischen Gymnasien (drei katholischen und zwei paritätischen) eine Reihe von Werken an, die die katholischen Schüler „ihrem Glauben und ihrer Sitte entfremden“ müßten. Wir wollen über das einzelne mit dem Verfasser nicht rechten, wollen ihm in verschiedenen Fällen nicht seine Unkenntnis und in den meisten nicht die Verschrobenheit seines Standpunkts vorhalten: mit Leuten, die bedingungslos eine noch so mittelmäßige, wenn nur streng und starr konfessionelle Litteratur durch ihr Betern anstreben, ist eine Verständigung schlechterdings unmöglich. Wir wollen auch nicht darauf hinweisen, daß die katholische Jugendlitteratur trotz ihrer Mittelmäßigkeit und damit über ihr Verdienst hinaus in den bemängelten Schülerbibliotheken doch vertreten ist (z. B. durch den Verlag von Bachem in Köln), und daß die angegriffnen Gymnasien alle fast ebenso viele (öfters sogar mehr) evangelische Schüler haben. Das aber übersteigt doch alles glaubliche, daß in allem Ernst Ebers, Heyse und Gottschall für — Juden gehalten und dementsprechend auch behandelt werden. Eine solche Auffassung, besonders der Werke von Paul Heyse dürfte durchaus neu sein. Überhaupt der arme Paul Heyse! Dieser angeblich große, von jüdischer(!) Reklame zum Klassiker gestempelte „Stammesgenosse von Ebers,“ d. h. Jude, wird zunächst nach dem bekannten Verfahren durch ein Urteil des Protestantens(!) Bleibtreu allgemein vernichtet; dann wird nur noch schlicht hinzugefügt, daß seine Dramen, insbesondre Hadrian und Kolberg, sich an dem und jenem Gymnasium befänden. Der katholische Kritiker kennt nun wenigstens „Kolberg“ sicherlich nicht. Wir müssen dies zu Ehren seines Vaterlandsgefühls



annehmen, daß sich an diesem edeln und konfessionell gänzlich vorwurfsfreien Schauspiel sicher erwärmt hätte. Darf aber ein Mann, der den Ansprüchen einer allgemeinen Bildung so wenig genügt, literarische Fragen überhaupt behandeln? Übrigens ist es erheiternd, wie die Redaktion in einer besondern Anmerkung ihren Mitarbeiter ergänzt; es wird nämlich zu dem Namen von Julius Wolff, der nach Gottschall als vierter abgefanzelt wird, unter dem Text wörtlich bemerkt: Julius Wolff ist trotz seines jüdisch klingenden Namens kein Jude, doch sind seine Dichtungen nicht minder ungefährlich (so!) für jugendliche Gemüter. D. Red. Man sieht, daß Redaktion und Autor einander würdig sind, und nimmt nach all diesem Unfug endlich fast mit Erstaunen wahr, daß Gustav Freytag, „dem wirkliche Größe nicht abzusprechen ist, der aber bei der Verunglimpfung der katholischen Kirche bekanntlich in den ersten Reihen der Streiter steht,“ nicht schließlich auch noch für einen Juden erklärt wird. Wenn Verfasser und Redaktion einmal sein Bildnis gesehen hätten, würden sie vielleicht hinzugesetzt haben: trotz seines Aussehens. Aber das wird ihnen ebenso unbekannt geblieben sein wie seine Ehe mit einer Jüdin, die sonst von dieser Seite sicherlich auch ausgenützt worden wäre.

Daß sich solche bodenlosen Ubernheiten und Unwissenheiten selber richten, ist nun nicht unbedingt der Fall. Hat doch bald nach dem Erscheinen des behandelten Artikels die gelesenste westpreußische Zeitung, der Gesellige, einem an seinem Blatt irregewordenen, wahrheitsdurstigen Leser tiefen Ernstes und mit einigen Einzelheiten versichern müssen, daß Paul Heyse trotz des Westpreußischen Volksblattes — kein Jude sei. Und da soll es noch leicht sein, keine Satiren zu schreiben!

Deutsche oder lateinische Schrift? Man fürchte keine gelehrte Abhandlung, denn diese Frage, die jeden Deutschen angeht, kann man glücklicherweise beantworten ohne Fachgelehrsamkeit. Ja es ist, wie wir gleich sehen werden, gar nicht angebracht, den Fachgelehrten in dieser Frage die alleinige Entscheidung zu überlassen.

Manche Gegner der deutschen Schrift belehren uns, daß diese schon deshalb kein Recht habe, länger beibehalten zu werden, weil sie gar nicht original, sondern durch die verzierende, schnürkelnde Hand der Mönche seit dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert aus der lateinischen Minuskel entstanden sei. Nun wäre zunächst zu erwidern, daß unsre jetzige sogenannte lateinische Schrift, die „Antiqua,“ doch auch nur eine Nachbildung der altrömischen Schrift ist, oder genauer, daß sie sich erst im Lauf vieler Jahrhunderte aus der römischen Kapitalschrift entwickelt hat, also ein recht später Nachkomme der altrömischen Schrift ist. Und weiter: war denn die römische Schrift selber „original“? Sie ist doch aus der griechischen entstanden, die Griechen aber waren wieder nicht ganz original, sondern bildeten sich ihre Buchstaben aus den semitischen. Da müßten wir also zum phönizischen Alphabet zurückkehren? Schade nur, daß wir dann vielleicht immer noch nicht durchaus original wären; denn schließlich wird doch das phönizische Alphabet auf die ägyptischen Hieroglyphen zurückgehen. Also den kindischen Einwand von der mangelnden Originalität sollte man beiseite lassen.

Aber, heißt es nun, unsre Schrift sei auch nichts eigentümlich Deutsches, nicht einmal etwas eigentümlich Germanisches, denn jene Mönchschrift, die edige Minuskel, sei im Mittelalter auch bei den romanischen Völkern gebraucht worden. Richtig! Aber sie ist nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland zu ihrer jetzigen Gestalt umgebildet (besonders durch Albrecht Dürer) und zunächst auch von den meisten übrigen germanischen Völkern beibehalten worden. Freilich wird sie

jetzt ja leider in Dänemark und noch mehr in Norwegen verdrängt, und in Schweden ist sie wohl schon im Verschwinden; aber sollte nicht der Umstand, daß sie bei uns die Herrschaft in einem Umfange behauptet hat, wie sonst nirgends, auf einen nationalen Instinkt zurückzuführen sein? Die scharfe, eckige, spröde, gebrochne („Fraktur“) Schrift entsprach dem Geschmack unsrer Vorfahren, weil sie dem ursprünglichen Charakter unsers Volks angemessener ist als die weiche, runde, geschmeidige Antiqua, der sich die romanischen Völker mit ebenso sicherem Instinkte bald wieder zuwandten.\*) Die deutsche Schreibschrift, die aus der mittelalterlichen Minuskelschrift abgeleitet ist, trägt denselben Charakter wie die Druckschrift. Kann man sich die Handschrift Bismarcks, dieses Urteutonen, mit ihren großartigen, ehernen Zügen, wo jeder Buchstabe an eine Damascener Klinge erinnert, in lateinischer Schrift vorstellen? Alle gelehrten Auseinandersetzungen können nichts an der Thatsache ändern, daß die deutsche Schrift, die freilich mit allen Schriften — die Hieroglyphen ausgenommen — das Unglück teilt, Umbildung einer frühern Schrift zu sein, eine nationale Eigentümlichkeit geworden und bis jetzt geblieben ist. Sie ist uns allen übersichtlicher, bequemer, vertrauter, anheimelnder, mögen auch einige gelehrte Doktrinaire das Gegenteil behaupten; sie ist ohne Frage vollstümlicher. Bei rein wissenschaftlichen, nur für einen kleinen Gelehrtenkreis bestimmten Werken lassen wir uns das Lateinische noch gefallen, aber wenn wir unsre Tageszeitung, unsern Goethe und Schiller in lateinischen Lettern genießen sollten, so würden wir uns bedanken. Jedes andre Volk würde mit Eifersucht darüber wachen, daß eine nun einmal vorhandne nationale Eigentümlichkeit erhalten bliebe; dem guten Deutschen aber mutet man zu, daß er sich einer gelehrten Doktrin zuliebe eine durch vier Jahrhunderte geheiligte Überlieferung nehmen lasse. Es hat sich sogar, wenn ich nicht irre, ein Verein zur Bekämpfung der deutschen Schrift gebildet. Merkwürdigerweise sind die eifrigsten Gegner unter den Germanisten zu finden; sie stützen sich auf Jakob Grimm. Aber in dieser Frage gilt die Stimme eines Dürer und eines Bismarck, des Künstlers und des Staatsmannes, eines Staatsmannes, den wir als die Verkörperung unsers Volkstums zu bezeichnen pflegen, mehr als die Stimme des Gelehrten. Sollte der große Völkerpsycholog hier nicht ein feineres Verständnis haben für das, was der Eigenart unsers Volks angemessen ist, als selbst der in seinem Fache hervorragendste Gelehrte, dem der Blick leicht durch das rein wissenschaftliche Interesse getrübt wird? Bismarck ist bekanntlich ein so abgesetzter Feind der lateinischen Schrift, daß er die Zujendung von Büchern dieser Art gar nicht annimmt. Er würde nicht mit solchem Nachdruck für deutsche Schrift eintreten, wenn er sie nicht für ein wertvolles Stück unsrer nationalen Besonderheit hielte.

Er kennt seine lieben Deutschen mit ihrer noch immer nicht überwundenen Schwäche, der Begeisterung fürs Internationale und der Geringschätzung des eignen Volkstums, der Gefälligkeit gegen das Ausland — er kennt sie zu genau, als daß er die internationale Verflachung, die Gleichmacherei nicht auch in dieser Frage bekämpfen sollte, die nur vom Unverstande für eine Außersichlichkeit, für eine Nebensache gehalten werden kann. So sicher es nicht Nebensache ist, ob ein Volk fremde Moden und fremde Sitten hat oder eigne — das eine bedeutet geistige Knechtschaft, das andre geistige Selbständigkeit —, so sicher ist es nicht gleichgiltig, ob

\*) So ist es gewiß auch kein Zufall, daß die völlig charakterlose Rundschrift trotz allen Bemühungen Socnedens in Deutschland keine solche Verbreitung gefunden hat wie in Frankreich.

ein Volk eine zur nationalen Eigentümlichkeit gewordne Schrift festhält oder aufgibt. Oder ist die Schrift, das sich dem Auge darstellende Wort, weniger wichtig als das Kleid, das man auf dem Leibe trägt? Und das deutsche Volk, das sich erst allmählich von den obengenannten Krankheiten, den Folgen des dreißigjährigen Kriegs, erholte, hat viel mehr Ursache als jedes andre Volk, alles zu wahren, was seiner nationalen Eigentümlichkeit zur Stütze dient. Das Ausland mag es als „Rücksichtslosigkeit“ empfinden, daß wir unsre eigne Schrift behalten wollen; aber das sollte uns kalt lassen. Man kann zuweilen von Ausländern, die deutsche Institute besuchen, über die „Rücksichtslosigkeit“ Klagen hören, daß man sich bei Bekanntmachungen deutscher Schrift bediene. Eine Rücksichtslosigkeit, daß man in Deutschland deutsch schreibt? Am Ende ist es noch rücksichtslos, daß wir in Deutschland deutsch sprechen. Und wirklich hört man von Ausländern auch die Ausmerzung der Fremdwörter tadeln, weil dadurch die ohnehin so schwierige deutsche Sprache noch schwieriger werde. Welchem andern Volke würde man dergleichen zu bieten wagen? Was würde ein Russe sagen, dem man die Zumutung stellte, seine Schrift wegen mangelnder Originalität und aus Rücksichten gegen das Ausland aufzugeben? Er würde das für einen schlechten Witz, vielleicht aber auch für eine nationale Beleidigung ansehen, mindestens aber sagen: „Original oder nicht original, sie ist einmal eine nationale Eigentümlichkeit, und damit basta! Und wer von den Ausländern sie nicht lernen will, der lasse es bleiben.“ Der Deutsche aber wird seine eingewurzelte Gewohnheit, dem Auslande gegenüber auf Socken zu schleichen, so schwer los, daß er auch in solchen Fragen anmaßlichen Wünschen Gehör giebt und fürchtet, ein Unrecht zu begehen, wenn er allein von allen westeuropäischen Völkern ein eignes Alphabet behält und seine bekannte Opferfreudigkeit nicht auch hier erweist.

Einen Schein von Berechtigung hat der lateinische Druck, wie bemerkt, bei rein wissenschaftlichen Werken, wo der Verleger auf ausländische Leser rechnet. Aber diese Vorsicht ist gewiß unbegründet; werden denn unsre Deutsch gedruckten Tageszeitungen im Auslande weniger gelesen als Zeitungen anderer Länder? Wer imstande ist, deutsche wissenschaftliche Werke zu studiren, studirt sie auch in deutschem Druck, und glücklicherweise halten, wenigstens in der Theologie, eine Anzahl von Autoren und Fachzeitschriften, die in der ganzen gelehrten Welt gelesen werden, unbeirrt am Deutschen fest. Es ist auch meist wohl nicht der Verleger, dem es um lateinischen Druck zu thun ist, sondern der Autor. Besonders jüngere Gelehrte glauben zuweilen durch dieses wohlfeile Mittel ihrem Buche mehr Ansehen zu geben: es sieht eben fremder, d. h. nach deutschen Begriffen bedeutender, großartiger, „vornehmer“ aus. Es muß sich schon durch sein Außeres als für die Gelehrten Gilde bestimmt kenntlich machen. Will man dann noch etwas ganz Besondres vorstellen, so schreibt man auch die Substantiva klein (obwohl die Sitte, die Substantiva durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen, wohl ebenso alt ist als unsre deutsche Schrift), dann läßt es erst ganz vornehm und „wissenschaftlich“!

Der pädagogische Einwand endlich, es sei eine Überlastung der Schuljugend, daß sie zwei Schriftarten lernen muß, verdient nicht ernst genommen zu werden. Das Kind lernt doch nicht beide zugleich, sondern das andre erst dann, wenn das eine völlig beherrscht wird. An der Nervosität der Schuljugend ist das deutsche Alphabet wahrhaftig unschuldig; man sollte lieber die unsinnig frühe Marter mit Diktaten und andre Verstöße gegen den gesunden Menschenverstand dafür verantwortlich machen. Übrigens müßte schon die Elementarschule den Wahn bekämpfen, daß die lateinische Schrift etwas besseres sei als die deutsche, und nicht schon den

Abschützen zu dem Glauben verleiten, sein Name gewinne, wenn er mit lateinischen Buchstaben gemalt wird.

Zum Schluß: gilt die Pietät den Leuten, die der deutschen Schrift den Krieg erklären; gar nichts? Es ist die Schrift, in der die Führer unsers Volks, unsre Denker und Dichter, Könige, Feldherrn und Staatsmänner, Luther und Kant, Goethe und Schiller, Kaiser Wilhelm, Moltke und Bismarck geschrieben haben! Was soll den Ausschlag geben: Nationalgefühl und Pietät, oder Liebedienerei gegen das Ausland und gelehrter Doktrinarismus? Es handelt sich um eine Sache, die enger mit dem Volksleben zusammenhängt, als mancher denkt; das konkrete Leben eines Volkes wird von andern Mächten bestimmt als von gelehrten Theorien und Doktrinen. Soll es wirklich dahin kommen, daß uns Goethe und Schiller in lateinischer Schrift vorgesetzt werden, daß eine deutsche Bibel, ein deutsches Gesangbuch ein interessantes Stück beim Antiquitätenhändler sind?

L.

E. Br.



## Litteratur

Arbeiterhaushalt. Max May, der schon vor sieben Jahren „zehn Arbeiterbudgets“ veröffentlicht hat, giebt zwanzig weitere, deren Ausbringung ihm viel Mühe gemacht hat, heraus unter dem Titel: Wie der Arbeiter lebt. Arbeiterhaushaltungsrechnungen aus Stadt und Land (Berlin, Karl Heymann, 1897). Das Wertvolle in den vorliegenden ist der überzeugende Nachweis, daß der Arbeiter auf dem Lande nicht allein billiger, sondern auch besser lebt als in der Stadt, namentlich dann, wenn er ein wenig Landwirtschaft treiben kann, was in vielen Fällen möglich ist. Der Besitz eines Häuschens und einer Ziege, ein Vorrat von Schweinefleisch und Kartoffeln wehren nicht allein die extrema necessitas ab, sondern halten auch die Existenz aufrecht und schützen vor der Ver lumpung, der die Familie bei sehr geringem Einkommen fast unvermeidlich anheimfällt, wenn der Ernährer längere Zeit krank liegt oder aus andern Ursachen die Arbeit verliert. Und so unsagbar kleine Einkommen, daß die Zurücklegung eines Notpfennigs schlechthin unmöglich ist, kommen allerdings vor. Eine der beschriebnen Familien muß mit 740 Mark im Jahre auskommen, obwohl Mann und Frau stramm arbeiten, und davon sollen nun sieben Personen leben! In der Stadt wäre das einfach unmöglich; auf dem Lande können die Leute bei aller Armfeligkeit ihres Daseins immer noch bestehen, weil sie ihr eignes Häuschen haben, und weil sie, ohne der Verachtung und der Polizei anheimzufallen, in einer Kleidung oder Kleidungslosigkeit umhergehen dürfen, die in der Stadt entweder nicht geduldet wird, oder die den Träger zum Bagabunden stempelt. Man wende nicht ein, daß so niedriger Lohn in der Stadt nicht vorkommt. Dafür kommt zeitweilige Arbeitslosigkeit vor, die schlimmer wirkt als ein zwar niedriger, aber gleichmäßig übers ganze Jahr verteilter Lohn. Und was der städtische Arbeiter mehr verdient, das fressen Wohnung, anständige Kleidung und „standesgemäße“ kleine Luxusbedürfnisse, nicht zu reden von der Verführung zu unnötigem Luxus und zu mancherlei Erholungen, die gar keine Erholungen sind. Da die Nähe





industrieller Arbeiter, die doch eben Nahrungsmittel verzehren und wohnen müssen, auch der Landwirtschaft aufhilft, so empfiehlt der Verfasser dieser wechselseitigen, wohlthätigen Doppelwirkung wegen dringend und mit Recht die Dezentralisierung der Industrie. Die Aristokraten unter den zehn sind zwei Maschinenbauer mit 1957 und 2019 Mark Jahreseinnahmen; dann folgen ein Tapezierer, dem die Frau verdienen hilft, mit 1790 Mark, ein Klempnergefelle mit 1535 Mark, ein Schlosser mit 1516 Mark, ein Schneider, dessen Frau mit schneidert, mit 1445 Mark, ein Landwirtschaft treibender Maurergefelle mit 1344 Mark Jahreseinnahme; die übrigen dreizehn bewegen sich zwischen 1100 und 741 Mark. Der mit 2019 Mark verdient eigentlich nur 1700 Mark, die übrigen 300 bringen Frau und Kinder durch Kartongearbeit auf. Die Leute haben früher in der Stadt gewohnt, wo es ihnen sehr schlecht gegangen ist; jetzt, auf dem Lande, haben sie sich so erholt, daß sie im Jahre über 100 Mark zurücklegen und einen talentvollen Sohn aufs Gymnasium der benachbarten Stadt schicken können. Der andre Maschinenbauer, der einschließlic seiner Sonntagsarbeit, die in Zeichnen besteht, 1957 Mark verdient, lebt in der Großstadt und muß für Wohnung allein 450 Mark geben; noch dazu gilt diese als außerordentlich wohlfeil und wird, weil der bisher einsamen Straße der Verkehr näher rückt, nächstens mehr kosten. Die Leute sind beide aus guter Familie; er hat die Realschule besucht und als Einjährig-Freiwilliger gedient. Es ist leicht einzusehen, daß diese Leute — sie haben vier Kinder von ein bis neun Jahren — bei längerer Krankheit oder Arbeitslosigkeit des einzigen Ernährers in große Not geraten und vielleicht den Boden unter den Füßen verlieren würden. Was es bei einem Einkommen von durchschnittlich 1000 Mark für einen Unterschied macht, ob zwei oder vier oder acht Personen davon zu nähren und zu kleiden sind, braucht nicht ausgeführt zu werden; hat sich eine zahlreiche Familie durchgekämpft, bis die Kinder mit verdienen helfen, so kann sie sich ja dann noch erholen.

Denkdummheiten. Merkworte zur geistigen Selbstzucht. Von Dr. Georg Biedenapp. Leipzig, C. G. Raumann, 1896

Das Motto des kleinen Buches ist Pestalozzi entnommen: „Das Sprachverderbnis unsers Zeitalters und unser einseitiges, oberflächliches, gedanken- und anschauungsloses Maulbrauchen muß zuerst zu Tode gebracht werden.“ Der Verfasser bringt die zu Denkdummheiten verleitenden Sprachdummheiten unter die Rubriken: Superlativismus, Mittelpunktswahn, Winkelweisheit, Sprachfallen. Er verehrt Nietzsche und Dühring, ist aber ein selbständiger Denker; sein Büchlein kann einigen Nutzen stiften.

### Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 57. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Leipzig, im März 1898

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig



